CARINTHIA I.

Digitized by Google

Ger 39505.5.2

No 11499

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

81. Jahrgang.

Klagenfurt 1891.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

Digitized by Google

~~Aus 2.7.5.2~~
Aus 39505.5.2

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Digitized by Google

Inhalt.

Artikel.

	Seite
Skizzen über Römerstraßen und alte Ansiedlungen in der Umgebung von Tamschach. Von Siegmund von Károlyi	1
Die romanische Plastik in Kärnten. Von Professor Dr. Fr. G. Hann	5
Ein kärntnerischer Bauernkalender. Von Dr. Alois Riegl	13
Kinderreime und Kinderspiele. Gesammelt im oberen Görtschitzthal, am Krappfelde und um Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf 23, 80, 121,	157
Aus den Kunstschätzen des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavanthale: 1. Ein Sacramentar aus dem 11. Jahrhundert. Von Professor Dr. Fr. G. Hann 33,	70
2. Ein Elfenbeinrelief aus dem früheren Mittelalter. Von Professor Dr. Fr. G. Hann	151
Zur Verkehrsgeschichte Kärntens. Von Dr. Alexander Peez	37
Sagen vom Schlosse Stein. Von Rudolf Waizer	54
Über die Lage von Loncium an der römischen Plöckenstraße. Von Karl Baron Hauser	65
Der Proceß des Peter Enzi. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhundertes. Von Max Freiherrn von Aichelburg	76
Alte Geschichte Kärntens. Römerzeit. Von Karl Baron Hauser 101,	173
Die Kirche zu Gerlamoos und ihre Wandmalereien. Von Professor Dr. Fr. Hann	111
Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde. Von Dr. Richard Müller	141
Die Malereien in der Kirche zu Dornbach im Maltathal. Von Professor Dr. Fr. G. Hann	179
Die Brechlstear. Aufgezeichnet im oberen Görtschitzthale von Balthasar Schüttelkopf	185
Beda Schroll's Bedeutung für die Geschichtsforschung. Von Professor Dr. Fr. G. Hann	193
Von einem Vergessenen. (Josef Tomashoviz) Von Rudolf Waizer	200

Kleine Mittheilungen.

Die etruskische Felseninschrift am Frauenwandl im Maltathal. Von Karl Baron Hauser 29,	60
Alterthümer-Funde und Erwerbungen im Jahre 1890. Von Karl Baron Hauser	57
Der Münzenfund bei Kleinvassach (Bezirk Villach). Von A. von Jaksch	60

Digitized by Google

2 1/2 2 2

Seite

Wettersprüche und Wettergebete. Gesammelt am Hüttenberger Erzberge von Balthasar Schüttelkopf 89
Ein Beitrag zum Volkshumor aus dem mittleren Gurkthale. Von Janscha 90
Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. Von Professor Dr. Fr. G. Hann 165, 208

Literaturberichte.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Kärnten, VIII. Heft. Besprochen von Dr. Otto Steinwender 31
Culturbilder aus Kärnten. Neue Folge. Von Rudolf Waizer. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 61
Numismatisches über Kärnten. Besprochen von A. von Jaksch 63
Samo und die karantanischen Slaven. Von J. Goll. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 63
Ottokars österreichische Reimchronik. Herausgegeben von Professor Josef Seemüller. Angezeigt von A. von Jaksch 64
Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten. Vortrag von August von Jaksch. Angezeigt von S. Laschitzer 64
Über die römische Zolllinie Noricums nach einem Aufsatze von Marinelli in Padova. Von Karl Baron Hauser 91
Der Dom zu Gurk, seine ursprüngliche Anlage, Veränderung und Baugeschichte. Von Dr. A. Schnerich. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 92
Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten Vortrag von A von Jaksch. Besprochen von Prof. J. Scheinigg 95
Die Länder Österreich-Ungarns in Wort und Bild. VI. Band. Das Herzogthum Kärnten. Geschildert von Dr. Otto Steinwender. Besprochen von Rudolf Waizer 131
Die Einführung des Johanniter-Ordens in Kärnten und dessen Commende und Pfarre Pulst. Von August von Jaksch. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 131
Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt . . . nebst einem Anhange: Das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. 2 Bände. Besprochen von R. Waizer 133
Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales. Von R. Dürnwirth. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann . 135
Die Literatur über das kärntische Bauernhaus. Besprochen von Karl Baron Hauser 138
Hieronymus Marchstaller, Abt von St. Paul 1616 bis 1638, nach seinem Leben und Wirken dargestellt von P. Beda Schroll, Klagenfurt 1891. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 167
Geschichte des k. u. k. kärntnerischen Infanterie-Regimentes FM Graf von Khevenhüller Nr. 7 von G. Ritter Amon von Treuenfest. Wien 1891. Besprochen von Karl Baron Hauser 171
„Am Wörthersee." Von Professor Edmund Aelschker. Besprochen von R. Waizer 172
Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809. Von Jos Hamberger. Besprochen von Professor Dr. Fr. G Hann 208

Digitized by Google

Acc. 27, 3, 2.

Carinthia

II.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigirt von

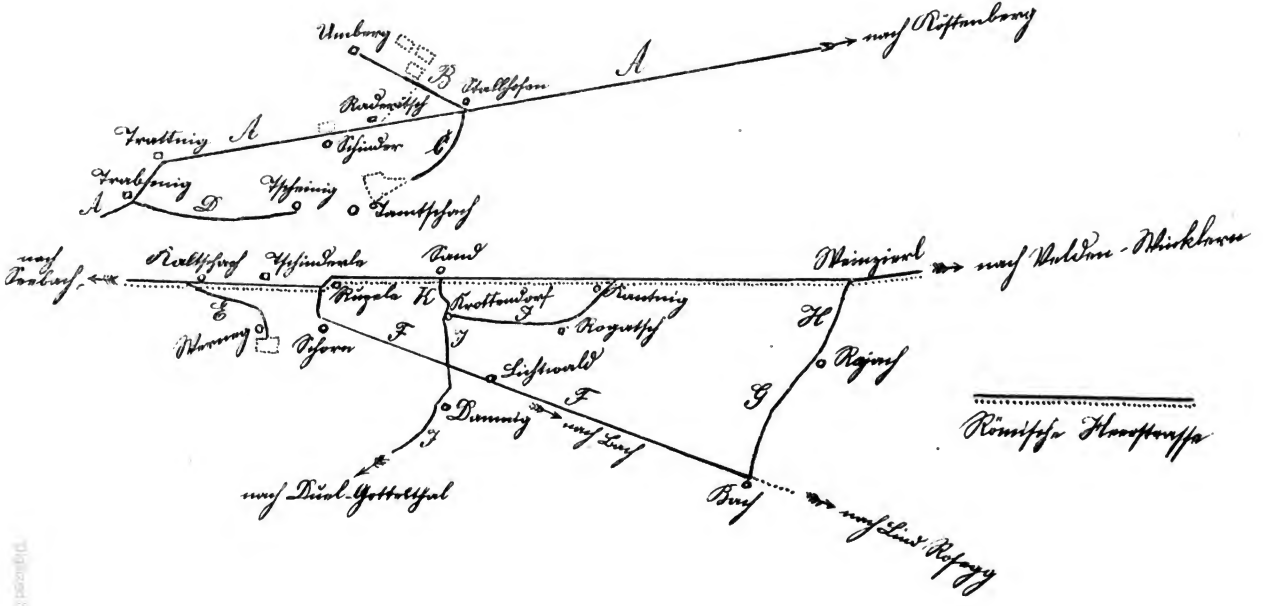
Simon Laschitzer.

III. Jahrgang.

Nr. 1.

Klagenfurt 1870.

B -- 6EB - 2 1917


Umberg
B
Kallsheim
A
nach Rittenberg
Rudmissf
Trattning
A
Pfinder
C
Trabening
A
D
Pfening
Hamtsheim
nach Trabing
Kallsheim
Pfindmala
Pond
Weingirol
nach Waldau-Winkelau
Rügela
K
Trattendorf
Pfantning
E
Nonning
Pfern
F
J
Rogatsf
H
Liftwald
Rejing
F
G
Pamnig
nach Lang
Königl. Hauptstraße
nach Dual-Gottalfal
Buf
nach Land Rafang

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geſchichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taſchitzer.

Nr. 1. Einundachtzigſter Jahrgang. 1891.

Skizzen über Römerſtraßen und alte Anſiedlungen in der Umgebung von Tamtſchach.

Von Sigmund von Károlyi.

Als im Sommer 1889 der Herr k. k. Conſervator Baron Hauſer und ich die nach Virunum führende alte römiſche Heerſtraße bis Winklern ober Velden feſtſtellten, warf ich mir die Frage auf, ob denn ſeinerzeit nicht auch andere Verkehrsſtraßen beſtanden haben mögen in Verbindung mit obiger Heerſtraße.

Ich durchforſchte ſeither die Umgebung Tamtſchachs und kam zu einem überraſchenden Reſultate, indem ich ein relativ reiches Straßennetz auffand.

Alle dieſe Straßen zweigen von der nach Virunum führenden Heerſtraße ab, und ich will es verſuchen, deren kurze Beſchreibung zu geben, indem ich dieſelbe mit Buchſtaben benenne. (Vergl. die Kartenſkizze.)

A. Nördlich, gegenüber dem Sommeregger in Wernberg, zweigt ſich eine Straße in der Breite von ſieben Metern in nordöſtlicher Richtung ab, führt bei der unteren Ulrichteich-Keuſche vorbei durch den Wald und zwiſchen Feldern nach Trabenig, um beim Pettauer eine nördliche Richtung bis zum Trattnig zu nehmen. Von hier geht ſie wieder in nordöſtlicher Richtung durch Wald und Feld bei der Schinder-Keuſche vorbei, wo der Straßendamm gegen 60 Meter lang ziemlich gut erhalten iſt. Von hier führt die Straße in gleicher Richtung über Stallhofen durch den vulgo Bauer zwiſchen Wieſen und Feld bergauf durch Wald, woſelbſt die nach Köſtenberg führende jetzige Straße ſich zum Theil mit derſelben verſchmilzt. An der Meſchnak-Keuſche vorbei führt

Digitized by G

sie in sanftem Gefälle in einen schwachen Bogen nördlich, um dann bis zur Kirche in Köstenberg wieder aufzusteigen.

Ob nun diese Straße ihre Fortsetzung nach Moosburg oder den Tauern findet, hatte ich keine Muße zu verfolgen.

B. Ober der Straße A. sind zwischen Umberg und Stallhofen Reste einer alten Straße vorhanden, welche nach Stallhofen führt und auch jetzt noch benützt wird.

C. Von der Straße A. zweigt sich auch eine alte Straße — zum Theil jetzt noch benützt — in Stallhofen beim Tummer südlich ab und führt in sanftem Bogen zu einem Plateau zwischen Stallhofen und Tamtschach.

D. Von Trabenig zweigen sich Reste einer alten Straße beim Lippitsch in östlicher Richtung ab. Diese ist zum großen Theile im Sumpfe versunken, jedoch erkenntlich. Sie führt in einem schwachen Bogen zum Kotschnig und zum Tscheinig. Die Breite ist fünf Meter.

E. Diese Straße zweigt sich in einer Breite von fünf Metern hinter dem „Kreuze" in Kaltschach an der Südseite von der römischen Heerstraße gegen Osten ab, zieht durch den Obstgarten des Hauschitz über eine Weide, dann durch Wald bis hinter die Tschinderl-Keusche, dann mit einem Bogen nach Süden bergauf zum Werneg. Der Straßendamm ist eine Strecke noch vollkommen erhalten.

F. Hinter der Rupele-Keusche an der römischen Heerstraße zweigt sich eine Straße südlich ab, um dann, dem Sumpfe ausweichend, in einem Bogen nach Südost bei der Schorn-Keusche vorbei nach Lichtwald zu führen, dann an der Teppan-Hube in Petrutz vorbei nach Bach, hierselbst beim „Kreuze" vorbei in südöstlicher Richtung in die jetzige Reichsstraße einmündend. Es dürfte die seinerzeit nach Rosegg führende Straße gewesen sein, indem die Richtung ganz dahin weist und im Walde hinter Lind wieder deutlich alte Straßenspuren in derselben Breite zum Vorschein kommen und nach St. Lambrecht vor Rosegg führen.

G. Von der Straße F zweigt sich unmittelbar vor dem ersten Hause in Bach eine alte Straße nach Rajach ab. Diese führt in nordnordöstlicher Richtung durch Wald bis zum Rogatsch-Graben, in welchem dieselbe, nach etwas steilem Übersetzen des Baches, nach Rajach führt. Der Damm dieser Straße ist namentlich im Rogatsch-Graben stellenweise noch recht gut erhalten und hat die Breite von beinahe sechs Metern.

Digitized by Google

H. In Rajach mündet in die Straße G., beim Wirtshause vorbei und über den Bach setzend, eine von Weinziert (römische Heerstraße) kommende Verbindungsstraße. Es ist größtentheils die jetzige Straße und es finden sich nur Rudimente des alten Unterbaues vor.

J. Vom Schuschnig in Kantnig (römische Heerstraße) führen Reste einer alten Straße in südwestlicher Richtung gegen den Rogatsch-Wald, welche dann in die westliche Richtung übergehen und an der Rogatsch-Keusche vorbeileiten. Hier ist eine lange Strecke, in der Breite von sechs Metern, ziemlich gut erhalten; dann durch Felder jäh abgebrochen, kommt die Straße wieder zum Vorschein hinter der Heber-Huben und führt beim Deutschbauer in Krottendorf vorbei, wo der Unterbau gut ersichtlich ist. Hier übersetzt sie in einem Bogen den Bach, führt nach Süden gewendet zum Haale in Lichtwald, sodann süd-südwestlich hinab beim Zwanziger in die jetzt bestehende Reichsstraße, um nach 200 Schritten in einem schwachen Bogen hinter dem Damnig-Teiche und -Keusche durch Wald hinter Goritschach südlich nach Duel zu führen, von wo sie westlich in gerader Linie durch Gottesthal bis zum herrschaftlichen Meierhof in Schloss Wernberg zieht. Von hier aus dürfte die weitere Führung zur römischen Heerstraße mit der jetzt bestehenden Straße beim Schlossteiche vorbei zum Sommeregger in Wernberg identisch sein.

K. Schließlich sind Reste einer Verbindungsstraße mit der römischen Heerstraße beim Hauritsch in Sand und der Straße J. beim Deutschbauer in Krottendorf zu erkennen; dieselbe führt anfangs südlich, dann nach einem Bogen, um dem Sumpfe auszuweichen, wieder südlich.

Sämmtliche hier beschriebenen Straßen tragen den ausgeprägten Typus alter Römerstraßen, nämlich sehr mächtige Fundamentierung, dann Bruchsteine, schließlich Schotter. Charakteristisch ist auch das Bestreben, die schnurgerade Richtung einzuhalten, von welcher nur dort abgewichen wird, wo Terrainschwierigkeiten zu überwinden sind.

Eine kleine Ausnahme bildet die Straße F, welche mit ungewöhnlich großen Kugelsteinen fundamentiert ist.

Stammen nun diese Straßen aus römischer oder vorrömischer Zeit und wurden sie nur von den Römern bei der Occupation des Landes adaptiert? Dies auszuforschen und zu bestimmen, ist Aufgabe der Fachgelehrten.

Leider ist es mir bisher nicht gelungen, irgend welche Funde zu machen, welche wenigstens einige Aufklärung über die damalige einheimische Bevölkerung geben könnten. Sollten aber Funde gemacht

Digitized by Google

werden, so wird es sich zeigen, ob die von den Römern vorgefundene einheimische Bevölkerung nicht am Ende im Zusammenhange zu bringen wäre mit der großen Nekropole Frög bei Rosegg.

Dieser Luxus eines förmlichen Netzes von ausgesprochenen Kunststraßen in dem relativ kleinen Raume in der Umgebung Tamtschachs gibt zu denken und läßt auf eine zahlreiche Bevölkerung schließen. Ich stellte es mir daher zur weiteren Aufgabe, diesbezüglich eingehende Nachforschung zu pflegen, deren Resultat verhältnismäßig gut ausgefallen ist, indem es mir glückte, unstreitige Reste ehemaliger Ansiedlungen in der Nähe der alten Straßen zu finden.

An der Straße A erhebt sich gegenüber der Schinder-Keuschе ein kleines Plateau, auf welchem ein deutlich sichtbares, erhobenes und längliches Viereck wahrzunehmen ist. An der Südseite befindet sich neben einem sehr mageren Acker eine Rohmauer in der Erde und von den anderen Feldern werden fortwährend Bruchsteine herausgeworfen. Dieses Viereck hat die Größe von ungefähr $1^1/_8$ Joch.

Gegen Stallhofen, unweit der Schinder-Keuschе, liegt die Raderitsch-Keuschе. Von dieser erheben sich gegen Norden drei Terrassen. Bei der ersten findet man massenhaft aus dem Felde geworfene Bruchsteine und es scheint da eine Verbindung mit der Straße A und B bestanden zu haben.

Nördlich hievon erheben sich zwei Terrassen, auf welchen man genau die Contouren großer Vierecke bemerkt und Reste von Grundmauern aus Bruchsteinen sieht. Zur obersten Terrasse führen deutliche Reste einer einstmaligen alten Straße. Indem diese Terrassen der Bodencultur unterliegen, so findet man daselbst eine ungeheure Menge herausgeworfener Bruchsteine, welche wohl schon Hunderte von Jahren dort liegen mögen. Das Gesammt-Areal dieser Terrassen dürfte sich auf ungefähr 10 Joch belaufen.

Am Ende der Straße C — zwischen Stallhofen und Tamtschach — sind deutlich die Umrisse eines großen Viereckes sichtbar, ungefähr $^3/_4$ Joch groß. Es liegt erhöht über einer Sumpfwiese, welche vor einem Jahrtausend ein See gewesen sein mag. Ich ließ an der Contour graben und kam in einer Tiefe von einem Meter auf eine fortlaufende Mauer aus Bruchsteinen, daneben gestampfter Lehm. Leider kamen trotz mehrfachen Grabens keine Funde zum Vorscheine.

Charakteristisch ist sowohl hier als auch bei den benannten Terrassen, daß bei den Mauern keinerlei Mörtel vorkommt. Es scheint,

Digitized by Google

dass die damaligen Bewohner den Gebrauch des Kalkes nicht kannten.

Die Straße E — südlich gegenüber von Wernberg — endet in einem Plateau, auf welchem ich auch Spuren einer einstmaligen größeren Niederlassung entdeckt zu haben glaube. Ich habe aber dieses Plateau zu wenig untersucht, um annähernd Positives sagen zu können. Jedenfalls hat diese Kunststraße, welche sehr wenig befahren wird, zu einer größeren alten Niederlassung geführt, wie denn alle diese Straßen auf eine zahlreiche Bevölkerung und großen Handelsbetrieb schließen lassen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass man bei der Straße D, und zwar beim Tscheinig im Acker, die Erhöhungen eines Viereckes wahrnimmt, und dass daselbst eine große Menge Bruchsteine im Boden gefunden werden.

Wenn in einem so kleinen Theile des Landes, wie in Tamtschachs Umgebung, so viele uralte Kunststraßen sich befinden und unzweifelhafte alte Ansiedlungen an diesen Straßen nachzuweisen sind, so müssten ja in der weiteren Umgebung auch — namentlich, wo die Spur der Römer zu finden ist — mehr ähnliche Nachweisungen gemacht werden können.

Ich hoffe, dass diese Zeilen Fachgelehrten die Anregung geben, die hiesige Gegend einer Untersuchung zu würdigen. Sie würden vielleicht ein besseres Licht in das Dunkel bringen können, als es mir, dem Laien, möglich ist.

Die romanische Plastik in Kärnten.

Von Professor Dr. F. G. Hann.

Die Plastik und Malerei in Kärnten stehen anfangs gleich der Baukunst im Dienste der Kirche; religiöse Aufgaben historischer und symbolischer Art sind es, die ihr zunächst gestellt wurden. Das katholische Gotteshaus ist die Stätte, in der sich die plastische Ornamentik zuerst als Schmuck der Capitäle und Gesimse in reichen und zeitgemäßen Schöpfungen der Einbildungskraft ergeht, heilige Geschichte und geheimnisvolle kirchliche Symbolik erzeugt ferner in den Kirchen das Reliefbild und den ikonischen Säulenschmuck, schafft in der Zeit des Rundbogenstiles in Kärnten manch kurzes und sinniges Poem in Stein, und schon fängt man auch in dieser Zeit an, Grabdenkmäler in Stein gemeißelt

Digitized by Google

hervorzubringen, von denen einige als höchst merkwürdige archeologische Alterthümer auf die Gegenwart gekommen sind.

Die Anfänge der ikonischen Plastik in Kärnten zeigen, wie die in Österreich, durchaus einen primitiven Charakter; sie sind unbeholfen, ohne Belebung und Sinn für gute Verhältnisse und glückliche Raumvertheilung. Die österreichischen Länder bleiben auch diesbezüglich der Zeit nach hinter anderen Gebieten zurück. Wenn in Österreich nur das Relief am Riesenthore in St. Stephan nachweisbar dem XII. Jahrhunderte angehört, hingegen die ikonographisch merkwürdigen der Form nach aber ganz rohen Reliefs am Chore der Kirche zu Schöngrabern (nördlich von Wien) erst im ersten Decenninm des XIII. Jahrhundertes entstanden sind, so dürfen wir die ältesten Steinreliefs in Kärnten in die zweite Hälfte oder an das Ende des XII. Säculums setzen, da sie den gleichen Stil zeigen, wie das Bild im Bogenfelde des romanischen Portales in St. Stephan.

Die ältesten plastischen Reliefs in Kärnten sind zwei Darstellungen der **majestas domini**, d. h. der Hoheit des Herrn, nämlich der segnende Christus, der in der einen Hand das aufgeschlagene Buch hält, in Gurk, und das Bild des Erlösers mit der Siegesfahne, das in Friesach von dem abgetragenen romanischen Karner erhalten ist. Die **majestas domini** findet sich, wie ich andernorts erörtert habe,[1] in Kärnten später zu wiederholten Malen auch in der Malerei in verschiedenen Varianten abgebildet. Es scheint, als ob die älteste Darstellung dieser Art in Österreich im Halbrunde des romanischen Portales zu St. Stephan in Wien auf Kärnten Einfluss genommen hätte. Dort gewahren wir Christus in einer von zwei Engel gehaltenen Mandorla und am Architrav die puppenhaften Figuren von Heiligen.

In Kärnten erweitert sich diese Darstellung zu einem **Tedeum laudamus** in Stein; denn etwas ähnliches bedeutet die Darstellung am Westportale in St. Paul, wo der thronende Herr gebieterisch die segnende Hand ausstreckt, zwei in Demuth kniend zu den Füßen des Herrn gebeugte Apostel ihn in seiner Hoheit anbeten und adorierende Engel, von denen der eine das Kreuz des Sieges hält, sein Lob verkünden.[2] Ein gleiches Loblied auf den Höchsten verkündet die Darstellung am Tympanon des romanischen Portales in Milstat, das wohl

[1] **Neue Carinthia, I., p. 29 ff.**

[2] **Abgebildet Kunsttopographie, Figur 295.**

Digitized by Google

noch aus dem XII. Jahrhunderte stammen dürfte. Christus steht dort feierlich da mit dem geöffneten Buche, in dem die Worte zu lesen: „ego sum alpha et omega“.[1]) Die Rechte streckt er herrschend aus. Hinter ihm gewahren wir Sonne, Mond und Sterne am Himmel, gleich als wollten sie sich vor ihm neigen. Ein Mönch überreicht kniend das Modell des Gotteshauses von Milstat. Die einzige historische Darstellung aus der Zeit der romanischen Plastik in Kärnten ist das Steinbild der heiligen Dreikönige mit dem heiligen Josef vor dem Christkinde im Relief am Bogenfelde des Südportales in St. Paul. Dieses Werk scheint mir der Technik nach das beste Gebilde der romanischen Plastik in unserem Lande zu sein.[2])

Besonders charakteristisch sind aber für Kärntens romanische Plastik die symbolisch-phantastischen Darstellungen, deren räthselhafter Tiefsinn den Forscher beschäftigt und die culturhistorisch von hoher Wichtigkeit sind. Ich erinnere in erster Linie an die bildliche Darstellung außen an der Mittelapsis des Gurker Domes, wo der Herr, symbolisch als Löwe gebildet, siegreich auf den Basilisken schreitet. Dieses Bildnis illustriert den Psalm: „Auf Löwen und Basilisken wirst du schreiten und treten auf den jungen Löwen und den Drachen.“[3])

Wenn wir selbst auf Siegeln, z. B. auf einem Siegel aus Lusin picolo im Staatsarchive zu Wien dieselbe Darstellung finden, so beweist dies, wie sehr die christliche Phantasie der Romanik, genährt durch die Psalmen, von der Vorstellung des Löwen von Juda erfüllt war. Für Kärnten ist das romanische Löwensymbol geradezu kennzeichnend. Zu Lieding im Gurkthale ist im Relief des Tympanon der Kirche das Böse vorgeführt als Drache, der Feuer speit und hinterlistig den Schädel duckt, um den Löwen in den Fuß zu beißen; ein Bild der Versuchung. Der Löwe von Juda aber, d. h. Christus, erhebt siegesgewiss sein Haupt und zwei Männer, die im Hintergrunde sichtbar sind, weisen deutend auf das Heil der Welt, den Löwen, hin. Ich möchte sie als Vorfahren Christi deuten, vielleicht als Jacob und Juda.[4]) In der Kirche zu Wolfsberg im Lavantthale sehen wir nächst der Kanzel einen Löwen, auf dessen Rücken ein

[1]) Abgebildet Kunsttopographie, Figur 242.

[2]) Ankershofen, Kärntens älteste kirchliche Baudenkmale, Tafel III. — Das rohe Relief in Griffen, das die Dreikönige darstellt, dürfte ebenfalls romanisch sein.

[3]) Abgebildet Kunsttopographie, Figur 104, die Figur am Südportale, Figur 102 ibidem.

[4]) Abgebildet Kunsttopographie, S. 175.

Digitized by Google

gekrönter Kopf steht.[1]) Hier bedeutet der gekrönte Kopf einen ganzen Mann, und zwar Simson, den Löwenüberwinder, der ein Symbol Christi ist. Der Löwe symbolisiert aber in anderen Fällen auch den überwundenen Teufel, der herumschleicht wie ein brüllender Löwe. In diese Kategorie von Darstellungen gehört auch die Darstellung in Maria Gail, wo der böse Dämon, der als Löwe gebildet ist, ein Lamm zwischen den Krallen hält, sowie auch in Milstat auf einem Säulencapitäle zwei solche als Löwen gebildete Unholde dargestellt sind, welche einem Kopfe, d. h. den bedrängten Menschen, den Rachen aufreißen. „Errette mich," rufen uns solche Reliefs mit dem Psalmisten zu, „aus dem Rachen des Löwen!" Diese Symbolik, welche, wie Springer nachgewiesen hat, dem Volke durch Predigten und geistliche Interpretation verständlich gemacht wurde, ist besonders an den romanischen Reliefs an der Kirche zu Maria Gail in vielleicht ganz einziger Drastik zur Anschauung gebracht. Da ist die Jungfrau dargestellt, die einem Ungethüme zum Opfer fallen soll, und der christliche Ritter zu Ross, der **miles christianus**, der als Erretter den Drachen, d. h. den Teufel, besiegt. Zwei Engel, von denen der eine durch Schwert und Wage als Symbol der göttlichen Gerechtigkeit, der andere mit der Posaune als Erwecker der Todten zum ewigen Leben markiert sind, weisen auf die göttliche Hilfe hin, die Alles zum gerechten Abschlusse bringt. Auch als Träger und Wächter des Heiligthumes erschien der Löwe in romanischer Zeit in Kärnten, ähnlich wie in St. Zeno in Verona. Stammen doch die liegenden Löwen aus röthlichem marmorähnlichen Kalkstein in der Kirche zu Maria Gail gewiss von einem romanischen Portale, dessen Säulen diese Ungethüme trugen.[2])

Vom Vorbaue des Gurker Domes stammt jener Löwe, der unter dem Steinbilde des Gurker Bischofes Walther heutzutage an einem Hause in Straßburg eingemauert zu sehen ist. [3])

So sehr war die Phantasie von dem Löwenbilde in Kärnten erfüllt, dass auch in nachromanischer Zeit der Löwe in Kärnten in ähnlicher Weise in Stein gebildet wurde. (So gewahren wir in Klagenfurt an oder vor der Wand mehrerer Häuser rohe und kunstlose Löwenskulpturen. Von all' diesen Gebilden ist höchstens der eine der beiden Löwen am Hause Nr. 8 in der Völkermarkter-Straße romanischen Ursprunges.)

[1]) Abgebildet Kunsttopographie, Figur 442.

[2]) Die erwähnten Figuren in Maria Gail, Kunsttopographie, Figur 205 bis 209.

[3]) Mittheilungen der Centralcommission, N. F., XVI., p. 178.

Digitized by Google

In geradezu wüst-grandioser Weise tritt uns die romanische Phantastik in Milstat an den Portalen und an den Capitälen und Basen der Säulen des Kreuzganges entgegen. Schon Ankershofen hat in seinem Werke über Kärntens älteste kirchliche Baudenkmäler einige der seltsamsten dieser steinernen Räthsel abgebildet.[1]) Säulen lasten dort auf monströsen Menschengestalten und Bestien mit geöffnetem Rachen. An einem Kämpfergesimse im Kreuzgange gewahren wir z. B. ein missgestaltetes Thierhaupt mit offenem Maule, in welchem querüber eine mit langem Kleide angethane bärtige Gestalt liegt, welche einen Schlüssel hält. An anderen Orten werden menschliche Wesen, die offenbar das überwundene Böse bedeuten, angekettet und müssen Lasten tragen, oder wir gewahren weibliche nackte Figuren, die mit dem Rücken an Bäume gebunden erscheinen; gleichfalls besiegte Laster. Einen ähnlichen Sinn hat das fliehende, scheu nach rückwärts umsehende vierfüßige Thier mit dem Drachenkopfe, während das Reliefbild eines Greifen, auf welchem eine männliche Gestalt reitet, die dem Thiere den Rachen aufzureißen sucht, die Stelle aus Isaias, XI. Capitel, zu illustrieren scheint, wo es heißt, dass ein Säugling, d. h. der neugeborne Messias, seine Lust haben wird am Loche der Otter. In ähnlicher Weise hält ein perlgekröntes Weib den Stab in das Maul eines Drachen mit geringeltem Schweife; es dürfte die Kirche bedeuten, welche die Pforten der Hölle überwindet. Geflügelte und ungeflügelte Drachen, Greife und Basiliske, Repräsentanten des Bösen, hingegen wieder Pelikane, die durch ihr Herzblut die Jungen nähren und vom Tode erwecken, Symbole des göttlichen Heiles durch Christum, treten uns entgegen. Wir schauen Kämpfe zwischen Menschen und wildphantastischen Thieren. Diese scheinbar sinnlos durcheinander gewürfelte Welt von tollkühnen bildlichen Hieroglyphen waren den Zeitgenossen verständliche Warnungen vor dem Bösen und der Hingabe an den Dämon, der sich mit dem Laster verbindet und das Gute bekämpft. Es ist der Kampf zwischen dem civitas dei und diaboli, den wir hier ikonographisch schauen. Dieser heiße und wilde Kampf auf Erden aber endet mit dem Siege Christi und dem Verschluss der Höllenpforte. Dies lehrt uns die vor dem offenen Rachen der Bestie querliegende, denselben versperrende bärtige Gestalt am Kreuzgange mit dem Schlüssel in der Hand. Es ist hier der himmliche Mann vorgeführt, der nach dem XX. Capitel

[1]) Ankershofen, am a Orte, S. 56 ff. und 60 ff.

Digitized by Google

der Apokalypse vom Himmel herabsteigt und mit dem Höllenschlüssel die Pforte der Hölle verschließt. [1]) Die gewaltige Kette, mit welcher er den Satan in die Hölle geworfen und so das Böse angekettet hat symbolisieren uns die gefesselten und gebundenen Gestalten und die phantastischen koboldartigen Gebilde, welche am Portale und theilweise auch im Kreuzgange unter der Last der Säulen, welche sie zu tragen verurtheilt sind, sich beugen und krümmen, stellen die durch die Kirche gefesselte Macht des Bösen dar. Als Wächter des Heiligthumes aber beschützt der Löwe, dieser unbesiegbare christliche Custode der romanischen, Zeit, den Eingang zum Gotteshause in Milstat. Darum sehen wir dieses mächtige Thier an einer Pfeilerecke in der Halle des Hauptportales in Reliefsculptur. Diese phantastische Bilderwelt in Milstat ist in den österreichischen Alpenländern wohl ohne Gleichen. Übertrifft sie doch an Reichthum und Mannigfaltigkeit die Thiergebilde in der Kirche zu Innichen und die räthselhaften Bilderhieroglyphen im Schlosse Tyrol sind nicht derart über die ganzen Gebäude verstreut, wie hier in Milstat, wo sie den ganzen Kreuzgang und die Portale wie mit einem Zaubernetze umspinnen. In anderen Kirchen des Landes Kärnten ist diese christliche Idee von dem Siege über das Böse und den Kampf zwischen Licht und Finsternis nur annäherungsweise angedeutet, so in der Abteikirche zu St. Paul an den Säulenträgern im Chor und im Querschiffgiebel und in den Trägern des Thürsturzes; hier kann man aber schon im Zweifel sein, ob nicht das meiste doch nur decorativ-phantastisches Zierwerk ist, ganz anders aber in Milstat. Woher erklärt sich diese Singularität? Eine alte Legende erzählt, dass ein zum Christenthum bekehrter slavischer Herzog Domitian tausend Götzen, d. h. Teufel, in den Milstäter See warf und über den Trümmern des zerstörten Heidentempels daselbst das erste Gotteshaus begründete. Ankershofen (Kärntens kirchliche Baudenkmale, S. 65) glaubt, dass diese Legende ihren bildlichen Ausdruck in den Milstäter Sculpturen gefunden habe, dass man also nach Jahrhunderten noch diesen Sieg des Christenthums über das Heidenthum bildlich in den Sculpturen

[1]) An der Außenwand der Siebenhirter Kapelle gewahren wir einen Adler, eine Hand mit einem Schlüssel und drei Fischen. Die Erklärung hiefür gab schon Ankershofen a. a. O. p. 66. Der Adler symbolisirt den h. Johannes, die Fische die Christen. Die Hand mit dem Höllenschlüssel geht auf Apokalypse XX Cap. zurück. Das Relief ist abgebildet Kunsttopographie, Figur 264. Man vergleiche überhaupt das reiche Abbildungsmaterial über Milstat daselbst, S. 229—236.

Digitized by Google

gefeiert habe.[1]) Diese Annahme scheint mir unhaltbar, denn nicht in der volksthümlichen Sagenwelt wurzeln die Sculpturen in Milstat, sie sind vielmehr gleich den Sculpturen ähnlicher Gattung in anderen Ländern Gebilde einer düsteren kirchlichen Mönchsphantasie, welche von dem Kampfe mit dem Bösen, der Macht des Teufels und dessen endlicher Besiegung wach und schlafend träumte und durch die Psalmen, die Apokalypse und den civitas dei et diaboli des heiligen Augustinus, genährt und befruchtet wurde. Ich glaube vielmehr, dass der Geist, welcher die Milstätter Symbolik schuf, aus Baiern stammt. Der Gründer von Milstat war ein bairischer Graf und die Kirche zu Freising hatte noch im XI. Jahrhunderte im kärntischen Oberlande urkundlich allein das Recht, im Einvernehmen mit dem Salzburger Erzbischofe, Kirchen zu gründen, zu weihen und ihr Gebiet abzugrenzen.[2]) In der Diöcese Freising und im benachbarten Regensburg aber ist gerade in dieser Zeit eine Heimstätte kirchlich-mystischer Sculpturphantastik. So sind in Freising in der Krypta des Domes die Capitäle in abenteuerlicher Weise mit Sculpturen ausgestattet und das Portal der Kirche zu St. Jacob zu Regensburg, von dem Gailhabaud (Denkmäler der Kunst, II. Tafel, S. 206 und 207) eine Abbildung gibt, sucht an zauberhaft verblüffender plastischer Phantastik seines Gleichen.

Die plastische Symbolik hat übrigens in Kärnten die Periode der Romanik ebenso überdauert, wie z. B. auch in Steiermark. Auch in der Gothik finden wir hier und im Nachbarlande phantastische Steingebilde; ich erinnere nur an die merkwürdigen ikonischen Capitäle in der Südkapelle der Pfarrkirche zu Völkermarkt[3]) und an den Pelikan und den Löwen mit seinen Jungen in der Kirche zu Althofen.[4]) Nicht alle diese Sculpturen wurden von einem früheren romanischen Bau übernommen, wie dies bei den außen an der Südseite der Kirche von Sanct Leonhard im Lavantthale angebrachten Sculpturen, von denen die Sirene besonders auffällt,[5]) anzunehmen ist. Ist doch in dem benachbarten Steiermark im Kreuzgange der Klosterkirche zu Renberg die romanische Thierwelt derart in die Kunstwelt der Gothik hinübergenommen, dass Heider an

[1]) Diese Annahme ist schon darum unhaltbar, weil die Domitianlegende durchaus nicht bis in diese frühe Zeit zurückgeführt werden kann.

[2]) Meichelbek, Histor. Frising, I., 1, p. 273.

[3]) Kunsttopographie, S. 391 und 392.

[4]) Kunsttopographie, S. 4.

[5]) Abgebildet Kunsttopographie, S. 169.

Digitized by Google

diesem Beispiele die symbolischen Thiergebilde typisch erläutern konnte. [1])

Von den in Stein gearbeiteten Grabmonumenten hat sich aus der romanischen Zeit, das heißt aus der Aera, welche vom XII. bis zum Ende des XIII. Jahrhundertes reicht, nur sehr wenig erhalten. Desto wichtiger sind aber kunstgeschichtlich diese wenigen Grabsteine; sind sie doch die Anfangsglieder einer großen Reihe, welche durch das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit reichend, der Plastik Kärntens ein ebenso eigenthümliches als hervorragendes Gepräge geben. Im Kreuzgange des Dominicaner-Klosters in Friesach treffen wir nahe am Eingange zur Kirche drei interessante Grabsteine, welche noch in die Zeit der Romanik reichen; in der Kirche zu Victring aber sind zwei plastisch höchst merkwürdige romanische Grabsteine neben dem romanischen Seitenportale gegenwärtig eingemauert und wurden durch die liebevolle Fürsorge des Herrn Max v. Moro vom Untergange gerettet. [2]) Sie gehören in die Kategorie der zum Theile inschriftlosen Leichensteine, welche mit einem großen Vortragskreuze plastisch geschmückt sind und in ganz ähnlicher Weise schon im IX. und X. Jahrhunderte auf einem Sarkophagdeckel der nunmehr abgebrochenen Kirche zu Mutzig im Elsass vorkommen. [3]) Diese Form ist selten und repräsentiert eine hohe Alterthümlichkeit. Das Kreuz steht in der Regel auf einem Dreieck-, Halbkreis- oder Kleeblattbogen, und zwar bei den Victringer Steinen auf einem Kreise. Blattwerk und Tauben beleben den einen dieser Grabsteine, der auch keine Inschrift trägt. Da fehlt noch jedes ritterliche oder Geschlechtsemblem, da diese Steine aus einer Zeit stammen, in der die heraldischen Abzeichen erst in der Entwicklung begriffen waren. Der Grabstein mit den Tauben und dann mit Lilien und Rosen geschmückten Kränze stammt unstreitig noch aus dem XII. Jahrhunderte und dürfte in seiner Art archeologisch wenigstens in Österreich gegenwärtig überhaupt wenige seines Gleichen haben.

Zum Schlusse muss das hochinteressante Grabdenkmal des erwählten Bischofs von Gurk, Otto, das sich im Gurkerdome befindet, erwähnt werden. [4]) Diesen Grabstein gewahrt man links vom rechtsseitigen Eingange in die Krypta und stellt in Lebensgröße einen Bischof

[1]) Heider, Mittheilungen der Centralcommission, I., S. 5 ff.

[2]) Abgebildet und beschrieben in der Kunsttopographie, p. 366 bis 368.

[3]) Kraus, im Jahrbuche der kgl. preuß. Kunstsammlungen, I. 226; vergleiche auch Otte, Kunstarcheologie, I., p. 337.

[4]) Abgebildet unter anderem Kunsttopographie, S. 476.

Digitized by Google

in priesterlichen Ornate dar, welcher den Krummstab in der rechten und den Kelch in der linken Hand hält. Die Inful trägt derselbe nicht auf dem Haupte, sondern sie zeigt sich hinter und über dem Kelche. Dies läßt keinen Zweifel, daß hier der erwählte Bischof von Gurk, welcher vor der Consecration 1214 starb, in Stein verewigt ist. Das Gesicht trägt individuellen, fast portraitartigen Charakter. Schnerich[1]) weist mit Recht darauf hin, daß die Ornamente des reich gegliederten Westportales mit den Verzierungen am Gewande, welches der Bischof am Grabsteine trägt, eine auffallende Ähnlichkeit haben. Ein zweites ikonisches Grabmonument aus der Zeit der Romanik ist in Kärnten nicht erhalten.

Ein kärntnerischer Bauernkalender.

Von Dr. Alois Riegl.

Die umstehende Abbildung zeigt zwei Seiten eines achtseitigen Holzstabes, der vor einigen Jahren als Geschenk des Gastwirthes Herrn Sicherer in Hüttenberg in die Sammlungen des Geschichtvereines im Rudolfinum gelangt ist. Der Stab mißt in der Länge 425 mm, mit seiner cylinderförmigen Handhabe, wovon in unserer Abbildung nur der Ansatz sichtbar ist, 510 mm. Die Handhabe ist an ihrem äußersten Ende in einen Eisenreif gefaßt und trägt eine eiserne Kette von 120 mm Länge, die das Aufhängen des Stabes an der Wand erleichtern soll; in unserer Abbildung konnte dieses Endstück der Handhabe keinen Platz mehr finden, weil dies mit Rücksicht auf das Format nur unter einer weiteren Reduction der Maße hätte geschehen können, wodurch aber die Gefahr entstanden wäre, daß die in den Stab eingeschnittenen Zeichen, in denen die ganze Bedeutung des Stabes beruht, in der Reproduction nicht mehr deutlich genug zum Vorschein gekommen wären.

Die erwähnten Zeichen bedecken die sämmtlichen acht Seiten des Stabes. Sie bestehen theils in parallelen, tief eingekerbten Strichen, theils in weniger tief eingeschnittenen Umrißzeichnungen von geometrischen Configurationen, Geräthen, ja selbst Wesen aus der Thierwelt. Jeder einfache Strich bedeutet einen bestimmten Tag des Jahres; die Figuren dagegen beziehen sich auf die Festtage. Diese Figuren sind entweder als Attribute von Heiligen (z. B. Pfeil für Sebastian) oder als conventionelle Zeichen (z. B. Dreieck für Philippus und Jakobus),

[1]) Mittheilungen der Centralcommission, N. F. XVI., p. 181.

Digitized by Google

denen gleichwohl zum Theil bestimmte gegenständliche Symbole zu Grunde liegen mögen, aufzufassen. Wenn man ferner den Begriff der Heiligenattribute ganz streng festhalten will, so wird man aus dieser Gruppe eine Anzahl von attributartigen Zeichen ausscheiden müssen, die keine allgemeine Bedeutung haben, sondern nur mit Lokalgebräuchen und Legenden zusammenhängen dürften (wie z. B. die an einer Spindel nagende Maus für Gertrudis), hieraus ergibt sich sonach eine dritte Gruppe von Figurenzeichen.

Wir haben also einen Kalender vor uns, der in einer fortlaufenden Reihe mittels einer Art von Bilderschrift sämmtliche Tage des Jahres uns vorführt. Die Reihe beginnt mit 1. Januar auf derjenigen unter den acht Seiten des Stabes, die an ihrem rechtsseitigen Ende mit der Jahreszahl 1685 bezeichnet ist (siehe die Abbildung), und zwar beginnt sie am linksseitigen, der erwähnten Jahreszahl entgegengesetzten Ende, wo der oben verdickte äußerste Strich den Jahresanfang (1. Januar) bedeutet. Diese Seite enthält die Tage bis einschließlich 19. Februar. Die Fortsetzung bildet die darunter folgende Seite (in unserer Abbildung nur mehr im obersten Theile, als schmaler Streifen, sichtbar), und zwar wieder links beginnend und nach rechts verlaufend; diese Seite umfasst die Tage vom 20. Februar bis 7. April. So geht es nun weiter durch sämmtliche 8 Seiten des Stabes; auf unserer Abbildung gewahren wir hievon noch die letzte, den Schluß enthaltende Seite, unmittelbar über der mit 1. Januar beginnenden und mit der Jahreszahl 1685 signierten Seite; sie begreift in sich die Tage vom 21. November bis 31. December. Wir ersehen hieraus, dass die einzelnen Monate weder gleichmäßig auf die acht Seiten vertheilt, noch auch deutlich unter einander geschieden sind.

Es wird sich nun empfehlen, um ein naheliegendes Mißverständnis zu vermeiden, uns von vornherein über den Charakter dieses Kalenders klar zu werden.

Digitized by Google

Wie schon erwähnt, findet sich auf derjenigen Seite, auf welcher die Tagesreihe mit 1. Jannar ihren Anfang nimmt, die Jahreszahl 1685 eingeschnitten. Man könnte sich dadurch verleiten fühlen, den Kalender als einen Jahreskalender für das Jahr 1685 aufzufassen, was aber keineswegs zutreffend wäre. Es liegt uns vielmehr ein sogenannter immerwährender Kalender vor, der bloß die unbeweglichen, für alle Jahre giltigen Feste verzeichnet, während die beweglichen Feste keine Berücksichtigung gefunden haben. So ist z. B. der 22. April, auf welchen Tag im Jahre 1685 das wichtigste aller beweglichen Feste — der Osterfonntag — fiel, wie jeder andere gewöhnliche Tag durch einen bloßen Strich bezeichnet.

In diesem Kalender konnte man sich mit Hilfe der Zeichen für die Festtage schon nothdürftig zurechtfinden. Wäre man aber bei der Orientierung auf diese Zeichen allein angewiesen geblieben, so hätte dies manche Unzukömmlichkeiten im Gefolge gehabt. Für's Erste erscheinen einige Zeichen mehrfach wiederholt: so wurden insbesondere sämmtliche Marienfeste bis auf eine einzige Ausnahme durch ein und dasselbe conventionelle Zeichen ausgedrückt. Daraus ergab sich schon die Mög lichkeit zahlreicher Irrthümer und Verwechslungen. Ferner sind stellen weise die Festtage, also auch ihre Zeichen sehr dünn gesäet: so sehen wir zwischen dem 27. März und 24. April nichts als einfache parallele Striche. Da war es nun in jedem einzelnen Bedarfsfalle nothwendig, behufs Orientierung die Striche mühselig abzuzählen, da es schwer hielt, über 27 Tage eine genaue Übersicht zu behalten. Man sah sich daher veranlasst, eine bequemere Gruppierung und Abtheilung der Tage vorzunehmen, und zwar vollzog man diese nach dem Vorbilde, das der julianische Kalender darbot: in Anlehnung an die Eintheilung des Jahres in siebentägige Wochen mit Hilfe der Wochenbuchstaben A — G. Gab man nämlich dem 1. Jannar den Buchstaben A, dem 2. Jannar B, und so fort bis zum 7. Jannar G, dann wieder dem 8. Jannar A u. s. f. durch sämmtliche Tage des gemeinen Jahres, so erhielt man 52 Jahreswochen und einen überzähligen Tag, auf den wieder der Anfangsbuchstabe einer Woche A entfiel. Dieses System hat nun auch unser Kalender übernommen, und dasselbe wenn auch nicht durch die Buchstaben A — G, so doch mit seinen bescheideneren Mitteln zur Geltung gebracht. Wenn man nämlich in der vorhergehend abgebildeten Anfangsseite (also der ersten mit 1. Jannar beginnenden und mit der Jahreszahl 1685 signierten Seite des Stabes), von links

Digitized by Google

beginnend, von dem ersten, oben verdickten Striche weiter nach rechts zählt, so sehen wir daselbst zuerst fünf Striche, dann ein Zeichen, das etwa wie zwei übereinandergestellte Dreiecke aussieht (Dreikönigstag, 6. Januar), ferner abermals einen Strich (7. Januar), und hierauf wieder ein Zeichen (Beil, Attribut des hl. Erhard). Unter diesem letzteren Zeichen nun, das den 8. Januar repräsentiert, gewahren wir in der Kante einen leichten Einschnitt, der sich auch sieben Striche weiter nach rechts zum 15. Januar wiederholt, dann zum 22. und 29. Januar, 5., 12., 19. Februar u. s. f. Dieser Einschnitt in der unteren Kante einer jeden Seite vertritt also überall die Stelle des Wochenbuchstaben A des immerwährenden julianischen Kalenders. Auf der Schlussseite, die in unserer Abbildung über der mit der Jahreszahl 1685 signierten Anfangsseite ersichtlich ist, wird man denselben Einschnitt in der unteren Kante, die die Schlussseite von der Anfangsseite trennt, zum 26. November, 3., 10., 17., 24. December wiederfinden. Unter dem 31. December hat man ebenso wie unter dem 1. Januar den Einschnitt weggelassen, offenbar weil er für den ersten und letzten Tag des Jahres zur Orientierung nicht mehr nöthig erschien.

Auch die Art und Weise, wie die Wochenbuchstaben des julianischen Kalenders auf unseren Stab übertragen erscheinen, kennzeichnet diesen letzteren als immerwährenden Kalender. Die Jahreskalender pflegen nämlich die Sonntage zur Orientierung hervorzuheben; es erscheint daher in solchen Kalendern nicht der Buchstabe A, sondern derjenige Buchstabe, auf den in dem betreffenden Jahre die Sonntage fallen, betont, der allerdings in gewissen Jahren mit dem Buchstaben A zusammenfallen kann. Im Jahre 1685 war aber der Sonntagsbuchstabe G; wenn also unser Kalenderstab auf das Jahr 1685 zugeschnitten gewesen wäre, so hätten die zur Wochentheilung dienenden Einschnitte in den Kanten nicht dort, wo wir sie entsprechend der Stellung des Wochenbuchstaben A des julianischen Kalenders finden, sondern um einen Tag früher (also je einen Strich weiter nach links) angebracht werden müssen.

Nachdem wir uns hiemit über die innere Construction unseres Kalenderstabes vollkommen klar geworden sind, wollen wir an die Transscription der darin enthaltenen Feste gehen. Die erste Seite enthält deren acht, die man an der Hand der beigegebenen Abbildung verfolgen kann.

Digitized by Google

I. Seite, vom 1. Jannar bis 19. Februar.

Jannar: 6. Zwei neben- oder übereinandergesetzte dreieckige Figuren, vielleicht auf Kronen zurückgehend, deren drei regelmäßig in ähnlichen Kalendern zur Bezeichnung des Dreikönigstages zu dienen pflegen. — 8. Beil: Erhard. — 20. Pfeil: Sebastian. — 21. Ein liegendes Kreuz, wohl conventionell für Agnes. — 22. Dieses Zeichen läßt sich am ehesten als Bischofsmütze deuten, die aber als Attribut für den zu diesem Tage in allen Alpenländern verehrten Vincentius Levita nicht zutreffend erscheint. — 25. Schwert: Pauli Bekehrung. — Februar. Von den auf diesen Monat entfallenden Festtagen sind auf der ersten Seite noch sichtbar: 2. Vogel: Mariä Lichtmeß, deshalb bemerkenswerth, weil dieses Fest durch kein besonderes Zeichen aus der Reihe der sämmtlichen übrigen Marien-Feste herausfällt, die durch ein und dasselbe conventionelle Zeichen (vgl. auf der abgebildeten Schlussseite das erste Zeichen links) ausgedrückt erscheinen. — 3. Trompete: Blasius.

II. Seite, vom 20. Februar bis 7. April.

Februar: 22. Schlüssel: Petri Stuhlfeier. — 24. Axt: Mathias. — März: 12. Quadratfigur mit vier Strahlen nach rechts: conventionell für Gregor. — 17. Maus, an einer Spindel nagend: Gertrud. — 25. Das (oben zum 2. Februar erwähnte) conventionelle Zeichen für Marien-Feste, das sich naturalistisch am ehesten einem Pilze vergleichen läßt (siehe auf der Abbildung im oberen Streifen das äußerste Zeichen links): Mariä Verkündigung. — 27. Das Zeichen sieht wie eine Hacke aus; man wird aber in einem kärntnerischen Kalender zu diesem Tage Rupertus erwarten dürfen, der gewöhnlich durch einen Salzkübel repräsentiert erscheint; vielleicht ist ein solcher in Seitenansicht gemeint.

III. Seite, vom 8. April bis 27. Mai.

April: 24. Lanze: Georg. — 25. Quadratfigur mit zwei Diagonalen, nach rechts daran anschließend zwei divergierende Linien mit einer querlaufenden Zwischenlinie: conventionell für Markus. — Mai: 1. Dreieck: Philippus und Jakobus. — 3. Kreuz: Kreuzfindung. — 4. Winkelförmige Figur mit drei Querlinien und einem Punkt: wohl conventionell für Florian. — 26. Traube: Urban, der aber regelmäßig zum 25. Mai verzeichnet erscheint; wir werden eine solche Verschiebung um einen Tag an unserem Kalenderstab noch wiederholt antreffen.

Digitized by Google

IV. Seite, vom 28. Mai bis 3. Juli.

Juni: 9. Quadratfigur mit zwei Diagonalen: conventionell, vielleicht für Primus, den der steiermärkische Bauernkalender zu diesem Tage verzeichnet. — 15. Spitzbogige Figur, nach rechtshin mit der Spitze gewendet, durch zwei Linien der Länge nach dreigetheilt, der Spitzbogen von radianten Strahlen besäumt: wohl conventionell für Vitus. — 22. Federförmiges Blatt (oder Baum): wahrscheinlich Zeichen des Salzburger Bischofs und Heiligen Eberhard. — 24. Ein durch gekrümmte Linien diagonal gemustertes Feld: conventionell für den Täufer Johannes. — 26. Zeichen in Form eines Stundenglases: Johann und Paul, die Wetterherren. — 29. Schlüssel: Peter und Paul. — Juli: 2. Mariä Heimsuchung.

V. Seite, vom 4. Juli bis 14. August.

Juli: 4. Fisch: Ulrich. — 12. Spatenförmiges Zeichen: vielleicht Hermagor. — 22. Salbbüchse: Maria Magdalena. 25. Spitzovale Muschel: Jakobus major. — 26. Drei in Kelchform sich entfaltende Linien an einem aus zwei Linien gebildeten Stengel: Anna (vielleicht als selbdritt gedacht). — August: 5. Rabe: Oswald. — 10. Rost: Laurentius. — 11. Kreisfigur, durch ein Kreuz gefüllt: conventionell für Susanna.

VI. Seite, vom 15. August bis 30. September.

August: 15. Mariä Himmelfahrt. — 25. Messer: wohl für Bartholomäus (24. August), dann aber um einen Tag verschoben. — 28. Bischofsmütze: Augustin. — September: 1. Zeichen, das vielleicht eine Monstranze darstellt: Aegidius. — 7. Das conventionelle Zeichen für Marien-Feste, also wohl um einen Tag verschoben für Mariä Geburt (8. September). — 14. Kreuz: Kreuzerhöhung. — 21. Rechteck mit zwei Querstreifen: conventionell für Matthäus. — 24. Rechteck mit einem Querstreifen: wahrscheinlich conventionell für Translatio Ruperti. — 29. Waage: Michael.

VII. Seite, vom 1. Oktober bis 20. November.

Oktober: 13. Zeichen in Kelchform: zu erwarten wäre Koloman: doch muss erwähnt werden, dass der Kelch ein Attribut des rheinischen Heiligen Lubentius bildet, der gleichfalls am 13. Oktober seinen Gedächtnistag hatte. — 18. Quadratfigur: conventionell für Lukas. — 21. Liegendes Kreuz: conventionell für Ursula; demselben Zeichen sind wir bereits am 21. Januar für Agnes begegnet. — 28.

Digitized by Google

Täge: Simon und Juda. — November: 1. Kirchthurm: Allerheiligen. — 2. Rechte Hälfte einer Ellipse, mit Querlinie und zwei divergierenden Linien nach rechts: conventionell für Allerseelen. — 6. Rechte Hälfte einer Ellipse mit zwei Diagonalen: conventionell für Leonhard. — 11. Gans: Martin.

VIII. Seite, vom 21. November bis 31. December. Diese Seite ist im oberen Streifen unserer Abbildung wiedergegeben. Sie beginnt sofort mit einem Marien-Feste.

November: 21. Mariä Opferung. — 23. Zeichen in Form einer Hacke: vielleicht Clemens. — 25. Rad: Katharina. — 27. Bischofsmütze: Virgilius. — 30. Liegendes Kreuz: Andreas. — December: 4. Thurm: Barbara. — 6. Drei Äpfel: Nikolaus. — 8. Mariä Empfängnis. — 21. Winkelmaß: Thomas. — 25. Rechteck, von dem nach drei Seiten hin Strahlen ausgehen: Christtag. — 26. Drei dreieckige Steine: Stephanus. — 27. Kelch: Johannes der Evangelist. — 28. Ruthe: Unschuldige Kindlein: dieses letzte Attribut gehört in die Reihe derjenigen die nicht als eigentliche Heiligenattribute, sondern als symbolische, in Lokalbräuchen wurzelnde Zeichen aufzufassen sind, wie denn auch die Ruthe gewiss mehr Bezugnahme auf schuldige, als auf unschuldige Kindlein verräth.

Die Liste der unbeweglichen Feste, wie wir sie eben von unserem Kalenderstabe abgeschrieben haben, ist im Wesentlichen dieselbe, wie wir sie in den Kalendern der Salzburger Erzdiöcese zu finden pflegen. Auch an kärntnerischer Lokalfärbung scheint es nicht zu mangeln (Ägidius, Hermagor), und Landeskundigere werden in dieser Richtung vielleicht noch mehr nachzuweisen im Stande sein, wobei insbesondere die kirchlichen Verhältnisse in der Umgebung von Hüttenberg in's Auge zu fassen wären, wo unser Kalender laut zuverlässiger Angabe des vormaligen Besitzers bis auf moderne Zeit herab im Gebrauche stand, so dass einzelne der dortigen Bauern noch vor wenigen Jahren damit umzugehen wussten. Einschalten will ich an dieser Stelle, dass nach einer zuverlässigen mündlichen Mittheilung in einer deutschen Bauern-Enclave an der mährisch-ungarischen Grenze stabförmige, an der Wand aufzuhängende Holzkalender von der Art unseres kärntnerischen noch heutigen Tages in Gebrauch stehen sollen.

Es erübrigt uns noch die historische Stellung unseres Hüttenberger Kalenders zu erörtern, um zugleich auch einen Maßstab für die Werthschätzung zu gewinnen, die wir demselben beizumessen haben.

Digitized by Google

Vor Allem fällt das späte Datum auf. Holzkalender mit eingeschnittenen Zeichen für sämmtliche Tage des Jahres unter besonderer Hervorhebung der Festtage haben sich aus dem 15. Jahrhundert und aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ziemlich zahlreich erhalten. Solche aus dem 17. Jahrhundert sind dagegen, wie es scheint, bisher bloß aus dem Norden bekannt geworden, welche Erscheinung daselbst auf den Umstand zurückzuführen sein wird, dass im skandinavischen Norden und in England die gregorianische Kalenderreform erst im 18. Jahrhunderte eingeführt wurde, daher die Continuität im Gebrauche des julianischen Kalenders bis zum 18. Jahrhundert herab daselbst niemals unterbrochen worden ist. Im katholischen Mittel- und Südeuropa lagen die Verhältnisse seit 1583 ganz anders, und man hat daher allen Grund zur Annahme gehabt, dass in den letztgenannten Gegenden die Holzkalender parallel mit der zunehmenden Verbreitung der Buchdruckerkunst bald nach der Kalenderreform außer Gebrauch gekommen sein müssen. Dies dürfte aber doch nur in Bezug auf die städtische Bevölkerung Giltigkeit behalten. Denn wie unser Stab unwiderleglich beweist, hat man noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts, volle hundert Jahre nach Promulgierung der gregorianischen Reform, für den des Lesens und Schreibens unkundigen Theil der ländlichen Bevölkerung in Kärnten dieselben in Bilderschrift abgefassten, immerwährenden Kalender angefertigt, wie viele Jahrhunderte früher, vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und vor den mathematisch-astronomischen Reformversuchen zur Verbesserung des christlichen Festkalenders.

Durch diesen kärntnerischen Spätling gewinnen wir aber noch nach einer anderen Seite hin eine willkommene Aufklärung. Der steiermärkische Bauernkalender, wie er heutigen Tages zu Graz für die Zwecke der ländlichen Bevölkerung gedruckt wird, hat sich noch viele alterthümliche Eigenheiten bewahrt, so vor Allem die dreieckigen Zacken zur Bezeichnung der einzelnen Tage (an Stelle der an unserem Stabe angebrachten Striche), welche Zacken unmittelbar auf eine Eigenthümlichkeit der aus Holzbrettchen zusammengesetzten Kalender des 15. und 16. Jahrhunderts zurückgehen. Zahn hat auch (in den Steiermärkischen Geschichtsblättern 1882) eine ähnliche Übertragung eines Holzkalenders im Wege des Holzschnittes auf Papier, die noch in's 15. Jahrhundert zurückgeht, in der Stiftsbibliothek zu Admont entdeckt. Anderseits erschien es aber auffällig, dass die im modernen steiermärkischen Bauernkalender abgebildeten menschlichen Figuren das Costüm vom Ende des

Digitized by Google

vorigen Jahrhunderts tragen. Es soll auch, wie Rosegger (Volksleben in Steiermark, S. 92 f.) berichtet, der älteste, heute noch existierende Jahrgang dieses Kalenders aus dem Jahre 1808 datieren, und die ältesten Spuren desselben über die Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts nicht zurückzuverfolgen sein. Dies spricht alles deutlich dafür, dass die steiermärkischen Bauern erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts begonnen haben, gedruckte Jahreskalender zu benützen. Frägt man aber, wie die von ihnen in der vorhergehenden Zeit benützten Kalender ausgesehen haben mögen, so wird man nach Analogie unseres kärntnerischen Kalenderstabes vom Jahre 1685 wohl schließen dürfen, dass es auch in Steiermark Holzkalender von ähnlicher Beschaffenheit gewesen sein müssen, wenn sie gleich wahrscheinlich nicht die Stabform, sondern — wie auf Grund der dreieckigen Zacken zur Tagebezeichnung zu vermuthen ist — die Brettchenform gehabt haben mögen.

Die Stabform des Hüttenberger Kalenders verdient überhaupt noch im Besonderen hervorgehoben zu werden, da sie demselben in der Reihe der bisher bekannt gewordenen süddeutschen Holzkalender eine ganz vereinzelte Stellung anweist. Soweit nämlich solche Kalender aus Süddeutschland bisher Veröffentlichung gefunden haben, zeigen sie durchwegs die Form von Brettchen, die in der Zahl von 4—12 (je nach der Größe) mittels Schnürchen unter einander verbunden und auf diese Weise in Buchform gebracht wurden. Zwei solche Kalender aus der Brixener und Trienter (oder Churer) Diöcese, die sich gegenwärtig in der Sammlung Figdor befinden, habe ich in den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung (IX. 82 ff., mit 5 Tafeln) veröffentlicht. Die Stabform war dagegen dem skandinavischen Norden, sowie England eigenthümlich; man bildete ihn da in der Regel viereckig, so dass auf je eine Seite drei Monate zu stehen kamen. In Schweden gebrauchten die Bauern, wie Olaus Magnus berichtet, solche Stäbe, die naturgemäß aus dem härtesten Holze geschnitzt waren, als Gehstöcke auf ihren Gebirgswanderungen. Unser Hüttenberger Kalender beweist nun, dass auch in Süddeutschland die Stabform nicht ganz ungebräuchlich war, wie sich denn ihr Gebrauch, wie wir gesehen haben, auch in dem mährisch-ungarischen Grenzgebirgslande feststellen lässt. Eigenthümlich bleibt aber dem Hüttenberger Stab die achtseitige Form und die verhältnismäßige Kürze, die ihn für solche Zwecke, wie sie von den schwedischen Bauern damit verbunden wurden, gänzlich ungeeignet erscheinen lässt.

Digitized by Google

Zum Schlusse wollen wir uns noch die Frage vorlegen, warum der Bauernkalender, sei er nun in Stab- oder Brettchenform, in Holz geschnitten oder in Bein graviert, im Laufe der letzten Jahrhunderte immer mehr aus dem Gebrauche gekommen ist. Die Antwort liegt einfach darin, dass er spätestens seit der Durchführung der gregorianischen Kalenderreform seinen Zweck nur mehr ungenügend erfüllen konnte. Als wir die auf unserem Stabe verzeichneten Festtage abschrieben, haben wir bereits beobachtet, dass unter diesen Festen blos unbewegliche enthalten waren. Von den beweglichen Festen, voran das Osterfest, um das sich doch die ganze kirchliche Festrechnung dreht, fand sich auch nicht die Spur. In früheren Jahrhunderten freilich war dies anders gewesen. Da waren zu den einzelnen Tagen des immerwährenden Kalenders auch die Guldenzahlen (**numeri aurei**) verzeichnet, mit deren Hilfe man sich in jedem einzelnen Bedarfsfalle die Osterdaten sofort ausrechnen konnte. Ja der Mondkalender, auf dem die Osterrechnung fußt, erschien noch um das Jahr 1500 an und für sich so wichtig, dass man in den beiden von mir publicierten süddeutschen Kalendern (siehe oben) nicht mehr die zur Osterberechnung nöthigen cyklischen, sondern rectificierte Guldenzahlen eingetragen hat. Im Laufe des 16. Jahrhunderts verlor aber der Mondkalender immer mehr an Werth und Bedeutung, und als mit der gregorianischen Reform die Guldenzahlen außer Cours gesetzt wurden und die Epakteurechnung begann, da ließ man zwar die unbrauchbar und daher überflüssig gewordenen Guldenzahlen in den bäuerlichen Kalendern fortan weg, wie dies z. B. schon in dem von Zahn publicierten Holzschnittkalender der Fall gewesen war, aber der echt bäuerliche Conservatismus verschmähte es anderseits, einen Modus ausfindig zu machen, um die Epakteurechnung in den alten Bilderschrift-Kalender einzuführen, weshalb dieser denn auch von da ab völlig unzulänglich werden musste. Man muss sich daher wundern, und hat es wohl nur durch das unabweisliche Bedürfnis auch der Analphabetiker nach einem Hilfsmittel für eine fortlaufende Zeitrechnung zu erklären, dass sich der Bauernkalender in der alten Form noch durch volle zwei Jahrhunderte und mehr nach der gregorianischen Reform erhalten konnte, bis erst unsere Zeit mit ihrer rücksichtslosen Befolgung des Utilitätsprincips wie mit vielen anderen „Alterthümern", so auch mit dem Bauernkalender endgiltig aufgeräumt hat.

Es sei mir endlich noch verstattet, in Kurzem auf den Umstand hinzuweisen, dass in der geschilderten Klasse von Kalendern, denen auch

Digitized by Google

unser Hüttenberger Stab angehört, noch mancher Schatz verborgen sein dürfte, der der Hebung durch den Culturhistoriker harrt. Wir haben sogar an diesem unserem Spätling, da in der Zeiten Drange manch sinniger Zug sich schon bis zur Unkenntlichkeit verwischt hatte, noch einige Anklänge an eigenthümlichen Landes-Brauch und Sitte wahrzunehmen vermocht, in denen sich die dichterische schaffende Volksseele zu offenbaren scheint. Denjenigen, die mit der Culturgeschichte des Kärntnerlandes inniger vertraut sind, könnte sich vielleicht ein nicht undankbares Arbeitsfeld eröffnen, namentlich wenn sich meine stille Hoffnung erfüllen und über Anregung durch diese Zeilen das eine oder andere verborgene Exemplar von älteren kärntnerischen Holzkalendern an's Licht kommen sollte, wodurch die Specialforschung über diesen Gegenstand sofort auf eine breitere und wohl auch fruchtbarere Basis gestellt erschiene.

Kinderreime und Kinderspiele.

Gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und um Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf.

(Fortsetzung.)

V. Zungenübungen.

(Sehr rasch zu sprechen.)

1. Daggittn, dagâtn, neunmal in an Athn. (Osterwitz.)
2. Zwick mar zwoa Zweschpn, zwoa zwickgspitzte Zweschpn, Zwick mar zwoa ab. (Knappenberg.)
3. Der Hund frisst die Stingl hinterschkâtzpaschpopstpaschas weg. (Knappenberg.)
4. Sötz die söchs söchsöckatn Söck wöck, sötz sie wöck. (Knappenberg.)
5. 25 Pfund Fuchsschwoafleisch. (Osterwitz.)
6. Unsern Herrn sei Hundshansl hât hundert Hâsn hinter unsern Herrn sein Holzhaufn gheart huastn. (Knappenberg.)
7. Koa kloans Kind konn koan kloan Knödl kochn. (Knappenberg.)
8. Hintern Hanslbauerholzhaufn hönkn hundert hundshâutane Hosn haussn. (Hüttenberg.)
9. Wir Weaner Weiber wolltn wohl weisse Wüsch wâschn, wonn wo woarms Wâsser war. (Knappenberg.)
10. Schneider schneidt Scheit, mit seiner Zuaschneidtschar schneit er schneade Scheit. (Knappenberg.)
11. Springt der Bock hin übern Bâch, her übern Bâch,
Brockt drei scheane, greane Brombörlüablötter âb. —
Hirsch sprâch: Scheaner Bua, scheaner Monn,
Der drei scheane, greane Brombörblüablötter brockn konn.
(Vgl. V.-B., 111, Nr. 5.) (Knappenberg.)

Digitized by Google

12. Müllnermoaster mâhl mar mei Massle Mehl, moargn muass mir mei Muater Milchmuass mâchn. (Knappenberg.)
(Vgl. V.-B., 110, Nr. 1.)

VI. Glückwünsche.

1. Am Unschuldigen-Kindertag:
Frisch und gsund,
Frisch und gsund,
Freudenreich,
Long lôbn,
Gsund bleibn,
Mir a wâs göbn.

2. Heute Nâcht
Bin ich erwâcht,
Hât mir ein Engel die Botschaft brâcht.
Ich dâchte hin und dâchte her,
Wâs dâs für eine Botschaft wär.
Endlich fâllt es mir ein,
Dâss heute Ihr Nomensfest thât sein.
Drum wünsch ich Euch einen goldenen Tisch,
In jeder Eck einen goldenen Fisch.
In der Mittn ein Glâs Wein,
Dâs soll heute Euer Nomenstag sein.
Weil ich dâs âber nicht vermâg,
Wünsch ich Euch einen glücklichen Nomenstâg.
(Vgl. V.-B., 120, Nr. 34.)

3. Bin a kloans Pinkerl,
Stell mi ins Winkerl,
Weil i nix konn,
Fong i nix on.

4. Wünsch a glückseligs neus Jâhr,
S âlte is gâr,
Dazu a longs Löbn,
Sack greifn, was göbn.

5. Wünsch a glücklichs Neujâhr,
Christkindl mit gekrauste Hâr,
Gott geb sein Glück und Sögn,
Dazu a longes Löbn.

VII. Buchinschriften.

1. Dieses Büchlein hab ich gekauft,
A — bin ich getauft,
B — bin ich genannt,
Kärnten* ist mein Vaterland.
(Osterwitz, Althofen, Knappenberg.)
*Var. Der Himmel.

2. Dieses Büchlein ist mir lieb,
Der es stiehlt, der ist ein Dieb,
Sei es ein Herr oder ein Knecht,
Ist jeder auf den Galgen recht.
(Osterwitz, Althofen, Knappenberg.)

3. Liebes Büchlein, lass dir sagen,
Wenn dich jemand fort will tragen,
Schrei geschwind: lass mich in Ruh,
Ich gehör dem N. N. zu.
(Osterwitz, Althofen, Knappenberg.)

4. Liebes Büchlein lass dir sagen,
Wenn du hörst die Glocke schlagen,
Wenn du hörst die Glocke klingen,
Musst du schnell zur Schule springen.
(Knappenberg.)

5. 1. Blatt: Wer meinen Namen wissen will,
Der schau ins letzte Blatt.
Schlussblatt: Esel, was schaust.
(Osterwitz.)

VIII. Kindergebete.

1. Abends:

a) Heiliger Schutzengel mein,
Lâss mich dir befohlen sein,
Heut, diese Nâcht und âlle Stund,
Bis mei Seel in Himmel kumt.
(Osterwitz, Knappenberg, Althofen.)

Digitized by Google

b) Heiliger Schutzengel mein,
Lâss mich dir befohlen sein,
Begleite mich, regiere mich,
Vor'm bösen Feind beschütze mich.
Steh mir bei im Leb'n und Tod,
Komm mir zu Hilf in der letzten Noth.
Führe mich in Himmel ein,
Lâss mich immer bei dir sein,
Lâss mich immer bei dir bleiben,
Thu den bösen Feind vertreiben.
(Hüttenberg.)

c) Heiliger Schutzengel mein,
Du muasst âllweil ba mir sein,
Schütz mi, mâch mi guat und frumm,
Dass i in den Himmel kumm.
(Knappenberg.

d) O Jesus, i leg mich schlâfen,
Thua mi die gonze Nâcht bewâchen,
Breit aus dei goldnes Himmelsnetz
Übers gonze Haus, übers gonze Flötz,
Über unser Hâb und Guat,
Über âll mei Fleisch und Bluat,
Lâss mi nit verderben,
Und in Sünden sterben.
(Knappenberg.)

e) In Gotts Nom leg i mi schlâfn.
Sechs Engel wern mi bewâchn:
Zwoa ba mein Kopf,
Zwoa ba die Füass,
Zwoa nebn meiner.
O heiliger St. Veit,
Wöck mi auf zur rechtn Zeit!
(Althofen.)

f) In Gotts Nom leg i mi schlâfn,
Sechs Engel wern mi bewâchn:
Zwoa ba dem Kopf,
Zwoa ba die Füass,
Zwoa nebn meiner,
Gott Vâter ober meiner,
Gott Suhn vor meiner,
Gott heiliger Geist hinter meiner,
So wâchen sie die gonze Nâcht,
Bis der liabe Tâg erwâcht,
(Knappenberg.)

g) Abends, wonn i schlâfen geah,
Vierzehn Engel ba mir steahn:
Zwoa ba mein Kopf,
Zwoa ba mein Füassn,
Zwoa bei der rechtn Seitn,
Zwoa ba der linkn Seitn,
Zwoa thuan mi döckn,
Zwoa thuan mi wöckn,
Zwoa thuan mi weisen,
Ins himmlische Pâradeisen.
(Knappenberg.)

h) Gottsnom, i leg mi schlâfn,
Maria wet über mi wâchn,
Das rosenfârbne Bluat is mei Döckn,
S Jesukind wet mi aufwöckn.
(Knappenberg.)

i) Heiliger Vitus, heiliger Veit,
Wöck mi auf zur rechten Zeit,
Nit zu früa und nit zu spât —
Wonn die Uhr auf sechse geht.
(Knappenberg.)

j) Ich lög mi nieder in Gottes Mâcht,
Ich lög mi nieder in Gottes Krâft,
Ich lög mi nieder in Gottes Huat,
Dass kein böser Feind mir schâden thuat. (Althofen.)

k) I lög mi schlâfen in Gottes Krâft
I lög mi schlâfen in Gottes Mâcht,
I lög mi schlâfen in Gottes Herrlichkeit,
Jetzt und in âlle Ewigkeit.
(Knappenberg.)

l) O Jesu mein, o schliass mi ein,
In die heiligen fünf Wunden dein.
Und wonn i kim für's Gericht
Mei Jesu, donn verdomm mi nicht.
(Knappenberg.)

m) Mei Herzl is klein,
Konn kleiner nit sein,
S konn niamand drein wohnnen,
Als Jesus allein.
Mein Jesus in Herzen,
Maria, Josef in Sinn:
In Gottes Nomen schlâf ich in.
(Meiselding.)

Digitized by Google

n) O heilige Barbara, du edle Braut,
Mei Leib und Seel sei dir onvertraut,
Sowohl im Löben, wia im Tod.
Komm mir zu Hilf in der lötztn Noth
O hilf, dâss i vor'n lötztn End
Empfong dâs heilige Sacrament,
Dâss i bei Gott die Gnâd erwerb,
Und ohne seine Gnâd nit sterb.
Wonn sich mei Seel vom Leib âbwendt,
So nimm sie auf in deine Händ,
Bewahr mi vor der höllischen Pein
Und führ mei ârme Seel in Himmel ein.
(Knappenberg.)

o) Heut is die heilige Somstenächt,
Wo das heilige Christkindl im Bettl schlâft,
Dâs Bettl war süass,
Kummt a Engel her und grüasst:
Liabe Frau, du sollst aufstean,
Es will der bluatige Monn vorbeigean.
Er war mit Blut überronnen,
Mit Bluat übergossn,
Der Himmel is offn, die Höll is verschlossn.
(Knappenberg.)

p) Dort obn, dort obn
Is a goldene Thür,
Dort stean und gean
Die Engalan für.
Sie beten und singen
Und bitten zu Gott,
*Und bitten für mi
Um an seligen Tod. (Knappenberg.)
*Var. I darf nit vergessn
Die zehn Gebot.

q) Jesus von Nazareth, ein König der Juden!
O, mein Gott, ich bitte dich,
Dieser heiligo Nom behüte mich,
Beschütze vor dem bösen Feind
Mich und âlle lieben Freund
Vor âll'n Uebel und Seelennoth
Und vor dem gachen unversechnen Tod.
Bleib' bei mir mit deiner Mâcht
In dieser und in jeder Nâcht.
(Knappenberg.)

r) Wenn ich mich ins Ruhbett niedersenk,
Ich geschwind auf's heil'ge Kreuz Christi denk,
Auf unsern lieben Herrgott seine heiligen fünf Wunden,
Die schützen mich zu âllen Stunden.
Heiliges Christkind weck' mich auf zur weilign Zeit,
Dass mir der heilige Mitte (oder N.) Morgen nit unterschleicht.
In Gottes Nomen schlâfen geh'n,
Morg'n g'sunder aufersteh'n.
(Knappenberg.)

s) Die heilige Maria geht abends aus in's fremde Land. Da begegnete ihr der heilige Petrus und die heiligen zwölf* Apostel. „O Petrus, hâst du mein Jesukindlein nicht g'segn?" „O, Maria, dein Jesu hâb i nachtn spât g'segn, wie er in's Judenhaus gelt. Durt schaut er heraus. Auf seinem Haupt hât er eine dornene Kron, auf seinem Rücken trâgt er ein schweres Kreuz, dâs ihm der Jud aufgibt. Das Kreuz muass er trâgen auf die Feldesstâtt, wo ihn seine Muater g'segn hât."
O, liabe Muater, sollst nicht verzâgn,
Sollst allezeit nâch mir noch frâgn,
Dâs Mârter ist mein, das Himmelreich ist dein.
Der es verdient, kummt auch hinein.
Wer dâs Gebet nur beten konn, bet's alle Tâg einmâl.
Sein Seel wird kummen in den Himmelssâl.

*) Petrus erscheint mithin als der dreizehnte Apostel. Eigenthümlich ist in vorliegendem Gebete, welches mit peinlicher Treue wiedergegeben wurde, die Mengung der Volkssprache mit dem Schriftdeutschen.

Digitized by Google

Und wer es betet auf die Nâcht,
Den beschützt die Muater Gottes
mit himmlischer Mâcht.
(Knappenberg.)

2. Am Morgen:

a) In Gotts Nom aufsteh i,
In Gotts Nom ausgeh i.
Af'n greanen Wâsen tritt i,
Gotts Nom behüat mi.
(Knappenberg.)

b) I steh in Gottes Hond,
I steh in Gottes Bond,
I steh in Gottes Huat,
I steh in Gottes Bluat,
Wâs von seiner heiligen Seitn
Fliassn thuat. Amen.
(Knappenberg.)

c) Heut is der heilige Montâg:
Maria, Gottes Mâcht,
Maria, Gottes Krâft,
Maria rosenroth,
Sie hilft uns aus der Noth,
Sie verleiht uns den englischn Gruass,
Sie vergibt uns Sünd und Buass.
Wonn mei Mund koa Wârt mehr
spricht,
Wonn mei Auge schon verbricht,
Nimm mei Seel in deine Hond,
Und führ sie in das Himmelslond.
(Knappenberg.)

d) I tritt hinaus auf den greanen Wâsen
Und bitt n liabn Gott,
Dâs er mir drei Engl schickt:
Der erste soll mi weisen,
Der zweite soll mi speisen,
Der dritte soll mi führen
Ins himmlische Paradeisen.
Da steht a goldener Tisch,
Da sitzt unsre liabe Frau und liest.
Sie betet den greanen Vaterunser.
Und wer den greanen Vaterunser
beten konn,
Dem kummt der bease Feind nit on,
Dem steat der Himmel offn,
Die Hölle verschlossn. Amen.
(Knappenberg.)

IX. Verschiedenes.

1. Moargn stea i früa auf,
Gea zan reichn Bauernhaus,
Treib i Ochsn und Küa aus.
Muater gibt mir Krâpfn,
Krâpfn gib i Schwöster,
Schwöster gibt mir Kranzle,
Kranzle gib i Jungfrau,
Jungfrau gibt mir Ringle,
Ringle gib i Müllner,
Müllner gibt mir Kleibn,
Kleibn gib i Pâtscha,
Pâtscha gibt mir Bârstn,
Bârstn gib i Schuaster,
Schuaster gibt mir Schua,
Schua gib i Vâter,
Vâter gibt mir Thâler,
Thâler gib i Kaiser,
Kaiser gibt mir Ross und Wâgn,
Dâss i konn in Himmel fâhrn.
(Osterwitz, Knappenberg, Althofen.)
(Vergl. P.-H., II., 14, Nr. 44.)

2. Tatara hât Aepfl gstohln,
Tatara i a —
Tatara werd eingspirrt wern,
Tatara i a. Althofen.

3. Untar der Hollerstaudn
Huckt a Krawât,
Er traut si nit einar,
Wal er gâr koa Geld hât.
(Knappenberg.)

4. a) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir a Henn.
Gâckelen hoasst die Henn.

b) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir an Hâhn.
Gâckelân hoasst der Hâhn,
Gâckelen hoasst die Henn.

c) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Da schenkt er mir an Hund.

Digitized by Google

Kunterbunt hoasst der Hund,
Gâckelân hoasst der Hâhn u. s. w.

d) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir a Lampl.
Wimplwampl hoasst das Lampl,
Kunterbunt hoasst der Hund u. s. w.

e) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir a Goass.
Pleaperschass hoasst die Goass,
Wimplwampl hoasst das Lampl
u. s. w.

f) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir a Kua.
Ziagzua hoasst die Kua.
Pleaperschass hoasst die Goass
u. s. w.

g) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir an Stier.
Zaundürr hoasst der Stier,
Ziagzua hoasst die Kua u. s. w.

h) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir a Dirn.
Umerfliagn hoasst die Dirn,
Zaundürr hoasst der Stier u. s. w

i) I hâb ban Bauer a Jâhr gedeant,
Dâ schenkt er mir an Knecht.
Soisrecht hoasst der Knecht,
Umerfliagn hoasst die Dirn,
Zaundürr hoasst der Stier,
Ziagzua hoasst die Kua,
Pleaperschass hoasst die Goass,
Wimplwampl hoasst das Lampl,
Kunterbunt hoasst der Hund,
Gâckelân hoass der Hâhn,
Gâckelen hoasst die Henn.
(Knappenberg.)

5. Die Tudl kocht Nudl,
Die Nudl seind guat,
Möcht wissen, wâs die Tudl
In die Nudl eini thuat.
(Knappenberg.)

6. Wonn i wissat, wonn i wissat,
Dâss die Muater nit kam,
Gang i âbi in Keller
Und lecket an Rahm.
(Knappenberg.)

7. Hiaz machts die Thür gschwind auf,
's köman d' Soldâten,
Hamt roathe Kapplan auf,
Wia die Krawâten. (Knappenberg.)

8. Hiaz mâchts die Thür gschwind zua,
's köman d' Zigeuner.
Schreits nit lâng: glei, glei, glei,
Köman d' schon einer.
(Knappenberg.)

9. a) Bauer schickt n Jâggl aus,
Er soll n Hâber schneidn.
Jâggl schneidt n Hâber nit,
Bauer muass s leidn. Hâ Jaggl, hâ!

b) Bauer schickt dâs Bummerl aus,
Es sollt n Jâggl beissn.
's Bummerl beisst n Jâggl nit,
Jâggl schneidt n Hâber nit. Hâ,
Jâggl, hâ!

c) Bauer schickt n Prügel aus,
Sollt dâs Bummerl prügln,
Prügel prügelt s Bummerl nit,
's Bummerl beisst n Jâggl nit,
Jâggl schneidt n Hâber nit. Hâ,
Jâggl, hâ!

d) Bauer schickt das Feuer aus,
Sollt n Prügel brennen.
's Feuer brennt n Prügel nit,
Prügel prügelt s Bummerl nit,
's Bummerl beisst n Jâggl nit,
Jâggl schneidt n Hâbern nit. Hâ,
Jâggl, hâ!

e) Bauer schickt dâs Wâsser aus,
Sollt dâs Feuer löschn.
's Wasser löscht dâs Feuer nit,
's Feuer brennt n Prügel nit,
Prügel prügelt s Bummerl nit,
's Bummerl beisst n Jâggl nit,
Jâggl schneidt n Hâber nit. Hâ,
Jâggl, hâ.

f) Bauer schickt n Ochsn aus,
Er sollt dâs Wâsser saufn.

Digitized by Google

Der Ochs, der sauft dâs Wâsser nit,
's Wâsser löscht dâs Feuer nit,
's Feuer brennt n Prügel nit,
Prügel prügelt s Bummerl nit,
's Bummerl beisst n Jâggl nit,
Jâggl schneidt n Hâber nit. Hâ,
Jâggl, hâ!

g) Bauer schickt n Fleischger aus,
Sollt n Ochs derschlâgn.
Fleischger schlâgt n Ochsn nit,
Ochs der sauft dâs Wâsser nit,
's Wasser löscht dâs Feuer nit,
's Feuer brennt n Prügel nit,
Prügel prügelt s Bummerl nit,
Bummerl beisst n Jâggl nit,
Jâggl schneidt n Hâber nit. Hâ,
Jâggl, hâ!

h) Bauer schickt n Teufel aus,
Sollt n Fleischger zreissn.
Teufl zreisst n Fleischger nit,
Fleischger schlâgt n Ochsn nit,
u. s. w.

i) Bauer schickt dâs Weible aus,
Sollt n Teufel poassn (= beuteln, zausen).
's Weible poasst n Teufl,
Teufl zreisst n Fleischger,
Fleischger schlâgt n Ochsn,
Ochs sauft dâs Wasser,
's Wâsser löscht das Feuer,
's Feuer brennt n Prügel,
Prügel prügelt s Bummerl,
's Bummerl beisst n Jâggl,
Jâggl schneidt n Hâber. Hâ,
Jâggl, hâ!
(Knappenberg, Osterwitz, Zweinitz.)

10. Oi, oi und oi oi, wâs loiert in Grâbn?
Das bugglate Mannle hâts s Weible verloarn.
Hâts wohl wieder gfnudn, hâts wieder verloarn,
Hâts bugglate Mannle auf s Weible an Zoarn.
(Knappenberg.)

11. Die heiligen Dreikönige mit sönerem Stern,
Dö össn und trinkn und zählen nit gern.
(Hüttenberg.)

12. Herein, herein, Herr Nikolâ,
Sein lauter brave Kinder dâ.
(Allgemein.)

Kleine Mittheilungen.

Die etruskische Felsinschrift am Frauenwandl im Maltathale Über diese Inschrift, welche der verewigte Professor Karlmann Flor in einem sehr gelehrten Vortrage zu Augsburg 1862 für eine etruskische erklärt hatte, ist seither viel geschrieben worden. Im Jahre 1887 veranlasste die k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien eine Revision derselben, welche ich als Conservator vollzog und der sich Herr Ferdinand Ritter von Staudenheim anschloss. Die grösste Schwierigkeit war, den Platz zu finden, wo die Inschrift sein sollte. Es erübrigte nichts, als sich auf die Angabe des Bürgermeisters von Maltein, der zugleich beglaubigter Führer war, zu verlassen, der die Inschrift gesehen zu haben behauptete. Wir erreichten unter grossen Beschwerden die bezeichnete Stelle, wo Herr v. Staudenheim die auf den Felsen ersichtlichen Striche und Zeichen photographisch aufnahm. Das Ergebnis aber war nur ein negatives, denn Schriftzeichen waren es überhaupt nicht. Im Laufe dieses Frühjahres hat nun Herr von Staudenheim, dem die Sache keine Ruhe liess, die Felsinschrift nochmals gesucht und nach grossen Mühen und Kosten, wie er glaubt, auch gefunden und

Digitized by Google

photographisch aufgenommen. Er hat zwei grosse, sehr gelungene Aufnahmen gemacht. Auf der einen derselben begrenzen drei als Staffagen aufgestellte Träger die Schrift, welche sich auf der Wand befindet. Diese beiden Photographien wurden der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale zur Begutachtung vorgelegt, welches Gutachten nunmehr am 22. Juli 1890, Z. 751, herabgelangt ist und folgendermassen lautet:

„Die Centralcommission hat die beiden Aufnahmen sehr aufmerksam geprüft. Es ist nicht zu leugnen, dass dieselben an zwei Stellen des Frauenwandels in der That vertieft eingegrabene Zeichen zeigen. Von den beiden Photographien stellt 1) sie etwas grösser, aber nicht so klar als 2) dar. Durch die Staffage auf 1) ist der beiläufige Massstab gegeben. Neben dem Kopfe der einen mittleren Staffage zu ihrer Linken sieht man eine Reihe von schrägen Ritzen, die keinen Schriftcharakter haben, in Höhe seines linken Knies zwei Zeilen. Viel weiter zur Rechten des Beschauers nimmt man F und eine Zeichnung wahr, die einer Hand zu gleichen scheint; da aber dieselbe nur drei Finger und einen Daumen aufweist, ist nicht unmöglich, dass die Figur der Hand nur zufällig und scheinbar entstand und die Lesung 1877 mit einem Schnörkel vorzuziehen sei.

Der Charakter der zweizeiligen Inschrift ist, soviel man mit der Loupe wahrzunehmen vermag, kaum als ein alter, noch weniger als etruskischer zu bezeichnen, sondern scheint die Inschrift jüngeren Datums zu sein. Folgende Umstände möchten diese Ansicht unterstützen:

1. Für eine monumentale Felseninschrift sind die Buchstaben zu klein und seicht; der Zug der Zeichen und die Ausführung verräth nicht eigentlich epigraphischen Charakter.

2. Findet sie sich nicht über die Wand in jener Weise disponirt, die man für eine monumentale Inschrift erwarten sollte, sondern nur so weit vom Boden entfernt, als ein mässig grosser stehender Mann in der Höhe und Weite erreichen kann.

3. Endlich ist die Stelle sorgsam ausgewählt; rechts und links finden sich Absplitterungen des Steines, die Schriftfläche ist nicht zugerichtet, sondern so belassen, wie sie sich von Natur aus bot. Wäre die Inschrift alt, so wäre wunderbar, dass ringsum Abblätterungen des Steines stattgefunden hätten, nur an der Stelle, wo die Inschrift angebracht ist, nicht. Alte Inschriften auf einem Materiale, das verwittert ist, weisen Lücken und Unebenheiten auf.

Es steht daher zu vermuthen, dass die Zeichen von Versuchen herrühren, die Härte des Gesteines zu prüfen; diesen Eindruck machen namentlich die Schrägriefen in der Höhe der linken Achsel der Staffage. Ob die anderen Zeichen einen Sinn geben, muss dahin gestellt bleiben; die Photographie reicht selbstverständlich nicht dafür aus, und würde es sich kaum lohnen, einen Papierabdruck an dieser immerhin schwer zugänglichen Stelle zu machen.

Immerhin bleibt der Gegenstand hochwichtig und verdient im Auge behalten zu werden.

Wien, am 22. Juli 1890. Für den Präsidenten: Dr. Fr. Kenner."

Die Frage der etruskischen Inschrift auf dem Frauenwandl ist also noch immer nicht endgiltig gelöst; nicht einmal insoferne, ob wir es hier mit einer echten alten Inschrift oder mit einer Mystification zu thun haben, oder ob nicht

Digitized by Google

beides vereint hier zu finden ist, wie auf der berühmten Würmlacher Felseninschrift, auf welcher Dr. Fr. Pichler neben den echten Schriftzügen auch seinen eigenen Namen mit etruskischen Lettern eingekratzt hatte, welche später Hofrath Dr. Meyer aus Dresden wieder herausmeisseln liess.[1])

Karl Baron Hauser.

Literaturberichte.

Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild. Kärnten, VIII. Heft.

In diesem Hefte kommt das volkswirthschaftliche Leben Kärntens zur Darstellung. Die Namen der Mitarbeiter J. L. Canaval, Cosmas Schütz und Ferdinand Seeland bürgen für Sachlichkeit und Gründlichkeit der Arbeit, dagegen vermögen wir die Thätigkeit des Redacteurs Karl Menger höchstens in einer Anzahl von Streichungen zu vermuthen.

Die verschiedenen Vegetationsgebiete des Ackerbaues, Doppelfrucht, einfache Frucht- und Wechseläcker werden durch die Verschiedenheit der Bodenformation und des Klimas allgemein verständlich begründet. Was aber das Einzelne betrifft, so hätte von der bis in die Hundertstel Procente gehende Genauigkeit bei der Angabe der verschiedenen Culturgattungen abgesehen werden können. Dagegen wäre es für die Leser in jenen Provinzen, wo man den Sterz nur dem Namen nach kennt, nicht überflüssig gewesen, etwas von der Verwendung des Buchweizens zu sagen. Der Anbau von Hirse wäre wegen der Bedeutung dieser Frucht, namentlich für den windischen Bauerntisch, wohl zu erwähnen. Der Wein- und Hopfenbau wird gar nicht, der Obstbau nur nebenbei bei der Erzeugung von Most und Branntwein genannt.

Alpenwirthschaft und Viehzucht werden uns mit genügender Genauigkeit vor Augen geführt; dass wir dabei die Reichenau und die Uggowitzer Alpe etwas näher kennen lernen, macht die Darstellung anschaulicher. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dass man mit der Vorführung typischer Beispiele auf anderen Gebieten der Landwirthschaft weniger gespart hätte. Dass es in Kärnten auch Ziegen, und sogar zu viel gibt, erfahren wir nicht.

In der übrigens ganz guten Darstellung der Forstwirthschaft vermissen wir auch die leiseste Andeutung einer Misswirthschaft. Ueberhaupt hütet sich der Verfasser oder der Redacteur allzu ängstlich vor dem Raisonniren. Dass es dem Bauer schlecht geht, und warum, dass die Besitzverhältnisse sich in ungünstigem Sinne entwickeln, das und manches andere hätte ruhig gesagt werden können, ohne dass von irgend einer Tendenz die Rede wäre.

Dieselbe zu weit gehende Behutsamkeit treffen wir in der Schilderung des Montanwesens. Wie es dazu gekommen ist, dass die kleinen Hammerwerke verschwanden und grossen Anlagen Platz machten, wird uns sehr gut verständlich gemacht, aber für den Rückgang der gesammten kärntischen Eisenproduction wird kein Grund angegeben. Im Uebrigen ist der Bericht über die Montanindustrie sehr instructiv. Wir erfahren, wie das Erzvorkommen an die

[1]) Pichler in den Mitth. der C.-C. f. K. u. h. D. 1880, Seite 58, und Meyer, Gurina 1885, Seite 91.

Bodenformation gebunden ist, verfolgen die wechselnden Geschicke des Goldbergbaues, werden von dem Verfasser nach Bleiberg, Raibl, Hüttenberg, Heft, Prävali geführt und erhalten so ein anschauliches Bild der gesammten Metallindustrie vom Bergbau bis zu den Raffinirproducten. Erwähnung hätte verdient, dass ein Theil unserer Zinkerze in Belgien (seit neuerer Zeit auch in Oberschlesien) verhüttet wird; genannt sind als Verhüttungsstätten nur Cilli, Sagor und Ivaneč. Dass unsere Erze auf der Suche nach billigem Brennstoff so weit wandern müssen, erklärt ja Manches.

Bei der Besprechung der sonstigen Industrie (Holzstoff, Cellulose, Papier, Möbel, Leder, Textilwaaren, Mehl, Bier, Branntwein) vermissen wir ungern die Namen der Unternehmer. Es ist doch allgemein interessant zu wissen, in welchen Händen die industriellen Etablissements sind. In einem einzigen Falle wird erwähnt, dass ein Unternehmen seit einem Jahrhundert von der nämlichen Familie betrieben wird; wie diese Familie aber heisst, erfahren wir nicht. Bei der Aufzählung der grössten Brauereien fehlt Villach. Wenn bis auf das Kilogramm angegeben wird, wie viel Presshefe erzeugt wird, so hätte auch die Spirituserzeugung beziffert werden sollen. Von der bäuerlichen Branntweinerzeugung aus Hintergetreide, Obst und Beeren und insbesondere von den unserem Lande eigenthümlichen mittleren Brennereien der „Höfler" wäre es nicht überflüssig, etwas zu hören.

In der Aufzählung der Verkehrsmittel fehlt die Linie Villach — Franzensfeste. Wenn über die Strassen nichts gesagt wird, als: „Den inneren Verkehr vermittelt ausser den Eisenbahnen ein ausgebildetes Netz von Reichs- und Landesstrassen", so hätte ein solcher Satz auch ohne Schaden wegbleiben können. Von der Bedeutung des Fremdenverkehres für das Land ist nirgends die Rede.

Daran, dass ein zusammenfassendes Urtheil über die Entwicklung unserer Volkswirthschaft nicht gegeben wird, ist offenbar die Redaction schuld, welche einzelnen Referenten verschiedene Partien zutheilte, eine Ergänzung und Zusammenfassung selbst aber nicht durchführte oder vielleicht durchzuführen nicht imstande war. So weit aber der Leser selbst zu einem Urtheile gelangen kann, ist es ein falsches; er erhält im Allgemeinen das Bild einer gedeihlichen Entwicklung, und dieses widerspricht den Thatsachen.

Von den Illustrationen kann nicht viel Lobendes gesagt werden. Als Titelbild erblicken wir oben eine unmögliche Zusammnestellung: auf einer Alpenhütte neben einem Teiche und einer Schafherde wird ein Erntewagen abgeladen. Unten ist eine Eisenhüte dargestellt; welche, weiss man nicht. Die Bilder von Bleiberg sind wenig instructiv, besser der Knappenberg; als Schlussbild erhalten wir den Schrotthurm am Wörthersee, der im Texte nirgends erwähnt wird.

Wir müssen daher sagen: So schätzenswerth die Einzelarbeiten auch sind, so sind sie doch nicht zu einem vollständigen und anschaulichen Gesammtbilde vereinigt worden; jeder einzelne der drei Autoren würde, wenn er nicht den von der Redaction ihm zugewiesenen Theil, sondern ein Ganzes vor sich gehabt hätte, auf Grund des letzten Berichtes der Klagenfurter Handels- und Gewerbekammer leicht etwas Befriedigenderes geleistet haben.

Dr. Otto Steinwender.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

81. Jahrgang.

Nr. 2.

Klagenfurt 1891.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Aus den Kunstschätzen des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavanttale.
1. Ein Sacramentar aus dem 11. Jahrhunderte. Von Professor Dr. Fr. G. Hann 33

Zur Verkehrsgeschichte Kärntens. Von Dr. Alexander Peez 57

Sagen vom Schlosse Stein. Von Rudolf Waizer 54

Kleine Mittheilungen:

Alterthümer-Funde und Erwerbungen im Jahre 1890. Von Karl Baron Hauser 57

Die Felseninschrift am Frauenwandl. Von Karl Baron Hauser . . . 60

Der Münzenfund bei Kleinvaſſach (Bezirk Villach) Von A. von Jakſch . 60

Literaturberichte:

Culturbilder aus Kärnten. Neue Folge. Von Rudolf Waizer. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 61

Numismatisches über Kärnten Besprochen von A. v. Jakſch 63

Samo und die karantanischen Slaven. Von J. Goll. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 63

Ottokars österreichische Reimchronik. Herausgegeben von Professor Josef Seemüller. Angezeigt von A. von Jakſch 64

Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten Vortrag von August von Jakſch. Angezeigt von S. Laſchitzer . . 64

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 2. Einundachtzigster Jahrgang. 1891

Aus den Kunstschätzen des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavantthale.

Von Professor Dr. Fr. G. Haun.

1. Ein Sacramentar aus dem 11. Jahrhunderte.

Dieses Sacramentar, welches im Handschriften-Kataloge als „liber sacramentorum de circulo anni expositus a S. Gregorio papa, Signatur XXV a/20" angegeben ist,[1]) gehört zu den unbekanntesten Codices dieser Art. Sagt doch Kraus, der dasselbe in seiner Schrift: „Schätze von St. Blasien in der Abtei St. Paul" (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, N. F., IV., 1) erwähnt, dass selbst Delisle in seinem grundlegenden Werke: „Mémoire sur d'anciens sacramentaires" (1886, Paris) dasselbe übersehen habe. Aus diesem Grunde scheint eine Besprechung dieses merkwürdigen Buches von kunstgeschichtlichem Standpunkte aus geboten zu sein, welche gegenwärtig umso leichter gegeben werden kann, als kürzlich der berühmte Kunsthistoriker Anton Springer im XI. Bande der Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Nr. IV) über den Bilderschmuck in den Sacramentarien des früheren Mittelalters vergleichend gehandelt hat. Zweck dieses Aufsatzes ist, nach einer kurzen Beschreibung dieses Sacramentars, welche von allem rein Theologischen und rein Paläographischen absieht und nur das kunstgeschichtliche Moment ins Auge fasst, die Stellung zu ermitteln, welche das Sacramentar aus St. Blasien nach seinem Bilder- und Initialenschmucke unter den

[1]) Siehe Gerbert, Liturgia allemanica, Tom. 1, pag. 105.

Digitized by Google

gleichartigen Codices des früheren Mittelalters einnimmt. Mit dieser Frage ist die Altersbestimmung des Codex unzertrennlich.

Die Sacramentarien sind bekanntlich die Vorläufer der späteren Missale und enthalten die Messgebete für die einzelnen Zeiten des Kirchenjahres, sowie überhaupt die gottesdienstlichen Regeln und Formeln, durch deren genauen Gebrauch die priesterlichen Functionen bindende Rechtskraft erlangen.[1] Das liber sacramentorum aus dem Stifte St. Blasien im Schwarzwalde, gegenwärtig im Archive des Klosters St. Paul in Kärnten, ist enthalten in einem Pergamentcodex und umfasst 269 Blätter. Angebunden sind am Schlusse acht Blätter, welche Vorbereitungs- und Dankgebete enthalten.

Die ersten Blätter enthalten folgende Gebete: Folio 1: In assumptione S. Marie. Benedictio mense lectorii. Folio 1': leer. Folio 2: Gloria in excelsis deo. Folio 2': leer. Folio 3: Credo in unum deum. Folio 4: Fragment einer Missa ad repellendas tempestates. Folio 5 bis 6: Missa ad poscendam serenitatem. Folio 7 bis 8: Benedictio salis et aque contra fulgora. Missa contra fulgora. Nun erst folgt Folio 8' das eigentliche Titelblatt, welches in Capitalschrift die Worte trägt: Incipit liber sacramentorum de circulo anni expositus a sancto Gregorio papa romano.[2] Diese Reihenfolge ist auffällig und wohl nicht die ursprüngliche. Gewinnen wir eine vollständige Übersicht über das Sacramentar aus St. Blasien, so scheint es, dass einzelne Blätter desselben nicht mehr erhalten sind. Dies beweist schon der Umstand, dass das Messgebet zur Vertreibung der Unwetter ein Fragment ist. Aber weitaus der grösste und vor Allem der wesentlichere Theil eines Sacramentars hat sich erhalten.[3] Ist doch der Kern des Sacramentars, der Messcanon, in dem vorliegenden Codex intact überliefert; ferner Messgebete für die einzelnen Sonntage und Theile des Kirchenjahres. Auch für jene Art von Gebeten, welche die Sacramentarien für den Culturhistoriker

[1] Springer, Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1889, pag. 339.

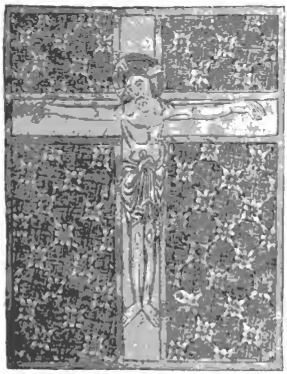
[2] Die übliche Gliederung des Sacramentars wird nach Papst Gregor dem Großen benannt, obwohl diese liturgischen Bücher erst später die endgiltige und bleibende Form erhielten.

[3] Ein Kalendarium oder Nekrologium, welches als selbständiger Theil in der Regel mit dem Sacramentar verbunden ist, indem es dem Missale entweder vorausgeht oder nachfolgt, fehlt im gegenwärtigen Codex. Da es sich für uns um den Bilderschmuck handelt, werden wir im Folgenden nicht alle Gebete aufzählen.

Digitized by Google

wichtig machen, indem dieselben über alte Volkssitte und Volksglauben Aufschluss geben, fehlen Proben nicht. Wird uns doch, wie erwähnt, die Messe zur Vertreibung der Unwetter, die Messe um Fürbitte für heiteren Himmel, die Weihe des Salzes und Wassers zum Schutze gegen Blitze und die Messe gegen die Blitze gegeben.

Hierauf folgt der Messcanon, der die unabänderliche Form des Messopfers bildet und schon durch die apostolischen Constitutionen (VIII. Buch) vorgezeichnet ist. Derselbe ist, wie alles Folgende, in Uncialschrift verzeichnet. Blatt 9 enthält die Präfatio, welche unten mit dem „**dignum et justum est**“ schließt, worauf die Rückseite in reich kalligraphischer Ausstattung, in Deckfarben bemalt, ein V und D und ein Kreuz verschlungen enthält: die Anfangsbuchstaben des **Vere Dignum** und **et Justum**.



Inmitte des reich verzierten Initiales gewahren wir ein goldenes, von den erwähnten Buchstaben umschlossenes Kreuz auf rothem Grunde. Das reiche silberne Bandwerk der Buchstaben durchschlingt und durchzieht das besagte Kreuz. Der Grund außer dem Kreuze ist großtheils grün, theilweise auch blau gefärbt. Blatt 10 schließt unten mit dem „**Benedictus qui venit in nomine domini**“, worauf die zweite Seite des 10. Blattes ein Vollbild bringt, das die ganze Seite einnimmt und ein T darstellt. Dieses Vollbild führt den gekreuzigten Heiland vor (das Kreuz bildet das T). Da die nächste Seite (Blatt 11) mit **E igitur clementissime pater per Jesum Christum filium tuum** beginnt, so ist der Anfangsbuchstabe der Consecrationsworte (T) durch das Bild des Crucifixus illustriert.

Auf gemustertem Grunde gewahren wir Christus am Kreuze nach dem älteren, idealen Typus, der mit dem 13. Jahrhunderte erlischt, dargestellt.[1]) Das nimbierte Haupt nach links geneigt, die Arme horizontal

[1]) **Siehe die nebenstehende verkleinerte Abbildung. Für die Photographie dieser Miniatur, sowie derjenigen, welche die Fortsetzung dieser Abhandlung bringen wird, ferner für die gewährte Benützung des Codex und die gefälligen Auskünfte sagt hiemit der Verfasser dem Herrn Archivar P. Anselm Achatz den verbindlichsten Dank.**

Digitized by Google

ausgestreckt, die Hände, ebenso die neben einander gestellten Füße mit zwei Nägeln durchbohrt, das Lendentuch, welches fast bis zu den Knien reicht, in einen Knoten gebunden; die Färbung des Leibes ist grünlich. Während aber der ältere, ideale Typus den Herrn in der Regel noch lebend, nicht mit dem Ausdrucke des Schmerzes und daher auch stets ohne Dornenkrone darstellt, weil man die Gottheit Christi am Kreuze betonte, gewahren wir hier im Gesichte den Ausdruck des Schmerzes trotz des festgehaltenen älteren, idealen Typus. Dies ist klar durch die Blutstropfen an Stirne und Wange ausgedrückt. (Hände, Füße, Nase, Mund und Brauen sind in rothen Strichen gegeben.)

Die folgenden Blätter, welche die Consecrations-Gebete bringen, enthalten im Texte, in Deckfarben ausgeführt, drei den liturgischen Vorgang erläuternde Illustrationen. Folio 12 (unten) gewahren wir den Priester stehend vor dem Altare, wie er Brot und Wein (nämlich den Kelch) segnet. Die beigegebene Stola bezeichnet die priesterliche Würde und Vollmacht. Der Altar ist mit Tüchern bedeckt. **Haec solam oblatam benedictionem,** bemerkt erläuternd eine spätere Notiz am Rande mit rother Tinte. Blatt 13, Seite 2, bringt ein fast gleich gemaltes Textbild. Der Priester, der so gebildet ist, wie am früheren Bilde, neigt sich vor dem Altare, auf welchem der Kelch und eine goldene Scheibe bemerkbar ist. Die Vorderseite des 15. Blattes, das mit den Gebetsworten beginnt: **libera nos, quaesumus domnie ab omnibus malis,** enthält unten links wieder ein gemaltes Bild. Der Priester, vor dem Altare stehend, hält den Kelch mit beiden Händen, daneben gewahren wir rechts im Medaillon das symbolische Osterlamm. Unmittelbar über dem Bilde lesen wir: „**et ab omni perturbatione securi per Christum etc. etc.**"

An den eigentlichen Messcanon schließen sich die Orationen für die einzelnen Feste und Theile des Kirchenjahres; dieselben enthalten keine bildlichen Darstellungen, aber den Gebeten für die Hauptfeste gehen gemalte Seiten voraus, welche in Goldschrift den Namen des betreffenden Festes enthalten und viereckig oder auch in Arcadenform eingerahmt sind. Die Kehrseite dieser Titelblätter enthält reich geschmückt und gemalt den Anfangsbuchstaben des betreffenden Festtagsgebetes. [1])

[1]) Pag. 18, ein Blatt, gemalt mit Goldaufschrift in die natalis, gegenüber die ganze Seite einnehmend, ein reiches C und O (concede quaesumus). Ferner Blatt 27, ebenso in Gold: in Theophania, auf der anderen Seite ein sehr reiches

Außerdem enthält die Handschrift fast auf jeder Seite einen reich verzierten Anfangsbuchstaben im Texte, der kalligraphisch verschlungen und in Silber und theilweise in Gold gemalt ist. Manche dieser Initialien bestehen aus sich mannigfach kreuzenden und verschlingenden Bändern, von denen jedes aus einzelnen getrennten, kleinen Stücken zusammengefügt ist. Überhaupt ist durchflochtenes, vielfach auch ungebrochenes Bandwerk, sogenanntes Geriemsel, gerne als Füllung der Buchstaben-Contouren benützt. In anderen Initialien im Texte herrscht verschlungenes Bandwerk vor, das aus Ranken mit Blattorganen einfacher Art gebildet ist. In den Blattbildungen ist ein kleines dreiblätteriges Blatt besonders charakteristisch. Verklammerungen und Verankerungen, welche an die karolingischen Buchstaben-Ornamente mahnen, finden sich wiederholt. Das Blattwerk des Sacramentariums lehrt, dass die Handschrift aus dem 11. Jahrhunderte stammt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Verkehrsgeschichte Kärntens.

Von Dr. Alexander Peez.

Ueber das Maß von Wohlstand und Befriedigung, welches frühere Jahrhunderte den Familien und den Einzelnen im Lande Kärnten gebracht haben, herrschen sehr verschiedene Ansichten. Während die Einen heute überall nur „Fortschritt" sehen, wünschen sich Andere mit Wehmuth in die „gute alte Zeit" zurück. Was ist Wahres daran? Wer hat Recht? Die Antwort lautet: Jeder hat Recht und Keiner. Zuerst ist festzuhalten: auch ein kleines Land umschließt große Gegensätze; so war

Q, qui hodierna. Blatt 36, gemalt et („et temporalis nobis vitae remedia praebeant et aeternae") zu lesen. Blatt 72, die erste Seite in Goldschrift: in Sabato sanctae paschae. Die ganze Seite gegenüber ein S. Blatt 75, in einer Arcadur mit Blattwerk zu beiden Seiten des Bogens, außen in Goldschrift: Dominica sanctae paschae. Auf der Gegenseite gemalt ein reiches Q. Blatt 96, erste Seite in Goldschrift: dominica in pentecoste, die Kehrseite gemalt ein reiches Id. Blatt 133 enthält unten in rother Capitalschrift, groß: in assumptione sanctae Mariae. Die nächste Seite, reicher Buchstabe GE, (ge)nerando ist darunter in gemalten Letern zu lesen in Goldschrift. Blatt 238: Incipiunt benedictiones episcoporum in Vigilia natalis domini, daneben die ganze Seite einnehmend reiches O (omnia potens). Blatt 341 ganze Seite mit Aufschrift: in die natalis domini. Kehrseite zeigt ein B (benedicat vobis). Blatt 250, in einer Arcadur die Aufschrift: In die paschae. Kehrseite ein reich ausgestatteter Initial: B.. enedicat vos. Der Grund dieser Blätter ist durchaus bemalt, die Einfassung viereckig, wo nicht auf die Arcadur besonders hingewiesen.

Digitized by Google

es in der Vergangenheit, wie es in der Gegenwart noch so ist. In demselben Lande und in derselben Zeit wohnen die Einen auf der Sonnenseite und preisen die Wärme, während die auf der Schattseite Wohnenden die Schwäche der Strahlen beklagen. Alles ist hier relativ. Verlornes Gute läßt eine mittelmäßige Zeit als rauh erscheinen, und überstandenes Unheil verschafft derselben Zeit mittleren Behagens einen unverdienten Glanz. Hier heißt es also das Einzelne prüfen. Und gerade das ist schwer. Mit allgemeinen Schlagworten läßt sich trefflich streiten, jedoch nur die Darstellung der Wirklichkeit allein ist fruchtbar.

Soviel aber möchte sich erweisen lassen, dass es Zeiten gegeben hat, wo die allgemeine Handelsconjunctur für Kärnten günstiger war als heute; wo ferner die Erzeugnisse Kärntens nähere und reichere Märkte fanden als gegenwärtig.

Die Menge von Burgen und Schlössern in Kärnten, ein Blick auf die gute bauliche Anlage derselben, sowie auf die vielen Ziergärten, Hallen und Luxusanlagen, welche bei Valvassor dargestellt sind, dann aber auch so manche tüchtig, ja reich gebaute Häuser des Bauernstandes auf Berg und Thal, legen gerade in Kärnten den Gedanken an eine ältere wohlhabende Zeitperiode nahe. Ich meine nun nicht, dass man sich in dieser Hinsicht täuscht, und möchte die Ursache des dort zum Ausdrucke kommenden wirthschaftlichen Gedeihens in dem *Nachbarverhältnisse Kärntens zu Venedig* erblicken. Venedig war damals — es ist die Zeit vom 14. bis Anfang des 18. Jahrhundertes gemeint — eine der ersten Handelsstädte der Welt. Die ganze atlantische Küste war, mit Ausnahme der niederländischen, hansischen und einiger portugiesischer Plätze, ganz im Rückstande und gewann erst mit Entdeckung und Entwicklung Amerika's einen so gewaltigen Aufschwung; am Mittelmeere aber, dieser Stätte uralter Cultur, über welches, bis zur Entdeckung der Fahrt um das Cap der guten Hoffnung, auch der mächtige indische Handel fluthete, hatte Venedig (neben Genua) die erste Stelle. Venedigs Beziehungen reichten zu Land bis tief in den Norden, Nordwesten und Nordosten Europa's. Einerseits stand es mit den oberdeutschen und rheinischen Städten, zumal Augsburg, Nürnberg und Köln, anderseits mit Wien, Prag, Krakau u. s. w. in engem Verkehre. Wie in der Kirche zu Wolfsberg im Lavantthale, fand ich im städtischen Museum in Eger das Bild des heiligen Markus mit dem Löwen in Stein gehauen, ein Geschenk des Senates von Venedig an die einst wichtige Handelsstadt Eger. Der große Handel in Specereien und Gewürzen gieng hauptsächlich durch

Digitized by Google

Venedigs Vermittlung nach dem Norden. Ihm folgten die Südfrüchte und Reizmittel des Mittelmeeres, sowie die Luxuswaaren des fernen Orients. Dafür giengen als Zahlung nach Venedig das Silber, die Tücher, Leinwanden, Rauchwaaren und Rohproducte des Nordens und Ostens. Aber Venedig war nicht nur Handelsstadt, sondern auch Fabriksstadt ersten Ranges und hatte in kühler, ununterbrochener Arbeit dem großen Byzanz seine alten, aus dem Alterthum überkommenen Gewerbe abgelauscht. Venedig galt zugleich als Mittelpunkt des Luxus und der feinen Sitte im ganzen Südosten. Es beherrschte die Mode bis Wien. Nach einer Urkunde vom Jahre 1490 bezog ein Wiener Kaufmann, Simon Krall, für Kaiser Friedrich um den Betrag von 1500 Gulden, ein bei Johannes de Augustinis, einem berühmten Juwelier in Venedig, bestelltes Halsband von Gold mit Diamanten, Balesen und Perlen und erhielt als Zahlung dafür verschiedene Mauten und Ämter in der Grafschaft Ortenburg und anderen Theilen des heutigen Kärntens zugewiesen. Aus Venedig erhielten sonach Fürsten, Vornehme und Reiche Süddeutschlands das erlesenste Geschmeide, sowie auch jene Gold- und Silberstoffe, Paramente, Seiden und Sammt, deren Heimat von jeher der Orient war. Eine vollständige Zollordnung, die Hormayr in seiner Geschichte der Stadt Wien hat abdrucken lassen, gibt einen weiteren Beleg für die ununterbrochene Wichtigkeit des Waarenzugs von Venedig nach Wien. Die durch die spätere Rudolfsbahn bezeichnete Handelsstraße war schon stark befahren, und bei den fast steten Geldverlegenheiten der Landesfürsten bildeten die Zollstätten von Judenburg, Rotenmann, Neumarkt, Leoben, Neumarktl, Laibach u. a. einen hauptsächlichen und beliebten Gegenstand der Verpfändung.

Obwohl es nicht ganz leicht ist, von dem Maße des regen Lebens, welches damals in den Lagunen herrschte, sich ein deutliches Bild zu machen, so ist doch jedenfalls Venedig als ein Verbrauchsplatz ersten Ranges für die Waaren aller umliegenden Länder aufzufassen. Als Verbraucher kamen ja nicht nur die eigentlichen Bewohner Venedigs, sondern auch alle jene Nebenplätze in Betracht, welche, heute noch durch ihre Venetianer Architekturen bezeichnet, rings den Adriatischen Golf umsäumten und sich durch ganz Dalmatien bis Cattaro und Corfu fortsetzten. Die Kriegs- und Handelsflotten, sowie die oft sehr bedeutenden Söldnerheere der Republik waren nicht minder starke und regelmäßige Consumenten, welche zur Deckung ihres Bedarfes an Schlachtvieh, Mehl, Heu, Käse, Häuten und Leder, Eisen und Stahl, Holz aller Art, vom Brennholz

Digitized by Google

bis zum Schiffbau- und Mastholz, Terpentin, Pech u. s. w. tief in das Binnenland hineingriffen. Von dieser stetigen und sicheren Nachfrage wird Kärnten reichlich Nutzen gezogen haben. Obwohl es eines urkundlichen Beweises für diese Behauptung kaum bedarf, so fehlt auch diese nicht, indem eine Urkunde des Kaisers Friedrich von 1477 die Straße von Laibach nach Triest, als eine „gewondliche" bezeichnet, hauptsächlich für Viehherden, welche aus dem Innern Krains und der österreichischen Länder nach dem Küstenplätzen der Adria getrieben wurden. [1])

Aber nicht blos Rohproducte, Nahrungsmittel und der Bergsegen, wie Gold und Blei, fanden im Venetianischen einen guten Markt, sondern auch die binnenländischen Gewerbe erhielten eine glückliche Belebung durch die mächtige Kaufmannsstadt. Die in regelmäßigen Zeiträumen und zu regelmäßigen Fahrten von dort auslaufenden Kauffarteischiffe, „Galeeren" genannt, enthielten als stehenden Artikel Eisen und Stahl, Eisen- und Stahlwaaren aus den Alpenländern, also aus Krain, Steiermark und Kärnten. Für die heimischen Producenten war hierdurch ein fester, dauernder Absatz gesichert, und besonders dürften die Preise lohnend gewesen sein, da im ganzen Mittelalter unsere Alpenländer eine Art Monopol besaßen und jene Staaten, aus denen heute ein übergelegenes Mitwerben kommt, wie England und das Deutsche Reich, Jahrhunderte hindurch in der Eisenindustrie kaum mitsprachen, jedenfalls aber im Gebiete des Mittelländischen Meeres unserem heimischen Erzeugnisse keine Concurrenz boten.

Dieser bedeutende Handel, welcher aus dem Norden nach Venedig und aus Venedig nach dem Norden strömte, setzte ein ziemlich entwickeltes Transportwesen voraus, und die geographische Lage Kärntens brachte es mit sich, dass letzteres Land an der Vermittlung sich reichlich betheiligte. Nachdem die Römerstraßen im Laufe der Jahrhunderte für Fuhrwerk unbrauchbar gew rden, bediente man sich zur Verfrachtung des Kaufmannsgutes der Saumrosse. Einer Nachricht zufolge, die ich bei Schweighofer „Von dem Commerz der österreichischen Staaten", Wien 1785, S. 193 Anm., finde, betrug noch in späterer Zeit — etwa im 16. Jahrhundert — die Zahl der im Venetianer Handel beschäftigten Saumrosse nicht weniger als zwischen 40 und 50.000 Wahrscheinlich wurden diese großentheils von Kärnten beigestellt, gezogen, geführt und mit Futter versorgt. Denn, nächst der Brennerstraße, giengen die Hauptwege durch Kärnten, sei es über die Plecken ins Gailthal und von

[1]) Johannes Falke, Geschichte des deutschen Handels, II., S. 34.

Digitized by Google

dort entweder zum Brenner oder über die Tauern ins Salzburgische, oder über Pontafel und den Predil nach Villach und dann weiter oder durch Krain über die Karawanken nach dem Norden und von diesem Durchzugsverkehre mögen dann Wirte, Sattler und Riemer, Schmiede, sowie die Erzeuger von Nahrungsmitteln, also die Landwirtschaft, mannigfaltigen Vortheil gezogen haben.

An diese Verhältnisse muss man denken, wenn man in alten Bauten sowie in Erinnerungen Kärntens noch Spuren des Venetianer Verkehrs begegnet.

Auch hat dieser Verkehr mit der Entdeckung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung zu Ende des 15. Jahrhundertes durchaus nicht aufgehört. Bildeten doch die indischen Waaren, welche später allerdings überwiegend den Seeweg einschlugen, nur einen Theil des Venetianer Handels. Schlimmer war die Festsetzung der Türken in der östlichen Kammer des mittelländischen Meeres, indem von nun an eine Periode von fast beständigen Kriegen, Zerstörungen, Verwüstungen begann, die sich auf das große Gebiet von den österreichischen Erblanden um den ganzen Bogen des Mittelmeeres bis nach Ägypten erstreckten, also gerade den mächtigen Nährboden beeinträchtigten, von welchem bescheidene Fäden bis in unsere Berglande sich verzweigten. Allein solche Umwandlungen erstrecken sich auf Jahrhunderte; sie geschehen nicht plötzlich, sondern ruckweise, allmählich, mit Unterbrechungen und Schwankungen. Erst von dem Frieden von Passarowitz (1718) begann ein rascheres Sinken von Venedig, welches den Türken gegenüber allein gelassen, und zugleich unfähig, mit den großen Monarchien Europas den Wettkampf aufzunehmen, in eine kleine abhängige Stellung zurücksank.

Dadurch erlitt Kärnten einen schweren Schlag. Je mehr der Welthandel sich aus dem Mittelmeer nach der Atlantis zog und je mehr die Industrie in England, Belgien, Frankreich und Norddeutschland aufblühte, umso einsamer ward es in den südöstlichen Alpenländern, umsomehr wurden die letzteren auf Pflege rein örtlicher Beziehungen zurückgeworfen. Erst die Neuzeit mit ihrer durch das Eisenbahnwesen bewirkten universellen Eignung, auch entlegene Länder zu wirtschaftlicher Entwicklung emporzuheben, bringt wieder die Möglichkeit eines günstigen Aufschwunges. —

Nachdem ich versucht habe, die große Conjunctur in den Umrissen zu zeichnen, welche Jahrhunderte hindurch zu Gunsten des alten Kärnten bestand, gelange ich zu einem mehr concreten Gegenstande, nämlich zur

Digitized by Google

Festhaltung einiger Daten über den Verkehr und das Transportgewerbe Kärntens in der Zeit vor Errichtung der Eisenbahnen.

Der Handel des Mittelalters und auch noch der spätern Zeit bis etwa zur Wende des 17. zum 18. Jahrhunderte gieng auf Saumwegen vor sich. Da sie den Spuren alter Fußpfade folgten, die überall nach dem kürzesten Zugang streben, so führen diese Wege über Berg und Thal, und nur wo die Natur des Geländes (Terrains) oder alte Römerstraßen es ermöglichten, verfügen sie über eine ebne Fahrbahn, welcher man durch einfachste Nachhilfe einige Festigkeit zu geben suchte.

Erst als die Türkengefahr beschworen, die Türkenplage, von welcher die Alpenländer Unsägliches gelitten, endgiltig überwunden war, also nach den großen Siegen des glorreichen Prinzen Eugen unter Kaiser Leopold, gewann die österreichische Monarchie die Muße und die Mittel, um nach dem Vorgange Frankreichs, Italiens und Englands, an ein geordnetes Straßenwesen zu denken. Kaiser Karl VI. (1711 bis 1740) war es, welcher die Straßen Wien-Prag, Wien-Linz, Wien-Semmering-Triest in Angriff nahm und theilweise fertig stellte; Maria Theresia und Josef II. setzten das große Werk fort. Der österreichische Staat kündigte sich an, es begann eine österreichische Handelspolitik mit scharf bezeichneter Grenze gegen Außen und erleichterten Verbindungen im Innern des Reiches.

Aber mühselig und langsam war diese Entwicklung, und immer wieder ward sie unterbrochen durch Kriege und die im Gefolge der Kriege einherschreitende Finanznoth! Man sorgte immer nur für die nächste Noth. Die Stände kämpften für den Geldbeutel, von productiven Auslagen wollte Niemand etwas wissen. Das große Mittel der französischen Könige: durch Schaffung einer leistungsfähigen Industrie einen besseren Markt für die Landwirthschaft und einen Aufschwung des Wohlstandes und der Steuerkraft hervorzurufen, fand einzelne wackere theoretische Vertreter (Becher, v. Hornick), konnte aber nur unter großen Schwierigkeiten und öfteren Rückfällen in die Wirklichkeit übertreten.

Die Kosten des Straßenbaues erschienen noch zu Anfang des 18. Jahrhundertes so unerschwinglich, als in unseren Tagen etwa die Kosten eines Canales von der Adria zur Donau. Jetzt freilich in einer Zeit, wo die Stände „ohne mit der Wimper zu zucken" gegen vierzig Millionen für eine Arlbergbahn bewilligen, lächeln wir über Bedenken, wie sie damals bei jedem Straßenbau laut wurden, obwohl die Löhne

Digitized by Google

der Arbeiter für einen Tag „7 bis 8 Kreuzer ohne Brot“ oder „mit Brot etliche Kreuzer weniger“ betragen haben. Gegen die Umlegung der Kosten auf die Allgemeinheit oder das Land kämpften Ängstlichkeit, finanzielles Ungeschick und missverstandene „Freiheit“. So blieben denn die Mauten als großes finanzielles Rettungsmittel übrig!

Es gab in Innerösterreich drei Arten von Mauten: 1. kaiserliche, 2. landständische, auch „Mitteldinger“ genannt und 3. Privatmauten.[1]) Lange scheiterten alle Versuche, diese Abgaben zu vereinigen. Commissionen über Commissionen wurden abgehalten, der altösterreichische Wunsch „Niemand wehe thun“, die formalste Gesetzlichkeit oft als Maske üblen Willens und noch öfter der Hilflosigkeit, die Scheu vor jeder Verantwortlichkeit als bequemster Grund des Nichtsthuns in voller Blüthe! Dazu Kampf der Länder untereinander, deren keines dem andern eine bessere Straße oder eine Mauterleichterung im Verkehre nach der Adria gönnte.

Ein Fall für viele. Zwölf Garnituren von Tischzeugen im Werte von 600 Gulden, aus Schlesien nach Triest bestimmt, wurden bloß in Niederösterreich und allein bei Privatmauten fünfmal angehalten, nämlich in Neudorf, Sollenau, Wiener-Neustadt, Neunkirchen und Schottwien. An jeder dieser Privatmauten sollten sie 5 Gulden erlegen, also von Wien bis zum Semmering 25 Gulden! In Steiermark bestanden sechs Mauten, in Mürzzuschlag, Bruck, Graz, an der Landschabrücke, zu Marburg und Franz. Ein Centner (wohl Wiener Centner zu 120 Zollpfund) kostete von Wien bis Triest an Mauten 30 Kreuzer, ein mit 40 Centner beladener Wagen also 20 Gulden. Dazu kamen noch die kaiserlichen Transitmauten zu Graz und Laibach. Dieser Betrag von 30 Kreuzern vom Centner (ohne die kaiserliche Maut) wird erst in seiner Schwere klar, wenn man ihn mit den oben erwähnten Taglohn eines Straßenarbeiters (7 bis 8 Kreuzer) vergleicht. Kein Wunder, dass unter diesen Umständen der kaiserliche Hofrath von Widmann erklärte, es sei keine Hoffnung, dass die Kaufleute aus den böhmischen Ländern nach Triest gehen (statt nach Hamburg), die schlesischen hätten ohnehin keine Lust dazu.

Im Jahre 1730 wurde der Plan gefasst, einmal in der Woche regelmäßig einen Stellwagen von Wien nach Triest abgehen zu lassen.

[1]) Siehe hierüber und das Nachfolgende: Dr. F. M. Mayer, die Anfänge des Handels und der Industrie in Österreich und die orientalische Compagnie. Innsbruck, 1882.

Digitized by Google

Vorher machten Landkutscher die Reise. Am Donnerstag Mittag gieng die Stellfuhr von Wien nach Triest ab und brauchte im Sommer neun, im Winter zehn Tage. Ein Reisender mit 50 Pfund Freigepäck zahlte von Wien bis Graz 4, von Graz bis Laibach 4, von Laibach bis Triest 2 fl., im Ganzen also 10 fl. Ein Centner Übergepäck kostete Wien-Graz, 1 fl. 15 kr., Graz-Laibach 1 fl. 15 kr., Laibach-Triest 30 kr., zusammen 3 fl.; Brücken-, Weg- und Pferdemauten zahlten die Fuhrleute selbst; andere Transitgebühren (welche?) die Eigenthümer der Waaren. Schwierig war jedoch die Verständigung zwischen den Wiener und den Grazer Kutschern. Vermöge eines im Jahre 1719 geschlossenen Vergleiches verlangten die Grazer die Einkehr in das Wirthshaus „zum wilden Mann" in der Kärntnerstraße, wo sie nicht mehr, wie bisher, von den Wienern sollten beunruhigt werden, welch letztere ihnen die Fahrgäste und Waaren gleichsam wegfiengen. Die Wiener sollten bei ihrem Standplatze „zur goldenen Gans" bleiben. Endlich einigte man sich dahin, dass die Wiener Fuhrleute von Montag früh bis Donnerstag mittag allein Fahrgäste und Güter aufnehmen sollten, von Donnerstag mittag bis Sonntag abend jedoch die Grazer.

Jedes Kronland bildete damals ein eigenes Zollgebiet (wie übrigens auch in Frankreich bis zur Revolution, in Deutschland bis zur Bildung des deutschen Zollvereines). In Österreich arbeiteten schon unter Karl VI. einsichtige Männer an der Herbeiführung der „Union". Im Jahre 1739 äußerte in Wien Graf Ferdinand Harrach: „dass, wann das Commercii-Wesen nach Wunsch emporgebracht und erförderlich besorgt werden wollte, die ganze Constitution in kaiserlichen Landen geändert werden müsste; weil aber dieses nicht geschehen wird, so verspricht er sich von der Errichtung der orientalischen Compagnie nicht Vieles und glaubt, dass nichts Gutes erfolgen wird. Es wären gar zu Viele, die per imperatorem schreiben und befehlen: die Hoff-Kanzlei, der Hoff-Kriegsrath, die Hoff-Kammer und die Commercien-Conferenz; was einer Guttes thut und thun will, verdörbt oder verhindert der andere." [1]) Weise Worte! An solchen hat es bei uns nie gefehlt, allein erst Maria Theresia, Josef II und Kaiser Franz Josef (letzterer bezüglich Ungarns) schufen Wandel und begründeten die Einheit des Zollgebietes.

Mit dem Straßenbau, mit dem Beginn öffentlicher Verkehrsmittel für Personen und Güter und der allmählichen Erleichterung der

[1]) Mayer, Seite 113.

Digitized by Google

inneren Mauten begann auch die Industrie sich zu entwickeln. Eisen und Stahl erachtete man aber als für so stark und über jede Anfechtung erhaben, dass sie von der Freiheit von kaiserlichen Mauten, die für manche Artikel zugestanden ward, ausgeschlossen blieben, und erst als nachgewiesen ward, dass (im Jahre 1731) das österreichische Eisen in Neapel und Sicilien von dem wohlfeilern schwedischen und türkischen (?) Eisen verdrängt ward, rieth die Behörde, dass Eisen, Stahl, Nägel und Draht nach Unteritalien ganz mautfrei sein sollten.

Die zum Aufkommen eines ausgebreiteteren Gewerbes getroffenen Schutzmaßregeln verletzten manche Interessen. Schon im ersten Jahre der Regierung Maria Theresias wird letzte von Wiener Kaufleuten um Zulassung fremder, besonders englischer Waaren bestürmt. Auch die englische Handelspolitik meldet sich damals — es war im Jahre 1740 — zum erstenmale in Österreich an. Man weiß heutzutage, dass England, indem es im österreichischen Erbfolgekriege an die Seite Maria Theresias trat, seine eignen Interessen verfolgte.[1]) England hatte eine lange Rechnung mit Frankreich zu begleichen und hob diese Begleichung in seiner Weise auf, bis Frankreich in einen Festlandkrieg verwickelt sei. Der Krieg Frankreichs an der Seite Preußens gegen Österreich von 1741 brachte die Gelegenheit. Aus diesem Grunde ward Maria Theresia von England mit Subventionen unterstützt. Das ist nun alles natürlich, aber bisher wenig beachtet erscheint die Thatsache, dass England die an Österreich geleisteten Beträge durch einen Handelsvertrag zurück zu gewinnen bestrebt war. Zu diesem Zwecke kamen im Jahre 1741 (genau so, wie im Jahre 1864, kurz vor Eröffnung des Krieges von Seite Preußens, dessen Absichten wohl England schon im Jahre 1864 erspäht hatte und vermuthete) englische Sendlinge nach Wien und verlangten von Maria Theresia die freie Einfuhr von Tüchern, wollenen Zeugen, Seiden- und Baumwollwaaren, Leder- Holz- und Metallwaaren u. s. w. aus England und den Colonien sowohl über Hamburg als die österreichischen Seehäfen und zwar mit differentiellen Begünstigungen gegenüber allen andern Völkern ja sogar den eignen österreichischen Bürgern. Ungeachtet ihrer politischen und wirtschaftlichen Nothlage lehnte Maria Theresia im Jahre 1741 wie später im Jahre 1749 diese Versuchung ab.[2]) Man hörte damals das kluge Wort, das man einem Beamten der Seebehörde in Triest, Franz von

[1]) Von Arneth, Maria Theresia, Band II, Seite 201.
[2]) Mayer, Seite 120.

Digitized by Google

Reigersfeld zuschreibt: „nur das Commercium macht ein Land groß; ohne Commercium ist ein großes Land klein, mit Commercium ein kleines groß".

Die guten Folgen des Grundsatzes „Schutz gegen Außen, freier Verkehr im Innern" zeigten sich nach Aufhören der Preußenkriege unter Maria Theresia und Josef II. Die Straßenbauten ermöglichten einen Abfluss der landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Im Jahre 1771, als in den meisten Ländern Europas Missernten herrschten, konnte Ungarn theils nach den Erblanden theils nach Deutschland und Italien vier Millionen Wiener Metzen absetzen. Den Metzen mit 47 Kilogramm berechnet, gibt dies rund zwei Millionen Metercentner. Niederösterreich bezog aus Ungarn regelmäßig 300.000, die Ausfuhr aus ganz Österreich mag sich auf ½ Million Metercentner belaufen haben, und der Haupttheil gieng auf den neugebauten Straßen aus Ungarn und Slavonien nach dem Adriatischen Meere, um von dort nach den italienischen Küstenstädten verschifft zu werden. Andrerseits floss Weizen aus Oberungarn und Galizien auf der Weichsel nach Danzig und weiter nach England. In Triest und Fiume hatte bereits Kaiser Josef Kornspeicher anlegen lassen.

Schon vor mehr als hundert Jahren begann Großbritanien als emporstrebendes Industrieland ein reicher Markt für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu werden. Bis in die tiefste Walachei machte sich dieser Zug bemerkbar. Die Walachei und Moldau gaben Vieh an Siebenbürgen und die Bukowina ab, letztere an Polen, dieses an die preußischen Küstenländer, welche das Vieh zur See weiter schafften. Ein anderer Strom bewegte sich aus der Walachei und Moldau nach Ungarn, Ungarn gab an Österreich Vieh ab, Österreich an Baiern, Baiern an Schwaben, Schwaben an den Elsass, und so endete das Nachschieben von Land zu Land in den großen Mittelpunkten des Verbrauchs: Paris und London.

Kärnten, Steiermark und Krain sandten Groß- und Kleinvieh nach Venedig und Triest.

Die Erzeugung von Wolle ward wichtiger, als (um 1765) durch spanische, italienische und afrikanische Schafe die Rasse veredelt war. Man zählte in der Monarchie sieben Millionen Schafe, wovon in Ungarn vier Millionen. Der (Wiener) Centner Wolle galt 30 bis 40, veredelte Wolle in Böhmen und Mähren 60 bis 70 fl.

Die Tuchmacherei begann in größerem Maßstabe aufzublühen. In Mähren wurden — nach Crome — für 15 Millionen Gulden Tücher erzeugt, welche bis in die Levante verschickt wurden. „Klagenfurt

Digitized by Google

weist die vortreffliche Tuchfabrik des Herrn von Dis auf. Hier wird das feinste Tuch fabriciert, das durchgehends dem ausländischen gleich geschätzt ist. Man nimmt dazu die ausgesuchteste spanische Wolle. Die Fabrik hat bisher blos einfärbige Tücher geliefert, um ihres Absatzes desto sicherer zu sein.[1])

Die uralte Eisengewinnung der Alpenländer, die sich in den schwierigsten Zeiten behauptet hatte, begann sich reicher zu entwickeln. In Kärnten wurden im Jahre 1785 von 10.000 Menschen rund 70.000 metrische Centner Eisen erzeugt (im Jahre 1890 rund 400.000), in Steiermark von 65.000 Arbeitern 224.000 Centner (heute 1·4 Millionen Metercentner). In Kärnten zählte man 90, in Steiermark 200, in den Erzherzogthümern 100 Hämmer, die das Eisen zu Platten, Stangen u. s. w. umarbeiteten. Es wurden jährlich 800.000 Sensen gemacht, von denen 500.000 nach Rußland, der Türkei, Ost- und Westindien verschickt wurden. „Zu Mariazell in Obersteier befindet sich das Gusswerk, wo unter Anderm vorzüglich Karthaunen, Feldschlangen, Mörser, Bomben, Kugeln und Granaten gegossen werden. Zu Ferlach in Kärnten findet man eine Gewehrfabrik, die einzige Fabrik, welche in österreichischen Staaten auf englische Art eingerichtet ist".[2])

Die Gewehre, mit denen der siebenjährige Krieg ausgefochten wurde, waren zu Ferlach gemacht.

Die Zollgrenzen zwischen den einzelnen Kronländern Österreichs hatten wenigstens das eine Gute, dass ihre Wirtschaft als ein Ganzes erschien. Man prüfte damals die Handelsbilanz der Länder, wie man heute die Bilanz der Staaten erörtert. Dabei fällt manche gute, ja scharfsinnige Bemerkung. So erklärt der mehrfach genannte Schweighofer die wirthschaftlichen Verhältnisse Kärntens für schwierig. Kärnten sei von Ländern umgeben, die alle productenreicher als Kärnten selbst sind. Seine Production sei klein, das Klima rauh, die Handelsbilanz ungünstig. Zur Besserung des Verhältnisses empfiehlt Schweighofer die Einführung neuer Industriezweige, insbesondere der Leinwandweberei und der Spitzenmacherei, die damals schon im Erzgebirge und in Idria blühte. Letztere eigne sich ganz besonders für die Frauen und Kinder der Bergleute, wie man im Erzgebirge (Annaberg und Meißen) sehe. Günstig für das

[1]) **Schweighofer**, Von dem Commerz der österreichischen Staaten Wien, 1785, Seite 7[1].

[2]) **Ebenda** Seite 35.

Digitized by Google

Land sei es, dass ein großer Theil des Waarenzuges aus Deutschland nach Triest und Fiume durch Kärnten gehe.

Die Einfuhr von Triest zur See betrug auf 6000 Schiffen etwa 600.000 Metercentner, die Ausfuhr 500.000 (im Jahre 1889 die Einfuhr rund drei Millionen, die Ausfuhr über fünf Millionen Metercentner). Fiume hatte nur etwa $^1/_3$ bis $^1/_4$ des Verkehres von Triest, während es bekanntlich jetzt schon hart hinter Triest einherschreitet.

Der auswärtige Handel auf den Kunststraßen des Binnenlandes bewegte sich vorzugsweise in drei Richtungen:

1. Der schon erwähnte Handel aus der Levante über Triest nach Wien und die Erblande überhaupt, dann nach dem nördlichen und östlichen Deutschland (auch Polen und Russland) beschäftigte 12.000 Fuhren

2. Handel aus der österreichischen Lombardei über Bozen durch Tirol nach Süddeutschland und dem Rheine 5.300 „

3. Handel aus den österreichischen Niederlanden nach dem Deutschen Reiche und den Erblanden . . . 3.200 „

Zusammen . . 20.500 Fuhren

Rechnet man die Fuhr (da die schlechtesten Straßen und schwächsten Brücken die Belastung bestimmten) auf 10 Metercentner Last und wird angenommen, dass ein Wagen im Jahre zehnmal seinen Weg machte, so gelangt man auf eine Frachtenbewegung über die Grenze von rund drei Millionen Metercentner (im Jahre 1888 165 Millionen Metercentner). —

Im Anschlusse an diesen Rückblick auf eine ältere Periode lassen wir nun einige „Erinnerungen eines Kaufmannes aus halbvergangener Zeit" folgen, die ein hervorragender Angehöriger Klagenfurts, Herr J. M. Rothauer, uns freundlichst zur Verfügung stellte.

Man wird daraus mit Interesse ersehen, wie vielfach die im Frühern dargelegten älteren Verkehrsverhältnisse noch bis in die Periode hart vor Bau und Eröffnung der Eisenbahnen hineinragen und erst die letztern eine völlige Umwandlung, die allerdings in mancher Hinsicht auch als Umsturz erscheint, herbeigeführt haben.

Diese Darstellung lautet: „Von Klagenfurt nach Wien und umgekehrt verkehrte einmal wöchentlich ein Stellwagen mit sechs Plätzen. Beiwagen wurden nicht gegeben. Oft musste man sich Wochen vorher einschreiben und den Koffer gepackt halten. Die Fahrt dauerte fünf Tage. Als man in Gloggnitz die (früher fertig gestellte) Bahn Gloggnitz—Wien benutzen konnte, ward die Fahrt auf vier Tage abgekürzt.

Digitized by Google

Morgens Klagenfurt verlassend, machte man Mittag in Friesach und übernachtete in Unzmarkt oder, wenn man sehr gut gefahren war, in Judenburg. Der zweite Tag sah den Wagen zu Mittag in Leoben, am Abend in Mürzzuschlag. Nun begann die schwierige Fahrt über den Semmering, von deren Ergebnis die Zeit der Ankunft in Wien abhieng. Die Stationen waren deshalb nicht so feststehend, wie auf der früheren Strecke. Am Abende des fünften Tages kam man in der Regel in Wien an.

Die Fahrt war nicht gerade theuer, der Preis rund 15 Gulden, etwa gleich der Fahrt in der ersten Wagenclasse der Eisenbahn. Allein die Fahrt war (abgesehen von der Dauer der Reise, der Unmöglichkeit der Nachtfahrt und den Kosten der Zehrung und des Übernachtens) eine unendlich beschwerliche; die Beine wurden steif, von der Gegend sah man wenig, litt bei schlechter Witterung und war sehr abhängig von der zufälligen Reisegesellschaft. Im Ganzen fuhr man schlechter, als heute in der dritten Eisenbahnclasse.

Nach Mailand gieng eine „**Diligence**“ ab, welche nur drei Plätze hatte, davon einen bei dem Schaffner. Zum Einkaufe nach Triest pflegte man zu reiten und benöthigte dann fünf Tage

Recht bedeutend war damals in Klagenfurt der Zwischenhandel in Colonialwaaren, Südfrüchten, Reis, Zucker u. s. w. Derselbe zog allmählich nicht bloß die kleineren Orte Kärntens in seinen Kreis, sondern dehnte sich auch nach Obersteier, dem Salzkammergute und Oberösterreich aus, so zwar, dass sämmtliche kleinere Kaufleute (Krämer) in erwähnten Gegenden ihren Gesammtbedarf an diesen Artikeln ausschließlich aus Klagenfurt bezogen. — Alljährlich machte mein Vater eine Reise nach Triest (in den ersteren Jahren, wie damals üblich, zu Pferde), um selbst größere Einkäufe zu besorgen und mit den Importeurs im Contacte zu bleiben. Reis wurde aus Italien hauptsächlich aus Verona, Mantua, theilweise auch aus Piemont, bezogen und hievon stets große Lager hier gehalten, da Klagenfurt der Mittelpunkt war, von dem aus dieser Artikel nach allen Richtungen von Österreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn ꝛc. versendet wurde. Für Colonial-Zucker waren die Bezugsquellen die Raffinerien in Laibach, Görz, Udine, Treviso, welche, vermöge ihrer geographischen Lage, darauf angewiesen waren, ihre Fabrikate größtentheils via Klagenfurt zu verkaufen und zu spedieren.

Größere Jahresabschlüsse sicherten den hiesigen Zwischenhändlern solche Vortheile, dass die Landkrämer diesen tributär bleiben mussten. Nebenbei sei bemerkt, dass Colonial-Zucker, abgesehen von den theil-

Digitized by Google

weisen Conjuncturen, einen Preis von fl. 32 bis fl. 36 per Wiener Centner (112 Zollpfund) hatte, während dermalen Rübenzucker um denselben Preis per Meter-Centner (200 Zollpfund) verkauft wird. Alle diese Güter aus Triest und Italien wurden uns natürlich per Achse zugeführt, und zwar theilweise durch direct über Udine kommende Fuhrleute, zum fast größeren Theil aber auf dem sogenannten Schlittelwege via Laibach über den Loibl durch Vermittlung von Zwischen-Spediteuren in Adelsberg, Laibach, Neumarktl, Kirschentheuer mit den landesüblichen kleinen Fuhrwerken, die häufig auch mit Ochsen bespannt waren.

Diese Frächter erhielten Rückladung an Eisen, Stahl, sowie Landesproducten, als: Bohnen, Linsen und je nach der Conjunctur alle Getreidegattungen; — auch Knoppern (**Valonea**) aus Croatien und Ungarn wurden in größeren Mengen über hier instradiert. Ein nicht unbedeutender Ausfuhrartikel war Speik (**spica celtica**), der in den Alpen Obersteiers am Eisenhut, auf der Koralpe und der Sanalpe, auch den Tauern von einer eigenen Kaste „Speikgräbern" gewonnen, sammt Wurzeln und der daran haftenden Erde in Büscheln à circa 2 Pfund mit Stroh gebunden, dann, in Fässern verpackt, via Triest nach Ägypten guten Absatz fand (circa fl. 12 per Meter-Centner inclusive Erde).

Dort wurde dieser Artikel zur Reinigung der Luft in den Häusern, bei Seuchen auch an öffentlichen Straßen in eigens construierten Glutpfannen verbrannt; aus Speik erzeugte man auch den seinerzeit sehr beliebten Parfum „**Patschuli**".

Die Speikgräber waren meist in Murau, Scheifling und Oberwölz zuhause, kleine Leute, die mit ihren Familien arbeiteten, und oft auch selbst die Waare nach Klagenfurt brachten. Zwei Drittel der Sendung bestand aus Erde; so ward es verlangt und (einschließlich der Erde) mit 8 fl. der Wiener Centner bezahlt, in kleine, kranzförmig gelegte Bündel gerichtet und in Fässern verpackt. Die Erde war nothwendig, weil sich sonst die Speikblätter zerrieben hätten. Auch die Wurzel hatte Geruch und ward vernutzt. Schon in Triest galt, wie gesagt, der Wiener Centner Speik 12 fl. und ward dann zu hohen Preisen nach Ägypten, Syrien und Ostindien verschickt. Vor hundert Jahren erreichte der aus unseren Alpenländern, insbesondere aus Kärnten, ausgeführte Speik einen Betrag von 100.000 Thaler jährlich, aber auch noch zu Anfang dieses Jahrhundertes giengen einige tausend Centner hinaus.

In der gleichen Richtung nach Triest bewegten sich, ab Rückfracht für Südfrüchte u. a., Salz aus Gmunden und Hallstatt, ferner Eisen,

Digitized by Google

Stahl und Sensen von den oberösterreichischen und obersteirischen, sowie Kärntner Gewerken, endlich Pech, Lärchenterpentin, Holz und Holzwaaren — alles uralte, theilweise schon von den classischen Schriftstellern erwähnte Erzeugnisse und Ausfuhrartikel unserer Alpen.

Außer diesen für eigene Rechnung bezogenen und versandten Gütern wurden solche, insoferne Klagenfurt an der Route gelegen, zur Weiterbeförderung über hier nach den effectiven Bestimmungsorten instradiert, und zwar sämmtliche von Triest ausgehende Colonialwaaren: Südfrüchte, Öl, sehr viel Baumwolle für die Spinnereien in Traun, Kleinmünchen, Theresienthal, Linz; dann Reis, Seide aus Italien, Zucker und Syrup aus den genannten Colonial-Raffinerien. Diese Waaren wurden durch Fuhrleute sicher verladen weiter spediert. — Die Quantitäten dieser durchziehenden Güter beliefen sich wohl auf circa 150.000 Centner per Jahr.

Dazu kamen in Kriegsjahren außergewöhnliche Speditionen an Victualien für den Militärbedarf vor, wovon ich erwähne:

im Jahre 1848 per Bozen circa . . . . . 25.000 Centner
„ „ 1859 „ Bozen und Casarsa . . . . 65.000 „
„ „ 1866 „ Bozen . . . . . 30.000 „

die durch meine Vermittlung ausgeführt wurden.

Die Achsfracht per Bozen betrug circa . . fl. 4 per Centner
„ „ „ Casarsa betrug circa . „ 2½ „ „

wovon die Hälfte in effectivem Silber, welches damals ein Agio von 30 bis 40 Percent hatte.

Erwähnenswert ist, dass außer den Mercantil-Eisenwaaren sehr beträchtliche Quantitäten Schienen von den seinerzeit im vollen Betriebe gestandenen Werken Prävali und Buchscheiden über hier zur Spedition gelangten und nach den östlichen Verwendungsorten theilweise auf Flößen (Plätten) per Drau expediert wurden, wofür man von Hollenburg bis Marburg circa 30 kr. per Centner bezahlte.

Auf der Drau sind überhaupt außer Bauholz und Brettern viele Mercantilwaaren, Eisen und Blei, mit Flößen bis zum Einflusse in die Donau befördert worden.

Der sämmtliche Bedarf an Eisenbahn-Materialien: Schienen, Schwellen, Befestigungsmittel (Laschen), Brücken für die Strecken Marburg – Tarvis – Laibach, sowie für die Rudolf-Bahn nach Obersteier wurde ebenfalls durch Klagenfurter Vermittlung spediert. — Die Brücken-Constructionen wurden größtentheils von Witkowitz geliefert.

Digitized by Google

Auch Roheisen, welches bis dahin nur an die Kleingewerken im Lande Absatz gefunden, wurde in den schlechten Sechzigerjahren, und zwar durch meine Initiative, über die Marken Kärntens exportiert und damit eine dauernde Abzugsquelle für die Radgewerken geschaffen.

So stand, so blühte der Handel, von welchem nicht nur die Städte Klagenfurt und Villach — in diesen concentrierte sich allerdings der Verkehr —, sondern das ganze Land mit seinen mannigfaltigen Erwerbszweigen Nutzen zog.

Der Verkehr auf den Reichsstraßen, auf welchen sich tour und retour fahrende Frächter kreuzten, war ungemein belebt, und es machten dabei nicht nur die Einkehrwirtshäuser an allen Zwischenstationen, sondern auch Professionisten, als: Wagner, Schmiede, Riemer ꝛc. ein lucratives Geschäft, abgesehen davon, daſs die Erzeugnisse an Landesproducten: Hafer, Heu, Stroh hiebei zu guten Preisen Verwertung fanden. Das von den Frächtern verdiente Geld blieb also zum großen Theile im Lande selbst, — diese Leute verdienten eben viel und kargten nicht in ihrer Lebensweise. Die Großfuhrleute waren im Lande, hauptsächlich im Gailthale ansässige Bauern, durch ihre öfteren weiten Reisen gewandt in ihrem Wesen und sehr selbstbewusst. Wenn der Eigenthümer so eines stattlichen Gespannes von vier bis acht Pferden vor einem Gasthause hielt, dem er sich mit der Peitsche knallend angekündet, waren Wirt und Gesinde beflissen, dem großen Herrn die gebührenden Honeurs zu erweisen.

Wenn ich also, der ich dies alles miterlebt, mit Genugthuung an die „gute, alte Zeit" denke, so habe ich hiezu volle Berechtigung, denn derselben hat ja mein Haus wesentlich die geschäftlichen Erfolge zu verdanken.

Im Jahre 1863 wurde die Eisenbahn Marburg—Klagenfurt eröffnet, und damit ist schon ein Theil des geschilderten Handels geschwunden. Aber jene Güter, welche nach Oberkärnten und Tirol bestimmt waren, gelangten noch via Villach zur weiteren Beförderung, und da dort eine Vermittlung geboten war, habe ich eine Speditions-Filiale errichtet, welche nach dem Ausbaue sämmtlicher sich in Villach kreuzenden Bahnen im Jahre 1870 wieder aufgelöst wurde.

Der Durchzug der Güter hat allerdings damit nicht aufgehört, wurde im Gegentheile ein weit größerer, aber die Zwischenvermittlung hier wurde unentbehrlich, und so, wie damals das Speditionsgeschäft eo ipso entfallen ist, hat auch das Sterbeglöcklein für die Waaren-Commissionäre geläutet, seit die Rudolfsbahn nach Obersteier eröffnet

Digitized by Google

wurde. Unsere bis dahin so getreuen Abnehmer, von Agenten überschwärmt, bezogen nun ihren Bedarf direct von Triest, Hamburg, Amsterdam und Rotterdam; den Zucker nahmen sie von den massenhaft entstandenen Rübenzucker-Raffinerien, nachdem schon anfangs der Sechzigerjahre sämmtliche Colonialzucker-Raffinerien eingegangen waren.

Dieser Umschwung hat sich in einem Zeitpunkte vollzogen, wo Kärnten durch die trostlosesten Verhältnisse der Eisenindustrie sich ohnedies in schweren Nöthen befand. Die Verarmung so vieler damit im Zusammenhange stehender Elemente hat sich mit einem Schlage und in so tief einschneidender, nachhaltiger Wirkung ereignet, dass die Schäden eine große Umwälzung in allen Ständen hervorgerufen haben und voraussichtlich so leicht nicht wieder geheilt werden können.

Kärnten ist im großen Ganzen ein armes Land und wenn auch jetzt wieder einige Aussicht auf ein besseres Gedeihen der Blei-Industrie und einiger weniger Zweige der Eisenindustrie vorhanden, so können damit doch bei dem sonstigen Mangel an inneren Hilfsquellen nur sehr schwer die Schäden der letzten zwei Decennien eingebracht werden.

Unser schönes Land kann ein besseres künftiges Gedeihen nur im zunehmenden Fremdenverkehre erhoffen und diesen zu heben, sollen berufenerseits alle Anstrengungen gemacht werden. Die Eisenbahnen, wenn sie auch einzelne Erwerbszweige in ihrer patriarchalisch ersessenen Bevorzugung geschädigt, sind also nicht nur in dieser Richtung, sondern im Allgemeinen ein wahrer Segen für das Land, und wenn ich diese unschätzbare Wohlthat schließlich hoch preise, so glaube ich in meinen früheren Ausführungen nicht missverstanden worden zu sein, da es sich ja nur darum gehandelt hat, den Unterschied, respective die Umwälzung der geschäftlichen Zustände, welche durch die Eisenbahnen in Kärnten erfolgte, zu schildern." —

Eine neue Zeit ist angebrochen und erfordert neue Maßregeln und Mittel. Aber die Kenntnis der älteren Verhältnisse gewährt wichtige Winke. Die wirtschaftlichen Grundverhältnisse eines Landes (durch Boden, Klima, Höhenlage, Lage zur Nachbarschaft und zur See) bleiben allezeit die gleichen. Sie richtig und den geänderten Verhältnissen entsprechend zu entwickeln und zu benutzen — das ist die Aufgabe. Die Waldungen zu pflegen, die Holzschätze vorsichtig und dauernd auszunützen, den Rohstoff nach Möglichkeit nur verarbeitet dem Auslande zu übergeben; die Thalweiden für Pferdezucht, die Alpenweiden mit ihrer wohlfeilen Sommerung — geschont und womöglich gedüngt — für

Digitized by Google

Aufzucht von Jungvieh zu benutzen, welches, in den nördlichen Zuckerfabriken gemästet, jetzt wieder auf den Märkten des Deutschen Reiches einen guten Absatz findet; die Wasserwirtschaft des Landes studieren und regeln; die Wasserkräfte kennen lernen und für Erzeugung industrieller Specialitäten verwenden; endlich das große Gebiet des Fremdenverkehres umsichtig und sorgsam pflegen — also landwirtschaftliche und industrielle Specialitäten als Stützpunkte neben dem allgemeinen Erwerbsleben und dem sehr verbreiteten Fremdenverkehre, wie wir beides in der Schweiz sehen, — das scheint die nächste Aufgabe für die Wirtschaft des Landes, welches weder nahe große Märkte (wie in alter Zeit) besitzt, noch über eine besonders günstige Lage zur See verfügt, also in hohem Grade auf den eigenen, inneren Verkehr angewiesen ist, jedoch mit Specialitäten den Weltmarkt aufsuchen und bei entsprechender Thätigkeit eine namhafte Ader des sommerlichen Fremdenzuges zu sich heranziehen kann.

Sagen vom Schlosse Stein.

Von Rudolf Waizer.

Am rechten Ufer der Drau, nahe bei Oberdrauburg an einem Ausbiss des Steinerwaldes, hängt wie ein Schwalbennest auf einer Felsklippe das hochromantische fürstlich Rosenberg'sche Schlösschen Stein, eine herrliche Rundschau darbietend.

Einsam und verlassen schaut es ins Thal, durch welches der Travestrom seine grau-grünen Wogen wälzt und die Locomotive auf dem Schienengeleise ins gebenedeite Land Tirol hineinsaust.

Im Innern des Schlosses befinden sich nebst den verschiedenen Kammern und Gemächern auch zwei übereinander liegende Kapellen, von denen die untere dem heiligen Valentin, die obere dem heiligen Martin geweiht ist. Die Altäre und deren Bilderschmuck sind von hohem Alter. Am Plafond der beiden Kapellen erschaut man die Wappenschilder der einstigen Besitzer des Schlosses, gewesene Vasallen der ehemaligen Gaugrafen von Ortenburg. Um das Schloss spinnt die Sage ihre interessanten Fäden, und verleiht dadurch demselben einen eigenthümlichen Reiz.

Sie erzählt von einem Grafen, der auf dem Schlosse in uralter Zeit hauste, seine Leibeigenen gar gewaltsam drückte und in den Faulthurm werfen ließ, wenn sie mit Gült und Frohne im Rückstande

Digitized by Google

blieben. Der Graf selbst bekannte sich zum Heidenthum, doch in den Herzen seiner drei Töchter hatte die milde Lehre des Christenthums Wurzel gefasst, und dieses bereitete ihm manche schwere Stunde.

Da in einer Anwandlung sinnloser Wuth warf er seine drei Töchter, die er gerade einmal fromme Glaubenswerke ausübend antraf, zum Fenster hinaus, in die schreckliche Tiefe des Abgrundes. Als er aber von dem Fenster aus hinabblickte, sah er zu seinem größten Erstaunen die drei Töchter wohlbehalten und unversehrt über die Wiesen des Thalgrundes wandeln und hörte sie heilige Lieder singen. Verschollen und vergessen ist der Name des Wütherichs. Die Töchter gingen über die Drau, suchten sich in der Nähe des heutigen Dörfchens Irschen, an der Stelle, wo heutigen Tages auf einem Hügel das Johanni-Kirchlein steht, eine neue Heimat und verlebten dort, wohlthätige Werke ausübend, ihre Tage. Die Bilder der drei Schwestern von Stein schaut man noch heute im Kirchlein.

Von einer Belagerung des Schlosses Stein durch Margarethe Maultasche berichtet gleichfalls die Sage, und zwar fast in analoger Weise wie über Osterwitz. Der hohen uneinnehmbaren Lage des Schlosses halber, blieb die Belagerung resultatlos und die „bease Great" zog mit den Worten: „Lassen wir die Raben in ihrem Neste horsten!" von hinnen.

Als interessanteste Steiner Schlosssage mag wohl die vom gefürchteten Ritter Bibernell gelten. Dieselbe lautet: Einst lebte im Schlosse Stein ein mächtiger, aber seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit wegen verhasster Ritter mit Namen Bibernell. Sämmtliche Ortschaften zwischen Greifenburg und Oberdrauburg waren ihm unterthan und er übte sein Herrenrecht so strenge, dass kein Untergebener etwas sein Eigen nennen durfte.

Ein Bauer in Stein grub einst auf seiner Wiese einen jungen Obstbaum aus und verpflanzte ihn in seinen Garten. Als Bibernell dieses erfuhr, ließ er den Bauer alsogleich auf das Schloss entbieten und fuhr ihn barsch an, warum er dieses gethan habe. Der schlaue Bauer entgegnete: „Ich habe den Baum nur von einem schlechteren Grunde auf einen besseren, auf den von Euer Gnaden, verpflanzt. Mir gehört der Grund ohnehin nicht, da ich Euer Gnaden unterthänigster Knecht bin."

Auf diese Antwort nicht gefasst, lächelte der Ritter und klopfte mit sichtlicher Zufriedenheit dem schlauen Bäuerlein gnädig auf die Achsel. Sobald ein Unterthan auf das Schloss gehen musste, nahm er Abschied

Digitized by Google

von den Seinen, als gelte es ein Gehen auf Nimmerwiedersehen; was auch häufig eintraf, denn der heute noch vom dunklen Walde sich abhebende Fallthurm war oft Zeuge der größten Grausamkeiten, ausgeübt von nur zu bereitwilligen Dienern im Auftrage des barbarischen Ritters, dessen Reisige im Dorfe Rittersdorf wohnten, welches vom Gröfflhofe aus — durch einen Gang unter der Drau hindurch, der in der Kapelle ausmündete — mit dem jenseits gelegenen Schlosse verbunden war. Die einzige Tochter dieses Ritters — ein Vorbild weiblicher Tugend und Anmuth — liebte nun einen Schreiber, der in Greifenburg bedienstet war. Bei dem harten Sinn des Ritters war an eine Vereinigung der Liebenden nicht zu denken, sie beschlossen daher zu fliehen und im benachbarten Wälschland ihren Bund durch den Priester segnen zu lassen.

Da das Mädchen nicht unbeachtet aus dem Schlosse entkommen konnte, so verfiel es auf folgende List: Allnächtig — Schlag 12 Uhr — zeigte sich im Schlosse ein Geist, an dessen Verkehr bereits die Wachen gewohnt waren.

In Gestalt und Kleidung dieses Geistes gedachte nun das Burgfräulein zu entfliehen, verspätete sich jedoch, so dass der wirkliche Geist früher kam und von dem mit Sehnsucht harrenden Geliebten auf das Pferd gehoben und eiligst davon getragen wurde. Als der Schreiber zur Dellacher Brücke kam, fiel das Mondeslicht hell auf die in seinen Armen ruhende Gestalt, und siehe, ein gräßlicher Todtenkopf grinste ihm entgegen. Da es eben Mitternacht schlug, löste sich die Gestalt in Nebel auf und verschwand. Der Schreiber ritt nochmals zurück, fand die Geliebte seiner harrend und floh nun mit derselben ungehindert über die Grenze nach Italien, wo der Priester ihren Bund einweihte.

Als Bibernell die Flucht seiner Tochter erfuhr, raste und tobte er, konnte von den zitternden Wachen jedoch keinen weiteren Bescheid erhalten, als dass in verwichener Nacht der Geist zweimal an ihnen vorüber gewandelt sei.

Seinem rastlosen Bemühen gelang es endlich doch, dem Paare auf die Spur zu kommen; er erforschte ihren Aufenthaltsort. Nachdem dieses geschehen, lud er die jungen Gatten ein, zu ihm auf das Schloss zu kommen, selbe seiner vollsten Verzeihung versichernd. Ohne Argwohn kehrten die Liebenden zurück. Zu ihrer Ankunft — es war gerade am Martinitag — veranstaltete der Ritter ein prunkendes Fest, und sollte bei dieser Gelegenheit der Burgpfaffe des Edelfräuleins Hand feierlich in die des Schreibers legen.

Digitized by Google

Als bei dem darauffolgenden Mahle auf die Gesundheit des Brautpaares getrunken wurde und dieses Bescheid that, sank die Braut mit dem Rufe: „Ich bin vergiftet!“ zu Boden, während der scheinbar anerkannte Schwiegersohn des Ritters ebenfalls die Wirkungen des ihm beigebrachten Giftes verspürte, und der Ritter hohnlachend die Verrathenen betrachtete. Der Schreiber, diese Schmach nicht ertragend, raffte alle Kraft zusammen, fiel über den Ritter her und durchbohrte ihn mit dem Dolche.

Nach alter Bestimmung sollte der letzte Ritter von Stein in Lnggau begraben werden. Es wurde daher Biberuells Leichnam in einem prächtigen Sarge unter zahlreicher Begleitung der nun frei aufathmenden Unterthanen über den Gailberg dahin geführt. Als der Zug auf der Höhe ankam, hörte man ein lautes Kollern im Sarge, und als man ihn öffnete, fand man ihn leer. Dieses ist die Sage vom letzten Ritter auf Stein.

Kleine Mittheilungen.

Alterthümer-Funde und Erwerbungen im Jahre 1890:

1. Herr Dr. Josef Mesner aus Völkermarkt theilt mit, dass die vermeintliche römische Felseninschrift beim Schlosse Höchenbergen nächst Tainach (Mittheilungen der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale, Band VII, Seite C. Nr. 57) niemals bestand, dass er sich vielmehr erinnere, den Inschriftstein, der jetzt aus dem Felsen fehlt, am Dachboden des Schlosses wiederholt gesehen zu haben, worauf stand, dass Fürst Rosenberg die dortige Straße im Jahre 17.. (die Zehner und Einheiten seien ihm entfallen) herstellen ließ. — Derselbe theilt mit, dass vor etlichen Jahren im Torfmoor bei Kreuzen, Gemeinde Windisch-St. Michael, zwei alterthümliche Mühlsteine gefunden wurden. Endlich wurde vor drei oder vier Jahren bei den Traubauten an der Steiner-Brücke ein stark schadhafter Bronzehelm gefunden, welcher von dem Finder an das Wiener Antikencabinet verkauft wurde.

2. Auf dem Magdalenen-Berge wurde das Bruchstück eines römischen Inschriftsteines mit $\frac{\text{TATVNI}}{\text{V . F}}$ gefunden. (A. v. Jaksch.)

3. In Groß-Bassach nächst Villach ist folgender Inschriftstein in einem Hause eingemauert:

MASSAR
GILVTI · F · ET · A
. . . . . .
DONIS · F · VXO
FILI · ET · FILIA (Picco in Villach.)

Digitized by Google

4. Im Gymnasial-Museum zu Villach befinden sich nachstehende, noch unedierte römische Inschriftsteine, welche beim Baue der Draubrücke gefunden wurden:

D · CIVE VS
TA und ATOS
III · IVS FVR

5. Ferner ist in demselben Museum ein Inschriftstein aus Puch folgenden Inhaltes:

CALVO · QV
ARTIONIS · L
ET · MAC · ET · I
VNI · CONIV

6. Professor P. Ernst Frankl aus St. Paul theilt mit, dass sich beim Demolieren einer Stiege im dortigen Stifte ein Römerstein gefunden habe. Auf demselben befindet sich in Hochrelief die Figur eines jüngeren Mannes nackt, ein Kleidungsstück in der Rechten haltend. An den Füßen scheinen Flügel gewesen zu sein. Auch war vermuthlich eine zweite Figur dabei.

7. Gelegentlich der Restaurierug der Pfarrkirche zu Ottmanach wurde am 24. April d. J. ein Reliefbild aus der Römerzeit, einen Tabularius vorstellend, gefunden (Oberlehrer Edlinger in Ottmanach.)

8. Dechant Math. Größer in Guttaring fand in der Kirche zu St. Veit einen römischen Inschriftstein von 69 cm Höhe und 37 cm Breite folgenden Inhaltes:

VERVS
C · III ·
CC · DD

9. Im Museum am Oberen Platze in St. Veit befindet sich ein bisher noch nicht publicierter römischer Inschriftstein folgenden Inhaltes:

ABINI
TOLAVST
F · S · E (A. v. Jaksch.)

10. In Lölling, im Fundamente der südöstlichen Hausecke der Sobnegger Hube, fand sich ein römischer Inschriftstein mit stark abgeschliffener, unleserlicher Schrift. Bergrath Seeland schenkte diesen Stein dem kärntischen Geschichtvereine.

11. Gendarmerie-Wachtmeister Lackenbucher in St. Andrä im Lavantthale übersendete dem Vereine zwei stark abgenützte römische Bronzemünzen, wovon die eine „Faustina“ durch Andreas Marzi vulgo Zallegger zu Mosern, Gemeinde Eitweg, beim Versetzen von Obstbäumen, die andere „Antoninus“ von demselben in einem Fuchsbau am Dachberg gefunden wurde.

Außerdem sind noch folgende Geschenke eingelangt:

12. (Nr. 6201.) Ein kleines Miniatur-Hufeisen aus Bronze, 2½ cm Durchmesser, welches im Zollfelde gefunden wurde.

13. Nr. 6193 und 6194.) Zwei eiserne Lanzenspitzen aus der La Tène-Zeit, gefunden im Walde unterhalb Schloss Stein in Oberkärnten; ein Geschenk von Herrn Aßam in Greifenburg.

Digitized by Google

14. (Nr. 6196 und 6197.) Eine Lanzenspitze aus Bronze, gefunden in einer Schottergrube zu Trarach im Lavantthale, und ein Bronzeknopf mit der Reliefdarstellung der Leda mit dem Schwan, gefunden bei Eitweg im Lavantthale; Geschenke des Gendarmerie-Wachtmeisters Lackenbucher in St. Andrä.

15. (Nr. 6191.) Eine blaue Glasperle, gefunden auf dem Rauterfelde bei Schloss Wernberg, allwo merkwürdige Spuren einer prähistorischen Ansiedlung vorkommen. Eingesendet von Friedrich Baron Hauser in Wernberg.

16. (Nr. 6223.) Ein Topfscherben und zwei abgeschliffene römische Bronzemünzen, gefunden in der Nähe von Friesach. Eingesendet vom Hotelbesitzer Herrn Primig in Friesach.

17. (Nr. 6200.) Ein römischer Schmelztiegel (schadhaft), gefunden zu St. Michael am Zollfelde. Eingesendet vom dortigen Herrn Pfarrer Michael Wank.

18. (Nr. 6191.) Ein aus freier Hand geformtes Gefäßstück, aus einem äußerst festen Versatz der Bleierzgrube „Rosalia“ in Mies, Revier „Helena“. Eingesendet von Herrn Professor Brunlechner.

Angekauft wurden folgende Gegenstände:

19. (Nr. 6192.) Ein am Ufer des Wörthersees nächst Pritschitsch im Sande gefundenes Bronzemesser (18 cm Länge), welches der ersten Eisenzeit angehört und durch gütige Vermittlung des Herrn Bergrathes Seeland an den Verein gelangte.

20 (Nr. 6186.) Eine unterhalb des Schlosses Leonstein bei Pörtschach ausgegrabene schwere Eisenwaffe, welche von der k. k. Centralcommission für Kunst und historische Denkmale als Bauernwaffe („Kürbelspieß“) aus der romanischen Zeit bestimmt wurde.

21. (Nr. 6195.) Ein eisernes Hiebmesser, welches nebst Knochen in einer Schottergrube zu Auen nächst Wolfsberg gefunden und von der k. k. Centralcommission für Kunst und historische Denkmale als Bauernwaffe aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes bestimmt wurde.

22. (Nr. 6198.) Eine römische Charnier-Fibel mit Zwiebelknöpfen aus Bronze, gefunden am Gratzer Kogel im Zollfelde.

Hiezu kommen folgende Fundberichte:

23. „Des Oberlehrers Gritschacher aus Greifenburg über die Auffindung eines 80 cm langen Bronzeschwertes bei Flaschberg nächst Oberdrauburg, welches an einen Antiquitätenhändler in Lienz verkauft wurde.

24. Mittheilungen des Herrn Sigmund von Károlyi, k. k. Major a. D., über alte Straßenfundamente und Ansiedlungen aus der Umgebung von Schloss Tamtschach.

25. Mittheilung des k. k. Professors Dr Moser aus Triest über das Vorkommen einer alten Begräbnisstätte in einer Schottergrube nächst Pulst.

26. Photographische Aufnahme alter Inschriftzeichen auf den Felsen des Frauenwandls im Maltathale durch Herrn Ferdinand Ritter von Staudenheim.

27. Bei den diesjährigen Ausgrabungen in Frögg bei Rosegg wurden folgende Gegenstände gefunden: (6202) weibliche Bleifiguren; (6203) liegende, größere Bleifiguren; (6204) ein Bleirad; (6205) trompetenähnliche Darstellungen aus Blei; (6206) dieselben in kleinerer Darstellung; (6207) Brandschlacken mit Glasperlen und Bronzekettchen; (6208) Knopf einer Bronzenadel; (6209) Stoffreste mit Bronze-Aufputz; (6210) Bronze-Aufputz von Stoffresten; (6211) Bruchstücke einer kleinen Fibula aus

Digitized by Google

Bronze; (6212) Bronzenadel mit schlangenförmig geringeltem Kopf; (6213) große Bronzefibula mit Kettchen; (6214) kleine zweischleifige Bogenfibula; (6215 bis 6219) Thonperlen in verschiedenen Formen; (6220) Bleiperle; (6221) kleine, runde Bleiplatte mit aufgebogenem Rande; (6222) zweischleifige Bronzefibel mit gedrehtem und geschweiftem Bogen.

28. Im Bachbette eines Grabens, hinter der Holzschleiferei in Unterthörl, wurde eine römische Ara mit folgender Inschrift gefunden:

I · O · M · F · T
GENIOD · ·
ANTONINI
FELICI · SAN
RESTITVTI
VIOI · BICO · ·
CIC · M · IE
ANTONINIA
V IEN M

AETC · H · HIC · NMLIA

Dieser Stein wurde laut Mittheilung des Herrn Picco in Villach am 12. December 1890 aufgefunden und von dem Besitzer, Ingenieur Blaschke, dem Museum in Villach geschenkt. Karl Baron Hauser.

Die Felseninschrift am Frauenwandl. Zu der im letzten Hefte der „Carinthia I" gebrachten Notiz über eine Felseninschrift am Frauenwandl im Maltathale ist Folgendes nachzutragen: Dr. Kenner hat in der Sitzung der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale am 14. November 1890 über diese räthselhafte Inschrift eine Lösung gebracht, welche ihm als eine der Wirklichkeit entsprechende erscheint. Dr. Pogatschnigg, k. k. Gewerbe-Inspector, erkennt nämlich in diesen Schriftzeichen eine Art Privatmarkierung wälscher und anderer „wilder", das heißt ohne Recht arbeitender Bergarbeiter und Steinsucher, eine Weg- und Ortsmarkierung für Suchknappen und Freigrübler. Dergleichen Zeichen sollen auch sonst allenthalben bei Bergwerken vorkommen und mit Bestimmtheit lasse sich aus der den Inschriften naheliegenden Mündung eines Stollens und den dem Frauenwandl anhaftenden Sagen folgern, dass dort in der That in älteren Zeiten Bergbau betrieben wurde.

Karl Baron Hauser.

Der Münzenfund bei Kleinvassach (Bezirk Villach). Am 13. März 1889 bemerkte ein Schulknabe bei Kleinvassach am Fuße des Oswaldiberges, dass unter einem vorspringenden Felsen der Rand eines irdenen Topfes aus dem Boden herausrage. Der Knabe, im Begriffe den Fund nachhause zu tragen, fiel auf den vereisten Boden, wobei der Topf in Trümmer gieng und der größere Theil der Münzen verstreut wurde, so dass der Knabe nur mehr die in einem Topfscherben verbliebenen Münzen mitnahm. Diese letzteren 3411 Stücke wurden durch Vermittlung der Bezirkshauptmannschaft Villach vom Geschichtvereine käuflich erworben, welcher auch noch von den verstreuten Münzen einige von anderer Seite erhielt, so dass durch den Unterzeichneten zusammen 3437 Stücke untersucht werden konnten. Von diesen kleinen schüsselförmigen Münzen von

Digitized by Google

schlechtem Silbergehalte sind 2300 Prägungen der Stadt Verona aus der Zeit von 1167 bis 1200, 1137 der Republik Venedig aus den Jahren 1173 bis 1205. Die letzteren 1137 vertheilen sich auf folgende Dogen: Sebastian Ziani (1173 bis 1178) 35 Stücke, Orio Malipiero (1178 bis 1192) 574 Stücke, Enrico Dandolo (1192 bis 1205) 397 Stücke. Wegen schlechter Erhaltung nicht näher bestimmbar, aber jedenfalls den genannten Dogen angehörig, sind 131 Stücke. A. v. Jaksch.

Literaturberichte.

Culturbilder aus Kärnten. Von Rudolf Waizer. (Neue Folge.) Klagenfurt. Druck und Verlag von Ferdinand von Kleinmayr. 1890.

Der Verfasser bezeichnet diese Schrift als eine Fortsetzung seiner im Jahre 1882 erschienenen „Cultur- und Lebensbilder aus Kärnten" und bemerkt, dass diese neue Folge ein Ergebnis „der fortgesetzten Studien und Sammlungen culturhistorischer Erscheinungen im kärntischen Volksleben" sei, welche wieder ein ansehnliches Material lieferten. In der That ist das großtheils an den Cyclus des Festjahres angereihte Material ein ziemlich reichhaltiges, enthält vielfach Eigenartiges und Interessantes, freilich daneben aber auch Allbekanntes und überall Vorkommendes, wie z. B. theilweise in den Osterbräuchen, so Seite 46, und in dem Aberglauben am Andreas-Abend, Seite 110. Die Sage von Hildegarde und Albuin, Seite 21 ff., welche überdies mit der bekannten und älteren Sage der Ida von Toggenburg dem Inhalte nach übereinstimmt, ist schon von Waizer in Büchern verschiedener Art, so z. B. in Rabls Kärntner Führer, 1884, Seite 27, ebenso wie bei Aelschker, Geschichte Kärntens (Seite 182), erzählt, so dass diese Erzählung doch unmöglich zu den neuen Studien auf dem Gebiete des kärntischen Volkslebens gehören kann. Freilich ist dem Autor diese Erzählung nur Mittel zum Zwecke der Vorführung des Volksbrauches vom „Strützelwerfen". Die Sitten und Bräuche werden klar und beredt erzählt, die landschaftlichen Schilderungen sind lebendig und treu, jedoch sammt den historischen Reminiscenzen einigemale, so namentlich im Abschnitte: „Das Josefs-Spiel zu Sörg", mit zu großer Vorliebe ausgeführt, so dass der eigentliche Capitelinhalt darüber zusehr zurücktritt. Bei Darstellung der Weihnachts- und Passionsspiele wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn Waizer noch ausführlichere Auszüge aus den Texten gegeben hätte, da ja vor Allem die Texte, welche freilich nach Alter und Mundart nur von einem Germanisten von Fach untersucht werden können, culturhistorisch von Interesse sind. Die Costüme sind freilich nicht gleichgiltig, aber wie im einzelnen Falle die Rollen vertheilt waren und gespielt wurden (siehe Seite 69 und 70 und 84 bis 85), kurz wie das Einzelne irgend einem Zuschauer, und sei es auch Waizer, gefiel, das kann dem Culturhistoriker herzlich gleichgiltig sein. Hingegen muss anerkannt werden, dass sich Waizer wenigstens in einigen Capiteln Mühe gibt, nach Wissen und Vermögen verwandte Volksgebräuche in anderen Ländern zum Vergleiche herbeizuziehen, so z. B. Seite 89 beim Schlangenjahrtag in Friedlach, so Seite 40 und 41 bei St. Georg als Frühlingsherold. Auch über den Ursprung mancher alten Volkssitte gibt er dort und da, z. B. beim Strützelwerfen zu Stein, bei der Lichtmess in Eisenkappel, dem Forscher treffende Auskunft. Vergleichen wir die in der neuen Folge der Waizer'schen Culturbilder behandelten Volksgebräuche, so

Digitized by Google

erhalten wir eine reiche wissenschaftliche Anregung und darin besteht ein besonderer Wert der Waizer'schen Schrift.

Wir sehen, wie soviele Volksbräuche Kärntens, z. B. die Kressfeuer bei den Slovenen, die Faschings-, Frühlings- und Osterbräuche und die Sitten am großen Frauentage mythologische Grundlage haben, wie wieder andere merkwürdige Sitten, wie die Agathen-Strüzel auf christlich-legendarischer Grundlage ruhen, während andere, wie die Lichtmess in Eisenkappel, der Erinnerung an ein Elementarereignis ihre Entstehung verdanken. Von besonderem Interesse sind solche Volkssitten, wo z. B. ein zoologisches Factum, wie das Dasein zahlreicher Schlangen, von denen die Gegend von Friedlach (Seite 90 bis 91) einst reich bevölkert war, in Verbindung gebracht wird, mit einem Mythus, wie hier z. B. der vom Schlangenbeschwörer, der die Unthiere vernichtet, selbst aber von der weißen Schlange getödtet wird.

Waizers Buch behandelt überhaupt einige Themata, die gerade jetzt in der Wissenschaft mit regem Interesse verhandelt werden, so z. B. im Capitel über Osterfeuer (Seite 51 ff.) und Sonnenwende (Seite 71 ff.). Es ist sehr merkwürdig, dass die Osterfeuer nach jüngster Mittheilung (Dr. Rackwitz im Correspondenz-Blatte für deutsche Anthropologie, 1890, Seite 160) in Norddeutschland, ja auch in Dänemark, England, Holland, Belgien und Westfrankreich-Bretagne verbreitet sind, dass aber die Oster- und Sonnenwendfeuer, wie derselbe Forscher nachweist, in Deutschland sich geographisch im Allgemeinen ausschließen. Da, wo die Osterfeuer aufhören, beginnen weiter im Süden die Johannisfeuer. Rackwitz sagt, es sei noch unbekannt, wie weit sich die Osterfeuer nach Süden erstrecken und es sei ethnographisch interessant, zu wissen, ob und wo sie vorkommen und etwa zugleich mit den Sonnwendfeuern im Brauche sind. Diesbezüglich nun ist, wie auch Waizers Buch zeigt, Kärnten von hohem Interesse. Finden sich doch z. B. im Lavantthale die Osterfeuer neben den Sonnwendfeuern und auch von Klagenfurt aus kann man am Johannistage auf allen Bergen die Feuer sehen; aber auch das Osterfest wird (siehe Waizer, Seite 52) in der Gegend zwischen Klagenfurt und Völkermarkt durch brennende Fackeln [1]) und einzelne Bergfeuer, so in Stein, effectvoll verherrlicht.

Noch ein anderes Beispiel wollen wir anführen, um zu zeigen, dass Waizers Buch sehr anregend ist. Wir schulden dem Verfasser großen Dank für seine „Hausspräche aus Kärnten" (Seite 122 ff.). Waizer hat hier einen Weg betreten, der höchst fruchtbringend für den Culturhistoriker ist, wie soeben Hörmann durch seine „Hausspräche in den Alpen" (Leipzig, 1891), welche dieser Autor in Tirol sammelte, bewiesen hat. In solchen alten und sinnvollen Sprüchen auf den Häusern tritt uns die praktische Lebensweisheit auf der Gasse entgegen. Viele sind voll launigem Humor, anderen wieder liegt ein Spruch eines alten Dichters zugrunde. Sie verdienen gleich den Kinderreimen gesammelt zu werden, umsomehr als sie auch in Kärnten von Jahr zu Jahr mehr übertüncht und verwüstet werden. Dass auch Kärnten deren noch viele besitzt, zeigt sich z. B. im Bergdorfe Arriach, wo beinahe kein Haus inschriftlos ist (siehe Waizer, Seite 127 ff.). Mit Recht betont auch Waizer, dass es von hohem Interesse wäre, merkwürdige Inschriften auf Grabkreuzen und Grabsteinen zu sammeln und zu publicieren.

Im Ganzen bietet uns also Waizer in seiner neuen Folge der Culturbilder eine schätzenswerte Gabe. Es ist nur zu wünschen, dass ein Mann, der Liebe zum

[1]) Auch in Gößeling bei Osterwitz. Anm. der Red.

Digitized by Google

Volke hat und dem die Gabe schriftstellerischer Darstellung zu Gebote steht, wie Waizer, uns auch künftighin derartige Arbeiten liefern möge. Möge ihm dabei auch immer mehr und mehr jene objectiv-naive Auffassung dessen, was im Volke lebt, gelingen, welche die diesbezüglichen Arbeiten von Franziszi zu getreuen Spiegelbildern des heimischen Volkslebens macht. Prof Dr. Fr. G. Haun.

Numismatisches über Kärnten. Im Jänner-Hefte der Wiener numismatischen Gesellschaft (1891) ist der Auszug aus einem Vortrage des Herrn Eduard Forchheimer: „Zwei Kärntner Vermählungs-Medaillen" mitgetheilt. Herr Forchheimer bemerkt, dass Erzherzog Ferdinand 1590 nach dem Tode seines Vaters, Erzherzog Karl, mit der Herrschaft über Innerösterreich auch die Münzstätten St. Veit und Graz überkam. In St. Veit scheinen nun besonders lebhaft medaillenartige Stücke geprägt worden zu sein. Er erwähnt eine Medaille, welche 1600 anlässlich der Vermählung Ferdinands mit der bairischen Prinzessin Marie Anna geprägt wurde. Es ist dies eine Präsent- oder Glückwunsch-Medaille des Landes Kärnten. Ein schönes Exemplar in Gold befindet sich auch in den Sammlungen des Geschichtvereines. Anlässlich der zweiten Heirat Ferdinands 1622 mit Eleonara von Mantua ließ die Stadt St. Veit selbst eine Gedenkmedaille prägen. Das damals vermuthlich von der Stadt dem Kaiser überreichte Exemplar in Gold im Gewichte von 25½ Ducaten befindet sich heute noch in den Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Der Geschichtverein besitzt ein silbernes Stück.

Im selben Jänner-Hefte finden wir einen Auszug aus dem Vortrage des Herrn Dr. A. Nagl, worin dieser einen Kärntner Raitpfennig aus Gold bespricht, welcher sich gegenwärtig in der Sammlung „Trau" in Wien befindet. Solche landschaftliche Rechenpfennige aus Kupfer sind nichts Seltenes. Es gibt kärntische aus den Jahren 1557, 1568, 1569, 1573, 1579 — ein solches Exemplar im Geschichtsvereine — 1584 und 1593. Silberne Rechenpfennige pflegte man dem Landeshauptmanne und den Verordneten zum neuen Jahre zu verehren, wie uns z. B. Luschin bezüglich Steiermark mittheilt und solche sich auch in Oberösterreich erhalten haben. Aber ein Raitpfennig in Gold war bis jetzt auf deutschem Boden überhaupt nicht bekannt worden und hat deshalb das Hervorkommen dieses kärntischen Stückes, welches auch der Geschichtverein leider vergeblich zu erwerben versuchte, in Kennerkreisen großes Interesse erweckt. Jedenfalls diente der Goldpfennig als Geschenk für eine hochgestellte Person, vielleicht dem Landeshauptmanne. A. v. Jaksch.

Samo und die karantanischen Slaven. Von J. Goll. (Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, XI. Bd., 3. Heft, 1890, p. 443 bis 446.) Diese für die älteste Geschichte Kärntens wichtige Abhandlung liefert durch wörtliche Gegenüberstellung der beiden einzigen Quellenberichte über Samo, nämlich der fränkischen Chronik des sogenannten Fredegar und der Conversio, den Nachweis, dass die Stelle der Conversio auf die fränkische Chronik zurückgeht. Damit ist erwiesen, dass der Bericht der Conversio (M. G., S. 5, XI., 7) über Samo nicht aus der Tradition stammt. Dies war aber der eine Grund, auf den man die Annahme der Herrschaft Samos in Karantanien aufbaute. Glaubte man doch, dass sich die traditionelle Überlieferung von Samos Herrschaft in Kärnten bis in die Zeit der Abfassung der Conversio erhalten habe, und dass also der Verfasser dieser Quellenschrift aus der Überlieferung schöpfte. Dieser eine Beweis ist also hinfällig. Ebenso aber ist der

Digitized by Google

zweite Grund für die Herrschaft Samos in Karantanien nicht stichhältig, nämlich die Theilnahme der Longobarden als Bundesgenossen des fränkischen Königs Dagobert gegen Samo. „Wozu" — sagte man — „hätte Dagobert die Longobarden herbeigezogen, wenn er nicht zugleich die karantanischen Alpenslaven, die Nachbarn der Longobarden, über welche eben Samo geherrscht haben soll, bezwingen hätte wollen." Es wurden aber nach dem Quellenberichte der fränkischen Chronik (siehe Goll a. o. O., S. 445) aus Austrasien drei Heere ausgeschickt und dazu treten die angeworbenen Longobarden als vierte Abtheilung. Die Longobarden wurden also offenbar von Austrasien gegen die Slaven gesendet, über welche Samo herrschte. Das gemeinsame Ziel aller fränkischen Heere war Samos Hauptland, wahrscheinlich Böhmen. Dass endlich die Slaven in Karantanien sich zur Zeit Samos der Herrschaft der Avaren entzogen, ist möglich, aber die gewöhnlich angeführten Gründe beweisen es nicht. Das Schlussergebnis von Golls Aufsatze ist also, dass es sich nicht nachweisen lässt, dass Samo über die karantanischen Alpenslaven je eine Herrschaft ausgeübt habe. Dr Hann.

Ottokars österreichische Reimchronik. Unter diesem Titel veröffentlicht Professor Josef Seemüller in Innsbruck nach Abschriften des allzu früh verstorbenen Franz Liechtenstein als V. Band der deutschen Chroniken in den **Monumenta Germaniae**, die bis jetzt nur in mangelhafter Form 1745 von Pez (**Scriptores Austriae III**) herausgegebene sogenannte „Steirische Reimchronik". Wir in Kärnten begrüßen diese langerwartete Neuausgabe, von welcher post tot discrimina rerum endlich der erste Halbband das Licht der Welt erblickt, mit um so größerer Freude, als diese Quelle die Basis der Geschichte unseres Landes am Schlusse des XIII. und Beginne des XIV. Jahrhunderts bildet und erinnern uns dabei der Worte J. F. Böhmers in Regesten Rudolfs I., S. 57: „Was die Nibelungen für die Heldensage sind, ist Ottokar für die wirkliche Geschichte. Der Österreicher, welcher dieses Wert in bequemem Format in der Art neu herausgibt, dass er die Handschriften benützt, die eingerückten Reden bemerklich macht, die Zeitbestimmungen dem Einzelnen und ein chronologisches Repertorium dem Ganzen beigibt, der hat" — wie ich meine — „für sein Vaterland genug gethan." Nach Erscheinen des zweiten Halbbandes soll in diesen Blättern eine eingehende Besprechung der Bedeutung dieser Neuausgabe für die kärntische Geschichte folgen. A. v. Jaksch.

Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten. Vortrag, gehalten im Geschichtsvereine für Kärnten von August von Jaksch, ist vor einigen Tagen im Buchhandel ausgegeben worden. Einer eingehenden und der Wichtigkeit des Themas angemessenen Besprechung unvorgreiflich, wollen wir unsere Leser auf diese interessante Arbeit unseres verdienstvollen Archivars nun jetzt schon ganz besonders aufmerksam gemacht haben, denn sie behandelt einen bisher bei uns vernachlässigten, hochwichtigen Gegenstand historischer Forschung, der gerade in unserem Lande, in welchem die verschiedensten Völkerschaften hinter- und nebeneinander gesessen und in dem noch heutzutage für zwei Nationen die Sprachgrenze liegt, der Anregungen und Aufgaben für Detailforschungen in Hülle und Fülle bietet. S. Laschitzer.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

81. Jahrgang.

Nr. 3.

Klagenfurt 1891.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Über die Lage von Loncium an der römischen Plöckenstraße. Von Karl Baron Hauser 65

Aus den Kunstschätzen des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavanttthale. 1. Ein Sacramentar aus dem 11. Jahrhunderte. (Schluss.) Von Professor Dr. Fr. G. Haun 70

Der Process des Peter Enzi. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhundertes. Von Max Freiherrn zu Aichelburg 76

Kinderreime und Kinderspiele. Gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und um Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf. (Fortsetzung.) 80

Kleine Mittheilungen:

Wettersprüche und Bettergebete. Gesammelt am Hüttenberger Erzberge von Balthasar Schüttelkopf 89

Ein Beitrag zum Volkshumor aus dem mittleren Gurkthale. Von Janscha 90

Literaturberichte:

Über die römische Zolllinie Noricums nach einem Aufsatze von Marinelli in Padova. Von Karl Baron Hauser 91

Der Dom zu Gurk, seine ursprüngliche Anlage, Veränderung und Baugeschichte. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Haun 92

Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten. Vortrag von A. v. Jaksch. Besprochen von Professor J. Scheinigg 95

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 3. Einundachtzigster Jahrgang. 1891

Über die Lage von Loncium an der römischen Plöckenstraße.

Von Karl Baron Hauser.

Derjenige, der sich mit dem Studium der Römerstraßen Kärntens befasst, staunt über die Oberflächlichkeit, mit welcher früher dieses Fach behandelt wurde. Ich will nur Einiges anführen. Der gelehrte Grazer Professor Dr. Knabl verlegte den Ort Krummfelden (wo ein römischer Meilenstein gefunden wurde) östlich von Althofen und Dr. Kenner ließ sich dadurch in seiner akademischen Abhandlung über: „Die römische Straße von Virunum nach Ovilaba" irreleiten, weil ihm, wie er selbst sagt (Sitzungsbericht 80, Seite 527), bei dieser Arbeit eine Specialkarte von Kärnten nicht zur Hand war! Dr. Kohn aber, welcher sich zum strengen Censor dieser Abhandlung aufwirft, hatte die Gegend, um die es sich handelt, selbst nicht gesehen, sonst hätte er nicht schreiben können: „Ein wesentliches Abirren des Weges nach rechts oder links wahren hier die mächtigen Gebirgsdämme" (Sitzungsbericht 80, Seite 391). Der bekannte Historiker Pallmann in seiner Geschichte der Völkerwanderung schreibt: „Ratiger zog, dem Drauthale folgend, über Laibach gegen die Appeninische Halbinsel" (Seite 248). Und Otto Kämmel (Anfänge deutschen Lebens in Österreich, Seite 120) sagt, jene Stelle Pallmanns wahrscheinlich vor Augen habend, von den Ostgothen: „Schon vor 400 sind sie hier (in Pannonien) angesessen, denn in diesem Jahre brachen sie unter Ratiger durch Rätien in Oberitalien ein, berührten dabei also auch das südliche Noricum, da sie nur die große Draustraße hinauf nach Tirol gelangt sein können." Billigerweise fragt man: „Wo war

Digitized by Google

denn damals diese große Draustraße?" Offenbar war damit die Römerstraße über Virunum durch das Zollfeld gemeint; denn auch in Dr. Kenners gelehrter Abhandlung: „Noricum und Pannonia" (1870, Alterthums-Verein) heißt es (Seite 15), dass Virunum ein befestigter Ort im oberen Drauthale war. Frägt man aber, ob denn Virunum wirklich befestigt war, so erhalten wir hierüber wieder durch Dr. Otto Kämmel gründliche Belehrung aus seiner Abhandlung „Virunum" (abgedruckt in der Zeitschrift „Carinthia", 1880, Seite 277). Dort heißt es: „Erwägt man die Anlage Virunums auf einem umfänglichen Plateau mit fast nach allen Seiten rasch abfallenden Rändern, so wird man unwillkürlich an gallische Städteanlagen erinnert, wie sie Cäsar, freilich großartiger, etwa in Alesia oder Gergovia vor sich sah. Diese Position schützte Virunum ebenso vor einem kriegerischen Angriff, wie vor den Überflutungen der Glan ꝛc. ꝛc." Dem Fremden müssen solche Schilderungen höchst merkwürdig erscheinen; demjenigen aber, welcher die Lage der Ruinen im Zollfelde kennt, können sie nur ein Lächeln abgewinnen.

In ähnlicher Weise ist nun auch über die römische Plöckenstraße geschrieben worden. Es gibt in Kärnten keine verläßlichere römische Straßenspur, als die kurze Strecke auf der Paßhöhe, über welcher, gleichsam als Zeugnis ihrer Echtheit, eine in den Felsen gehauene römische Inschrift steht. Erstere ist seit der Römerzeit nahezu unverändert und sieht ganz anders aus, als unsere Straßen. Allein die sicheren Spuren verlieren sich bald, zumal auf österreichischer Seite. Die Römerstraße führte nach Tirol und so galt es als selbstverständlich, dass sie ungefähr dieselbe Richtung eingeschlagen haben müsse, wie die heutige Plöckenstraße über Mauthen, Kötschach, Oberdrauburg und Lienz. Wir besitzen ein römisches Reisehandbuch: „Itinerarium Antonini", worin die Poststationen dieser Straße mit ihren Distanzangaben zwischen Aquileja und Veldidena, d. i. Wilten bei Innsbruck, verzeichnet sind. Diese Stationen sind folgende:

Aquileia —	ad Tricesimum	mpm XXX
	Julia Carnico	mpm XXX
	Loncio	mpm XXII
	Agunto	mpm XVIII
	Littamo	mpm XXIII
	Sebato	mpm XXIII
	Vipiteno	mpm XXXIII
	Veldidena	mpm XXXVI

Digitized by Google

Zu bestimmen, wo diese Stationen gelegen waren, schien nicht so schwierig. Nachdem nämlich die beiden ersten Stationen heute noch nahezu mit den gleichlautenden italienischen Orten Tricesimo und Zuglio übereinstimmen, so müsse, dachte man, selbstverständlich auch Loncio mit einem ähnlich lautenden Orte diesseits der Alpen übereinstimmen. Da war eben kein Zweifel, dass das heutige Lienz das römische Loncium gewesen. Man kümmerte sich wenig darum, dass die Entfernung zwischen Zuglio und Lienz nahezu doppelt so groß war, als die im Itinerar angegebene Entfernung zwischen Julia Carnicum und Loncium. Diesen Irrthum hat jedoch Mommsen in seinem Werke: „Corpus Inscriptionum Latinarum“ (III., II., pag. 590) berichtiget und nachgewiesen, dass nicht Loncium, sondern Agguntum in der Gegend von Lienz gelegen haben musste. Loncium, sagt Mommsen, wäre vielmehr in der Gegend von Mauthen zu suchen. Es war nicht Sache des großen Gelehrten, nachzuforschen, ob die sonstigen Ortsverhältnisse die Übereinstimmung der Lage von Loncium und Mauthen rechtfertigen. Allein darüber kümmerte man sich nicht weiter. Seit jener Berichtigung Mommsens gilt Mauthen unbestritten für das alte Loncium, und doch hätte die geringere Entfernung zwischen Zuglio und Mauthen die einheimischen Forscher bedenklich machen sollen, auch war in einem Gebirgsthale, wie das Gailthal, wo die Flüsse ihre Ufer verlassen und die Berge wandern, noch Manches zu erwägen. In meiner Abhandlung über die Römerstraßen Kärntens (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1886, Seite 2) habe ich den damaligen Standpunkt der römischen Straßenforschungen in Kärnten zusammengefasst und darzuthun versucht, dass es nicht genüge, in der Studierstube über Römerstraßen zu entscheiden, sondern unumgänglich nothwendig sei, unter freiem Himmel und an Ort und Stelle die Meinungen zu prüfen. Es ist nun auch in dieser Richtung Manches geschehen. Hofrath A. B. Meyer in Dresden hat in seinem Werke „Gurina, 1885“ die Plöckenstraße ganz besonders berücksichtigt und eingehend besprochen. Ihm ist zunächst zu verdanken, dass vom Plöckenpass abwärts auch eine alte Wegspur bekannt wurde, welche am rechten Ufer des Valentin-Baches an den steilen Abhängen des Polinig über Missoria und die Würmlacher Wiese hinzieht und bei Waidenburg gegenüber von Gurina im Gailthale mündet. Infolge dieser eingehenden Besprechung widmete die königlich preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin einen Betrag zur näheren Erforschung der alten Straßenzüge des Gailthales und auch der kärntische

Digitized by Google

Geschichtsverein beschloss über Anregung des damaligen Oberlehrers Keller in Mauthen in der Nähe des Maria Schnee-Hügels bei Mauthen eine Ausgrabung zu veranlassen. Herr Keller übernahm die Ausführung dieser beiden gestellten Aufgaben mit Ausdauer und besonderer Sorgfalt, allein das Ergebnis war, wenigstens rücksichtlich der fraglichen Römerstraße, nahezu erfolglos. In ersterer Richtung fand er allerdings deutliche Spuren alter Straßenzüge, allein ob es gerade römische waren, ließ sich durch nichts erweisen; nicht der geringste Fund, ja nicht einmal eine römische Münze, bestätigte seine Vermuthungen. Alte Wagengeleise in felsigem Grunde, alte Straßenkörper ꝛc. ꝛc. finden sich überall, wo der Verkehr sich Jahrhunderte hindurch bewegte. Die Ausgrabungen in der Nähe des Maria Schnee-Hügels aber lieferten geradezu ein negatives Ergebnis. Es fand sich allerdings altes Mauerwerk, aber entschieden nicht dasjenige eines alten Castells, auch sonst nicht die geringste Spur aus der Römerzeit. Wäre Mauthen eine römische Straßenstation gewesen, so müssten sich im Laufe der Zeit dort ohne Zweifel noch Spuren gefunden haben.

Das wichtigste Bedenken aber gegen die Identität von Loncium und Mauthen ist die zu geringe Entfernung dieses letzteren Ortes von Zuglio (Julia Carnicum). Der Herr Gymnasial-Professor Dr. Biermann hat diese Entfernung auf der k. k. Generalstabskarte nach dem Verhältnisse von 1 römischer Passus = 1·597 m berechnet und gefunden, dass dieselbe nach dem gegenwärtigen Straßenzuge nur 18.150 römische Passus beträgt, also um nahezu 4000 römische Passus weniger, als das „Itinerarium Antonini“ angibt. In demselben Maße aber, in welchem die Wahrscheinlichkeit der Identität für Mauthen schwindet, gewinnt diese Wahrscheinlichkeit für Gurina, wo thatsächlich eine römische Ansiedlung bestand. Nimmt man nämlich an, dass die alte Römerstraße von der Passhöhe an in der Richtung des von A. B. Meyer entdeckten alten Weges am rechten Valentin-Ufer über Waidenburg nach Gurina gieng, so würde sich nach Dr. Biermanns Berechnung für diese Linie eine Straßenlänge von 21.600 römische Passus ergeben, also nur um 400 römische Passus weniger, als das Itinerarium angibt, was umsoweniger zu bedenten hätte, als diese Distanzangaben nur nach Tausenden berechnet sind, also eine Anzahl über 500 schon für ein volles Tausend gelten musste.

Es ergibt sich aber für Gurina, wenn man dasselbe für das römische Loncium gelten lassen möchte, ein Bedenken in anderer Richtung,

Digitized by Google

nämlich dass die Entfernung von Gurina nach dem Straßenzuge über den Gailberg und über Oberdrauburg bis Lienz (Agountum) viel bedeutender wäre, als das Itinerarium annimmt, nämlich weit über 18.000 römische Passus. Es ließe sich diese Entfernung nur dadurch abkürzen, wenn es gelänge, eine kürzere Trace ausfindig zu machen, nach welcher die Römerstraße gegangen sein könnte. Es wurden nun zu diesem Zwecke im Laufe des letzten Sommers von mir mit Unterstützung von Freunden dieser Forschung Studien an Ort und Stelle gemacht, welche nicht ungünstige Resultate lieferten. Es musste nämlich unverrückt im Auge behalten werden, dass eine Römerstraße von Gurina nach Lienz nur allein über den Gailbergsattel geführt werden konnte, da der Gebirgsstock, welcher die Gail und die Drau von einander scheidet, der Übersetzung sonst überall größere Schwierigkeiten in den Weg legt. Eine Straße, welche an Gurina vorüberzog — Gurina lag hoch oben, wie etwa Agount oder Sternberg zur Römerzeit, und beherrschte das Thal — müsste längst der Bergesabhänge nahe bis Kötschach und dann erst auf den Gailbergpass geführt worden sein. Es ist nicht anzunehmen, dass die Römerstraße, sowie heutzutage die Poststraße, ohne dringende Nöthigung sofort bei Oberdrauburg den Fluss übersetzte; wahrscheinlicher ist, dass sie am rechtseitigen Ufer an den Abhängen der Berge nahe bis Lienz geführt worden ist. Dies dürfte vor nahezu 2000 Jahren nicht so schwierig gewesen sein, wie es heutzutage der Fall wäre, wo der Silbergraben so tief ausgewaschen ist, dass die Übersetzung desselben durch eine Straße bis zu den Häusern von Gailberg hinüber kaum mehr ausführbar erscheint. Es lässt sich denken, dass man zu jener Zeit, als mächtige Urwälder die Auswaschung des Grabens hinderten, noch ohne Schwierigkeit von der Höhe des Passes direct über Gailberg, Ötting, Flaschberg [1]) und an das rechtseitige Drau-Ufer gelangen konnte. Eine solche Tracierung der Römerstraße von Gurina bis in die Gegend von Lienz würde aber keine größere Entfernung als 18.000 römische Passus betragen, womit die Möglichkeit nachgewiesen wäre, dass Gurina das römische Loncium gewesen. Mehr als der Nachweis einer solchen Möglichkeit, welcher der Zweck des vorliegenden Aufsatzes ist, lässt sich aber vorläufig nicht erbringen, solange nicht zufällige Funde den directen Beweis liefern.

[1]) In Flaschberg bezeugen Funde aus der Hallstätter Zeit (Bronzeschwert, sowie aus der Zeit der Völkerwanderung), dass dieser Ort an einem Verkehrswege lag.

Digitized by Google

Aus den Kunstschätzen des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavantthale.

Von Professor Dr. Fr. G. Hann.

1. Ein Sacramentar aus dem 11. Jahrhunderte.

(Schluss.)

Wir wenden uns der archäologisch-kunstgeschichtlichen Würdigung der Vollbilder zu. Hier ist in erster Linie das in allen Sacramentarien des früheren Mittelalters wiederkehrende bildliche V und D, das Vere dignum, und das den Crucifixus zeigende T zu erklären. [1])

Schon das früheste Mittelalter gefiel sich in einer durchgreifenden symbolischen Beziehung der Erscheinungen auf das Göttliche. Vor Allem gilt dies von der heiligen Schrift. Schon Rabanus Maurus im 9. Jahrhunderte stellte die Theorie auf, die später namentlich von Hugo von Sanct Victor und Papst Innocenz III. zur allgemeinen Anwendung ausgebildet wurde, dass jede Stelle der heiligen Schrift eine vierfache Bedeutung habe, nämlich eine historische, dann eine allegorische auf natürliche Erscheinungen, ferner eine moralische, endlich eine anagogische, indem sie auf unsichtbare göttliche Dinge hinweise.[2]) Das Mysterium, welches der opfernde Priester bei der Messe vollführt, erscheint an sich als das höchste anagogische Geheimnis. Aber die symbolisch-priesterliche Phantasie übertrug dieses Mysterium auch auf die Anfangsbuchstaben der Worte des schon durch den Cultus der alten Kirche geheiligten Messcanons, der auf die einleitenden Theile folgt, nämlich auf das V und D, des Beginnes der Präfation, und vor allem auf das einleitende T (des Te igitur) der Consecration. Die grübelnde Phantasie versenkte sich und spann sich ein in diese Zeichen und producierte aus ihnen einen Sinn auf das göttliche Geheimnis der Messe, für welches nun diese Buchstaben ein sinnfälliges Zeichen wurden. So war schon im 9. Jahrhunderte die Norm ausgebildet, das V und D und das T bildlich auszuschmücken und diesen Bildern wurde als heiligen

[1]) Das Vere dignum und Te igitur wird noch in jüngeren Missalien (nach dem 11. Jahrhunderte) durch Schrift oder Druck hervorgehoben, sowie in solchen Schriften auch das Kreuzigungsbild am Beginne des Canon oder am Anfange als Titelblatt sich findet.

[2]) So bedeutet z. B. Jerusalem historisch die Stadt in Palästina, allegorisch die streitende Kirche, moralisch oder tropologisch die fromme Seele, anagogisch das Himmelreich, das himmlische Jerusalem der Apokalypse. Vergleiche Annal.-archéol., tom. V., pag. 217.

Digitized by Google

Zeichen thatsächliche Verehrung durch Kuss zutheil.[1]) So erklären sich denn die Verzierungen des V und D und des T in den mittelalterlichen Sacramentarien überhaupt, so auch in den von St. Blasien. Die Wahrheit dieser Behauptungen lässt sich quellenmäßig aus geistlichen Schriftstellern erweisen. Bischof Siccardus von Cremona († 1215) sagt in seiner Summa de officiis ecclesiasticis, in der er unter Anderem auch die Präfation und den Canon nach ihrer Symbolik behandelt: **In hujus praefationis scriptae principio (Vere dignum) forma hujus litterae V ponitur in sacramento; V enim Christi significat humanitatem, D vero divinitatem, illa ex una parte aperitur et ex alia clauditur, quia Christi humanitas est ex matre visibiliter, sed spiritu sancto invisibiliter. Ista vero littera D circuloso orbe concluditur, quia divinitas est aeterna et sine principio et fine; apex crucis in medio est passio.**[2]) Also das V bedeutet die Menschheit Christi, weil sich dieser Buchstabe einerseits schließt, sich aber anderseits öffnet. Ist doch auch die Menschheit Christi einerseits offen, d. h. sichtbar, insoferne er von Maria geboren wurde, anderseits aber geschlossen, d. h. unsichtbar, verborgen, insoferne empfangen von dem heiligen Geiste. Das im Kreise geschlossene D aber bedeutet die Göttlichkeit Christi, weil diese wie der Kreis ewig ist, d. h. ohne Anfang und Ende. Das in die Mitte des V und D gesetzte Kreuz aber bedeutet das Leiden Christi. Es wurde aber, um die Einheit von Gott und Mensch in Christus zu versinnlichen, das V so gebildet, dass es anderseits als D erscheint, sowie dieses wieder als V. So auch in unserem Sacramentar (siehe das umstehende Bild der Miniatur).

Dass diese Art der bildlichen Darstellung zum Gesetze in der Ausschmückung der Sacramentarien erhoben wurde, bezeugt eine mittelalterliche Autorität ersten Ranges, nämlich Durandus in seinem 1286 vollendeten Rationale divinorum officiorum.[3]) Ante praefationem

[1]) Muratori (Lit. Romana vetus): Opera XIII t., pag. 154, sagt, wo er von der praefatio reliquis diebus usitata spricht, dass das Bild des Heilandes, der das Buch hält, und des gekreuzigten Christus in den Sacramentarien zu sehen sei. Er fährt nun fort: „Utramque aut unam saltem osculari mos fuit. Aliquantum coloris oscula data deterserunt."

[2]) Migne, Patrologia, Tom 213, pag. 122, in Siccardi Summa, genannt Mitralis. Ich theile diese Belege, auf welche schon Springer, a. o. O., pag. 342, hinwies hier darum mit, weil sie erstlich nur im engsten Fachkreise bekannt sind, anderseits aber zum Verständnisse des Bilderschmuckes des Sacramentars unbedingt nöthig sind.

[3]) Durandus, Rationale liber, IV., c. 33.

Digitized by Google

describitur in libris quaedam figura, repraesentans ex parte anterori litteram V ex parte vero posteriori litteram D, quae litterae conjunctae pro vere dignum ponuntur. Tractus autem in medio utramque copulans partem crux est.“ Also ein V und D verschlungen und inmitte ein Kreuz versinnlichen das Vere dignum!

In dem T, womit das Te igitur beginnt, sah die Phantasie das Kreuz; es wurde daher das T als Kreuz kalligraphisch gebildet und gemalt. Da aber das Kreuz die Vorstellung des Gekreuzigten hervorrief, so malte man ins Sacramentar an dieser Stelle Christus am Kreuze. Dies zeigt auch unser Sacramentar, welches hierin nur einer schon mehrhundertjährigen Gepflogenheit folgt, da schon das berühmte Sacramentar der Abtei Gellone, welches aus dem 8. Jahrhunderte stammt, den gekreuzigten Gottmenschen an dieser Stelle vorführt. [1]) In unserem, aus dem 11. Jahrhunderte stammenden Sacramentar ist, wie in einer ganzen Gruppe von Sacramentarien, das gemalte Bild des Crucifixus an Stelle des T getreten, nur die Kreuzform deutet noch an, dass das ganze Bild einen Buchstaben repräsentiert, wie ja auch die folgende Seite mit einem E (Te igitur) beginnt. Während andere Sacramentarien diesbezüglich nicht soweit gehen, wie z. B. das berühmte Sacramentar des Drogo, [2]) indem sie die T-Form, als die älteste Form des Kreuzes, als Buchstabe bewahren und diesen Buchstaben nur ornamentiren und figürliche Darstellungen einzeichnen, geht man in anderen Sacramentarien, so z. B. in einem in St. Gallen, noch weiter, indem man auch Maria und Johannes am Fuße des Kreuzes malte und so den Buchstaben völlig in einer

[1]) Siehe Springer, der Bilderschmuck in den Sacramentarien, a. a. O., pag. 348. Das VD (vere dignum) füllt schon im Sacramentar von Autun die Hälfte des Blattes aus (9. Jahrhundert). Siehe Springer, a. a. O., pag. 351.

[2]) Eine Schöpfung der Schreiberschule von Metz, wahrscheinlich geschrieben unter der Regierung des Bischofes Drogo, der ein Sohn Karls des Großen war (erste Hälfte des 9. Jahrhundertes).

Digitized by Google

historischen Darstellung aufgehen ließ. Das Sacramentar aus Sanct Blasien hält diesbezüglich die goldene Mitte ein.

Indem nun, dem Zwecke des Sacramentars als Missale entsprechend, vor der Consecration das Bild des blutigen Opfers Christi am Kreuze dem Priester, für den allein ja dieses Buch bestimmt war, sinnfällig vor Augen trat, wurde der Phantasie durch den Contrast das Bild des unblutigen Opfers, das der Priester in der Messe darbringt, unwillkürlich ins Bewusstsein gerufen. Es lag überhaupt sehr nahe, den Priester, der am Altare Brot und Wein (den Kelch) segnet, oder der mit dem Kelche sich beugt, im Sacramentar bildlich darzustellen. Wurde doch dadurch der liturgische Zweck des Sacramentars ebenso wie die Function des Priesters, für den das Buch bestimmt ist, illustriert. Daher malte der Miniator des vorliegenden Sacramentars dreimal den Priester bei der heiligen Handlung, gab aber diese Bilder im Texte, da eine bindende Norm, die eine besondere Hervorhebung bedingte, für diesen Fall nicht vorlag. Diese dreimalige Art der Illustrierung ist ein Charakteristicon des Bilderschmuckes des Sacramentars aus St. Blasien. Es kommt freilich auch in anderen Sacramentarien einmal das Bild des am Altare opfernden Priesters vor, so z. B. in einer Pariser Handschrift, über welche Delisle (Nr. XXVII bis XXIX) gehandelt hat.[1] Im Sacramentar des Drogo (9. Jahrhundert) ist im T-Kreuze bildlich Melchisedech am Altare opfernd und unten zwei Lämmer dargestellt. Man weiß, mit welcher Vorliebe sich die Phantasie des Mittelalters in Vorbildern ergieng. Der brot- und weinopfernde Priester sah seine Handlung bei Melchisedech vorgebildet und so erscheint daher dieser als Priester vor dem bedeckten Altare opfernd auch bildlich im Sacramentar. Ein Vergleich des Bildes im Drogo-Sacramentar,[2] wo dem Melchisedech unten zwei Lämmer beigegeben sind, mit dem einen der drei beschriebenen Textillustrationen in unserem Sacramentar ergibt, dass der am Altare stehende Priester in einem der drei Textbilder wohl als Melchisedech aufzufassen ist.

Von den gemalten Tafeln, welche den Gebeten an einzelnen Festzeiten vorangehen, verdienen nur jene eine historische Besprechung, welche Arcadnren zeigen. Solche Arcaden finden sich schon im vaticanischen Sacramentar aus dem Anfange des 8. Jahrhundertes (Delisle, Nr. II), nur dort viel ausgebildeter und sinnreicher. Die Arcaden in den

[1] Siehe Springer, a. o. O., pag. 363 bis 364.

[2] Siehe Springer, a. o. O., pag. 361.

Digitized by Google

Sacramentarien haben, worauf schon Springer hinwies, ihr Vorbild in den Bogenstellungen der Canontafeln, welche schon in der Karolingerzeit den einzelnen Evangelien, dieselben einleitend, vorangestellt zu werden pflegten. Der Gebrauch solcher Tafeln aber wurzelt im christlichen Oriente, und zwar in syrischen und mesopotanischen Klöstern. [1])

Werfen wir nunmehr die Frage auf, welche Stellung das Sacramentar aus St. Blasien nach der Gesammtheit seines malerischen Schmuckes unter den Sacramentarien des früheren Mittelalters einnimmt. Der Illustrator huldigte vorwiegend der ornamentalen Richtung. Er geht malerisch-kalligraphisch zu Werke und gibt im ganzen nur vier figürliche Darstellungen, nämlich den Crucifixus und dreimal den Priester am Altare. Er weicht von der rein ornamentalen Richtung nur ausnahmsweise und darum ab, um den liturgischen Zweck des Buches als Mesbuch, das dem unblutigen Opfer dient, das wieder durch das blutige Kreuzopfer bedingt ist, zum Ausdrucke zu bringen. So erklären sich die gegebenen Bilder. Historische Bilder aus der Bibel, wie wir sie in einer ganzen Reihe von Sacramentarien, am reichsten und künstlerischesten wohl im Sacramentar des Drogo treffen, gibt er nicht; auch ein Dedicationsbild, das sich in manchem Sacramentar findet, suchen wir hier vergebens.

Anton Springer hat durch Vergleichung vieler Sacramentarien des frühen Mittelalters drei Gruppen derselben nach ihrem Bilderschmucke unterschieden. [2]) Die erste Gruppe derselben ist die, wo sich die bildliche Darstellung auf die ornamentale Ausstattung des VD und T beschränkt. Dieser auf deutschem Boden seltenen Art gehört unser Sacramentar nicht an. Es gehört also zur zweiten Gruppe, welche zur ornamentalen Zeichnung der genannten Buchstaben noch figürliche Darstellungen hinzutreten läßt. Springer führt aber für diese Art solche Sacramentarien auf, welche historische

[1]) Die Canontafeln, die von Arcaden eingeschlossen waren, dienten bekanntlich dazu, mittelst Ziffern in der gleichen Zeile jene Stellen der vier Evangelien anzugeben, welche über den gleichen Gegenstand handeln. Eusebius von Cäsarea führte diese Gepflogenheit ein. Die gegenwärtig für jeden Meßaltar erforderlichen Canontafeln, welche Sanctus, Credo und Consecrations-Worte vorführen, kommen erst am Ausgange des 16. Jahrhundertes nachweisbar vor (siehe Otte, Kunstarchäologie, I, pag. 17). Über die Arcaden, welche die Canontafeln des Mittelalters begrenzen, und über deren Ursprung siehe u. a. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei, pag. 30. Dort ist auch eine prächtige Tafel dieser Art aus der Karolinger Zeit abgebildet.

[2]) Springer, a. o. O., pag. 356, und folgende.

Digitized by Google

Bilder enthalten und erwähnt dann noch eine dritte Gruppe, in welcher bald außer dem Kreuzigungsbilde, bald statt desselben Christus in der Glorie den Canon begleitet.[1]) Wir können daher das in St. Paul befindliche Sacramentar, das weder Delisle noch Springer kennen, obwohl wir es in die erste Gruppe nicht einzureihen vermögen, auch nicht in die Gruppe II und III einordnen. Das Sacramentar aus St. Blasien repräsentiert vielmehr eine Unterart von Gruppe II, von der Springer noch keine Kenntnis hat. Unser vorliegendes Sacramentar hat nämlich figürliche Bilder, aber lediglich nur symbolisch-liturgischer Art. Die Sacramentarien aber, welche Springer zu Gruppe II rechnet, stellen Scenen aus der Bibel dar und unter diesen freilich mitunter auch solche, die den Zweck des Sacramentars liturgisch hervorheben, während in unserem Sacramentar alles Bildliche rein auf Liturgisches reduciert ist. Damit ist eine bisher unbekannte Unterart von mittelalterlichen Sacramentarien ermittelt, für welche sich vielleicht noch andere Exemplare finden werden.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Alter des aus Sanct Blasien stammenden Sacramentars. Die Schrift weist unzweifelhaft auf das 11. Jahrhundert, als die Zeit der Abfassung desselben, hin.[2]) Damit stimmt auch der bildliche und ornamentale Charakter überein. Der Typus des Crucifixus weist auf die Zeit vor den Kreuzzügen, die Initialen zeigen im Ganzen in ihrem Geriemsel noch den Einfluss oder besser die Nachwirkung der karolingischen Periode. Auch das Blattwerk weist auf einen der karolingisch-ottonischen Zeit noch nahestehenden Zug. Überdies finden sich kalligraphisch ganz gleich ausgestattete und gemalte Buchstaben in manchen Handschriften des 11. Jahrhundertes. Es ist daher als erwiesen zu betrachten, dass das Sacramentar aus St. Blasien, das sich im Archive zu St. Paul befindet, aus dem 11. Jahrhunderte stammt.

[1]) Springer, a. o. O., pag. 364.

[2]) Dr. Friedrich von Weech, Director des badischen General-Landesarchives, der gleichzeitig mit mir im Archive zu St. Paul arbeitete, bestätigte, als ich ihm die Schrift vorlegte, diese Annahme.

Digitized by Google

Der Proceſs des Peter Enzi.

Ein Beitrag zur Culturgeſchichte des 18. Jahrhundertes.

Von Max Freiherrn zu Aichelburg.

Dem Zufall danke ich die Kunde eines ſogenannten Hexenproceſſes, der in einer nicht ſehr fernen Zeit mitten in Kärnten ſtattfand, und dem Grafen Adalbert Chriſtalnigg die Einſicht in die diesbezüglichen Gerichtsacten. Unter den breiten Ruinen ſeines Schloſſes Waiſenberg war es, daſs ich von jenem Falle erfuhr, der in ſeiner Art ein nur zu grelles Licht über eine Seite der guten, alten Zeit verbreitet, die hoffentlich nimmer wiederkehren wird. Es iſt eine ſtille fruchtbare Gegend; ein Waldweg führt aus dem romantiſchen, an noch bewohnten und längſt verlaſſenen Edelſitzen reichen Trixner Thale zu derſelben; links ragt aus dunkler Bergeshöhe das Kirchlein des heiligen Lamprecht, ſelbſt von der Zeit ſchon ſichtlich mitgenommen, aber noch in einigen Römerſteinen die Denkmale einer untergegangenen Culturperiode bewahrend. Dann ſchimmern über wohlbebaute Gründe die Karawanken herein, und rechts im dunklen Schatten des Frankenberges liegt das Pfarrdorf St. Georgen am Weinberg und das verlaſſene Schloſs Frankenſtein, einſt ein Ahnſitz des ausgeſtorbenen Geſchlechtes der Freiherren von Ramſchüſſel, an deren Namen noch eine im Schloſshof befindliche, große ſteinerne Schale erinnert.

Soviel über den Schauplatz des Proceſſes, der, wie das „Gerichtsprotokoll bei der Herrſchaft Weißenberg“ meldet, ebendort am 9. Jänner 1715 ſeinen Anfang nahm, wie aber aus dem Protokolle ſelbſt hervorgeht, nur die Fortſetzung eines früheren ähnlichen Verfahrens, die Folge einer durch die Folter herbeigeführten Verleumdung war.

Im gütlichen Examen, das am bezeichneten Tage „beim Landtgericht Weißenberg“ im Beiſein des Anton Krumplacher und Bongrätzen Reſchenauer ſtattgefunden hat, weiß der „inhaftierte Delinquent“, Peter Enzi, der 33 Jahre alt, nach Höchenbergen dienſtbar, ſeit vier Jahren verheiratet und Vater zweier Kinder iſt, „nicht im geringſten, worumben er hieher geführt“, und „möchte ſelbſt wiſſen, was Urſach dieſes beſchehe“. Nun rückt der Unterſuchungsrichter mit der Frage näher, ob Enzi den Peter Kucher kenne, eine Bekanntſchaft mit ihm habe, und als Erſterer zugibt, den Kucher zu kennen, weil er ein paarmal durchs Dorf gefahren ſei und mit ihm einmal wegen eines Haferhandels geſprochen habe, fragt er ihn weiter, „ob er nicht in des

Digitized by Google

Kucher Gesölschaft seye, oder mit ihme in den zauberischen Wandl gelebt". Darauf erzählt Enzi, dass er einmal beim Poldte zu Maria Saal mit seinem Nachbar Dreier zu Mittag gegessen habe, auch der Pflegsamtmann sei dagewesen, und hätte die Äußerung gethan, „der Luschin zahlete gern ein oder zwei Viertel Wein, daß er mit ihnen nach Hauß gehen kundte", worauf Dreier sagte: „Wir verlangen keine solche, wie Luschin und Kucher darunter", und er, Enzi, bemerkte, dass „Kucher gewiss sein Rock ausgezogen habe, weil nichts darinnen wäre, und er oft vorbeigefahren sei" — eine Bemerkung, die ihn sogleich gereut, und die er nur gethan habe, weil er gehört habe, dass die Zauberer durch das Ausziehen des Rockes auf das Getreide einwirken. Nachdem Enzi nun um alle Zeugen dieses Vorfalles und noch befragt wird, ob er den Primasch zu Thon und die Patrizin nicht kenne, wird ihm ein Geständnis seines zauberischen Lebens nahe gelegt, da sonst zur Confrontation und zur Tortur geschritten werden müsste. Aber Enzi erklärt, „er wisse einmal nichts zu sagen, weil er sich in dissen Laster nicht befindt", beschließt hiemit seine Aussage und empfiehlt sich unterthänig der gnädigen Obrigkeit.

Das nächste Protokoll ist vom 30. Jänner 1715 datiert und mit größerer Förmlichkeit, wohl auch Feierlichkeit, aufgenommen, wie schon die Überschrift: „Gütliches und peinliches Examen des bei dem Landgericht Waisenberg **in crimine magiae** verhafteten Peter zu Ragollach" und das Verzeichnis der Anwesenden, des Dr. Georg Wolfgang Tschabuschnig, kaiserlichen Herrn Paurichter in Kärnten, des Franz Alex Grasser, Pfleger zu Waisenberg, dann der Assessores Pongraz Reschenauer und Mattheß Patternell, darthun. Auch geht aus dem Acte hervor, dass Enzi mittlerweile (das Protokoll citiert offenbar unrichtig: am 5. Jänner) zu Maria Saal mit Kucher confrontiert worden und auch da bei der Bethenerung seiner Unschuld geblieben ist. Er erklärt auch heute, dass er nichts zu bekennen wisse, und auf das Fragstück, dass ihm der Kucher ja ins Gesicht gesagt habe, er sei ein Zauberer und mit ihm in der Zauberei gewesen, nur die Antwort: „Der Kucher habe keine Wahrheit geredt." Aber nicht allein der Letztere, sondern auch die Patrizin, der Primasch und die Hauschin zu Drauhofen hatten, natürlich alle unter den Schrecken und Qualen der Tortur, wider ihn ausgesagt, dass er ein Zauberer und mit ihnen in Wettern gewesen sei; es wird ihm also nochmals nahegelegt, „lieber in der Gütte zu bekhenen, als die schmerzhafte Tortur erwarten."

Digitized by Google

„Aber weillen disser Petter in seiner Verstokhung ihmer verharret hat, daß ist demselben der lindte Bundt gegeben.“ Es ist nicht ersichtlich, worin dieser erste Foltergrad bestanden hat, und hier nur zu sagen, dass Enzi weder im „lindten“, noch im „müttern“, noch endlich im „scharffen Bundt“, die er nach und nach erleidet und die wahrscheinlich in Daumschrauben verschiedener Anwendung bestanden, irgend etwas bekennt. Und so rückt denn die sogenannte Justiz jener Tage noch näher an den Unglücksmann, visitiert ihn genau am Leibe, erfindet am Rücken etliche Zeichen, auch dass Nadelstiche in denselben nicht besonders schmerzten, und dass kein Blut nach ihnen fließt, schneidet ihm dann die Haare ab und setzt ihn um ein Viertel über 10 Uhr vormittags auf den Zauberstuhl. Wieder lässt das Protokoll nicht erschließen, mit welchen gewiss ausgesuchten Schmerzen dieser Sitz den „Zauberer“, der nicht einmal sich selber helfen, geschweige denn seinen Quälern schaden konnte, zermarterte, und auch die Carolina gibt hierüber keine Auskunft, allein der Umstand, dass Enzi um 3 Uhr nachmittags „selber bekennt, er sei nach Aussag' des Kucher dreimal in der Zauberei gewesen“, legt dar, ein wie wirksames Inquisitions-Instrument dieser Stuhl gewesen sein muss. Und nun lösen die andauernden Qualen, denn noch wird er auf seinen Sitz belassen, die Zunge des Mannes, und Geständnisse, die seine Richter hoch befriedigen mussten, werden aufgezeichnet. Nach ihnen war der Delinquent in der Zauberei zuerst am Moos zu Thon, dann zu Kappel und bei der Hungerlacken, letztere eine Bodensenkung vor Völkermarkt, rechts von der Landstraße, die noch heute diesen Namen trägt. Vor drei Jahren, um Pfingsten, war er in seinem Hof gewesen, als der böse Feind in einem grünen Kleid mit der Frage zu ihm gekommen sei, ob er nicht Geld haben wolle. Er habe dies bejaht, und auf die Antwort des bösen Feindes, dass er ihm Geld geben wolle, wenn er ihm diene und die heilige Dreifaltigkeit und die Mutter Gottes verleugne, dies gethan. Nun habe ihm der Teufel das an ihm „erfundten“ Zeichen gegeben, sich ihm mit seinem Blute verschrieben und ihn in die Kappel getragen, woselbst sie Hagel und Schnee machten, den sie in „Schöffern abgerierth und in Säckchen getragen“ hätten; wohin, das wusste er damals nicht, da er ja zum erstenmale dabei gewesen sei, doch habe er diese Wetter nicht allein, sondern mit noch andern gemacht, und seien insbesonders dabei gewesen: Die Patrizin, der Primasch, der Kucher und noch 13 andere, die er alle namentlich anführt und da und dort in Wettern, oder gar Hagel kochend, oder bei

Digitized by Google

der Hexenmahlzeit gesehen habe. Und als wären noch nicht genug der Denunciationen, erzählt er weiters, dass der Luschin und Kucher ihm gesagt haben, dass auch der Herr Johann Stängl dabei gewesen sei. Immer noch von seinem Schmerzensſitze aus muss Enzi nun berichten, in wie viel und in welchen Wettern er in einem Jahr gewesen sei. Auch darauf findet er nun die Antwort. Er war also im ersten Jahre drei-, im zweiten und dritten Jahre je zweimal in Wettern. Im ersten Jahre, wie er schon sagte, zuerst in Kappel, dann in einem Wetter zu Thon, welches sie in den Obir getragen und dort ausgeschüttet, endlich in der Saualpe, von welcher aus sie den Hagel über St. Veit ergossen hätten. Das erste Unwetter des zweiten Jahres wurde zu Rakollach gerüstet und dann nach Globasniz zur Verwüstung eines Weingartens getragen, das zweite wieder in der Saualpe vorbereitet, dann nach Diex gebracht und in dem gegen Griffen mündenden (wohl dem Grentschacher) Graben ausgeleert. Im dritten Jahre wurde das erste Wetter in Thon beschafft, dann hinter den Obir in die Vellach getragen, wo es „grob erschlagen hat"; das zweite, welches auch in Thon gemacht und gegen Sittersdorf in einen Weingarten getragen wurde, kam zu geringer Wirkung, weil man zu Sonnegg stark geschossen und zu Sittersdorf stark geläutet hatte. Auch habe er an Wettern jenseits der Gurk beim Perkonig, theilgenommen, und zwar sei er erst, als das Wetter schon herüberzog, bei der Sillebrücke dazu geflogen, habe von Kucher und Primasch den Hagel aufgefasst und ausgeschüttet.

In allen diesen Wettern aber seien auch die „denominierten Complices" dabei gewesen.

Bei Hexenmahlzeiten, die auf der Saualpe, diesem kärntischen Brocken, stattgefunden hätten, sei er allzeit, ohne zu essen und zu trinken oder zu tanzen, zurückgestanden, um nicht erkannt zu werden. Auch bekennt er, hiebei „mit Augen" gesehen zu haben: die Pfarrherren von Ottmanach und Radsberg, den Kaplan zu Tainach und den Canonicus Stangl, und seien alle diese sowohl bei den Mahlzeiten, als in den obbeschriebenen Wettern gewesen.

Nun endlich scheint die erforschende Gerechtigkeit, der auch nicht eine Frage nach dem Lohn des Satans oder der Art seines Zaubers einfällt, wenigstens vorläufig befriedigt, denn das Protokoll schließt mit der Amtsbemerkung: „Weillen er die Substanziallien bereits bethendt hat, als ist er umb ein Viertel auf 7 Uhr von Stuell erlassen und dem

Digitized by Google

Herrn Pfleger anbevolhen worden, daß er denselben auf die ihm communicirte Fragstückh specialiter examiniren solle.“ Dies ist denn auch am 31. Jänner, den Tag nach der Tortur, in Gegenwart des kaiserlichen Pannrichters, des Pflegers und des Freimannes geschehen und in frischer Erinnerung der erlittenen Qualen erklärte Enzi, dass seine gestrigen Aussagen richtig und wahrhaftig seien, er wolle darauf leben und sterben, und was er ausgesagt, nicht mehr leugnen. Er war also so mürbe geworden, als man es im Interesse dieser damals gut erscheinenden Sache nur immer wünschen konnte; doch entzog ihn das Schicksal dem ferneren Walten der bestimmenden Mächte, denn am 4. Februar 1715, als dem fünften Tag nach seinem gütlichen Examen und peinlicher Tortur ist Peter Enzi zweifellos infolge der letztern, bei dem Gerichtsdiener „verdorben“.

Allein „des Gesetzes letzte Unwürdigkeit“ sollte auch noch am Leichnam dieses Opfers einer wahnsinnig gewordenen Justiz vollzogen werden, denn derselbe wurde auf Befehl des Landeshauptmannes durch den Scharfrichter zu Asche vertilgt und die Asche dann tief in die Erde vergraben. Noch erwähnt das Protokoll das Quantum des von der Herrschaft Waisenberg zur Verbrennung beigestellten und dabei erübrigten Holzes und schließt mit den Worten: „so vill zu fernerer Nachricht“.

Ob die Verleumdungen, welche die Folter dem Peter Enzi abgerungen, dieselben oder ähnliche Folgen hatten, wie die Verdächtigung des Letzteren durch Kucher, bleibt in einem, vielleicht wohlthätigem Dunkel, denn noch war das Jahr 1776 ferne, in dem für die österreichischen Erblande die Tortur abgeschafft wurde, und noch wurzelte der Wunderglaube fest im Leben einer verrohten, einsichtsarmen Zeit.

Kinderreime und Kinderspiele.

Gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und um Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf.

(Fortsetzung.)

Ball- und Kugelspiele.

1. Meisterspiel.

Der Ball wird in die Höhe oder an die Wand geworfen und sechsmal aufgefangen. Beim zweiten sechsmaligen Werfen klatscht der Werfende mit den Händen, während der Ball im Fluge ist. Die dritte Art des Werfens besteht darin, dass sich das Kind vor dem Auffangen

Digitized by Google

ganz umdreht; beim vierten Theile des Spieles kniet der Spieler jedesmal rasch nieder. Das 5. und 6. Kunststück verlangt, dass der Ball mit der linken Hand geworfen, mit der rechten aufgefangen wird und umgekehrt. Das Meisterstück endlich verlangt, dass das Kind in die Hände klatscht, niederkniet, aufspringt und den Ball fängt.

Fällt der Ball einmal zu Boden, so kommt der nächste Spieler an die Reihe. Wer zuerst alle Künste fertig bringt, heißt: „Meister“.

(Osterwitz, Friesach, Hüttenberg.)

(Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 2, Nr. 3: „Die sieben Künste.“

2. Säugaletreiben.

Auf einem ebenen Platze werden von mehreren Knaben im Kreise Grübchen gegraben, und zwar um eines weniger als Spieler vorhanden sind. In der Mitte höhlt man ein tieferes Loch, den „Saupfrenger“, aus. Jeder Mitspieler braucht einen etwa $1\frac{1}{4}$ m langen Stecken und setzt diesen in eines der kleinen Löcher. Der übrig gebliebene Spieler, „Sautreiber“ genannt, versucht nun mit seinem Stock einen Ball (Holzkugel) in das mittlere oder in ein kleines Loch zu bringen. Die anderen verhindern dies, indem sie das „Säugale“ zurückschlagen. Gelingt es während dem Zurückschlagen dem „Sautreiber“, seinen Stock in ein kleines Grübchen zu stellen, so ist der seines Platzes Beraubte der neue Treiber. Bringt der Sautreiber das „Säugale“ in den „Saupfrenger“, so hebt er dasselbe auf und ruft:

„Die Sau is in Pfrenger, hiaz dauerts nit länger!“

Dann wirft er den Ball möglichst weit fort. Alle Spieler suchen ihn, schlagen dreimal mit den Stöcken darauf und eilen dann zu den Grübchen zurück. Wer zu spät kommt, ist der neue Treiber. — Wer bei diesem Spiele sein Grübchen mit dem Fuße verdeckt oder das „Säugale“ schlägt, solange es außer dem Kreise der Spielenden ist, muss den Treiber ablösen; ebenso derjenige, den das „Säugale“ am Fuße berührt hat, oder der es angreift. (Osterwitz, Friesach.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 5, Nr. 7: „Bärentreiben.“

3. Popalanwerfen.

Mehrere Kinder stellen ihre Hüte in einer Reihe hinter einander, die hohle Seite nach oben, auf den Boden. Jenes Kind, dessen Hut zuerst liegt, wirft einen Ball oder einen Plumpsack (aus einem Taschentuch zusammen gedreht) in irgend einen Hut. Der Eigenthümer dieses

Digitized by Google

Hutes muſs den Ball oder Plumpſack erfaſſen und ihn nach einem der Mitſpieler, welche währenddem fortgelaufen ſind, werfen. Trifft er einen derſelben, ſo erhält dieſer ein „Popale“. Macht er einen Fehlwurf, ſo bekommt er ſelber eines — ein kleines Steinchen. — Nun kommt der Beſitzer der zweiten „Wiagn“ (des zweiten Hutes) zum Werfen. Fehlt ein Spieler beim Hinwerfen alle Hüte, ſo erhält er ein „Popale“; wer den Ball unberufen berührt, erhält ebenfalls eines. Hat ein Theilnehmer 10 Steinlein in ſeinem Hute, ſo geht es an das „Popalantafn“. Das Kind, welches am wenigſten Steinlein im Hute hat, faſst den Plumpſack und gibt jedem Mitſpieler ſo viele Schläge auf die flache Hand, als dieſer Steinlein in ſeinem Hute hat. Vom Eigner der 10 „Popalan“ erhält es dann ſelbſt die ihm gebürenden Schläge. (Oſterwitz, Knappenberg.)

Ähnlich Vernaleken und Branky, Seite 9, Nr. 10: „Kindling.“

4. Das Ballnbrettln.

Die beliebig vielen Mitſpieler haben in einem ziemlich großen Kreis ihre Plätze gewählt und dieſe durch kleine Grübchen bezeichnet. In der Mitte liegt auf einem eingeſchlagenen Pflocke das Brettlholz, auf deſſen einem Ende der Ball ruht. Ein Spieler, der „Brettler“, ſchlägt mit dem Stabe auf das andere Ende, ſo daſs der Ball weit fort fliegt. Alle laufen dem Balle nach; der erſte, der ihn fängt, ruft: „Brettl aus!“, worauf alle zu ihren Plätzen zurückeilen. Wer kein Grübchen erreichen kann, iſt der neue „Brettler“. (Frieſach)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 9, Nr. 1: „Der Prellball.“

5. Das Kranzlwerfen.

Sämmtliche Theilnehmer ſtellen ſich, etwa eine Armlänge von einander entfernt, im Kreiſe auf. Der Ballen wird dann immer dem nächſten Spieler zugeworfen; fängt dieſer ihn nicht, ſo muſs er aus dem Kranze treten, bis ſchließlich nur ein Spieler übrig bleibt, welcher das feſtgeſetzte Beſt empfängt. (Oſterwitz, Knappenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 24, Nr. 21: „Der letzte ſtirbt.“

Knopf-, Kugel-, Kreuzer- und Bohnenſpiele.

Die Zeit dieſer Spiele iſt zumeiſt das erſte Frühjahr, wo jedes trockene Plätzchen an der Sonnſeite des Hauſes hiezu verwendet wird. Einige Bohnenſpiele helfen die langen Winterabende kürzen.

Digitized by Google

1. Anwandeln oder Ansatzeln.

Zuerst wird die Reihenfolge der Mitspieler entschieden; dies geschieht durch das Werfen der Knöpfe, Kugeln, Kreuzer oder Bohnen nach einer Mauer oder einen Riss im Boden. Der nächste am Ziele wirft zuletzt, der zweitnächste ist der vorletzte u. s. w. Nun werfen oder rollen die Theilnehmer ihre Knöpfe nach dem Ziele; wer demselben zunächst kommt, dem gehören die Knöpfe der übrigen. (Knappenberg.)

Ähnlich Vernaleken und Branky, Seite 25, Nr. 1: „Anwandeln."

2. Kreuzerrollen.

Ein Brettchen wird schief an die Wand gelehnt; über dasselbe lässt ein Spieler seinen Kreuzer (auch wohl Knopf, Kugel) rollen; ein zweiter versucht seine Münze in die Nähe des ersten Kreuzers zu bringen. Gelingt ihm dies auf weniger als Handbreite, so gehört die fremde Münze sein. „Tscheken" die Kreuzer, das heißt, berühren sich dieselben, so ist das Spiel ungiltig; ebenso, wenn der zweite Kreuzer weiter als eine Handbreite entfernt liegt. Die Aufeinanderfolge der beiden Spieler wechselt. (Osterwitz, Hüttenberg.)

3. Grübeln.

Sämmtliche Theilnehmer werfen ihre Bohnen (Kugeln) nach einem Grübchen. Wer zuerst die seine hineinbringt oder mit derselben dem Grübchen zunächst kommt, trachtet nun, die Bohnen der übrigen, die fernste zuerst, durch „schupfen" in das Grübchen zu bringen. Gelingt ihm dies, so gehören ihm alle hineingebrachten Bohnen, andernfalls wird das Schupfen von dem Zweitnächsten fortgesetzt. Trifft eine Bohne die andere, so nehmen sämmtliche Spieler ihre Bohnen; dasselbe geschieht, wenn irriger Weise statt der fernsten Bohne eine nähere geschupft wird. (Osterwitz, Friesach, Knappenberg.)

Ähnlich Vernaleken und Branky, Seite 26, Nr. 5: „Simmerln" aus Österreichisch-Schlesien.

4. Quadratein.

Am Boden wird ein Quadrat geritzt, dessen Seiten halbiert werden. Die Halbierungslinien werden gezogen, so dass folgende Figur entsteht. Die Spieler werfen nun in einer gleichwie beim Anwandeln bestimmten Reihenfolge ihre Münzen in das Quadrat. Wer seine in demselben hat, schupft die der andern hinein; zuerst den ent-

Digitized by Google

fernteſten Kreuzer. Gelingt es ihm, ſo iſt derſelbe ſein Gewinn, andrenfalls tritt der zweitbeſte Spieler an die Reihe. Wird ſtatt dem fernſten ein näher liegender Kreuzer genommen oder bleibt einer auf einer Linie der Figur liegen, ſo nehmen alle Theilnehmer ihre Münzen und das Spiel beginnt von neuem. (Oſterwitz, Frieſach, Hüttenberg.)

5. Kopf oder Adler.

Der eine Spieler legt ſeine Münze auf den Tiſch und verdeckt ſie mit der Hand; der andere legt ſeinen Kreuzer hinzu. Hat dieſer nun dieſelbe Seite oben, wie die Münze des erſten, ſo hat der erſte Spieler verloren, andernfalls der zweite.

Dieſes Spiel auch folgend: „Kopf oder Adler?“ fragt der erſte Theilnehmer, worauf der zweite ſich für eines entſcheidet. Der erſte wirft nun die Münze in die Luft. Zeigt ſie am Boden auf der Oberſeite die angegebene Fläche, ſo gewinnt der zweite Spieler; im umgekehrten Falle hat dieſer dem erſteren einen Kreuzer zu zahlen.

(Oſterwitz, Frieſach, Hüttenberg.)

6. G'rad oder ung'rad.

Während des ſchnellen Öffnens der Fauſt, in welcher mehrere Bohnen liegen, muſs der Mitſpieler die gerade oder ungerade Zahl der Bohnen erblicken. Räth er recht, erhält er eine Bohne, ſchließt er falſch, ſo bezahlt er eine; ſtatt g'rad oder ung'rad wird in Knappenberg „ſpitz oder eben“ geſagt. (Oſterwitz, Frieſach, Knappenberg.)

7. Keſsl, Meadl, Maus.

Eine Bohne wird der Mitte nach geſpalten und in die Höhe geworfen. Liegen dann die beiden Innenflächen oben, ſo ergibt ſich das „Keſsl“; beide Spaltflächen unten heißt „Maus“; eine Hälfte nach oben, die andere nach unten wird „Meadl“ genannt. Für Keſsl werden drei Bohnen gezahlt, für Meadl zwei, für Maus eine. Die gewonnenen Bohnen werden folgend aufgeſtellt: ●●● ●● ● Hat ein Spieler bereits eine Figur aufgeſtellt und wirft ſie nochmals, ſo muſs er die früher für dieſelbe Figur erhaltenen Bohnen zurückgeben; bei nochmaliger Wiederholung erhält er ſie wieder ausbezahlt. Wer zuerſt obige Figur aufgeſtellt hat, der bekommt eine vorher beſtimmte Anzahl Bohnen vom andern Spieler. (Knappenberg.)

Digitized by Google

8. Graz fahren.

Ein Spieler nimmt weniger als 10 Bohnen in die hohle Hand und spricht: „I fähr af Graz!" Der zweite Spieler frägt: „Mit wie viel?" Der erste: „Daus mäger, daus dick, schaun dearfst an Aug'nblick!" Während des raschen Öffnens der Hand muss der zweite die Anzahl zu bestimmen trachten. Räth er recht, so erhält er die Bohnen, andernfalls bezahlt er den Unterschied. (Osterwitz, Friesach, Knappenberg.)

9. Maunl vor der Thür.

Der erste Spieler meldet: „Maunl vor der Thür!" Der zweite fragt: „Wie früa?" und hat in seiner Faust auch eine bestimmte Anzahl Bohnen. Der erste öffnet nun die Hand und antwortet dabei: „So früa!" Das Bezahlen erfolgt wie beim früheren Spiele. (Knappenberg.)

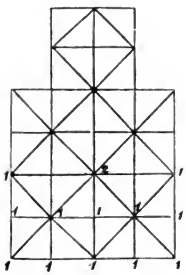
NB. Besonders gefärbte Bohnen bekommen von den Kleinen eigene Namen. Die kleinen heißen im allgemeinen „Boan", „Boangerle"; die großen Feuerbohnen „Paatzger", und zwar die blaugrauen „Bauer", die weißen „Bäurin". Die fleischfarbenen, dunkel gesprenkelten werden „Vögloale" genannt, die halb weiß, halb schwarzen heißen „Taganächt". Bohnen mit schwarz umrandetem Keimflecke sind die „Minasträuzerlan".

10. Windl — wandl.

Eine Bohne wird unter vielem Hin- und Herlegen in eine hohle Hand genommen, die Hände werden dann rasch im Kreise um einander geführt, die Arme werden gekreuzt und nun wird gefragt: „Windl, wandl, in wäs f'ran Handl?" Erräth dies der zweite Theilnehmer, so gehört die Bohne ihm, andernfalls hat er eine Bohne zu bezahlen.

(Osterwitz, Althofen, Knappenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 41, Nr. 6.

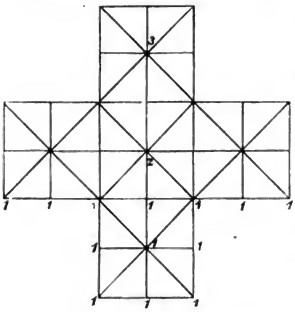


11. Fuchsjagen.

Dieses an Winterabenden sehr beliebte Spiel wird mit Zuhilfenahme nebenstehender, mit Kreide gezeichneter oder im Holze eingeschnittener Figur folgend gespielt: Alle Punkte, welche mit 1 bezeichnet sind, werden mit Bohnen besetzt; diese heißen Hühner. In 2 befindet sich eine anders gefärbte Bohne, der Fuchs. Der Spieler, welcher die Hühner führt, hat die Aufgabe, den Fuchs so in das kleine Quadrat zu bringen, das ihm kein Weg mehr

Digitized by Google

frei steht. Die Hühner dürfen bei ihrem Vorrücken nur in senkrechter und wagrechter Richtung von einem Punkt zum andern geführt werden.

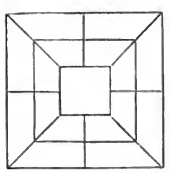


Der Fuchs darf auch die schiefen Linien benützen und ist berechtigt, ein Huhn, hinter dem auf dem nächsten Punkte kein anderes Huhn steht, wegzuschnappen.

(Osterwitz, Althofen, Knappenberg.)

In Knappenberg wird zu diesem Spiele auch nebenstehendes Liniennetz verwendet. Sinngemäß gilt hiebei alles früher Gesagte: der Fuchs muss aber zuletzt in Punkt 3 festgehalten, „eingesperrt" werden.

12. Geigenfahren.



Auf nebenstehender Figur besetzt der eine Spieler mit einer Bohne einen Punkt: der zweite hat nun zu verhindern, dass der Mitspieler nicht drei Bohnen in einer Reihe wagrecht, senkrecht oder schief ansetzen kann und muss selber trachten, dies durchzuführen: gelingt dies einem der Theilnehmer, so ruft er: „Geigen auf!" und darf dem andern eine Bohne nehmen. Sind schließlich alle 24 Punkte der Figur besetzt, so ruft jener Spieler, der die letzte Bohne ansetzte: „Geigen zu!" und jener, welcher die meisten „Geigen" stehen hat, darf die Bohnen des andern abziehen. Haben beide gleich viele „Geigen" oder ist es keinem gelungen, eine „Geige" anzusetzen, so „steht" das Spiel und jeder zieht seine Bohnen selbst ein. [1]

(Osterwitz, Knappenberg.)

[1]) In der Umgebung von Osterwitz wird das Geigenfahren auch in folgender Weise gespielt: Jeder der beiden Spieler hat im vorhinein nur 10 oder 12 Bohnen zum Besetzen der Figur. Das Besetzen selbst erfolgt in der oben angegebenen Weise; nur sagen die Spieler, so oft es ihnen gelingt, drei Bohnen in eine Reihe zu stellen, das heißt, eine „Geige" zu machen: „Geigen zua." Da während des Besetzens es dem einen oder andern der Spieler in der Regel gelingt, eine oder mehrere „Geigen" zu machen und dadurch dem Gegner eine oder mehrere Bohnen zu nehmen, so bleiben, selbst wenn alle 24 Bohnen versetzt sind, noch einige unbesetzte Punkte übrig. Dadurch ist nun den Spielern die Möglichkeit geboten, mit ihren Bohnen auf den Linien von einem Punkte zum andern fahren zu können. Dies geschieht in der Weise, dass der-

Digitized by Google

Schlag-, Ziel- und Wurfspiele.

1. Kaiser und Corporal.

Alle Theilnehmer stellen sich im geschlossenen Kreise auf, der Plumpsack liegt in der Mitte am Boden. Jener Spieler, welcher beginnt, wirft zwei etwa 4 cm lange Stabhälften zur Erde; sind die Rindenflächen oben gekehrt, so ist er Corporal, liegen die Schnittflächen oben, so ist er Kaiser. Der Corporal nimmt den Plumpsack. Werfen die nachfolgenden Spieler, nachdem bereits Kaiser und Corporal bestimmt sind, die Hölzchen so, dass eine Schnittfläche und eine Rindenseite oben liegen, so sind sie strafbar; der Kaiser bestimmt die Anzahl der Schläge, welche der Corporal austheilt. Wird im Laufe des Spieles der Kaiser- oder Corporalwurf gethan, so ist der frühere Kaiser und Corporal abgesetzt. Der seiner Stelle verlustige Spieler nimmt den Plumpsack, gibt dem Absetzer einen Schlag und überreicht ihm dem Plumpsack. Doch nur der Corporal darf ihn berühren; ergreift ihn der neue Kaiser, so ist er der kaum gewonnenen Würde verlustig und hat die Strafe zu leiden.

(Knappenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 31: „Corporal und Kaiser."

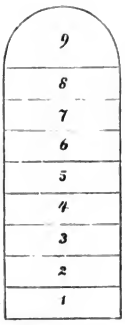
2. Papstspringen.

Durch Abzählen wird unter mehreren Spielern die Reihenfolge bestimmt, worauf der erste seinen flachen Stein von einem gewissen Orte aus in das Rechteck 1 der in den Boden geritzten nebenstehenden Figur

---

jenige zuerst fährt, welcher zuerst die letzte Bohne angesetzt hat, also der Beginner. Auch beim Fahren trachtet jeder Spieler, soviel als möglich „Geigen" zu machen, um dem andern dadurch die Anzahl seiner Bohnen zu verringern, ihn zu schwächen. Namentlich kommt es bei dem Wegnehmen der Bohnen darauf an, die wichtigen, d. i. die für den Gegner günstigsten, für sich aber ungünstigsten Bohnen zu entfernen. Doch darf während des ganzen Spieles dem Gegner niemals aus einer „Geige" eine Bohne weggenommen werden. Am günstigsten steht das Spiel für einen Spieler dann, wenn es ihm gelungen ist, eine sogenannte „Fidelgeige" zu machen, das heißt, wenn seine Bohnen so stehen, dass, so oft er mit einer Bohne aus einer „Geige" wegfährt, er damit aber zugleich eine neue „Geige" macht. Bei einem solchen Zuge spricht er: „Geigen auf und zua!" Hat ein Spieler nur mehr 3 oder 4 Bohnen, so kann er mit diesen „springen", das heißt, er kann seine Bohnen, ohne an die Linien und an die nächsten Punkte gebunden zu sein, an jeden beliebigen Punkt hinsetzen. Verloren ist dann das Spiel für denjenigen, dem nur mehr zwei Bohnen bleiben. Dem Gewinner steht das Recht zu, im neuem Spiele die erste Bohne anzusetzen, was dem Gegner einen kleinen Vortheil im vorhinein bedeutet. Laschitzer.

Digitized by Google



wirft; auf einem Fuße hupfend, muſs er denſelben wieder an der ſchmalen Seite der großen Figur heraus bringen: dann wirft er den Stein in die 2. Fläche u. ſ. f. Dabei darf der Stein nie auf einem Striche liegen bleiben, nicht über die Langſeite der Figur herausgeſchleudert werden und muſs jedesmal in das richtige Feld zu liegen kommen. Macht der Spieler einen Fehler, ſo tritt der nächſte Theilnehmer an die Reihe und der erſte muſs warten, bis alle andern fertig ſind oder Fehler gemacht haben, dann darf er bei demſelben Felde weiter ſpielen, bei dem er früher gefehlt hat. Der erſte, der ſeinen Stein glücklich aus dem Halbkreis 9 zurückgebracht hat, iſt Sieger, „Papſt“, und bei wiederholtem Spiele der erſte zum Wurfe. Im Verhältnis folgen dann die übrigen: Die „Hochſitndierten“ zunächſt. (Oſterwitz, Frieſach, Knappenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 38, Nr. 14: „Tempelhupfen.“

3. Ballinwerfen.

Dieſes Spiel dürfte aus dem benachbarten Italien zu uns gelangt ſein, wird auch von den italieniſchen Arbeitern häufig geübt. Der erſte, durchs Abzählen beſtimmte Spieler wirft ſeinen Stein längs des Weges ſoweit als möglich. Die andern trachten ihre Steine möglichſt nahe zu bringen. Kommen ſie näher als drei Spannen — ein ebenſo langes Stäbchen dient als Maß — ſo zahlt der erſtere eine Bohne, andernfalls erhält er eine. Wirft ein anderer ſeinen Stein derart, daſs der erſte bedeckt oder berührt iſt, ſo iſt der erſte abgeſetzt und der andere nimmt ſeine Stelle ein. Auch tritt manchmal der nächſtgekommene an die Stelle des frühern erſten. (Frieſach, Knappenberg.)

4. Kugelwerfen.

Ganz ähnlich dem Ballinwerfen iſt das beſonders im Gurkthale beliebte Kugelwerfen. Kugeln von mehr als Mannskopfgröße haben für den Daumen und die übrigen Finger Grifflöcher. Spielregeln ſind dieſelben wie beim Ballinwerfen. Sehr erwünſcht iſt es dem erſten Werfer, wenn er die Kugel über einen höheren Gegenſtand, einen Zaun, eine Hecke u. dgl. m., werfen kann, ſo daſs die andern auf Gerathewohl werfen müſſen. (Ganz Gurkthal.)

Digitized by Google

5. Steinplattln.

Mit flachen Steinen werfen die Buben über eine Wasserfläche dahin. Prallt der völlig wagrecht aufallende Stein auf das Wasser auf, so wird er abgeprellt und dieses wiederholt sich mehrmals. Dabei sprechen die Spieler bei jedem Hüpfen des Steines: „Maunl — Weibl — Kua — Kaibl!" — Hüpft der Stein öfter als viermal auf, so gibt es lauten Jubel. (Osterwitz.)

6. Surmaßn.

Ein eckiges, kleines Steinchen wird lose in die Hanfschnur, den „Schmiß", der Peitsche geschlungen; darauf wird die Peitsche geschwungen und der durch die Luft davon fliegende Stein erzeugt einen summenden Ton, gleich dem Gebrumme einer Hummel. (Allgemein.)

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Wetterſprüche und Wettergebete. Gesammelt am Hüttenberger Erzberge von Balthasar Schüttelkopf.

1. Unſer Herr Jeſus geht über das Länd,
Hät a ſchneeweißes Buch
Und a blüaweiße Händ.
Känn leſen und ſchreiben,
Schlimme Wetter vertreiben.
Hilf Gott der Väter, Gott der Sohn, Gott der heilige Geiſt.

2. Maria geht hinaus über das Länd,
Sie hat Jeſu, das hochgeliebte Kind, in der Händ.
Das Kind känn leſen und ſchreiben,
Känn alle böſen Wetter vertreiben
Es hilft Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geiſt.

3. Als die heilige Jungfrau Maria über die Wieſe gieng, begegnet ihr das Wetter. Maria ſprach: „Wetter, wo gehſt du hin?" Das Wetter ſprach: „In ein fremdes Land, Schaden machen!" Maria ſprach: „Bevor du falleſt auf die Erden, ſoll dein Schauer zu Waſſer werden!" — Drei Vaterunſer, drei Ave Maria

4. Unſere Liebe Frau geht über den Anger,
Iſt mit Jeſum von Nazareth ſchwänger.
Begegnet ihr ein wildes Wetter. —
„Wildes Wetter, wo willſt du hin?"
„In ein fremdes Länd,
Schauer und Schäden mächen!" —

Digitized by Google

„Wildes Wetter, dàs widerſàg ich dir!
Zwiſchen Himmel und Erden
Sollſt du wieder zu Waſſer werden.
Wetter, Wetter, weich!“

* Geh du hin in ein' tiefen Grâbn,
Wo koa Hâhne kraht,
Wo koa Mâhder maht,
Wo koa Kind geborn wet,
Dà kânnſt di auslarn.
Jeſus von Nazareth, du Sohn Davids, ein König der Juden,
erbarme dich unſer!

* Berg. Vogatſchnig und Hermann, Band II, Nr. 62.

5. Ich grüaße dich, du Donnersmânn!
Ich grüaße dich, du Donnersmânn!
Ich grüaße dich, du Donnersmânn!
Gott Vâter hat's verhoaßn.
Er wird di in den Feuerof'n ſtoaßn.
Dem dearfſt nix ſengn oder brennen,
Der di wird nennen.
O Jeſus von Nazareth, ein König der Juden, erbarme dich unſer!

Ein Beitrag zum Volkshumor aus dem mittleren Gurkthale. Geah' i aufe übar de Leit'n bagögn't mar a Schuaſtar und a Menſch. Wia i aufe kim, kim i in a groaßas Dârf, ſteant drei kloane Heißar. Van erſcht'n hombt ſe Holzöpfl gallobm, ban zweit'n Scheitaröpfl und ban dritt'n ſeind drei außar kôman und is neambt drinn'n g'wöſ'n: Dar Oane is blint, dar Ondare krump und dar Dritte nâck'ntig. Dà darfigt dar Blinte an Hâſ'n af meiner Had'n; dar Krumpe hât 'n darrennt und dar Nâck'ntige hât 'n in ſein'n Buaſ'n g'ſtöckt. Bin wohl a g'loſ'n und fâll af an Stoan, hât âll's Foiar göbm — hât mar mei Had'n âlle varbrennt. Is nix mit 'n Had'n ſah'n. Geah' i âche af de Mautbrugg'n, kaf mar a Schaſle Boahn; [1]) wia i aufar kim, zöht' i ſe, geaht mar oane âb. Is nix mit 'n Boahn ſahn'n. Hiatz hon i Ruabm g'ſah't., Seind de Ruabm groaß woar'n, groaß. Dà fâllt mar de greaßte Ruabm 'n Bâch. I wohl hoam um meine weithoarnat'n Ochſ'n — hât a Krah van oan Hoarn zan ondern ſiebm Jâhr z'ſliach'n g'hâbt — hombt nix außar darzog'n. Mit dar metar'n [2]) Ruabm hon i mein'n Grel [3]) g'möſtat. Is dar Grel ſoaſt woar'n: af 'n dickſt'n Oart möſarrugg'ndick, wo ondarſcht wohl a weane laßlanar. [4]) Hon i wohl aufg'henkt mein Spöckbâch'n; [5]) hât mar neun Kört'n âbg'riſſ'n und neun Böd'n durchg'ſchlâg'n und is d'runt'n — af anar Spinawend [6]) henk'n bliebm.

J. Jauſcha, Lehrer in Lieſcha.

---

[1]) Bohnen; [2]) mittleren, hier in der Bedeutung von zweitgrößte; [3]) Ferkel; [4]) minder; [5]) der in ſeiner Gänze ausgeſpreitete Speck eines Schweines; [6]) Spinnengewebe.

Digitized by Google

Literaturberichte.

Über die römische Zollinie Noricums. Einer gütigen Mittheilung des Herrn k. k. Hofrathes und Finanzdirectors, Carl Freiherrn von Czoernig, verdankt der Geschichtsverein die Kenntnis der nachstehenden, auch für Kärntens Vorgeschichte wichtigen Zusammenstellung römischer Steininschriften, welche im Jänner-Hefte 1891 der „Pagine Friulane", Seite 182 bis 183, von G. Marinelli aus Padova unter dem Titel: „Über eine interessante römische Inschrift im Museum zu Udine" veröffentlicht wurde.

Im Museum zu Udine befindet sich nämlich ein schon im vorigen Jahrhunderte, in einem Acker unweit des venetianischen Pontebba gefundener römischer Inschriftstein, welcher anfangs für unecht gehalten, jetzt infolge der durch Majonica gelieferten Aufklärungen auch von Mommsen für echt befunden wurde und also zu lesen ist:

D M
ONESIMVS
SER · VIL
VECTIGAL
ILLYR · SEVERILLAE
VXORI
PIENTISSIME
AN XXV
ET SIB VIIV
FEC

An der einen Seite (links) dieser Schrift ist eine weibliche Gestalt mit einem Spiegel, an der anderen Seite eine männliche mit einem Buche abgebildet.

Dieser Stein (Momms. Corp Ins. V, Nr. 8650) benachrichtigt uns, dass er von einem Sclaven Onesimus, welcher Verwalter der illyrischen Mauth war, für seine im 25. Lebensjahre verstorbene fromme Gattin und für sich selbst bei seinen Lebzeiten gesetzt worden ist.

Der Beisatz eines Sclaven als Verwalters, d. i. Factors oder Bevollmächtigten, findet sich auch auf anderen Inschriftsteinen jener Gegend, und zwar auf einem Inschriftsteine (Momms. Corp. Ins. III, Nr. 4720) aus Reisach im Gailthale Kärntens und auf einem dritten (Momms. Corp. Ins. V, Nr. 1864) aus Timau an der Plöckenstraße, welch' letzterer mit RESPECTVS beginnt.

Zwischen Noricum und Italien standen während der römischen Kaiserzeit in der ganzen Grenzlinie die Stationshäuser für die bei der Ein- und Ausfuhr zollpflichtigen Waren. Dieser Zoll wurde „Vectigal Illyrici" genannt, weil er zur Finanzverwaltung Illyriens gehörte.

Der Grabstein des Onesimus beweist uns die Existenz einer solchen Zollstätte in Pontebba und folglich auch einer römischen Straße, wahrscheinlich ersten Ranges, durch das Fellachthal, welche bereits durch das „Itinerarium Antonini", durch die Peutingerische Tafel, durch die römischen Funde von Resiutta und durch jene noch viel zahlreicheren von Saifnitz erwiesen ist.

Welcher Zeit dieser Stein angehört, ist schwer zu bestimmen. Die Inschriften der Plöckenstraße und zweier anderer (Momms. Corp. Ins. V, Nr. 5079 und 5080),

Digitized by Google

welche bei Klausen nächst Seben in Tirol gefunden worden sind, beziehen sich sämmtlich auf einen T. Julius Saturninus, welcher im Jahre 157 n. Chr. Pächter der Staatszölle war. Diese vier Inschriften gehören nun entschieden gewissermaßen zusammen, sowie die beiden ersteren zu jener von Pontebba.

Der Inschriftstein der Plöckenstraße wurde gesetzt von Respectus, einem Verwalterselaven (des Saturninus) der illyrischen Zollstätte, jener von Reisach wurde gewidmet von Maturus und Mercator, ebenfalls Verwalterselaven, dem Amandus, einem contrascriptor (Controllor) desselben Saturninus, und von den zwei letzteren Inschriftsteinen aus Klausen, welche beide Votivsteine der Isis sind, wurde der eine gesetzt von Festinus, Cassierselaven des Saturninus, der andere zu setzen besorgt von Fortunatus, Controllorselaven eben desselben.

Kurz, es hat fast den Anschein, als ob uns diese Inschriftsteine das ganze Dienstpersonale eines Zollpächters vorführen würden, welches die langgestreckte Grenzlinie vom Eisachthale bis zum Fellachthale bewachte.

Bedenkt man ferner, dass der Name dieses Saturninus noch auf einer Votiv-Ara von Mehadia (Momms. Corp. Ins. III, Nr. 1568) erscheint, welcher im Jahre 157 n. Chr. von einem seiner Sclaven, namens Felix, gesetzt wurde, der Vorstand der Zollstation Tsierna war, einer von Trajan in Dacien nächst Orsova an der Donau gegründeten Colonie, und dass sich dieser Name auch noch auf einer dacischen Wachstafel (Momms. Corp. Ins., vol. III, pag. 958, no. XXIII) findet, die jetzt im Pester Museum aufbewahrt wird, so musste sich der Wirkungskreis eines solchen Unternehmers oder der von ihm vertretenen Firma außerordentlich weit erstreckt haben.

Jedenfalls aber lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, dass zur römischen Kaiserzeit eine Zollstätte in Pontebba bestanden hat, welche wahrscheinlich ungefähr um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. von einem gewissen T. Julius Saturninus durch seinen Einnehmer Onesimus verwaltet wurde, der während seines dienstlichen Aufenthaltes dortselbst seine theure Gattin verlor.

Karl Baron Hauser.

Der Dom zu Gurk, seine ursprüngliche Anlage, Veränderung und Baugeschichte. Von Dr. Alfred Schnerich. (Mittheilungen der Centralcommission, Neue Folge, 1890, Seite 128 bis 130 und 177 bis 183.)

Der Verfasser dieser Abhandlungen beschäftigt sich seit einigen Jahren eingehend und gründlich mit dem Gurker Dome. Durch genaue und sorgfältige Untersuchungen über den Bauplan, die Beschaffenheit und Construction der einzelnen Bauglieder und durch zweckmäßige Herbeiziehung von Urkundenmaterial ist es Schnerich in exacter Weise gelungen, die Bauprobleme, welche der Gurker Dom darbietet, befriedigend zu lösen, so dass wir uns durch Schnerichs Forschungen gegenwärtig über die ursprüngliche Anlage und Veränderungen der Domkirche zu Gurk im Ganzen klar sind. Seit Quasts classischer Abhandlung über die Gurker Kirche (in Ottes Grundzügen der kirchlichen Kunstarchäologie, I. Auflage, Seite 96 ff.), ist nichts über den Gurker Dom geschrieben worden, was annähernd an Schnerichs Forschungen hinanreicht. Wir wollen die für den Kunsthistoriker interessanten Ergebnisse von Schnerichs Untersuchungen daher in Kürze hier verzeichnen.

Der Bau des Domes begann unter Bischof Roman von Gurk (regierte 1132 bis 1167) mit der Krypta, dem prachtvollen Mausoleum der seligen Hemma. Er

Digitized by Google

währte circa 30 Jahre. Im Jahre 1174 wurden die Gebeine Hemmas in diese herrliche, an Pracht mit anderen Krypten unvergleichliche, hundertsäulige Unterkirche übertragen, und zwar unter Bischof Heinrich von Gurk. Nach Vollendung dieser monumentalen Unterkirche erfolgte der Aufbau des Chores. Auf den sehr massiven Umfassungsmauern der Krypta bauen sich die etwas dünneren Chorwände auf, mit deren Errichtung der Aufbau der Kirchenwände den Anfang nahm. Schnerich weist (pag. 129) mit Recht auf die innige architektonische Beziehung hin, welche zwischen den östlichen Kirchentheilen und der Krypta herrscht; er betont mit Recht, wie die Grundgestalt des Chores und des Langhauses durch die Krypta, welche mit ihren drei durch massive Pfeiler getrennten Schiffen und ihrer Apsis sich als eine Basilika ohne Querschiff darstellt, determiniert war. Entspricht doch auch jeder Stütze des Chores der Kirche ein Pfeiler der Krypta. Das ursprüngliche Grundrissschema der romanischen Basilika zu Gurk mit den drei gleich langen Kirchenschiffen, den Chorschluss aus drei Apsiden und der zweithürmigen Westfront mit Vorhalle und Empore repräsentiert eine große Baugruppe, welche von den Hirschauer Mönchen zwar nicht erfunden, aber besonders ausgebildet wurde. Der ursprüngliche Bauplan der Kirche von Gurk war ohne Zweifel dem 1163 geweihten Dome in Sekkau ähnlich. Mit Recht sagt Schnerich (pag. 179): „Die beiden (ursprünglich) östlichen Travéen mit den Apsiden (nämlich die ältesten Baubestandtheile) sind bis zur Höhe der Seitenschiffe dem Dome zu Sekkau ganz analog.“ Da Sekkau, wie als erwiesen zu betrachten ist, durch Hammersleben in Sachsen als Vorbild beeinflusst wurde, so ist die wenigstens mittelbare Einwirkung Sachsens auf die ältesten Baubestandtheile des Gurker Domes constatiert. Dies darf uns auch nicht befremden, da wir ja wissen, dass Erzbischof Konrad von Salzburg, der längere Zeit in Sachsen im Exile verweilte, Augustiner Chorherren, von dort in seine Diöcese einführte, Sekkau aber als Augustiner-Kirche erbaut wurde. Doch (um zu Schnerichs Forschungsergebnissen zurückzukehren) es ergab sich im Grundplane zwischen Sekkau und Gurk doch gleich anfangs eine Verschiedenheit. Während nämlich in Sekkau ein Querhaus gänzlich fehlt, indem sich die Hochschiffwand ununterbrochen bis zur Apsis fortsetzt, baute man in Gurk ein Querhaus, und zwar ohne Zweifel, um mit der Metropolitankirche in Salzburg zu wetteifern. Trefflich bemerkt Schnerich: „Das Querhaus fehlt in Süddeutschland vielen bedeutenden Kirchen, wohl aber hatte die alte Metropolitankirche (Salzburg) ein solches Der erste Grund war also ohne Zweifel die Auszeichnung.“ Von besonders hohem Interesse ist es aber, dass Schnerich den Nachweis geliefert hat, dass das Querhaus von Gurk mit Emporen versehen war, die als Herrenchor dienten und von denen der südliche dem Bischofe oder Propst gedient zu haben scheint. Noch heutzutage führt, was vor Schnerich nicht beachtet wurde, „von den Dachräumen über den Seitenschiffen in das Querhaus, hart an die Mittelschiffwand anstoßend, je eine vermauerte Thür.“ Die südliche ist rundbogig und reicher ausgestattet. Dies liefert den Beweis, dass das Querhaus eine Empore hatte. Da aber der Zugang zu derselben unbequem war, so entfernte man beim späteren Umbaue des Querhauses die Emporen gänzlich. Der Nachweis Schnerichs, dass das Querhaus in Gurk ursprünglich Emporen hatte, welche sich in einer Art von Arcadur gegen das Mittelschiff öffneten, ist von maßgebender Bedeutung. Denn nicht bloß lässt sich nunmehr der bei späterer Umgestaltung dieses Bautheiles nach dem Brande von 1284 gespannte Spitzbogen, welcher gegenwärtig das Querhaus vom Hauptschiffe trennt und der von jeher ein Crux der Forscher war,

Digitized by Google

erklären; es zeigt sich vielmehr auch, füge ich bei, eine auffällige Analogie zwischen Gurk und der Michaelskirche zu Hildesheim, welche bekanntlich der Lieblingsbau Bernwards von Hildesheim war. Auch dort haben die Querhäuser, welche allerdings als Kreuzschiffe ausgebildet sind, Emporen, die sich in von Säulen getragenen Bögen gegen das Hauptschiff öffnen. Diese Bautheile in Hildesheim sind älter als der Gurker Dom; sollte nicht hier ebenfalls auf Gurk ein sächsischer Einfluss obwalten? Dasselbe ist, trotzdem dass der Gedanke überhaupt, ein Querhaus in Gurk anzulegen, ohne Zweifel von Salzburg inspiriert ist, doch wohl anzunehmen. Kehren wir zu Schnerichs Untersuchungen zurück. Schnerich weist nach, dass während des Baues des Gurker Domes eine Änderung des Bauplanes eintrat. Schon früheren Betrachtern des Domes, so z. B. Haas, ist es aufgefallen, dass ein doppelter Baucharakter im Gurker Dome waltet. Während nämlich einige Theile der Kirche, so vor Allem der Chor und die Absiden, einen überraschenden Reichthum der Ausschmückung zeigen, bieten andere Theile einen kahlen und leeren Anblick. Dies gilt vor Allem von dem westlichen Abschluss der Seitenschiffe, sowie auch von der inneren Halle vor dem westlichen Hauptportale. Diese Ernüchterung erreicht in den Capitälen des rohen Südportales ihren Höhepunkt. Es ist ein schreiender Gegensatz zwischen diesem Werke und dem prachtvollen Westportale, das die reichste und anmuthigste ornamentale Sculptur zeigt. Diese Umstände beweisen, dass man während des Baues des Gurker Domes den älteren Baucharakter aufgab und zu einem einfacheren, billigeren, aber weniger kunstvollem Systeme übergieng. Schnerich weist nach, „dass hiemit auch eine Änderung des Stützensystemes eintrat"; statt der Säulen folgen nun Pfeiler nur mit Basis und einfachem Kämpfer versehen. „Diese Änderungen mit Inbegriff der mageren Decoration dürften", sagt Schnerich, „wohl auf dem Exul Wido gehen, dessen Wirken eine Inschrift der Südwand rechts vom Portale verkündet." Urkundliche Belege beweisen, dass 1191 der Bau der Kirche und des Klosters soweit vorgeschritten war, dass beide der malerischen Ausschmückung bedurften; ebenso weist Schnerich nach, dass der Bau des Westportales nicht lange nach 1195 geschehen sein kann. Dieses herrliche Prachtstück mit seinen zweimal sieben schlanken und polierten Säulen, mit den reichen und wechselnden Ornamenten, sucht selbst in den portalreichen österreichischen Ländern seinesgleichen. Ich kann hier nur an italienischen Einfluss denken, der mir umso wahrscheinlicher scheint, als Schnerich schon früher den Nachweis lieferte, dass die noch heute erhaltene romanische Hochaltarmensa ein Werk der berühmten römischen Schule der Cosmaten aus der Mitte des 13. Jahrhundertes ist. [1])

Mit dem herrlichen Westportale contrastieren die schlichten Westthürme. Die Thürme und die Empore über der Vorhalle, dem Nonnenchore, waren die letzten Bautheile der Zeit nach. „Der Bau dieser Empore", sagt Schnerich, „geschah, wie auch die Quellen bezeugen, erst nach dem Aufbaue der Thürme, war aber schon mit dem Baue der Thürme beschlossen. Urkundliche Belege, welche Schnerich pag. 181 anführt, beweisen, dass die bauliche Vollendung des Domes um das Jahr 1220 anzusetzen ist. Zu dieser Zeit verschwinden auch die Calcifices und Cementarii aus den Urkunden. Es ist höchst merkwürdig, dass die Künstler in Gurk weltliche Personen waren; es ist aber auch beachtenswert, dass sie sichtlich als angesehene und geschätzte Meister er-

[1]) Schnerich, die Hochaltarmensa des Domes zu Gurk (Mittheilungen der Centralcommission, Neue Folge 15, Seite 64 ff.).

Digitized by Google

scheinen, was zu dieser Zeit nichts Gewöhnliches ist. Ein Conventsiegel Gurks, welches im Archive des Geschichtsvereines sich schon auf einer Urkunde vom 21. September 1322 findet (und von welchem schon Haas in den Kunstdenkmälern des Kaiserstaates, II, Seite 148, eine freilich nicht ganz genaue Abbildung gibt), [1]) zeigt die ursprüngliche Gestalt der Thürme und einen Vorbau vor der westlichen Vorhalle, das ein von Säulen getragenes Dach bildete. Schon Haas hat nach dem erwähnten Siegel auf diesen nun entschwundenen Bau aufmerksam gemacht. Schnerich hat auch hierüber (vergleiche pag. 178) an Ort und Stelle genauere Nachforschungen angestellt. Vor Allem ist es interessant, dass das Steinbild des Löwen, der, ähnlich wie am Portale zu Trient, zum oberen Abschlusse dieses Vorbaues gehörte, heute in Straßburg im Gurkthale an einem Hause eingemauert ist.

Am Schlusse seines Aufsatzes erwähnt Schnerich kurz und quellengemäß die spätere Geschichte des Domes, dessen Gewölbe bekanntlich erst dem 15., ja theilweise dem 16. Jahrhunderte entstammen. Auch dem alten Klostergebäude, das sich bis ins 17. Jahrhundert erhalten hat, wendete Schnerich seinen Forscherblick zu; vor Allem lieferte er den Nachweis (siehe pag. 178 und 179), dass sich Kreuzgang und Kloster an der Nordseite der Kirche befanden und an dieselbe angebaut waren. Zwei Thüren führten aus der Kirche in den Kreuzgang, die eine neben dem Thurm, die andere beim Aufgange zum Chore.

An Schnerichs Arbeiten finden wir inhaltlich nichts, formell nur die mehrfach schwerfällige, holperige Sprache auszusetzen, an der sich ohne Zweifel viel feilen und glätten ließe, wodurch dann auch das Verständnis erleichtert würde. Wir wünschen dem Verfasser zu seinen sorgfältigen und eifrigen Forschungen auch für die Zukunft Glück und sehen mit Spannung und freudiger Erwartung dem zweiten Theile der Arbeit entgegen, in welchem Schnerich die Frage zu beantworten verspricht, woher die Anregungen zu den verschiedenen, sich theilweise widersprechenden Plänen, die sich am Dome zu Gurk verrathen, stammen. Professor Dr. Fr. G. Hann.

Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten. Vortrag im kärntnerischen Geschichtvereine von A. v. Jaksch, Archivar des Vereines. Klagenfurt. Verlag von Ferdinand v. Kleinmayr, 1891. 44 Seiten.

Vorliegende Broschüre, deren gekürzter Inhalt im kärntnischen Geschichtsvereine vorgetragen wurde, kommt so recht zur gelegenen Zeit, da eben die Volkszählung im Zuge ist. Nachdem der Verfasser die Nothwendigkeit der Ortsnamenforschung betont und begründet hatte, dabei auf die Mangelhaftigkeit der Namengebung in der österreichischen Specialkarte hinweisend, erörtert er die besondere Bedeutung der Ortsnamen

[1]) Unsere Urkunden im Archive des kärntischen Geschichtsvereines zeigen zwei alte Siegel von Gurk. Das eine, und zwar das ältere, das aber nur eine schematische, romanische Bauschablone zeigt, kommt zuletzt am 5. Juni 1312 vor; das neue Siegel, welches eine Seitenansicht der Kirche zeigt und zuerst 1322 21. September in unserem Archive, im Gurker Archive aber in einer Urkunde vom October 1322 zuerst vorkommt, zeigt nicht bloß den Vorbau, sondern auch die Thürme in damaliger Gestalt. Vergleicht man die Ansicht der Thürme auf diesen jüngeren Siegeln mit der gegenwärtigen Gestalt derselben, so gewahrt man, dass sie zwar ihrem Aufbaue nach der romanischen Zeit angehören, dass aber, abgesehen von den modernen Zwiebeldächern, außen sich die romanischen Details nicht erhalten haben.

Digitized by Google

als historische Quellen, indem er, dem Gange der Geschichte entsprechend, die Ortsnamen vorrömischen Ursprunges, dann die aus der römischen Culturperiode erhaltenen spärlichen Reste bespricht. Hierauf entwickelt er die Grundsätze der Ortsnamenforschung, als deren wichtigste zu gelten haben: Für jede Bezeichnung hat der Namengeber eine thatsächliche Veranlassung; bei der Erklärung der Ortsnamen ist von der ältesten Namensform auszugehen, wobei man die Art der Urkunde, ob echt oder Fälschung, Original oder Copie, wohl in Betracht zu ziehen und nur diplomatisch feststehendes Urkundenmaterial zu benützen hat. Auch die Aussteller und Verfasser der Urkunden, insbesondere in gemischtsprachigen Ländern, sind nicht ohne Einfluss auf die Namensformen geblieben. Zu den mit kritischer Sorgfalt ausgenützten urkundlichen Belegen hat in zweiter Linie die im Volke lebende Form beigezogen zu werden und endlich muss die Autopsie über manche Zweifel entscheiden. Diese Grundsätze werden vom Verfasser mit Beispielen belegt. Es folgt hierauf eine aus Förstemann und Miklosich geschöpfte Darstellung, wie die Ortsnamen im Deutschen und Slavischen gebildet werden. Für die Bildung der deutschen wird angeführt das Grundwort, das Bestimmungswort, die Ellipse, die Differenzierung. Für die slavischen Ortsnamen werden verwendet Personennamen und Appellativa. Diese sind entweder Substantiva, Adjectiva oder Composita, bestehend aus einem Substantiv in Verbindung mit einem Adjectiv oder Präposition, aber niemals (?) aus zwei Substantiven, entsprechend dem deutschen Grund- und Bestimmungswort. Auf die Ortsnamen Kärntens übergehend, berührt der Verfasser das bisher auf diesem Gebiete Geleistete und schreitet dann zur Besprechung der Veränderungen, welche die slovenischen Ortsnamen im Munde der Deutschen erlitten haben; daran reiht sich das Verhalten der Slovenen gegenüber den deutschen Namen, wobei der Verfasser den angeblichen Einfluss Hermanitzens auf die jetzige slovenische Namengebung eingehender würdigt. Weiters unterzieht er die Wandlungen der Ortsnamen sowohl in früherer als auch in gegenwärtiger Zeit der Besprechung, sie ebenfalls mit urkundlichen Beispielen belegend. Es folgen Ortsnamen, welche an alte, römische Siedelungen anknüpften, ferner solche, in denen ein ethnographisches Moment zum Ausdrucke gelangt, oder die verfassungsgeschichtliche Begriffe verwenden, endlich zwei Gattungen von Culturnamen, die den einst blühenden Weinbau und Bergbau des Landes beweisen. Die Besprechung der drei Stufen in der Entwicklung der Ortsnamenforschung, der volksthümlichen, gelehrten und wissenschaftlichen, bildet den Schluss dieser mit eben so großer Sachkenntnis als Liebe zum Gegenstande verfassten Publication. Es seien uns nach Skizzierung des Inhaltes einige Bemerkungen gestattet. Vorerst ein paar Ableitungen, mit denen wir uns nicht einverstanden erklären können. Der vom Verfasser getadelte Mappeur hat ganz richtig verstanden und geschrieben: Kasparstein, so genannt vom Kas-(Käse-)bauer, der oben haust; man braucht nur die dialektische Aussprache von Käse und Gais zu beobachten, um sich von der Richtigkeit dessen zu überzeugen Die Ableitung Gansdorf von Hansdorf (St. Johann) ist nicht ohneweiters zu verwerfen. Selbst die urkundliche Schreibung (1488) Goslingstorf, qui et Gasdorf dicitur, vermag sie nicht zu erschüttern. Wer beide Formen nicht für identisch ansieht, der wird vielmehr sagen müssen, schon 1488 waren zwei Formen: Goslingstorf (= Walddorf) und Gasdorf (= Gansdorf) mit einander im Streite und schließlich behielt Gasdorf = Gansdorf die Oberhand. Die Deutung von Gottesthal als Kačji dol = Schlangenthal ist schon alt; wir lesen sie im „Kratek slovenski zemljepis etc.“ von Peter Kozler, Wien, 1854, Seite 18; aus Kozler hat

Digitized by Google

sie auch Krek in seine Einleitung in die slavische Literaturgeschichte (1874) genommen. Köttelach ist nicht von kot = Winkel abzuleiten, sondern von kotel = Kessel; Bodenthal hat mit voda = Wasser nichts zu thun; Boden bedeutet in den deutschen und auch slovenischen Dialekten Kärntens: die Thalsohle, also ist Bodenthal eine Tautologie wie Görzberg, Kanalthal, Homberg; die Slovenen des Rosenthales sagen: v podnu im Boden und meinen damit die Thalsohle überhaupt und das Thal hinter dem „Singer" insbesondere. Wie beliebt das Wort ist, zeigen uns die Ortsnamen: Boden bei Guttaring, Boden bei Kreuzen, Oberboden bei Himmelberg, Bödendorf, Gemeinde Straßburg, Bodenhof und Bodenmühl im Gailthale, Bodenstorf bei Steindorf und Schaumboden. Wenn Miklošich und ihm folgend Jaksch sagt, zwischen dem deutschen Bärenthal und dem slovenischen Za vrhom bestehe kein Zusammenhang, so ist dies nicht richtig. Die Übergangsstelle aus dem Bärenthal nach Jauerburg heißt: Medvedji dol (dialektisch Medvedji duev) und Bärenthal ist die wortgetreue Übersetzung davon. Schmölzing, jetzt Möltschach, ist nicht vom Schmelzen der Metalle abzuleiten, sondern mit Jarnik, Etymologikon, S. 199, von smola = Wachholder und müßte slovenisch lauten: Smoličе, Local: v Smoličah, aus welch letzterem sich beide Formen leicht ableiten lassen. Krumpendorf hat mit der Wegtheilung nichts zu schaffen; slovenisch heißt es: Kriva vrba = Krumme Weide. An Stelle der Ableitung Maria Saal von Maria in solio wollen wir eine andere vortragen. Maria Saal ist slovenisch: Maria na selu = Maria in der Ansiedelung und gleicher Bildung mit Maria Zell. Es befindet sich auch in der Pfarre eine Ortschaft „na Selu", deutsch Zell benannt. Im Rosenthale befindet sich ebenfalls eine Ortschaft Selo, zu deutsch in Sala umgestaltet Diese Ableitung wird gestützt dadurch, daſs Bildungen, wie: Maria Gail, Maria Zell, Maria Rain, Maria Luschari, Maria Luggau, Maria Elend sogenannte Combinationsbildungen sind, deren zweiter Bestandtheil auf eine slovenische Bezeichnung hinweist. Die jetzige slovenische Bezeichnung Gospa sveta ist entschieden jüngeren Ursprunges. Wie sehr man bei der Deutung der Urkunden vorsichtig sein muſs, lehrt uns das Beispiel von Kočuha. Der Verfasser läst die urkundlichen Schreibungen: 1413 Goczschussen, 1430 Kotschusen, 1444 Kokuschen, 1459 Gotschussen, 1488 Gotzuschen beiseite und hält die Form von 1456 Kotschutnik für die allein deutbare. Doch dem ist nicht so. Die jetzige Form nom. sing. Kočuha, Local: v Kočusi oder Kočuši wird durch die obigen fünf Formen bestätigt und ist die allein richtige; Košatnik bedeutet aber den an dem Kočuhabach wohnenden Bauer. Die Form Kočuha ist ein interessanter Beitrag zur slavischen Wortbildungslehre und zeigt uns, daſs die Bildungssilbe uha, welche in anderen slavischen Sprachen viel häufiger ist, im Slovenischen aber selten und nur noch für Bildungen, denen eine üble Bedeutung innewohnt, üblich ist, einstens auch im Slovenischen weitere Verbreitung hatte. Kočuha bedeutet daſselbe, wie košuta = die Hirschkuh und ist nur eine andere Bildung, ähnlich wie im Russischen kozjuha, die Ziege (vergl. Miklosich, Vergleich. Grammatik der slavischen Sprachen, II. Seite 291) — Wimitz ist ein Gegendname und von vinica, die Weinbirne, abgeleitet. Der Verfasser sagt Seite 25: „Würden z. B. in Friesach noch Slovenen wohnen, so würden dieselben auf die Frage nach dem Namen des Ortes antworten: „v brezah", d. h. in den Birken, ebenso „v porekach" = in unter den Bächen, heute Pörtschach." Die Slovenen sprechen auch wirklich noch so, und zwar überall: v Breže, v Brežah (auch hört man: v Freže, v Frežah); in Pörtschach wohnen auch heutzutage noch Slovenen, und diese sprechen in der That: v Poreċah, v Poreče. Die Formen Friesach

Digitized by Google

und Pörtschach sind nicht in eine Linie zu stellen. Das letztere bezeichnet eigentlich die Bewohner. Nomin. sing. Porečanin (= ein Bewohner an dem Bache), davon nom. plur. Porečane (= die Bewohner an den Bächen), im Local: v Poreča, und aus diesem entstand der Nominativ Poreče, sowie aus Borovljanin, Borovljane, v Borovljah und daraus Borovlje entsteht, daneben aber auch Borovljane im Gebrauch ist (vergl. Miklošich, Vergleich Grammatik, III., Seite 134 und 16); folglich heißt v Porečah bei den Bach-, Fluss-, Wasseranwohnern und ist der Bildung nach ganz verschieden von Friesach (v Brežah), das „in den Birken" bedeutet. Aus Porekah (falsch v Porekah) bekommt man niemals Pörtschach, sondern höchstens Pörkach. Was den Ortsnamen Eis betrifft, so ist zu bemerken, dass die slovenische Bevölkerung des Ortes — es gibt nur zwei Deutsche dort — Led und nur Led seit jeher spricht. Wenn also der Verfasser behauptet, dass die angeblichen slovenischen Ortsnamenmacher das deutsche Eis in Led übersetzt haben, so müsste er den Beweis liefern, dass dieser Ortsname erst seit 1860 unter die slovenische Bevölkerung gekommen ist. Es ist einfach das Umgekehrte richtig. Led ist der slovenische Originalname und Eis die Übersetzung der deutschen Verwaltungssprache. Dass der urkundliche mons ferrarius das heutige Eis bedeutet, muss anders erhärtet werden, als es der Verfasser durch die bloße Behauptung thut; ferner ist zu beweisen, dass im Deutschen Eis jemals Eisen bedeutet. Endlich ist in der Nähe von Eis ein Bauer, der heißt Ledinek, von ledina, was dasselbe bedeutet wie led, nämlich terra inculta, also haben die Slovenen diese Gegenden gerodet. Doch das sind Kleinigkeiten gegen die Art und Weise, wie der Verfasser bei Besprechung des Verhaltens der Slovenen gegenüber den deutschen Ortsnamen vorgeht. Schon Jarniks für seine Zeit geradezu wunderbare Leistung wird in ihrer Tendenz missverstanden. Was hat Jarnik beabsichtigt? Er wollte aus der Benennung der Flüsse, Bäche, Berge, Orte, Gehöfte nachweisen, dass die Slovenen Kärnten in seinem ganzen heutigen Umfange und noch über die Grenzen hinaus besiedelt haben. Diese Behauptung wird seit Miklošich, Kämmel, Krones als Thatsache betrachtet und selbst vom Verfasser dieser Schrift, Seite 7, bestätigt. Jarnik war auch der erste, der die Bedeutung des Auslautes ach in den Ortsnamen Kärntens richtig erkannte („Carinthia", 1813, Nr. 44 und 45). Seite 23 sagt A. v. Jaksch: „Eine dritte Art, wie die Deutschen die slovenischen Ortsnamen übernehmen, ist die, dass sie dieselben richtig übersetzen: Borovlje mit Farchern, Breze mit Pirk." Doch abgesehen davon, dass erst zu beweisen wäre, dass Farchern etwas bedeutet, sagt Miklošich, II., Seite 102: „Der slavische Ortsname wird übersetzt. Die Übersetzung ist nicht selten unrichtig." Warum hat der Verfasser diesen letzteren Satz ausgelassen? Weil es sich daraus gezeigt hätte, dass die Namengebung seitens der Deutschen nicht immer im Volke fußte und auf natürlichem Wege entstand, sondern dass sie oft auch willkürlich war, was ja umso erklärlicher ist, wenn man weiß, dass deutsche Ortsbezeichnungen in den slovenischen Landestheilen manchmal nichts anderes sind, als bloße Kanzleinamen. Solche falsche Übersetzungen sind: Fettengupf statt Großer Gupf (Tolstivrh), Klein-Sattel statt Klein-Saß (Malo Sedlo), Köstendorf statt Walddorf (Gozdinja ves), Köstenberg statt Walddorf (Gozdanje), Hundsdorf (Podsinja ves), Maria Elend (Podgorje), Groß-Kleinberg (!) (Mala gora). Bei Besprechung von Hermanitzens Einfluss schießt der Verfasser weit über das Ziel hinaus. Angenommen, jedoch nicht zugegeben, dass dem Allem so sei, wie A. v. Jaksch behauptet, kann man doch das Vorgehen eines Einzelnen, oder

Digitized by Google

sagen wir einer Conſorteria, nicht ſofort dem ganzen ſloveniſchen Volke unterſchieben, als ob die Slovenen Kärntens vor Hermanitz, alſo vor 1860, in welchem Jahre das erſte officielle Ortsrepertorium erſchien, keine Bezeichnung für deutſche Orte gehabt hätten. Iſt es alſo ſchon an und für ſich unwahrſcheinlich, daſs ſoviele Bezeichnungen aus dem Ortsrepertorium unter das ſloveniſche Volk gekommen ſind, da ja das Volk ſich um ſolche Dinge nicht kümmert, ſo wird dies zur Gewiſsheit dadurch, daſs man einzelne deutſche Ortsnamen auch aus Zeiten vor Hermanitz belegen kann. So z. B. finden ſich in dem oben citierten zemljepis von P. Kozler 1854 unter dem Buchſtaben A folgende ſloveniſche Namen deutſcher Orte: Afritz = Zabrdce, Altenmarkt = Staritrg, Althofen Stari dvor, Amlach = Jamlje, St. Andrä, Št. Andrež, Äußere Teuchen = Dolnje Pleso u. ſ. w. durch das ganze Alphabet. Das im Jahre 1850 erſchienene Landesgeſetz- und Regierungsblatt enthält in ſeinem zweiten Stück eine Überſicht der politiſchen Eintheilung des Kronlandes Kärnten, in welcher alle Ortsnamen ohne Ausnahme zweiſprachig angeführt werden. Da finden wir alle die beanſtändeten Formen, als: Stari dvor, Sovadej, Blatograd ꝛc. ꝛc. Einzelne von dieſen laſſen ſich noch aus viel früherer Zeit nachweiſen; ſo z. B. leſen wir Stari dvor = Althofen in Jarniks Etymologikon (1832), Seite 186, ja Eberſtein = Svinec, Guttaring = Kotarče, Altenmarkt = Stari trg und das viel angefochtene Stari dvor finden ſich ſchon in Gutsmanns „deutſch-windiſchem Wörterbuch“ vom Jahre 1789: Alſo ſind ſie gewiſs nicht von Hermanitz oder Maier fabriciert, oder man nimmt an, daſs auch Jarnik und Gutsmann Vorgänger dieſer Fabricatoren waren. Nach dieſem Standpunkte hätten die Slovenen überhaupt keine eigenen Ortsnamengebung, dann wäre Unterbergen das Original und Podgora ſloveniſches Fabricat, Unterloibl die echte Form und Podljubelj ſloveniſche Copie. A. v. Jakſch ſagt auch Seite 26, daſs das Ortslexikon nur jene Namen bringen ſoll, welche das Volk wirklich gebraucht und Seite 6 appelliert er an das ſloveniſche Volk, um zu wiſſen, welche Namen daſſelbe gebraucht; Seite 29 aber wird dieſem Appell damit die Spitze abgebrochen, daſs es auch den deutſchen Oberkärntnern noch nie eingefallen iſt, Döllach und Sagritz zu überſetzen und die Aufnahme derſelben ins Ortslexikon zu verlangen. Und dies ſagt ebenderſelbe Verfaſſer, der auf Seite 23 ſelbſt angibt, daſs viele ſloveniſche Namen richtig und, wie Miklošich hinzufügt, auch unrichtig von den Deutſchen überſetzt wurden. Ob ein Ortsname in Ortslexikon gehört oder nicht, iſt gar nicht Sache der wiſſenſchaftlichen Ortsnamenforſchung, ſondern gehört in die Competenz der politiſchen Behörden. Jene hat nur zu conſtatieren, ob und welche Namen ein Volk gebraucht oder gebraucht hat, was ſie bedeuten und wie ſie abzuleiten ſind. Daher iſt manches von dem Vorgebrachten unrichtig. So geht der Verfaſſer entſchieden zu weit, wenn er behauptet, daſs ſich in Kärnten ein förmliches Conſortium gebildet haben muſs, um für einen jeden deutſchen oder deutſch klingenden Ortsnamen auch einen rein ſloveniſchen ausfindig zu machen. Ein kurzer Blick in Hermanitzens Manuſcript überzeugt uns, daſs ganze Mengen deutſche Namen unverändert wieder gegeben ſind, freilich mit ſloveniſchen Lettern. Das iſt jedoch noch nicht Neubildung von Ortsnamen. Wie weit der Verfaſſer in ſeinem Übereifer geht, ſehen wir aus dem Fall von Trögern. Auf die urkundliche Schreibung Drogarn (1514) ſich ſtützend, leitet er Trögern von draga ab, citiert dafür auch Miklošich und behauptet weiter, daſs Hermanitz aus Miſsverſtändnis Trögern in Korito überſetzt hat. Nun leben aber Leute noch genug, die vor 1860 ſchon den Namen gehört und die bezeugen, daſs er ſeit Menſchen-

Digitized by Google

gedenken nie anders gelautet hat, als Kór(i)to und daſs ſie Trögern nicht kennen, außer aus den Taufſcheinen und beim Bürgermeiſter, d. h Trögern iſt der von der Kanzleiſprache gebildete, durch Überſetzung entſtandene Name; Kór(i)to dagegen iſt der unter dem Volke nicht nur in der Gegenwart, ſondern auch in der Vergangenheit lebende, bedeutungsvolle Namen. Und die Berufung auf Miklošich II. Seite 158, iſt unrichtig, dort findet ſich nichts dergleichen. Überhaupt leitet Miklošich Trögern nirgends von draga ab, wohl aber führt er Korito dreimal an, und zwar I. S. 81, I. S. 102, II. S. 184, und ausdrücklich führt er an der zweit genannten Stelle Tröge n als Überſetzung des ſlovenischen Korito an; ebenſo citiert er es an der dritten Stelle, an welcher er nicht weniger als 27 Ortsnamen aus allen ſlaviſchen Sprachen vorführt, deren Apellativwurzel korito iſt. Ferner können wir nicht umhin, Drogarn für identiſch mit Trögern zu halten, welch' letzteres die Überſetzung von Kór(i)to iſt, ſo lautet nämlich die Dialektform jenes Ortes. Zu alledem iſt aus ſprachlichen Gründen Trögern aus draga geradezu unmöglich. Die ſlovenische Form läſst ſich ferner auch aus dem Jahre 1852 (Slovenska Bčela) und aus dem Landesgeſetzblatt 1850 (ſiehe II. Stück, Seite 21) belegen. Und trotzdem fügt A. v. Jakſch in der Anmerkung, Seite 43, die Bemerkung hinzu: „Miklošich führt auch Korito für Trögern in Kärnten an, weil er eben nicht wuſste, wann der Name Korito gemacht wurde!" Wir wollen die Sache richtig ſtellen. Hermanitz hat die Ortsnamen geſammelt und war in Verbindung mit Geiſtlichen. Er hat offenbar alle im Volke lebenden Bezeichnungen aufgenommen, deshalb iſt ſein Elaborat, abgeſehen von einigen Neubildungen, nicht zu verwerfen. Ferner ſind Schreibungen, als: Šavmboden, Bajtensfeld, Stajnbihl ꝛc. noch keine Falſificate oder auf eine Slaviſierung hinzielend, ſondern das iſt ſlovenische Orthographie. Wenn ferner Slovenen Dole für Döllach, Kotarče für Guttaring, Breže für Frieſach u. ſ. w. noch heutzutage ſprechen und auch die urkundlichen Schreibungen ihnen recht geben, warum ſollen dieſe Namen nicht im Ortsrepertorium erſcheinen? Man kann ſagen, daſs auch die Slovenen die deutſchen Ortsnamen in ihrer Weiſe verändert, das heißt, entweder den Geſetzen ihrer Sprache angepaſst (Plibrk = Bleiburg) oder überſetzt haben (Sveta Kri = Heiligenblut). In der Darſtellung iſt uns folgender Satz, Seite 21, aufgefallen: „Es iſt ein ganz natürlicher Vorgang, daſs ein Volk mit niederer Cultur in dem mit einer höher begabten allmählich aufgeht." Die zahlreichen Druckfehler in den ſlovenischen Namen ſind in einer wiſſenſchaftlichen Arbeit ſtörend. Warum hat auch der Verfaſſer das in dem längſt veralteten Bohorič-Alphabet verfaſste Wörterbuch Murkos zu Rathe gezogen? Es ſtehen ja neuere Wörterbücher von Janežič, Janežič-Kleinmayr, Janežič-Bartel und Wolf zur Verfügung. Mit Ausnahme jener Ausführungen, welche mehr politiſchen als wiſſenſchaftlichen Zwecken dienen ſollen, müſſen wir dieſen Vortrag allen Freunden der Folklore auf das wärmſte empfehlen.

J. Scheinigg.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

81. Jahrgang.

Nr. 4.

Klagenfurt 1891.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Alte Geschichte Kärntens. Römerzeit. Von Karl Baron Hauser . . . 101
Die Kirche zu Gerlamoos und ihre Wandmalereien. Von Professor Dr. Fr. G. Hann 111
Kinderreime und Kinderspiele. Gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und um Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf. (Fortsetzung.) 121

Literaturberichte:

Die Länder Österreich-Ungarns in Wort und Bild. VI. Band. Das Herzogthum Kärnten. Geschildert von Dr. Otto Steinwender. Besprochen von R. Waizer 131
Die Einführung des Johanniter-Ordens in Kärnten und dessen Commende und Pfarre Pulst. Von August von Jaksch. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann 131
Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt . . nebst einem Anhange: Das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. 2 Bände. Besprochen von R. Waizer 133
Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales. Von R. Dürnwirth. Besprochen von Professor Dr. Fr. G. Hann . 135
Die Literatur über das kärntische Bauernhaus. Besprochen von Karl Baron Hauser 138

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 4. Einundachtzigster Jahrgang. 1891.

Alte Geschichte Kärntens.

Von Karl Baron Hauser.

Römerzeit.

Es wäre fürwahr ein schwieriges Unternehmen, wollte jemand die Geschichte Kärntens unter den Habsburgern bis zum Tode der Kaiserin Maria Theresia, d. i. einen Zeitraum von nahezu fünfthalb Jahrhunderten, in dem Rahmen weniger Blätter schildern. Nicht die großen und wichtigen Ereignisse allein wären es, die man kaum übersichtlich zusammenfassen könnte; noch weniger vermöchte man eine culturhistorische Skizze dieses langen Zeitraumes zu geben, dessen Anfang und Ende so grundverschieden von einander waren, dass sich kaum irgend etwas gleich geblieben ist. Sprache, Sitte, Lebensweise, religiöse Begriffe, Gesetzgebung und Verwaltung haben sich in diesem Zeitraume wesentlich verändert, der Ideenkreis der Menschen wurde ein völlig anderer. Ähnliche Schwierigkeiten bieten sich demjenigen dar, welcher die Geschichte Kärntens in der Römerzeit in Kürze schildern will. Es ist dies ein Zeitraum von einem halben Jahrtausend, in welchem sich die wichtigsten Weltereignisse zusammendrängen, die Zeit des römischen Kaiserreiches von den ersten Cäsaren bis zum Ende der Völkerwanderung, eine Zeit welterschütternder Kriege, in welcher zugleich das Christenthum und das römische Recht das ganze geistige, politische und gesellige Leben der Menschheit umgestaltet haben. Gleichwohl wird dies nicht zum ersten Male versucht, obwohl fast alle geschichtlichen Nachrichten über Kärnten aus jener Zeit fehlen und es schwieriger erscheint, verlässliche Nachrichten zu finden, als sie zusammenhängend darzustellen. Es lässt sich eben nicht viel sagen. Kärnten ist ein

Digitized by Google

zu kleines Land und liegt zwischen hohen Bergen zu sehr abgeschlossen, um auf die Welterereignisse von Einfluss zu sein. Dieser Umstand drängt sich sofort auf, wenn wir den Beginn der Habsburgerzeit und jenen der Römerzeit in Kärnten vergleichend nebeneinander stellen. Als Kaiser Rudolf von Habsburg nach der Schlacht am Marchfelde 1278 Österreich mit seinen damaligen Nebenländern seiner Dynastie erwarb, überließ er das minder wichtige Kärnten seinem Freunde und Waffengenossen Mainhard von Tirol, und erst 58 Jahre später, 1336, kam dieses Land bleibend an Österreich; ebenso überließen die Römer, als sie im Jahre 13 vor Christo die Alpenländer bis zur Donau dem römischen Reiche mit Waffengewalt erwarben, Noricum, wozu das heutige Kärnten gehörte, unter einheimischen Königen fortbestehen, bis es ungefähr ein halbes Jahrhundert später erst durch Kaiser Claudius zur römischen Provinz gemacht wurde. Dieses Land hatte damals für die römische Machtentwicklung keinen besonderen Werth. Die Römer kannten das Land schon, es war tributpflichtig und mußte Hilfstruppen stellen. Die Einwohner, ein Mischvolk aus den Ureinwohnern der Hallstätter Zeit und den Kelten, betrieben vornehmlich Viehzucht und standen seit Jahren mit den Römern auf freundschaftlichem Fuße, sie kamen aus ihren Bergen herab nach Aquileja und brachten Landesproducte und Sclaven zu Markte. Römische Kaufleute aber wohnten in den beiden Städten des Landes Virunum und Teurnia, in ersterer des Eisenhandels wegen, in letzterer vielleicht der Goldproduction wegen, welche jedoch nicht sehr ausgiebig gewesen sein kann.[1]) Dazu breitete sich ein Netz von Verkehrswegen schon damals über das ganze Land aus. Die Hauptverkehrsstraße über Pontafel nach Virunum kannten die Römer seit dem unglücklichen Feldzuge des Consuls Papirius Carbo gegen die Cimbern, als sie im Jahre 113 vor Christo auf kürzesten Wegen nach Noreja in der Gegend des heutigen Neumarkt zogen, um die auf Umwegen eben dahingelangenden Cimbern zu überfallen, wobei sie jedoch eine gänzliche Niederlage erlitten. Einen anderen Alpenübergang über den Pleckenpass hatte schon Julius Cäsar und später Kaiser Augustus für Truppendurchmärsche nach Rätien (Tirol) herstellen lassen. Außerdem finden sich noch kreuz und quer durch das ganze Land Spuren alter Straßen, welche aus ältester Zeit stammen müssen, da in der Nähe derselben Gräber und verschiedene Gegenstände aus der Hallstätter Zeit gefunden werden. Es ist sogar sehr

[1]) Die reiche Goldgrube, von welcher Strabo (Geographie IV) erzählt, war in der Gegend von Aquileja.

Digitized by Google

wahrscheinlich, dass römische Sprache und römisches Geld schon lange vor dem Jahre der Besitzergreifung in Noricum gang und gäbe waren; es genügte, wie Mommsen (Römische Geschichte V. pag. 180) sagt, für die Umwandlung dieses Königreiches in eine römische Provinz wahrscheinlich die bloße Ankündigung. Die Römer ließen die hergebrachten Zustände fortbestehen, bis der große und gefährliche Krieg im benachbarten Pannonien unter Kaiser Tiberius die Nothwendigkeit herausstellte, sowohl die Steuerschraube schärfer anzuziehen, als auch die Hilfsmittel des Landes nachhaltiger auszunützen.

Unter Kaiser Claudius, etwa 50 Jahre nach Christo, wurde Noricum nach italienischer Gemeindeverfassung organisirt. Die Städte Virunum und Teurnia erhielten sogenannte Municipalverfassungen mit selbstgewählten Gemeindevorständen, womit die Zutheilung eines größeren Bezirkes als Stadtgebiet verbunden war, dessen Bewohner als unterthänige Insassen den Stadtbehörden unterstanden. Wie groß diese Gebiete gewesen sind, ist nicht mehr nachzuweisen, doch ist anzunehmen, dass die beiden Städte Virunum und Teurnia nahezu das ganze heutige Kärnten als Stadtgebiete zugetheilt erhielten. Bei dieser Einrichtung übernahmen die städtischen Behörden außer ihrem Municipalamte zugleich wichtige Functionen im Dienste des Staates: sie stellten die Rekruten der Dörfer (vici) zur Aushebung, übernahmen die Sorge für Einquartirung und Verpflegung von Beamten und Soldaten, den Transport von Pferden und Proviantvorräthen, den Bau und die Unterhaltung von öffentlichen Wegen, in den Provinzen aber namentlich die Einhebung der Steuern (tributa) und Naturalabgaben (annona), bei welcher sie für jeden Ausfall mit ihrem eigenen Vermögen hafteten. (Marquardt, Römische Staatsverwaltung I., Seite 14). Dass solche Städte, denen sozusagen die Herrschaft ganzer Ländergebiete eingeräumt war, bei einigermaßen günstiger Lage sich eines raschen Aufschwunges erfreuten, lässt sich leicht begreifen. Weniger günstig waren aber die zugetheilten Landbewohner gestellt, umsomehr als sämmtlicher Grund und Boden in den Provinzen römisches Eigenthum wurde und die Einwohner nur Nutznießer blieben, welche jederzeit aus demselben entfernt werden konnten. Inwieferne dieses Grundeigenthum in Kärnten an ausgediente römische Soldaten (veterani) oder andere verschenkt wurde, wissen wir nicht. Die römischen Inschriftsteine, die wir oft hoch auf den Bergabhängen und in abgelegenen Thälern finden, deuten aber nicht auf römische Ansiedlungen hin, von welchen wir fast nur in der Umgebung

Digitized by Google

von Städten und höchstens an Straßen noch Spuren finden, sondern vielmehr auf römische Grundbesitzer oder Pächter, denen die Eingebornen als coloni (Arbeiter) gegenüberstanden. Die römischen Provinzial-Einrichtungen hatten nur die Bedeutung der möglichsten Nutzbarmachung für den Staat; das Wohl und Weh der Provinzialbevölkerung kam dabei gar nicht in Betracht, während der Entwicklung und Erhaltung der materiellen Zustände des Landes eine wichtige Rücksicht zugewendet wurde. Wenn daher Bodencultur und Verkehr einen großen und nicht zu leugnenden Aufschwung nahmen, so wurde die einheimische Bevölkerung entnationalisirt und verkümmerte. Daſs solche Zustände nicht immer und allenthalben ohne Widerstand eingeführt werden konnten, läſst sich mit Sicherheit annehmen, und schon Anker shofen in seiner Geschichte Kärntens deutet darauf hin; allein da solche rein locale Unruhen auf die Weltereignisse des großen Reiches natürlich nicht den geringsten Einfluſs nahmen, so wird ihrer nirgends gedacht. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht, daſs die Einwohner verkümmerten, finden wir in dem Zeugnisse des Dio Cassius (Römische Geschichte 49, 36), welcher von den Eingebornen des benachbarten städtereichen und wohlhabenden Pannonien im 3. Jahrhunderte nach Christo sagt: „Sie führen das kümmerlichste Leben von der Welt, da sie weder guten Boden, noch günstiges Klima haben und kein Öl, keinen Wein, oder nur sehr wenig und von geringer Güte bauen, weil den größten Theil des Jahres die grimmigste Kälte bei ihnen herrscht. Gerste und Hirse ist ihnen Speise zugleich und Getränk; dagegen sind sie das tapferste Volk, das wir kennen. Sie sind sehr jähzornig und mordsüchtig, da das Leben ihnen überhaupt nicht viel Reize bietet. Dies habe ich nicht blos vom Lesen und Hörensagen, sondern aus eigener Erfahrung, da ich ihr Statthalter gewesen bin."

In diesem Zustande der Verwilderung blieb die einheimische Bevölkerung bis zu Ende der Römerherrschaft. Theodorich der Große schrieb noch zu Ende des 5. Jahrhunderts an die Bewohner der gothischen Provinz Savia, wozu wahrscheinlich auch das untere Drauthal Kärntens gehörte, Folgendes: „Legt die Waffen ab, da Ihr keine Feinde habt — wozu hat der Mensch die Zunge, wenn er gleich mit bewaffneter Hand drein schlägt." (Cassiod. Var. III. 24.) Und an einer anderen Stelle: „Wir haben den Fridilad über Euch gesetzt, damit er die Viehdiebe bestrafe, die Mörder zähme, die Räuber züchtige; damit er Euch lasterhafte Frevler zu ruhigen Leuten mache." (Cassiod. Var. IV. 49.)

Digitized by Google

In den Städten und an den großen Verkehrswegen bildete sich hingegen eine Art Halbrömerthum heraus. Diese Halbrömer nannten sich Provinzialen. Sie sprachen römisch, vielleicht zuweilen kaum verständlich, ahmten römische Sitte und Lebensweise nach, aber auch römische Unsitte und Anmaßung. In Kleidung und Einrichtung wichen diese Provinzialen wesentlich von den eigentlichen Römern ab, wie dies namentlich auf den Reliefbildern in Stein, die noch vorhanden sind, zu ersehen ist. Zumal die Tracht der Frauen und Mädchen war anders als in Rom und das Kleingewerbe, der Bronzeschmuck, die Fibeln (Gewandnadeln) trug ein halb barbarisches Gepräge, einen Anklang an die La Tène-Formen der Gallier und Kelten. Diese Halbrömer waren es, welche in Städten und an hervorragenden Stellen im Lande den fremden Göttern Tempel bauten und opferten und den römischen Kaisern Weihesteine errichteten. In die Berge kamen diese Leute nur als Steuereintreiber, Pächter oder Sclavenhälter oder als Soldatenpresser. Manche dieser Provinzialen waren auch Einheimische, die nach langjährigen Kriegsdiensten in der Fremde als Invaliden, oft wohl auch als römische Bürger, in die Heimat zurückkehrten, um im Vaterhause zu sterben. Sie setzten dann, manchmal noch bei Lebzeiten, ihrem eigenen Andenken sowie auch dem ihrer Angehörigen Votivsteine, oft mit incorrecten Inschriften.

Militärische Vorkehrungen sind aus dieser Zeit im Gebiete des heutigen Kärnten nicht bekannt, weder Festungsbauten, noch Legionsstationen. Das Land war von keiner Seite von auswärtigen Feinden bedroht, auch ist dessen Lage zu keiner Zeit von irgend welcher militärischen Bedeutung gewesen. Dies zeigte sich recht offenbar, als in dem Thronstreite nach des Kaisers Nero Tode die beiden Prätendenten Otto und Vitellius im Jahre 69 nach Christo sich zum Entscheidungskampfe rüsteten. Der damalige Procurator (Statthalter) von Noricum, Namens Petronius Urbicus, entschied sich für Otto, sammelte Truppen im Lande, brach die Brücken über die Flüsse ab und verrammelte die Alpenpässe, um dem von Westen herrückenden Feldherrn des Vitellius, Cäcinna, den Weg nach Italien zu versperren. Allein Cäcinna rückte unbeirrt über Helvetien nach Oberitalien und schlug die Entscheidungsschlacht in der Nähe von Cremona. Wenige Monate später wurde abermals die junge Mannschaft Noricums aufgeboten, um unter dem Befehle des Sextilius Felix den Innfluss gegen die Anhänger des Vitellius zu besetzen, als nämlich der spätere Kaiser Vespasian aus dem Orient heranrückte. Auch damals fiel die Entscheidung bei

Digitized by Google

Cremona. Wo nun damals der Amtssitz des römischen Procurators von Noricum gewesen, läßt sich nicht ermitteln, allein ein Marmorbalken mit der Inschrift: VS · VRBICVS · PROC · AVGVST, welcher vor einigen Jahren in der Nähe der Ruinen des Schlosses Kreug gefunden wurde, läßt vermuthen, daß dieser Procurator seine Wohnung oder doch seinen Amtssitz in der Nähe von Virunum hatte.

In dem nächstfolgenden Jahrhundert von 70 bis 166 nach Christo, d. i. in den Regierungsjahren der Kaiser Vespasian bis Marc-Aurel, wurde Noricum und insbesondere Kärnten von äußeren Feinden nicht beunruhigt. Die Entwicklung der bisher geschilderten inneren Zustände konnte sich ungehindert vollziehen. Wir besitzen äußerst wenig Reminiscenzen aus jener Zeit. Eine Münze, ein Kupferserterz, im k. k. Münzcabinete zu Wien mit der Aufschrift: „**Adventus Augusti Norici**“ aus dem Jahre 128 nach Christo bezieht sich auf eine Reise des Kaisers Hadrian durch Noricum. Außerdem haben wir einige Inschriftsteine aus jener Zeit, von welchen namentlich einer (Momms. 4784 und 4785) „**Herculi et Eponæ pro salute Imperatoris Antonini pii felicis**“ zu erwähnen ist. Es sind dies Erinnerungen friedlicher Zeiten, wie in unseren Tagen, wenn das Geburtsfest oder eine Reise, die Wiedergenesung oder ein frohes Familienereignis der allerhöchsten Person des Kaisers oft wochenlang in allen Provinzialblättern durch lange Artikel gefeiert wird.

Diese in gewisser Hinsicht glückliche Zeit wurde in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts durch den Markomannen-Krieg, welcher 15 Jahre dauerte und für Noricum von schwerwiegenden Folgen wurde, in blutigster Weise abgeschlossen. Der Krieg begann mit verheerenden Einfällen barbarischer Völkerschaften längst der ganzen Donaulinie von Pannonien, d. i. Steiermark und Krain, bis Aquileja und später auch westlich den Inn und die Salza aufwärts über die Alpen bis nach Italien. Dieser letztere Einfall mußte auch Oberkärnten betroffen haben, wie denn auch Noricum und Rätien (Tirol) in den nächstfolgenden Jahrhunderten von dieser Seite wiederholten Einfällen der Markomannen, Juthungen und Alemannen ausgesetzt waren. Das heutige Unterkärnten mit der Römerstadt Virunum scheint allen Nachrichten zufolge damals nicht vom Feinde betreten worden zu sein; allein Kriegsrüstungen, Steuern, Naturalleistungen, Durchmärsche und Drangsale aller Art, welche ein naher Krieg herbeizuführen pflegt, konnten demselben nicht erspart bleiben und hinterließen bleibende Folgen im Lande.

Digitized by Google

Im Jahre 1880 wurde in einem alten Steinbruche bei Tentschach, welcher deutliche Spuren trägt, dass er zur Römerzeit benützt wurde, unter den Wurzeln eines Baumes ein Topf mit Silber- und etlichen Goldmünzen gefunden. Jene davon, welche der kärntnerische Geschichtsverein erwerben konnte, sind sämmtlich aus der Zeit der Kaiser Vespasian bis Antonin, also aus jener Friedensperiode unmittelbar vor dem Kriege und es liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, dass die Schrecken und Gefahren des nahen Krieges Ursache waren, dass dieser Schatz vergraben wurde.

In Oberkärnten wurden wahrscheinlich damals zur Sicherung des Landes, sowie längs des Donauufers, jene Castelle gebaut, welche später Engipius in seiner Lebensbeschreibung des heil. Severin zu Ende des 5. Jahrhunderts erwähnt. Spuren solcher Römercastelle finden sich in St. Peter im Holz, der damaligen Stadt Teurnia, und in St. Martin bei Villach, dem einstigen Santicum. Einige Reste eiserner Rüstungsstücke und Waffen, welche in der Nähe von St. Peter im Holz gefunden wurden und im Museum des Geschichtsvereines zu Klagenfurt aufbewahrt werden, sind vermöge ihres ausgesprochenen **La Tène**-Charakters vielleicht Zeugen jener blutigen Einfälle und Kämpfe des Markomannenkrieges. Kaiser Marc-Aurel errichtete damals aus norischen Landeskindern eine neue Legion, die II. italische, welche bis zu Ende der Römerherrschaft als Garnison in Noricum u. zw. in Lauriacum (Lorch) verblieb und eine säugende Wölfin als Legionszeichen hatte, ein Wahrzeichen, dessen Abbildung sich auf einem Steinrelief an der Außenseite der Kirche zu Maria Saal befindet. Eine wichtige, heute noch nachweisbare Maßregel als Folge des Markomannen Krieges war die Herstellung der Römerstraßen unter Marc-Aurel und den nächstfolgenden Kaisern: Septimius Severus, Caracalla und Macrinus, deren Namen wir auf römischen Meilensteinen finden. Die meisten der Römerstraßen Kärntens bestanden gewiss schon früher, aber es handelte sich um Herstellungen oder Ergänzungen, wo es die neue Lage der Dinge erheischte.

Wir besitzen ein römisches Reisehandbuch aus der Zeit des Kaisers Caracalla (211 bis 217 n. Chr.), das **„Itinerarium Antonini"**, in welchem zwei Straßen auf dem Boden Kärntens verzeichnet sind, nämlich die Pleckenstraße und die Straße von Aquileja über Virunum nach Ovilavis (Wels). Dies waren damals die einzigen Haupt- oder Postlinien in Kärnten, die Nebenlinien waren nicht verzeichnet. Auffallend

Digitized by Google

ist, dass gerade auf diesen Nebenlinien die meisten der bisher bekannten Meilenzeiger der genannten späteren Kaiser gefunden worden sind. Auf der Pleckenstraße wurde überhaupt kein Meilenzeiger gefunden und auf der Poststraße Aquileja—Ovilavis allerdings drei, allein an solchen Stellen, wo es fraglich ist, ob nicht gerade an diesen Stellen, namentlich in Krumpendorf und Treibach, eine Straßenumlegung stattgefunden hat. Zwei Nebenlinien aber, auf welchen Meilenzeiger der genannten Kaiser standen, nämlich die Linie Virunum-Iuvavo (Salzburg) und die Linie Virunum-Celeja (Cilli) wurden später in die Zahl der Poststraßen aufgenommen, wie aus der Tabula-Peutingeriana, einer römischen Straßenkarte aus dem 4. Jahrhundert, zu ersehen ist. Ein Meilenstein des Kaisers Septimius Severus stand auf der Taferner Alpe, also auf einer Nebenstraße, welche von Teurnia nach Salzburg führte. Es ist daher anzunehmen, dass damals mehrere Straßenänderungen vorgenommen worden sind, wodurch insbesondere die Communicationen nach Salzburg und Pannonien verbessert und vervollständigt wurden.

Virunum war von da an der Knotenpunkt eines ausgebreiteten Straßennetzes. Vier Hauptstraßen giengen nach Aquileja, Cilli, Salzburg und Wels. Außerdem führte eine Straße über den Loiblberg nach Laibach (Ämona), eine andere zu den Eisengruben in Hüttenberg, eine dritte über St. Veit nach Teurnia, und eine vierte über St. Paul ins Lavauttthal. Von Teurnia aber giengen vier Straßen aus, eine über Paternion nach Villach, eine über Saxenburg nach Lienz, und zwei, nämlich eine über den Koruanern und eine über die Taferneralpe nach Salzburg. Von allen diesen Straßenzügen zweigten sich wieder Seitenwege oder Saumpfade nach den verschiedensten Richtungen ab.

In solcher Weise musste der Verkehr Virunums einen raschen Aufschwung nehmen. Die Besatzungen der Donau-Castelle erheischten allerlei Zufuhren und Verstärkungen, auch standen sie in fortwährenden Beziehungen mit der Hauptstadt. In Virunum hatte ein kaiserlicher Postmeister (**præfectus vehiculorum**) seinen Sitz. Auf einem in die Außenwand der Maria Saaler Kirche eingelassenen Reliefstein ist ein römischer Postwagen (**biga**) verewigt. Ferner wohnten hier viele kaiserliche Steuerbeamte, die Aufseher und Pächter der Eisengruben und Eisenwerke. Der Handel mit Aquileja, der Vertrieb der Landesproducte bedingte außerdem die Anwesenheit von Kaufleuten, Pächtern, Unternehmern. Der Veteranenverein, welcher inschriftlich hier seinen Sitz hatte, die

Digitized by Google

Gemeindevorstehung und andere Körperschaften bildeten die, wenn auch nicht vornehme, doch gewiss mitunter recht wohlhabende Gesellschaft dieser im Verhältnis zu anderen römischen Städten vielleicht unbedeutenden Provinzialhauptstadt. Diesem Charakter entsprach auch der bauliche Zustand der Stadt. Ihr Umfang war eben nicht klein, allein sie war ohne Mauern und Thore, ohne größere öffentliche Gebäude, meist nur aus kleinen wohnlich eingerichteten Privathäusern bestehend. Die bisher geführten Ausgrabungen sind viel zu wenig umfangreich und gründlich geführt worden, um ein auch nur halbwegs verlässliches Bild der einstigen Römerstadt geben zu können.

Noch viel unbedeutender als Virunum war Teurnia schon deshalb, weil Festungsmauern das Innere der Stadt beengten. Spuren römischer Wohnhäuser haben sich sonst bisher nur in Straßenstationen und zwar nachweislich nur bei Villach, Paternion, Saifnitz, Globasnitz und Stammersdorf gefunden. In Mühldorf bei Sachsenburg wurde der Grundriss eines großen heizbaren Raumes, vielleicht einer Gaststube, aufgedeckt. Auf dem Sternberge und in Althofen stehen Reste römischer Straßenthürme. Auf dem St. Danielsberge, in Tiffen, in Hohenstein, auf dem Lamprechtskogels nächst Waisenberg, in Jaunstein, auf dem Reisberg im Lavantthale und in St. Urban ob Glanegg sind vermuthlich Heidentempel gestanden.

Wenn nun nach dem großen Markomannen Kriege Handel und Wandel in Kärnten einen lebhafteren Aufschwung nahmen, so blieben anderseits auch die schlimmen Folgen langwieriger und schwerer Kriege dem Lande nicht erspart, nämlich die Bedrückung durch habsüchtige und gewissenlose Beamte oder Lieferanten, die Entwertung des Geldes und die Erhöhung der Steuern. Dio Cassius, ein römischer Geschichtsschreiber, welcher in dieser Zeit lebte, erzählt von einem gewissen Pollenius Sebennus, welcher unter Kaiser Septimius Severus von dem Consul Sabinus strafweise an die Noriker, die er als Statthalter bedrückt hatte, ausgeliefert wurde. „Wir sahen ihn" sagt Dio, „jämmerlich flehend am Boden liegen und er wäre elendiglich ums Leben gekommen, wenn ihm sein Oheim Aspax nicht Begnadigung ausgewirkt hätte".

Was die Geldentwertung betrifft, so sagt Marquardt in seinem Werke über die römische Staatsverwaltung (1876 II. Band Seite 27) Folgendes: „Der Denar conservirte bis auf Nero sein Gewicht auf $^1/_{84}$ Pfund sowie seinen Feingehalt; unter Nero wurde er aber auf $^1/_{96}$ Pfund

Digitized by Google

oder $^1/_8$ Unze d. h. 3·41 Gr. herabgesetzt und gleichzeitig begann man ihn mit Kupfer zu legiren. Nachdem aber einmal die Reinheit des Silbergehaltes alterirt war, nahm die Verschlechterung desselben in dem Maße zu, dass unter Trajan der Kupferzusatz auf 20%. unter Septimius Severus auf 50—60% stieg, der Denar also unter die Hälfte seines früheren Wertes sank."

Dio Cassius (77, 14) sagt, dass die Silbermünzen unter Caracalla übersilbertes Blei, die Goldmünzen übergoldetes Erz waren.

Die Ursache der gänzlichen Entwertung der Silbermünze war, wie Mommsen bemerkt, zwar der Hauptsache nach der kaiserlichen Verwaltung, demnächst aber auch der Betrügerei der Münzbeamten zuzuschreiben, welche das Geschäft der Prägung zu ihrem eigenen Vortheile ausbeuteten. Denn als Aurelian diesem Unfuge ein Ende zu machen nöthig fand, erregten die Münzbeamten einen Aufstand, bei dessen Unterdrückung 7000 Menschen ums Leben kamen. Die Wirkung der Münzverschlechterung aber offenbarte sich bald in dem Umstande, dass etwa seit Elagabal die Abgaben in Gold gezahlt werden mussten, der Staat also die Annahme der von ihm selbst ausgegebenen Silbermünze verweigerte, d. h. sich selbst eines betrügerischen Bankerots schuldig erklärte. Erst Kaiser Diocletian am Schlusse des Jahrhunderts schuf bleibende Abhilfe.

Die schlimmste Wirkung des Krieges aber war die Allgewalt, welche die Legionen im Reiche erhielten. Sie riefen ihre Feldherrn zu Kaisern aus und entledigten sich derselben, sobald sie ihnen missliebig wurden, wieder durch Mord. Die Kaiser geriethen dadurch in völlige Abhängigkeit von den Legionären. Septimius Severus, welcher in solcher Weise zum Throne gelangt war, gab seinen Söhnen sterbend folgenden Rath: „Vertraget euch mit einander, bereichert die Soldaten und fragt weiter Niemand."

Unter den römischen Inschriftsteinen, welche in Kärnten so häufig gefunden werden, sind jene, welche das Andenken von Soldaten, zumal der II. italischen Legion, verewigen, sehr zahlreich, ein Beweis, dass ausgediente Soldaten zu der bemittelteren Classe der Bevölkerung gehörten und in der Lage waren, sich steinerne Denkmale setzen zu lassen.

Caracalla, des Septimius Severus Sohn und Nachfolger, huldigte den Soldaten noch mehr als sein Vater. Er äußerte oft: „Niemand darf Geld haben außer ich, dass ich es den Soldaten geben kann." Er ließ sogar Amphitheater und Rennbahnen neben den Feldlagern errichten. Aber

Digitized by Google

es genügten auch die bisherigen Steuereinnahmen nicht mehr, sie wurden fast alle erhöht, ja sogar verdoppelt. Um das Erträgnis der Erbsteuer, welche nur römische Bürger traf, zu erhöhen, verlieh er allen Bewohnern des Reiches das römische Bürgerrecht, wodurch allerdings die Provinzialen ein lang ersehntes Recht erhielten. Schließlich wurde auch er, trotz aller seiner Begünstigung der Soldaten, von einem derselben im Lager ermordet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche zu Gerlamoos und ihre Wandmalereien.

Von Professor Dr. Fr. G. Hann.

Eine halbe Stunde von Steinfeld (bei Greifenburg im oberen Drauthale) erhebt sich auf einer malerischen Anhöhe der nördlichen Thalsohle des Hauptthales die Kirche von Gerlamoos. Ihr zu Füßen in sumpfiger Niederung breitet sich eine uralte deutsche Ansiedlung gleichen Namens aus. Wir stehen hier auf historischem Boden. Gerlamoos erscheint als **palus Gerlinde**, d. h. als Niederlassung im Sumpfe, begründet von einer Deutschen mit Namen Gerlinde, schon zwischen 1065 bis 1075 urkundlich. Zu dieser Zeit nämlich schenkte ein Freier, Tagini, ein Gut zu Sirnitz dem Bisthume Brixen. Die Urkunde darüber ist beim Moose der Gerlinde ausgestellt (**Actum ad paludem Gerlinde**).[1] Diese Niederlassung von Gerlamoos hatte überhaupt als Grenze zwischen den Pfarrgebieten, in denen der Freisinger Bischof das Patronats- und Präsentationsrecht ausübte, und dem unmittelbaren Salzburger Kirchengebiete eine gewisse Bedeutung. Die uralten Pfarreien von St. Peter im Holze, St. Michael in Pusarnitz und St. Martin in Obervellach, die schon um das Jahr 1062 erwähnt werden, waren nämlich im oberen Drauthale theilweise durch Gerlindamoos abgegrenzt. Der **palus Gerlinde** schied also jene Kirchengebiete, in denen der Freisinger Bischof den Zehentbezug beanspruchte und die Patronats- und Präsentationsrechte hatte, von dem unmittelbaren salzburgischen Kirchenantheile.[2]

Unmittelbar neben dieser alten deutschen Colonie wohnten einst Slaven, wie dies heute noch der Ort Flattach in nächster Nachbarschaft

[1] **Redlich, Acta Tirolensia, I., pag. 76, Nr. 212, ad 1065 bis 1075.**

[2] **Ankershofen, Geschichte Kärntens, II., pag. 936 bis 937, siehe auch dort im Anhange die aus Meichelbeck, Historia Frising, I., 1, pag. 273, entnommene Urkunde, welche das Gesagte enthält. Die genannten Pfarreien wurden im Streite zwischen Erzbischof Gebhard und dem Freisinger Bischof Ellenhard wegen des Zehentbezuges durch den Freisinger Kirchenvogt vertreten.**

Digitized by Google

von Gerlamoos bezeugt. Wenn auch in den Urkunden aus dem 11. Jahrhunderte noch keine Kirche von Gerlamoos genannt wird, so ist doch auch das Gotteshaus dieser Colonie sehr alt, denn es entstand, dies sehen wir noch heute an der Kirche zu Gerlamoos, in der romanischen Zeit, also mindestens im 13. Jahrhunderte.

Die Kirche von Gerlamoos zeigt nämlich noch heute die uralte Form der einschiffigen Basilika mit oblongem Schiffe und flacher Decke, wie sie sich in Kärnten (ich erinnere nur an die Kirchen von Obergottesfeld und das Magdalena-Kirchlein am Lurnfelde im benachbarten Gebiete) noch als ursprüngliche Form des christlichen Gotteshauses mehrfach erhalten hat. Auch die runde romanische Apsis läßt sich in Gerlamoos noch deutlich erkennen, denn sie ist in den Steinlagen am Boden (also im Fundamente) noch sichtbar und erhalten. [1]) Ja, was besonders merkwürdig ist, das Portal an der Südseite der Kirche zeigt noch die romanische Abstufung, es fehlen nur die romanischen Theilungssäulchen, welche das Portal gliederten. Der Thurm, im unteren Theile viereckig und von einem spitzigen Helme gekrönt, ist noch heute von Holz. Im spätesten Mittelalter aber, jedenfalls nicht vor der Mitte des 15. Jahrhundertes (nach dem Baucharakter zu schließen), wurde die romanische Apsis in einen gothischen Chor umgewandelt und auch an der Westseite ein spätgothisches Portal angebracht. Dieser gothische Chor ist, wie in Kärnten gewöhnlich, durch fünf Seiten aus dem Achtecke geschlossen. Sechs Dienste, welche ohne Unterbrechung in die Rippen des Gewölbes übergehen, gliedern den Raum. Sie tragen eine Art von Netzgewölbe, und zwar so, daſs die Rippen, die durchaus mehr decorativ als constructiv sind, in einen medaillonförmigen Schlussstein zusammenlaufen, der vielleicht unter der Tünche ein Wappen birgt. An den Rippen sind krabbenartige Knöpfe angebracht. Die Gewölbe bilden spitzbogige Traveen; die zwickelartigen Felder zwischen diesen werden durch secundäre Rippen getheilt, welche in lilienförmige Dreiblätter nach oben auslaufen und enden. An die Nordseite des Chores stoßt die Sacristei an. In diese führt eine gothische Thüre mit geradem Thürsturze, welche durch eine freilich sehr einfache und dürftige Renaissance-Umrahmung eingefasst ist. Der Hochaltar zeigt den Barockstil und ein modernes Altarbild, welches den Ritter Georg, den Patron

[1]) Der Chor öffnet sich im runden Triumphbogen gegen das Schiff. Die Fenster des Chores sind spitzbogig. Wo im Schiffe der Kirche die Malereien sind, dort fehlen die Fenster.

Digitized by Google

der Kirche, darstellt. So zeigt dieses kleine Gotteshaus alle Stilarten vom Holzbaue bis zur Barocke und ist schon darum erwähnenswert. Durch die reichen Wandmalereien aber, welche circa 400 Jahre alt sind und sich im Schiffe der Kirche befinden, wo sie den ganzen oberen Theil der Nordwand einnehmen, gehört Gerlamoos zu den archäologisch und kunstgeschichtlich bedeutendsten Gotteshäusern Kärntens. Da diese denkwürdigen Wandmalereien in kunsthistorischen Kreisen noch fast gänzlich unbekannt sind und eine Beschreibung derselben bisher nie gegeben wurde, so folgt hier zum erstenmale ein ausführlicher Bericht namentlich über die hochinteressante obere Bildreihe im Innern der Kirche. [1])

Die obere Reihe enthält Darstellungen aus der Legende des heiligen Georg, welche großtheils dem Martyrium desselben entnommen sind. Dieser Heilige genoss bekanntlich im Mittelalter die höchste Verehrung. Ist er doch der Patron aller Ritter, der Vorkämpfer der christlichen Streiter. Sein Name wurde in der Schlacht angerufen, sein Bild auf der Fahne angebracht, die man dem Heere voraustrug, und auch der Ritterschlag geschah im Namen des heiligen Georg. [2])

I. Bild. Die erste Darstellung links, d. h. an der Westseite der Nordwand, zeigt uns St. Georg als Ideal eines Ritters, der die bedrängten Frauen schirmt, indem sie uns St. Georg, den Drachentödter, vorführt. [3]) Der heilige Held aus Cappadocien befreit die lybische Königstochter

[1]) Die Kunsttopographie erwähnt in den Nachträgen, Seite 473, Gerl am Moos (sollte heißen Gerlamoos) ganz kurz in folgenden Worten: „Kleine Kirche mit altem wahrscheinlich gleichzeitigen Gemäldeschmucke, wie zu Thörl. Man erkennt Darstellungen aus dem Leiden Christi und das Martyrium eines Ritters." Die Wahrnehmung, dass die Malereien in Thörl und die in Gerlamoos gleichzeitig entstanden seien, scheint mir richtig zu sein.

[2]) Die Legende vom heiligen Georg ist kritisch behandelt: Acta sanctorum, III. Band, pag. 117 ff. (Artikel von Papebroch.)

Die Darstellungen in Gerlamoos sind großtheils nach der Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Sie haben mit den berühmten, um etwas mehr als ein Jahrhundert älteren Malereien im Schlosse zu Neuhaus in Böhmen inhaltlich keine besondere Ähnlichkeit.

[3]) Die älteren Legenden vor den Kreuzzügen wissen bekanntlich nichts von St Georg dem Drachentödter und der Befreiung der lybischen Königstochter. Auch der altdeutsche Leich kennt daher diese Ezählung von St. Georg nicht. Diese Mythe kam durch die Kreuzfahrer ins Abendland. Ursprünglich bedeutet der Drache nur das überwundene Heidenthum, indem nach der alten orientalischen Legende St. Georg zur Zeit Diocletians unter Heiden bekehrend wirkt und auch die Kaiserin Alexandria bekehrt. Diese ist also ursprünglich die gerettete Frau und der besiegte Drache der überwundene Götzendienst.

Digitized by Google

(Cleodolinde nennt sie später die ritterliche Legende) aus der Gewalt des Drachen, dem sie, da alle anderen Opfer ihm schon vorgeworfen sind, zum Fraße übergeben werden soll. Man gewahrt den heiligen Georg auf unserem Bilde hoch zu Roß, wie er sein Schwert gegen den Drachen schwingt. Kopf und Schwanz des Drachen sind mit der Lanze des Heiligen durchstochen. Der Drache brach, im Schmerze ergrimmt, die Lanze Georgs, weshalb dieser das Schwert gegen ihn schwingt. Georg trägt schon auf diesem Bilde den Heiligenschein. Sein Gesicht ist porträtartig. Von seinem Costüme wird später die Rede sein. Rechts sehen wir den Thurm und eine gekrönte Jungfrau, die Königstochter von Lybien, die der Heilige durch den Tod des Drachen befreit. Im Hintergrunde steigt eine Burg mit zinnenartiger Bekrönung auf. Über die Zinne blicken die Eltern der Königstochter, zwei gekrönte Häupter, ein Mann und eine Frau. Rechts davon sieht man noch drei Zuschauer, einen Mann und zwei gekrönte Frauen, wahrscheinlich Anverwandte der Prinzessin. Die Gesichter der Frauen zeigen einen zarten Typus. [1])

Zum Verständnisse der folgenden Bilder muss berichtet werden, dass der Heilige nach der Legende zur Zeit der Christenverfolgung des Diocletian oder, wie es in der **Legenda aurea** heißt, des Kaisers Dacian, als christlicher Held erscheint, der gegen das Heidenthum auftritt und bekehrend wirkt, weshalb der heidnische Kaiser ihn ergreifen und zum Tode verurtheilen läßt. Aber alle grausamen Martern sind vergebens, da der christliche Heros mit Gottes Beistand immer schließlich wieder lebendig davonkommt. Die Phantasie des Volkes wurde durch die grausamen Qualen, welchen der gefeierte **„miles christianus“** acht Tage lang widerstand, mächtig ergriffen. Daher liebt es auch die Malerei, insbesonders in Gerlamoos, die verschiedenen Martern in mannigfacher Weise, ja in übertriebenen und crassen Schilderungen, zum Ausdrucke zu bringen.

II. Bild. [2]) Dieses zeigt folgende Darstellung: Rechts sitzt der römische Kaiser auf einem mit einem Baldachin versehenen Thronsessel und hält das Scepter. Vor dem Herrscher steht der heilige Georg, die Hände deutend, wie bethenernd, ausgestreckt. Neben ihm gewahrt man

[1]) Diese Darstellung betont den ritterlichen Kampf. Nach der Legende wirft St. Georg seinen Gürtel der Jungfrau zu und durch diesen wird der Drache unschädlich gemacht. Die freudige Scene, in der erzählt wird, wie die gerettete Tochter dem Vater zugeführt wird und dieser dem Retter dankt, findet sich in Gerlamoos nicht abgebildet.

[2]) Die Bildfolge ist angegeben von links nach rechts (West nach Ost).

Digitized by Google

einen Mann mit entblößtem Schwerte, daneben einen zweiten, der Georg hält. Dem Kaiser zur Seite aber steht gleichfalls ein Krieger, der mit der Linken auf die Brust schlägt, während die Rechte ein Schwert hält. Am unteren Bildtheile sieht man drei schrecklich Gemarterte, darunter zwei geköpfte Opfer der Verfolgung, darüber rechts in der Ecke zeigt sich ein Engel. Die Erklärung des Bildes ist folgende: Schon nach dem altdeutschen Gedichte wird der ergriffene Heilige auf Befehl des Kaisers mit Schwertern geschlagen. Aber er geht daraus siegreich durch Gottes Beistand hervor, was der Engel andeutet; scheint sich doch unter den Gemarterten Georg selbst zu befinden.

III. Bild. Es wird geschildert nach der **Legenda aurea**, wie der Heilige nunmehr auf der Folter mit Hacken zerfleischt und mit Fackeln gebrannt wird. Man gewahrt ein Gerüste, gleich dem caudinischen Joche, mit sechs Zapfen versehen. Der Heilige hängt am zweiten und fünften Zapfen angebunden. Er hat wieder den Heiligenschein. Seine Hände sind ausgestreckt. Man gewahrt vier Henker, von denen zwei gekrümmte Dreizacke schwingen, während die anderen zwei St. Georg brennen. Im Hintergrunde ist der halbe Körper eines Hauptmannes sichtbar.

IV. Bild. Dieses Bild führt vor, wie Georg trotz der Marter unversehrt bleibt und unverletzt wieder mit dem Kaiser spricht. Links in einer offenen Loggia sitzt ein alter Mann mit Mütze und offener Brust, unter ihm nackt und entsetzlich verstümmelt Georg, blutend, in halber Figur liegend. Der besagte Mann dürfte der heidnische Zauberer sein, von dem die Legende meldet. Eine Gestalt, bis zum Unterleibe sichtbar, wälzt etwas, das wie ein Stein aussieht, auf den Heiligen. Daneben rechts, außerhalb der Loggia, sehen wir den Heiligen unversehrt, wie er mit dem Kaiser neben ihm spricht. Darunter kniet ein Mann vor Georg. Es ist entweder der bekehrte Zauberer oder der Knecht, dessen Ochsen nach der Legende St. Georg heilte. Aber der Kaiser will den Heiligen aufs Neue schlagen lassen. Dies verkündet der Mann, der das blanke Schwert zieht.

V. Bild. Alle auf St. Georg bezüglichen Legenden verkünden, dass der Heilige auf Befehl des Kaisers an ein mit Schwertern und Spitzen versehenes Doppelrad geflochten worden sei, welches aber durch ein Wunder zerbrach. Dies zeigt das fünfte Bild. Der Heilige wird ans Rad gebracht, das ein Kriegsknecht bewegt. Aber (ein ganz ähnlicher Zug, wie im Martyrium der heiligen Katharina von Alexandrien) es kommen zwei Engel, von denen der eine das linke Rad zertrümmert.

Digitized by Google

Unter dem Rade liegt ein ganz zerschlagener Henker, der unter das Rad kam. Rückwärts steht ein Henkersknecht, der sich mit der Rechten am Kopfe hält und mit der Linken den Heiligen stützt. Der Boden ist ein blumiger Rasen.

VI. Bild. Dieses Bild erzählt nach der **Legenda aurea**, wie St. Georg aus einem mit geschmolzenen Blei gefüllten Kessel, in dem er das Kreuzzeichen macht, wohl behalten und erquickt wie aus einem Bade hervorgeht. Diesen Vorgang führt der obere Theil des Bildes vor. Man nimmt außer St. Georg drei Henkersknechte wahr, zwei machen erstaunte Geberden, von dem dritten sind nur die Hände sichtbar. Im unteren Bildtheile sehen wir, wie die Schergen nunmehr versuchen, dem Heiligen das Blei einzugießen. Einer hält ihm von rückwärts den Kopf, der zweite gießt ihm Blei ein.

VII. Bild. Dieses Bild zerfällt wieder in zwei Darstellungen. Zum Verständnisse der unteren Darstellung ist Folgendes aus der Legende zu erwähnen: Der Kaiser stellt an Georg das Ansinnen, derselbe solle den Götzen opfern. Georg gibt scheinbar nach und wird in einen heidnischen Tempel geführt, wo viel Volk versammelt ist. Auf sein Gebet stürzt die Götzensäule zusammen, den Tempel verzehrt die Flamme, die Erde verschlingt die Götzendiener. Dieser Vorgang ist in einer gothischen Kirche dargestellt, wie überhaupt auch nach den Trachten die Handlung in die Gegenwart, d. h. an den Ausgang des 15. Jahrhundertes, gerückt wird. Man gewahrt die Säule mit der gebrochenen Götterfigur. Der Heilige kniet im Gebete, neben ihm liegen mehrere Erschlagene am Boden, darunter auch ein Gekrönter. Im oberen Bildtheile erhebt sich im Freien ein ölbaumartiges Gewächs. Man gewahrt eine Gruppe von sechs Personen. Ein Mann mit einem Stabe erzählt das Wunder und weist mit der Hand hinab.

VIII. Bild. Die Verfolger lassen von St. Georg noch nicht ab. Es wird erzählt, wie der Heilige, mit dem Kopfe abwärts, die Hände am Rücken, wieder am caudinischen Joche hängt. Ein Henker hat ihn links mit aller Kraft in die Höhe gezogen, ein zweiter hat ihm dabei geholfen. Der Heilige hängt über einem Feuerherde, der von einem Schergen geschürt wird. Im Hintergrunde gewahrt man, wie dem heiligen Georg mit Hämmern aufs Haupt geschlagen wird. Dieses und die zwei folgenden Bilder zeigen besonders, mit welch drastischer Ausführlichkeit der Maler von Gerlamoos bei den entsetzlichen Marterscenen behaglich verweilt.

Digitized by Google

IX. Bild. Diese Darstellung besteht aus drei Bildern. In der oberen Bildhälfte sind zwei davon angebracht. Nach der Legende gewahren wir den Heiligen im Kerker; sein Haupt zeigt sich hinter dem vergitterten Fenster. Der Maler läßt einen Engel heranschweben, der ihn für die weiteren Leiden offenbar stärkt und tröstet. St. Georg faltet die Hände. Daneben rechts beginnt die Marter von Neuem. Der Heilige steht vor einer Säule, die Hände gebunden. Einer schlägt ihm einen Pfeil in den Kopf, ein zweiter steckt schon. In der unteren Bildhälfte sitzt St. Georg auf einem Folterschemel. Man bekleidet ihn mit glühenden Panzerstücken, hat ihm einen glühenden Helm aufs Haupt gesetzt. Der Panzer wird ihm mit zangenartigen Instrumenten angeschraubt. Rechts ist der Feuerherd, der nach der Legende durch einen Blasbalg erhitzt wird. Man gewahrt mit dem Heiligen im Ganzen sechs Personen.

X. Bild. Auch dieses Bild zerfällt in zwei Darstellungen. Oben sehen wir den Heiligen an einen Pfahl gebunden. Der Henker hackt ihm die Glieder ab; der linke Fuß ist schon weggefallen, die linke Hand wird eben durchgehauen. Unten rechts (dies gehört offenbar zum oberen Bildtheile) sehen wir ein Wasser; die abgehauene Hand ist ins Wasser gefallen. Man erblickt einen Fisch. Im unteren Theile sieht man als Hauptdarstellung ein fassartiges Gebilde, aus dem der Kopf des Heiligen hervorschaut; das Fass wird von zwei Personen über Steine gewälzt. Dieser Zug findet seine Erklärung durch eine Erzählung, welche sich in der deutschen poetischen Legende des Rheinbot von Dorre (1231 bis 1253) findet. Nach dieser läßt Dacian Georg in ein erzenes, hohles, mit Nägeln besetztes Gebilde werfen und ihn von einem Berge herabschlendern.

XI. Bild. Das Ende St. Georgs. Der Heilige wird geköpft. Links steht der Kaiser befehlend mit türkischem Säbel. Im Hintergrunde zwei Personen. Der Heilige kniet. Ein Scherge ist gerade im Begriffe, ihm mit kräftigem Schwunge das Haupt vom Rumpfe zu trennen. Oben sehen wir Gott im Regenbogen mit zwei Engel. Der eine von diesen nimmt die Seele Georgs in Kindergestalt in Empfang.

Wir sagten schon, dass Tracht und Costüm der Personen, wie dies ja immer zu sein pflegt, aus der Zeit entnommen sind, in welcher der Maler lebte. Dieses läßt, da das Costüm an die Zeit Kaiser Maximilians I. mahnt, die Schuhe aber noch nicht die Kuhmaulform des 16. Jahrhundertes zeigen, auf das Ende des 15 oder die Wende vom 15. ins 16. Jahrhundert als Entstehungszeit dieser Gemälde schließen. Die untere Bildreihe aber, die im Folgenden beschrieben werden wird, ist

Digitized by Google

sicher von demselben Maler. Die Schergen und Kriegsleute haben mehrfach konisch geformte Blechhelme, die unten vorne mit einem schildartigen Ansatze versehen sind. Der heilige Georg trägt als Drachentödter am ersten Bilde eine Rüstung, die der Kaiser Max I. ähnlich ist; als Zierrat hat er einen Schmuck nach Art des goldenen Vlieses umgehängt. Sein Schwert hat die Form des Schwertes des Georgs-Ordensmeisters Siebenhirter von Milstat. Der Hauptmann auf dem dritten Bilde trägt den konischen Hut mit breitem Schilde und darüber eine gebänderte Haube. Die Fußbekleidung ist mehrfach die zugespitzte der damaligen Zeit und die Rüstungen sind sogenannte Krebse mit eisernen Buckeln an den Gliedern. Die Darstellungen sind lebendig erzählt, namentlich die Bewegungen der Hände vielfach sprechend und ausdrucksvoll, die Conturen fast durchaus sicher. Der Maler versteht es jedoch nicht, mehrere Scenen naturgemäß hintereinander anzuordnen, er hilft sich daher damit, dass er die Scenen übereinander anordnet, was mitunter, wie im Bild VII, durch den Inhalt der Darstellungen geschickt motiviert wird. Das zeichnende Element wiegt vor, die Farbe ist Localfarbe ohne Abstufungen. Die Nimben waren goldig, das Gold ist aber abgefallen, daher zeigt sich, wo früher Gold war, jetzt eine schwarze Farbe. Der Farbenauftrag ist dünn, die Farbentöne hell, die Erhaltung der Bilder fast durchaus sehr gut. In den Farben zeigt sich, so z. B. in Bild VI, eine Vorliebe für blaue und grüne Farbe.

Wir gehen nun zur unteren Darstellungsreihe über. Diese zeigt von links nach rechts folgende Bilder:

1. Die Verkündigung. Maria, vor einem Pulte, liest im Buche. Der Engel steht vor ihr und streckt die Rechte gebietend aus. Am Spruchbande steht noch zu lesen: **ave gratia plena ... benedictus.** Die heilige Jungfrau macht mit der Hand eine verschämte Geberde. Dahinter ist im Freien geschickt als zweite Scene angeordnet, wie sich Maria und Elisabeth vor einem Hause begegnen. Links ein Berg mit Bäumen.

2. Christi Geburt. Es zeigt sich ein luftiges Haus, dessen Dach auf Holzpfeilern ruht. Ein Feuer brennt, daneben gewahrt man Töpfe, oben hängt ein Kessel. Eine Frau in rothem Gewande hält das heilige Kind. Die heilige Maria in blauem Gewande streckt die Hände verlangend nach dem Jesusknaben aus. Etwas mehr im Vordergrunde sieht man den heiligen Josef, der eine Schüssel mit Eiern hat. Rückwärts schaut Ochs und Esel hervor. Oben singende Engel.

Digitized by Google

3. Die Beschneidung (ähnlich dargestellt wie am Tiffener Flügelaltare, der sich im Klagenfurter Museum befindet). Das Kind wird auf einem Tische von einem Manne gehalten, ein anderer schneidet die Vorhaut desselben ab. Links eine Frau mit einem Tuche. Rechts vom Mohel wird noch ein Kopf sichtbar.

4. Die heiligen Dreikönige bringen die Geschenke. Der erste hat die Krone zu Füßen Mariens niedergelegt, der zweite hat die Krone auf dem Haupte, in der Hand eine Büchse, deren Deckel er öffnet; der dritte, der auch eine Büchse trägt, will die Krone abnehmen. Dahinter gewahrt man einen Mohren, der aus einer Flasche zu trinken scheint. Im Hintergrunde sieht man Hirten in einer Landschaft. Es zeigen sich lustige Schafe und Ziegen; zwei Widder kämpfen miteinander. Man gewahrt einen Hirten mit einem Stabe, ein anderer bläst eine Schalmei, auch ein Hund ist sichtbar. Oben schwebt ein Engel mit einem Spruchbande. Die Engel sind in diesen Darstellungen sehr zierlich und mit langen, schmalen, zugespitzten Flügeln gebildet.

5. In einer gekuppelten Loggia vollzieht sich die Darstellung im Tempel. Links zeigt sich Maria mit dem Kinde. Hinter ihr gewahrt man zwei Personen, von denen die eine die zwei Tauben trägt (Josef und Hanna). Der alte Mann mit dem Tuche ist Symeon.

6. Zeigt eine größere und sehr figurenreiche Darstellung, nämlich Maria als gnädige Schirmerin der Sünder und Bedrängten. Maria bildet mit dem Mantel ein schirmendes Dach; Engel halten ihren Mantel. Man gewahrt eine Menge von Menschen aller Stände, darunter auch Gekrönte unter dieser schirmenden Hülle. Gott Vater in regenbogenartiger Umhüllung (rechts oben), offenbar als die zürnende Gottheit aufgefaßt, schießt Pfeile ab; die gnädige Himmelskönigin schützt also die Sünder. Links erblicken wir eine Rittergestalt in vollem Harnische mit geschlossenem Visier und Helmzier mit zwei Hörnern. Es ist offenbar der Donator. [1])

7. Das Abendmahl. Der Herr sitzt mit den Zwölfen zu Tische; Johannes liegt an Christi Brust. Auf dem Tische gewahrt man Brote.

8. Christus am Ölberge. Er kniet betend in dem mit einem korbartigen Geflechte umzäunten Garten. Links sieht man zwei Apostel

[1]) Um Maria schwingen sich Spruchbänder. Diese enthalten verkehrt von unten nach oben sehr verblaßte Schriftzüge. Vielleicht ist hier auch der Stifter genannt. Es ist aber unmöglich ohne Gerüste etwas zu lesen. Vielleicht gelingt es noch, die Schrift soviel als möglich zu entziffern. Sehr bedauerlich ist es, daß wertlose Kreuzwegbilder mit Nägeln in die untere Bildreihe eingeschlagen sind, so daß sogar der Anblick der unteren Theile dadurch erschwert wird.

Digitized by Google

schlafend. Vor Christus, rechts etwas erhöht, steht ein gothischer Kelch, daneben der tröstende Engel. Im Hintergrunde nahen die Feinde; sie tragen konische, fast zeltartige Hüte; der erste springt über die Umzäunung, die anderen folgen.

9. Der Judaskuss. Petrus zieht das Schwert. Rechts sieht ein Ritter in krebsartigem Harnische zu.

10. Christi Verspottung. Dem Heilande sind die Augen verbunden. Henkersknechte spotten und höhnen ihn.

Die ganze untere Bildreihe zeigt dieselbe Malerhand, wie die obere.

Die ursprüngliche Maltechnik lässt sich schwer erkennen (ob Tempera oder Fresco), da die Bilder theilweise, ja zum großen Theile übermalt sind; es scheint, dass in den oberen Partien gegen den Chor zu der ursprüngliche Farbenauftrag noch am besten erhalten ist. Wir geben daher die Localfarben nicht im Einzelnen an, bemerken aber, dass die Umrisse sehr sicher und trefflich markirt sind (sie scheinen ursprünglich eingeritzt worden zu sein). Das Verfahren war ein lediglich colorierendes, d. h. die Farben wurden in die Zwischenräume der Zeichnung eingetragen. Es ist auffällig, dass die untere Reihe mit der Verspottung Christi schließt. Sollte noch eine nunmehr ganz übertünchte Reihe von Bildern unter dem Kalkbewurfe existieren, welche das Leiden und Tod Christi und die Auferstehung vorführt? Die Bordure, welche die Darstellungen abschließt, zeigt eine spätere Hand, dürfte also dieser Annahme nicht im Wege stehen. Ist doch auch in Thörl, dessen Malereien wohl gleichzeitig mit denen in Gerlamoos sind, die ganze linkseitige Thorwand bis unten bemalt.

An der Südwand der Kirche außen sind ebenfalls Malereien erhalten. Sie sind roh und künstlerisch wertlos, scheinen mir aber, da sie wohl älter sind als die im Innern, archäologisch merkwürdig zu sein. Es zeigen sich von rechts nach links folgende Bilder:

1. Ein riesiger Christophorus hat einen gekrümmten, mächtigen Baumstamm in der Hand, hält das Kind mit der anderen Hand, wuchtig schreitet er durch das Wasser, in welchem man eine Nixe mit Brüsten und doppeltem Schweife, ein Bild der Versuchung und Verführung, gewahrt. Links vom Christophorus sieht man den Einsiedler. (Wohl eines der ältesten Christophorosbilder in Kärnten. [1])

[1]) Der Legende nach ist Christophoros ein Heide aus Kananea, von riesiger Größe und Stärke, der nur dem stärksten Herrn dienen will. Als dieser erweist sich das Jesukind, das er über das Wasser trägt. Der Einsiedler, der auf Christophoros-

2. Fragment einer Darstellung. Ritter Georg zu Pferde stoßt den Drachen nieder, der die Hinterfüße des Pferdes umschlingt. Rechts sieht die gerettete Prinzessin. Links zieht der Pfad zu einer Burg mit rundbogigen Fenstern und einer Art von Zickzackfries. Der Drache hat Ähnlichkeit mit dem am Tympanon der Kirche zu Lieding. Beachtenswert ist der Sattel des Pferdes, der wie ein Kübel aussieht, in welchem nur für die Schenkel Öffnungen gelassen sind.

3. Christus am Kreuze mit gebogenen Knien angenagelt zwischen Maria und Johannes.

4. Eine Heilige, mit einer Lilie in der Hand; vor ihr ein Kind, das auch eine Lilie trägt. Rechts eine Heiligengestalt mit einem Rade, welche auf das Kind hinweist. Die Darstellung ist schon sehr verblasst. Die Figuren sind derb und untersetzt, die Köpfe dick und plump. Ich möchte diese Malereien in die spätromanische oder frühgothische Zeit, also ins 13. oder erste Hälfte des 14. Jahrhundertes setzen. Sie würden dann noch dem romanischen Kirchenbaue vor der spätgothischen Umgestaltung des Chores angehören.

Kinderreime und Kinderspiele.

Gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und am Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf.

(Fortsetzung.)

Turnspiele.

1. Hackelziehen.

Jeder der zwei Spieler streckt den Mittelfinger der rechten Hand vor und umklammert damit den des Gegners, worauf er trachtet, den andern zu sich zu ziehen. Osterwitz, Friesach, Hüttenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 40, Nr. 1: „Fingerziehen."

---

bildern zu sehen ist, stellt den Klausner dar, der Christophoros im Christenthume belehrte und ihm befahl, seine Stärke dazu zu verwenden, die Wanderer über das nahe reißende Wasser zu tragen.

In Kärnten wird Christophoros als Schutzpatron des Kornes verehrt und sein Bild findet sich bekanntlich sehr häufig an Kirchenwänden außen gemalt. Außerdem ist sein Bild öfters in unserem Lande wie auch anderswo auf Flügelaltären zu sehen, so z. B. in Zwickenberg am linken Flügel und in Gajach auf der Rückseite des Flügelaltares. Wenn der Christophoros an der Außenwand der Kirche zu St. Helena am Wiserberge (bei Grafendorf im Gailthale) wirklich romanisch ist, so ist er das älteste Christophorosbild in Kärnten (abgebildet Kunsttopographie, pag. 108).

Digitized by Google

2. Faustschieben.

Zwei Theilnehmer legen ihre geballten Hände so auf die Mitte des Tisches, dass die Finger nach unten liegen. Jeder versucht nun die Faust des andern von sich weg zu schieben. (Allgemein.)

3. Salzreiben.

Zwei Kinder halten sich mit den gekrümmten Fingern fest und drehen sich sehr rasch im Kreise. (Allgemein.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 40, Nr. 2: „Tellerreiben."

4. Die Uhr.

Viele Kinder stellen sich in mehreren, meist drei concentrischen Kreisen auf, worauf sich der erste und dritte nach rechts bewegen, der zweite aber links läuft. (Knappenberg. Krappfeld.)

5. Blöchl stoßen.

Die Hüte der Knaben werden übereinander gelegt, auch wird manchmal ein Stück Holz aufgestellt. Wer dann von den im Kreise herumtanzenden Kindern den Hutthurm oder das Holz umwirft, muss austreten. (Knappenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 40, Nr. 4: „Straßenlaufen."

6. Salzwiegen.

Zwei Spieler treten mit den Rücken aneinander und heben sich mit den verschränkten Armen wechselweise in die Höhe, indem sie abwechselnd ihren Oberkörper nach vorne beugen. (Allgemein.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 41, Nr. 5: „Brunnenschöpfen."

7. Pfefferstoßen.

Zwei Knaben setzen sich gegenüber auf den Boden, stemmen die Füße gegen einander, fassen sich an den Händen und heben sich abwechselnd etwas in die Höhe. (Osterwitz, Knappenberg.)

8. Heut an Pfennig.

Zwei Kinder verschränken ihre Arme, indem sie sich bei der gleichnamigen Hand fassen, dann gehen sie fort und sprechen dabei:

„Heut an Pfennig, morgn an Pfennig,
Widl, wadl, wutz!"

Beim letzten Wort drehen sich beide rasch nach innen ganz um und gehen wieder mit denselben Worten zurück.

Digitized by Google

9. Eſelreiten.

Ein Knabe mit verbundenen Augen iſt der Eſel; dieſer bückt ſich und ein anderer Spieler ſetzt ſich auf ſeinen Rücken. Alle rufen: „Eſel, wer reitet?“ Räth dieſer recht, ſo heißt es: „Eſel, pick an!“ und der zweite Knabe muſs ſich mit verbundenen Augen hinter dem erſten aufſtellen und einen weiteren Reiter zu errathen ſuchen. Räth der erſte falſch, ſo muſs er ſeinen Reiter am Spielplatze herumtragen auf das Commando: „Eſel, reit an!“ Zuletzt trollen die Eſel alle auf dem Platze herum, haben die Augen frei und ihre Reiter trachten, ſich gegenſeitig auf die Erde zu bringen. (Oſterwitz, Knappenberg.)

10. Die Radltrugn.

Der eine Spieler ſtellt ſich auf Hände und Füße und wird von dem andern derart an den Füßen gefaſst, dass er beim Weiterſchreiten des zweiten auf den Händen einher gehen muſs. (Allgemein.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 42, Nr. 9: „Der Schubkarren.“

11. Knaulwinden.

Nachdem ſich die Kinder an den Händen gefaſst haben, umlaufen ſie im Schneckenzuge den einen Flügelmann, wodurch nach und nach dieſer immer feſter umſchloſſen wird. Iſt der Knäuel gewickelt, ſo kommt der „Wudl“ (Widder), ein Knabe, welcher die andern umzuſtoßen ſucht. (Allgemein.)

12. Rädlfadln.

Sämmtliche Kinder ſtellen ſich in einer Reihe neben einander auf und faſſen ſich an den Händen. Nun werden die Hände hoch gehoben und das erſte Kind läuft, die andern nach ſich ziehend, durch die ſo gebildeten Öffnungen hindurch, um ſich dann neben dem letzten Kinde, deſſen freie Hand es faſst, aufzuſtellen. (Allgemein.)

13. König, Kaiſer.

Die Spieler ſondern ſich in zwei Parteien unter Anführung eines Kaiſers und eines Königs. Der Kaiſer fordert ſeinen Widerpart zur Abſchickung eines Kämpen:

„Kini, Kaiſer, ſtöll mir an Mann,
Oder i gea di ſelber An.“

Der ſo Herausgeforderte antwortet:

„I wer dir ſchon an ſtölln,
Der dir dei Hoſ'n werd' prölln.“ —

Digitized by Google

und wählt aus seiner Schaar einen. Diesem schickt der Kaiser einen andern Knaben entgegen, worauf die beiden durch Ringen ihre Kraft messen. Wird einer zu Boden gebracht, ohne dass der andere die Erde berührt, so gehört er zur Partei des Siegers. Die Herausforderung wird nun vom König wiederholt und das Spiel währt solange, bis entweder dem Kaiser oder dem Könige alle Mannen besiegt sind, worauf dann diese selbst den Kampf wagen müssen. Siegt nun der kämpferlose Anführer, so sind alle verlorenen Krieger wieder sein, andernfalls hat er schimpflich verloren. (Osterwitz, Knappenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 43, Nr. 14: „Kettenreißen."

Tanzspiele und Ringelreihen.

Ringelreihen.

1. Die Kinder stellen sich in einen Kreis, nehmen sich bei der Hand und tanzen im Kreise. Dabei wird gesungen:

Ringa, ringa Reia,
Sein ma unsa Dreia;
Steig ma aufn Hollabam,
Schaun, ob Väter und Mnata kam.
Kimt a groaßer Widder,
Stoaßt uns alle nieder.

Alle hocken nieder. Dann wird weiter gesungen:

Kimt die große Fledermaus,
Hebt uns alle wieder auf.

Alle stehen wieder auf. (Allgemein)

Vergl. Pogatschnigg und Hermann, II. Band, Seite 14.

2. Um ein Kind drehen sich die andern im Kreise und singen dabei:

Blauer, blauer Fingerhut,
Steht der Jungfrau gar so gut.
Jungfrau, sie muss tänzen
In unserem schönen Kränzen.
Schäflein, Schäflein, beuge dich:
Beuge dich zu Füßen —
Küsse, wen du willst!

Das Kind in der Mitte küsst nun ein anderes, welches an seine Stelle tritt; so geht das Spiel fort, bis alle in der Mitte gewesen sind. (Knappenberg.)

3. Ganz in derselben Weise wird beim folgenden Reihen vorgegangen:

Grünes Gras, grünes Gras
Wächst auf meiner Wiesen.

Digitized by Google

Hopasa, Hopasa,
Welche wirst du küssen? (Osterwitz, Knappenberg.)

4. Bei folgendem Ringeltanze dreht sich das genannte Kind mit dem Gesichte nach außen, bis alle Kinder gekehrt im Kreise stehen:

Wir treten in die Kette,
Dass alles glänzt und klingt.
Die schöne, schöne Rike,
Sie dreht sich aus dem Ring.
(Osterwitz, Althofen, Knappenberg.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 48.

5. Der Bauer und seine Leute.

Um ein Kind, das den Bauer vorstellt, tanzen die andern Spieler mit folgendem Liede:

a) Es fuhr ein Bauer ins Holz; es fuhr ein Bauer in Holz,
Es fuhr ein Bauer ins Kirmesholz, ja, ja, Kirmesholz,
Es fuhr ein Bauer ins Holz.

b) Der Bauer nahm sich ein Weib; der Bauer nahm sich ein Weib,
Der Bauer nahm sich ein Kirmesweib, ja, ja, Kirmesweib,
Der Bauer nahm sich ein Weib.

c) Das Weib nahm sich ein Kind; das Weib nahm sich ein Kind.
Das Weib nahm sich ein Kirmeskind, ja, ja, Kirmeskind,
Das Weib nahm sich ein Kind.

d) Das Kind nahm sich eine Magd; u. s. w.

e) Die Magd nahm sich einen Knecht; u. s. w.

f) Der Bauer geht von der Frau.

g) Die Frau geht von dem Kind.

h) Das Kind geht von der Magd.

i) Die Magd geht von dem Knecht.

Bei Strophe b) wählt sich der Bauer ein Weib, bei c) das Weib ein Kind, weiters das Kind die Magd, die Magd den Knecht.

Von den fünf innerhalb des Kreises stehenden Kindern verlässt bei der 6. Strophe der Bauer seinen Platz, bei der 7. tritt das Weib in die Reihe der übrigen Spielenden u. s. w. Zuletzt bleibt der Knecht als Bauer im Kreise. (Knappenberg, bei den Mädchen sehr beliebt.)

Vergl. Erk und Jemer: „Die deutschen Volkslieder", 1843, Heft III, Nr. 30.

6. Die goldene Brücke.

Zwei Kinder, welche unter sich ausgemacht haben, welches von beiden Kaiser und welches König sein soll, fassen sich einander bei den Händen, halten diese in die Höhe, worauf die andern, welche sich in

Digitized by Google

einer Kette festhalten, unterhalb durchziehen. Der Anführer des Zuges spricht:

„Wir wollen über die goldene Brucken fähren!"

Die zwei anworten:

„Sie ist gebrochen!
Wir werden sie schon machen!
Aus was?
Aus lauter Gold und Edelstein!
So fährt hinein, so fährt hinein,
Das letzte soll gefangen sein!
Was Mauth?
Die letzte Rabenhaut!

Das letzte Kind wird festgehalten und muss leise sagen, ob es zum Kaiser oder König wolle. Hinter dem Gewählten stellt es sich auf. In gleicher Weise geht das Spiel fort, bis alle sich für den Kaiser oder den König entschieden haben. Dann werden die Hände fest um das voranstehende Kind gelegt, Kaiser und König fassen sich kräftiger und alles sucht die Gegenpartei zu sich herüber zu ziehen. Wem es gelingt, der ist Sieger. — Ein andermal wird abgewogen. Von den Kindern, welche die Brücke gebildet haben, ist eines Teufel, das andere Engel. Sie reichen sich die Hände, auf welche sich ein Kind legt. Der Teufel versucht es zum Lachen zu bringen: „Lach, lach!" Der Engel warnt: „Nit, nit!" Wer lacht, gehört dem Teufel zu, die Standhaften helfen dem Engel beim Ziehen zum Siege oder verlieren sammt ihm. (Überall.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 54, Nr. 12: „Die steinerne Brücke."

7. Thurmschlüssel.

Die Theilnehmer umschließen mit festverschränkten Armen einen innenstehenden Spieler. Dieser, der Thurmwächter, fragt jeden einzelnen: „Wo hâst du den Thurnschlüssel?" — worauf jedesmal geantwortet wird: „In den Sâck nit, in den Sâck nit, in Thurnschlüsl hâb' i nit!" — Zuletzt ruft der Wächter: „In Thurnschlüsl hâb i nit, in Thurnschlüsl find i nit, ausbröchn konn i nit!" Zugleich versucht er den Kreis zu durchbrechen; gelingt ihm dies, so trachten die andern, ihn zu fangen. Wer ihn erhascht, wird Thurmwächter.

(Althofen, Hüttenberg.)

8. Die arme Witwe.

Ein Kind legt sich auf den Boden und wird von den übrigen im Kreise umtanzt, wobei sie singen:

Digitized by Google

Liegt eine Arme Witwe
Im Regen und im Schnee.
Was wer mer ihr zan öff'n göbn?
An Butter und an Thee.
An Zipfl, Zapfl, Butterkrapfl —
Fäng dir a alte Henn, was denn?

Auf das hin ſpringt die „Witwe“ auf und fängt eines der davon eilenden Kinder. Dieſes iſt nun „arme Witwe“. (Frieſach.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 52, Nr. 8: „Witwe im Kreis.“

9. Fuchs, was grabſt.

Um ein Kind, das als Fuchs im Boden ein Grübchen bohrt, führt ein anderer Theilnehmer, der Hahn, die ihm hinten nachfolgende Schar der Hühner. Der Hahn frägt: „Fuchs, was gräbſt?“ — „A Grüable!“ — „Was weſt denn's Grüable brauchn?“ — „Waſſerle hitzn!“ — „Was weſt denn's Waſſerle brauchn?“ — „Zan Möſſer und Gäbel åbwäſchn!“ — „Was weſt denn Möſſer und Gäbel brauchn?“ — „Zan Heandle åbſtöchn!“ — „Wo weſt denn's Heandle kriagn?“ — „In Heanergårtn!“ — „Wo weſt denn eini könn'n?“ — „Ban Schlüſſelloch!“ — „Wo weſt denn außi könn'n?“ — „Ban Naberloch!“ — „Muaſst hålt fleißi fåſtn und betn, nåcher weſt a ſpöckfoaſts Heandle kriagn!“ — Der Fuchs ahmt nun die Geberden des Betens nach, ſpringt dann auf und will dem Hahn die Hühner rauben. Er ruft dabei ſtets: „Spöckfoaſt!“ Der Hahn ſchreit: „Zaundürr!“ bis endlich alle Hühner die Beute des Fuchſes ſind. (Allgemein.)

10. Eva, wie viel Kinder haſt du?

Um ein Mädchen, das am Boden kniet, ſtehen die Spielerinnen im Kreis und halten ihr das Oberkleidchen über dem Kopfe zuſammen. Außerhalb des Kreiſes geht ein Mädchen, das arme Vöglein. Dieſes fragt:

„Eva, biſt drinnen?“
„Já!“
„Eva, wie viel Kinder haſt du?“
„Eins und eins, an gonzn Sack voll!“
„Gibſt du mir denn gar koans?“
„Nein!“
„Bin ein Armes Vögelein,
Muaſs Tåg und Nåcht auf Wieſen ſein;
Hidere, hådere, henk di An!“

Eines der Mädchen wird vom armen Vögelein berührt, verläßt den Kreis und geht mit ihm rundum. So geht das Spiel fort, bis das

Digitized by Google

letzte Kind zum armen Vögelein geht. Sobald das Oberkleid fällt, eilt die Eva den Fortlaufenden nach und bestimmt durch das Erhaschen die neue Eva. (Knappenberg, Friesach.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 53, Nr. 9: „Küchenfrau, bist drinn."

Fangspiele.

1. Habichtlaufen.

Ein Theilnehmer ist der Habicht, die anderen sind die Hühner. Der Habicht ruft: „Heaner laft's aus, sunst ram i enk die Steign aus!" Die Hühner laufen nach allen Seiten und necken den Habicht durch den Zuruf: „Tauben, Woaz klaubn!" Wer vom Habicht gefangen wird und drei Schläge auf den Rücken erhält, wird Fänger; der Habicht wird zum Huhn. Innerhalb der „Steign" darf keines vor dreimaliger Aufforderung auszufliegen, geschlagen werden. (Allgemein.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 58, Nr. 1: „Lauf aus!"

2. Blinde Maus.

Ein Kind wird durch Auszählen zur blinden Maus bestimmt; ihm werden dann die Augen verbunden, worauf es unter folgendem Zwiegespräch umher geführt wird:

„Blinde Maus, i führ di aus"
„Wohin?"
„Za an reichn Bauernhaus!"
„Was soll i dort machen?"
„Fleisch und Knödl öff'n."
„Wänn i aber koa Messer und Gäbl hab?"
„Werst schon durtn kriagn."

Dann wird die blinde Maus frei gelassen und muss trachten, eines der Kinder zu fangen, das jetzt seine Stelle einnimmt. (Allgemein.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 64, Nr. 11: „Blinde Kuh."

3. Drittnschlagn.

Sämmtliche Spieler stehen zu je zwei in einem Kreise, und zwar so, dass die zwei zusammengehörenden hintereinander Stellung nehmen. Nun erhält ein Knabe den Plumpsack und muss den voranstehenden verfolgen. Erreicht der Plumpsackträger den Verfolgten völlig, so stellt sich dieser rasch vor ein Paar der Mitspieler. Nie aber dürfen drei Theilnehmer hintereinander stehen, weshalb der letztstehende davonläuft.

Digitized by Google

Wird er vom Plumpſacke getroffen, ſo muſs er dieſen übernehmen und dem bisherigen Verfolger nacheilen. (Oſterwitz, Frieſach.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 65, Nr. 12: „Der dritte Mann.“

4. Schau in Brunn.

Mit rückwärts gehaltenen Händen ſtellen ſich die Kinder enge im Kreiſe aneinander, das Geſicht zu Boden gerichtet. Ein Kind geht mit dem Plumpſacke um und ſpricht:

„Schau in Brunn, ſchau in Brunn.
Laſt a âlts Mannle um.“

Wer zurückſchaut, erhält einen Klaps auf den Rücken. Endlich legt das alte Mannle den Plumpſack in die Hände eines Spielers. Dieſer beginnt den Rücken des Nachbars zur rechten Hand zu bearbeiten, worauf dieſer ſchleunigſt um den Kreis läuft, bis er wieder an ſeinen Platz kommt. Wer jetzt den Plumpſack trägt, iſt altes Mannl. (Allgemein.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 68, Nr. 19: „Schau dich nicht um.“

5. Plumpſack verſtecken.

Während die übrigen Spieler wegſehen, verſteckt ein Kind den Plumpſack und ruft dann die andern zum Suchen herbei. Sind die Suchenden noch ferne, ſo ſagt es: „Kalt, kalt!“, kommen ſie näher: „warm, warm!“, dann: „heiß, heiß!“ Kommt eines ganz nahe: „Es brennt! Es brennt!“ Alle laufen nun herzu, der Finder zieht den Plumpſack hervor und jagt die andern damit fort, um ihn aufs Neue zu verſtecken. (Oſterwitz.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 69, Nr. 20.

6. Buckerl machen.

Um den Kreis der mit dem Geſichte nach innen ſtehenden Kinder läuft ein Spieler und gibt einem derſelben einen leichten Schlag auf den Rücken. Das Geſchlagene muſs um den Schläger in entgegengeſetzter Richtung entgegenlaufen; beim Zuſammentreffen muſs jedes der beiden drei Buckerl, Verbeugungen oder Knixe machen, worauf jedes trachtet, raſch auf den leer gewordenen Platz zu kommen. Das zu ſpät gekommene Kind muſs nun um den Kreis laufen. (Allgemein.)

7. Leinwandverkaufen.

Von mehreren Theilnehmern iſt einer Bauer, einer Schelm, die übrigen ſtellen ſich als Leinwand mit auseinandergeſpreizten Armen in

Digitized by Google

einer Reihe auf. Der Bauer mißt mit einem Stäbchen seine Ellen Leinwand ab und legt sich schlafen. Während dem kommt der Schelm und nimmt mehrere Kinder. Beim Fortlaufen schreit er: „Bauer, auf! Rudl böß'n! Schelm is da der Leimat gwöß'n!" — Der Bauer eilt herbei, mißt seine Leinwand ab, ärgert sich über den durch den Diebstahl erlittenen Verlust und legt sich wieder nieder. Das Stehlen wird nun solange wiederholt, bis der Bauer gar keine Leinwand mehr hat. Dann macht er sich auf, das Gestohlene und den Schelm zu finden. Der Schelm hat sich unter die Leinwand versteckt, die Kinder drängen sich fest an ihn. Jedes einzelne wird vom Bauer gefragt: „Wem gehört dö Händ?" — „Meinem Herrn!" — „Dö Händ?" — „Deinem Herrn!" — Werst die müaß'n donni schern!" — Endlich faßt er den Schelm. Der wird geköpft. Alle Hüte der Kinder werden ihm übereinander auf den Kopf gestülpt; er kniet auf dem Boden und mit einem festen Ruthenstreiche fallen sie und mit ihnen der Geköpfte zur Erde. Der arme Sünder wird ausgeläutet. Beide Arme werden hin und her geschwungen, wobei gesprochen wird: „Hât schon oans gschlägn, hât schon zwoa gschlägn, hât schon dreie gschlägn", u. s. f. . . . . „hât schon zwölfe gschlägn" — der Schelm springt jetzt auf, fängt ein Kind, welches nun Schelm wird. Der Bauer wird durch Auszählen bestimmt. (Allgemein.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 71, Nr. 22: „Kaufmann und Jud."

8. Weinbeerlanbrockn.

Innerhalb des Kreises der Spieler wandert ein Spieler von Kind zu Kind und ahmt das Beerenpflücken nach. Außerhalb des Kreises steht der Jager und ruft:

„Fuchs, was thuast in meinem Gärten?"
„Weinbeerlan brocken."
„Wer hât dirs derlabt?"
„Väter und Muater!"
„Wer noch?" — „Schwester und Bruader!"
„Wer noch?" — „Vetter und Mahm!"
„Wer noch?" — „Knecht und Dirn."
„Wer noch?" — „'s kloane Wutzele in der Wiagn!"
„Wärt, wet wohl der Jager kömm und di außerschiaßn."
„Häb wohl viele, viele Fensterlan zan Außischliafn."

Nun lauft der Jäger dem Fuchs solange nach, bis er ihn fängt. Zwei andere Kinder treten dann an ihre Stelle. (Allgemein.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literaturberichte.

Die Länder Österreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Friedrich Umlauft. VI. Band. Das Herzogthum Kärnten. Geschildert von Dr. Otto Steinwender. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite Auflage. Wien. Verlag von Karl Graeser.

„Viel Schönes in Berg und Thal, viel Merkwürdiges in Land und Leuten, in reicher Fülle und rasch wechselnder Mannigfaltigkeit, enthält in seinen engen Gemarkungen das Kärntner Land." Mit diesen Worten charakterisiert Steinwender ganz zutreffend seine reizvolle Heimat. Das Büchlein, das uns vorliegt, theilt sich in neun Abschnitte, denen eine kurz gedrängte, aber ganz faßlich geschriebene Übersicht, den landschaftlichen Charakter Kärntens, die Gebirge, Flüsse, Seen, das Almleben und die Viehzucht, die Waldwirtschaft, den Ackerbau, die Fischerei und Jagd, den Bergbau- und Hüttenbetrieb, die sonstige Industrie und einen Abriß der Landesgeschichte behandelnd, vorangeht. In den neun Abschnitten wird 1. Klagenfurt und Umgebung, 2. die Thäler der Metnitz, Gurk und Glan, 3. das Gebiet der Sau- und Koralpe, 4. der Südosten des Landes, nämlich das Jaun-, Loibl-, Boden- und Bärenthal, 5. Villach und Umgebung, 6. das Gailthal, 7. das Canalthal, 8. das Lieser- und Maltathal und 9. das Möllthal geschildert. Bei näherer Betrachtung hat man Gelegenheit, das umfassende Wissen des Autors in Bezug auf Kärnten auf jeder Seite des Buches kennen zu lernen. Er weiß alle Wege und Stege im Thale und auf der Alpe, ist vertraut mit Sitte und Brauch und kennt das Volk wie wenig andere. „Innerhalb der enggezogenen Landesgrenzen entwickelt sich umso stärker das Gefühl der Zusammengehörigkeit im Volke, und fröhlich und selbstbewußt gedeiht zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Freude ein stark betontes Landesgefühl, das fort und fort genährt wird von der ewig jungen Schönheit des Landes und dem biedern und freudigen Sinn der Landsleute. Seiner Heimat und seiner Freunde aber denkt der Kärntner nie bewegter, als wenn er in der Ferne eine jener Weisen erklingen hört, wie sie in so reicher Zahl, bald keck aufjauchzend in unbändigem Jubel, bald das Leid eines kranken Herzens klagend, daheim ertönen auf hallendem Tanzboden, aus dem hohen Kornfeld, das sich leise wiegt im Glanze der Sommernacht, oder hoch von der Alm ins tiefe Thal." Ist das nicht zutreffend geschildert?! Aus all' den topographischen, historischen und ethnologischen Aufsätzen, die in einem anmuthenden, leicht fließenden Stil niedergeschrieben sind, strahlt einem Meteor gleich die Liebe des Autors zu seinem engeren Vaterlande und die verleiht denselben einen relativ höheren Wert. Vor allem offenbart sich in seinen Beschreibungen die Freude am Almenleben und die Lust an der Gebirgswelt. Das Volksleben ist durch die frische und bündige Schilderung der Vierberger, des Kranzlreitens, des Kufenstechens, Blochziehens u. dgl. m. vertreten und der geschichtliche Theil ist in jedem Capitel an zutreffender Stelle mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet. Den Text zieren recht gelungene Holzschnitte und ist die Ausstattung des Büchleins eine sehr wohlgefällige. Wir möchten nur wünschen, daß dasselbe in jeder kärntischen Familie nicht nur gelesen werde, sondern bleibenden Eingang finden möge. R. Waizer.

Die Einführung des Johanniter-Ordens in Kärnten und dessen Commende und Pfarre Pulst. Von August von Jaksch. Wien 1890. (Archiv für österreichische Geschichte. LXXVI. Band, II. Hälfte, Seite 349 bis 404.)

Digitized by Google

Eine für den heimischen Geschichtsforscher wertvolle, gründliche, durchaus auf urkundlichem Materiale beruhende Arbeit. Der verdienstvolle heimische Archivar entnahm die Thatsachen vor allem dem Malteserordens-Archive in Prag, außerdem aber auch dem Archive der Ordenscommende Pulst und 21 Urkunden des kärutischen Geschichtsvereines in Klagenfurt. Auf Grund dieses, man kann sagen, durchaus unbekannten Quellenmateriales gibt der Verfasser eine nach Möglichkeit über eine bloße Aneinanderreihung von Regesten hinausgehende Geschichte der Ordenscommende Pulst und füllt dadurch eine von den wehrfachen empfindlichen Lücken in der Geschichte Kärntens aus. Dieses ist umso verdienstvoller, als hiemit zum erstenmale eine historisch-kritische Geschichte einer Ordenscommende in Österreich gegeben ist und damit eine neue Art österreichischer Localgeschichte begründet wird, deren weitere Ausbildung für die specielle Landesgeschichtsforschung sehr wünschenswert wäre.

Der Autor erwähnt zuerst die ältesten Ansiedlungen der Johanniter in Österreich zu Mailberg, Prag und Uebersbach (Fürstenfeld) in Steiermark, die alle aus der Mitte und zweiten Hälfte des 12. Jahrhundertes stammen und handelt dann über das erste Auftreten der Johanniter in Kärnten in Engelsdorf bei Friesach durch die Schenkung Wichards von Karlsberg (1214). (Die interessante und bis dato ganz unbekannte Originalurkunde theilt Jaksch im Anhange wörtlich aus dem Malteser Archive in Prag mit.) Hierauf spricht Jaksch über den Besitz der Johanniter in Friesach (1218 durch eine Schenkung Friedrichs von Pettau begründet). Aber in Friesach traten später (wann, wissen wir nicht) die deutschen Ordensritter, die seit 1240 in Friesach nachweisbar sind, an Stelle der Malteser. Und so wurde die Ordenscommende Pulst, begründet durch eine Schenkungsurkunde Ulrich III. vom Jahre 1263, die bleibende Heimat der Johanniter in Kärnten, indem der freigebige letzte Sponheimer Herzog, der, könnte man sagen, das meiste, was er persönlich hatte und zuletzt sein Herzogthum selbst verschenkte, dem Johanniter-Spitale zu Mailberg in Niederösterreich die Kirche zu Pulst übergab, worauf der Johanniterorden auch Grundbesitz zu St. Veit erwarb, woselbst eine Reihe von Ordenscommenduren residierten. Man denke nur an jenen ersten Comthur, der sich an dem Aufstande und der Gefangennahme Herzog Ludwigs in St. Veit auf das Gravierendste betheiligte. Erzählt doch Abt Johannes von Victring, dass durch das Haus des Comthurs der Minengang gieng, durch welchen die Hochverräther in die Stadt gelangten und Ludwig ergriffen. In Folgendem (pag. 10 und 11 des Separatabdruckes) führt Jaksch nach den Urkunden die Reihe der Comthure von Pulst vor und handelt lediglich in Regestenform, denn ein anziehenderer Bericht lässt sich überhaupt über diese Materie nicht geben, über die urkundlich beglaubigten Vorkommnisse unter der Regierung dieser einzelnen Vorstände. Die schlimmsten Zeiten kamen über die sonst durch Schenkungen und namentlich kirchliche Stiftungen begünstigte Ordenscommende unter dem zehnten Comthur Georg Florstett. Denn damals hielten die seit 1480 im Lande hausenden Ungarn, die gleich den Türken das Land schrecklich verwüsteten, Liebenfels besetzt und beraubten auch das Gotteshaus von Pulst und das Haus des Comthurs. Seit der Mitte des 16. Jahrhundertes unterstand die Commende Pulst dem böhmischen Großpriorate. Zu gleicher Zeit brach unter Comthur Schober (1558 bis 1597), der ein eifriger Bekämpfer des Protestantismus gewesen zu sein scheint, der langwierige Streit zwischen der Commende Pulst und den Bischöfen von Gurk rücksichtlich des geistlichen Jurisdictionsrechtes der Bischöfe über die Pfarrkirche zu Pulst aus. Über diesen Kirchenstreit berichtet Jaksch

Digitized by Google

(pag. 22 ff.) interessante Daten. Die nächste Veranlassung zu diesem Streite gab der Umstand, dass die Bischöfe von Gurk ihr bischöfliches Visitationsrecht in Pulst im Interesse des katholischen Glaubens geltend machen mussten. Führten doch einige Priester in Pulst einen Ärgernis erregenden Lebenswandel, beriefen sich auf ihre exemte Stellung gegenüber den Bischöfen; musste doch der vom Comthur Schober als dessen Stellvertreter eingesetzte Christof Mitterdorfer vom Bischofe von Gurk nach Straßburg citiert werden, damit er sich wegen des auf ihn ruhenden Verdachtes, „er sei kein ordentlicher katholischer Priester", rechtfertige. Der Kirchenstreit wurde beiderseits mit großer Heftigkeit und Leidenschaft geführt, so dass (siehe pag. 23) die Commende sogar leider eine Zeit lang ohne Seelsorger war und den katholischen Interessen durch die Prädicanten ernstlich Gefahr drohte, indem der Gurker Bischof weder Schober noch seinen Stellvertreter anerkennen wollte. Unter dem, von dem Großprior Lobkowitz zum Comthur in Pulst ernannten und durch den Erzbischof von Salzburg bestätigten Pfarrer von St. Gandolf Scheiber trat dann trotz der Feindschaft des Balthasar Kulmer eine bessere und ruhigere Zeit für Pulst ein. Doch erneuerten sich die Streitigkeiten zwischen Gurk und Pulst auch später in heftiger Weise und wahrhaft nicht zum Frommen der Commende in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundertes. Es hieße aber die Arbeit von Jaksch ungebührlich ausschreiben, wenn man über all diese Ereignisse hier berichten wollte. Der geneigte Leser wolle diese Frage in Jakschs Abhandlung (pag. 32 bis 45) nachlesen. Hier sei nur erwähnt, dass der langwierige Streit im Jahre 1688 im Wesentlichen zugunsten des Gurker Bischofes vom Cardinals-Collegium entschieden wurde. Jaksch gibt (pag. 44 bis 45) in klaren Worten den kirchenrechtlichen Sachverhalt. Die darauf folgenden Daten (pag. 45 bis 51) haben nur locales Interesse.

Man kann am Schlusse nur den Wunsch aussprechen, der Verfasser dieser Abhandlung möge bei gegebener Zeit und Gelegenheit auch dem deutschen Orden in Kärnten eine ähnliche Aufmerksamkeit schenken, wie der Johanniter-Commende und Pfarre Pulst. Ist doch Jaksch durch seine gründliche und umfassende archivalische Kenntnis und durch seinen amtlichen Beruf wie kein Zweiter dazu ausersehen, die vielfachen und empfindlichen Lücken in der Geschichte Kärntens, auf die schon Ankershofen im Archive für vaterländische Geschichte und Topographie, VI, 20, hinwies, nach besten Kräften und durch seine bewährte Arbeitskraft auszufüllen.

Prof. Dr. Fr. G. Hann.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: „Das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten." Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar, Custos der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz. Zwei Bände. Halle. Max Niemayr. 1891.

Der steirische Culturhistoriker Dr. Anton Schlossar legt uns zwei fingerdicke Bände: „Deutsche Volksschauspiele", die er speciell in Steiermark gesammelt hat, auf den Büchertisch. „Es war keine geringe Aufgabe", schreibt der Sammler, „die alten Theaterhandschriften, welche sich oft in Bauernhänden befanden und daher nicht leicht zugänglich waren, aufzufinden oder nach dem Volksmunde selbst Einzelnes niederzuschreiben." Das will ich glauben, denn ich kenne all' die Schwierigkeiten nur zu gut, welche sich einem entgegenstellen, wenn es gilt, irgend ein Buch, Manuscript oder ein Lied von Bauern oder selbst von Bürgern zu erlangen. Wie

Digitized by Google

oft schrieb ich um den Text von ein paar Liedern aus dem vorigen Jahrhunderte, die für mich und die Leser sehr interessant sind, nach Gmünd an gute Bekannte, doch stets umsonst. — Ist dieses Indolenz oder Absicht; ich vermag es mir nicht zurecht zu legen. Bei den Textabdrücken legte Schlossar eine besondere Beachtung auf die Anwendung der Mundart, welche, wie der Herausgeber sagt, theis bewusst, „theils unbewusst aus dem Grunde angewendet erscheint, weil der unbekannte Verfasser oder Abschreiber oft hochdeutsch zu schreiben vermeinte, dabei aber unwillkürlich Worte, Endungen und andere dialektische Eigenthümlichkeiten an Stellen anbrachte, wo dieses gar nicht beabsichtigt war." Hiebei hat er sich angeblich möglichst an das Original gehalten. Die meisten Stücke entstammen dem 16. und 17. Jahrhunderte. Theils sind es Nachahmungen der Schauspiele des Hans Sachs, wie beispielsweise das Paradeisspiel und Judith und Holofernes, welch' ersteres in Mitterdorf im Mürzthale aufgeführt wurde, theils sind es Copien von Puppenspielen, wie die Stücke: Genovefa, Barbara, Hirlanda, welche schon in den Volksbüchern des 16. Jahrundertes enthalten sind. Das Schauspiel: „Die keusche Susanna", welches ebenfalls im Buche enthalten ist, stammt auch aus dem 16. Jahrhunderte und wurde zuletzt zu Anfang des 19. Jahrhundertes in Eisenerz aufgeführt. „Der bairische Hiesl", ein beliebtes Stück für Marionetten, behandelt die Geschichte des Räuberhauptmannes Mathias Klostermaier, welcher anno 1771 zu Dillingen hingerichtet wurde und den auch Herrman Schmid zum Helden einer Erzählung auserwählt hat. In Steiermark und Kärnten gelangte das Stück zur Aufführung. Das Krippen-, Geburt Christi-, Leiden Christi- und Nicolo-Spiel sind geistliche Spiele, deren Entstehung ins Mittelalter zurückreicht und die in Obersteier und auch bei uns in Kärnten von Bauern gespielt worden sind. Das steirische Leiden Christi-Spiel, wie es in Gaishorn im Palten Thale, in Maria Zell, Zeiring und Fürstenfeld aufgeführt wurde, hat einige Ähnlichkeit mit unserem kärntischen Christileiden-Spiel, wie dasselbe im Glanthale und Gurkthale textlich abgefasst erscheint. Als Anhang hat Schlossar das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale Kärntens im Buche eingerückt. Der Text wurde dem Herausgeber vom Professor R. Dürnwirth in Klagenfurt eingesandt. Derselbe stammt von Altenmarkt im Gurkthale ob Weitensfeld. Das Gurkthaler Passionsspiel ist mit jenem des Glanthales vollkommen identisch. Gleich nach Erhalt der Volksschauspiele verschaffte ich mir sofort das in Händen des Bauers Irsner sich befindliche Glanthaler Passionsspiel, verglich Zeile für Zeile mit dem Gurkthaler Spiele und fand, dass beide wörtlich gleichlautend sind. Es besteht sonach entweder nur ein Gurkthaler oder nur ein Glanthaler Passionsspiel. Richtig bezeichnet, hieße es das „Kärntner Passionsspiel" Jedenfalls ist das Stück sehr alt und dürfte aus dem 15. oder 16. Jahrhunderte stammen. Man glaubt, dass vor alter Zeit ein Pfarrer von Tiffen dasselbe verfasst oder mindestens umgearbeitet habe. Ich möchte fast meinen, dass dieses Passionsspiel jenem vom Orte Oberamergau nachgebildet worden ist. Nach dem, wie ich dasselbe voriges Jahr in Oberamergau aufführen sah, hat es so viele Anklänge an dasselbe, dass man dieser Vermuthung mit vollem Grunde Raum geben kann. Vor der Bearbeitung des geistlichen Rathes und Pfarrers Josef Alois Daisenberger herrschte in denselben die gleiche, zuweilen komisch-derbe Muse, wie in dem unseren. Der Teufel mit seinen höllischen Scharen spielte ebenso dort wie heute noch hier eine der gewichtigsten Rollen. Er war der Lustigmacher der Bauern wie der Städter in einer Zeit, wo noch das Hexenwesen im Schwunge war, und wo man ihn an allen

Digitized by Google

Ecken und Enden sah. Er spielte den Hanswurst in der großen Leidenstragödie. Noch im vorigen Jahrhunderte sollen, wie man mir erzählte, nachdem sich Judas erhängt hatte, lustige Teufelchen herbeigesprungen sein, welche dem Verräther die Eingeweide aus dem Bauche rissen und sie wohlgemuth verzehrten, denn es sollen echte Oberamergauer Bratwürste gewesen sein. Die Christileiden-Spiele, wie ich dieselben hierzulande kenne, scheinen — ich nehme auch das Krappfelder Spiel mit in den Kauf — insgesammt aus einem Guss zu sein. Die Möglichkeit liegt nicht ferne, dass dieselben vielseitige Umarbeitungen von unbekannten Verfassern erfuhren, wodurch dann die localen Bezeichnungen wie Glanthaler, Gurkthaler, Krappfelder Spiel entstanden sind. Nun sei dem, wie es wolle, Thatsache ist es einmal, dass alle Spiele unter einander große Ähnlichkeit besitzen und einem Originale nachgebildet sind.

Ob das steirische Leiden Christi-Spiel, sowie die vorliegenden „deutschen Volksschauspiele" rein steirischer Provenienz sind, möchte ich bezweifeln. Sie sind importierte Volksliteratur, welche durch die Anwendung des Dialektes ein locales Interesse gefunden hat. Der Sammelfleiß Schlossars verdient immerhin die vollste Anerkennung und der Germanist wird ihm sicher für die dargebotenen Stoffe eine große Dankbarkeit bezeugen. R. Waizer.

Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales. Von R. Dürnwirth.

Dieser anziehend geschriebene Aufsatz, welchen Professor Dürnwirth im Organ der deutschen Gesellschaft für Volkskunde (III. Band, 6. Heft, Leipzig 1891) veröffentlichte, enthält zwar im Wesentlichen keine völlig neuen Ergebnisse, da die Einwirkung der deutschen Mythologie und Sage auf die Kärntner Slovenen schon mehrfach von heimischen Forschern beobachtet wurde und unter anderen im Werke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" in den Aufsätzen von Pogatschnigg und Scheinigg (siehe daselbst „Kärnten und Krain", pag. 145 ff. und pag. 152) erwähnt wird, aber wir müssen dem Verfasser dieses Aufsatzes dafür dankbar sein, dass er die Einwirkungen dieser Art auf das Oberrosenthal zusammengestellt, wohl auch im Einzelnen Neues hinzufügt und die Leute draußen „im Reiche" mit diesen Einwirkungen bekannt machte. Dürnwirth handelt besonders von dem Glauben an die „Pechtra Baba" im Oberrosenthale, welche bekanntlich der Perchtl des deutschen Ober- und Mittellandes gleichkommt und ein Abbild der altdeutschen Peralta ist. Besonders interessant ist der Glaube der Rosenthaler an die weißen Frauen oder die saligen Frauen, wie sie das deutsche Kärnten nennt und kennt. Was in der Volksphantasie der Rosenthaler diesbezüglich lebt, hat sich ganz gewiss dadurch gebildet, dass durch die Nachbarschaft der Deutschen und Slovenen die Rojanice der Slovenen und die weißen Frauen in der Phantasie der Rosenthaler eine Verbindung eingiengen, und zwar so, dass durch die Zaliczene das Wesen der Rojanice verdunkelt wurde. Dürnwirth belegt diese mythologischen Vorstellungen bei den Rosenthalern ebenso durch Beispiele, wie die Gruppe von Sagen, welche vom Teufel und seinem Thun und Treiben handeln. Hier steigert sich, wie Dürnwirths Aufsatz auf das Trefflichste zeigt, die Ähnlichkeit mit den deutschen Sagen bis zur Identität, denn genau so wie in den deutschen Alpenländern erscheint im Rosenthale der Teufel als schmucker Jäger, als stattlicher Bursche und feingeschniegelter Stutzer und straft meist den Hochmuth; auch als dummer Teufel ist er nach Dürnwirth dem Rosenthale nicht ganz fremd. Auch ungeheuere Felsblöcke schleppt er flugschnell durch die Lüfte und lässt

Digitized by Google

sie als Teufelssteine niederfallen. Man denke nur an die bekannte Legende von der Wallfahrt der seligen Hemma nach Maria Elend. Dürnwirth weist überhaupt darauf hin, dass sich im Rosenthale in der Gegend von Maria Elend im Volksglauben der Teufelsspuck gleichsam verdichtet und vor Allem concentriert habe. Besonders schlagend für unmittelbar deutschen Einfluss auf die Sagen des Oberrosenthales ist der von Dürnwirth angeführte Glaube an Wodan, den Schimmelreiter der wilden Jagd, in der Gegend von Maria Elend. Im Märchen der Slovenen mögen gewiss auch Anklänge an das deutsche Element vorhanden sein, ob aber die Sage von der Serajnik Zalika, die nach kurzer Vermählung von den Türken oder Zigeunern in die Sclaverei geschleppt wurde, von dort entfloh und den Nachstellungen der hundsköpfigen einäugigen Vešjani entgeht, worauf sie gerade an dem Tage zuhause eintrifft, als ihr Mann heiraten sollte, mit Recht in diesem Aufsatze erwähnt ist, möchte ich bezweifeln; denn an eine directe Einwirkung der Vorstellung „der Plattfüße in der Sage von Herzog Ernst" kann man hier doch ebensowenig denken, wie an die der homerischen Cyklopen. Dürnwirth sucht die Einwirkung der deutschen Sage und Mythe auf das Oberrosenthal, die den Inhalt seines Aufsatzes bildet, dadurch zu erklären, dass er sagt: „Von Jahr zu Jahr wandern Kinder slovenischer Bauern auf die deutsche Seite, um sich dort die deutsche Sprache anzueignen." Diese Erklärung dünkt mir unzureichend, denn auf diese Weise mögen allerdings einzelne „Sagenkörnchen" vielleicht übertragen werden, aber es werden nicht ganze fremde Sagenarten bei einem anderen Volksstamme heimisch, wie dies hier der Fall ist. Die Ursache dieser Einwirkungen liegt vielmehr in dem jahrhundertelangen und vielfach friedlichen Nebeneinanderwohnen der Deutschen und Slovenen im Lande Kärnten. Die deutschen Sagen und Mythen haben sich unter den Slovenen in derselben Weise verbreitet, wie die deutschen Schnadahüpfeln, welche zuerst in der Gegend von Klagenfurt unter den Slovenen die neue Art des slovenischen Volksliedes der Vierzeiler entwickelten (siehe Scheinigg in „Österreich-Ungarn in Wort und Bild", Kärnten, pag. 156). Für diese durch viele Menschenalter wirkende Übertragung vom deutschen Bauer auf seinen slovenischen Nachbar zeigen sogar die Namen. So führen in Launsdorf die seligen Frauen nach Pogatschnigg den Namen Wileweiß vom slavischen bel und dem gleichen deutschen Worte weiß, und auch die Perchtl heißt Perchtrababa, was gleichfalls ein aus deutschen und slavischen Elementen componiertes Wort ist. So spiegelt sich in den Worten die Übertragung ab. Man denke nur daran, dass die Urkunden evident erweisen, dass schon zur Karolingerzeit deutsche und slavische Landbebauer nebeneinander saßen, und also ein Austausch des gegenseitigen Volksglaubens und Volkscharakters theilweise schon damals stattfinden konnte Man erlaube mir hier auf einige urkundliche Beispiele hinzuweisen. Am 26. December 888 schenkte König Arnulf der Milidrud, der Gemahlin eines Mundschenks, leibeigene Bauern in der Gegend von Feldkirchen. Bei dieser Gelegenheit werden urkundlich mehr als zwanzig deutsche Ansiedler genannt, aber auch slavische Bauern in Karnburg.[1]) In einer Schenkung an Innichen (882, den 10. Juli), in welcher Matheri der Kirche zu Innichen seinen Besitz unterhalb Trigen und Griffen schenkt,[2]) fungieren lauter deutsche Zeugen. Ferner wird erwähnt, dass ein Deutscher namens Alcuin

[1]) Die Urkunde zu lesen im Anhange zur Juvavia, 108.

[2]) Die urkundlichen Belege aus Fontes rerum austriacarum, II. Abtheilung, 31. Band, Nr. 10.

Digitized by Google

de Carantania ein Gut Taurn (Tauern) in der Gegend von Mallnitz um 860 an Freisingen schenkte.[1]) Vor Allem sei mir noch erlaubt, Folgendes mitzutheilen: Circa 880 tauschte Bischof Arnold von Freisingen an den vollfreien Deutschen Gotschalk eine Hube am Wörthersee gegen eine im Rosenthale aus (Fontes, 31. Band, Nr. 24). Also gab es schon um 880 eine deutsche Ansiedlung im Rosenthale; ebenso werden um 900, wo Georgius der Kirche zu Wörthee die Güter seiner Frau Tunza schenkt (Fontes ibidem, Nr. 26) eine Reihe ansässiger Deutscher als Zeugen genannt. Diese Beispiele ließen sich vermehren; man sieht aus ihnen, dass schon zur Karolingerzeit unter den Slovenen mosaikartig deutsche Ansiedler wohnten. Also seit Jahrhunderten fand und konnte eine Übertragung der Vorstellungen von den Deutschen auf die Slaven stattfinden. Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass es ein unerwiesenes, durch Kämmel kritiklos eingebürgertes und von da nachgeschriebenes Dogma ist, dass ganz Kärnten bei der Einwanderung der Slovenen von diesen besetzt worden sei. Dies ist, obwohl wir wissen, dass die Slovenen eine Zeit lanz bis Toblach, bis über den Semmering und nach Oberösterreich vordrangen,[2]) nicht erweisbar, denn die Slovenen brauchen doch aus diesem Grunde nicht z. B. auch das Lesachthal[3]) und andere abseits gelegene Theile Kärntens besiedelt zu haben. Die älteren Forscher waren viel vorsichtiger in ihren Urtheilen, so sagt Muchar (steirische Zeitschrift, 10. Heft, Seite 82): „Unerweislich ist die kühne Behauptung, dass in ganz Kärnten nur Slaven gewohnt, bis Karl der Große mit der deutschen Colonisation begann." Die Quellen beweisen weder, dass ganz Kärnten von Slaven besetzt wurde, noch auch das Gegentheil, dass nämlich deutsche Völkersplitter aus der Zeit der Völkerwanderung sich in Kärnten angesiedelt haben und neben den Slaven bei der Einwanderung derselben vorhanden waren und sich erhielten. Auch die Ortsnamen sprechen nicht entschieden weder für die eine noch für die andere Annahme, da kaum einige wenige bis in diese frühe Zeit der Wanderung hinaufreichen. Hier steht also eine Meinung neben der andern; das „ignorabimus" ist nach kritischem Verstande das allein Richtige. Eines aber ist sicher, dass durch die Jahrhunderte lange Nachbarschaft zwischen Deutschen und Slaven Culturübertragungen stattfanden. Prof. Dr. Fr. G. Hann.

[1]) Ibidem, 31. Band, Nr. 17.

[2]) Letzteres geht aus der Stiftungsurkunde von Kremsmünster 777 n. Chr. hervor. Damals saßen im Gebiete von Sierning in Oberösterreich Slaven. Es heißt in der Urkunde, dass 33 slavische Colonisten bei Todticha und Sirnacha dem Stifte tributpflichtig werden. (Urkundenbuch von Kremsmünster, pag. 2, unten.)

[3]) Wo die slavische Landschaft Zellia lag, welche nach Paulus Diaconus (liber IV, 40) die friaulischen Herzoge Taso und Caco in Besitz nahmen, ist streitig. Man glaubt, dass darunter das mittlere Gailthal und unter Medaria Möderndorf bei Hermagor zu verstehen ist. Die älteren, sehr abweichenden Ansichten der Forscher siehe bei Ankershofen, Geschichte Kärntens, III., pag. 39, Anmerkung. Nach Chronst, Topographische Erklärung zu einigen Stellen in den Mon. Germ., Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, III., Seite 585 bis 591, ist die regio Zellia nicht mit Bethmann als Cilli in Untersteiermark zu erklären, sondern bezeichnet das Gailthal und der bei Paulus Diaconus daselbst genannte Ort Medaria ist nach ihm Mauthen nicht, wie Waitz glaubt, Windischmatrei. Also hätten im mittleren ebenso wie noch jetzt im unteren Gailthale Slaven gewohnt und die Nachfolger Gisulfs von Friaul breiteten ihre deutsche Herrschaft über diesen Theil des Gailthales aus.

Digitized by Google

Die Literatur über das kärntische Bauernhaus. Die Wochenschrift „Ausland“ für Erd- und Völkerkunde 1891, Nr. 24, 25 und 27, enthält eine Studie von Gustav Bancalari: „Forschungen über das deutsche Wohnhaus“, die in drei Artikel zerfällt:

I. Beschreibung des kärntischen Haustypus (Seite 467 bis 471),

II. Modificationen und Verbreitung des Kärntner Hauses (Seite 485 bis 489),

III. Bedenken gegen die volksthümliche Entstehung und Entwicklung des Halbwalmdach-Typus (Seite 528 bis 532).

Ehe wir über den Wert dieser Studie sprechen, wird es nöthig sein, dasjenige, was in dieser schwierigen Forschung auf dem Boden Kärntens bisher geleistet worden ist, kurz zusammenzufassen.

Im Jahre 1871 schrieb A. von Rauschenfels, ein gründlicher Kenner Kärntens, in der Zeitschrift „Carinthia“ einen kurzen, keineswegs wissenschaftlich gehaltenen Aufsatz über die Architektur kärntischer Bauernhäuser, welcher erst einige Jahre später durch die überaus sorgfältig ausgeführten Illustrationen des k. k. Ingenieurs Paul Grueber zu voller Geltung gelangte. Leider sind diese Handzeichnungen, welche die kärntische Landwirtschafts-Gesellschaft besitzt, niemals veröffentlicht worden und daher nur wenig bekannt. Eilf Jahre später erschien bahnbrechend: „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung“ von Rud. Henning, Straßburg bei Karl J. Trübner und London bei Trübner & Comp. In dieser gründlichen Arbeit ist jedoch das Alpenhaus nur wenig beachtet und Kärnten wird darin gar nicht erwähnt. Fast gleichzeitig erschien von Gustav Meitzen, Berlin 1882: „Das deutsche Haus“ mit sechs Tafeln Abbildungen und einer Übersichtskarte über die Verbreitung der volksthümlichen Hausformen. So verdienstvoll dieses Werkchen von 34 Druckseiten auch ist und so klar und übersichtlich die verschiedenen Haustypen zusammengestellt sind, für Kärnten ist es nicht verwendbar, weil sein Inhalt nicht mit den Thatsachen übereinstimmt. Seite 15 heißt es: „Die gegenwärtige Lage der Dinge zeigt also im Nordwesten Deutschlands längs der Küstengegenden der Nordsee das Friesische und Sächsische Haus, in den Alpen die verschiedenen Gestalten des Schweizer Hauses und in Skandinavien, sowie hier und da in Westpreußen, Posen und Polen den eigentlichen Typus des nordischen Hauses. In dem weiten Zwischenraume aber ist von den westlichen Wasserscheiden des Rheins her das fränkische Haus verbreitet.“ Auf der Übersichtskarte aber erscheint, übereinstimmend mit den Angaben Hennings (Seite 19 und 20), das Schweizerhaus verbreitet über Tirol, Oberbaiern und Oberösterreich bis in die Südspitze Böhmens, während das ganze übrige südliche Österreich, somit auch Kärnten, in das Gebiet der fränkischen Hausformen fällt. Als aber Dr. Rudolf Virchow gelegentlich des hygienischen Congresses in Wien das südliche Österreich bereiste und im October 1887 von Laibach nach Klagenfurt kam, fand er es anders. „Gegen Tarvis hin“, schreibt er (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1887, Seite 587), „entwickelt sich der deutsche Habitus mehr, meist mit oberbairischer Variation; nur geben die sehr breiten Schindeln den Häusern einen eigenthümlichen Gebirgsanstrich. Zugleich werden aber die Häuser selbst höher. Photographien von Obertarvis, Raibl und Flitsch gewähren im Ganzen einen mehr abweichenden Eindruck, der durch die gedrängte Dorfanlage verstärkt wird. Weiterhin in Kärnten erhielt sich das deutsche Ansehen der Dörfer. Überall, auf der Eisenbahnstrecke nach Klagenfurt und von da über Glandorf nach

Digitized by Google

Bruck, hatten die Häuser unten weiße Mauern, oben Holzwände mit Schindeln. Auch auf dem Wege von Wien durch Mähren und Böhmen (Lundenburg, Brünn, Prag) erblickte ich kein einziges fränkisches Haus. Meist war der Unterbau steinern, die alten Häuser niedrig, mit seitlichem Eingang, mit Stroh gedeckt, am Giebel mit einem Walmdach, zuweilen unter gemeinsamem Dach alles vereinigt, nur die Scheune meist getrennt."

Der Vortrag Virchows: „Über das alte deutsche Haus", welchem diese Stelle entnommen, ist überhaupt für Kärnten lehrreich, weil er sich viel über das deutsche Alpenhaus, welches theilweise auch hierzulande vorkommt, verbreitet. Ebenso wichtig ist auch Virchows Vortrag in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft von 1890, Seite 553, worin speciell Bauernhäuser aus Kärnten bei Millstatt und bei St. Peter im Holz zur Sprache kommen.

Herr Bancalari kennt von allen diesen Druckschriften nur das Werkchen Meitzens, welches er zum Ausgangspunkte und zur Grundlage seiner Forschungen nimmt. Er scheint aber auch sonst über die Ethnographie und Vorgeschichte Kärntens nichts anderes gelesen zu haben, als Krones: „Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer" (III. Band, 5. Heft, der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. A. Kirchhoff). Ihm gilt es als ausgemacht, dass vor der Ankunft der deutschen Besiedler ganz Innerösterreich nebst dem Pusterthale und wohl das ganze Küstenland slovenisch waren, und dass unter den deutschen Besiedlern Karantaniens bloß Franken und Bajuvaren den Ausschlag gegeben haben. Wenn nun ferner Bancalari seine ganze Kenntnis des Landes, das er zum Gegenstande seiner Forschung auserkoren, nur aus den Reiseeindrücken einer Fußwanderung schöpft, die er von Radstadt im Ennsthale über Gmünd nach Klagenfurt und wieder zurück über Villach und Tarvis nach Görz unternahm, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn er einerseits das Schopfhaus für einen altfränkischen Kärntner Typus, anderseits eine Fludermühle für ein Überbleibsel altslavischer Cultur hält und den Namen „Millstatt" von eben dieser Fludermühle herleitet. Ihm selbst kommen zwar schließlich Bedenken über die Richtigkeit seiner eigenen Schlussfolgerungen und er findet, dass noch weitere Untersuchungen nothwendig wären, die er selbst oder andere nachholen sollten. Billig muss man da fragen, warum er denn diese unfertige Studie drucken ließ? Die Antwort ist nicht schwer: Herr Bancalari wollte einen Zeitungsartikel schreiben und seine schön gezeichneten Häuserskizzen verwerten. Nun, was diese letzteren betrifft, so muss zugestanden werden, dass sie in der That nicht ohne Wert sind, und wenn auch die Studie unbedingt verwerflich ist, ja, wie Dr. Virchow sagt, nur Verwirrung anrichten kann, so werden diese Skizzen selbst für ernstere Studien auf diesem Forschungsgebiete ein brauchbares Material bieten.

Bei dieser Gelegenheit muss noch eine andere Druckschrift über das deutsche Bauernhaus, die sich auch auf Kärnten erstreckt, zur Sprache kommen, welche zwar nicht vom historisch-ethnographischen Standpunkte aus geschrieben, aber doch von diesem Standpunkte aus sehr berücksichtigungswert ist. Es ist die Schrift: „Dorf und Bauernhof in altdeutschem Lande, wie sie waren und wie sie sein werden." Von K. Rhamm. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1890. Dieses ebenso sach- als sachkundig geschriebene Werkchen fasst zunächst die deutschen Dorfanlagen und erst in zweiter Linie die Bauernhäuser ins Auge. Die auf ihrer baulichen Entwicklung basierte Eintheilung der deutschen Bauernhäuser scheint ebenso originell als zweck-

Digitized by Google

mäßig zu sein. Zu oberst stellt er als Gegensätze im Norden den niedersächsischen Einbau und im Süden den kärntisch-steirischen Hof, wie er im Mürzthale und in der sogenannten „Gegend" oberhalb Villach vorkommt. Beide berühren sich in dem Umstande, dass sie allein in deutschen Gauen den alten Wohnraum mit dem Herd in der Mitte im Wesentlichen in seiner alten Bedeutung und Einrichtung erhalten haben. An den niedersächsischen Einbau schließen sich der schleswig'sche, der friesische und holländische Einbau, während die Einbaue des oberen Deutschlands in mehreren unter einander verwandten Abarten am Nordabhange der Alpen vom Jura und Schwarzwalde nach Osten sich bis zur oberen Traun herüberziehen und dem kärntisch-steirischen Ringbaue sich die Geviertbaue des westlichen Hochgebirges und der österreichisch-steirischen Ebene anschließen. Die ganze Breite des mittleren Deutschland füllt der mitteldeutsche Hofbau mit seinen verschiedenen Unterarten aus, wobei das fränkische Haus stets den Giebel nach der Dorfstraße richtet und die Wohnstube so in die Ecke stellt, dass die Fenster zum Theil auf den Hof, zum Theil auf die Straße gehen, während das thüringische Haus sich nach der Sonnenlage richtet. Im äußersten Süden, auf der ganzen Erstreckung der Alpen, herrscht der Block- oder Schrotbau, der die Wände aus übereinander gelagerten, in den Ecken ineinander verzapften Balken fügt (schrotet). Seine höchste künstlerische Ausbildung hat er im äußersten Westen, namentlich im Berner Oberlande, erlangt. Von da vollzieht sich nach Osten zu ein allmählicher Niedergang, der schließlich im östlichen Kärnten und in Steiermark mit nüchternen einstöckigen Holzhäusern abschließt, die an Einfachheit dem slavischen Hause, beispielsweise in den Karpathen, kaum etwas nachgeben. An den Blockbau schließt sich im Südwesten des alten deutschen Landes der Ständer- oder Bohlenbau. Dieser bildet die Wände aus wagrechten, seltener senkrechten Bohlen, die in die aufrechten Ständer des Gerüstes eingelassen sind. Er gehört ausschließlich dem alemannischen Stamme an und ist noch heute im Flachlande der Schweiz wie im Schwarzwalde verbreitet. Das ganze übrige Deutschland zeigt den Riegel- oder Fachwerkbau, der das Gerüste des Hauses aus einem durch Riegel und Streber verbundenen Ständerwerk herstellt, dessen Ausfüllung in früherer Zeit durch ein, um senkrechte Stäbe geschlungenes, mit Strohlehm bekleidetes Geflecht, heute ausnahmslos durch Mauerwerk von Bruch- oder Backsteinen bewerkstelligt wird.

Fügen wir hinzu, dass dieses 80 Druckseiten umfassende Werkchen von K. Rhamm eine Fülle treffender und höchst interessanter ökonomischer, nationaler, socialer und culturhistorischer Bemerkungen enthält, welche auf einem reichen Schatze von Erfahrungen beruhen, die der Verfasser durch eigene Ermittlungen und durch einen ausgedehnten Schriftenwechsel in jahrelanger Arbeit gesammelt hat, so müssen wir das Studium desselben jedem wärmstens empfehlen, der sich mit dem deutschen Bauernhause befassen will, und wir können nur sehnlich wünschen, dass sich der Verfasser recht bald bewogen fühlen möchte, diesen seinen reichen Schatz in wissenschaftlicher Bearbeitung der Öffentlichkeit vorzulegen. Karl Baron Hauser.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

81. Jahrgang.

Nr. 5.

Klagenfurt 1891.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde. Von Dr. Richard Müller 141

Aus den Kunstschätzen des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavantthale. 2. Ein Elfenbeinrelief aus dem früheren Mittelalter. Von Prof. Dr. Fr. G. Hann 151

Kinderreime und Kinderspiele. Gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und um Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf. (Schluss) 157

Kleine Mittheilungen:

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens Von Prof. Dr. Fr. G. Hann. . 165

Literaturberichte:

Hieronymus Marchstaller, Abt von St. Paul 1616—1638, nach seinem Leben und Wirken dargestellt von P. Beda Schroll, Klagenfurt 1891. Besprochen von Prof. Dr. Fr. G. Hann 167

Geschichte des k. u. k. kärntnerischen Infanterie-Regimentes FM. Graf von Khevenhüller Nr. 7 von G. Ritter Amon von Treuenfest. Wien 1891. Besprochen von Karl Baron Hauser 171

„Am Wörthersee". Von Prof. Edmund Aelschker. Besprochen von R. Waizer. 172

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 5. Einundachtzigster Jahrgang. 1891

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde.

Von Dr. Richard Müller.

1. Griffen und Trixen.

Die für die Aufhellung des ersteren dieser beiden Ortsnamen und seine Geschichte entscheidenden unter den vielen seiner urkundlichen Belege sind nur die folgenden zwei:

a) **Truhsna**. Im Jahre 822 schenkte ein gewisser **Matheri** (d. i. **Mahtheri**), was er **infra Truhsna et Crivina** „unterhalb (oder nach einem Germanismus, zwischen) Trixen und Griffen" besaß und vormals selbst vom Bisthume Freising erhalten hatte, dem Kloster Innichen: **Cod. dipl. austr.-fris.**, 1, 12, Nr. 10. Dazu Kaemmel, Entstehung des österreichischen Deutschthums 1, 266 mit Anm. 3.

b) **Truhsina** Urkundenbuch von St. Paul im Lavantthal S. 81 Nr. 2 von 1123. Die betreffende Urkunde enthält die päpstliche Bestätigung einer älteren päpstlichen Bulle für das genannte Stift; die Form **Truhsina** hat sie wohl aus dieser älteren Bulle übernommen. Aber da St. Paul erst 1091 gestiftet ist, während **Truhsina** als die allein dem VIII./IX. Jahrhunderte gemäße Form zu gelten hat, muss dieselbe damals im lebendigen Gebrauche längst veraltet gewesen und in der Schrift blos archaistisch fortgeschleppt sein. Für die philologische Erkenntnis ist sie eben darum von hohem Werte. [1])

Die Urkunde König Arnolfs vom 29. September 895 (Böhmer-Mühlbacher, **Regesta imperii**, Band 1, Nr. 1861), die voraussichtlich

[1]) Ganz derselben Beurtheilung unterliegt die Form Garstina von 987 für das oberösterreichische Garsten.

dies rein althochdeutsche **Truhsina** noch aus lebendigem Sprachgebrauche bot, ist leider nur aus einem Gurker Copialbuche des XII. Jahrhundertes bekannt und danach in dürftigem Auszuge — mit Übergehung gerade der uns hier nöthigen Stelle — im Urkundenbuche von Steiermark, 1, 15 Nr. 11 gegeben. Vollständig brachte sie — jedoch wieder nur nach Eichhorns älterem Abdrucke — Ankershofen in seinem Handbuche der Geschichte Kärntens, 2, I, 246 ff., Anm. a). Nach dem im Archive des Geschichtsvereines für Kärnten befindlichen Copialbuche gibt der König seinem getreuen **Waltuni quasdam res proprietatis nostre quas antea in beneficium habuit in loco qui vocatur thrusental** (Ankershofen **Thrusenthal**) **ac duobus castris in eo edificatis et nemus in monte diehshe.** Die Überschrift des Diploms in dem erwähnten Gurker Copialbuche (**pag. 2, Nr. 1**) lautet: **Privilegium Arnolfi regis de Truhsental et Richenburc Gurkavelde et de vndringe.** Das **thrusental** des Textes ist demnach als alter Schreibfehler zu beurtheilen für **truhsental**: und diese Form ist der Zeit der Abfassung des Copialbuches völlig gemäß. Mit Rücksicht auf das verlorene, um dreihundert Jahre ältere Copialbuche von 895 aber kann **Truhsental** nur als Modernisierung gelten. In diesem wird gestanden haben **in loco qui vocatur Truhsinatal.** Vergleiche nämlich **Gurkavelde** in der obigen Überschrift, sogar mit geschontem althochdeutschen **a** als Ausgang des Flussnamens, wogegen freilich das Original der Urkunde desselben Königs vom 31. August 898 (Böhmer-Mühlbacher Nr. 1889; Gurker Copialbuch, **pag. 3, Nr. 2**; Ankershofen 2, I, Urkundenheft zur IV. Periode, Seite 38, Nr. 48) **in gurktala** bietet: so dass man für die Urkunde von 895 etwan auch vermuthen dürfte **Truhsintal.**

Dies Königsdiplom benützte schon Erzbischof Balduin von Salzburg in seinem Privileg ddo. Gurk, 6. Jänner 1043, worin er der Gräfin Hemma als Stifterin des Klosters Gurk pfarrliche Rechte **ecclesiarum sancti Lamberti, sancti Georgii et sancte Margarete in truhsen** (Ankershofen **truchsen**) **per predium suum constructarum** verleiht; am Schlusse der darauf folgenden Grenzbestimmungen heißt es: **et predium quod truhsental** (Ankershofen **truchsental**) **dicitur et in monte diesh** (d. i. **diehs**): Copialbuch, **pag. 16 Nr. 19**; vergleiche Ankershofen 2, I, Urkundenheft zur V. Periode, S. 91 f. Nr. 45, wieder nach Eichhorn; der Auszug im Urkundenbuche von Steiermark, 1, 61 f. Nr. 53 nach dem Copialbuche, wieder mit Fortlassung

Digitized by Google

der Trixen betreffenden Stelle. — Mit den duobus castris TRVHSEN (so im Originale; Ankershofen Truchsen) dictis schließt endlich in König Heinrichs IV. Stiftungsurkunde des Bisthumes Gurk ddo. 9. Jänner 1072 (Ankershofen, Urkundenheft zur V. Periode, S. 95 bis 97, Nr. 51 a) der althochdeutsche Zeitraum für unseren Ortsnamen ab. (Die beiden Urkunden von 1043 und 1072 sind übrigens, wie mir Herr Custos Laschitzer nach Angaben des Archivars A. von Jaksch mittheilt, Fälschungen des ausgehenden XII. Jahrhunderts.)

Den mittelhochdeutschen Zeitraum haben wir bereits in jenen rückgreifenden Modernisierungen der ältesten Formen **Truhsna** und **Truhsina** erreicht. Die mittelhochdeutschen Formen, die regelrechten Nachfolger jener althochdeutschen, sind:

Truhsen, die gemeine Form des XII. Jahrhunderts;

mit Bezeichnung des Umlautes ü durch ů, ǒ, ů̈: **Trůhsen, Trǒhsen, Trůhsen;**

ohne diese Bezeichnung mehr mundartlich **Truhsin, Truhssin** und **Truchsen**: letzteres angeblich schon 1043 und 1072 (siehe oben die betreffenden Urkunden), doch ohne rechte Gewähr.

Erst im 15. Jahrhunderte findet sich **Trüxen** (anno 1428), woraus endlich das moderne **Trixen**. (Die einzelnen Nachweise sind aus den Registern zu den Urkundenbüchern von Steiermark und St. Paul leicht zu beschaffen.)

Heute sind es drei Orte Trixen: Dorf Nieder-Trixen in der Ortsgemeinde Haimburg (dem alten **Hiunenburc**), Mitter- und Ober-Trixen in der Ortsgemeinde Waisenberg. [1]) Ein Blick auf die Karte (Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie, Zone 19, Columne XI oder Section Völkermarkt) zeigt, dass die in jener Urkunde von 822 als Grenzpunkte des Besitzes zusammengenannten Griffen und Trixen mit dem Orte Völkermarkt in einem ziemlich flachen Dreiecke liegen, dessen von Völkermarkt gebildete Spitze nach Süden gerichtet ist und auf der Drau aufsteht, während jene beiden, die Grundlinie des Dreieckes darstellend, zurück nach Norden und ins Gebirge verweichen, und zwar so, dass Griffen die östliche, die einander benachbarten Mitter- und Ober-Trixen die westliche Kante einnehmen, wogegen das etwas südlich von St. Stephan gelegene Nieder-Trixen beiläufig die Mitte innehält. Der ganze Land-

[1]) **Die Veste Mittertrukchsen verleiht Kaiser Friedrich III. 1461 als Lehen (Archiv für K. österr. G.-Q. 10, 375 Nr. 484); Andreas Rosch pfleger zu Nyder Truxsen (wieder der Veste) 1478 (Urkundenbuch von St. Paul, S. 471 Nr. 606).**

Digitized by Google

ſtrich iſt eine wellige Hochfläche mit einzelnen impoſanten Felskegeln, die noch jetzt Ruinen alter Höhenburgen tragen. Sie ſind auf der Specialkarte genau angegeben: ſo die bei Griffen, die zwei Ruinen bei Ober- und Mitter-Trixen und die Ruine bei Nieder-Trixen. Auf dieſe Felskegel war hier aufmerkſam zu machen im Intereſſe der weiteren Unterſuchung.

Daſs zuvörderſt Griffen einen altſlaviſchen Namen trage, darüber kann ein Zweifel nicht beſtehen. Von althochdeutſch **grif griſan** (Griff greifen) iſt wegen des v Herleitung unmöglich: obwohl vielleicht bewuſste oder unbewuſste Anlehnung daran waltet. In dieſem Falle wie in andern von mir in den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederöſterreich“ 1888, S. 14–18 und 54—57 beſprochenen und da zum Theile noch verkannten Fällen, wo im Deutſchen Schwanken zwiſchen (b) v und ff waltet, liegt ein fremdes (keltoromaniſches oder altſlaviſches) v zugrunde, das altdeutſch als heimiſches bh gefaſst und ſohin nach v (f) oder b entfaltet ward. Den in der Urkunde von 822 als **Crivina** = gemeinalthochdeutſch **Grivina** auftretenden Ortsnamen — vergleiche noch 1091 **stabulariam curtem Grivina et item Grivina** (Urkundenbuch von St. Paul, S. 6 Trad. Nr. 8); 1160 **Grivena castrum** (**ecclesie Babenbergensis**, Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 301 Nr. 203); **Walther von Griven**, Verfaſſer des mittelhochdeutſchen Gedichtes „Der Weiberzauber“ (Zeitſchrift für deutſches Alterthum 15, 245 f.); dazu **Grivental** (Urkundenbuch von St. Paul, S. 564 a); ein zweites Griffen bei Gurk in einem **mons qui dicitur Grivinberg** 1161 (Urkundenbuch von Steiermark 1, 426 Nr. 460) — bringt Miklošich, Slaviſche Ortsnamen aus Appellativen, Nr. 125 unter **grebenī „scopulus**, Felszacke“: ſachlich paſſend, etymologiſch ganz beſtimmt unrichtig. Einmal beruht ſchon ſein **Criuuina** (d. i. **Criwina**), wie er ſchreibt (vergleiche ähnlich Kaemmels **Stiwina** für richtiges **Stivinna**: Blätter für Landeskunde von Niederöſterreich 1888, S. 41 f.) auf einem Leſefehler (Kaemmel S. 268 **Crivina** mit der Urkunde von 822; S. 196 **Criuuina** nach Miklošich). Zweitens iſt aus altſlaviſch b althochdeutſch w unmöglich: derlei iſt Entartung des bairiſch-öſterreichiſchen Dialectes im XIV./XV. Jahrhundert. Auch zeigt Gröbming in Steiermark, das althochdeutſche **grebinihha** aus altſlaviſch **grebenika** den Weg, den ein das einfache **grebenī** ſelbſt beſitzender Ortsname im Altdeutſchen nehmen muſste. Der ſlaviſche Grundname in **Crivina** muſs inneres v haben. Unter Annahme der für die romaniſchen und ſlaviſchen Lehnwörter der eigentlich althochdeutſchen

Digitized by Google

Zeit wirksamen sogenannten „consonantischen Senkung“ (der fremden Tennis des Lippen- und Kehlorganes im Deutschen zur Media) ließe sich **Crivina**: **Grivina** etwa aus Miklosichs Nr. 270 **krivŭ** „**obliquus**“ wovon ein serbischer Ortsname **Krivina**, verstehen. Indes läßt sich in solchen Fällen die echte Tennis des Anlautes im Deutschen niemals ganz unterkriegen, sondern pflegt immer wieder durchzudringen, was bei Griffen nicht der Fall ist: die Schreibung **cr-** bleibt da auf den frühesten Beleg von 822 als den einzigen beschränkt. Sohin kann dieser Anlaut **cr-** nur den ehedem nach Jacobs Grimms Vorgange als „streng-althochdeutsch“ bezeichneten altoberdeutschen Lautstand des VIII./IX. Jahrhunderts bezeichnen, der **c, k** für gemeindeutsches **g**, und **p** für gemeindeutsches **b** braucht. Ergibt sich sohin als Thema **griv-**, so sehe ich nur Rath bei altslavisch **grivĭna** „Hals- oder Armband“ (Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen, S. 79 a). Der „trotzige Felsberg“, auf dem Griffen liegt (Kaemmel 1, 268, vgl. 296), mag dies gewiss schöne und dichterische Bild des Umklammernden, Festhaltenden, also Schirmenden oder Trutzenden gezeugt haben. Zur Vorstellung bieten die mit altsächsisch **meni** „Halsband“ gebildeten Ortsnamen **Holtesmeni** und **Dulmeni** (Dülmen), Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 656, die entsprechende Einstimmung auf germanischer Seite.

Ist also Griffen eine zwar frühe in bairische Hand gelangte altslovenische Gründung, was läge näher, als nun auch für Trixen slavischen Ursprung aufzustellen? Dies thut ohneweiters Kaemmel, 1, 266. Nachdem er im Hinblicke auf die Urkunde von 822 hervorgehoben, dass das Trixenthal frühzeitig aus *slavischem* Besitze in deutschen übergegangen sei, fährt er fort: „Die wundersamen Dolomitkegel aber, welche heute die Ruinen der drei Trixener Schlösser tragen, waren anfangs königliches Eigen, fielen später mit der ausgedehnten Waldung des Dietzgebirges an Waltuni, 895 sogar als freier Besitz.“ Danach wird dann S. 296 in Anm. 1 **Truhsna** unter den slavischen Ortsnamen Kärntens aufgeführt.

Ehe ich darauf eingehe, will ich mir vorerst nach einer anderen Seite hin Raum schaffen.

Da **Truhsna** so fremdartig klingt und Kärnten viele keltoromanische Fluss- und Ortsnamen besessen, einzelne bis zur Stunde bewahrt hat, ließe sich ja auch vermuthen, Trixen sei keltisch. Es dürfte aber schwer halten, einen altkeltischen Stamm **drues-** (denn so müsste er lauten, woraus mit an- und inlautender Verschiebung althochdeutsch **truhs-** gefolgt

Digitized by Google

wäre) beizubringen. **Drûs** in **Drûsus, Drûsomâgus, Condrûsi** (Glück, Keltische Namen bei Cäsar, S. 64. 124) ist wegen des langen Wurzelvocales und des fehlenden inneren Kehllautes ganz anders; wie dieser Stamm im Althochdeutschen ausgesehen, davon zeugt überdies der bekannte **Trûsilêh id est Drusi tumulus** in Mainz (der heutige Eigelstein: Bacmeister, Alemannische Wanderungen, S. 24, Anm. 2). Einen dem germanischen **drug-** und altslavischen **drugŭ** urverwandten keltischen Stamm **drug-** hat es nach lateinisch **dru(n)gus** „Trupp", wälsch **drog** „**factio, coetus**" (Schade, Altdeutsches Wörterbuch, 2. S. 961 b) zwar gegeben; dies hölfe uns aber für **truhsna** selbst in dem Falle nichts, wenn das **s** zum Suffixe (dann **-sna**) dürfte gezogen werden, weil nur beim Anstoße von **t**, nicht von **s**, das stammschließende **g** im Germanischen zu **h** werden konnte, wie eben in gotisch **draúhts**, althochdeutsch **truht** „Kriegsschar, Gefolge" zu **driugan** (Wurzel **drug**: sich vorhin) „Kriegsdienste thun".

Somit zum Slavischen. Im Neuslovenischen lautet Trixen **trušnje**. Das schliefst denn mit seinem **tr-** sofort jeden Gedanken auch an das erwähnte altslavische **drugŭ** „**socius**" (Miklosich, Etym. Wörterb., S. 51ª f. Slav. Personennamen Nr. 120) oder **drug** „**tenere, posidere**" (Etym. Wörterb., S. 42ª; Personennamen Nr. 121), nicht minder aber auch an **trŭgŭ** „**forum**" (Etym. Wörterb., S. 354ᵇ; Ortsnamen aus Appellativen Nr. 694) aus, weil zwar von **drug-** sowie von **drŭg-** oder **trŭg-** (bei welch beiden letztern übrigens der verhallende Wurzelvocal eine andere Behandlung bedänge) ein mittel- und neuslavisches **druž-** **drž-** oder **trž-**, keinesfalls aber ein altdeutsches **truhs-** folgen könnte. Desgleichen ist es auch mit dem „problematischen" **trŭsŭ**, altslavisch **trs** „Rebe, Stengel" (Etym. Wörterb. S. 364ᵇ), sowie mit **trŭsa trŭsina** „**seta**" (ebenda) nichts. In spätmittelhochdeutscher Zeit ist zwar zu bemerken, dafs in slavischen Namen mit innerem scharfen **s**, das deutsch durch **ss** ausgedrückt zu werden pflegt, ein **hs** (**chs**) aufzuspriefsen liebt; die Musterbeispiele sind das ostdeutsche Meissen, deutsch **Misna Missen**, später **Meichsen**, und das niederösterreichische Meissau, mittelhochdeutsch **Missowe**, in jüngerer Zeit **Meichsau**. Es ist dies eine Neigung, die selbst in reindeutschen Wörtern sich bethätigt: althochdeutsch **huas**, flectiert **huassêr** „scharf", mittelhochdeutsch **was** und **wahs**, daher der Bergname **Wassinberc**, später **Wahsenberc**; das niederösterreichische **Zeizinmûr** (Zeiselmauer) wird im XVI Jahrhunderte, selbst unter völligem Untergange des **z** (**s**) zu **Zeichelmawer**. Aber überall, wo sie

Digitized by Google

auftritt, ist sie eine Erscheinung jüngerer Zeit: ein althochdeutsches truhs- aus ursprünglichem *trus- ist so unmöglich als ein althochdeutsches *huahs- für huas es wäre. — Wenn man also keinen altslavischen Stamm *truchs oder etwa *druchs (da gemeinslavisch dr- doch zuweilen im Slovenischen zu tr- wird) ins Gefecht bringen kann, ist der Beweis der slavischen Herkunft des Namens Truhsna nicht zu führen.

Vielmehr sieht nun neuslovenisch Trušnjo nach einer bloßen Slavisierung der älteren deutschen Formen aus, und zwar als eine ganz glückliche, wie natürliches Sprachgefühl sie eingiebt. Hier ward es wohl geleitet von der Erinnerung an den Wandel von älterm slavischen ch zu jüngerm š in Lagen wie russisch trucha „Heu“: neuslovenisch trušje „Heuicht“; serbisch trušni hljeb, trušnica „Kleienbrot“ — alles aus dem theoretischen Thema truch- 3 bei Miklosich, Etym. Wörterb., S. 363*[1]). — Damit ist ausgesprochen, wohin die ganze Untersuchung zielte: Trixen ist ein germanischer Name und eine germanische Gründung.

Germanisch sage ich, nicht deutsch. Denn aus dem eigentlich hochdeutschen Sprachschatze ist eine Erklärung dieses Ortsnamens nicht zu geben. Wohl aber bietet das Gotische eine ungezwungene und einleuchtende Erklärung, die zugleich einen ungeahnten Ausblick eröffnet.

Das gotische starke Feminium draúhsna (sprich drochsna), einmal mit unterdrücktem Kehllaute draúsna, bedeutet „Bissen, Brocken“; in der gotischen Bibelübersetzung ist es stets gewählt für die Tischabfälle sowie für die nach der Speisung der Fünftausend durch Jesus übrig bleibenden Brosamen, die die Jünger auf des Herrn Geheiß sammelten, damit sie nicht zu Grunde giengen. Örtlich gebraucht wäre draúhsna ganz wie der Berg Brocken im Harz, falls man in dessen Namen dies zunächst sich aufdrängende Appellativum suchen dürfte (anders freilich Laistner Zeitschrift für deutsches Alterthum 32, 155; vgl. Deutsches Wörterbuch 2, 395). Aber auch ohne diese Parallele ist draúhsna als „Felstrum“ oder vereinzeltes, gleichsam abgebröckeltes oder abgebissenes Felsstück nicht nur verständlich, sondern auch in unserm Falle so passend wie möglich. Die Felskegel dieser Gegend, die

[1]) Von den vier Thematen truch- die Miklosich an dieser Stelle verzeichnet, ist nur das zweite durch altslavisch natruhliti „gravidare“ tiefer in der Vergangenheit begründet; das erste, dritte und vierte sind sämmtlich jung und schon deshalb für die Herleitung von althochdeutsch Truhsna unbrauchbar. Es verschlüge also auch nichts, wenn Trušnjo aus dem Neuslovenischen verständlich sein sollte, weil wir davon ja doch nicht ausgehen dürften.

Digitized by Google

nachmals der altcarantanische Slovene unter dem Bilde des umklammernden Halsbandes begriff, den ihm in der Zeit vorhergehenden Germanen hatten sie als Brocken oder Bissen angemuthet[1]). Scheint das die nüchternere Auffassung, so wissen wir ja gar nicht, wie der dichterische Geist der Goten diese „Felsbrocken" zu beleben und zu verklären verstand. Auch moderne Alpenschriftsteller reden wohl von einem Felssturz als von einem „Schutthäufchen aus der Hand eines Giganten gestreut."[2]) Nur dass es bei ihnen bloße Redensart ist. Und das „Halsband" in altniederdeutschen Ortsnamen (oben S. 145), die althochdeutsche Anschauung schroffer Felsberge als „Staufe" oder fußloser Trinkbecher wird wohl hinreichen von den gotischen Brockenbergen den Vorwurf der Nüchternheit abzuwehren.

Im Hochdeutschen besteht, wie gesagt, das Wort so wenig wie in einer anderen germanischen Mundart: es ist reingotisch. Die Umbildung dieses gotischen **draúhsna** als Ortsname in hochdeutsche Form erfolgte späterhin an Ort und Stelle völlig der Regel gemäß. Der Anlaut **dr-** ward in **tr-** verschoben, der gotische gebrochene Laut **aú** = **o** durch **u** ersetzt, da die hochdeutsche Brechung des **u** nicht, wie die gotische von einem nachfolgenden **h** oder **r**, sondern von einem in der nächsten Silbe stehenden **a** abhängig ist. Genau so wie aus gotisch **draúhts** (oben S. 146) althochdeutsch **truht**, aus gothisch **draúhti-** in **draúhtinassus** und **draúhtiwitôth** (Kriegsdienst Kampf) althochdeutsch **truhti-** wird in **truhtigomo** (**paranymphus**, Gefolgsmann): genau so folgte aus örtlich gewordenem gotischen **Draúhsna** ein ebenso örtliches althochdeutsches **Truhsna** (822 buchstäblich so urkundlich), und wir müssen auch hier das mit der Sicherheit eines Naturgesetzes wirkende Sprachgefühl unserer Altvordern bewundern. — Im weitern Verlaufe allerdings gerieth man auf den Abweg. **draúhsna** ist mit dem für sächliche Concreta üblichen, im Germanischen nur spärlich entwickelten Suffixe **-na** gebildet (Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialecte, § 87). Der Hilfsvocal, den das Althochdeutsche zwischen dem Stammesausgange und dem Suffix entwickelt, ist **a**: gotisch **fafrzna** — althochdeutsch **fers(a)na** (Ferse); althochdeutsch **uohs(a)na** (Achsel),

[1]) Ähnlich scheinen sich Slaven und Deutsche in čemernik (Semmering) und zerewalt begegnet, wie ich demnächst in den „Blättern für Landesk. von N.-Ö." ausführen werde.

[2]) Freiherr von Augustin, Streifzüge durch die norischen Alpen (Wien 1840), S. 230.

Digitized by Google

gouf(a)na (offene Hand). Wäre also **draúhsna** als gemeingermanisches Wort und Appellativum im Hochdeutschen vorhanden gewesen, so würde es hier von **truhsna** zu ***truhsana trohsana** fortgeschritten sein. Wie wir jedoch aus der S. 141 gewürdigten Urkunde von 1123 wissen und wegen des durchstehenden Umlautes **ü** auch ohne Beleg fordern müssten, lautet die zweite althochdeutsche Form mit Zwischenvocal **i Truhsina.** Derselbe, in der lebendigen Sprache sonst für weibliche Abstracta auf **-na** gebräuchlich (Kluge a. a. O. § 151), mithin das ganze Suffix in der Form **-ina,** ist von indogermanischer Grundlage her und die Zugehörigkeit zu dem, oder Abstammung von dem, was das Grundwort aussagt, bezeichnend, sehr beliebt und fruchtbar in alten Frauen-, Fluss- und Ortsnamen; vgl. darüber Henning, Die deutschen Runendenkmäler (Straßburg 1889), S. 145, sowie des Schreibers dieser Zeilen Ausführungen in den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich" 1888, S. 44—59. Bei dem Abgange eines appellativischen **truhsna** ward daher der Name durch die Macht der Analogie mit Nothwendigkeit nach der Vollform des Suffixes **-ina,** mithin zu **Truhsina** gezogen.

Diese zweite oder althochdeutsche Schicht der Entwickelung des altkärntnischen Namens ist das Werk der Baiern. Sie müssen ihn zu einer Zeit vernommen und sich angeeignet haben, da die hochdeutsche Lautverschiebung noch im Gange war. Vernommen und angeeignet haben können sie ihn aber nur aus erlöschendem gotischen Munde. Die Gründer des Ortes, die ersten Geber und spätern Überlieferer seines Namens waren, wie wir nun sagen dürfen, Angehörige des im Norden bis weit ins alpine Noricum sich erstreckenden ostgotischen Reiches in Italien, das, nach 489 von Theodorich dem Großen gegründet, 555 nach heldenmüthigem Kampfe zugleich mit dem ostgotischen Volke von den Byzantinern vernichtet ward. Wie weit in die heute österreichischen Alpen die Nordgrenze dieses Reiches sich erstreckte, ist unbestimmt (vgl. Büdinger, Österr. Geschichte 1, 54; Krones, Besiedelung der östlichen Alpenländer, S. 322): aber Trixen lehrt uns jetzt, dass jene Grenze über die Drau hinausreichte.

Bekanntlich haben die Ostgoten schon auf ihrem Zuge aus Pannonien, beziehungsweise dem heutigen Niederösterreich, wo der Rugenfürst Flaccitheus von ihnen für seine Herrschaft fürchtete (Vita **Severini, cap.** 8, 1), nach Italien den Weg über Kärnten genommen und dabei einzelne Abtheilungen selbst nach Oberkärnten vorgeschoben:

Digitized by Google

die römische Bevölkerung von Tiburnia, von einer solchen Gotenschar belagert, widerstand damals (c. 480) dem Angriffe mit Erfolg (Vita Severini, cap. 17, 4; gl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen[5] 1, 46). Dass Theodorich der Große dann nach Aufrichtung seines Reiches in Italien dessen Nordgrenze durch Anlage fester Plätze zu sichern bedacht war — nicht blos gegen die feindselige ältere Bevölkerung, sondern auch gegen germanische Stämme als Alemannen, Gepiden und Langobarden — diesen Gedanken hat erst in jüngster Zeit Freiherr von Hauser in den Mittheilungen der Central-Commission, Neue Folge 16 (1890), S. 40—44 ausgeführt, indem er auf Grund alter angeblich nachrömischer und vorslavischer Baureste die Karnburg (die Nachfolgerin des antiken Virunum) als eine solche ostgotische Grenzfeste aus der Zeit des großen Theodorich zu erweisen versuchte. Es ist mir erfreulich, dass ich mich mit diesem Forscher in dem so wichtigen, bisher aber in geschichtlichen Darstellungen kaum zu Worte gelangten Gedanken begegne, die örtlichen Spuren der zeitlich zwischen den Kelto-Romanen und Slaven-Baiern kommenden Goten in Kärnten zu ermitteln und zu fixieren. Ob freilich der Name Karnburg die Zurückschiebung in diese antikgermanische Zeit vertrage, wäre erst zu untersuchen: ich gedenke das ein andermal zu thun. Hier bleibe ich bei Trixen als einer ostgotischen Felsburg **Draúhsna**, deren Name unbehindert durch die nachrückenden Slovenen, in ununterbrochener Überlieferung von den Goten auf die Altbaiern kam und von diesen zu **Truhsna Truhsina** verhochdeutscht wurde. Angesichts dieser Thatsache wird man, dass Carantanien — im Gegensatze zu Donau-Österreich — kein antikgermanisches Leben gesehen habe, wie ich noch in den mehrerwähnten „Blättern für Landeskunde" 1887, S. 390 zu behaupten wagte, nicht mehr so schroff hinstellen dürfen. Und nicht minder will von hier aus, unter Bedachtnahme auf die im Gefolge der Ostgoten nach Italien mitziehenden andern wandilischen Stämme, voran die Rugen, das untersteirische **Rugines feld** (Feld des **Rugiwin** d. i. des Rugenfreundes) von 890,91 eine tiefere Bedeutung gewinnen, als ich a. a. O. 1891, S. 415—417 mir selbst noch zu gestehen traute.

Digitized by Google

Aus den Kunstschätzen des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavantthale.

Von Professor Dr. Fr. G. Hann.

2. Ein Elfenbeinrelief aus dem früheren Mittelalter

Der Vorderdeckel des in Nr. 3 dieser Zeitschrift beschriebenen Sacramentars aus St. Blasien besteht aus einer in Metall gefassten Elfenbeintafel mit reicher Schnitzerei, welche aus frühromanischer Zeit stammt. Die in der Kunsttopographie richtig beschriebene Fassung lassen wir außer Auge. Hingegen geben wir hier eine ausführliche Beschreibung des interessanten Reliefs, da wir trotz des Berichtes über dasselbe in den Mittheilungen der Centralcommission und in der Kunsttopographie manches Neue und noch Unbeachtete über diesen Gegenstand bieten können. [1])

Das Elfenbeinrelief führt in nicht gewöhnlicher Darstellungsweise die Himmelfahrt Christi vor. Wir gewahren, in Streifen übereinander geordnet, drei Vorgänge, welche sich aber auf den gleichen Gegenstand beziehen. Den unteren Theil nehmen die zwölf Apostel und Maria, also im Ganzen dreizehn Personen, ein. Die unterste Reihe gibt fünf Apostel in ganzer Gestalt, darüber werden acht Köpfe sichtbar. Die Frau mit nonnenhaftem Kopfschleier, wie er, bis zu den Füßen reichend, im Oriente getragen wird, welche, sehnsüchtig verlangend, die Hände nach dem auffahrenden Heiland ausstreckt, ist Maria. Unmittelbar über dieser Gruppe gewahren wir links (vom Beschauer aus) den Herrn mit ausgebreiteten Armen himmelwärts emporsteigend. Neben ihm in gleicher Höhe rechts befinden sich zwei geflügelte Engel, die sich in Devotion vor Christus neigen, oder besser gesagt, in unbeholfener Weise die Körper krümmen und deutend Hände und Gesicht den Aposteln zuwenden. Durch das Ganze ist folgende Stelle der Apostelgeschichte I., 9—11 illustriert: Und da er solches sagte, ward er zusehends aufgehoben ... und als sie ihm nachsahen gegen Himmel, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern, welche sagten: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet Ihr und sehet gegen Himmel?" Da der Künstler wegen des beschränkten Raumes die Apostel nur in zwei Reihen hintereinander anordnen konnte, so setzte er die zwei Engel über die

[1]) Mittheilungen der Centralcommission, Neue Folge, VIII., pag. 135. Kunsttopographie, pag. 265; daselbst eine gute Abbildung, Figur 303. Irrthümlich wird in der Kunsttopographie gesagt, dass zwei Darstellungen gebildet seien, nämlich die Himmelfahrt und Christus als Weltrichter.

Digitized by Google

Apostel, wo sie dann in die Nachbarschaft Christi kamen, vor dem sie sich beugen, übrigens durch Miene und Geberde sich abwärts zu den Aposteln wenden. Der oberste Theil des Reliefs zeigt die seditio Christi in coelo. Der Herr ist in den Himmel aufgefahren und thront daselbst, in der Mandorla sitzend, auf einem auf zwei Stützen ruhenden, mit einem Polster belegten Stuhle. Das Antlitz ist streng, mit starrem Ausdrucke, der Heiland trägt langes, perückenartiges Haar. Die eine Hand hält das auf dem Oberschenkel aufliegende geschlossene Buch, die andere ist segnend erhoben. Zwei geflügelte Engel in demüthiger Stellung halten die muschelförmig gebildete Mandorla. Oben gewahren wir in Medaillons die antiken Gestalten Sol und Luna (Sonne und Mond). Diese eben beschriebene oberste Darstellung zeigt keineswegs Christus als Weltrichter, was freilich nach dem Wortlaute der Schrift naheliegend wäre, wo es heißt: „Dieser Jesus, welcher ist aufgenommen in den Himmel, wird wieder kommen, sowie Ihr ihn gesehen habt gegen Himmel fahren" (Apostelgeschichte, I., 11). Es kommt im Mittelalter oft vor daß die Himmelfahrt Christi so gegeben wird, daß Christus, in der Mandorla stehend, mit dem Kreuzpanier oder sitzend mit dem Buche (wie eben in unserer Darstellung) von Engeln getragen wird.[1]) Der Künstler unseres Elfenbeinreliefs begnügte sich aber mit dieser lediglich symbolischen typischen Art, die nur wie eine Species der majestas domini erscheint, nicht, sondern er gab ein historisches Bild, nämlich die dem auffahrenden Heiland erstaunt nachblickenden Apostel und die zwei Engel der Apostelgeschichte. Ganz oben aber stellt er das Resultat der Himmelfahrt, den im Himmel thronenden Heiland, d. i. die seditio domini, dar und fand dadurch auch Gelegenheit, einem hergebrachten Typus gerecht zu werden.

Indem wir die formelle Würdigung des Reliefs zunächst außeracht, lassen, suchen wir vielmehr nach der ikonographischen Quelle dieser

[1]) Siehe Otte, Kunstarchäologie, I., 543, wo Bock: „Die bildlichen Darstellungen der Himmelfahrt Christi vom 6. bis 12. Jahrhunderte" citiert wird. Die Himmelfahrt findet sich z. B. in dieser und nur in dieser Weise dargestellt auf einem bei Heideloff (Schwaben), Tafel X, abgebildeten Elfenbeinrelief zu Stuttgart. Die Himmelfahrt und die Auferstehung können namentlich in einfacherer und roher Darstellung manchmal verwechselt werden (siehe Otte, Kunstarchäologie, I., 543); sie kommen auch öfters auf einer Darstellung vereint vor (siehe Otte, am o. O. und Mittheilungen der Centralcommission, VII., 87), was sich aus den Worten des Symbolums: „et resurrexit tertia die et adscendit ad coelos" erklärt, aber unser Relief zeigt keine Spur der Auferstehung, sondern nur die ascensio.

Digitized by Google

nicht gewöhnlichen Darstellung der Himmelfahrt Christi. Die Himmelfahrt Christi wird, wenn wir von der in alter Zeit auch vorkommenden Art absehen, in der Christus im feurigen Cherubinwagen gegen Himmel fährt, so in der Handschrift des Rabulas (abgebildet bei Agincourt Peinture, Tafel XXVII), in zweifacher Weise im früheren Mittelalter typisch vorgeführt. Die eine, wo Christus mit dem Buche und Panier in der Mandorla thront, wurde eben erwähnt; die zweite Art zeigt Christum, wie er mit dem Kreuzpanier oder der ausgetilgten Sündenhandschrift, welche als Rolle gebildet ist, nach oben schreitet, wo sich ihm Gottes Hand entgegenstreckt. Auch auf unserem Relief hat der Künstler diese Art nicht ganz aus dem Auge verloren, denn Christus schreitet nach oben und wir gewahren, wie dies öfters vorkommt, in Wolken die sich ihm entgegenstreckende Hand Gottes. Aber es fehlt Kreuzpanier und Rolle. Wir sehen daraus wieder, wie der Meister unseres Reliefs der typischen Überlieferung Rechnung trägt und dabei doch wieder abweicht und eine biblisch-historische Schilderung gibt.

Es ist überhaupt für unsere Darstellung bezeichnend, dass zwar die Elemente und einzelnen Motive der Darstellung überliefert sind, aber zu einer eigenartigen Composition verbunden werden. So sind auch die zwei Engel, welche die Apostel nach der Apostelgeschichte ansprechen, in manchen, aber durchaus nicht in allen frühmittelalterlichen Darstellungen der Himmelfahrt zu sehen. Dies gilt sowohl von Elfenbeinreliefs, als auch von Miniaturen. So auf der ältesten Darstellung der Himmelfahrt in einem Codex der Karolinger Zeit, nämlich in der Callistusbibel des Klosters St. Paul vor den Mauern in Rom, welche aus dem 9. Jahrhunderte stammt. Hier trägt Christus die Kreuzfahne und geht der Hand Gottes entgegen. Man gewahrt ferner die von den Engeln angeredeten, in Staunen versetzten Apostel.[1]) Um ferner ein Beispiel aus der frühmittelalterlichen Elfenbeinplastik zu geben, sei des Buchdeckels aus Gandersheim gedacht (abgebildet bei Heideloff, Ornamentik XXII.) Hier fährt der Heiland auf einem von zwei Engeln gehaltenen Oval gegen Himmel, beide Arme gegen die Hand Gottes ausstreckend. Zwei zu den Aposteln herabgebeugte Engel weisen empor. Man sieht,

[1]) Abgebildet bei Agincourt a. a. O., V, 42, 7. Es sei noch eine zweite Miniatur erwähnt, welche jedenfalls älter ist, als unser Reliquiar. Dieselbe befindet sich im Evangeliar des Erzbischofes Egbert von Trier (975 bis 993). Auch hier steigt Christus in der Mandorla mit dem Panier aufwärts, wo ihm die Hand Gottes entgegenkommt und unten stehen zwei Engel und weisen auf Christum hin.

Digitized by Google

dass diese Darstellungen wohl Ähnlichkeit mit unserem Relief haben, aber dass dieses doch eine ganz eigenartige Composition verräth. Dies zeigt auch ein Vergleich mit der dem Ende des 12. Jahrhundertes angehörenden Wiltener Kelchpatene (Jahrbuch der Centralcommission, IV., Tafel VI). Auch hier gewahren wir die zwei Engel, welche zu den Aposteln reden, aber von dem emporsteigenden Christus sind hier wohl zum erstenmale nur noch die Füße über dem Berge sichtbar. Dies ist im allgemeinen ein Charakteristikon späterer Darstellungen der **ascensio.** Man könnte gewiss noch manche andere Beispiele von Darstellungen der Himmelfahrt aus dem früheren Mittelalter finden, wo die Engel in gleicher Weise wie auf unserem Relief vorkommen, sowie es auch nicht an Beispielen fehlen wird, wo Christus nicht, wie das in den Darstellungen sonst Gesetz ist, in der Mandorla mit dem Siegespanier, sondern ohne ovale Umhüllung frei und lebendig bewegt, ohne alle symbolische Zeichen, auffährt. Ich erinnere diesbezüglich nur an das berühmte altchristliche Elfenbeinrelief, das aus Bamberg stammt und gegenwärtig im Nationalmuseum zu München sich befindet (abgebildet bei Förster, Denkmale, VII., Bildnerei Tafel I [1]). Aber es ist mir keine Darstellung bekannt, wo dieselbe eigenartige Composition zu treffen wäre, wie im Relief aus St. Blasien im Schwarzwalde. Es frägt sich, woher stammt diese außergewöhnliche Composition, deren Wesen darin besteht, dass nicht blos die zum Himmel blickenden Apostel mit den zwei Engeln und dem Auffahrenden vereint zur Darstellung kommen, sondern dass noch oben die **seditio Christi in coelo** gesehen wird. Wir sind in der Lage, eine ältere Darstellung anzugeben, in welcher diese Composition vorgebildet ist. Diese befand sich gemalt im Chore der Kirche zu Benedictbeuern. Noch vor dem 12. Jahrhunderte wurde nämlich ein Verzeichnis von Gemälden aufgeschrieben, welche früher in dieser Kirche existirten. Dieses Verzeichnis ist uns bei Meichelbeck, **Chronicon Benedictob, pag. 96** und bei Pez, **Thesaurus anecdot., Tom. III., pars III, 614,** mitgetheilt. Es heißt daselbst wörtlich: „**In tribunali vero duodecim Apostolorum forme erant in inferiori parte; ecce duo viri juxta illos in vestibus albis, qui et dixerunt: Viri Galilei etc. etc. In superiori parte ascensio domini et seditio ejus. Juxta**

[1]) Ich nenne dieses Relief ein altchristliches, weil ich Meßmer (Mittheilungen Centralcommission, VII., 85 bis 90) beistimme, der gleich Sepp dieses Relief ins 5. Jahrhundert setzt.

Digitized by Google

trabes in spera (sphaera), quam sustentabant quatuor angeli. Sol in dextra, luna in sinistra et quatuor candelabra.“ Da es in diesem vor dem 12. Jahrhunderte aufgeschriebenen Verzeichnisse heißt: „Pictura hujus ecclesiae fuit haec“, also die Gemälde damals schon nicht mehr vorhanden waren und demnach einer früheren Zeit angehören, unser Elfenbeinrelief aber aus der romanischen Zeit (wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhunderte) stammt, so haben wir in der Wandmalerei in Benedictbeuern wohl das Muster und Vorbild der Darstellung auf dem Relief in St. Paul, das aus St. Blasien stammt, vor uns. Zeigte doch das Gemälde in Benedictbeuern ganz das Gleiche: die Apostel, die zwei Engel, den auffahrenden Christus, denselben thronend im Himmel im Beisein der Engel, ja sogar Sol und Luna an demselben Platze. Neben den Aposteln konnten die zwei Engel auf unserem Relief darum nicht gebildet werden, weil die schmale rechteckige Form der Tafel ein Übereinander an Stelle des Nebeneinander bedingte. [1])

In der Kunsttopographie Kärntens wird das Elfenbeinrelief ins 11. bis 12. Jahrhundert gesetzt. Dies veranlasst uns, diese Angabe zu prüfen, womit eine Würdigung der formellen Darstellung dieser Sculptur unzertrennlich verbunden ist. Ein Blick auf die Formen der dargestellten Personen dürfte genügen, um zur Gewissheit zu gelangen, dass wir es mit einem Werke aus der vorgothischen Zeit, also aus der Ära der Romanik, zu thun haben. Wir gehen aber wohl nicht irre, wenn wir in der Sculptur der Himmelfahrt eine retrospective Richtung auf die Bildungen der karolingisch-ottonischen Periode erblicken und, wenn wir demnach die Entstehung unseres Elfenbeinreliefs mindestens in das 11. Jahrhundert, etwa in den Beginn der fränkisch-salischen Periode, setzen. Die jugendliche Bildung des auffahrenden Christus, die allegorischen

[1]) Sollten sich noch andere ältere Darstellungen dieser Art finden, so wäre damit nur ein Archetypus erwiesen, dem beide genannte Darstellungen folgen. Wenn Kraus, der unbegreiflicher Weise (in seiner Abhandlung: „Schätze von St Blasien in der Abtei St. Paul“) die ganze Darstellung auf unserem Elfenbeinrelief für eine Auferstehung hält, findet, dass die obere Scene stark an das Portalrelief von Petershausen bei Constanz erinnert, so ist dies nur theilweise richtig. Denn in Petershausen wird Christus, mit der Siegesfahne in der Mandorla stehend, dargestellt. Diese Sculptur zeigt also eine andere Variante der typischen Überlieferung. Im Übrigen aber haben beide Darstellungen keine sprechende Ähnlichkeit. (Siehe die Abbildung des Petershauser Portalreliefs im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, 1860, pag. 286 und 321.)

Digitized by Google

Figuren von Sonne und Mond, die einrahmende Bordure, welche das antike Acantusblattwerk zeigt, weist auf eine formelle Übernahme aus der altchristlichen Kunst. [1]) Die Gestalten tragen durchaus die aus der altchristlichen Zeit traditionell überlieferten langwallenden Tuniken und die togaartigen Mäntel (bei Christus ist derselbe über die Schultern geworfen). Das ist nun freilich kein Kennzeichen irgend eines Jahrhundertes, aber der Faltenwurf ist im Ganzen von der Art, wie auf den beiden Elfenbeintafeln, welche in St. Gallen dem Tuotilo zugeschrieben werden. Durch die theilweise dicht gelegten und vielfach parallelen conventionellen Falten tritt nämlich auch bei unserem Relief die Modellierung der Gewänder an verschiedenen Körpertheilen, so am Bauche, den Knien und Oberschenkeln, zu Tage. Ähnliche Faltenwürfe finden sich aber auch auf Elfenbeinwerken des 10. und 11. Jahrhundertes. Während ferner die Gesichter theilweise ziemlich Übereinstimmendes haben, herrscht in den Geberden und Bewegungen Mannigfaltigkeit und das Streben nach drastisch bewegtem Ausdrucke. Dies gilt namentlich von dem lebhaften und vielsagenden Spiel der Hände der einzelnen Apostel; auch die Körperhaltung und die Stellung der Füße ist eine wechselnde, wenn auch mehrfach fehlerhaft verdrehte. Die Adoration der Engel wird in leidenschaftlich unbeholfener Weise gegeben. Ich möchte glauben, dass das Elfenbeinrelief in St. Paul den Nachhall des Ausdruckes der Empfindungsweise der ottonischen Zeit zeigt, der nach Springer zu einem ununwundenen kräftigen Ausdrucke neigt und heftigen Bewegungen freien Spielraum gab. [2]) Ich möchte daher dieses Werk der Elfenbeinplastik bald nach den Ausgang der ottonischen Periode, also jedenfalls ins 11. Jahrhundert setzen. Eine genauere Bestimmung,

[1]) In schöner und reicher Weise gewahren wir z. B. das Acantusblatt, sowie Sonne und Mond, erstere auf ihrem von feurigen Rossen gezogenen Gespann, letztere auf dem von Rindern gezogenen Wagen, also gleichfalls Nachklänge der Antike, am Elfenbeinrelief aus dem Bamberger Domschatze (Münchner Hofbibliothek im Cimeliensaale, Pult V, Nr. 37 [siehe Förster, Denkmäler, I., Bildnerei, pag. 9]). Vergleiche auch daselbst die antiken Reminiscenzen in der Taufe Christi. Beide Reliefs stammen aus dem 11. Jahrhunderte. Bekanntlich kommen auch Tellus und Oceanus öfters auf christlichen Elfenbeinreliefs vor, so z. B. am eben erwähnten und am Diptychon des Tuotilo in St. Gallen. Diese und andere Vorkommnisse zeigen die langwirkende und nachdauernde Macht der Antike.

[2]) Vergleiche überhaupt Springer: „Bilder aus der neueren Kunstgeschichte", I., pag. 128 bis 130.

Digitized by Google

etwa der Schule, muſs Kennern ersten Ranges, wie z. B. Bode, überlassen bleiben.

Das Relief dient gegenwärtig als Bestandtheil des Buch-einbandes des liber sacramentorum aus St. Blasien. Die Maße, welche eine geringe Breite (1·2 cm) im Verhältnisse zur Höhe (2·2 cm) zeigen, hindern, daſs wir in dem Relief mit unbedingter Sicherheit ursprünglich einen Buchdeckel erkennen. Da wir jedoch nicht wissen, ob nicht früher diesem Relief, als einem größeren Mittelbilde, sich kleinere Rahmenbilder anschlossen, die so gestellt waren, daſs die Querleisten des Rahmens in breitere, die Hochleisten aber in schmälere Felder getheilt waren, was bekanntlich bei einer ganzen Gruppe von Buchdeckeln der Fall war, so kann die schmale und hohe Form des Reliefs auch nicht als Beweis dafür gelten, daſs wir es hier ursprünglich nicht mit einem Buchdeckel, sondern mit etwas anderem, etwa dem Reste von einem Reliquiar, zu thun haben. Mag es sich wie immer verhalten, jedenfalls gehörte das Relief ursprünglich nicht als Einband zu diesem Sacramentar. Aber derjenige, der es zum Vorderdeckel des Sacramentars verwendete, handelte wohl unbewuſst sehr zweckmäßig und sinnvoll. Stammt doch das Relief beiläufig aus derselben Zeit, wie das von uns beschriebene Sacramentar. Ja noch mehr. Wie Springer nachgewiesen hat, pflegte man die Elfenbeinplatten, welche als Einbände der Sacramentarien dienten, gerne mit solchen Darstellungen zu schmücken, welche durch ihren Inhalt ein oder das andere Fest, für welches das Sacramentar ein Gebet enthielt, illustrierten. So enthält das Sacramentar aus St. Blasien ein Gebet für das Himmelfahrtsfest; für dieses Fest wäre also das Relief mit der Himmelfahrt Christi ein völlig sinnreiches Deckelbild, wie sich ein solches ganz gut auf dem Deckel eines frühmittelalterlichen Sacramentars dargestellt finden könnte.

Kinderreime und Kinderspiele.

Gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und um Osterwitz vom Lehrer Balthasar Schüttelkopf.

(Schluſs.)

Fangspiele.

9. Der schwarze Mann.

In der Mitte des Spielplatzes wird ein Strich gezogen; auf der einen Seite steht ein Kind, der schwarze Mann, auf der andern die Schar der übrigen. Der schwarze Mann fragt: „Wer fürchtet sich vor dem

Digitized by Google

ſchwarzen Mann?" — „Niemand!" antworten die andern und trachten beim ſchwarzen Mann vorbei über den Strich zu gelangen. Wer diesſeits des Striches von ihm gefangen wird, wird ebenfalls ſchwarzer Mann. So geht das Spiel fort, bis ein einziger Theilnehmer noch nicht gefangen iſt. Dieſer iſt dann ſchwarzer Mann. (Oſterwitz, Frieſach.)

Vergl. Vernaleken und Branky, Seite 77, Nr. 33: „Der ſchwarze Mann."

10. Katze und Maus.

Die Kinder ſtellen ſich mit Händefaſſen im Kreiſe auf. Drei oder vier Paare halten die Hände hoch. Hier darf auch die Katze aus und ein, ſonſt wird ſie nirgends durchgelaſſen. Die Maus befindet ſich im Kreiſe. Außen ſpricht die Katze: „Mäuschen, Mäuschen, komm heraus!" — Die Maus entgegnet: „Ich mâg nicht!" — Die Katze droht: „Sonſt krâtz ich dir die Augen aus!" — „Ich glaub nicht!" Nun muſs die Katze die Maus, der alle Löcher offen ſtehen, fangen. Hat ſie dies gethan, ſo werden zwei andere Kinder Katze und Maus. Hie und da werden zwei Katzen beſtimmt, dann ſteht es aber im Belieben der Spieler, eine davon in den Kreis zu laſſen. (Allgemein.)

11. Jacob, wo biſt du?

Zweien Kindern, welche innerhalb des Kreiſes der Spieler ſtehen, werden die Augen verbunden. Eines frägt: „Jacob, wo biſt du?" Das andere antwortet leiſe mit verſtellter Stimme: „Dâ bin i!" Nach dieſer Richtung läuft das erſte und ſucht das zweite zu fangen. (Allgemein.)

Bei 10 und 11 vergl. Vernaleken und Branky, Seite 72, Nr. 24: „Katze und Maus."

12. Der alte Mann.

In der Mitte des Spielplatzes zieht ein Kind einen kleinen Kreis, ſeinen Stand. Die übrigen Spieler necken es auf alle Weiſe. Nun ſucht der alte Mann eins zu fangen. Dabei darf er nur auf einem Fuße hüpfen und muſs den Gefangenen hüpfend bis zum Stande führen. Dieſer wird jetzt alter Mann. Tritt der alte Mann außerhalb des Standes mit beiden Füßen auf, ſo hauen alle Mitſpieler feſt auf ihn los; wer ihn aber ſchlägt, wenn er ſeinen Stand ſchon erreicht hat, wird ſelber alter Mann. (Knappenberg.)

Digitized by Google

Verschiedenes.

1. Richter und Kläger.

In den Schoß eines sitzenden Kindes, des Richters, verbirgt ein vorne kniendes Kind sein Gesicht. Ein anderer Spieler gibt ihm nun einen Schlag auf den Rücken, worauf das geschlagene Kind als Kläger spricht: Richter, i klâg âu! Der Richter: Wer hât dir wâs leids gethân? — Der und der. — Zieg ihn ba der Nâsn hear! Der Kläger zieht einen herbei, den er für den Schläger hält. Hat er recht gerathen, so ist dieser Kläger, andernfalls bleibt er auch im nächsten Spiele noch Kläger. (Osterwitz, Althofen.)

Vergl. Vern. und Br. Seite 83, Nr. 4. Richter und Kläger.

2. König Verdruſs.

Der König und sein Kammerdiener werden durch Auszählen bestimmt. Dann setzt sich der König auf einen Stuhl und der Kammerdiener geht zu jedem Mitspieler, welche alle etwas am Könige auszustellen haben. Dieses Sündenregister merkt sich der Kammerdiener gut und bringt es dem Könige schließlich vor. Darauf frägt er: Was beleidigt dich am meisten? Der König bezeichnet, was ihn am meisten schmerzt und darf dreimal rathen, wer dies gesagt. Nennt er den Richtigen so wird derselbe König, der frühere König Kammerdiener, der frühere Kammerdiener Unterthan. Räth der König aber falsch, so muſs er am Leidenssitze verbleiben und der Kammerdiener sammelt von neuem die Schimpfreden. (Osterwitz, Althofen.)

Vergl. Vern. und Br. Seite 84, Nr. 5. König Verdruſs.

3. Gerichtsspiel.

Auf sechs gleichen Zetteln wird geschrieben: Richter — Kläger — Schläger — Dieb — Unschuld — Zeuge. Diese Zetteln werden zusammengerollt und in die Höhe geworfen. Jeder Spieler nimmt eines vom Boden auf. Richter, Kläger und Schläger, letzter mit einem Plumpsack, treten vor. Dieb und Unschuld stehen bei einander. (Sind mehr als sechs Spieler, so werden mehrere Zetteln mit „Unschuld“ beschrieben.)

Vor den Richter tritt der Kläger und klagt:

Kläger: Herr Richter, ich kimm dir klâgn.
Richter: Was häst du mir zu sâgn?
Kläger: A Lample hâmts mir g'stohln.
Richter: West müaßn an Zeugn holn!

Digitized by Google

Wenn der Kläger den Zeugen vorbringt, spricht ihn der Richter an:

Richter: Wonn is dieser Diebstähl g'schegn?
Zeuge: Gestern ábends hon is g'segn.
Richter: Bring in Schelm vor mir dáher!
Zeuge: I ziag ihn ba der Näsn hear.

Der Zeuge zieht dann einen herbei. Erwischt er glücklich den Dieb, so erhält dieser die vom Kläger anbefohlenen Schläge; wird aber eine Unschuld vorgeführt, so darf sie dem Zeugen die Strafe dictieren. Dies dauert so lange, bis der Zeuge den richtigen Dieb gefunden hat.

Vergl. Vern. und Br. Seite 85, Nr. 7. (Osterwitz, Althofen, Knappenberg.)

4. Versteckenspiel.

Ein Kind geht „passen", die andern verstecken sich. Haben sie ein geeignetes Versteck gefunden, so rufen sie: Kuku, und der Passer muss nun alle aufsuchen. Wer zuletzt gefunden wird, ist im nächsten Spiele Passer. (Allgemein.)

5. Farbeneingeben.

Farbeneingeber, Engel und Teufel werden ausgezählt, dann setzen sich die übrigen Spieler nebeneinander und jedem flüstert der Farbeneingeber eine Farbe ins Ohr. Oft werden statt der Farben auch Vogelnamen eingesagt. Nun erscheint der Engel und meldet sich an: Kling, kling! — Wer is draußen? frägt der Eingeber. — Der Engel mit dem goldenen Stáb. — Wás will er? — A Fárb. — Wás für ane? — Sagt der Engel eine vorhandene Farbe an, so darf er sie mitnehmen, sonst aber muss er mit Spott abziehen, die Farbe ist schon „vermálen", der Vogel „ausgeflogen". Jetzt erscheint der Teufel: Bum, bum. — Wer ist draußen? — Der Teufel mitn Buckl'sáck und neunundneunzig Spöckknödl. — Was will er? — A Fárb. — Was für ane? — So geht das Rathen abwechselnd fort, bis alle Farben entweder dem Himmel oder der Hölle angehören. Beide Parteien bilden nun eine Kette, indem jedes Kind seinen Vordermann um die Mitte fasst. Engel und Teufel geben sich die Hände und jede Partei sucht die Gegner zu sich herüber zu ziehen. Welcher es gelingt, die hat gesiegt.

Vergl. Vern. und Br. Seite 91, Nr. 15.

6. Mungatzn.

Innerhalb eines Kreises der Spielenden steht ein Kind mit verbundenen Augen und hat ein Stäbchen in der Hand. — Die andern

Digitized by Google

tanzen mehrmals herum, bis das ſtehende Kind mit dem Stäbchen ein Zeichen gibt. Dann geht dieſes zu einem Kinde hin und berührt es mit dem Hölzchen, worauf das berührte mit verſtellter Simme einen „Mungatzer“ macht. Dreimal darf das innenſtehende Kind rathen, wer „gmungatzt“ hat. Räth es recht, ſo tritt der errathene Spieler in die Mitte, räth es falſch, ſo muſs es ſelber drinnen bleiben. (Allgemein.)

Ähnlich Bern. und Br. Seite 93, Nr. 17.

7. Schneider, leih' mir deine Schere!

In einem mit Bäumen beſtandenen Grasgarten oder auf einem Platze, an dem man die Stände durch Kreiſe am Boden bezeichnet hat, wählen die Spieler ihre Plätze. Ein Übriggebliebener iſt „Scherlafer“, der kommt zu einem Spieler und bittet: Schneider, leich mir die Schar! — Durt laſt ſie lar? erhält er zur Antwort und ſo wandert er von einem zum andern. Während dem vertauſchen die Spieler fortwährend ihre Plätze, bis es ihm gelingt, raſch auf einen leer gewordenen Platz zu gelangen. Der platzloſe Spieler iſt nunmehr „Scherlafer“. (Allgemein)

Vergl. Bern. und Br. Seite 95, Nr. 21.

8. Handwerkerſpiel.

Zu den ſitzenden Spielern kommen zwei Kinder und ſprechen: Grüaß Gott, Grüaß Gott, ihr Herrn und Fraun! die andern antworten: Grüaß Gott, grüaß Gott, ihr Schinter und Schelm!

Die zwei:

Wir ſein koane Schinter, wir ſein koane Schelm,
Wir ſein a pâär ehrliche Händwerkergſelln!

Die andern:

Mit wâs fângt euer Händwerk An?

Die zwei:

Mit . . . . . z. B. M.

Aus den ſitzenden Kindern dürfen drei Kinder je einmal rathen. Nennt eines das richtige Handwerk, ſo geht es und mit ihm ein zweites an die Stelle der beiden Handwerker; wird unrichtig gerathen, ſo nennen die beiden Geſellen ihre Beſchäftigung und kommen ein zweitesmal als andere Handwerker wieder. (Knappenberg.)

Ein Handwerkerſpiel bei Bern. u. Br. Seite 96, Nr. 22.

9. Ringtheilen.

Die Kinder ſetzen ſich in einer Reihe nieder und halten die gefalteten Hände zwiſchen die Kniee. Ein Kind iſt der Pudel und ſtellt ſich

Digitized by Google

etwas entfernt mit abgewendetem Gesichte auf. Der Ringleintheiler geht nun von einem Kinde zum andern und läßt in die Hände eines derselben ein Ringlein gleiten. Dabei spricht er bei jedem:

I thal dir a Ringle, dearfst aber neamt sagn!

Nun ruft er den Pudel: Pudel, schmöck, wo s Ringle stöckt! — Der Pudel schnüffelt von einem zum andern und klopft dort auf die Hände, wo er das Ringlein vermuthet. Hat er fehl gerathen, so bleibt er noch einmal Pudel, der Ringleinbesitzer wird Einstreicher, erräth er den Platz, so wird der Gerathene Pudel, der Pudel aber Einstreicher.

Ähnlich wie Vern. u. Br Seite 94, Nr. 19. Ringeleinstreicher. (Allgemein.)

10. Frau Sonne.

Sämmtliche Kinder, bis auf eines, setzen sich neben einander, das letzte ist Frau Sonne. Das übriggebliebene Kind kommt nun herbei und frägt jedes der andern: Wo ist die Frau Sunna? Darauf erfolgt Antwort: Hinter meiner, vor meiner, eine werd' die rechte sein! nur die Sonne entgegnet: Hinter meiner, vor meiner, leicht wer i die rechte sein! Zur Sonne spricht das Kind: Herr und Frau lässen recht schean bitten, Rofs und Wâgen leihn! — Zu wâs denn brauchn? — Zan Hoachzat fährn. — Wo denn hin? — Nâch X. — Wâs den fuattern? — Stoan und Prügl. — Schau, dafs d außi kimmst, du Pumpernigl! — Butter und Höne. — Nimmst hâlt das erste, s schöne! — Mit dem ersten Kinde läuft nun der Ausleiher am Spielplatze herum, endlich bringt er es zurück: doch es hinkt. — Die Sonne fragt: Wâs hâst mit mein Rofs gmâcht? — Bin gfährn, dâfs der Wâgn hat gekrâcht! Lafs mir's schaugn! — Hinkend geht das Pferd vorüber. Werst hâlt müafsn zan Schmiedn fährn! Eines der Kinder macht den Schmied und beschlägt das Röfslein. Dann wird es wieder zur Sonne gebracht und das Spiel kann wieder von neuem beginnen. (Osterwitz, Althofen.)

11. Kugl, kugl.

Die Spieler setzen sich nebeneinander und eines versucht durch Kitzeln an den Knien die andern zum Lachen zum bringen. Hiebei spricht es:

Kugl, kugl auf und ab,
Wer schmutzt, wer lâcht,
Wer Zähnt herzoagt,
Muafs Pfând hergöbn.

Lacht eines, so mufs es irgend eine Kleinigkeit als Pfand hergeben, welches später ausgelöst wird. (Allgemein.)

Digitized by Google

12. Pfennigeinstreichen.

I gib dir an Pfennig, kaf dir an Màrkt, ſàg âber nit jâ und nit na, nit ſchwàrz und nit weiß. So ſpricht der Einſtreicher und thut, als lege er in die gefalteten Hände der vor ihm ſitzenden Mitſpieler eine Münze. Iſt er damit fertig, ſo kehrt er zum erſten zurück und beginnt zu fragen: Biſt wohl aufn Màrkt gongn? — Bin wohl dort gwöſn. — Wâs hâſt denn gekaft? — A Hemat. — Wâs denn für oans? u. ſ. w. Verſchnappt ſich der Gefragte und antwortet einmal mit „ja, nein, ſchwarz oder weiß“ ſo muſs er etwas zum Pfande geben. In dieſer Weiſe geht das Spiel fort, bis genug Pfänder beiſammen ſind. Dieſe werden ausgelöst. (Allgemein.)

Vergl. Bern. und Br. Seite 100, Nr. 31. Pfennigeinſtreichen.

Ein Ja- und Neinſpiel führt ſchon Fiſchart im Gargantua. Cap. an 15.

13. Lochfangen.

An dieſem Spiele betheiligen ſich zwei Spieler. Der eine hat an einem kurzen Stäbchen eine Schnurſchlinge befeſtigt, welche er geöffnet auf einen der drei an den Tiſch gezeichneten Kreiſe legt. Dieſer heißt das Gmoanloch. Die beiden andern ſind das Eigenloch und das Nachbarloch. Der Fänger befiehlt: Eigenloch, Nachbarloch, Gmoanloch! und der andere muſs ſeinen Zeigefinger in die befohlenen Kreiſe ſetzen. Faſst der Fänger mit der Schlinge den Finger, ſo muſs der Gefangene eine Strafe zahlen. Zuckt er aber die Schlinge auf, ohne den Finger zu faſſen, ſo wird der Andere Fänger. (Knappenberg.)

14. Kuchlfrau biſt drinnen?

Von den Spielern ſteht einer vor der geſchloſſenen Thüre. Er frägt: Kuchlfrau, biſt drinnen? Ein Kind antwortet: Eulenſpiegel biſt draußen? — Jâ. — Auf wâs zoag i hin? — Dabei zeigt es auf einen Gegenſtand im Zimmer. Der draußen ſtehende rathet und muſs beim Nichterrathen ein Pfand geben. So wird jedes Kind dreimal gefragt, dann werden die Pfänder ausgelöst. (Knappenberg.)

Beim Auslöſen werden häufig folgende Aufgaben gegeben: „Beichten“. Der Eigenthümer des Pfandes ſtellt ſich abgewendet hin und wird unter Vorzeigen einer beſtimmten Thätigkeit gefragt, wie oft er dieſe nachgeahmte That begangen habe. Weiters wird geübt: „Vaterunſer rückwärts ſagen“, „Boden küſſen“, „mit einem Fuße Kreuz machen“, „Kopfſtehen“ u. ſ. w. Dabei ruft ein Kind, um Parteilichkeit zu ver-

Digitized by Google

meiden, ſtets: Was ſoll das Pfand in meiner Hand? und ein anderes, das dieſes Pfand nicht ſieht, dictiert die Strafe. Wer die Strafe nicht ausführt, erhält Schläge mit dem Plumpſacke.

15. Himmelfahren.

Ein kurzes Hölzchen wird der Mitte nach geſpalten; weiters brauchen die zwei Spieler ein möglichſt vieläſtiges Bäumchen, das in die Erde geſteckt wird und für jeden ein Holzhäckchen. Der erſte Spieler wirft die beiden Holzſtückchen zur Erde. Liegt eine Schnittfläche oben, ſo darf er ſein Häckchen auf den unterſten Aſt hängen, ſind beide Schnittflächen aufwärts gekehrt, ſo rückt er um zwei Äſte vor. Dasſelbe gilt für den zweiten Spieler. Sind aber einmal beide Rindenſeiten nach oben gekehrt, ſo fällt der Werfer wieder in die Hölle zurück. Wer zuerſt ſein Häckchen auf dem oberſten Zweige hängen hat, iſt im Himmel und hat gewonnen.

16. Eierſpiele.

a) Das rothe Ei wird auf den Boden gelegt, dann wird die Standentfernung gemeſſen. Bei vier Schuhe Entfernung darf einmal, bei fünf Schuhe zweimal, bei ſechs Schuhe dreimal verſucht werden, mit einem Kreuzer die Schale ſo zu treffen, daſs die Münze im Ei ſtecken bleibt. Miſslingt dies dem „Hacker", ſo gehört der Kreuzer dem Eigenthümer des Eies, gelingt es ihm, ſo wird das Ei ſein Beſitz.

Vergl Bern. und Br. Seite 98, Nr. 25. Eierpecken. (Allgemein.)

b) Zwei Beſitzer von Eiern prüfen die Stärke ihrer Oſtereier, indem ſie die ſpitzen Seiten derſelben aufeinander klopfen. Wer bei dieſem „Tſchecken" das Ei des andern bricht, gewinnt dasſelbe.

17. Kartenſpiele.

a) Torakn. Jedes von vier Kindern hat ſeine ihm bleibende Farbe, von der die niederſte Karte jede einer andern Farbe ſticht. Die Vorhand ſpielt eine Karte aus. Der nächſte ſticht und legt eine zweite Karte auf, das Päckchen dem dritten zuſchiebend. Wer nicht mehr ſtechen kann oder viele Karten ſeiner Farbe im Päckchen weiß, nimmt alle auf, „klaubt". So geht das Stechen und Auflegen, beziehungsweiſe das „Klaubn" fort, bis nur mehr ein Spieler Karten beſitzt. Dieſer iſt der Torak und erhält einen Strich. Am Ende des Spieles theilt jener Theilnehmer, der am wenigſten Striche hat, die Torake aus. Er nimmt mehrere Karten, ſpricht: Tik, tak, Torak! und klopft dabei auf die Wangen und die

Digitized by Google

Nase des Getorakten. Aber auch er erhält vom Haupttorak seinen Theil. — Sollte während des Spieles einem Theilnehmer nur eine Karte geblieben sein, mit welcher er das oberste Blatt des ihm zugeschobenen Päckchens stechen kann, so spricht er: Ausgstochen! und diese sämmtlichen Karten kommen bei dem einen Spiele nicht mehr in Betracht. (Osterwitz.)

b) Schnipp, schnapp. Auch dieses Spiel wird gewöhnlich unter vier Theilnehmern gespielt. Die Vorhand hat das Recht, irgend einen Siebener auszuspielen. Besitzt er keinen, so bringt der nächste Spieler einen Siebener und sagt: Schnipp. Nun fällt der Achter: Schnapp, der Neuner: Schnur, der Zehner: Waschelur, der Unter: Schnipp u. s. w. alle von derselben Farbe. Hat der Dausbesitzer einen Siebener, so darf er ihn ausspielen, wenn nicht, so zieht der nächste Spieler, der einen hat, aus. Wer zuerst kartenlos geworden ist, erhält von den drei andern einen vorher bestimmten Gegenstand. (Osterwitz, Knappenberg.)

c) Kartentauschen. Wie früher, so werden auch hiezu deutsche Karten ausgegeben. Doch können beim Kartentauschen auch mehr als vier Spieler theilnehmen, bei fünf oder sechs Spielern werden zwei Siebener bei Seite gelegt. Sind die Karten ausgetheilt, so kann jeder Theilnehmer zwei gleichwertige Karten z. B. zwei Unter, zwei Zehner weglegen. Dann reicht der Theiler seine Karten dem nächsten, dieser seine dem folgenden und so weiter und jeder muss eine Karte ungesehen ziehen. Jedesmal werden zwei gleichwertige Blätter fortgelegt, bis endlich ein Spieler gar keine Karten mehr hat. Diesem haben die übrigen die Strafe zu bezahlen. (Osterwitz.)

Kleine Mittheilungen.

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens von Prof. Dr. Fr. Haun. 1. Die romanische Kirche am Altersberge oberhalb Lieserhofen. Zwischen Spital und Gmünd nächst Lieserhofen oberhalb der alten Gmündner Reichsstraße liegt auf einer Berghöhe das Dörflein Altersberg. Die neue Kirche daselbst im Orte, der heiligen Lucia geweiht, bietet mit Ausnahme eines großen Christoforosbildes[1]) nichts merkwürdiges,

[1]) Der riesige Christoforos, der das segnende Kind trägt, hat einen Ast mit Blättern, die nach Art einer Wasserpflanze gebildet sind. Ein ganz ähnlicher Christof mit dem gleichen Faltenwurfe des Gewandes ist außen an der einstigen, jetzt einem Bauern als Scheune dienenden Kirche in Ober-Puch oberhalb Gmünd angemalt. Dort sieht man auch daneben rechts Andreas mit dem Kreuze, links den Einsiedler. An derselben einstigen Kirche ist außen an der Westseite ein Mann mit turbanartiger Kopfbedeckung und zwei Engel noch sichtbar, und an der Südseite ist ein größeres Gemälde unter der Tünche erhalten

Digitized by Google

hingegen verdient die Kirche im alten Friedhofe außerhalb des Ortes, welche gegenwärtig im Innern leer und dem Verfalle preisgegeben ist, archäologisch umso mehr Beachtung als sie eines der ältesten Gotteshäuser in Oberkärnten und in der romanischen Bauform, in der sie vor uns steht, unstreitig das älteste Gotteshaus im Decanate Gmünd ist. Das Kirchlein hat ganz den romanischen Bautypus. Das oblonge Schiff, das sich im rundbogigen Triumphbogen gegen die runde Apsis öffnet, sowie die romanischen Fenster bezeugen das hohe Alter dieser Kirche. An der Apsis außen gewahrt man die Reste sehr alter Malereien, nämlich Christus am Kreuze; das Lendentuch, welches als sogenannter Herrgottsrock, der bis an die Knie reicht, gebildet ist, scheint auf den älteren Typus hinzuweisen. Zwei Heiligengestalten gewahrt man daneben in betender Stellung, vielleicht Maria und Johannes, rechts davon ein Kind. Die Köpfe sind dick und unförmlich; was sich im übrigen erkennen läßt, ist spärlich und fragmentarisch. Auch an der Südseite gewahrt man schwache malerische Spuren eines Christoforos. Im Inneren sieht man die Gestalt eines segnenden Bischofes. Die Kirche wurde im Jahre 1650 renovirt, ist aber gegenwärtig sammt der nächsten Umgebung verödet und verlassen. Wir stehen aber hier auf uraltem Culturboden des Brixener Hochstiftes. Altersberg heißt ursprünglich mons-Alpigeris und kommt sammt den benachbarten Lieserhofen in den Brixener Traditionsurkunden im 11. Jahrhunderte vor. Bekanntlich erhielt das Hoch[1] ist Brixen auch in Oberkärnten in dieser Zeit reiche Schenkungen, so am Millstättersee und in der Gegend von Greifenburg. Zwischen 1065—1070 schenkte eine vornehme Frau, namens Pezala, Güter und Unfreie zu Lieserhofen und auf dem mons Alpigeris der Kirche zu Brixen[1]) und um dieselbe Zeit wird am mons Alpigeris, d. h. in Altersberg schon eine Urkunde ausgefertigt, in welcher die Matrone Ajala und ihr Sohn Rudolf alle Ansprüche auf die Güter zu Millstatt und Kraut aufgeben, welche ihr Sohn Walther dem Bisthume Brixen verlieh.[2]) Bald darauf, zwischen 1070—1080 entsagt der Edle Luitpold gegen Ueberlassung von 3½ slavischen Huben und 25 Talenten auf alle Ansprüche auf die Güter und Unfreien, welche die Matrone Pezala in Lieserhofen und Altersberg dem Brixener Hochstifte zu eigen gegeben hatte,[3]) und kurze Zeit nachher begibt sich der freie Tagini aller Ansprüche auf einen mansus, welchen er auf dem mons Alpigeris besaß. (Diese Urkunde wurde zu Lieserhofen 1085—1090 ausgestellt[4]). Das romanische Gotteshaus aber, das am Altersberge erbaut wurde, gibt noch heute Zeugnis von diesen längst vergangenen Tagen.

2. Das Magdalena-Kirchlein am Lurnfelde. Auch dieses Kirchlein, das sich auf sagenumwobener Stelle erhebt, stammt aus dem früheren Mittelalter und ist in seiner romanischen Bauform erhalten. Das Schiff ist oblang mit flacher Decke; dasselbe öffnet sich, rundbogig gegen die halbrunde Koncha, welche kleine rundbogige

---

[1]) Acta Tirolensia von C. Redlich, I., p. 75.

[2]) Ibidem p. 81., Nr. 227.

[3]) Ibidem Nr. 244.

[4]) Ibidem Nr. 247; es ist dies derselbe Tagini, der um 1075 ein Gut in Sirnitz zu Gerlamoos an Brixen schenkte. (Siehe meinen Aufsatz über Gerlamoos, Charinthia 1891, 4, p. 111.)

Digitized by Google

Lichtöffnungen hat. Auf dem Dache sitzt ein hölzerner Dachreiter. Die Thüre wurde später spitzbogig eingerahmt und außen an den Ecken plumpe Strebepfeiler unorganisch vorgelagert. In der an der Ostseite angebrachten Sacristei wird ein gothischer Kelch aufbewahrt, der in getriebener Arbeit Maria mit dem Jesuskinde zeigt, der Fuß ist ein Sechsblatt. Sehenswert ist ferner daselbst ein Meßkleid, der Form nach gleich alt wie die am Petersberge in Friesach. Dasselbe zeigt auf der Rückseite auf grünem Grunde ein gesticktes Kreuz. Im mittleren Kreuzfelde, von welchem die Arme ausgehen, ist Maria mit dem Kinde gestickt, und an den Armen gewahrt man in gleicher Weise Heilige [1])

Literaturberichte.

Hieronymus Marchstaller, Abt von St. Paul 1616—1638, nach seinem Leben und Wirken dargestellt von P. Beda Schroll, Klagenfurt 1891. Verlag des Benedictiner-Stiftes St. Paul

Der ehrwürdige, durch seine zahlreichen, umfangreichen und vielseitigen urkundlichen Arbeiten um die Geschichte Kärntens hochverdienstvolle Nestor der heimischen Historiographie hat das weihevolle Fest des achthundertjährigen Bestandes des um Wissenschaft, Unterricht und materielle Cultur im Lande Kärnten so verdienstvollen Benedictiner-Stiftes St. Paul in edelster Pietät dazu benutzt, den zweiten Gründer des Stiftes, den durch seine Frömmigkeit, ebenso wie durch seine hervorragenden Charaktereigenschaften ausgezeichneten Abt Hieronymus Marchstaller in einer gründlichen, umfassenden, durchaus auf Quellen fußenden Publication ein verdientes Denkmal aere perennius zu setzen. Die Schrift Beda Schroll's hat nicht blos für das Stift St. Paul größere Bedeutung, sondern sie liefert uns auch culturgeschichtlich viel Wertvolles, vor allem aber ist es dem Verfasser in tadelloser Weise gelungen, bis ins Einzelnste alle Verdienste des Abtes Hieronymus auf den verschiedensten Gebieten mit der eingehendsten Genauigkeit dem Leser vorzuführen, wobei wir dem eisernen Fleiße des greisen Verfassers, seinem edlen historischen Pflichteifer und seinem bis zur peinlichen Genauigkeit im Quellenreferat gehenden historischen Sinne, der auch das scheinbar Geringfügigste erhält und der Nachwelt referiert, die vollste Anerkennung und Bewunderung zollen müssen. Bei all dieser Fülle von Details aber gibt das Buch Beda Schroll's doch das historische Portrait Marchstaller's durchaus im Spiegel seiner Zeit, seines Landes und der ihn umgebenden Verhältnisse, und dies macht namentlich die Abschnitte IX—XIII culturgeschichtlich wertvoll, während es auch in den Abschnitten II und III an höchst interessanten Ergebnissen für die Klostergeschichte des 17. Jahrhunderts wahrhaft nicht fehlt. Die Abschnitte VII und VIII hinwider, welche über die kirchlichen und weltlichen Bauten des Abtes handeln, bieten ebenso wie der im Kapitel V nach dem Visitationsacte von 1616 gegebene Bericht über „Die zum Stifte gehörenden Pfarren und Kirchen" nicht blos für die Localgeschichte, sondern auch für

[1]) Weder dieses Kirchlein, das in der Gegend von Spital gegenwärtig die älteste Bauform zeigt, noch der Altersberg wird in der Kunsttopographie erwähnt.

Ueber das Magdalena-Kirchlein findet sich eine kurze Notiz in einem Reiseberichte von Hans Petschnig. (Mitth. der k. k. Central-Commission XI. p. 55.)

Digitized by Google

die Historie der Kunsttopographie und die kunstgeschichtliche Ortsforschung viel Bemerkenswertes. Für die Rechtsgeschichte liefert Beda Schroll durch seinen Bericht über die Wiedergewinnung des vom Kaiser Friedrich II. dem Markte St. Paul concedirten Jahrmarktes von Seite des Hieronymus (Seite 106 ff.) ein interessantes Resume, indem er die alten Bräuche hervorhebt und den Vergleich zwischen dem Abte und dem Markte urkundlich wiedergibt, in welchem der Abt dem Markte die dem Stifte gehörige uralte Mauth und den Zoll im Markte, sowie die Beschützung des Jahrmarktes überließ.

Die ausführlichen Relationen über Güterkäufe, namentlich über die Erwerbung der kaiserlichen Herrschaften Unterdrauburg und Rabenstein (p. 114 ff.), ferner über Steuern und Abgaben, über herrschaftliche Rechte in Steier und über Richterwahl bieten gleichfalls dem Freunde der Verwaltungs- und Rechtsgeschichte erfreuliche Mittheilungen aus den Gepflogenheiten des 17. Jahrhunderts. Wir müssen uns aber in unserer Recension derart beschränken, das Hauptergebnis der Schrift Beda Schroll's kurz zu markiren. Dies besteht darin, dass Schroll auf das Klarste und Eingehendste zeigt, dass Hieronymus Marchstaller wirklich der zweite Gründer des Stiftes St. Paul war. Bei seinem Regierungsantritte war die Zucht des Klosters auf's Äußerste verfallen, der Convent bestand nur noch aus acht Mitgliedern und das Stift war pekuniär und materiell herabgekommen und in der verzweifeltsten Verwirrung. Abt Hieronymus stellte trotz aller Schwierigkeiten, die er auch im Convente fand, die Disciplin mustergiltig her (Capitel II, S. 16 ff.), so dass selbst der parteiische Visitator Abt Georg Wilhelm von Ossiach, der sich manches Ungebührliche erlaubte, den Abt Marchstaller nach Abschluss der Inspection öffentlich vor dem ganzen Convente „fundatorem monasterii“ nannte.[1]) Für den Convent aber (siehe Abschnitt IV) gewann Abt Hieronymus so viele neue und vortreffliche Mitglieder dass der Raum im Kloster für die Conventualen und geistlichen Gäste zu eng wurde und dass das Stift St. Paul den Klöstern Arnoldstein und Ossiach, deren Personalstand sehr zusammengeschmolzen war, Aushilfe bieten konnte.

Von der greulichen Unordnung und bedauernswerten Verwahrlosung der Temporalien-Administration beim Regierungsantritte des Abtes Hieronymus gibt Beda Schroll im VI. Abschnitte ein drastisches Bild. Bis zu zwanzig Jahren hatte man mit den Dienern nicht mehr abgerechnet, der verstorbene Prälat hatte

[1]) Was Beda Schroll über die Visitationen von Seite des Abtes Georg von Ossiach erwähnt, ist von hohem Interesse. Der Visitator ließ sich in Privatgespräche mit einigen Conventualen ein, poculirte privatim mit dem Streitsüchtigsten, sage ganz offen, dass er als Prior alles, was im Kloster geschehen, an Salzburg denunciert habe und dass er dadurch zum Abte befördert worden sei. Er untergrub das Ansehen des Abtes Hieronymus, verfasste die Visitationsdecrete, ohne den Abt zu Rathe zu ziehen. Und selbst ein solcher Mann musste Abt Hieronymus öffentlich als zweiten Gründer von St. Paul preisen. Bezeichnend für die damaligen Verhältnisse ist wohl auch die Bitte des Abtes Hieronymus an den Visitator, er möge die gefundenen Mängel und Gebrechen dem Erzbischofe von Salzburg mündlich mittheilen, nicht aber schriftlich, „weil die Schriften auch durch die Hände der Consistorialen, Schreiber und Weltleute gehen, welche dann auch bei den Gastmählern und Trinkgelagen darüber sprechen und die Religion dem Spotte aussetzen.“

Digitized by Google

ihnen Geld, Wein, selbst Huben und Grundstücke, auch Häuser im Markte verliehen, die Bediensteten hatten in den Wirtshäusern Schulden gemacht, sie hatten sich in Kleiderpracht ergangen, Schlägereien, üppiges Singen und Spielen im Kloster, Betrug und anderer Unfug war nach den von Hieronymus in den Statuten gegebenen Verboten ohne Zweifel gang und gäbe; man sah die Hofdiener nur beim Essen und Trinken, „manchen Tag wurde nicht um einen Pfennig gearbeitet und um einen Gulden gesoffen." Abt Hieronymus stellte in mustergiltiger Weise die finanzielle und moralische Ordnung her, er ordnete das verfallene Archivwesen, renovierte die Urbare und zog die bisher einzeln bestehenden Theile in ein Gesammturbar zusammen und nachdem er so die Privilegien und Einkünfte genau kennen gelernt hatte, gewann er ebenso klug als energisch viele eingegangene Rechte wieder, brachte verschleuderte Güter wieder an das Kloster und bewährte sich überhaupt als talentvoller Administrator. Es sei mir nur erlaubt, auf die Wiedergewinnung der Herrschaft Fall (p. 98 ff.) hinzuweisen, welche Abt Vincenz seinem Bruder Niclas Lechner darum erblich verliehen hatte, damit dieser Bauernsohn eine Adelige heiraten könne. Ein charakteristisches Beispiel des Nepotismus, wie er fast gleichzeitig in Kremsmünster von Abt Bonifaz Regele geübt wurde. Was Beda Schroll p. 99 ff. über den von Abt Hieronymus erhobenen Restituirungsprozeß anführt, ist auch juridisch von Interesse.

Die ausgezeichnete Ökonomie des Abtes ermöglichte ohne Nachtheil für das Kloster Bauten auszuführen, welche Schroll im VII. und VIII. Abschnitte ausführlich bespricht und auch mit vielleicht allzugroßer Umständlichkeit die Einzelheiten der Baurechnungen vorführt. Für den Kunsthistoriker des Landes Kärnten sind die Restaurationen und Veränderungen im Innern der alten romanischen Stiftskirche, sowie die Thatsache, daß die schon vor der Stiftung des Klosters vorhandene Maria Magdalenakapelle, deren Pfarrrechte aber schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf die jetzige Pfarrkirche außerhalb der Stiftsmauern übertragen worden waren, unter Abt Hieronymus abgerissen wurde, am meisten von Bedeutung. Von dem Aussehen der Stiftsgebäude, bald nach Abt Hieronymus' Tode, gibt die Heliogravure auf Seite 154 eine treffliche Anschauung. Bekanntlich ließ Abt Hieronymus im Stifte ein neues Refectorium und Schlafhaus erbauen und auch sonst im Stifte manches umgestalten. Doch all' dies hat doch größtentheils nur örtliches Interesse. Wir wenden uns daher lieber noch etwas ausführlicher den letzten Kapiteln zu, welche in höchst schätzenswerter Weise über des Abtes Thätigkeit nach Außen und sein Verhältnis zu den Zeitgenossen Bericht erstatten.

Das XI. Kapitel berichtet über Abt Marchstaller's Thätigkeit als salzburgischer Archidiacon. Die Nachrichten, welche bei dieser Gelegenheit Beda Schroll über die stellvertretende Thätigkeit des Abtes Hieronymus als Archidiacon, über die Theilung des Archidiaconates für Unterkärnten und über die Ausübung der geistlichen Jurisdictionsgewalt desselben bringt, sind für die Kirchengeschichte Kärntens von Belang. Durch diese seine Thätigkeit aber wirkte Abt Marchstaller auch für die Gegenreformation, welche durch einen Beschluß vom Jahre 1627 mit allem apostolischen Feuereifer fortgesetzt wurde. Beda Schroll macht Seite 233 ff. für die Landesgeschichte wichtige Mittheilungen über die akatholischen Herren und Landleute, welche alle entweder katholisch wurden oder ihre Güter verkaufen und auswandern mußten. Der XII. Abschnitt beutet in reicher und gewählter Weise den Briefwechsel des Abtes

Digitized by Google

mit den geistlichen Würdenträgern seiner Zeit aus. Wir sehen da seine Energie und uneigennützige Fürsorge für den Benedictinerorden und die treuen Freundschaftsdienste, welche er anderen Klöstern, z. B. Ossiach leistete, dessen Abte Georg Wilhelm er in christlichster Art Undank mit Gütern vergalt. Von hohem Interesse sind vor allem die Verhältnisse in Arnoldstein unter dem berüchtigten Abte Emerich Müllner. Ich bemerke, dass sich über diesen Mann ein spannender Roman schreiben ließe, in welchem freilich nicht blos er selbst, sondern auch seine Angehörigen und Verwandten, vor allem der Mönch Vitus de Os eine Hauptrolle spielen würden. Das Arnoldsteiner Archiv berichtet über diesen Vitus nicht blos, dass er eine scandalöse Rauferei mit seinen Conventualen hatte, sondern auch davon, dass er den Kirchenschmuck stahl, mit dem Raube, den er bei seiner Geliebten barg, entfloh, dass er Unzucht trieb und dass ein Befehl vom Bischofe von Bamberg erging, ihn lebendig einzumauern. Bei solchen urkundlich beglaubigten Scandalen, zu denen noch die schwindelhafte Geldwirtschaft des Abtes Emerich kam, der schließlich abgesetzt wurde, ist es kein Wunder zu nehmen, wenn der Bestand des Benedictiner-Stiftes Arnoldstein in Frage gesetzt war.

Schroll, dem der Ernst und die Würde seiner Jubiläumsschrift verbietet auf die von mir angedeutete Arnoldsteiner Klosterscandale einzugehen, zeigt S. 249 ff. ausführlich, wie durch Abt Hieronymus' werkthätige Bestrebungen die Versuche der Jesuiten, sich in den Besitz von Arnoldstein zu setzen, vereitelt wurden und das Kloster seinen Bestand behauptete. Der Abt zeigte in diesem Falle die gleiche Willensstärke und Klugheit, wie dazumal, als die Jesuiten auf listige Weise eine ihnen ergebene Persönlichkeit in Ossiach als Abt durchsetzen wollten (S. 258). Ebenso vertrat Abt Hieronymus auf das Energischeste in der Temporalienfrage die Interessen des Stiftes, indem er den Visitator keinen Einblick in die Temporalien gestattete (S. 22 ff.). Ein Mann von solcher Charakterfestigkeit musste auch die volle Achtung des Kaisers und Landesfürsten, welcher ihn zu seinem Rathe (S. 127) ernannte, genießen. Darüber berichtet Beda Schroll im XIII. Kapitel. Als Landstand in Kärnten fungierte Abt Hieronymus bis zu seinem Tode als Mitglied des großen oder verstärkten Landesausschusses, welchem alle Landesangelegenheiten und die landesfürstlichen Propositionen zur Vorberathung vorgelegt wurden, um dann erst in den Landtag zu gelangen. Als Landesausschuss nun entfaltete Marchstaller eine eifrige Thätigkeit und dies gibt Schroll Gelegenheit, im XIII. Kapitel höchst interessante Beiträge zur Landesgeschichte zu liefern, namentlich was die Münzcalamität, die Geldhilfe an den Kaiser Ferdinand II. und die Vorstellung der kärntnerischen Geistlichkeit wegen der außerordentlichen Geldhilfe an den Kaiser im Jahre 1630 anlangt. Wir müssen diesbezüglich auf die Schrift Schroll's verweisen, welche mit des Abtes Hieronymus Tode, der am 25. August 1638 erfolgte, den Leichenfeierlichkeiten und dem Testamente des Verewigten abschließt.[1])

Wir wünschen dem Buche eine weitere Verbreitung unter der Geistlichkeit, namentlich in den Klöstern des Benedictinerordens und die volle Beachtung auch in

[1]) Dem Buche ist auch in Heliogravure ein Abbild des Portraits des Abtes in seinem 55. Lebensjahre beigegeben. Druck und Ausstattung des Buches ist einer Festschrift durchaus würdig.

Digitized by Google

Laienkreisen. Dem Verfasser aber danken wir für die schöne Jubiläumsgabe, durch welche er auf's Neue für die Landesgeschichte verdienstvoll gewirkt hat, und beglückwünschen das Stift St. Paul ob dieses Festgeschenkes von seltener gelehrter Gründlichkeit, welche von einem Manne verfaßt ist, der die Traditionen des Benedictinerordens in edelster und uneigennützigster Weise vertritt und auf den das Stift ebenso wie das Land Kärnten stets mit berechtigtem Stolze wird hinweisen können.

Prof. Dr. Fr. G. Hann.

Geschichte des k. u. k. kärntnerischen Infanterie-Regimentes FM. Graf von Khevenhüller Nr. 7 von G. Ritter Amon von Treuenfeſt. Wien 1891.

Es gibt Leute, welche Bücher machen, ohne einen einzigen Gedanken aus Eigenem hinzuzufügen. Es ist wie eine Speise aus verschiedenen Ingredienzien. Das Ganze kann sehr geschmacklos sein, obwohl jede einzelne Ingredienz für sich vortrefflich ist. Ein solches Buch liegt uns vor. Wenn es schon überhaupt fraglich ist, ob die Geschichte eines Regimentes als eines entwicklungsfähigen Individuums möglich ist, so müßte eine solche Geschichte ganz anders geschrieben werden, als dieses Buch, welches eigentlich nichts anderes ist, als eine in großartigem Maßstabe erweiterte und vermehrte, keineswegs aber verbesserte neue Auflage der im Jahre 1869 zu Graz erschienenen Chronik des 7. Infanterie-Regimentes. Dieser neuen Auflage wurde die Vorrede der älteren unverändert vorangedruckt. Allein sie paßt jetzt nicht mehr; denn damals wollte das Offizierscorps den Unteroffizieren und der Mannschaft ein Lesebuch zur Nacheiferung bieten; aber ein Soldatenbüchlein muß im Tornister tragbar sein; das jetzige Regimentsbuch, welches 2¼ Kilo wiegt, ist fast für eine Offiziersbagage zu schwer. Ein Hauptgebrechen des Buches ist jedoch der Mangel an Übersicht und Eintheilung. Der überreiche Stoff zieht sich ohne Abschnitte und Ruhepausen durch 1005 Seiten fort. Hat doch der liebe Gott bei seiner Schöpfung siebenmal gerastet. Gar nicht abzusehen ist, warum da schon so viel, abgeschrieben worden ist, nicht wenigstens, auch die sehr zweckmäßige Zweitheilung der älteren Chronik in die ältere Periode, wo das Regiment aus Mähren, und in die neuere, wo es aus Kärnten ergänzt wurde, in die neue Auflage aufgenommen worden ist. Neu und schätzbar ist die Biographie des FM. Ludwig Andreas Graf Khevenhüller, sowie das Verzeichnis aller Schlachten und Gefechte, welche das Regiment mitgemacht hat, und das chronologische Verzeichnis aller Chargen seit dem Jahre 1745. Das bescheidene Plätzchen am Ende des Buches, wo die Hundsgeschichte wörtlich nachgedruckt worden ist, mißgönnen wir dem treuen Thier wahrlich nicht; nur begreifen wir nicht, warum die für die zahlreichen Verehrer des Regimentes viel wichtigere Reihenfolge der tapferen Inhaber nicht auch ein Plätzchen fand.

Mit der Regimentsgeschichte im Zusammenhange steht das Werk „Militärischer Maria Theresia-Orden von J. Lukes. Wien 1891, Neue Folge 1850—1890. 2. Auflage." Dieses Buch, welches die neue Auflage der Regimentschronik sowohl an Sprache als Darstellung um vieles überragt, ergänzt dieselbe, weil es die Kriegsthaten aus den letzteren Decennien ebenfalls schildert und weil zwei seiner Helden geborene Kärntner sind.

Karl Baron Hauſer.

„Am Wörthersee." So betitelt sich ein von der Verlagsbuchhandlung Joh. Leon sen. soeben herausgegebenes, geschmackvoll ausgestattetes Büchlein, mit reizende Illustrationen von Tony Grubhofer u. a., zu denen der von Klagenfurt scheidende

Digitized by Google

neu ernannte Director der Realschule in Stadt Steyr, Professor Edmund Älschker einen recht instructiven, fließend geschriebenen Text verfaßt hat. Nachdem er als einleitende Übersicht den Wörthersee hinsichtlich seiner Lage und Umrandung, seiner Flächen- und Tiefenverhältnisse geschildert hat, beschreibt er denselben in anmuthigen Bildern während der vier Jahreszeiten, von denen Sommer und Winter wohl zuvörderst Jedermann erfreuen können. Über die Temperaturverhältnisse läßt Älschker den erfahrenen Professor Richter das Wort reden, um dann über die Beschaffenheit und Ausdehnung des einstigen Seebeckens, die Gestaltung des Sees zur Römerzeit, im Mittelalter und in der Jetztzeit den Faden des dankenswerten Stoffes weiterzuspinnen. Nach dieser faslichen Vorrede schildert der Autor die Orte am Seegestade Loretto und Maiernigg stehen obenan; der Telegrafistenruhe wurde nicht vergessen. Der Ausflüge nach dem Steinbierdorf Waidmannsdorf, dem idyllischen Viktring, der romantischen Hollenburg und dem lieblichen Maria Rain wird eingehend gedacht. Dann geht's zur Militär-Schwimmschule und nach Krumpendorf. Dort bieten der Ausflüge nach Drasing, Hornheim, Seltenheim und Halleg mitunter historische Beschreibungsmotive. Auch Sekirn und Reisnitz werden nicht vergessen, ein Abstecher nach Reutschach ist von dort aus angezeigt, und kehrt man zurück, so mag man nach Maria Wörth pilgern, das einer eingehenden Schilderung gewürdiget ist. Pörtschach, die Villenstadt, liefert Älschker reichlichen Stoff für seine gewandte Feder. Die Herbeksruhe und Leonstein werden nebst den Ausflügen, wie z. B. zum Wallerwirt, nach Seeburg, St. Martin am Techelsberg, Pritschitz und Moosburg in den Rahmen der Beschreibung einbezogen. Über den hübsch gelegenen Ort Velden weiß Älschker auch gar manches Interessante mitzutheilen. Die Kneippcur am Auenhofe erfährt nicht minder ihre Berücksichtigung wie die hübschen Excurse, welche sich von Velden aus nach Kranzelhofen, dem Sternberg, dem Kathreinkogel, nach Selpritsch, Rosegg, Frögg, dem Faakersee und auf Schloß Finkenstein unternehmen lassen. Nebst der Beschreibung der Landschaften umwebt dieselbe das glitzernde Netz der Sage und breitet sich der mitunter tiefernste Schleier der Geschichte, so daß in jeglicher Richtung der Stoff seine Ausnützung gefunden hat. Wie schon eingangs erwähnt, zieren das Buch allerliebste Zeichnungen und machen es für jeden Freund des schönen Wörthersee's gewiß recht begehrenswerth. R. Waizer.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

81. Jahrgang.

Nr. 6.

Klagenfurt 1891.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Alte Geschichte Kärntens. (Römerzeit.) Von Karl Baron Hauser (Fortsetzung) 1

Die Malereien in der Kirche zu Dornbach im Maltathale Von Prof. Dr. F. G. Hann 179

Die Brechlstear. Aufgezeichnet im oberen Görtschitzthale von Balthasar Schüttelkopf 185

Beda Schroll's Bedeutung für die Geschichtsforschung. Von Prof. Dr. F. G. Hann 193

Von einem Vergessenen. (Josef Tomashoviz.) Von Rudolf Waizer . . 200

Kleine Mittheilungen:

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. 3. Über ein Frescobild an der Westwand der nördlichen Kapelle in der Stadtpfarrkirche zu Völkermarkt. Von Prof. Dr. F. G. Hann 208

Literaturberichte:

Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809. Von Jos. Hamberger. Besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann 208

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 6. Einundachtzigster Jahrgang. 1891

Alte Geschichte Kärntens.

Von Karl Baron Hauser

Römerzeit.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende des 2. und im 3. Jahrhunderte nach Chr. verbreiteten sich ausländische Götterculte in den Provinzen des römischen Reiches. In Kärnten wurden vornehmlich die ägyptische Isis und der persische Gott Mithras verehrt; aber auch der syrische Jupiter Dolichenos hatte seine Verehrer. Aus welchem Grunde die ägyptische Isis mit der keltischen Noreja vereint war, ist nicht erwiesen, sie scheint bei der Ruine Hohenstein nächst Pulst einen Tempel gehabt zu haben, wo ihr, einem gefundenen Inschriftsteine zufolge (Momms. 4806), von einem Decurio des ersten Flügels der thracischen Reiterei goldene und silberne Weihegeschenke dargebracht wurden. Einem anderen Inschriftsteine zufolge (Momms. 4809), scheint sie die Schutzpatronin des einheimischen Bergsegens, zumal der Eisengruben, gewesen zu sein. Der Sonnengott Mithras war aber vornehmlich der Gott der Soldaten. Er hatte zwei Tempel in Virunum, wovon der eine den vorhandenen Sculpturen nach, die sich im Museum des Geschichtsvereines zu Klagenfurt befinden, ganz besonders sorgfältig ausgestattet gewesen sein muss. Dieser Gott wurde vorzugsweise in Felsenhöhlen verehrt, deren eine zu St. Urban ob Glanegg war (Momms. 4804). Eine in Stein gehauene Abbildung des Jupiter von Doliche, stehend auf einem Stier, wurde im Schlosse Niedertrixen gefunden und befindet sich ebenfalls im Museum des Geschichtsvereines. Spuren des Christenthumes, welches im 3. Jahrhundert zwar schon im ganzen Reiche Anhänger aber noch mit vielen Ver-

Digitized by Google

folgungen zu kämpfen hatte, lassen sich in Kärnten nicht nachweisen, außer man zählt den aus Virunum stammenden Inschriftstein (Mommf. 4921) mit dem Bilde des guten Hirten zu den christlichen Denkmälern der Römerzeit.

Bezüglich dieser Verehrung fremder heidnischer Gottheiten in Kärnten sagt Baron Ankershofen in seinem Handbuche der Geschichte Kärntens (I. Seite 645) sehr treffend: „Darf man die Aufnahme fremden Götterdienstes als ein Zeichen ansehen, wie dem rächenden Gewissen und der Trostlosigkeit im allseitig drohenden Elende die angestammte Religion nicht mehr genügte und man von fremden Gottheiten die Hilfe erwartete, welche die einheimischen nicht mehr bieten zu können schienen, so können wir aus dem Vorhandensein der Denkmäler ägyptischer, syrischer und persischer Gottheiten, die wir auch in unserem Lande finden, auf den traurigen Zustand der römischen Bewohner hier zu Lande schließen, welchen sie bei den innigen Verhältnissen, in welchen sie zu den Einwohnern standen, ungezweifelt auch auf diese übertrugen."

In der That, es herrschten traurige Zustände im 3. Jahrhundert. Gewalt und Verrath besetzte und erledigte den Thron der Cäsaren in rascher Aufeinanderfolge und blutige Bürgerkriege wechselten mit glänzenden Siegen und schmachvollen Niederlagen längst den weitgestreckten Grenzen des großen Reiches. „Der vornehmste Grund davon lag in dem veränderten Verhältnis der Legionen. Es waren nicht mehr die altrömischen Legionen, die aus römischen Bürgern bestanden, welche in Rom ihren heimatlichen Mittelpunkt sahen. Dieses Verhältnis war durch die Gesetzgebung und durch die Zeit selbst aufgehoben; die Legionen hatten, was schon bei Septimius Severus zu Tage kam, einen provinzialen Bestandtheil." (Ranke, Weltgeschichte 1883 III. Seite 399). Hiedurch war jede einheitliche Machtentfaltung behindert. Das Wohl und Weh der damaligen Bewohner des heutigen Kärnten wurde durch diese Verhältnisse gewiss nur selten unmittelbar betroffen, allein die innige Verschmelzung mit dem Reiche war so weit gediehen, dass die Provinzialen ihr Los nicht mehr von jenem des Gesammtreiches trennen konnten. Sie waren ohne Nationalität und ohne politische Selbstständigkeit, ebenso wehrlos gegen die Tyrannei einzelner römischer Machthaber, als hilflos gegen die unabwendbar hereinbrechende Gefahr der an den Grenzen sich anhäufenden barbarischen Völkerschaften. Die Annalen der Geschichte verzeichnen nichts, was uns Aufschluss über die einzelnen Vorgänge hier zu Lande während dieses langen Zeitraumes geben

Digitized by Google

könnte. Nur zufällig findet sich hie und da etwas, was an den Zusammenhang des Landes mit dem großen Kaiserreich in dieser Zeit erinnert. Es sind Inschriftsteine, Meilenzeiger und Münzen. Kupfer- und Silbermünzen finden sich fast überall im Lande zerstreut und zwar fast von allen römischen Kaisern des 3. Jahrhunderts. In Millstatt ist im alten Klostergebäude im Schwibbogen des zweiten Thores, wenn man vom ersten in den zweiten Hof gelangt, rechts an der Seitenwand eine Steinplatte mit römischer Inschrift eingemauert. Dieser Votivstein wurde dem Kaiser Volusianus, welcher mit seinem Vater C. Vibius Trebonianus Gallus im Jahre 252 und 253 regierte, in der Stadt Teurnia (St. Peter im Holz) gesetzt. Im Jahre 1884 wurden auf dem Hüttenberger Erzgebirge zu Lölling in einer verschütteten Erzgrube Skelettheile eines verunglückten Bergknappen nebst Scherben einer thönernen Lampe und vier Silbermünzen gefunden, wovon die besser erhaltene sich als ein Silberdenar des römischen Kaisers C. Vibius Trebonianus Gallus erwies. Diese Eisengruben standen also in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts im Betriebe. Römische Meilensteine fanden sich außer den bereits erwähnten der Kaiser Septimius Severus, Caracalla und Macrinus aus dem 3. Jahrhunderte noch, und zwar einer des Kaisers Philippus († 249) zu Krummfelden, einer des Kaisers Trebonianus Gallus († 254) zu Treibach, einer des Kaisers Carus († 283) zu Silberegg und einer des Kaisers Diocletianus († 305) zu Oberdrauburg.

Fassen wir Alles zusammen, was bis zum Ende des 3. Jahrhunderts über die Römerzeit in Kärnten zu sagen ist, so läßt sich zum Beginne des 4. Jahrhunderts ungefähr folgendes Bild von Land und Leuten entwerfen: Die Landeshauptstadt Virunum, seit langer Zeit vom Feinde verschont und in einer durch Handel und Verkehr überaus günstigen Lage, bedeckt mit ihren südlich geformten Häuserreihen die niederen Abhänge des Töltschacherberges und dehnt sich unten noch weiter ins Thal hinaus. Wie Polypenarme streckt sie ihre geraden, gut gepflegten Straßen nach allen Richtungen über Hügel und Berge aus. Darauf ziehen Fußgeher, Reiter, Viehherden und schwer beladene Frachtwägen. Ringsumher sind Wirtschaftsgebäude und Villen mit Gärten, von fruchtbaren Feldern umgeben. An das Ufer des Flusses grenzen eingefriedete grüne Wiesen, wo Rindvieh und Pferde weiden. Dort aber, wo Äcker neu bestellt werden, arbeiten Männer unter eines Aufsehers Geißel. Es sind Sclaven, vielleicht kriegsgefangene Germanen, welche

Digitized by Google

der Gutsherr am Markte erstanden hat. Weiter entfernt von der Stadt zieht sich die Straße durch Urwälder über Sümpfe dahin. Das Land ist schwach bevölkert, denn die Römer fürchten das rauhe Klima und die hohen Berge. In diesen Wäldern lagen einst die schmutzigen Dörfer der Kelten. Jetzt ist Wald darüber gewachsen, die Dorfbewohner heißen jetzt Colonen und arbeiten auf den Gütern der Reichen unter Aufsicht von Beamten. Zeitweise lichtet sich der Wald und liegt ein Gasthaus an der Straße, umgeben von Wirtschaftsgebäuden, Äckern und Wiesen, wie ein kleines Landstädtchen. Hie und da aber steht ein steinernes Denkmal am Wege und nicht ferne davon das Blockhaus eines kleinen Grundbesitzers, dessen Sohn im Kriege mit Auszeichnung gedient hat, dann aber als Invalide gestorben ist, dem der Vater das Denkmal gesetzt hat.

Lebhafter geht es bei den Eisengruben zu, wo die Schlotte rauchen und die Hämmer pochen. Aber auch die Fischerei und Jagd bringen wirklichen Ertrag. Die Römer wissen jeden Gewinn hereinzubringen. Selbst die Alpenwirtschaft kennen sie und lassen Speik und Pech einsammeln.

Nicht ganz so freundlich wie in Unterkärnten sieht es in Oberkärnten aus, wo die Bewohner stets auf Raubzüge der Markomannen, Alemannen und Juthungen gefaßt sein müssen. Da sind die Castelle fortwährend gerüstet und Alles ist bereit, wenn der Feind kommt, hinter die Mauern zu flüchten. Selbst die Felder sind mit Mauern umfangen und das Vieh weidet versteckt in Wäldern und Felsenschlnchten. Nicht nur die Soldaten, auch die Einwohner sind stets bewaffnet.

Dieses scheinbar günstige Bild hat aber auch eine Kehrseite, die genauer betrachtet Alles überwiegt, was die damaligen Zustände Gutes hatten. Der letzte Kaiser des 3. Jahrhunderts, der große Diocletian, hat ein Beamtenheer geschaffen, welches das ganze Getriebe des gewaltigen Reiches im Gang erhalten sollte. Allein die Gewissenlosigkeit und Habsucht dieser Beamten überstieg alle Grenzen. Der Arme fand nirgends Recht und der Reiche wurde gebrandschatzt. Ein gleichzeitiger christlicher Schriftsteller Lactantius beschreibt die Steuereinschätzung römischer Gemeinwesen in folgender Weise: „Die Äcker werden schollenweise vermessen, die Weinstöcke und Bäume abgezählt, die Thiere aller Gattungen conscribirt, die Köpfe der Menschen vorgemerkt. In den Städten versammelt man die Stadt- und Landbevölkerung, alle Plätze sind mit Scharen von Familien angefüllt. Jeder ist mit seinen

Digitized by Google

Kindern und Dienstleuten zugegen. Man hört Schläge und Wehklagen. Die Kinder werden gezwungen, gegen ihre Eltern auszusagen, die treuesten Diener gegen ihre Herren, die Frauen gegen ihre Männer. Und wenn nichts hilft, so peinigt man die Leute, gegen sich selbst auszusagen, und was sie im Schmerze einbekennen, schreibt man auf, wenn sie es auch nicht haben. Da gilt keine Nachsicht des Alters oder der Hinfälligkeit, Kranke und Schwache werden eingetragen, jeder nach dem Alter abgeschätzt, den Kindern legt man Jahre zu, den Alten gibt man weniger an. Alles ist mit Jammer und Klagen erfüllt. Was unsere Vorfahren gegen Besiegte vermöge Kriegsrechtes verübten, das vermisst sich Diocletian gegen Römer und römische Unterthanen zu thun. Nach solchen Abschätzungen werden die Steuern nach der Kopfzahl bemessen und das Leben abgeschätzt. Gleichwohl schenkt man diesen Schätzungen noch nicht vollständig Glauben, man schickt noch andere und wieder andere Schätzleute, als könnte man mehr herausfinden. Und jedesmal verdoppeln sie die Angaben, damit es nicht den Anschein hätte, als wären sie umsonst gekommen. Unterdessen vermindert sich die Anzahl der Hausthiere und die Menschen sterben dahin, aber nichts destoweniger werden die Todten besteuert, so dass man unbesteuert weder leben noch sterben kann. Es bleiben nur mehr die Bettler frei, von denen nichts zu fordern ist, weil ihr Elend und Unglück sie vor weiteren Unbilden schützt u. s. w."

Mag dieser dem Diocletian, als Christenverfolger, ungünstig gesinnte Schriftsteller auch stark aufgetragen haben, so beweisen doch die vielen und strengen Gesetze, welche gegen die Missbräuche der Beamten erlassen wurden, dass diese Missbräuche ein stehendes Übel waren.

Diocletian theilte Noricum in zwei Theile, in Ufernoricum (**ripense**) an den Ufern der Donau, und in das mittelländische (**mediterraneum**) in den Alpen. Jedes derselben stand unter einem Präses als Statthalter und sie gehörten zu dem orientalischen Reichstheile, welcher unter Deocletians Mitkaiser Galerius stand. Wir besitzen aus den Trümmern des einstigen Virunum einen merkwürdigen Inschriftstein (Mommj. **4796**), wornach Aurelius Hermodorus, Präses des mittelländischen Noricums, einen Mithrastempel, welcher seit mehr als 50 Jahren verfallen war, wieder herstellen liess und zwar im 8. Consulate des Galerius Maximianus und im zweiten des Kaisers Maximin, das ist im Jahre 311 unserer Zeitrechnung. Es ist allerdings auffallend, dass in diesem Jahre, wo das Christenthum schon im ganzen

Digitized by Google

Reiche verbreitet war, noch ein heidnischer Tempel in Virunum wieder aufgerichtet wurde; allein die beiden genannten Kaiser, denen Noricum unterstand, waren dem Christenthum feindlich gesinnt, daher es begreiflich wird, wenn der Präses der Provinz dem Mithras-Culte huldigte. Drei Jahre später wurde Noricum nebst anderen illyrischen Provinzen, nach blutigen Kämpfen zwischen den beiden Gegenkaisern Constantin und Licinius, dem ersteren, welcher die westlichen Provinzen beherrschte, abgetreten und im Jahre 324 war Constantin der Große, auch der Heilige genannt, alleiniger Kaiser des ganzen Reiches. Noch in demselben Jahre erschien das berühmte Edict, wodurch das Christenthum Staatsreligion im ganzen römischen Reiche wurde. „Von da an müssen wir annehmen, dass das Christenthum auch unter den Provinzial-Römern in Kärnten die vorherrschende Religion war." (Glück, die Bisthümer Noricums 1855, Seite 88.)

Constantin vollendete die von Diocletian begonnenen Änderungen in der Verwaltung des Reiches, wir würden heutzutage sagen, die Reorganisierung aller Civilbehörden und der Armee. Wir besitzen aus jener Zeit eine Art Staatsschematismus, „**Notitia dignitatum imperii**" genannt, worin Alles haargenau verzeichnet ist. Der eigentliche Zweck dieser Organisierung war die Trennung der Civil- und Militärgewalt, um die Gefahren übermächtiger Statthalter zu vermeiden, auch nebenbei um die Provinzen besser aussaugen zu können. Dazu bedurfte man eines fügsamen Beamtenheeres und vernichtete die Selbstständigkeit der Municipalverfassungen. Indem man in solcher Weise Gefahren vermied, welche den Machthabern drohten, und den Zerfall des Reiches verzögerte, förderte man die Zersetzung seiner Theile. Statt das Selbstgefühl der Grenzbewohner zu kräftigen, damit sie äußeren Angriffen widerstehen konnten, wie dies bei den Breonen in Rhätien der Fall war (Alb. Jäger Sitz. Ber. 42 Seite 352), hatte man die Bevölkerung Noricums systematisch zu Grunde gerichtet. Im benachbarten Pannonien aber wurden fremde Völkerschaften angesiedelt und zu Kriegsdiensten verpflichtet. Kaiser Constantin beförderte außerdem Barbaren, zumal Germanen, zu den höchsten Civil- und Militärstellen, wodurch, wie Dahn (Wietersheim, Gesch. d. Völkerw. Einleitung) sagt, die Germanisierung des Reiches auch ohne äußeren Anstoß langsam aber sicher zum schleichenden Verfalle geführt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Malereien in der Kirche zu Dornbach im Maltathale.

Von Prof. Dr. F. G. Hann.

Im unteren Maltathale fast gegenüber von Malthein befindet sich in dem Dorfe Dornbach ein unscheinbares Kirchlein, das, von außen betrachtet, eines Besuches gar nicht wert zu sein scheint. Betritt man das Innere desselben, so bestätigt allerdings auf den ersten oberflächlichen Blick das oblonge ganz schmucklose Schiff der Kirche, das beiderseits zwei Fenster und überdies eine kahle ungewölbte Decke hat, diesen nackten und ärmlichen Eindruck. Aber ein Blick auf den Chor mit seinen gothischen Gewölben, der sich in hohen spitzbogigen Triumphbogen gegen das Schiff öffnet, zeigt, dass das Presbyterium mit interessanten gothischen Wandmalereien geschmückt ist; und den wertlosen Barockaltar ziert eines der schönsten altdeutschen Gemälde, das Kärnten aufzuweisen hat, das wir bei genauerer Betrachtung als ein anmuthsvolles Gebilde, das unter dem Einflusse der Kölner Malerschule steht, erkennen. In Anbetracht dessen erscheint es uns Pflicht zu sein, hier über diese gänzlich unbekannten archäologischen Sehenswürdigkeiten des der heil. Katharina und dem heil. Leonhard geweihten Kirchleins ausführlich zu berichten.

Der Chor der Kirche ist gedeckt durch ein spätgothisches Gewölbe. Die Rippen laufen in zwei Schlusssteinen zusammen, spitzzulaufende Consolen, von denen die vorderen zwei mit Wappen versehen sind,[1]) bilden die Ansätze der Rippen. Die Gewölbefelder der Decke sind reich mit Malereien geschmückt. Die Umrahmung derselben bilden in den untersten Gewölbezwickeln gemalte Fischblasenmuster, dann folgt als Gemälderahmen ein Fünfpass, der sich oben in krabbenförmige Blattgebilde krümmt, welche einen sechsten Pass vertreten, hierauf folgen nach aufwärts rechts und links Dreipässe, beiderseits in Krabben auslaufend. Diese ganze gemalte Bordure der Bilder lässt ebenso wie die Gestaltung des Gewölbes keinen Zweifel darüber aufkommen, dass wir es mit einem Werke der Spätgothik zu thun haben. Der Chor ist im Grundrisse oblong mit abgerundetem Abschlusse im Osten. Auch die Seitenwände waren ohne Zweifel bemalt, denn man gewahrt noch an der rechtseitigen Wand (vom Eingange aus) Reste von Malereien,

[1]) Man gewahrt einen Schild, durch einen Längsstrich getheilt; die rechte Seite ist schwarz, die linke zeigt auf weißem Grunde schwarze Theilung.

Digitized by Google

nämlich ein vergildtes Wappen mit verblafstem Spruchbande und daneben die Spuren einer Kreuzigung unter der Tünche. Im Chorschlusse aber, der durch den hohen unförmlichen Barockaltar leider vielfach verdeckt wird, sind die Wandmalereien größtentheils unversehrt erhalten. Man sieht links an der Wand eine mächtige Heiligenfigur, grandios gedacht, welche von zwei Engeln mit spitzen Flügeln an dem weiten wallenden weißen Kleide getragen wird. Ihr zu Füßen kniet eine Gestalt mit Flügeln und Stab. Die Schrift in gothischen Minuskeln lautet: „Hye wart s. Katharina begraben von den engeln am perg syna, wol XX tag waid von der stat wo sy enhaupt ward." Die heil. Katharina von Alexandrien, die Patronin der Philosophie und der Schulen, die mit 50 Philosophen siegreich disputierte, sich mit dem Christkinde vermählte und der Sage nach unter Kaiser Maximinus lebte und ob ihrer Standhaftigkeit im Glauben den Märtyrertod erlitt, wurde nach ihrer Enthauptung von Engeln auf den Berg Sinai getragen. Dieses berichtet unser Bild. Gegenüber im Chorabschlusse an der Wand rechts gewahren wir Sanct Katharina vor dem Kaiser Maximinus. Dieser hat ein großes Fest und Opfer zu Ehren der heidnischen Götzen veranstaltet, wobei Katharina erscheint und durch ihre glänzende christliche Wissenschaft und siegreiche Beredsamkeit den moralischen Triumph Christi und des Kreuzes bewirkt. Dies zeigt das zweite Bild. St. Katharina, eine mächtige Gestalt mit ausdrucksvollem Antlitze, steht in würdevoller Ruhe vor dem Kaiser. In der Mitte gewahrt man eine Säule, von der ein Götzenbild herabstürzt. Die Inschrift, soweit sie noch leserlich ist, sagt: „Hye cham Katharina für straft in unnd seinen vnglauben von ierez . . ." Der vorderste Theil der Chorwand wird durch die Verkündigung des Heiles an die Menschheit bedeckt. Rechts sieht man Maria, eine edle Gestalt, deren Gesicht Andacht ausdrückt. Ihr Leib ist in einen weiten weißen Mantel gehüllt, der nonnenartig als Schleier über das hintere Haupt gezogen ist. Betend vor einem Pulte, empfängt sie die Verkündigung. Über dieser Darstellung erhebt sich eine gemalte, reiche, spätgothische Thurmarchitektur. Im oberen Thurmgeschosse verkünden singende Engel, die eine geöffnete Schriftrolle halten, das Lob der jungfräulichen „maget und muoter". Links daneben, durch eine Theilung gesondert, gewahrt man den Engel der Verkündigung, eine wuchtige Gestalt mit schwanartigen Flügeln in weißem Gewande mit reichem knitterigen Faltenwurfe. Das Spruchband trägt die Verkündigungsworte. Auch über diesem Engel sieht

Digitized by Google

man eine reiche spätgothische Thurmanlage. Das Gemälde ist unten durch ein spätgothisches gemaltes Maßwerk eingefasst, dessen Muster der Füllung einer Chorbrüstung entnommen zu sein scheint, während die Scene zwischen dem Kaiser und Katharina unten durch ein reiches Fischblasenmuster den malerischen Abschluss findet. Die Gemälde der Gewölbfelder sind mit Ausnahme des mittleren leeren Feldes gegen das Schiff gut erhalten. Sie führen uns ein himmlisches Orchester vor, indem sie Engelsgestalten mit verschiedenen mittelalterlichen Musikinstrumenten zeigen. Nur ein Engel begnügt sich mit dem geöffneten Gesangbuche, jeder andere hat sein eigenes Instrument. Der eine hat eine Geige, der andere eine Harfe, ein dritter eine Orgel. Man gewahrt ferner einen himmlischen Musikanten, der mit einem Plectrum die Laute spielt, während anderseits von anderen auch das Hackbrett und die Leyer im himmlischen Concerte gespielt werden. Diese Darstellungen vertheilen sich auf einzelne Felder der Gewölbe. Ihre Einrahmung wurde bereits erwähnt. Die Engel sind in weiße, gegürtete Gewänder gehüllt, die in knitterigem Wurfe mit fast felsigen Brüchen herabfallen.[1])

Das Hochaltarbild der Kirche, ausgezeichnet conserviert, ist ein sehr merkwürdiges altdeutsches Gemälde. Auf leuchtendem Goldgrunde, der durch Granatapfelmuster fein decoriert ist, wird uns in echt idyllischer Weise die Vermählung der heil. Katharina mit dem Christkinde vorgeführt.[2])

[1]) In nächster Nähe der Dornbacherkirche am südlichen Ende des Ortes sieht man noch eine freilich schon sehr verfallene gothische Kirchenruine ohne Dach; die eine Seitenwand zeigt außen einmal abgestufte Strebepfeiler. Der Chor war halbrund abgeschlossen. Über dem gothischen Portale sind noch spärliche Reste von Malereien erhalten. Man gewahrt Christus am Kreuze, daneben zwei klagende Frauen, ferner rechts eine fast ganz verblasste Heiligengestalt, links eine Heilige mit Schwert und Buch (?), daneben links am Betstuhle Maria stehend, die Hände auf das Buch gelegt, das auf einem Pulte liegt. Alle Gestalten sind nimbiert. Auch die Südwand der Kirche scheint bemalt gewesen zu sein. Das Dasein von zwei Kirchen in diesem jetzt elenden Dorfe ist auffällig. Die Schlosskapelle im benachbarten Lodron'schen Schlosse Dornbach, welche in der Kunsttopographie p. 24 erwähnt wird, hat, seitdem der schöne spätgothische Chorstuhl aus Nussbaumholz in die Fremde verkauft worden ist, außer mehreren einfachen Holzplafonds der Renaissancezeit gar nichts Sehenswertes.

[2]) Petrus de Natalibus, Bischof von Jasolo, erzählt, dass Katharina eine Vision hatte, in der ihr das Christuskind erschien und ihr den Brautring an den Finger steckte. Diese Scene findet sich öfter in der Xylographie und Malerei (siehe Wessely, Ikonographie p. 121) dargestellt. Doch kommt sie auch auf Flügelaltären vor, so in Kärnten auf dem zu Rabensdorf bei Feldkirchen (Neue Carinthia, S. 127), wo dieser Vorgang gleichfalls zart und innig auf der Predella des Altarwerkes dargestellt ist.

Digitized by Google

Wir gewahren oben Gott Vater, gebildet als Alter der Tage, aber in freundlich milder Auffassung und feiner Ausführung des Antlitzes mit der Weltkugel in der Hand, unter ihm den heil. Geist. Die Gestalt Mariens in der Mitte des Bildes ist, wie die der heil. Katharina, von edler Einfachheit und feinem Flusse der Linien. Das Haupt der Gottesmutter mit dem zugespitzten Kinn, mit dem kleinen Grübchen, dem zarten Munde, dem langen, blonden Haare, ist leicht gesenkt. Der Mantel ist durch eine Agraffe zusammengehalten, das Unterkleid wirft mannigfache brüchige Falten. Das Kind, bei dem die nackten Formen ebenso gebrechlich und unbeholfen gegeben sind, wie die Finger der heil. Frauen lang, schmal und dünn sind, steckt der knieenden Katharina den Verlobungsring an den Finger. Diese ist eine wahrhaft edle Gestalt, das Oval des Kopfes anmuthig, von reichem blonden Haare umflutet. Der seelische Ausdruck voll Demuth ist ohne alle Prätention wahrhaft naiv, wie bei Maria. Katharina ist gleich der Gottesmutter gekrönt dargestellt. Der grüne Mantel der Heiligen wird durch eine Agraffe zusammengehalten, das Untergewand ist roth. Die Finger und namentlich die Handgelenke der Heiligen sind aber so dünn, unbeholfen, ungegliedert und gebrechlich, dass die Heilige das Schwert und Rad, die zu ihren Füßen liegen, nicht zu heben, geschweige denn zu tragen vermöchte. Die Auffassung des Verlobungsactes ist eine durchaus ländlich idyllische. Blumen und Kräuter entsprossen in Fülle dem Boden und Engel singen und jubelieren als Zeugen des Verlobungsactes. Rechts halten drei Engelknaben eine Notenhandschrift in den Händen, links ebenfalls drei ein geöffnetes Buch. Die Engel sind als zarte Knaben gedacht und haben spitze, feine Flügel. Der Farbenauftrag, der dünn, mild und doch leuchtend ist, vollendet den Eindruck der stillen Anmuth. Es ist daher anzunehmen, dass uns in diesem Gemälde der Einfluss der Kölnischen Malerschule, welche durch den so hochgefeierten Meister Wilhelm von Herle († 1414) begründet wurde, entgegentritt. Irgend ein unbekannter Anhänger der gemüthstiefen Kölnischen Richtung hat dieses Bild gemalt.

Die ganze Auffassung der schlanken Gestalten, was Ausdruck, Profil und Haltung anbelangt, der blumige Rasen, die Formen der Kronen, die Granatäpfelmusterung des Goldgrundes, die in zahlreichen altkölnischen Bildern des 14. und 15. Jahrhunderts nachgewiesen sind, dürften diese Behauptung wohl zur Genüge beweisen. Jedoch ist die Modellierung der Gestalten und die Umrisse kräftiger als bei den älteren

Digitized by Google

Kölnern, auch ist der Wurf der Gewänder keineswegs so weich wie bei Wilhelm von Herle, während anderseits die übertriebene Schlankheit, in welche die Schüler dieses Meisters verfallen, nicht wahrzunehmen ist. Der Maler dieses Bildes zeigt sich insoferne schon als Schüler der jüngeren Generation, als er wagt, die Heiligen-Gestalten aus dem Zustand himmlischer Vision und paradiesischer Entselbstung, um mit Tauler zu sprechen, mehr in's irdische Dasein zu setzen, aber die Formengesetze der Kölner Malerschule sind doch zu erkennen, so vor allem in den überschlanken Fingern und den gelenklosen Gliedern. Der Gesammteindruck aber ist der sinniger Gemüthsandacht und mystischer Anmuth, wie er der Kölner Malerschule, in der sich die Ideen Eckhardt's und Tauler's wiederspiegeln, in unvergänglicher Weise eigen ist. Das beschriebene Gemälde stammt wohl also von einem Maler des 15. Jahrhunderts, der direct oder indirect den wesentlichen Einfluss der älteren Kölner Malerschule empfangen hat, ohne ihr als jüngerer Zeitgenosse völlig in streng gebundener Weise zu folgen.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, dass wir in einem Kirchlein Kärntens ein Bild treffen, das unter dem Einflusse der Kölner Malerschule steht. Zeigt doch auch die Madonna im Rosengarten in der deutschen Ordenskirche zu Graz, ein Gemälde aus dem Ausgange des 15. Jahrhundertes, niederrheinischen Einfluss. In Gmünd vollends, das zu Salzburg in nächster Culturbeziehung stand, wird uns das Dasein eines solchen Gemäldes völlig begreiflich. Der reiche geistliche Hofstaat Salzburgs zog Künstler aus der Ferne nach dieser berühmtesten geistlichen Metropole Süddeutschlands und nachweisbar war in Salzburg der Einfluss der Kölner Malerschule, die Meister Wilhelm begründet hat, bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sowohl in der Miniatur- als auch in der Tafelmalerei maßgebend und wich erst später dem schwäbischen Impulse. Man erinnere sich nur beispielsweise an das völlig kölnische, vom Domprobst Rauchenberger um 1430 für Salzburg gestiftete Tafelgemälde, das sich jetzt im Clerikerseminar zu Freising befindet.[1]) So wird denn auch entweder der Stifter der Kirche in Dornbach oder ein Erzbischof von Salzburg das von uns beschriebene Gemälde gewidmet haben.

Zum Schlusse einige urkundliche Daten über die Gotteshäuser in Dornbach, welche wir bieten können, da in diesem Jahre Archivar

[1]) Siehe über das Erwähnte H. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei, p. 198.

Digitized by Google

v. Jakſch das Lodron'ſche Herrſchaftsarchiv in Gmünd großtheils durchgearbeitet hat. Aus dieſem Archive erfahren wir, daſs die von uns beſchriebene Kirche im Orte Dornbach zu Beginn der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes gebaut wurde.

Am 24. October 1463 verleiht nämlich Konrad, Biſchof von Pedena in Iſtrien, einen Ablaſs für die Kapelle „**St. Katharinae prope castrum Dornbach**“, welche mit Licenz des Erzbiſchofes von Salzburg zu Ehren St. Katharinas, St. Leonhards und St. Pancratius als Hauptpatrone begründet wurde und theilt mit, daſs er ſie *am heutigen Tage* geweiht habe. Alſo im Jahre 1463 war das Gotteshaus vollendet. Aus einer Urkunde vom Jahre 1486 aber geht hervor, daſs Andreas von Weißbriach der Stifter der Kirche im Orte Dornbach iſt: der Weißbriacher präſentierte den Kaplan für die Orts- und für die Schloſskapelle in Dornbach. Die *Schloſskapelle* zu Dornbach iſt etwas älter als die Kirche im Orte. Pabſt Nicolaus V. geſtattet auf Bitten des Andreas von Weißbriach, daſs ſeine Unterthanen und Bewohner des Schloſſes in Dornbach und Hofes in Aich wegen der großen Entfernung der Pfarrkirche von Maltein die heil. Sacramente in der Kapelle des heil. Andreas und Georg des genannten Schloſſes durch einen Kaplan empfangen dürfen. Dies geſchah 1452 am 26. Mai. Dieſer Kapelle verliehen im gleichen Jahre mehrere Cardinäle (am 18. April) einen Ablaſs und im Jahre 1461 (30. Jänner) begabt Erzbiſchof Sigmund den Andreas von Weißbriach mit dem Präſentationsrechte über den Kaplan in der von ihm im Schloſſe gebauten Kapelle. Damit iſt das Alter dieſer beiden im Gurker Diöceſan-Schematismus angegebenen Filialen von Maltein quellenmäßig erwieſen; ſeltſam und unerklärt bleiben nur die Spuren der ganz nahen Kirchenruine *beim* Orte Dornbach, da die Daten der erwähnten Urkunde vom Jahre 1463 nicht auf *dieſe* Baulichkeit bezogen werden können, weil heutzutage die Kirche im Orte *jenen* Hauptheiligen geweiht iſt, welche in der beſagten Quelle genannt werden. Jedenfalls ſtammen der Chor und die Malereien in der Ortskirche zu Dornbach aus dem Ausgange des Mittelalters, was mit der angeführten Urkunde vom Jahre 1463 in Uebereinſtimmung ſteht.

Digitized by Google

Die Brechlstear.

Aufgezeichnet im oberen Görtschitzthale von Balthasar Schüttelkopf.

Im ganzen alten Deutschland wurde ehedem ein heiteres Wodansfest gefeiert, bei welchem der achtbeinige Schimmel Sleipnir mit einem Kopfe vorne und einem rückwärts die Hauptrolle spielte. Dieser Brauch ist auch heute noch überall geübt, doch tritt derselbe zumeist bei den Fastnachtsspäßen auf, wie es Dr. Sepp in seinem vorzüglichen Buche „Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen" Seite 61 u. f. zeigt. Von der Nordsee bis zu den Südalpen kennt man den Schimmelreiter mit seinen Scherz- und Stichelreden; überall wird aus einem Sacke voll Heu und Häcksel mit Zuhilfenahme von weißen Lacken ein Pferdeleib geformt, dazu kommt ein wohlgezäumter Pferdekopf aus dem gleichen Materiale. Das Ganze wird von ein paar rüstigen Burschen auf die Schultern genommen, ein redegewandter Dritter setzt sich hinauf und declamiert seine Sprüche zum größten Ergötzen der Zuhörer.

In Kärnten erscheint dieser Wodansschimmel anläßlich des Flachsbrechens. Schon haben die kleinen Herbstspinnen lange Fäden über die Flachsstengel gesponnen, welche zum Rösten auf einer sonnseitigen Wiese gebreitet liegen, und der Nachtreif glänzt noch zu Mittag auf den Gräsern als heller Thau, da bittet die Bäurin ihre Nachbarinnen um Aushilfe bei der „Brechlstear."

Meist um die Mitte der folgenden Nacht beginnt nach einem gemeinsamen Mahle das Klappern der Brecheln bei den Brechlgruben. Das lustige Treiben der Leute bei diesem Geschäfte und die derbfrische Fröhlichkeit haben uns Franziści in seinen Culturstudien in Kärnten Seite 48 u. f. und weiters Rudolf Waizer in den Cultur- und Lebensbildern aus Kärnten Seite 110 u. f. w. in anziehender Weise geschildert. Beide bringen auch kürzere Auszüge aus dem Redekampfe, der sich beim Abendfeste nach vollendeter Brechlarbeit zwischen der Brechlbrautmutter und dem Schimmelreiter entspinnt und schließlich in eine lustige Tanzunterhaltung ausklingt. Der ganze Wortstreit dreht sich um die „Brechlbraut." Diese besteht aus einem „Reinling" und mehreren Weinflaschen, welche in einem Körbchen blumenverziert auf dem Tische vor der Brautmutter stehen. Zu Ende des Redestreites erhält der Schimmelreiter die „Brechlbraut" und dann beginnt, wie schon gesagt, das Getriebe des Tanzes. Von dem nachstehend mitgetheilten Wortlaute der Brechl-

Digitized by Google

reitsprüche mußte leider Einzelnes weggelassen werden, da selbst für eine ausschließlich wissenschaftliche Zeitschrift die Sprache zu urwüchsig wird. Gerade hier aber entfaltet der ländliche Witz sich in schlagender Weise und ich hätte gerne das mir mündlich überlieferte ohne Streichung gebracht; doch in Druckerschwärze erscheint dergleichen ganz anders, als wenn es der Schimmelreiter oder die Brautmutter spricht, obzwar bei Wiedergabe von Producten des Volkshumors doppelt gelten soll: **Literae non erubescunt.**

(Die Brechlerinen sitzen um den Tisch herum, auf dem die „Brechlbraut" steht, in ihrer Mitte die Brechlbrautmutter. Vor der Thüre hört man Stimmengewirr und Pferdegetrappel. Endlich öffnet sich die Thür und der Kutscher springt herein.)

Kutscher: I spring hereiu in schneller Eil',
In dreizehn Tägen, vierzehn Meil.
Häb nix gesön und nix getrunken,
Däfs mir's Herz weit äbi in die Hosn is gsunken.
I kimm her über die Alm,
Mit aner rücklatn Kälm;
Mit an Schimmel und an Scheck
Führ i a Fuader Zweck.
Aufi hät er stad gezogn,
Äbi is er über Stöck und Öfsn gflogn,
Der Wägen is zersprengt.
Mei Herr is a rechter Lugner!
Hät mir in Täg dreimal Rudl verhoafsn,
So oft i zuabe bin köm, hat er mi donigstoafsn.
I wer'n aber wohl derglan:
I wer mein Schimmel selber reiten
Und cam wer i läfsn in Schwonz nächleiten!
Der Kutscher, der bin i's genonnt,
Die Peitschn häb i's in der rechtn Hond.
Wollt's mir's nit glabn, i will's enk beweifsn,
I wer enk ällen auf s — — —

Schmied: Schmiedmoafter bin i's allein,
I häb schon verfoffen zwölf Mäß Wein.
Schmiedmoafter bin i's genonnt,
Bin in der gonzen Welt bekonnt.
Sollt heut 'n Herrn sein Schimml b'schlägn,
Hommer und Zong häb i's verlärn.
Der Onbas, der i's a dahin,
Leicht hät'n die Brechlbrautmuater im Winkel drinn!

Schinder: Schinder bin i's genonnt,
Schinden und schäbn i's mir gär wohl bekonnt.

Digitized by Google

I bin der Schinder von der Glon
Und hab a roatlärchane Hosn on.
Meine Hosn sein mit Rührmilch hinterzogn
Von die Kniebieg bis afn Ellebogn;
Gelt's Brechlerin, jetzt hab i enk a bisl was vorglogn!

(Der Ritter reitet ein.)

Ritter: I reit herein gonz hübsch und fein,
Die Brechlbrautmuater werd wohl im Winkel sein.
Die Brechlbrautmuater hoaßt Zilla,
Brauchn thuat sie hisch woltan viela;
Sie suadert eine wie a Kua,
Hät gschwind 'n größtn Löffel ausgsuacht.
Die Brechlbrautmuater is a faule Täschn,
Hät schon ihrn Kittl siebn Jähr nit gwäschn.
Is kloan — und kloan —
Und ausgnaht is mit Lius und Niss'n.
Hio Schimmel!

Brechlbrautmuater: I läs dir mein Kittl wohl schaun.
Is ninderscht luckat oder braun,
Is ninderscht zrisn oder schwarz
Aber dein Hos hät a Loch beim —

Ritter: Meine Hosn seint wohl a noch gonz,
I konn sie onlögn aufn niadn Brechltonz.
Sie seint wohl a noch recht schean,
I konn sie anlögn zan Hoachzat gean.

Brechlbrautmuater: Es reitet der Ritter her durchn Wind,
Däs eam der — übers Maul äbi rinnt.

Ritter: Die Brechlbrautmuater is a saggrische Spreizn,
That ihr a nit schädn, wonn sie si recht liaß ausschneuzn.
I reit außi nach der Weaner Straßn,
Dä hear i an Postknecht bläsn.
Begegnt mir äber a sechsspanniger Fuhrwägn,
Dort seint viel scheanre Brechlerinnen, wie dös seits, aufgladn.
Hio Schimmel!

Brechlbrautmuater: Der Ritter is von der Thür weg dreimäl übersessn,
Derweil häbn eam die .... läus den hälbn — weggfreisn,
Aber i häb älls Diandlan wie die Grällu,
Als warns 'n Petrus vom Himmel entfälln.
Pfui! is däs a Mannd,
Hät a Gsicht wie a luckats Einbrennpfaundl.

Ritter: Mit deine Brechlweiber derfst di nit außerreißn.
Däs will i dir gschwind überweisn:
Die oane is oantutat, die oane schelchruckat,
Die oane is longzohntat, die oane is oanhondat
Die letzte hät an Kropf, wie a Kirchthurmknopf.

Digitized by Google

Dan Kopf seint älle schneeaweiß,
Seint voller Nißn und Läus.
Gelt dä thast liab herschmutzn,
Wonn mei Schimml that deine Brechlweiber putzn.
I reit hin af Hüettenberg,
Dä häb i dan ersten Wirth eingekehrt.
Reit eini in die Höst,
Dort muaß i gschwind wieder wöck.
Reit eini in die Mosinz,
Wie weiter i kim, wie örger stinkt's.
Reit wieder hinter
Zan Guttaringer Schinder.
Aber in Guttaring
Häb i gjausnt Fisch und Haring
Kim i af Althofn,
Dort ziagt mans Brot von Ofn.
Kim i af Zwischenwassern,
Dort häb i müaßn mein Schimml wassern.
Reit i auffi ins Gurkuthäl,
Dort bin i bekannt überäll.
Kim i auffi zan Hadl,
Dort sind i a Geldsackl.
Kim i af Magdalen,
Dort sig i a pelmbamane Kirchn stehn,
A rupfanar Mösner und a matschörlaner Pfärrer
Hat Gerschtbrein gepredigt. Hio Schimml!

(Der Reiter steigt vom Schimmel, stellt sich auf einen Stuhl und hält folgende Predigt: Der Beginn der Predigt ist nicht wiederzugeben.)

In der Zeit nimmt der Bauer a Scheit
Und wirfts unter die Leut.
Die gräden hät er getroffn,
Die krumpen seint eam davongloffn.
Die Kätz steigt den Bam hinon, a Maus zu erwischen,
Denn i song zu predigen on und nit zu fischen.
I bin kein Hirt oder Pfärr',
Sondern selber a Närr —
Und will nun onfongen, was währ is und kein Gedicht,
Was die reine Währheit spricht:
Traue keinem Weibsbild nicht. —
Wer den Weibsbildern zu viel vertraut,
Der hät sein Haus auf Schnee und Eis gebaut
Nit gär long wird es onstehn,
S' wird gär bäld zugrunde gehn.
Wie es auch die Schrift beweist
Durch Eva in dem Paradeis.

Digitized by Google

Die erſte Sünd hät Ee verurſächt,
Und Adam zu dem Fäll gebrächt.
Drauß kann mans wohl ähnehm,
Däſs die Sünd durch ein Weib af die Welt is kem;
Drauß kann man weiter kurzweck ſchliaßn,
Däſs die Weiber wohl viel znicht ſein müaßn.
Aber der geduldige Job,
Der gibt uns Männern erſt die rechte Prob:
Als er ſchon ſaß auf dem Miſt,
Wie ihr Alle wohl wiſst,
Voller Ausſatz und Krötzen,
Kam noch ein Weibsbild und wollt ſein Keuſchheit verlötzen. —
David, den Frommen,
Den hät ein Weibsbild die Ehre genommen:
Die Betſabe, wie enk iſt bekannt,
Stürzte ihn in die allergreaßte Schond.
Frägt den weiſen Salomon,
Wer hat zerſtöret ſeinen Thron?
Er wird gär bäld ſägn,
Die Weibsbilder ſeid Urſach äller Plägn.
Wer hät Samſon, den ſtärken Held,
In däs Verderben geſtellt?
Ein Weibsbild, der ers gut gemeint,
Die war im Herzen ſein greaßter Feind.
Die Delila hät ihn ſeine Stärke geraubt
Durch Abſcherung ſeines Haupt.
Däs war 's rechte Luader,
Allen fälſchen Weibern ſöner Muater
Und des Teufels Unterfuater.
Die Judith iſt zum Feldherrn Holoſernes gegongen,
Hät ihn gonz freundlich umfongen,
Sich gonz höflich geneigt
Und ſich gonz ehrbar gezeigt;
Und hät ihn doch in derſelbigen Nächt
Mit ſein ſelbſteigenen Schwert ums Leben gebrächt.
Däs geſchah in der Städt Bethulia,
I wollts nit redn, wonns nit währ war.
Sie häbn noch nicht gewiſst
Den Weibsbildern äll ihre Liſt.
Sie häben es zu ſpät erfährn
Mit ſelbſteignen Schädn.
Aber i red es jetzt mit widriſchen Wirren
Und will äll ihre Bosheiten in einer Predigt einführen.
Die Weibsbilder werden ſchon immer ſchlimmer und dümmer,
Immer haſtiger und gſchaftiger.
Immer verblendter und angebrennter.

Digitized by Google

Zu End ist von der Predigt der erste Theil.
Jetzt könnts enk anmal schneuzen derweil.
Aber im zweiten Theil ihr Thoren,
Schrei i enk recht zu Ohren.
I mach meine Worte gonz kurz und fein:
Redn thua i nit auf Latein,
Sondern Alles im Deutschen,
Und wouns sagen nit hilft, so richt i die Peitschen
Oder gar den Ochsnzem,
Wonn ihr mi so nit wollts verstehn.
Keits enk nur um ka sagen,
I wer wohl onhebn dreinschlagn.
Aus was Ursach? Weil i heut die Prob mach:
Es hilft ka Predigt, mag sein verheirat oder ledig,
Es thuat gard a niader leben nach seinen Lüsten,
Mag man sagen, was man will, Alles ist pfiften. —
Die Leut sein voll Listen, halten die Wahrheit für a Lug,
Mein Predigt für a Gedicht,
Die Keuschheit, die ist gar für nicht,
Ist bei der Jugend die allerverachtetste Tugend.
Pfui! Was haben die Leut für a Verstond,
Was für an Zustond, an znichten,
Wolln Alles mit dem Karessieren ausrichten!
Ja! es hoaßt, lieben wär a Gebot,
Aber vor allem hoaßt es: liebet Gott! —
Aber nit mit dem nächsten Widerspiel,
Wie mans jetzt schon treiben will. —
Wie oft, wonn der Bauer will die Knecht aufweckn.
Ist noch koaner dahoam vom Brechlschrecken.
Er wird oft voller Zarn,
Soll alloan aufs Feld ausfahrn.
Aber i sags enk unter die Gsichter:
Die Weibsbilder sein noch viel znichter!
Wie oft kriegt oane an Monn,
Über drei vier Wochen möcht sie schon wieder auf an andern on.
Oder wonn der Monn Kirchn geaht
Und sich beim Nachbar a bisl versteaht,
Und sich dabei vertischgerirt,
Und sich oft um monches betrübt —
So hoaßt's: der Lump is schon wieder so long aus,
Er sitzt schon wieder in an Wirtshaus.
Aber jetzt ihr Weiberleut gebts Acht!

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — Nicht reproducierbar:

Digitized by Google

Sie ſein hält liaber bei der Kinderſaſchn,
Als wie bei der ſchönen Jungfraumaſchn.
Sie thun liaber beim Wiagenbandl hähn,
Als wie dás ſcheane Kranzl trägn.
I wollt gár nichts ſágn, wonns nur junge wärn,
Die ſich heutzawonn um an Buabn ſchern.
Aber mi wunderts nur auf die Alten!
Iſt oft oane im Gſicht voller Fálten,
Voll Zohnſchárten und Zohnlucken,
Aber den Buahmen thuat ſie brav náchrucken.
Enk will i a beſſere Leahr gebn,
Ihr könnt noch anmál kommen zu an beſſern Lebn:
Wonn enk aner thuat oufrágn,
Müaßt eam kurz ábſágn,
Schlágts eam brav auf die Freſsn,
Wird dás Antátzen gár bálb vergeſsn.
Ihr müaßt enk ſtelln wie der König Berdruſs.
Drum ſág i zum Schluſs: Amen.
Jetzt kommt dás Verkünden,
Die Hálfte vorn, die Hálfte hinten:
Es wollen ſich verehelichen der Bráutigam Hons Fronz Fuchsſchwonz,
Gebürtig in der Lebzelter Pfárr
Und ſeines Houdwerkes is er a Stocknárr.
Die Jungfrau heißt Katharina,
Is gár z'hinterſt im Gráben drinna,
Hát a onſehnliches Guat, hoaßt bei der Zuabekeuſchenjungfrau feſt beim —,
Wonns d mi mágſt heut kriagſt mi noch
Und ſein thuat ſie a Leaplbauertáchter z Neatndárf.
Jetzt will i enk noch ſágn,
Wás man nebn die Brautleut álls für Leut thuan háb'n:
Der Mar is gár a áltes Maundl,
Arbeit álleweil mitn nabachn Handl.
Den Náchekneckt háb i ghoaßn die Háckn ſchleifn —
Schleift der Nárr die Háckn beim Stiel,
Bei der Schneid fahlt ihr ſo nit viel.
Der dritte wär wohl in rechtn Glonz,
Aber ausgebáchn is er noch nit gonz.
Der Roſsknecht is gár a áltes Maundl,
Hát immer mit die Krötzn und Goaßrappn Handl.
Bei die Menſcher nimm i's gleich durch die Bonk,
Die ſein greaßtentheils krouk,
Sein ſtinkfaule Drümmer,
Thuan immer nápfatzn beim Spinnen.
Dás Haus is gánz neu, áber ſehr baufálling:

Unterſche Kinderſtuben, obenauf Kuahſtáll.
So is dás Brautpár verlautbart zum erſten-, zweiten-,
dritten- und letztenmál.
Es is von Klágenfurt bis Pfingſten a Fuadar Heu mit-
ſommt die Ochsn verlárn gegongen.
Der redliche Finder möcht's nit in Sáck ſteckn, er ſoll's
beim Schlupfeinſchauaußiwirth ábgeben.

(Der Ritter beſteigt wieder den Schimmel, der mittlerweile durch ſeine Sprünge die Pauſen der hie und da ſtockenden Predigt ausfüllte.)

Brechlbrautmuater. Dás thuat mi vom Ritter wohl a verdriaßn,
Dáſs er nit amál thuat die Brechlerin grüaßn.

Ritter: I grüaß die Brechlerinn', die jungen und die álten,
Die trágenden und die gálten,
Die kloanen und die groaßen,
Die rauchen und die bloaßen,
So wie mi hát mei Váter ghoaßen.
I kim heut als Ritter von Poln
Und will die Brechlbraut ábholn.

Brechlbrautmuater: Die Brechlbraut häſt du begehrt,
Spielleut hábn mer noch koane gheart.

Ritter: Spielleut kömen die Schwárzenbácher,
Aber erſt af die Wochn nácher.
Heut ſein ſie draußn af der Heidn,
Thuan ſönre Muſik mit Kuaſládn reibn.
Wegn dem háb i ohne Brechlbraut a noch z'lebn,
Woun ſie nit foal is, konnſt ſie 'n Säuen gebn.

Brechlbrautmuater: Mei Braut is a ſcheanes Kraut,
Wás nit für a uiadn Ritter taugt,
Is für König oder Kaiſer,
Aber nit für ſo an — — —

Ritter: Mit deiner Braut derfſt di nit außerreißn,
Dás will dir a glei beweiſn:
Sie ſteaht her gonz ſchelch,
I glab, ſie is ſchon gonz welch.
Sie war guat a weane begoſón,
Schaut aus, als war ſie 'n Hund ba der Náſón hergſchoſsn.

Brechlbrautmuater: Wonn du willſt die Braut vom Winkel wáhln,
Muaßt du mir an Bürgn ſtelln.
Er derf nit z groaß ſein und nit z kloan,
Nit z ſtolz und nit z gmoan;
Er muaß ſein gonz hübſch und fein
Und muaß mir umatum recht ſein.

Ritter: Wo muaß i dir denn um an Bürgn ſchaun?
Untern Zaun oder obern Zaun?

Digitized by Google

I wiſst ſchon an z ſtelln:
Mägſt leicht an ålten Schneidergſelln?
Is dir der a no nit gnua,
Kriagſt an dickn Schueſter a dazua.

Brechlbrautmuater: Wonn du willſt die Brechlbraut vom Winkel håbn,
Muaßt übern Tiſch a goldene Bruckn ſchlågn.

Ritter: Wonn i muaß übern Tiſch a goldene Bruckn ſchlågn,
Muaß die Brechlbrautmuater ſilberne Schua onhåbn.

Brechlbrautmuater: Dås is der Ritter nit wert,
Weil er håt ſo a ſchlechts Pferd.

Ritter: Wonn i ſchon håb ſo a ſchlechts Pferd,
So is do die Rüſtung mehr wie die Brechlbraut werth.

Brechlbrautmuater: Då håſt die Brechlbraut und håb nix verübl,
Steck die Finger ins Maul und leck åb die Knibl.

(Die Brechlbrautmutter übergiebt dem Ritter das Körbchen mit der Brechlbraut).

Ritter: Für die Brechlbraut thua i mi ſchean bedankn,
Durch a luckate Plonkn,
Durch an guldan Ring,
Dort ſein drei ſcheane Vögalan drinn.
Dås erſte håt kan Mågn,
Dås zweite håt kan Krågn,
Dås dritte läſst den Herrn und der Frau und der Brechlbrautmuater, ſo wie ålln a guate Nåcht ſågn und wünſcht:
A glücklices Jahr.
Es ſollt gråten klåſterlongs Hår;
Ban Weber ſoll a Drumm überbleibn,
Dåſs der Herr konn an Strick måchn zan Brentler treibn.
Jetzt reit i mit mein Schimmel außi in die Labn.
Wonn i hinter einer kimm, wer i die Brechlweiber ausſtabn! Hio Schimml!

(In kurzer Zeit kommt der Ritter wieder zurück, die Brechlbrautmutter tanzt ihm über den Tiſch hinweg entgegen und wird von ihm heruntergehoben, worauf der allgemeine Tanzreigen beginnt.

Beda Schroll's Bedeutung für die Geſchichtsforſchung.

Dargeſtellt von Prof. Dr. F. G. Hann.

Da das Land Kärnten am 20. September dieſes Jahres den bedeutendſten Geſchichtsforſcher ſeit Ankershofen durch den Tod Beda Schroll's verloren hat, ſo iſt es Pflicht der heimiſchen Epigonen dieſer

Digitized by Google

Disciplin, die wissenschaftliche Bedeutung des Verewigten in dieser der vaterländischen Forschung gewidmeten Zeitschrift zu besprechen.[1])

Die gründlichen und gelehrten Arbeiten Schroll's, welche ihn als methodischen Kenner der historischen Hilfswissenschaften zeigen, sind um so anerkennenswerter, als Beda Schroll eigentlich ein Autodidakt im historischen Fache war. Denn nur durch zwei Semester, nämlich im Studienjahre 1858/59, hörte er Vorlesungen an der philosophischen Facultät in Wien und erlangte am 22. März 1861 von der wissenschaftlichen Gymnasial-Prüfungscommission die Befähigung, Geschichte und Geographie im ganzen Gymnasium zu lehren. Das Archiv des Benedictiner-Stiftes St. Paul und das des kärntnerischen Geschichtsvereines boten in erster Linie Beda Schroll das reiche Quellenmaterial, das er in exactester Gründlichkeit zum Nutzen der Historie des Landes verwertete und publicierte. Seit dem Jahre 1856 war Beda Schroll Mitglied des historischen Vereines; durch viele Jahre bis 1889 wirkte er als Ausschuss des kärntnerischen Geschichtsvereines, der ihn ob seiner Verdienste im Jahre 1889 zum Ehrenmitgliede ernannte. Schon im Jahre 1857 lesen wir im Rechenschaftsberichte des Vereines, dass Schroll als Gancorrespondent Anerkennenswertes leistete und sein Eifer für den Verein wird gleichfalls in den gleichen Relationen aus den Jahren 1858 und 1860 betont. Im Jahre 1860 dachte man im Stifte St. Paul daran, Ankershofen's unsterbliches Geschichtswerk durch eine Geschichte der Sponheimer auf quellenmäßiger Grundlage fortzusetzen. Man bestimmte dafür Beda Schroll, welcher damals, wie uns der Rechenschaftsbericht des kärntnerischen Geschichtsvereines vom Jahre 1861 lehrt, fleißig und gründlich an der urkundlichen Materialiensammlung für dieses Werk arbeitete. Schroll opferte im Jahre 1861 zum Zwecke dieser Publication seine Ferien, um die Archive in Stuttgart und München zu durchforschen. Damals zog er sich im Bibliothekssaale durch Erkältung jenes gichtische Leiden zu, welches ihn nie mehr verliess, so dass er durch Krankheit und sonstige Berufsgeschäfte im Jahre 1863 leider genöthigt war, die Fortsetzung des Ankershofen'schen Geschichtswerkes aufzugeben. Noch heutzutage fehlt daher eine erschöpfende

[1]) Beda Schroll, geboren am 17. September 1823 zu Iglau, studierte daselbst und am Lyceum zu Graz, trat am 24. September 1844 zu St. Paul in den Benedictinerorden, wurde am 26. Juli 1849 Priester und wirkte bis 1862 im Stifte, dann 1862 bis 1865 in Klagenfurt, hierauf wieder in St. Paul als Gymnasial-Professor, seit 1871 war er Administrator in Eberndorf.

Digitized by Google

wissenschaftliche Geschichte der Sponheimer, da aber Beda Schroll für eine solche schon viel Quellenmaterial gesammelt hatte, so verwertete er dasselbe in der „Carinthia" 1873 (63. Jahrgang) in einer Reihe von Aufsätzen, betitelt: „Die Herzoge von Kärnten aus dem Hause Sponheim", eine historische Skizze. Zwar hat schon Hermann im Archive für vaterländische Geschichte X. (1866) über die Verhältnisse der Sponheimer zu den Hohenstaufen ein Referat gegeben; Schroll aber lieferte in den genannten Aufsätzen mehr als eine Skizze, denn diese Arbeiten sind bis jetzt die erste und einzige selbständige und quellenmäßige Darstellung dieser wichtigen Periode der Landesgeschichte. Wenn auch die folgenden Zeiträume der Geschichte Kärntens durch Tangl und Hermann, den Fortsetzern des Ankershofen'schen Geschichtswerkes, eine ausführliche Behandlung erfuhren, so war es in Anbetracht der unzusammenhängenden Schreibweise Tangls und der breitspurigen Darstellung Hermann's doch kein müßiges Unternehmen, dass Beda Schroll in den folgenden Jahrgängen der „Carinthia" (1874, 1875, 1879) eine kurze, übersichtliche und wohlgeordnete Geschichte der Herzoge Kärntens von 1269 bis 1519 in zusammenhängender Weise gab.[1]) Wenn gleich Schroll sich schon durch seine Aufsätze über die Sponheimer einen ehrenvollen Namen in der Landesgeschichte erwarb, so besteht doch seine eigentliche originelle Bedeutung in den fleißigen, verlässlichen und größtentheils unveröffentlichtes Quellenmaterial bietenden urkundlichen Arbeiten. Im Jahre 1862 fand Schroll im Archive des Stiftes St. Paul eine Urkunde Papst Urban IV., aus der hervorgeht, dass der Bau der romanischen Kirche zu St. Paul nicht, wie Ankershofen glaubte, im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts abgeschlossen wurde, sondern dass die Kirchweihe des vollendeten Gotteshauses im Jahre 1264 stattgefunden hat.[2])

Das Hauptwerk Schroll's, an dem er durch Jahre arbeitete und durch das er sich nicht blos in der Historiographie seiner Heimat, sondern in der Oesterreichs einen bleibenden Ruf erwarb, ist das Urkundenbuch des Benedictiner-Stiftes St. Paul, welches den 39. Band der von der k. Akademie der Wissenschaften heraus-

[1]) Älschker's compilatorisches, aber mit trefflicher Darstellungsgabe geschriebenes Volksbuch der Geschichte Kärntens erschien bekanntlich erst viel später (1885) und basiert in der Sponheimerzeit auf Beda Schroll.

[2]) Hierüber referiert Schroll in den Mittheilungen der C.-Commission (VII., p. 78); Schroll war durch Jahre Correspondent der C.-Commission.

Digitized by Google

gegebenen „Österreichischen Geschichtsquellen“ bildet. Die Anregung zu diesem Werke gab Ankershofen, und der berühmte Meiller sprach persönlich und schriftlich gegenüber Beda Schroll den Wunsch aus, derselbe möge die wichtige Publication vollenden, da aus Kärnten noch keine ähnliche Arbeit veröffentlicht sei. In diesen Worten liegt die Bedeutung ausgesprochen, welche dieses Hauptwerk Schroll's in der Geschichte der heimischen Historiographie hat. Uebrigens ist der Wert des Urkundenbuches von St. Paul ein weitgehenderer, indem die darin veröffentlichten **Diplomata et Acta** auch für die Geschichte Steiermarks und seiner Herrscher und mittelbar für die österreichische Geschichte erheblich und bedeutend sind. Als Ergänzung für dieses im Jahre 1876 gedruckte Opus dienen für das 15. Jahrhundert, wie Schroll selbst in der Einleitung zum Urkundenbuche sagt, die von ihm schon im Jahre 1865 im 34. Bande des Archives für Kunde österr. Geschichtsquellen veröffentlichten Lehensverzeichnisse des Stiftes St. Paul in Kärnten. Beda Schroll hat aber in seinem rastlosen, nie ermüdenden Fleiße im Archive für vaterländische Geschichte (XI., XII., XIII.) auch in umfangreicher und erschöpfender Weise die Regesten aus den Lehensurkunden des gleichen Stiftes im 16. bis 18. Jahrhundert geboten. So bilden diese letztgenannten Elaborate einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis des Lehenswesens durch vier Jahrhunderte. Das Sammeln von Geschichtsquellen für die Historie des Landes Kärnten, welches Schroll durch Jahrzehnte trotz Krankheit und verschiedener Berufsthätigkeiten erst als Gymnasial-Professor und seit 1874 als Güteradministrator in Eberndorf mit regstem Eifer und Liebe zur Sache betrieb, führte ihn auch dazu, die Urkundenregesten des Augustiner-Chorherren-Stiftes Eberndorf im Jaunthale im Jahre 1870 und Materialien zu einer Geschichte der Prämonstratenser-Abtei St. Maria zu Oberndorf oder Grifen[1]) (im Archive für vaterländische Geschichte 1886) zu sammeln und zu veröffentlichen. Zu diesen Quellenarbeiten gehört als dritte, mit den zwei eben genannten eine Gruppe bildend, die in der „Carinthia“ (76. Jahrgang) mitgetheilte Abhandlung: „Das Kloster der Augustiner-Eremiten in Völkermarkt“,

[1]) Schroll führt den Nachweis, dass Grifen die urkundlich richtige Schreibweise ist, die Form Griffenthal kommt erst im 18. Jahrhunderte vor. Die Arbeit Schroll's über Grifen gewinnt auch dadurch an Bedeutung, dass Grifen die einzige Prämonstratenser-Abtei Inneröstterreichs war.

Digitized by Google

eine Schrift, welche durchaus neue Quellendaten gibt, von denen einige auch culturhistorisch nicht unerheblich sind. Diese sämmtlichen, in die eben erwähnte Gruppe eingereihten archivalischen Forschungen haben für Kärntens Geschichte in topographischer, genealogischer und kirchengeschichtlicher Beziehung bleibenden Wert und bringen uns die Wahrheit in Erinnerung, dass die Geschichte des Landes Kärnten zahlreiche und mühevolle Vorarbeiten ähnlicher Art, wie die Schroll's sind, zur nothwendigen Voraussetzung hat. Diesen Werken verwandt sind die **Series episcoporum Gurcensium** (Archiv für vaterländische Geschichte, XV., 1885) und die **Reihe der Dompröbste von Gurk** („Carinthia" 1889). Vor Beda Schroll's Arbeiten war die Reihenfolge der Bischöfe von Gurk und die chronologischen Daten über dieselben nicht hinlänglich und kritisch festgestellt und die Series der Dompröbste nicht kritisch erhärtet. Um Schroll's Bedeutung diesbezüglich zu würdigen, darf man nur Gams **Series episcoporum** (**Ratisbonae** 1873, p. 278 bis 279) mit Schroll's Schrift über die Reihenfolge der Gurker Bischöfe vergleichen.[1]) Die Bedeutung dieser Arbeit Schroll's besteht darin, dass er das Archiv des Gurker Bisthums für die Reihenfolge der Bischöfe benützte und auch das bisher zu diesem Zwecke unberücksichtigte **Chronicon Gurcense**, welches Wattenbach in den **Monum. Germ. hist. Script. XXIII.** herausgab, zu Rathe zog.

[1]) Ich gebe hiefür Beispiele: Das Todesjahr des ersten Bischofes, Günther von Krapfeld, war bisher unbekannt. Bei Gams ist nach dem fünfzehnten Bischofe Johann I. von Enstal eine Lücke, welche Schroll durch den Nachweis ausfüllt, dass sein Nachfolger nach einer Original-Pergament-Urkunde im Staatsarchive zu Wien Konrad I. war (er regierte zwischen 1281 und 1283). Über Konrad I. zweiten Nachfolger, Heinrich III., bringt Schroll schätzenswerte Nachrichten; zu erwähnen wäre noch nach Mittheilungen aus dem Vaticanischen Archive I, p. 485, dass derselbe Bischof am 13. April 1299 von Papst Bonifaz VIII. confirmiert wurde. Der zweiundzwanzigste Bischof wird von Schroll richtig Ulrich II. von Weißeneck genannt. Über Lorenz Liechtenberger und seinen in den Verzeichnissen bisher nicht nominierten Nachfolger Hermann II., bei Gams, electus, gibt Schroll quellenmäßige Auskünfte; ferner berichtet er nach Originalurkunden des Bisthumsarchives von Gurk darüber, dass das Baseler Concil zu Gunsten des vom Papste ernannten Johann Schallermann sich entschied. Die Stelle, welche im Jahre 1470 der electus et confirmatus episcopus Sixtus von Tannberg einnimmt, der bei Gams in der Reihe der Bischöfe nicht gezählt wird, wird richtig erkannt. Ferner wird die Sedisvacanz von 1487 bis 1490 oder Anfang 1491 nach den Urkundenregesten im X. Hefte der Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark zum erstenmale von Schroll beachtet und auch der Regierungsantritt des nunmehr folgenden Raimund Peraudus, der schon im Jahre 1493 Cardinal war, rectificiert.

Digitized by Google

Ein weiteres, sehr ergiebiges Forschungsgebiet für Beda Schroll waren die für die Genealogie, die Feststellung des Todestages geschichtlicher Persönlichkeiten und für die Klostergeschichte wichtigen Necrologien. Bei Ausgabe dieser Geschichtsquellen erkennen wir wieder Schroll's unermüdlichen, jahrelang emsig sich bethätigenden Fleiß. Die Necrologien wurden in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien publiciert und nur eines, das Necrologium von St. Paul, Schroll's erste Arbeit auf diesem Gebiete, erschien im Archiv für vaterländische Geschichte, X. B.

Dem Necrologium von Ebersdorf in Kärnten (publiciert 1886) gibt Beda Schroll einen trefflichen Commentar bei, die Frucht eines jahrelangen kritischen Fleißes. In den nächsten Jahren folgten 1888 das Necrolog von Ossiach mit entsprechenden Anmerkungen, ferner im selben Jahre das Necrolog des ehemaligen Collegiat-Stiftes Spital am Pyhrn in Oberösterreich, eine Arbeit, wichtig für die Geschichte Oberösterreichs, indem Beda Schroll hier den oberösterreichischen Geschichtsforscher Pritz, der eine Geschichte von Spital schrieb, bedeutend ergänzt, da Pritz für die Periode von der Gründung Spitals bis 1418 nur 35 Urkunden kennt, während Schroll aus dem Copialbuche 190 mittheilt. Für den zweiten Zeitraum der Geschichte Spitals am Pyhrn (1418 bis 1605) liegt der Publication Schroll's der Pergamentcodex zu Grunde, welchen die Blasianer nach St. Paul mitnahmen, als sie von Spital ins Lavantthal wanderten. Die letzten Necrologien, welche Schroll herausgab, sind das Necrologium des Kathedral-Capitels der regulierten Chorherren von Gurk, Wien 1889, und das Necrologium des ehemaligen Benedictiner-Stiftes Milstat in Kärnten, Wien 1891. Für die Ausgabe des letzteren musste die schwierig zu lesende Schrift des Pergamentcodex entziffert werden, der sich im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines befindet und der unter Anderem das **Necrologium Milstatense** enthält. Die Arbeit über das genannte Gurker Necrolog liefert in den Anmerkungen wieder reichhaltige, aus Urkunden, Druckwerken und Archivkatalogen des Domcapitels zu Gurk zusammengetragene Nachrichten.[1]) Im Anschlusse an die Necrologien erwähnen wir nunmehr auch einen der ältesten Quellenaufsätze Schroll's, nämlich „Die Rotulae des Augustiner-Stiftes Ebersdorf" (Archiv für

[1]) Leider fehlt in Schroll's Necrologien die chronologische Unterscheidung der einzelnen Schreiber-Hände.

Digitized by Google

vaterländische Geschichte, IX. Jahrgang, 1864). Schroll publiciert hier zwei Roteln, von denen die eine aus dem Jahre 1489 im Archive zu St. Paul, die zweite von 1528 im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines aufbewahrt wird.[1]) Fassen wir den Zweck aller Quellenpublicationen Schroll's kurz zusammen, so sehen wir, dass ihnen die Idee eines großen kärntnerischen Monasterologiums zu Grunde liegt, und wir können daher Brusch und Hansiz als Schroll's Vorläufer bezeichnen.

Zum Schlusse muss noch eine Gruppe von Werken Schroll's erwähnt werden, welche vorwiegend für die Culturgeschichte Kärntens von Bedeutung sind. In dieser Hinsicht ist vor Allem Schroll's umfangreiches Buch über Hieronymus Marchstaller, Abt von St. Paul (1616 bis 1638), zu erwähnen, welches in diesem Jahre im Drucke erschien und von mir in dieser Zeitschrift vor Kurzem ausführlich besprochen wurde. Als Ergänzung hiezu tritt der Bericht über „Eine Reise nach Rom, im Jahre 1625 unternommen von Hieronymus Marchstaller, von Schroll herausgegeben in der „Carinthia" 1881. Ferner veröffentlichte Schroll den Bericht über die „Wolfsberger Schützenordnung vom Jahre 1571", erschienen in der „Carinthia" 1882. Der Vollständigkeit halber ist hier auch zu erwähnen Schroll's Aufsatz über das „Vierzehnhundertjährige Benedictinerorden-Jubiläum im Stifte St. Paul", mitgetheilt in der „Carinthia" im Jahre 1880.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass Schroll seine Pietät für das Haus, dem er angehörte, auch durch zwei Necrologe bethätigte, nämlich durch den über Ferdinand Steinringer, Abt von St. Paul („Carinthia", 56. Jahrgang), und über seinen verdienstvollen und gelehrten Mitbruder Prof. Carlmann Flor („Carinthia", 60. Jahrgang). Als edler, anspruchsloser Charakter, der alles Gute und Verdienstvolle mit wahrer Herzensfreude anerkannte und dem der Neid eine völlig fremde Erscheinung war, als treuer Freund und wohlwollender Berather namentlich jüngeren Fachgenossen gegenüber, als würdiger Priester, frei von allem unlauteren Parteigeiste, zeigte sich Schroll durch sein ganzes irdisches Dasein, darum Ehre und Ruhm seinem Andenken.

[1]) Roteln sind bekanntlich jene Pergamentrollen, welche zur Mittheilung einer Reihenfolge von Nachrichten an andere Klöster dienten.

Digitized by Google

Von einem Vergessenen.

(Josef Tomashoviz.)

Ein biographisches Essay von Rudolf Waizer.

Am Allerseelentage, an dem die menschliche Liebe und Pietät die Gräber der theuren Heimgegangenen mit duftigen Blumen zu schmücken pflegt, weilt man gern, geistige Einkehr haltend, im Garten der Ruhe und besucht die Stätten, wo die uns Vorangegangenen schlummern. Man ergeht sich dann in Erinnerungen an so manche Stunden, die man mit ihnen verlebt, und liest man die Namen an den Kreuzen und Grabsteinen, so kommt uns gar manche Gestalt in den Sinn, der wir im Leben so oftmals begegnet sind. Tugend und Laster, Dummheit und Weisheit, Wissenschaft und Kunst liegt unterm Rasen, und stünden all die Schläfer auf, deren Namen wir lesen können, wie vielen Bekannten unter den Fremden würden wir wieder begegnen. Viele liegen aber auch draußen im Friedhof, von denen wir oft keine Ahnung haben, wo sie begraben ruhen. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnet die Stelle, wo man sie in die Erde gesenkt, und doch gibt es unter den Vielen auch so Manchen, der im Leben nicht blos gelebt, sondern der oft gar viel Gutes, Edles und Schönes geschaffen hat, an dessen geistiger Hinterlassenschaft die Welt noch Freude und Antheil nimmt, — häufig ohne zu wissen, wem sie es verdankt. Zu diesen Vergessenen in der großen Gräberreihe, deren Hügel weder ein Kreuz noch ein Stein näher bezeichnet, gehört auch der Sänger und Dichter, der Mann mit dem kerndeutschen Herzen und dem slavischen Namen, einer der ersten Chormeister unseres Männergesangvereines: Josef Tomashoviz. Derselbe starb am 29. December im Jahre 1851 in der Villacher-Vorstadt im Hause Nr 7 im Alter von kaum 28 Jahren, wurde vom Männergesangverein in allen Ehren bestattet und ist jetzt leider kaum mehr dem Namen nach bekannt.

Vergangenes Jahr zu Allerseelen kam ich mit einem Freund des längst heimgegangenen Tomashoviz am Wege zum Friedhof auf den Verstorbenen zu sprechen. Ich forschte nach dessen Ruhestätte, doch wusste mir derselbe keinen definitiven Bescheid. Nachdem das Grab des Sängers, gleich vielen anderen seiner Gesinnungsgenossen, kreuz- und steinlos ist, nahm ich die Hilfe des Friedhofgärtners in Anspruch, welcher aus seinen Aufschreibungen herausfand, dass dasselbe im alten Friedhof, das Grab Nr. 22, in der 1. Reihe des 2. Feldes südwestlich

Digitized by Google

unter der Todtenkammer gelegen sei. Hiemit wäre das Grab bezeichnet! Was für ein Bewandtnis hat es aber mit dem Todten, wird der Leser fragen? Wer war er, was leistete er? Das will ich sofort mittheilen. Josef Tomashoviz wurde im Jahre 1824 als der Sohn eines armen Nagelschmiedes in Neumarktl in Krain geboren. Elend und Noth begrüßten den kleinen Sepp in der Wiege, der, zum Knaben herangewachsen, sich schon frühzeitig an die Entbehrungen des Lebens gewöhnen mußte. Nachdem er die Schule Neumarktls besucht hatte, kam er an das Gymnasium nach Klagenfurt, wo er eifrig Gesang und Musik cultivierte und in den letzten Classen als gottbegnadeter Jünger Apollo's gar manche Gedichte schrieb. Nach Absolvierung des Gymnasiums ließs sich Tomashoviz als Hörer der Rechte an der Universität in Graz imatriculieren, verlebte aber auch einen großen Theil seiner Zeit in Klagenfurt, in dem er so viele Freunde und liebe Bekannte gefunden hatte, so daß ihm die Stadt zur zweiten Heimat geworden war.

Im Jahre 1847 finden wir den jungen Musensohn unter den Gründern des Klagenfurter Männergesangvereines,[1]) dem als erster Vorstand der noch heute lebende Herr Max R. v. Moro und als Chormeister der bereits verstorbene Caspar Harm vorstand.

Im Jahre 1848 machte er in Graz die März-, September- und Octobertage mit, dichtete und componierte fleißig und nahm lebhaften Antheil an den trüben Ereignissen der Zeit. Über die damalige Situation belehrt uns ein Brief ddo. Graz, 7. November 1848, den er an einen Freund nach Klagenfurt richtet. Darin heißt es u. a.:

„Ob ich nach Klagenfurt kommen werde, ist ungewiss. Die politischen Verhältnisse bestimmen die meinigen. —

Heute sind die Freiwilligen von Wien zurückgekehrt, darunter die meisten Studenten, nur — Lesjak nicht. Er soll kurz vor der Abreise eingezogen worden sein, man weiß nicht, warum. Auch hat er auf einer Barrikade durch eine Kartätschenkugel eine, jedoch sehr leichte Verwundung erhalten. — Die Freiwilligen waren in der Reitschule entwaffnet durch 2 Tage eingekerkert, und Du kannst Dir sammt mir das Gefühl nicht vorstellen, das sie haben mußten, wenn sie durch die Todtenstille der Kerkernacht nur von Stunde zu Stunde die Decharge hörten, die den standrechtlich verurtheilten Unglücklichen den Tod gaben. Auf jeden Kopf eines Wiener Studenten ist die Summe von 40 fl C.-M.

[1]) Vide Chronik des Klagenfurter Männergesangvereines von Josef Kopp, Druck 1877, welcher noch weitere Daten entnommen sind.

Digitized by Google

gesetzt. Der Hauptmann der Techniker hat sich selbst erschossen. Die Zahl der Gefallenen von beiden Seiten wird zwischen 10 bis 12 Tausend angegeben. Es ist gräßlich!

In Graz herrscht jetzt eine Grabesruhe, die ordentlich schon erschreckt. Von Tag zu Tag strömen Wiener und Olmützer Studenten in die Stadt, — ihre Zahl wird heuer in die Tausende gehen.

Man spricht von dem bevorstehenden Staatsbankerott immer häufiger. — An Silbergeld ist ein ungeheurer Mangel, so dass man die 1 fl.-Banknoten in vier Theile reißt — und ein solcher Viertheil für 15 kr. gilt. So weit ist es schon gekommen! Jeder Tag ist ein Blatt Weltgeschichte. Was werden wir noch alles erleben?!"

Ende des Jahres 1848 befiel Tomashoviz ein heftiges Nervenfieber, dass den jungen, schlankgewachsenen, mittelgroßen Mann, mit der hohen Denkerstirne, dem blonden Lockenkopfe, aus dem ein Paar blaue Augen hinter der Brille hervorblickten, und den blassen Wangen, die ein röthlich blonder Bart umrahmte,[1]) tückisch auf das Krankenlager warf und ihn fast dem Tode weihte. Der kleine Liedermund war verstummt und „sein Geist war", wie er aus St. Georgen bei Wildon in Untersteier am 11. Jänner 1849 schreibt, „von einer schmerzlichen Melancholie gefangen." „Es ist mir," schreibt er weiter, „wie ein Stein auf der Brust, ich breche oft heftig in Thränen aus, — denn mein Inneres ist so öde. Ihr habt mich Alle vergessen! Ich sehe, dass selbst meine Bekannten in Graz sich nichts um mich kümmern, und ich habe doch nie im Leben so Freundestrost nöthig gehabt, als jetzt, wo mich eine heftige Gemüthskrankheit zu befallen droht, die kein Arzt zu heilen vermag. — Nichts — von keiner Seite eine Zeile, und es wäre mir fast lieber, ich wäre schon gestorben. Blüht ja doch kein Glück für mich im Leben! — Wie habe ich doch mit Sehnsucht gewartet, ob Du mir schreiben wirst — nichts! — Ob Ihr doch die Noten empfangen? — Nichts. Ihr habt mich vergessen! —

Der Arzt hat mir jede Gemüthsbewegung verboten, da er sieht, dass es hier nicht geht, so will er mich zerstreuen, und ich reise Sonntag, den 14. nach Graz zurück. Ich sehe doch, ich muss zu Grunde gehen. — Das Leben hat für mich in Graz keinen Reiz mehr. Will Gott, dass ich gesunde, so komme ich nach Klagenfurt. Es zieht mich mit

[1]) Portraite von Tomashoviz u. zw. ein Oelgemälde von Sunko befindet sich im Besitze des Herrn Johann Einicher, ein Aquarell im Besitze der Erben nach J. Leopold und eine Federzeichnung von Milischovski im Besitze des Männergesangvereines hier.

Digitized by Google

magischen Fesseln hinein, vielleicht flammt die Lebenskraft drin wieder stärker auf, oder erlischt sie ganz. —

Ich bitte Dich, schreibe mir doch nach Graz. Gebt mir Trost und Aufmunterung zum Leben, gebt mir Freundschaft und Liebe, dass ich nicht mehr durch qualvolle Nächte bittere Thränen der Verzweiflung weine, dass ich ganz verlassen bin, ich muss sonst zu Grunde gehen. — Lebet recht wohl, — werde ich gesund, so werde ich Euch noch sehen. Ihr werdet mich nicht kennen, ich bin zum Skelett geworden. Falle ich in die Krankheit zurück und nimmt mir das Nervenfieber das Leben, so sage ich Euch ein herzliches Lebewohl. Dann sehen wir uns in einer besseren Welt."

Glücklicher Weise erholte sich der Sänger, aber ein neues anderes Ungemach stand ihm weiters am Kerbholz. Durch seine kendentschen, freisinnigen Dichtungen und seine die Jugend inflammierenden Compositionen, die er unter dem Eindrucke der politischen Wirren des unheilvollen Jahres 1848 niedergeschrieben, hatte er das allseitig lauernde Auge der Polizei auf sich gelenkt, er wurde in Untersuchung gezogen und das Facit war, dass er ob seiner freisinnigen Tendenzen von Graz polizeilich ausgewiesen wurde. Die Krankheit hatte auch noch ihre Nachwehen. Beides bereitete ihm bittere Stunden. Was nun beginnen — war die Frage? Mit dem Studieren war's Rest und auf ein Bleiben in Graz war nimmer zu denken. Da in seiner Noth kam ihm ein Gedanke und diesen führte er auch aus. Sein Ideal, — die Musik sollte sein Helfer sein. Er begab sich nach Klagenfurt und etablierte sich hier als Gesang- und Musiklehrer. Sein ausgebreitetes Wissen, sein Sinn für alles Schöne und Edle, seine Dichtergabe, die er als Gelegenheitsdichter so oft entfalten konnte, und sein heiteres Naturell öffneten ihm die Herzen gar Vieler. Bald hatte er so viel Clavierstunden zu geben, dass er nicht wusste, wo er hiezu die Zeit hernehmen sollte. Dazu kam auch, dass der Chormeister des Männergesangvereines Caspar Harm seine Stelle niederlegte und dass Thomashoviz für diesen Posten gewonnen wurde. Im October des Jahres 1849 übernahm derselbe als Chormeister die gesangliche Leitung des Vereines. Ein neuer, frischerer Geist kam mit seinem Eintritt in den bisher von einer gewissen Lethargie erfassten Bund. Mit unermüdlicher Thätigkeit, regem Fleiß und Eifer beseitigte er alle sich in den Weg stellenden Hindernisse, die Proben leitete er mit einer wahren Engelsgeduld, und die Mitglieder des Vereines, von Lust und Animo erfüllt, boten ihr

Digitized by Google

Bestes auf, damit etwas Gelungenes geschaffen werden konnte. Diesem vereinten Zusammenwirken war es auch zu danken, dass der Verein schon am 23. November 1849 sein statutenmäßiges Concert abhalten konnte. In den wenigen freien Stunden, die Tomashoviz für sich hatte, bestieg er den Pegasus „zum Ritt in das romantische Land". Wie viele Lieder dichtete und componierte er da ihr, seiner Einzigen, zu Ehren. Paulinens[1]) blaue Augen — wie oft hat er sie besungen. —

In den Sommer des Jahres 1849 fällt auch die Entstehung des Gedichtes „Abschied" und dessen ergreifende Vertonung. Carl Doser, der witzige Humorist,[2]) ein Freund des Sängers, erzählt in der „Süddeutschen Post" vom 15. Juli 1869, dass Tomashoviz in dessen Gesellschaft unter dem großen Baume, der vor dem „Maxe-Steinbier-Wirtshaus" in St. Ruprecht stand, im Anblick des Sonnenunterganges versunken, die zwei Strophen des vorgenannten Gedichtes niedergeschrieben hat. Das Lied „Der Abschied", welches mit den Worten: „Ach, wie bangt die Stunde bittren Scheidens dem Gemüth!" beginnt, ist nunmehr ein populäres Grablied geworden. Die dritte Strophe wurde seinerzeit anlässlich des Begräbnisses eines jungen Mädchens von einem Freunde des Componisten, dem gegenwärtigen Oberrechnungsrath J. Schlnet, gedichtet. Als das Lied bei dem von Tomashoviz geleiteten ersten Concerte als Soloquartett zum Vortrage gelangte, wollte der Beifall, mit dem es aufgenommen wurde, kein Ende nehmen. Die „Carinthia" vom 13. April 1850 brachte über die „Klagenfurter Liedertafel", so nannte sich damals der Verein, und über seinen unermüdlichen und mit einem großen Compositionstalente ausgestatteten Chormeister eine wahre Lobeshymne. Nebst dem 13. November 1849 fanden am 1. Jänner und 15. März 1850 unter Tomashoviz Concerte im kleinen Landhaussaale statt, bei welchen dessen Compositionen „Abschied", „Der Liebe Sehnsucht", „Der Wildschütz" und „Der todte Soldat" besonders gefielen. „Es wäre zu wünschen, dass seine (Tomashoviz') Werke," schreibt der Kritiker, „durch Übernahme in einen Kunstverlag der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden." Leider ist es nicht geschehen! Aber erhalten haben sich die Compositionen dennoch.

Im Jahre 1850 stellte sich bei Tomashoviz ein tuberculoses Lungenleiden ein. Seine Freunde Dr. Carl Löschnigg und Johann Leopold veranstalteten Geldsammlungen für den kranken Chormeister,

[1]) Pauline Unterberger, Tochter des gräfl. Thurn'schen Inspectors Unterberger.
[2]) Gestorben am 27. Juli 1871 in Klagenfurt.

Digitized by Google

deren Ertrag es ihm möglich machte, auf der Pleckenalpe Aufenthalt zu nehmen, damit er die ersehnte Genesung erlange. Ende Juli begab er sich dahin und unterm 7. August 1850 schreibt er seinem Freund Josef Einicher:

„Du wirst wohl wissen, dass ich krank hier oben sitze. Ich war die letzten Tage in Klagenfurt schon so schlecht, dass mir alles gleichgiltig war, das Leben, die Freundschaft, die Kunst, ich sehnte mich nur nach Ruhe — nach Tod. Man schickte mich auf die Plecken, und ich bin da. Mag die Natur, oder Luft, Wasser, Milch auf mich gewirkt haben, ich befinde mich, wenigstens auf Augenblicke, wohler und hoffe, gesund zu werden. Hoffnung, du liebliche Zauberin, wie gerne lässt man sich von dir täuschen! — Wie gesagt, ich hoffe nur, — ein einziger unglücklicher Zufall kann mich vernichten, — und darum sende ich Dir diese Zeilen, Dich zu bitten, mir auch ein Paar Zeilen alter Herzlichkeit zu schicken."

Sichtlich erholt kam Tomashoviz Ende September wieder nach Klagenfurt.[1]) Der Winter aber ging ihm hart an den Leib und sein Lungenübel trat neuerlich auf. Am 11. April 1851 fand ein Concert zu Gunsten des kranken Chormeisters statt, damit er wieder die ihm wohlthuende Molkencur auf der Pleckenalpe gebrauchen konnte. Dieses Concert war das letzte von ihm geleitete. — Das Übel verschlimmerte sich und trotz mehrmonatlichen Aufenthaltes auf der Plecken konnte er nimmer gesunden. Nach Klagenfurt gekommen, siechte er langsam dahin, bis ihn am 29. December ein sanfter Tod von seinem Leiden erlöste. Die „Klagenfurter Liedertafel" erstattete die allgemeine Trauernachricht, und an seinem Grabe stand der von ihm so trefflich geleitete Verein und sang thränenden Auges sein „Abschiedslied". Ein Mitglied widmete seinem Angedenken einen Nachruf, dessen Schlussverse lauten:

„— — Mit süßer Ahnung Klängen
Zog schon Dein eigner Abschied Dir voraus,
Und sinnend an ergreifenden Gesängen
Klommst Du die steile Alpenflur hinan —
Ergriff Dich jugendlich mit heißem Drängen
Der blauen Augen holder Liebeswahn —
Und wenn kein Angedenken Dir verbliebe,
So wär's die Saugessprache Deiner Liebe!"

[1]) Auf dem Wege zur Genesung schrieb Tomashoviz unterm 25. August 1850, das mit J. T. signierte hübsche Gedicht „An der Pleckenalpe" gedruckt in der „Carinthia" 1850.

Digitized by Google

Die Lücke, die der Tod des Sängers dem Vereine bereitete, war eine große, der Verlust, wie die Chronik des Männergesangvereines schreibt, ein unersetzlicher.

Was Tomashoviz in den früheren und in den Jahren seines Hierseins gedichtet und componiert hat, ist größtentheils bekannt. Die meisten seiner Poesien finden sich zerstreut in diversen Journalen, über seine Compositionen aber liegt ein genaues Verzeichnis vor, welches ich seinerzeit von dem viel zu früh hingeschiedenen Secretär des Männergesangvereines, Herrn Leopold, einem intimen Freunde des Tomashoviz, erhalten habe. Nach demselben componierte Tomashoviz:

Op.	1	„Der arme Hirtenknabe."	Op.	25	„Die Heimat." *
„	2	„Der Pilgrim."	„	26	„Vergiss mein nicht." *
„	3	„Der todte Soldat."	„	27	„Marsch."
„	4	„Die Wasserfrau." *[1]	„	28	„Martha " (Marsch)
„	5	„Der todte Müller."	„	29	„Der Liebe Sehnsucht." *
„	6	„Das Vatererbe." *	„	30	„Einsame Thränen " *
„	7	„Abschied." *	„	31	„Marientänze."
„	8	„Heimweh " *	„	32	„Der Wildschütz."
„	9	„Der Verlust."	„	33	„Wachen und Träumen."
„	10	„Gruß an Reißer." *	„	34	„Katzenmusik-Polka."
„	11	„Abschied von Steiermark." *	„	35	„Wasserblumen." *
„	12	„Barrikadenlied." *	„	36	„Frühlingsboten."
„	13	„Die Universität." *	„	37	„Das theure Vaterhaus." *
„	14	„Narodna straža."	„	38	„Kreislauf."
„	15	„Bleško Jezero."	„	39	„Der Abendstern." *
„	16	„Na Slovenjo." („Liebe ")	„	40	„Champagner-Polka."
„	17	„Die zweite Compagnie " *	„	41	„Ob ich dich liebe."
„	18	„Neujahrslied."	„	42	„An Sie " *
„	19	„Paradies." (Aristokr.-Polka.)	„	43	„Freie Lieder "
„	20	„Bergmannslied."	„	44	„Gute Nacht "
„	21	„Freiheitslied." *	„	45	„Alpensehnsucht." *
„	22	„Commerslied." *	„	46	„Polka."
„	23	„Im Bade." (Liebe.)	„	47	„In der Einheit."
„	24	„Sehnsucht nach Innsbruck " *	„	48	„Flüchtling." *

Außerdem schrieb Tomashoviz auch ein romantisch-komisches dreiactiges Zaubermärchen, unter dem Titel: „Die Hochzeit am See oder die Wellenbraut", unter dem Pseudonym Emil Mohr.[2] Bei dieser Dichtung scheint ihm Lortzing's „Undine" vorgeschwebt zu haben, denn der Seekönig Fluthon erinnert nur zu sehr an die herrliche Gestalt

[1] Die mit einem * bezeichneten Lieder sind auch von ihm gedichtet.

[2] Das Manuscript hatte ich zur Durchlesung seinerzeit von Herrn J. Leopold bekommen und befindet sich dasselbe jetzt in dessen Nachlass im Besitze der Erben.

Digitized by Google

des Kühleborn. Der Ort der Handlung ist unser Wörthersee. Leider ward dem Dichter nicht die Freude zu Theil, das Kind seiner Muse auf der Bühne zu sehen. Erst im Jahre 1855 am 17. März gelangte es unter der Direction des Anton Zöllner als Benefizvorstellung des Charakterdarstellers Carl Mayer unter dem Titel „Der Seekönig. Romantisch-komisches Zaubermärchen mit Gesang und Tableaux in drei Acten von Josef Tomashoviz" zur Darstellung. Wie ich mich ganz gut erinnere, spielte den Fluthon Herr Melchior, ein eminenter, von den Damen nahezu vergötterter Schauspieler. Das Stück hatte einen vollen Erfolg und musste am nächsten Tage wiederholt werden. So erntete Tomashoviz als Dichter und Sänger seine Lorbeeren und in beiden Eigenschaften wurde er geliebt und geschätzt. Nur zu gut kannte er Schiller's Worte:

„Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten"

und darnach handelte er.

Im December werden es vierzig Jahre sein, dass man den um das Sangesleben unserer Stadt so hochverdienten Mann in die Grube senkte. Durch die Länge der Zeit ist sein Andenken verwischt, nichts erinnert an ihn, als sein Lied, der „Abschied", das noch heute seine rührende Wirkung in hohem Grade ausübt.

Sonst ist er — vergessen! Wie schon eingangs bemerkt, weiß man fast kaum mehr den Ort, wo Tomashoviz begraben liegt. Im Hinblick auf die Verdienste dieses Mannes wäre es wohl ein Act der Dankbarkeit und Pietät, wenn unser Männergesangverein dafür sorgen würde, dass das Grab des Sängers erneuert und mit einem Grabstein bezeichnet werden würde.[1]) Er ist eines Andenkens wert und würdig, dass er gefeiert werde. Drum:

„Was dem Mann nur halb das Leben,
Soll ihm ganz die Nachwelt geben!"

[1]) Nachdem ein Fond zum Zwecke der Errichtung eines Grabmonumentes für Tomashoviz übrigens ohnehin bestehen soll, wäre die Realisierung der obigen Anregung um so leichter durchführbar. — Wie ich soeben erfahre, beschäftigt man sich in der Leitung des Männergesangvereines mit dem Gedanken, den Fond baldigst seiner Bestimmung zuzuführen.

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens von Prof. Dr. Fr. Hann. 3. Über ein Frescobild an der Westwand der nördlichen Kapelle in der Stadtpfarrkirche zu Völkermarkt. Dieses Bild zeigt zwei weibliche Heilige, Barbara und Katharina. Die Hauptgestalt, Maria, ist leider größtentheils übertüncht. Das Kind ist gehend dargestellt und führt einen Stab in der Rechten. Die Bewegung des Jesusknaben und der Ausdruck im Gesicht: der Heiligen ist gelungen, vor Allem aber verdient der Mönch Beachtung, welcher unten links kniet. Er ist, wie eine Schriftrolle über ihm und rechts am Bilde darthut, der Donator.[1]) Von der Inschrift, die den Namen gibt, ist noch deutlich zu lesen der Name: Conradus Ernst und die Jahrzahl 1460. Das andere ist fast verlöscht, so dass sich über den weiteren Wortlaut nichts sagen lässt. Dass diese Lesung die richtige ist, beweisen die Urkunden. Wir können nämlich aus urkundlichen Aufzeichnungen im Geschichtsvereine erweisen, dass ein Conrad Ernst im Jahre 1452 als Frühmesser in Völkermarkt vorkommt. Nach einer Urkunde vom 31. August 1452 erscheint er als Teidinger in einem Streite zwischen Gräfin Katharina von Görz und dem Pfarrer von Hermagor. Dieser Geistliche also war der Stifter des Frescobildes in der Stadtpfarrkirche zu Völkermarkt.

Prof. Dr. F. G. Hann.

Literaturberichte.

Die französische Invasion in Kärnten im Jahre 1809, von Professor Josef Hamberger. (32. Jahresbericht der Oberrealschule in Klagenfurt 1889.)

Der Verfasser sagt im Vorworte, dass er in der Hoffnung, über die Geschichte der französischen Invasion noch manches Neue und Unbekannte aus Originalquellen bieten zu können, die umfangreichen, gegen 8000 Stücke umfassenden amtlichen Invasionsacten, welche die Landesregierung dem Archive des Geschichtsvereines zur Aufbewahrung übergab, durchgearbeitet und außerdem noch Acten des Arnoldsteiner Archives und die Klagenfurter Zeitung von 1803—1809 zu Rathe gezogen habe. Wer nun Hambergers Arbeit genau durchgeht und die Benützung und Behandlung der Quellen von Seite des Autors prüft, namentlich aber einen genauen Vergleich eingeht mit dem, was Hermann in seiner Geschichte Kärntens über das Jahr 1809 auf Grund zeitgenössischer Mittheilungen und verlässlicher Berichte bietet, der findet, dass Hamberger den Zweck, den er sich gestellt, völlig erreicht und nicht blos die

[1]) Dieses nicht uninteressante und schöne Bild wurde zuerst in der Kunsttopographie Kärntens, Seite 393, richtig beschrieben. Die Lesung jener Inschrift aber, welche den Namen des Donators enthält, ist daselbst unrichtig gegeben, indem das, was gar nicht mehr zu lesen ist, als hy^{s} monast (monasterii) ppott gedeutet wurde. Archtvar von Jaksch gab die paleographisch richtige Lesung des Namens, welche durch die Urkunden bestätigt wird. Die zweite Schriftrolle am Bilde enthält die Worte: **Ave Maria mater dei miserere mei.** Also der Donator empfiehlt sein Seelenheil der Mutter Gottes.

Digitized by Google

Geschichte Kärntens, sondern theilweise auch die österreichische Geschichte dieses Jahres durch seinen gründlichen Aufsatz in anerkennenswerter Weise bereichert hat. Referent glaubt daher, diese höchst verdienstvolle Abhandlung am besten und sichersten dadurch zu beurtheilen, dass er sich der Mühe unterzieht, Hermanns grundlegenden Bericht über das Invasionsjahr 1809, welcher auch auf die in der „Carinthia" vorher erschienenen Aufsätze über diese Materie so viel als nothwendig Rücksicht nimmt, mit Hambergers Elaborat eingehend zu vergleichen.

Der erste Theil der Arbeit Hambergers (S. 5—26) handelt über die Vorbereitungen zum Kriege. Schon in diesem Theile zeigt sich des Verfassers quellenmäßiges, höchst gewissenhaftes Studium in vollstem Maße. Wer über die Vorbereitungen zum Kriege im Jahre 1809 schreibt, muss vor Allem über die durch das Patent vom 9. Juni 1808 ins Leben gerufene Landwehr und deren Organisierung und Einübung Genaueres mittheilen. Obwohl uns bereits Hermann (p. 187 ff., 3. Band, 1. Heft) auf Grund der kärntnerischen Chronik und Berichte von Theilnehmern über Bildung, Einrichtung und Mängel dieses Institutes so Manches berichtet, so ergänzt doch Hamberger auf Grund der amtlichen, gleichzeitigen Acten diesen Bericht sehr wesentlich. Wir erfahren durch ihn, wie sich die Bevölkerung Kärntens zu diesem patriotischen Unternehmen verhielt, wie die Bauern in Bleiburg und Kappel sich widersetzten, wie man sich mit dem Gedanken der Bildung eines Knappenbataillons trug und warum derselbe fallen gelassen wurde. Die Verdienste des Kreishauptmannes und späteren Präsidenten der Landesadministration Franz von Fradeneck werden richtig gewürdigt. Auch über die Zusammenziehung der Landwehr und die Fahnenweihe erfahren wir so manches Neue. Über die Fahnenweihe in Klagenfurt am 3. April 1809 weiß uns Hermann in geschwätziger Weise, die überhaupt sein Geschichtswerk vielfach verunziert, nur zu melden, dass ein heftiges Schneegestöber bewirkte, dass die meisten Gewehre bei den Salven gar nicht losgingen. Hamberger aber gibt nach der Kärntnerchronik einen würdigen Bericht, indem er die Ansprache des Cardinal Salm an die Landwehrmänner wörtlich anführt und die Acte begeisterter Vaterlandsliebe und Wohlthätigkeit, welche bei diesem Anlasse geschahen, der Vergessenheit entreißt.

Während ferner Hermann über die Stimmung der Bevölkerung in Kärnten sich S. 188 nur in allgemeinen Worten ergeht, gibt Hamberger auf Grund der verlässlichsten gleichzeitigen Quellen ein anschauliches Bild darüber, wie das Volk über den bevorstehenden Krieg dachte und fühlte, wie im Ganzen patriotische Regungen vorwalteten und nur in Friesach die opferfreudige Stimmung durch Furcht getrübt war. Die Organisierung der geheimen Polizei in Kärnten durch die Präsidialverordnung vom 17. Februar 1809, welche vor Allem über die Haltung des Volkes Bericht zu erstatten und gegen die Spionage der Feinde zu wirken hatte, wird klar nach den Acten dargelegt und über die feindliche Spionage in interessanter Art ausführlich referiert. Über all dies erfahren wir bei Hermann nichts. Ferner wird von Hamberger das Schriftchen „Bemerkungen eines österreichischen Patrioten über fremde Zeitungsartikel, 1809", das im Besitze des kärntnerischen Geschichtsvereines sich befindet, fleißig zu Rathe gezogen und über die Verbreitung patriotischer Schriften Bemerkenswertes mitgetheilt. Wir sehen hinwieder, wie der Krieg Österreichs von 1809 eigentlich der erste, leider misslungene Freiheitskrieg gegen Napoleon war. Wie

Digitized by Google

in Preußen im Jahre 1813 die Freiheitslieder unter die Krieger vertheilt wurden, so geschah es in Österreich, speciell in Kärnten, schon 1809. Wurden doch die Lieder österreichischer Landwehrmänner von H. J. Collin vom Kreishauptmanne unter die Landwehrmänner ausgetheilt und sogar in das Windische übersetzt. So hat das deutsche Kriegslied in Österreich vor Arndt, Körner und Schenkendorf in den Reihen der Krieger entflammend gewirkt!

Die Befestigung der Sperrpunkte in Kärnten muss in jeder Kriegsgeschichte des Jahres 1809 bei den Vorbereitungen zum Kampfe gleichfalls erwähnt werden. Hermanns und Hambergers Berichte gleichen sich diesbezüglich ebenso wie die Relationen über die Lage der Finanzen, da sie auf den gleichen Quellen beruhen, nur ist Hermann ausführlicher. Die Mittheilungen über den Feldzugsplan aber, welcher bekanntlich ursprünglich einen Volkskrieg, ähnlich wie in Spanien, in Scene setzen wollte, dann aber geändert und in der bekannten Weise umgestaltet wurde, dass man drei Heere aufstellte, von denen das von Erzherzog Johann commandierte den Kampf in Italien und Tirol zu führen hatte, gehen bei Hamberger und Hermann auf die als Geschichtsquelle wichtige Schrift: „Das Heer von Innerösterreich im Kriege von 1809", welches im Jahre 1817 erschien und Hormayr zum Verfasser hat, zurück. Der erste Abschnitt der Hamberger'schen Schrift ergänzt also durch neues Quellenmaterial nicht blos Hermanns Elaborat, sondern erörtert auch wichtige Dinge, die bei Hermann gar nicht berührt werden, so vor Allem die Administration des Landes und den moralischen Factor, der in allen Freiheitskriegen eine wesentliche Rolle spielt.

Der zweite längere Abschnitt bringt den Verlauf des Krieges bis zur Besetzung Kärntens durch die Franzosen. Die übersichtliche Darstellung des gutangelegten Feldzugsplanes Erzherzog Johanns, sein siegreiches Vordringen in Italien bis zur Etsch, die Eroberung und Befreiung Tirols, bei der das kärntnerische Regiment sich im Treffen von Volano vor Allem auszeichnete und Cardinal Salm, der selbst am Kampfplatze als Feldbischof heldenmüthig und menschenfreundlich wirkte, Bewundernswertes leistete, gibt Hamberger nach den Werken „Das Heer von Innerösterreich" erner nach Rapp, Geschichte Tirols, und Hermann, Geschichte Kärntens. Das Gleiche gilt betreffs Hambergers Bericht über den Rückzug Erzherzog Johanns aus Italien, welcher durch die Siege Napoleons über Erzherzog Karl bei Regensburg (19.—24. April) und durch das Vordringen der Franzosen in Österreich nothwendig geworden war. Bekanntlich konnte Erzherzog Johann seinen Plan, von der Etsch nach Tirol vorzubrechen und sich mit den österreichischen Truppen in Tirol zu vereinigen, nicht ausführen, da der Feind in Südtirol bereits eingedrungen war, und musste unter großen Verlusten sich durch die Ebene der venetianischen Terra ferma nach der Grenze Kärntens zurückziehen. Über all dies berichtet Hamberger klar und übersichtlich, während Hermanns ältere Darstellung zwar durch manche Mittheilungen schätzenswert, aber in Disposition und Durchführung vielfach verworren und vor Allem auf S. 205 von störender phrasenhafter Vielrederei nicht frei ist.[1]) Die bis dato unbekannte Nachricht aus dem Arnoldsteiner Archiv, welche Hamberger p. 30 bringt, zeigt, welche

[1]) Edmund Älschker beschreibt den Feldzug des Jahres 1809 in Kärnten in seiner übersichtlichen, klaren und gewandten Darstellungsart. Doch bietet sein Geschichtswerk inhaltlich nichts wesentlich Neues, weshalb sein Bericht bei unserer Vergleichung nur ausnahmsweise zur Parallele herbeigezogen wird.

Digitized by Google

Bedeutung man in Kärnten einer Wiedervereinigung Tirols mit Österreich beilegte Im Folgenden, von S. 33 an, handelt Hamberger über die heißen Kämpfe an den Sperrpunkten Kärntens, bei Wolfsbach, Tarvis und Malborghet und am Predil. Die Schilderung des denkwürdigen Gefechtes bei Wolfsbach, wo die über das Hochgebirge ins Thal eingerückten Franzosen von einer österreichischen Heeresabtheilung völlig gesprengt und viele Feinde gefangen wurden, gibt Hamberger nach dem Aufsatze des k. k. Oberstlieutenants Schels, während er die Vertheidigung der Schanzen an der Schlitza bei Tarvis durch Gyulais Truppen und den Rückzug derselben durch Krain nach der Schrift „Das Heer von Innerösterreich" vorführt. Die weltberühmte Vertheidigung der Forts Malborghet durch Hauptmann Hensel und seine Heldenschaar und der Befestigungen am Predil durch die erhabene Todesweihe Hauptmann Hermanns und seiner Kampfgefährten führt Hamberger auf S. 36 ff. vor. Wie er selbst angibt, benützte er für die Schilderung der Kämpfe bei Malborghet den Aufsatz des nachmaligen Dechanten in Saisnitz Ignaz Hartwic, betitelt „Malborghet im Jahre 1809" („Carinthia", Jahrg. 1833). Seine Darstellung stimmt daher, weil Hermann die Schilderung derselben verlässlichen Gewährsmännern und Augenzeugen sichtlich zu Grunde legt, mit der dieses älteren Geschichtsschreibers im Wesentlichen überein, bringt aber einige Details, welche Hermann, der sich gerade über diese berühmten Ereignisse merkwürdigerweise und im Abstand gegen seine sonstige Breitspurigkeit kurz fasst, übergeht, so z. B. die Rettung des gefangenen Oberfeuerwerkers Rauch durch den französischen Vicekönig. In Hambergers Darstellung des heroischen Kampfes um das Fort Malborghet, fehlt kein wesentlicher Umstand und ist andererseits jede überflüssige Breite und Phraseologie vermieden; die schönste Darstellung, getragen von warmem Gefühle und in glänzender, ja spannender Vortragsweise, gibt jedoch Ailschker in seiner Geschichte Kärntens,[1]) dem Hamberger überhaupt an schriftstellerischer Gewandtheit nachsteht.

Für die Darstellung der Kämpfe am Predil benützte Hamberger den Aufsatz „Die Vertheidigung und der Fall des Blockhauses auf dem Predil 1809", actenmäßig dargestellt von Franz Pfau (Österr. militär. Zuschrift 1813). Dies ist allerdings die beste Quelle, denn Pfau schöpft, wie Hermann in den Noten zu seinem Geschichtswerke mittheilt, aus dem Genie- und General-Artillerie-Directionsarchive und aus dem Gedenkbuche des Lieutenants Gollet, der selbst bei der Vertheidigung mitkämpfte, verwundet und gefangen wurde. Hermann nimmt diesen Bericht wörtlich in sein Buch auf. Hamberger gibt in freieren Worten eine beredte und klare Relation, welche freilich die Wärme der Ailschker'schen Diction nicht erreicht.

Die Vertheidigung des Forts am Predil war schwieriger als die Malborghets; auch war der Ausgang ungleich tragischer, denn nur wenige von der Besatzung blieben am Leben, alle anderen, „an Zahl mehr als Leonidas und seine Gefährten", fielen hier an Kärntens Termophylen. Überhaupt wird die That des Leonidas von so manchen Heldenkämpfen in der neueren Kriegsgeschichte mindestens erreicht, so auch von den Thaten am Predil und bei Malborghet. Mit Recht wurden daher auch diese Thaten nicht blos durch das ergreifende Denkmal, das Kaiser Ferdinand an beiden Orten errichten ließ, sondern auch durch die Malerei und Dichtkunst verherrlicht. Wir erwähnen hier das Schlachtengemälde A. Krafts, welches sich in der

[1]) Ailschker, Geschichte Kärntens, p. 1116—1123.

Digitized by Google

Gallerie Leuchtenberg in Petersburg befindet. Es stellt den Moment dar, wo das obere Fort erstürmt wird. Die Kardätschen sind in den Ort geworfen, der in Flammen aufgeht; vorne sehen wir Hensels tragisches Ende. Eine großartige Kampfesscene in freier hehrer Alpennatur.[1]) Im Jahre 1832 brachte die „Carinthia" eine lyrische Kunstdichtung, betitelt „Österreichs Thermophyle", welche in edler Sprache den Ruhm der Helden von Malborghet und des Predil verkündet. Der Verfasser ist Th. Puff. Diese Dichtung wird aber an poetischem Werte weit übertroffen von den tiefgefühlten, schönen Gedichten (darunter zwei Sonette), welche ein Ungenannter der historischen Stätte Malborghets weihte („Carinthia" 1846, p. 1, Nr. 17). Diese lyrischen Perlen sollten in keiner Anthologie neuer österreichischer Lyrik fehlen.[2])

Die Schilderung des Rückzuges der österreichischen Armee, der Einmarsch des Vicekönigs in Kärnten, die Kämpfe bei Sachsenburg, wo die Franzosen bekanntlich die Befestigungen nicht einzunehmen vermochten, so dass darum General Chasteler ungehindert aus Tirol hervorbrechen konnte, basiert bei Hamberger völlig auf Hermanns Nachrichten, jedoch ist hervorzuheben, dass Hamberger nach den Berichten des Zeitgenossen Georg Mayer, Pfarrers in Malborghet, die schrecklichen Bedrängnisse der Bewohner der Gegend von Malborghet und die barbarischen Plündereien der Franzosen in Straßfried und Tarvis nach den Acten des Arnoldsteiner Archives ausführlich mittheilt und dadurch auch dieses Capitel Hermann gegenüber bereichert. Reiches und neues Material liefert Hamberger über die Organisierung des Landsturmes in Kärnten. Die einzelnen Bestimmungen über denselben werden in Details gegeben und über die Wegschaffung der Cassenbeträge nach geschehener Auszahlung eines vierteljährigen Vorschusses an alle landesfürstlichen Beamten und Pensionisten, ferner über die Bergung der Ararialgüter werden nach den Acten bisher unbekannte Aufschlüsse gegeben. Auch über die Einsetzung und Constituierung der Landesadministration theilt Hamberger ungleich mehr als Hermann mit und zum Schlusse veröffentlicht er im Anhange aus dem Arnoldsteiner Archive den Aufruf, welchen der größere kärntnerische ständige Ausschuss an die Bewohner Kärntens am 7. Mai erließ, um die Furcht des Volkes vor der feindlichen Invasion zu zerstreuen und zu neuer Opferwilligkeit aufzumuntern.

An dem dritten Theile, der die Lage des Landes Kärnten während der Anwesenheit der Feinde schildern wird, arbeitet Hamberger gegenwärtig. Wir können wohl gewärtigen, dass auch dieses Elaborat durch eine ebenso brave, gründliche und fleißige Behandlung, wie die vorliegende, allen Historikern und Freunden der Landesgeschichte volle Freude machen wird. Prof. Dr F. G. Hann.

[1]) Im Geschichtsverein befindet sich eine Photographie dieses Bildes in Großfolio, ein Geschenk des Fräuleins von Platzer.

[2]) Der älteste Aufsatz in der „Carinthia" über diese Ereignisse ist von J. W. Nibler, „Die Thermophylen der karnischen Alpen" („Carinthia", 1. Jahrg., 1811, p. 21—22); dort wird auch das Schreiben mitgetheilt, welches Erzherzog Johann aus dem Feldlager an den Vater Hermanns richtete.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

82. Jahrgang.

Klagenfurt 1892.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

Digitized by Google

Inhalt.

Artikel.

	Seite
Alte Geschichte Kärntens. Von Karl Baron Hauser	37
Drei Darstellungen des jüngsten Gerichtes auf kärntn. Wandmalereien des 15. Jahrhundertes. Von Professor Dr. F. G. Hann	9
Alte Lieder aus Kärnten. Mitgetheilt von A. v. Jaksch 15,	146
Mäher- und Jäterinnen-Grüße aus dem oberen Gurkthale	22
Die Fastentücher in Kärnten. Kunstgeschichtlich behandelt von Dr. F. G. Hann	48
Kleine Beiträge der altkärntischen Ortsnamenkunde. Von Dr. Richard Müller 54,	80
Das Erdbeben in Kärnten im Jahre 1348 und die Zerstörung von Villach Nach den mittelalterlichen Quellenberichten geschildert von Professor Dr. F. G. Hann	69
Volkssagen aus dem Gailthale. Von Fr. Franziszi	90
Sprüche und Gebete gegen Krankheiten. Aufgezeichnet am Knappenberge von Balth. Schüttelkopf 9,	118
Zur Geschichte des Schlosses Mannsberg bei Völling Von Prof. Dr. F. G. Hann	101
Slovenische Ortsnamen aus Personennamen. Von Prof. Johann Scheinigg 106, 150,	179
Volkssagen aus Kärnten. Von Rudolf Waizer	115
Mathias Lexer. Ein Nachruf von Dr. Richard Müller	121
Keltische Münzen im historischen Museum zu Klagenfurt Von Karl Baron Hauser 133,	165
Drei Darstellungen der Weltschöpfung auf Malereien in Kärnten. Kunstgeschichtlich behandelt von Prof. Dr. F. G. Hann	141
Die Kirche St. Leonhard in der Schlanitzen bei Dropolach im oberen Gailthale. Kunstgeschichtlich besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann	174
Kinderreime und Kinderspiele in Kärnten. Gesammelt von Balthasar Schüttelkopf. (Nachtrag)	188

Kleine Mittheilungen.

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. Von Professor Dr F. G. Hann	25
Alterthümer-Funde und Erwerbungen im Jahre 1891. Von K. B. Hauser	62
Das „Spitzelofen-Denkmal" bei St. Georgen in Kärnten und dessen bergpolizeilicher Schutz. Von K. Baron Hauser	63
Zu Muchar's Behauptung, dass während der Zeit der Slavenherrschaft in Kärnten eine germanische Bevölkerung im Lande vorhanden gewesen sei. Von K. Baron Hauser	63

Digitized by Google

Seite
Die Malereien in der Kirche zu Tiffen. Von Prof. Dr. F. G. Hann . . 94
Das bajuvarische Bauernhaus Von K. Baron Hauser 98
Ein Gräberfeld der Hallstätterzeit im Lavantthale. Von K. Baron Hauser 125
Der Buckel. Mitgetheilt von F. F. 126
Ein altdeutsches Gemälde in Hoch-St. Paul. Besprochen von Professor Dr. F. G. Hann 157
Ein Kümmerniscrucifix in der Kirche St. Radegund bei Lorenzen im Lesachthale. Besprochen von Professor Dr. F. G. Hann 159
Zwei bisher noch nicht bekannte römische Inschriftsteine. Von K. B. Hauser 161
Die wilden Friedhöfe in der Inneren Krems bei Gmünd. Von K. B. Hauser 192
Neue Beiträge zur Kunsttopographie des Gailthales. Von Professor Dr. F. G. Hann 193

Literaturberichte.

Geschichte der Herzöge von Zähringen. Besprochen von A. v. Jaksch . . 29
Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. Besprochen von R. Waizer 33
222 echte Kärntnerlieder Besprochen von Balth. Schüttelkopf 35
Die Flurnamen des Burgamtes Villach nach dem Urbar des Martin Behem. Besprochen von Professor Johann Scheinigg 64
Ein Wort der Entgegnung auf die Besprechung der Neckheim'schen Sammlung: „222 echte Kärntnerlieder, 1. Abth." Von Professor Dr. J. Pommer 66
Die Benützung der Alpenpässe im Alterthum. Besprochen von K. B. Hauser 68
Mittheilungen aus dem vatikanischen Archive. Besprochen von J. v. Jaksch 97
Boleslaw II. von Polen. Besprochen von A. v. Jaksch 127
Die kärntnerischen Grafen von Ortenburg der Neuzeit und ihre Acta als Inhaber der erblichen Pfalzgrafenwürde. Besprochen von A. v. Jaksch 130
„Kärntner Alpenfahrten." Besprochen von Rudolf Waizer 131
„Vom Rechte" und „Die Hochzeit". Besprochen von Dürnwirth 161

Digitized by Google

Aus 22 XX 2

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

82. Jahrgang.

Nr. 2.

Klagenfurt 1892.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 1. Zweiundachtzigster Jahrgang. 1892

Alte Geschichte Kärntens.

Von Karl Baron Hauser.

Römerzeit.

(Fortsetzung.)

Eine ernste und immer drohender heranrückende Gefahr für Noricum, insbesondere für Oberkärnten, lag in der fortwährend zunehmenden Festsetzung der Alamannen im räthischen Zehentlande, d. i. im bayrischen Flachlande. Hier hatte Kaiser Hadrian, um die wiederholten Einfälle germanischer Völker durch die Alpenpässe bis Italien hintanzuhalten, ein befestigtes römisches Grenzgebiet eingerichtet, welches durch gallische Ansiedler bevölkert, bald zu großer Blüte gediehen war und ein fruchtbares, mit Städten besetztes, reiches Vorland römischer Cultur bildete. Seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts bemächtigten sich aber die Völker des Alamannenbundes dieses Gebietes und zwar nicht infolge blutiger Kämpfe, sondern allmählich durch Ausbreitung von jenseits der Donau herüber. Es war dies von schlimmer Vorbedeutung für die römischen Provinzialen in Noricum, denen früher oder später unabwendbar ein gleiches Schicksal drohte. So lange die Donau als Grenze des römischen Gebietes respectiert wurde, bildeten die längs des oberen Donaulaufes errichteten Castelle und die für römische Legionen durch die Straße über den Pleckenpass vermittelte kürzeste Verbindung mit Aquileja einen ausreichenden Schutz gegen plötzliche Einfälle der unruhigen germanischen Grenznachbaren. Hinfür war es aber nicht mehr die Donau, sondern waren es die Alpenpässe allein, welche Italien vor den Barbaren schützen mussten. Ebenso waren die Verhältnisse im Osten an der Donau andere geworden. In den letzten Regierungsjahren des Kaisers Constantius

Digitized by Google

hatte man die vor den Gothen flüchtig gewordenen Vandalen im nördlichen Pannonien diesseits der Donau angesiedelt, welche für die römischen Grenzprovinzen eine fortwährende Gefahr bildeten, indem es vorauszusehen war, dass diese unruhigen und wilden Barbaren nur die Gelegenheit abwarten würden, um zu neuen Raubfahrten auszuziehen. Diese veränderte Machtstellung des Reiches offenbarte sich auch in der Benützung der Reichsstraßen. Seit dem großen Markomannenkriege, als noch der Befestigung der Donaugrenze das Hauptaugenmerk galt, waren die von Aquileja über Virunum gerichteten Straßen nach Juvavum und nach Ovilaba vorzugsweise beachtet worden. Seit den Bürgerkriegen zwischen den östlichen und westlichen Kaisern gewannen aber die Straßenzüge, welche längs der Donau zum Rheine führten und jene über Aemona (Laibach), Aquileja und durch Oberitalien ein größeres Gewicht, und im Jahre 361 führte Julianus, des Constantius Nachfolger, ein Heer aus Gallien nach dem Orient (Sirmium), welches er in Raurarici, d. i. Augst bei Basel, in drei Theile theilte, deren einen Theil er selbst längs der Donau hinab führte, einen anderen Theil unter Jovian und Jovius über Italien und einen dritten Theil unter dem Reitergeneral Nevita mitten durch Rhätien und Noricum schickte. Es ist nicht ausgemacht, welchen Weg Nevita zog, aber wenn man erwägt, dass die Straße nach dem Brenner Augst (Raurarici) zunächst lag, und dass der in den letzteren Jahrzehnten gewiss häufig benutzte Seitenweg über Agountum (Lienz) gut hergestellt war, so dürfte Nevita über Agountum, Teurnia, Virunum gezogen sein, eine Straße, welche bis dahin kaum je von einem Armeekorps benützt worden war.

Kaiser Julian fiel im Kampfe mit den Persern im Juni 363. Nach ihm bestiegen Valentinian und dessen Bruder Valens den Thron, ersterer im Westen, letzterer im Osten des Reiches. Valentinian zog im Jahre 368 gegen die Alamannen zu Felde und ließ die Straße über den Pleckenpass gründlich herstellen, wie dies ein Inschriftstein auf der italienischen Seite der Straße berichtet. Heute noch heißt der Bach, welcher auf der Kärntnerseite neben der Straße herabfließt, „der Valentinbach", und die Schlucht, durch welche die Straße zieht, „Valentinschlucht." Während der Kaiser mit den Alamannen Krieg führte, drangen im Nordosten Noricums die Quaden über die Donau und zerstörten die Festung Carnuntum. Er musste mit den Alamannen Frieden schließen und sich gegen die Quaden wenden, allwo er plötzlich starb.

Digitized by Google

Noch gefährlicher hatte sich die Lage der Dinge in Osten des Reiches gestaltet. Geängstigt und gedrängt von den Hunnen hatte eine gewaltige Gothenschar, allerdings mit Zustimmung des Kaisers Valens, die untere Donau überseßt, war aber sofort feindlich aufgetreten und durchzog ganz Thracien mit Feuer und Schwert. Ihnen hatten sich auch Alanen und Hunnen angeschlossen. Kaiser Valens verlor in einer blutigen Schlacht gegen sie das Leben. Auch diese Völker mussten auf römischem Gebiete Wohnsitze erhalten. Ein Theil der Gothen, Alanen und Hunnen wurde im südlichen Pannonien, die Westgothen in Mösien, dem heutigen Serbien und Bulgarien, untergebracht. Pannonien war dadurch für Rom verloren und der Verlust von Noricum nur mehr eine Frage der Zeit.

Alles hieng damals davon ab, ob das römische Westreich sich gegen die Stürme der Völkerwanderung werde behaupten können, und es schien in der That unter der Regierung des Kaisers Theodosius von 379 bis 395, als ob es möglich wäre, noch einmal das ganze Reich in seiner riesigen Größe zusammenzufassen und den alten Glanz des Imperiums zu entfalten; allein es war nur auf kurze Dauer, es fehlten die römischen Legionen, welche den Pflug mit dem Schwerte vertauschten, wenn sie in den Krieg zogen. Ein unnatürliches, demoralisierendes Bewirtschaftungssystem hatte sich von Italien aus über das ganze Reich verbreitet, nämlich die Bewirtschaftung durch Colonen. Unter Colonen versteht man (Marquardt, Römische Staatsverwaltung II. 233) leibeigene Bauern, welche ein ihrem Herrn gehöriges Stück Land als Pächter auf eigene Rechnung gegen die Abgabe von Früchten oder Geld bebauten. Sie waren persönlich frei, aber von Geburt an unauflöslich an den Boden gebunden, mit dessen Verkauf sie mit dem übrigen Inventarium an einen neuen Herrn übergiengen. Die Grundeigenthümer (possessores) aber, welche die Grundsteuer zahlten, bildeten den wichtigsten Theil jeder Stadtbevölkerung. Ihnen lag es auch ob, die Kopfsteuer ihrer Colonen einzuheben. Das Rechtsverhältnis der Colonen war durch Kriegsgefangenschaft oder in neuen Provinzen bei Städtegründungen durch Unterordnung eingeborner Landbewohner unter die Stadtbevölkerung entstanden. Auch lässt sich denken, dass sich in manchen Provinzen schon früher eine dienende, unfreie Bevölkerung vorfand. Es ist nun sehr begreiflich, dass diese Colonen, welche den eigentlichen Bauernstand bildeten, aber nicht viel besser als Sclaven waren, einer eindringenden germanischen Bevölkerung, welche freies Eigenthum er-

Digitized by Google

werben konnte, nur schwachen Widerstand entgegensetzen konnte und wollte, umsomehr, wenn diese neuen Besitzer vielleicht günstigere Bedingungen stellten als die römischen Possessores, wenn sie keine Kopfsteuern zu bezahlen brauchten, und vollends wenn die Possessores aus den Städten flüchten mussten oder vertrieben wurden. Dass diese Colonenwirtschaft auch in Noricum bestand, lässt sich aus der von Eugipius verfassten Lebensbeschreibung des heil. Severinus, welche weiter unten zu besprechen sein wird, ganz zweifellos entnehmen: denn nur die Städter finden in dieser Lebensbeschreibung als selbständige römische Staatsbürger Beachtung, von Landbewohnern wird ebensowenig etwas erwähnt, als vom Viehstande oder dem sonstigen **fundus instructus** der ländlichen Wirtschaften.

Im Anfange des 5. Jahrhunderts wurde ganz Noricum von verschiedenen germanischen Völkerschaften überschwemmt, durchzogen, theilweise sogar dauernd besetzt, jedenfalls aber verwüstet und ausgeplündert. Der Westgothenkönig Alarich führte seine raublustigen Scharen von der unteren Donau herauf, belagerte Aquileja und verwüstete Oberitalien. Da warfen die Völker im Norden der Donau, wie der Dichter Claudianus erzählt:

> „Bündnisse ab und nahmen, erregt von Latiums Unglück,
> Noricums Fluren im Trotz und Vindeliciens Wälder."
> (Gothischer Krieg von 364 bis 365.)

Fast gleichzeitig setzten sich die in Pannonien schon seit 60 Jahren wohnenden Vandalen in Verbindung mit Alanen und Quaden oder Sueben in Bewegung und zogen die Donaustraße durch Noricum aufwärts gegen den Rhein. Das südliche Noricum aber wurde von Alarich besetzt, welcher, von Epirus kommend, bei Aemona (Laibach) ein Lager schlug, den Fluss Aquilis übersetzte, das Apeninische Gebirge überstieg und Noricum besetzte. „Diese Berge", sagt Zosimus (V. 29), „bilden die äußerste Grenze Pannoniens und bieten für jene, welche nach Noricum eindringen wollen, einen engen Durchgang, welchen zu vertheidigen Wenige genügen, selbst gegen eine große Übermacht". Ankershofen meint, dass in den apeninischen Engpässen der Übergang über den Dranberg zwischen Krain und dem Cillierberg nicht zu verkennen sei, allein bei der Verschwommenheit geographischer Angaben der alten Schriftsteller könnte unter dem apeninischen Engpasse, welchen Alarich forcierte, ebensogut und vielleicht mit noch größerem Rechte der Loiblpass verstanden werden. Ungefähr aus derselben Zeit wird uns

Digitized by Google

noch ein Zug barbarischer Völkerschaften berichtet, der unter Anführung eines gewissen Radagais in drei gewaltigen Haufen von Männern, Weibern und Kindern, Städte verwüstend, nach Italien eindrang und fast bis Rom gelangte, aber bei Faesulae im Toskanischen von dem römischen Feldherrn Stilicho gänzlich aufgerieben wurde. Ob diese Barbarenhaufen durch Noricum nach Italien gelangt waren, ist nicht zu erweisen. So viel steht aber außer Zweifel, dass Noricum durch alle diese Raubzüge im Beginne des 5. Jahrhunderts stark mitgenommen wurde. Insbesondere musste die Besetzung des südlichen Noricums durch die Westgothen, wozu namentlich Unterkärnten mit der Hauptstadt Virunum gehörte, von nachhaltigen Folgen gewesen sein. Befestigte Orte und Castelle konnten diese Unholde ebensowenig, wie später die türkischen „Renner und Brenner", einnehmen und ließen sie seitwärts liegen, aber offene Städte, wie Virunum, verschwanden vom Erdboden. Der Grieche Prokop, welcher 100 Jahre später als Alarich lebte, erzählt (Vandalenkrieg I. 2): „Die Städte, welche sie eroberten, zerstörten sie so gründlich, dass zu meiner Zeit keine Spur mehr von ihnen vorhanden war, vor allem am jonischen Meerbusen — nur hie und da blieb, wie durch Zufall, ein Thurm oder ein Thor stehen; wer ihnen begegnete, wurde getödtet; sie schonten weder jung noch alt, weder Weiber noch Kinder. Und daher ist noch jetzt Italien so schwach bevölkert." Als daher Alarich wieder aus Noricum abgezogen war und vom Kaiser Honorius als Preis friedlichen Verhaltens diese Provinz für seine Gothen verlangte, konnte er mit Recht sagen, dass dieselbe für Rom ohnehin wertlos wäre, weil sie ausgeplündert und fortwährend von Feinden durchzogen wäre. Die Stadt Virunum wird von jener Zeit an nicht mehr genannt, auch haben sich in ihren Trümmern am Zollfelde Münzen aus späterer Zeit nicht gefunden. Es ist also anzunehmen, dass sie von Alarich zerstört worden ist. In ganz Unterkärnten wurde nur eine ganz kleine römische Goldmünze aus späterer Zeit, nämlich vom Kaiser Honorius, bei Sonnegg gefunden, wahrscheinlich aus den Abfindungssummen, die Honorius an Alarich zahlen musste, und die in Gold gezahlt wurden.

Nachdem Alarich gestorben und die Westgothen aus Italien in das südliche Gallien abgezogen waren, kam nicht nur Noricum, sondern auch ganz Pannonien und Dalmatien wieder unter die Herrschaft Westroms. Honorius bestellte zum Anführer der dalmatinischen Truppen, sowie zum Befehlshaber in Noricum, Pannonien und Rhätien den Generidus, einen ausgezeichneten Mann, welcher durch militärische

Digitized by Google

Zucht und Ordnung, sowie durch das Ansehen seiner Persönlichkeit den Völkern, die er zu schützen berufen war, Sicherheit gewährte. (Zosimus V. 26.) Nachdem er aber nur kurze Zeit diesem seinem Amte vorstehen konnte und neue Drangsale über die genannten Provinzen hereinbrachen, so ist nicht anzunehmen, dass er im Stande war, die Schäden der vorerwähnten Verheerungen wieder gut zu machen.

Im Jahre 423 starb Kaiser Honorius kinderlos. Ein hochgestellter Hofbeamter (Primicerius) Johannes warf sich zum Kaiser auf, schloss sich in Ravenna ein und entsandte seinen Vertrauten, den nachmals berühmt gewordenen römischen Feldherrn Aetius, zu den zwischen der Donau und Theiss wohnenden Hunnen, um deren Beistand zu vermitteln. Aber noch ehe Aetius mit dem hunnischen Heere anlangte, war Johannes durch die Oströmer in jämmerlicher Weise getödtet worden. Die verwitwete Schwester des Honorius Placidia, welche in Constantinopel lebte, war mit ihrem 7jährigen Sohne Valentian nach Rom zurückgekehrt. Dieser wurde als weströmischer Kaiser Valentinian III. von Theodosius II. anerkannt und mit Eudoxia, des Theodosius Tochter, verlobt. Damals soll Westillyrien, wozu auch Noricum gehörte, an das oströmische Reich förmlich abgetreten worden sein. Aetius verglich sich mit der Kaiserin Mutter Placidia; man bedurfte eben seiner, sowie der hunnischen Hilfstruppen. Er besiegte hierauf mit Hilfe der letzteren die Westgothen in Gallien, die Franken, die Burgunder, die Juthungen und die aufständischen Bewohner Noricums, wahrscheinlich eingedrungene germanische Völkerschaften; musste aber schliesslich doch wieder zu den Hunnen flüchten, da er in Rom in Ungnade gefallen war. Nochmals nach Rom zurückgerufen, ward er von Placidia wieder an die Spitze des Heeres gestellt und mit dem Patriciat, dem ersten Range im Reiche, beehrt. Damals, im Jahre 433, wurde ein Theil Pannoniens am Save-Flusse förmlich an die Hunnen abgetreten.

Noch in demselben Jahre 433 starb der Hunnen-König Rua, der Oheim Attilas, welcher letztere nun mit seinem Bruder Bleda zur Herrschaft gelangte. Nach Bledas Ermordung 445 war Attila Alleinherrscher der Hunnen. Die Provinz Noricum gehörte damals wieder zu dem weströmischen Reiche, wie dies aus einer Gesandtschaft zu entnehmen ist, welche Aetius im Jahre 448 an Attila sandte. Dieselbe bestand nämlich aus dem Statthalter Noricums, Namens

Digitized by Google

Primutus, dem Comes Romulus aus Pettau und dem General Romanus.

Attilas Reich hatte keine bestimmten Grenzen, denn wenn auch die Donau herkömmlich als Grenze galt, so konnten die Römer doch Übergriffe von Seite der Hunnen keinesfalls hindern, und jenseits der Donau scheint sich seine Macht über alle germanischen Völkerschaften bis an den Rhein erstreckt zu haben. Nach dem Niebelungenliede (v. 1258) hatte Attila „Etzel“ in Niederösterreich zu Pöchlarn einen Vogt Rüdiger, welcher die burgundische Prinzessin Chrimhilde, seines Herrn Braut, als sie zu Schiff herabgefahren kam, gastlich empfieng. Es ist daher nicht wahrscheinlich, dass das gewaltige Heer, welches Attila im Sommer 451 zur Schlacht auf den Catalaunischen Feldern führte, einen anderen Weg als längs den Ufern der Donau nahm. Kärnten ist von diesem Zuge schwerlich berührt worden, wie Ankershofen (I. Seite 279) auf Grund einer ganz willkürlich vorausgesetzten Zweitheilung des Hunnenheeres annimmt. Ebenso willkürlich ist die Annahme, dass Abtheilungen des Hunnenheeres, mit welchen Attila im folgenden Jahre 452 Aquileja belagerte, über die Alpenstraßen des Predil- und Pleckenpasses in das Gailthal Kärntens gedrungen seien, um sich Lebensmittel zu holen.

Attila starb in seiner Heimat, wohin er aus Italien zurückgekehrt war, an einem Blutsturz im Jahre 453. Sein Tod war für die germanischen Völkerschaften im Norden und Osten Noricums das Signal, sich vom Joche der Hunnenherrschaft frei zu machen. Noch im selben Jahre kam es zu einer blutigen Schlacht am Flusse Netad in Pannonien, in welcher Gepiden und andere ihnen verbündete Stämme gegen die Hunnen und jene, welche zu diesen hielten, kämpften. Der Ort dieser Schlacht und die Namen der Stämme, welche für und gegen die Hunnen stritten, sind nicht zu ermitteln. Noricum war aber von da an im Norden, Westen und Osten von unabhängigen germanischen Völkerschaften umringt, deren Namen folgende sind: Im Westen die Alamannen und Sueben, auch Thüringer, von denen erstere schon Theile von Noricum besetzt hatten; im Norden am linken Donauufer die Rugen und weiter östlich die mächtigen Heruler und die minder zahlreichen Skiren und Tukilinger; auch war dort am Graufluss (Dahn Völkerw. II. Seite 324) der Hauptsitz der Nordsueben, auch „Suaben“ genannt; dann in Pannonien am rechten Donauufer die mächtigen und tapferen Ostgothen. Südlich von den Gothen an der Save und an die

Digitized by Google

römische Provinz Dalmatien grenzend, wohnten abermals Suaben. (Prokop, Gothenkrieg I, 15 und 16.[1]) Die Hauptnachrichten über diesen Krieg sowohl als über die unabhängigen germanischen Völkerschaften, welche aus demselben hervorgegangen sind, finden sich in der Gothengeschichte des Jordanes, welcher um die Mitte des 6. Jahrhunderts nach Christus schrieb. Seine Nachrichten sind aber äußerst lückenhaft und unbestimmt, und die neueren Forscher, welche sich mit der Auslegung und Erklärung der Geschichtsquellen jener Zeit befasst haben, sind häufig unter sich im Widerspruche und befehden sich in ihren Schriften nicht selten auf das heftigste. Um nur ein Beispiel zu geben, sagt R. Pallmann in seiner Geschichte der Völkerwanderung (Weimar 1864, II. 50), dass das große Reich der Herulen, von welchem Prokop (Goth., II., 14) berichtet, dass es sich jenseits der Donau ausbreitete, in Nordpannonien am rechten Donauufer lag; während Dr. L. Schmidt (Gesch. d. Longob. Leipzig 1885 Seite 52) der gegentheiligen Meinung ist, nämlich dass es am linken Ufer lag, und nun fügt letzterer hinzu: „Pallmann scheine den Ausdruck „jenseits“ von seinem Standpunkte, d. h. von Greifswalde aus, verstanden zu haben, während doch Prokop nicht in Pommern, sondern in Byzanz geschrieben hat.“ Ähnliche Controversen verwirren schwierige Stellen noch mehr. Eine wichtige Frage für unsere Geschichte ist die Erörterung des von Jordanes (Goth. Gesch. LIII, 273) erzählten Beutezuges des Suebenkönigs Hunemund nach Dalmatien, welcher blutige Kriege zwischen den Gothen und anderen Völkerschaften an den Grenzen Noricums zur Folge hatte. Es frägt sich, von wo aus dieser Hunimund ausgegangen und welchen Weg er hin und zurück eingeschlagen habe, sowie auch um den Weg, welchen der Gothenkönig Theodemir genommen, um an den Sueben in ihrer Heimat Rache zu üben. Viel ist darüber geschrieben worden, ja eine umfangreiche Abhandlung im Archive für österr. Geschichtsforschung von Bachmann (Band 61, Seite 209) hat diese Frage zum Gegenstande, ohne gleichwohl zu einer endgiltigen Lösung zu gelangen. Doch es scheint, als ob Tiburnia in

[1]) Zeuß. („Die Deutschen und die Nachbarstämme München, 1837, pag. 589–591) hält die in jener Gegend heute noch mitten zwischen Slaven wohnenden deutschen Gottscheer für Abkömmlinge einer Colonie Vandalen. Nachdem aber die Gottscheer eine oberdeutsche, suebische Mundart (Dahn, Völkerw., I. 260) sprechen, während die Vandalen zur gothischen Völkerfamilie gehörten, so dürften die Gottscheer vielmehr Abkömmlinge jener alten Suaben sein.

Digitized by Google

Oberkärnten damals sowohl durch die Alamannen als auch durch Theodemirs Kriegsvölker heimgesucht worden wäre, wie wir weiter unten bei der Lebensgeschichte des heil. Severin gelegentlich erwähnen werden. Der traurige Zustand Noricums in jener Zeit eignete sich wohl zum Schauplatz solcher Unternehmungen. Das Land war eine Wüstenei von Bergen, Wäldern und Sümpfen, in welcher wilde Thiere hausten und die benachbarten germanischen Barbaren in größeren und kleineren Haufen umherschweiften, theils um auf Raub auszugehen, theils um nach Italien zu gelangen und Söldnerdienste im römischen Heere zu suchen. Die früheren Bewohner, römische Provinzialen, waren in den Stürmen der Völkerwanderung ermordet oder fortgeschleppt worden, oder sie hatten sich, alles Schutzes bar, geflüchtet oder im Dunkel der Wälder und in den Schluchten der Berge versteckt.

(Schluss folgt.)

Drei Darstellungen des jüngsten Gerichtes auf kärntn. Wandmalereien des 15. Jahrhundertes.

Von Professor Dr. F. G. Hann.

Kärnten ist an Weltgerichtsbildern reich. Zwei der interessantesten Wandmalereien dieser Art befinden sich im Karner zu Gmünd und in der Michaelskapelle des Karners zu Berg bei Greifenburg.[1]) Beide Malereien vertreten den alten gothischen Typus der streifenförmigen Anordnung im Gegensatz zu der neuen flandrischen Weise, welche zuerst

[1]) Weltgerichtsbilder in Kärnten sind aufgezählt „Neue Carinthia" p. 42. Dazu kommen aber noch die von Herrn Grösser ebendaselbst p. 123 beschriebenen Darstellungen zu Dobersberg, Guttaring und Waitschach. Die Darstellungen im Karner zu Gmünd wurden noch nie beschrieben. Die Kunsttopographie p. 72 sagt nur, dass sich im Beinhaus zu Gmünd Fresken aus der besten Zeit des Mittelalters finden. Auf die Wandmalereien im Karner zu Berg hat in durchaus richtiger Weise der erfahrene Berichterstatter in der Kunsttopographie p. 14 aufmerksam gemacht; auch die Inschrift ist dort richtig angegeben. Aber eine Beschreibung des jüngsten Gerichtes wird daselbst nicht gegeben, sondern es heißt nur, dass man das himmlische Jerusalem, Christus als Weltrichter, die Auferstehung der Verdammten und die Hölle gewahre. Beschreibungen von Weltgerichtsbildern im 15. Jahrhunderte sind aber kunstgeschichtlich namentlich für die Ikonographie dieses Bilderzweiges von Belang (s. Jessen, Darstellung des Weltgerichtes, 1883, p. 39).

Digitized by Google

Rogier van der Weyden 1443 auf seinem berühmten jüngsten Gerichte im Hospitale zu Beaune zur Anwendung brachte.[1])

Das Beinhaus des Karners zu Gmünd war durchaus mit Wandmalereien aus dem 15. Jahrhunderte geziert, welche leider vielfach schon zerstört sind. Da dieser Raum dem Todtencultus dient, so ist sehr sinnig die Auferstehung der Todten, die abschließende göttliche Gerechtigkeit am Ende der Tage in Verbindung mit der Heilslehre der Kreuzigung an den Wänden des Beinhauses, welches das Untergeschoss des Karners bildet, vorgeführt. Die Decke des gewölbten Raumes führt uns in anmuthiger Weise die Aufnahme erstandener Gerechter in die himmlische Freude vor. Wir gewahren nämlich drei geflügelte nimbierte Gestalten, von denen die eine ein Kind liebkost, daneben zeigt sich eine geflügelte Frau, vorne an ihrer Brust sieht man den Kopf und Oberkörper eines nackten Wesens. Acht gleichfalls unbekleidete Personen (zum ewigen Leben Erstandene) haben flehend die Hände zu den genannten Himmelsbewohnern erhoben, eine weibliche Figur neben ihnen, gleichfalls geflügelt, birgt ein Kind in ihren Armen. Dieses Bild wird durch eine Bordure mit Mauerfries eingerahmt. Darunter an der Vorderseite (gegenüber dem Eingange) gewahren wir den Weltrichter in der Mandorla ganz in der altehrwürdigen überlieferten Weise. Der Herr sitzt auf dem Regenbogen und zeigt die Wundmale. Zwei posaunenblasende Engel oben zu beiden Seiten halten die Mandorla. Außerhalb dieser elliptischen Umhüllung rechts gewahren wir eine adorierende Frauengestalt, daneben gerüstet im Krebsharnische mit aufgehobenen Händen den Donator. Harnisch und Waffenrock, den der Ritter über dem Panzer trägt, deuten auf das 15. Jahrhundert. Auch links vom Weltrichter, wo die Darstellung fast zerstört ist, zeigt sich noch eine knieende Gestalt, die von einer Person dem Herrn empfohlen zu werden scheint. Den Platz, welchen auf jüngsten Gerichtsbildern gewöhnlich Maria und Johannes einnehmen, vertreten also hier offenbar die die Gnade des Richters erflehenden Stifter dieser Malereien. Der jüngste Tag ist in altdeutscher Weise als Gerichtstag aufgefasst. Dies zeigen die Apostel und Heiligen, welche gleich Schöffen auf Bänken als Beisitzer am Welttage fungieren. (Oberer Streifen rechts vom Richter, die Orientierung vom Eingange genommen.) Man gewahrt Petrus mit den Himmelschlüsseln, Bartholomäus mit dem Messer, die Hand betheuernd auf die Brust gelegt,

[1]) Jessen a. a. O., p. 35 ff.; siehe auch meinen Aufsatz über das Milstäter jüngste Gericht, „Neue Carinthia", p. 77.

Digitized by Google

beide ehrwürdige bärtige Männer, Petrus mit weißem Barte; von den drei folgenden ist Andreas durch das Kreuz kenntlich gemacht, sein Nebenmann zur Linken ist eine jugendliche Gestalt mit einem Buche, während der zur Rechten die eine Hand in die Höhe hebt; auf seinem Oberschenkel liegt etwas wie ein Stein, bei dem letzten Apostel rechts vom Weltrichter ist gar kein Emblem sichtbar. Diese Gestalten sind im Ganzen gut erhalten. Gegenüber dem Weltrichter an der Wand über dem Eingange ist Maria als Schirmerin der Bedrängten dargestellt.[1]) Sie birgt viele Sünder schützend unter ihrem Mantel. Der strenge Richter und die fürbittende Gottesmutter sind bei dieser Gerichtsdarstellung einander gegenüber gestellt, während sonst die Gottesmutter neben dem Weltrichter als Fürbitterin auftritt, suchen hier die Bedrängten unter ihrem Mantel Schutz am Tage des Zornes. Leider ist dieses Bild fast ganz verblasst Gegenüber den Aposteln, links vom Weltrichter ist die Darstellung am oberen Streifen gleichfalls sehr verblichen. Man gewahrt aber noch sieben Gestalten, die dem Throne Gottes zuschreiten, einer mit einem langen Schwerte scheint verhüllt Gaben in der Hand zu tragen.

Die unteren Wandtheile rechts und links vom Eingange waren gleichfalls mit Darstellungen bemalt, von denen aber nur ganz spärliche Reste in Contouren sichtbar sind. Rechts vom Eingange waren jedenfalls die Verdammten vorgeführt. Man sieht noch eine Teufelsfratze, welche Verdammte am Seile zieht, bekanntlich namentlich im späteren Mittelalter ein nach dem Muster der Volksspiele beliebtes Motiv.

An der linken Wand gewahrt man deutlich noch drei Kreuze und eine gekrönte Gestalt (vielleicht die Ecclesia); offenbar war hier die Kreuzigung vorgeführt. Die Malereien rechts davon sind leider gänzlich vernichtet, links von der Kreuzigung sieht man noch die Contouren einer wegen der Zerstörung der benachbarten Bilder schwer zu deutenden Gruppe. Man gewahrt nämlich drei nackte Gestalten, von einer links sind nur die Füße und der Mittelleib sichtbar, eine zweite mit Hörnern fasst eine dritte langgestreckte und zieht sie von oben an sich. Wahrscheinlich waren hier Scenen aus der Auferstehung der Todten vorgeführt; dafür spricht auch der Umstand, dass die erhaltenen Figuren

[1]) Die ganze Darstellung ist, dem Umfange des Karners entsprechend, im Umkreise vorgeführt. Maria als Schirmerin der Bedrängten findet sich in Kärnten öfter, so auf dem Flügelaltar aus Tiffen in den Sammlungen des Geschichtsvereines (gemalt auf der Rückseite), so in den Wandmalereien von Gerlamoos.

Digitized by Google

gänzlich unbekleidet sind. Die Malereien stammen wohl aus dem 15. Jahrhunderte, dafür scheinen auch leicht eingekritzelte Schriftzeichen oberhalb der erwähnten Teufelsfratze zu sprechen, und auch urkundlich wird der Karner erst im 15. Jahrhunderte erwähnt.

* * *

Die zweite ungleich reichere und auch besser erhaltene Darstellung des Weltgerichtes befindet sich im Rundbaue der Michaelskapelle des Karners zu Berg. Die Inschrift neben der Apsis links in gothischen Minuskeln sagt uns: „**Hoc opus fecit Johannes Kupiteller et uxor sua Elizebet inch(oatum) sub anno 1428 et completum est proxima feria secunda post ascensionem domini**“. Demnach stammen diese Malereien aus dem Jahre 1428. Dieselben wurden aber im 16. Jahrhunderte renoviert und bei dieser Gelegenheit die Gestalt des Weltrichters modern umgestaltet. Die sehr verblasste Inschrift rechts im Zwickel vor der Apsis enthält wieder den Namen des Malers und darunter deutlich die Zahl 1428, darunter aber noch eine zweite Zahl, die nicht mehr sicher zu lesen ist, da der Schaft verblasst ist (kann 1569 oder 1596 heißen). Diese zweite Ziffer bezieht sich auf die Restaurierung.[1])

An der Osttravee des in sechs Gewölbekappen getheilten Raumes gewahrt man die Verkündigung. Dieselbe vollzieht sich in einer gothischen Halle. In der Mitte befindet sich ein Pult mit Büchern, rechts kniet Maria mit ausdrucksvollem Antlitze und faltet die Hände. Links gewahrt man den Engel mit dem Spruchbande, das die Worte enthält: **ave gratia plena, dominus tecum.** Gott Vater thront in einem reichen gothischen Thurme ober der Halle auf einem Baldachine. Wie schon in der Kunsttopographie erwähnt, geht aus seinem Munde ein Strahl aus, in welchem der Embryo gerade zum Haupte Mariens, wo der Strahl endet, herabschwebt. Am Ausgange des himmlischen Strahles sieht man den heil. Geist als Taube.[2]) Auf diese Weise wird die unbefleckte Empfängnis des Kindes, das dem Vater gleich ist und vom

[1]) All dies ist bereits richtig erkannt und bestimmt in dem verdienstvollen Aufsatze über Berg in der Kunsttopographie, p. 13—14.

[2]) Am Flügelaltare in Grades gewahrt man im Relief der Verkündigung eine ähnliche Darstellung. Oben in den Lüften sehen wir nämlich Gott Vater von Engeln getragen; Strahlen gehen von ihm aus zu Mariens Haupte. Auch die Taube fehlt nicht. In den Strahlen aber erblicken wir ein kreuztragendes Kind. Am Flügelaltare in Obergottesfeld, wo auf dem Flügel links ebenfalls die Verkündigung vor-

Digitized by Google

heil. Geiste empfangen wurde, ausgedrückt. Wird uns in diesem Gewölbetheile der Anfang des Heiles vorgeführt, so sehen wir gegenüber den Weltrichter. Der Herr steht stürmisch bewegt, Gestalt und Geberde des Heilandes gehören der späteren Restaurierung an, der Regenbogen aber und die Weltkugel, auf welcher der Heiland steht, gehören der alten Überlieferung an. Links davon gewahren wir einen Engel mit dem Kreuze, dann einen schönen Knaben mit der Posaune, rechts ist ein Engel mit Lanze und Geißel, daneben wieder ein Posaunist. Zu beiden Seiten des Richters in den Gewölbefeldern rechts und links sind die Apostel als Beisitzer des Gerichtes gemalt. Sie sitzen in Chorstühlen, einige davon, nämlich Mathias, Simon, die beiden Jacobus, Johannes und Matthäus sind durch theilweise noch lesbare Inschriften kenntlich und bestimmbar. Am interessantesten, freilich leider auch vielfach zerstört, sind die Darstellungen rechts und links an der unteren Wandzone. In sinn- und motivreicher Weise und zum Theile sehr drastisch wird hier die Auferstehung der Todten und das Eingehen der einen in das himmlische Paradies, der anderen aber in die ewige Verdammnis vorgeführt. Dabei ist die ganze Composition einheitlich gedacht. Links vom Richter ist die Auferstehung der Verdammten geschildert. Wir gewahren auf dieser Wandfläche von links nach rechts erst eine kniende flehende Gestalt. Die Bösen sind sich ihrer Schuld bewusst. Einer zerkratzt sich verzweifelnd das Gesicht, ein erstandenes, nacktes, wollüstiges Weib wird von einem Teufel in Affengestalt gepackt. Daneben gewahrt man nackte Menschen, die soeben dem Grabe entstiegen sind, eine davon ringt verzagend die Hände. Daneben hat sich soeben ein Grabstein gehoben und eine nackte Gestalt in ausdrucksvoller Geberde fährt sich verzweifelnd mit den Händen in die Haare. Der Engel mit dem Gerichtsschwerte aber ist ein Repräsentant des göttlichen Zornes.

---

geführt wird, sehen wir gleichfalls in den Wolken Gott Vater, dem drei Strahlen aus dem Munde gehen. Im mittleren zeigt sich ein Kreuz und daneben eine nackte Knabengestalt, einer Puppe gleich, die den Rücken kehrt und unten ein embryonales Gesicht zeigt. In dem Verkündigungsbilde am gemalten Sacramentshäuschen in Thörl ist das Christkind in einem Ei mit dem Kreuze dargestellt. Solche öfters vorkommende Symbole sind realistischer, als die sinnige Darstellung in der Traunitzkapelle zu Landshut in Bayern, wo die Taube einen Strahl ins Ohr Mariens sendet, anderseits weniger materialistisch als dort, wo der Embryo die Richtung in den Schoß Mariens nimmt. Auch kommt es vor, dass Gott Vater der Jungfrau den Logos ins Ohr spricht. Sagt doch schon Walther von der Vogelweide: „Dur ir ore empfieng si den süezen."

Digitized by Google

Weiter rechts gewahren wir den Teufel, der eine große Gesellschaft nackter Personen höhnend am Seile zerrt. Wir sehen darunter einen Mönch in der Kapuze und einen Bischof.[1]) Daneben rauchen die Höllenflammen. Die Anordnung ist sehr sinnreich so gegeben, dass sich die Verdammten vom göttlichen Richterstuhle entfernen und den Höllenflammen zugekehrt sind, während die Seligen auf der anderen rechten Seite, dem himmlischen Richterstuhle sich nähern und zustreben. Hier herrscht Freude und Wonne. Ein Erstandener hilft dem anderen, der noch vom Todesschlummer umfangen ist, und beugt sich am Boden über ihn, ein anderer Seliger, der schon zum vollen Bewusstsein gekommen ist, läuft in freudiger Eile. Man gewahrt zum Leben erwachte Frauen, die eine reicht der zweiten, die soeben auferstanden ist, die Hand; eine Scene freudigen Wiedererkennens. Daneben rechts erblickt man eine Gesellschaft frommer Menschen, in der alle Stände vertreten sind, auch König und Bischof fehlen nicht. Sie alle werden von einem schönen Engel dem himmlischen Jerusalem zugeführt. Nach einer im Mittelalter beliebten Darstellungsweise (man erinnere sich nur an Stefan Lochners jüngstes Gericht, Mittelstück des Muschel-Metternich'schen Altars in Köln)[2]) gewahren wir ein hohes, prachtvolles, thurmartiges, gothisches Bauwerk mit reichem Portale; durch dieses führt der Weg zum himmlischen Jerusalem, das durch ein Gemäuer mit Zinnenkranz begrenzt ist. Geflügelte Engel harren oben der Seligen. Leider sind diese archäologisch merkwürdigen Bilder schon vielfach ganz zerstört und in einem Zustande, dass an eine Restaurierung der unteren Bilderzonen nicht mehr gedacht werden kann.

* * *

Zum Schlusse sei mir erlaubt zu bemerken, dass Spuren einer großen Darstellung des Weltgerichtes auch in einem dritten Karner in Kärnten erhalten sind, nämlich in Metnitz und zwar im Inneren desselben; die Außenwand zeigt den berühmten Todtentanz. Man gewahrt in diesem Karner ebenfalls die mittelalterliche Streifenanordnung. Oben Christus in der Mandorla, die eine Hand gebietend erhoben, neben ihm Maria

[1]) Eine ähnliche, aber noch drastischere und ungleich besser erhaltene Darstellung findet sich in Krain in Kritna bei Aich an der Südwand der Kirche. Siehe das gute Bild in dem Werke „Die österr.-ung. Monarchie", Krain, p. 459. Über Alters-Herkunft mancher Motive der mittelalterlichen Gerichtsdarstellungen könnte nachgesehen werden mein Aufsatz über das jüngste Gericht in Milstat, „Neue Carinthia", I. und II., 1890.

[2]) Abgebildet Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei, p. 228.

Digitized by Google

kniend, offenbar Fürbitte einlegend. Der untere Theil zeigte das Gericht. Rechts vom Beschauer, links vom Richter strecken viele Menschen flehend ihre Hände empor, offenbar unglückliche Sünder. Auf der anderen Seite war eine reich angeordnete Gruppe von Seligen. Eine ritterliche Gestalt ist noch sichtbar. An der Wand rechts sehen wir den Engel Michael als Seelenwäger; der untere Theil der Figur ist gut erhalten.[1]) Während diese Malereien noch den mittelalterlichen Charakter tragen, zieht im Ornamente schon die Renaissance ein. Trägt doch das gemalte Blatt und Blumenwerk in der Nische an der Ostseite schon die Züge dieser neuen Kunstweise.[2]) Der Grund der Apsis ist mit blauen Sternen besäet.

Alte Lieder aus Kärnten.

Mitgetheilt von A. v. Jaksch.

In dem Archive des Geschichtvereines für Kärnten wird eine zerrissene, in schwarzes Leder gebundene Papierhandschrift in Schmalfolio aufbewahrt. Wie dieselbe dorthin gekommen, ist unbekannt. Doch verräth der Inhalt der Handschrift ihre ehemaligen Besitzer. Dieselbe hatte einst mehr als 756 nummerierte Seiten. Gut ein Drittel der Blätter sind herausgerissen und verloren. In der Handschrift stehen Aufzeichnungen über Löhne und Leistungen der Knappen und Erzpocher, der Kohlfuhrleute und Erzführer, sowie über den Floßenverkauf bei dem Schmelzwerke Urtl aus dem Jahre 1682. Heute noch steht dieser Schmelzofen als Ruine im romantischen Urtlgraben bei Guttaring, und am Verweserhaus sieht man in Sgraffito das Wappen der Stadt St. Veit, welche vom 16. Jahrhunderte an bis zum Jahre 1801 Besitzer der Urtl war (Münichsdorfer: Geschichte des Hüttenberger Erzberges Seite 262 ff.). Also offenbar befand sich unsere Handschrift einmal in der Urtl oder in der Stadt St. Veit, indem Seite 673 ff. diejenigen

[1]) St. Michael als Seelenwäger findet sich in Kärnten, soweit mir bekannt, auf den großartigen Fresken in Thörl und an dem Relief an der Kirchhofmauer in St. Stefan bei Finkenstein. Über den Ursprung dieses Motives siehe „Neue Carinthia", p. 73, Anmerkung.

[2]) Die Verbindung mittelalterlicher Malereien mit Renaissance-Ornamenten kommt in Kärnten ohne Zweifel öfters vor. Ich führe hiefür z. B. den Christoforos außen an der Kirche in Laas an. Die gemalte Umrahmung dieses Bildes zeigt roh aufgefaßte und durchgeführte Candelabermotive der Frührenaissance, verbunden mit agavenartigen Blattgebilden.

Digitized by Google

Parteien verzeichnet sind, welche 1682—1683 Capitalien bei der genannten Stadt auf Zinsen anliegen hatten.

Mit der Zeit kam die Handschrift in Hände von Leuten, für die der alte Inhalt wertlos geworden war. Man riss viele Blätter heraus. Dagegen verwendete man unbeschriebene Seiten oder Seitentheile zu neuen Eintragungen. So verzeichnet eine Hand zum Jahre 1709 (Seite 504) die Mahdroboter aus den Ortschaften Edling, Kappel und Unterbergen am Krapfeld, ferner die Dörer und Mistroboter, wie viel Tage ein jeder gearbeitet, die Getreideausgaben für den Hausbedarf (Seite 519), die Anzahl der für die Dienstboten gemachten Paar Schuhe (Seite 536), darunter auch solche für die Schlossdirn, endlich (Seite 554) die Maurerarbeiten am Hammer Pölla (heute Pölling bei Launsdorf), welche letzteren ein Herr Götz, wie angegeben wird, bezahlt hat. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diese Notizen als von dem Maier eines bei Pölling liegenden Schlosses, vielleicht Mannsberg, herrührend bezeichnen.

Seite 26 finden wir viel spätere Eintragungen von anderer Hand aus den Jahren 1772—1774: Eine Knechtraitung ohne Angabe eines Ortes. Aber so oft in diesen Aufzeichnungen, welche zwischen die Jahre 1709 und 1774 fallen, irgend ein Ort genannt wird, so liegt er stets im Krapfeld, z. B. Seite 682 S. Clementen und S. Martin. Wir können daher mit ziemlicher Gewissheit sagen, dass alle die Eintragungen aus dem 18. Jahrhunderte in der Handschrift zwischen die Jahre 1709 und 1774 fallen und aus dem Krapfeld stammen, darunter auch die Lieder, welche uns hier ausschließlich interessieren. Nebstbei stoßen wir auf Stellen aus der Bibel, auf Gebete, religiöse Ergießungen, dann die Lauretanische Litanei und das Glaubensbekenntnis, sowie endlich auf bloße Schreibübungen und Federproben.

Bereits Karl Weinhold (Weihnachtsspiele und Lieder, Graz 1855) und Mathias Lexer als Anhang zu seinem Kärntischen Wörterbuch (Leipzig 1862, Seite 267) haben derlei Lieder, wie solche unsere Handschrift bietet, veröffentlicht. Von den zehn ganz oder wenigstens nahezu vollständigen Liedern, wie ich sie im Folgenden biete, ist keines meines Wissens noch durch Druck bekannt gemacht worden.

Nur Seite 46 unserer Handschrift steht der Anfang eines Weihnachtsliedes: „Ave Maria jungfräuliche Zier", welches Weinhold Seite 139 aus einem Gespiel der Vorderberger Gegend mitgetheilt hat.

Von den zehn Liedern sind acht geistlichen und zwei (Nr. 3 und 10) weltlichen Inhaltes. Innerhalb der geistlichen Lieder überwiegen die

Digitized by Google

Weihnachts- beziehungsweise Adventlieder, sechs an der Zahl (Nr. 1, 2, 4, 5, 8, 9). Von den zwei andern ist 7 ein Predigtlied und 6 verherrlicht den heil. Michael. Von den sechs Weihnachtsliedern behandeln 2 und 9 die Hirten bei der Geburt Christi, 4 die Verkündigung, 5 Josef und Maria im Stalle nach Christi Geburt in Form eines Zwiegespräches, wie solche ganz ähnliche auch Weinhold (Seite 114) aus Schlesien und Lexer (Seite 326) aus Liesing und Flattach mittheilen. Die Weihnachtslieder 1 und 8 dienen der Verherrlichung Marias. Die Einleitung zu 1 bildet das Lob des Schäferlebens, wie solches sich oft in Weihnachtsspielen findet (vgl. Weinhold Seite 125 und 176). Von den zwei weltlichen Liedern behandelt 3 die Falschheit der Weiber, 9 die Eitelkeit der Welt.

Die Schreiber nun, welche diese Lieder in unsere Handschrift eintrugen, waren keineswegs geübte Federführer. Es sind ungefähr zehn verschiedene Hände zu unterscheiden, alle mehr oder weniger unbeholfen bis auf eine. Es ist diejenige, welche das Lied 4 geschrieben hat. Es ist die Hand jenes Maiers, welche die schonerwähnten landwirtschaftlichen Eintragungen zum Jahre 1709 gemacht hat.

Sonst glaube ich, sind es aber Schriften von Bauern oder Handwerkern aus dem Krapfeld, welche die Lieder, welche sie in der Kirche oder sonstwo hörten, in die Handschrift einschrieben. Einmal am Schlusse des Liedes 6 heißt es: Dieses Lied hat componirt Paull Greffel zu Kappl am Krappfeldt.

Ich lasse nun die zehn Lieder[1]) alphabetisch nach ihren Anfängen geordnet, getreu mit ihrer Orthographie folgen. Da manche Lieder sich öfters in der Handschrift finden, so gebe ich auch die wesentlichen Abweichungen der Texte neben denselben am Rande.

---

[1]) Der Vollständigkeit halber veröffentliche ich auch noch die Liederfragmente, welche sich in unserer Handschrift finden:

Seite 80. Untergeht o edler Gnadenschein,
Maria rein.
Auß dir geth auf die Sonn,
stecheſt vor Gottes Tronn,
als ein Königin
ewig regirſt.

Seite 164. Himmel wo solt ich anklopfen,
wo wirt mir doch aufgetan,
wann Gott solt das Ohr verstopfen
und mich nicht verhören [kan].

Digitized by Google

1. Ein ſchönes Märiäniſches Fraun-Lied oder Schefers-Lied.[1])

1. Ach was kann auf ganzer Erden	
doch Vergnegters gfunden werden	gefunden
alß die edle Schefferey,	als, Schefferei
wo man ſig auf griener Heyden	ſicht
die wohlreichen Schefflein weiden,	wollreichen
wo die Einſamkeit darpey.	darbey
2. Ich han miers ſchon auſerkiſſen,	
auf der weit begraſden Wiſſen	begraſten Wiſen
leb ich lang, ein Hiert zu ſein,	Hirt
wo die Lerchlein lieblich ſingen	
cierckelweis in Lüfften ſich tringen	cirggelweis, ſchwingen
mit ihren Stimmlein zart und rein.	
3. Fort nur fort ihr eitle Freiden,	furt nur furt
auf der Welt gibts nichts alß Leiden	nix
lautder Schmerzen Quell und Pein.	Schmerz, Quell und Pein fehlt.
Nur ein Schefferin will ich lieben,	Scheffrin

An wen ſolt ich mein Noth vortragen,
wen mein Elent ander clagen,
Maria dir allein, als Maria dir allein.

Seite 363. Ach was (ſoll) doch das bedeuten
Jeſulein, liebs Kindelein,
daß du alhier zu Winterszeitten
Liebestrunch haſt genommen ein,
das du da liegſt in einer Krippen nackhent in einem Stall.

Seite 440. Der Römiſch Lehr und Leben
Bleib ich allzeit ergeben.
die Meeß und Ohrenbeicht
iſt mir ganz ſieß u. leicht.

Seite 679. O Menſch gedenk die lezte Ding,
diß halt dich ab von Sinden,
diß macht dir dein Gebiſſen ring,
begerſt dich nicht zu finden.
Gedenk, das du vielleicht noch heint
wirſt ſterben oder morgen,
darum ſei bachpar und bereit,
leb niemalß ohnä Sorgen.
Gleich nach dem Tot dein Seel vor Gott
zum Gericht wird mießen.

[1]) Dieſes Lied ſcheint ſich beſonderer Beliebtheit erfreut zu haben. Es findet ſich auf Seite 41 und Seite 303 vollſtändig, dann Seite 357 theilweiſe und ſonſt öfters noch der Anfang. Der Titel ſteht nur auf Seite 41. Dieſe Abſchrift dient als Grundlage des Textes, die Varianten der zweiten vollſtändigen Abſchrift ſind an der Seite rechts wiedergegeben.

Digitized by Google

die mich niemals wierdt betrieben,	niemls wirt
Dieſe ſoll meine Liebſte ſein.	ſollt mein Eigen ſein
4. Mein Herz tuet nur dich erkennen,	tut
weil man dich tut[1]) Maria nennen,	
dir will ich ergeben mich.	
Dieſe ſoll mein Rettrin bleiben,[2])	
ſo den Höllenwolff kann treiben	
von meinen wohlreichen ſich.	wollreichen Sig!
5. Ach Maria ich tue geben	göben
meinen Stab mein ganzes Leben	Stand
meine Schefflein in dein Schutz,	
tue mich armen Hirt bebahren	
vor den Leibs und Seelgefahren,	
damit ich kan bietten Trutz.	pieten
6. Jener Wolf, der mier nacheilet,	mir
Keinen Augenblick verbeillet,	verweilet
reich mier deine Gnadenhandt,	mir
tue vor mich und die Scheflein ſtehen,	
laſſe uns zu Grundt nicht gehen,	
fiere uns ins Vatternlandt.	fir uns in das Vatter Landt
7. Maria tue doch leitten	
meine Scheflein an die Seitten,	
laß ſye nicht zur linken (ſten).[3])	ſten
Laß von denen Höllenpöcken	
meine Scheflein nit derſchröcken,	Lämlein erſchröcken
laß ſie nicht zur linken ſtehn.	nur zur rechten ſtehn

2. Ein ſchoenes Weihnacht-Lied.[4])

1. Als ich bei der Nacht
die Schefflein hab gebacht,
da hat ſich warhaftig der Himmel aufgemacht.
Ein Engel hat geſung,[5])
in Lichten iſt geſchbung,
das Glori in Excelſe das hat ſo ſchonn klung.
2. Der Hierten Scharr
wirth es ofenpaar,
das Jeſus der Heiland gepohren ſchann war.

---

[1]) Weil — thut fehlt auf Seite 41; dafür irrthümlich einige Worte aus der früheren Strophe.

[2]) Rettrin bleiben fehlt auf Seite 303.

[3]) ſten fehlt auf Seite 41.

[4]) Seite 27. Der Anfang dieſes Liedes auch Seite 50.

[5]) Bezüglich des mundartlichen Abweſens der Flexion im Participium praeteriti der ſtarken Verba vergleiche Weinhold l. c. S. 353.

Digitized by Google

Das himliſch Herr	himliſchherr
kommt auch palt daherr	
und ſungen al Gott in der Hoche ſey Ehr.	

3. Ein ſchönes weltliches Lied von fallſchen Weibßbildern.[1])

1. Diejene, die dich liebet,	
dich nur vexieren tuet,	
ihr Untrey Falſchheit ybet,	Untreu Falſcheit ibet
ihr Flam iſt kule Glut.	kuele
Trau nicht, du wirſt betrogen,	
ihr Schmeichlen iſt gelogen,	
muß Herz auß Herz ſein eingericht,	mues, auf
ſonſt iſt kein ware Liebe nicht,	Liewe
ich ſag dirs unter das Geſicht.	
2. Stopſt nicht o Ries (!) die Oren,	o Roiees!
Flicht Sireneklang,	fliehet
wie Sälomann verloren	verlohren
Wer war ſein Untergang?	
Ein Mann nach Wunſch[2]) des Herrn	
ließ ſich ſo weit beteren.	lies, beit petehren.
Die Weiber ſtürzen in die Noth,	ihn
ſie opfern mer als Gott	
den Ketzer Äſarot.	Äſeroth
3. Muß Samßam unterligen	Sämſam
ein ſtarker Euchenbaum,	Eichenbaum
wie wolſt du dan obſigen,	bolſt du obſigen
der du ein Moßror kaum?	Moiror
Jezt liget er gepunden	ligt, gepunten
von Liebe iberwunden,	
höt ers nit traut der Dälilä,	Dälelä
het ers gebuſt ſo gut vorherr,	gueth
Darſt er nit rufen weh.	
5. Kaum Dävit hat erplicket	Däuet
Rächel ſein Egemall,	
ſein Herz wart gleich verſtricket,	
das Aug bracht in zum Fall.	ihm, Vall
Auch dir kan es ergechen,	Ach dir kan auch
wie andern iſt geſchechen.	
Darum bei Zeiten bane ab,	
das nicht ein falſcheß Liebesgrab	falſches Liebensgrab
dir wirt dein eigneß grab.	wiert eignes

[1]) Seite 673 und Seite 29—30. Im Titel der letzteren Abſchrift fehlen die Worte: von -- Weibßbildern. Zur Grundlage des Textes iſt die Abſchrift auf Seite 673 genommen.

[2]) In den Abſchriften: Wunb. und Wumb.

Digitized by Google

5. Du weist, wie ser verprenet	Du weist wie ser sich hat verbrennet
sich Betrus bei den feier,	sich Betrus, Feier!
sein Meister nicht mer kennet,	mehr
verschbert sich hoch und teier,	
jetzt fangt er an zu weinen,	
wer solte dieß vermeinen?	dies
Eine schlechte Magt	Magt fehlt
mit leichter Tat	leichter
hat dießen Fölß zur Sind gepracht,	diesen Vels, Sint gebracht
secht, was ein Weibßbilt macht.	
6. Gib Urlä dan der Liebe,	Urlaub
wilst nit betrogen sein.	
Kein Stunt nur nicht verschiebe,	Stundt nicht
gedenk wie groß die Pein,[1])	gros
ach halte dich zuricke,	
trau nicht der Weibertricke.	
Wan eine dich schon halst und list	
gib kein Geher, dan dißes ist	
nur ein verstelte List.	

4. Advent [Lied.][2])

1. Freuden ja über Freyd
iezt ist die Gnadenzeit,
wo der Messias kommen wird an,
der schon gehoffet war
mehr alß 4000 Jahr,
kommet zu diser Zeit
der ganzen Welt zur Freud
von Himmelsthron.
2. Der Engel Gabriel
wurd gschikht von Himmel schnell
in eine Statt, die da Nazareth heist,
zu einen Jungfräulein,
Maria keusch und rein,
die grüst er gnadenvoll,
sagt, sye enpfangen soll
Von heiligen Geist.

---

[1]) Das Folgende ist in der zweiten Abschrift unvollständig, da das Papier ausgebrochen ist.

[2]) Seite 672 stehen die drei ersten Strophen des Liedes (als Titel: Advent) Strophe 4—5 sind auf die vorhergehende Seite (Seite 635) geschrieben, in dem die Blätter zwischen diesen beiden Seiten als das Lied hier aufgezeichnet wurde, bereits ausgefallen waren. Der Anfang des Liedes jedoch von anderer ungeübter Hand auch auf Seite 622.

Digitized by Google

3. Maria erschrakhe sehr
ob dieser grossen Ehr,
die ihr von Gabriel erwisen wurd:
„Fürchte dich nit Jungfrau,
du wirst ein Mutter [schau]
und doch dein Jungfrauschaft
bhalten durch Gottes Crafft
nach der Geburth."
4. Alß nun verstandten hat
Maria voller Gnad
den von Gott selbsten gemachten Accord,
ergab sye ihren Sinn:
„siehe ein Dirn ich bin,
mit mir geschech
wie du . .[1])
nach deinen Worth.
5. Nun so rueft All zugleich:
Alt und Jung, Arm und Reich
ehret die Jungfrau, die Ehrens wohl werth,
dann sye uns durch ihr Worth
aufgmacht die Himmelsport
und Alles hat erfreut
zu dieser Gnadenzeit
Himmel und Erd.

(Schluss folgt.)

Mäher- und Jäterinnen-Grüße

aus dem obern Gurkthale.

Wer den Pulsschlag unseres Volkslebens genauer zu fühlen Gelegenheit und auch Lust hatte, dem wird es gewiss nicht entgangen sein, wie sich in den mannigfachen Liedern und Sprüchen ebenso leichter Scherz, kecker Humor und schlagender, oft auch derber Witz, wie hinwider ernste Wahrheit, je nach der Stimmung und den Zuständen des Gemüthes, aus denen sie hervorgegangen, begegnen. Sie sind ja eben Kinder des Augenblicks. Wie Tanzboden und Schenktisch ganz vorzugsweise die Plätze sind, auf denen die urwüchsigen „Trutz- und Plepperliadlan" erwachsen, so geben nicht minder die gegenseitigen Berührungen bei den Arbeiten in Feld und Flur Gelegenheit zu oft neckenden Herausforderungen und geist- und zungengewandtem Redespiel.

[1]) Das Papier stockfleckig.

Dahin gehören auch etliche im verflossenen Sommer auf meinen Wanderungen im obern Gurkthale von mir gesammelte und aufgezeichnete Sprüchlein. „Mäder- und Jäterinnen-Grüeß" nennt sie das Volk, und sie gehören, gleich den mittelalterlichen „Klopf an, Grüßen, Segen und Jagdschreien" ihrem Inhalte wie ihrer Form nach zur Spruchdichtung. Solche Sprüchlein werden wohl immer seltener, und da meines Wissens deren bisher noch keine veröffentlicht wurden, theile ich sie im Folgenden mit.

A. **Mäder-Grüeß.**

1. Grüeß enk, meine Mäder-Gselln,
   Tuets mir's Grasl zue der Sensn welln![1])
   Wänn dös mir dAs künnts sägn,
   Wäs die Jungfern für an Kränz tuen trägn,
   Wer i enk für schärfe[2]) Mäder häbn.[3])
   Antwort: Rosmarin[4]) und MajrAn,
   Steat der Jungfrau gär guet An.
2. Grüeß enk mit anänder dös Mäder,
   Wäs gebt's denn dehter für an Häber,
   Wänn die Graslan lei wälgent in der Gal?[5])
   Hät lei wohl koaner z'an äbäntwurtn derwal?[6])
   Antwort: Waßt's epper lei du nit, — du allan,
   Wer guet täugelt — känn a guet man.
3. Grüeß enk Gott, dös Mäda
   Von der scheanen Wiesn!
   Häbts enk weiter älle mit anäi d
   Extra nit beflissn.
   Häbts die segen[7]) Rudel verdeant,
   Dö siebn Jär hintern Herd steant.
   Antwort: Wänn mir sister nix verdeanen,
   Läßn mir die Rudel hintern Herd a stean.

So derb der folgende Gruß klingt, so artig erscheint die Abfertigung:

4. Grüeß enk Gott, Mäder!
   Dös Schinder, dös Schäber![8])
   Schmelchenbucker,[9])
   Menscherdrucker,
   Schmelchenklieber,
   Jungfernverführer!

[1]) Walen machen. [2]) tüchtig. [3]) halten. [4]) Rosmarin, in vielen Theilen Kärntens von Burschen und Mädchen neben der beliebten Nelke als Sonntagsschmuck getragen, gilt nicht als Zeichen der Trauer, daher das Lied sagt: „Hän a Kranzl gebundn von grüen Rosmarin, däfs die Leut nit solln wissn, wie trauri i bin." [5]) Reihenweise gemäht werden. [6]) Zeit. [7]) selben. [8]) Langsame Arbeiter. [9]) Schmelchen = alle blühenden Gräser überhaupt, Schmelchenbucker = Gräserabbieger, also Mäher.

Digitized by Google

Seids Buebn von Jugend auf,
Gebts mir an Antwurt drauf:
Was geat an ſcharfen Mäder ab?
I wärt, bis aner Abgantwurt hat.
Wann kaner nit Abantwurtn kann,
Sig[1]) i a gar koan für an nutzn Mäder an.

Antwort: Was geat bei der Mäd
Epper an ſcharfn Mäder ab?
Gräs und a Kleeblätt, —
Mi gfreut's, daſs mi ſo a ſcheane gfragg[2]) hat.

B. Jäterin-Grüeß.

1. Grüeß Gott, Jäterin afn Jan![3])
Was hat dei Loter für an Nam?

Antwort: a) Der ſege Pfarrer kann no nit lafn,
Der mein Loter ſein Namen amal werd tafn.
b) Mei Loter haßt Franz.
Was häſt denn gfragn, du Schwanz?

2. Grüeß enk, Jäterin, af der Mittn!
Wer hat denn 's Kloa[4]) Widderle gſchnittn?

Antwort: I han gſchnittn und du häſt ghabt,[5])
Zan Schneiden biſt e[6]) z'verzagt.

3. Grüeß enk, Jäterin,
Sagts, was klaupes?[7])

Antwort: Fitſch[8]) und Thoan,[9])
Wann du willſt, gib i dir a oan.

4. Jäterin, ſagt es an,
Wann werd denn der Holzſchlägl kälbern thuen?

Antwort: a) Wann der Charfreitag afn Oſterſunntag kimmt.
b) Wann für'n Fräger die Zeit aus is.

5. Jäterin, grüeß Gott! Sagt es an,
Was werd's denn mit'n Häärächer[10]) than,
Wann er werd ausgjätn?[11])

Antwort: Auf alle vier Ecken zſammbuckn[12])
Und dem Fräger afs Maul druckn.

6. Grüeß enk, Jäterin,
Was klaubt's denn dös?

Antwort: a) Fitſch und Molln,[13])
Was frägſt denn, du Knolln.[14]),

---

[1]) Sehe ich. [2]) Häufig wird das t in gefragt hat abgeworfen und der Anähnlichung wegen ein verſtärktes g gehört. [3]) Jan, faſt ſo tief wie Jon klingend, bezeichnet den Rand des Beetes, welches gejätet werden ſoll; gewöhnlich kommt dieſer Theil der Marin zu. [4]) klein. [5]) gehalten. [6]) ohnehin. [7]) klaubt ihr [8]) Ervum hirsutum, ein gewöhnliches Unkraut. [9]) Fumaria officinalis, gemeiner Erdrauch. [10]) Flachsfeld. [11]) Ausgejätet. Im Dialect biegt es noch wie im Althochdeutſchen ſtark. [12]) Zuſammenbiegen. [13]) Melde, Chenopodium polyspermum. [14]) Klotz.

Digitized by Google

b) Fitſch und Windl,[1])
Was häſt denn zfrägn, du Bünkl.[2])

7. Jäterin, hörts, aner enk frägn thuet:
Was is denn für's Ohrenſchwärn guet?
Antwort: Taſſenbloch[3]) und Muckenbluet
Is für's Ohrnſchwärn guet

8. Jäterin, i frag enk für und für:
Wie viel Knöpf hät der Heubock[4]) bei der Hoſenthür?
Antwort: Hundert und an,
Und der dä frägt, hät kan.

9. Jäterin afn Ran:
Was klaubts denn allan?
Antwort: Fitſch, Rietach[5]) und Molkn,[6])
Derfts nit frägn ſo a Trolkn.[7])

10. Jäterinnen! i frag enk mit anänder,
Die ſcheanſte bſunder;
Wann ſi koane meldt, is koane drunter.
Antwort (raſch): I amäl nit, mei Gſpänin[8]) a nit,
Und der dä frägt, war's gern, is äber a nit.

R. D.

Kleine Mittheilungen.

Beiträge zur Kunſttopographie Kärntens. 1. Die Kirche zu Zwickenberg. Dieſelbe iſt in der Kunſttopogr. p. 430 ff. von fachmänniſcher Seite wiſſenſchaftlich beſchrieben. Hier folgen nur einige Ergänzungen. Der merkwürdige Flügelaltar hat, wie ſchon der Berichterſtatter in der Kunſttopographie erwähnt, an der Außenſeite der Flügel vorzügliche Gemälde, nämlich Chriſtoforos und Sebaſtian. Dieſelben rühren von einem bedeutenden Maler her, welcher, wie die Ausführung des nackten Körpers des heil. Sebaſtian zeigt, wohl die Schule Mantegnas durchgemacht oder mindeſtens deren Einfluſs erfahren haben muſs.[9]) Der Heilige iſt nackt an einen Pfahl gebunden. Der Körper iſt echt mantegneſk modelliert, herb, ausdrucksvoll und kräftig, namentlich die Bruſt ſehr naturwahr, mit deutlicher Wiedergabe der Rippen. Auch das Geſicht vereint Schönheit mit markigem Ausdruck. Der Leib iſt voll von Pfeilen, die alle von einer Seite abgeſchoſſen ſind und ſomit von einer Seite zur andern gehen. Der Hintergrund zeigt eine Stadt mit gothiſchen Bauwerken und Thürmen, ähnlich wie beim Chriſtoforosbilde am anderen linken Flügel. Dieſer

[1]) Ackerwinde, Convolvolus arvensis. [2]) Wie Knollu oder Tſchurtſch ein häufig gebrauchtes Schmähwort, ſoviel wie Klotz [3]) Der Holzblock, auf welchem das dürre Reiſig zerhackt wird. [4]) Heuſchreck. [5]) Gemeines Hirtentäſchel, Capsella Bursa pastoris. [6]) Melde. [7]) Dumme Weibsperſon. [8]) Gefährtin.

[9]) Der Einfluſs Mantegnas macht ſich in Kärnten auch bemerklich in der Geſtalt des Engels an den Deckengemälden im ſog. Peſtkreuze in Maria Saal (die perſpectiviſche Unteranſicht und Art, wie dieſer Engel den Fuß aufſetzt) und in einem bemalten Holzreliefe in den Sammlungen des Geſchichtsvereines.

Digitized by Google

Christoforos ist unstreitig das schönste Werk unter den vielen Bildern dieser Art in Kärnten. Das Kind ist ebenso lieblich, als der Heilige von wuchtigem Wesen und Ausdrucke. Im Wasser gewahren wir eine Nixe, schuppig, mit einer Scheibe. Sie scheint Eitelkeit und Wollust zu repräsentieren.[1]) Vor dem Triumphbogen hängt, ähnlich wie öfters im Völkthale dann auch in Laas und im nahen Rittersdorf, wo diese Schnitzerei von besonders schöner Ausführung ist, ein geschnitzter Rosenkranz vom Gewölbe herab, ein Zeichen der Verehrung des Rosenkranzes. (Bekanntlich bietet der dem berühmten Rosenkranze des Veit Stoß in Nürnberg nachgebildete in Heiligenblut das kunsthistorisch bedeutendste Werk dieser Art in Kärnten.) Die Rosenkränze in Zwickenberg und den übrigen genannten Kirchen zeigen oben Gott Vater und den heil. Geist als Taube. Im Inneren des Rosenkranzes gewahren wir aber nicht wie bei dem von Veit Stoß die Verkündigung, sondern Maria mit dem Kinde, und zwar in Zwickenberg auf Wolken thronend, in denen man einen Engelskopf (Putto) gewahrt. Unter den neueren Gemälden in der Kirche verdient ein Helldunkel, Laurentius am Roste darstellend, der in der Vision die Trinität und Engel schaut, Erwähnung und ein Gemälde des talentvollen älteren Prandstätter aber im Chore links, das in akademischer Manier mit Anwendung griechischer Profile die Kreuzabnahme darstellt, ästhetische Beachtung. Die Gemälde an der Kanzel, welche die Kirchenväter darstellen, scheinen aus der gleichen Zeit zu sein, wie das erwähnte Laurentiusbild, das Bild der 14 Nothhelfer, an der Chorwand links, verdient nur der Vollständigkeit halber angeführt zu werden.

Archäologisch merkwürdig ist aber ein kleines Crucifix am rechten Seitenaltare. Dieses Crucifix zeigt Christum mit nicht durchbohrten Füßen, die nebeneinander an ein Brett gelehnt sind, das Schamtuch, als sogen. Herrgottsrock gebildet, reicht bis zu den Knieen; die Arme sind ausgestreckt. Das Gesicht ist gut ausgearbeitet und zeigt fast einen jüdischen Typus. Im Kopfe steckt ein Nagel, der wahrscheinlich zur Befestigung der Königskrone diente, welche fehlt. Das Kreuz ist neu. Dieses Crucifix zeigt im Wesentlichen den älteren frühmittelalterlichen Stil vor dem 13. Jahrhundert

Sehr erwähnenswert sind die allerdings roh ausgeführten Malereien an der Außenwand der Kirche rechts vom Christoforos, da die Tradition von der Gründung Zwickenbergs durch Knappen in diesen Bildern mit der Legende St. Leonhards, dem die Kirche geweiht ist, in Zusammenhang gebracht erscheint.[2]) St. Leonhard, Eremit von

[1]) Das roh gemalte Christoforosbild außen an der Wand in Zwickenberg zeigt im Wasser fünf Figuren, unter denen ein stachlichtes Fischungeheuer, das schwimmt, besonders auffällt. Das archäologisch sehr merkwürdige Christoforosbild außen an der Wand der Kirche des nahen Rittersdorf zeigt im Wasser Krebse und Fische, ferner gewahrt man ein gekröntes Weib mit einem Fischdoppelschwanze, eine Gestalt auf einem Seepferde hat einen Stab, neben diesem kauert eine Gestalt, jugendlich gebildet, mit einer Spitzmütze, der Leib geht in einen Fisch aus, rechts daneben eine Frau, bekleidet, mit üppigem Gesichte und blondem Perrückenhaare, der Unterleib geflosst, darunter eine Pferdeart mit seltsamer Kopfbedeckung. Am Boden wimmelt es von Fischen. In Laas sehen wir im Wasser sieben nackte Gestalten. Sollen diese Gestalten nicht Todsünden bedeuten? (Man vergleiche ferner über Faak M. d. CC., N. F. V. XXXVIII.)

[2]) Dieser Heilige thront, in mächtiger bemalter Holzsculptur sitzend, in vollem Ornate mit der Kette am Hochaltare zu Zwickenberg, neben ihm die gleichfalls gothischen Sculpturen St. Georg und Florian, stehend, als Ritter aufgefasst.

Digitized by Google

Limoges, half nach der Legende der Gemahlin des Königs Theodebert von Austrasien bei einer lebensgefährlichen Niederkunft durch ein Gebet und erhielt dafür von dem dankbaren Herrscher eine Wildnis zum Geschenk, soweit er mit einem Esel in der Nacht umreiten konnte. Mit zwei frommen Mönchen lehrte er vielen Gefangenen, die er durch ihre Fürbitte bei Gott ihrer Ketten entledigte, die Gegend urbar machen und nutzbringend ausbeuten. Dies zeigt uns das eine Bild rechts. Wir sehen die zwei Mönche, einen davon mit der Schaufel, und Leute, die als Knappen dargestellt sind, arbeiten. Ganz links wird vorgeführt, wie die Arbeiter ausbezahlt werden. Dass die Legende St. Leonhards auf Zwickenberger Knappen angewendet ist, scheint zweifellos dadurch, dass, wie mir von ortskundiger und verlässlicher Seite berichtet wurde, noch vor nicht langer Zeit an der Außenwand der Kirche ein Gemälde sichtbar war, das jetzt gleich anderen leider übertüncht ist, welches die Sage von der Gründung Zwickenbergs durch Knappen illustrierte. Der Überlieferung nach, die ins Gebiet der Legende gehört, trieben nämlich Knappen einen enthäuteten Ochsen; wo derselbe niederfiel, wurde dem heil. Leonhard die Kirche zu Zwickenberg begründet. Von zwei anderen noch sichtbaren Gemälden an der Außenseite, rechts neben der Lohnung der Arbeiter, zeigt das eine den heil. Leonhard bei der Messe in Gegenwart von vielem Volke. Sein Gebet um Befreiung eines Gefangenen sehen wir im benachbarten zweiten Bilde erfüllt. Der Heilige hat, dies stellt das Bild dar, soeben einen gefangenen Jüngling aus dem Thurme befreit, wofür dieser ihm den Dank sagt.[1])

Prof. Dr. F. G. Hann.

2. Die Pankratiuskirche zu Gmünd. Die gothische Pankratiuskirche in der Stadt Gmünd, welche gegenwärtig als Getreidespeicher verwendet wird, verdient nicht blos wegen ihrer schönen baulichen Anlage, sondern auch darum Beachtung, weil sie freilich in älterer, jetzt nicht mehr vor uns stehender Bauform, die ursprüngliche Stadtpfarrkirche von Gmünd ist. Die Kirche besteht aus Chor und oblongem Schiff. Der Chor mit dem in Kärnten gewöhnlichen Schluss von fünf Seiten aus dem Achteck hat reiche Netzgewölbe von gediegener Steinmetzarbeit. Das Schiff besteht aus drei Travéen; es ist geräumig, breit und gleich dem Chore von edlen harmonischen Verhältnissen. Die gothischen Gewölbe des Schiffes mit Gurten und Zwickeln laufen in Schlusssteinen zusammen. Die Strebepfeiler sind nach Art der Spätgothik ins Innere der Kirche gezogen. Das Schiff öffnet sich gegen den Chor in einen elegant gespannten Triumphbogen. Die Fenster des Schiffes zeigen gothische Dreipässe. Der ganze Bau verdient architectonisch volle Beachtung, ist aber leider entweiht und profaniert und, wie es scheint, dem Verfalle preisgegeben.[2]) Dies ist um so bedauerlicher, als die St. Pankratiuskirche urkundlich nachweisbar die älteste Kirche in Gmünd ist. Sie wurde schon um 1286 gebaut und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in die jetzige Bauform gebracht. Dies können wir aus den im Pfarramte von Gmünd liegenden Urkunden, von denen im Archive des

[1]) St. Leonhard führt die Kette als Symbol, weil er die schuldlos Gefangenen befreite. Übrigens ist er in manchen Ländern, so in Oberösterreich, auch Viehpatron und in Österreich beschließt er die Weinlese, wo er durch den Festzug der Weinbergshüter gefeiert wird.

[2]) An der Südseite außen Spuren von Malereien. Auch im Innern scheinen sich solche befunden zu haben.

Digitized by Google

kärntnerischen Geschichtsvereines ein Repertorium aus dem Jahre 1761 vorliegt, nachweisen.[1])

Im Jahre 1286 gab nämlich Rudolf von Salzburg einen Indulgenzbrief, kraft dessen denen, die zur Auferbauung der Kapelle zu Gmünd Steine und Sand führen, ein 40tägiger Ablass gewährt wird.[2]) Da die jetzige Stadtpfarrkirche nachweisbar damals noch nicht bestand, da ferner sehr bald nach Erbauung derselben die Pankratiuskirche immer zugleich und neben der neuen Stadtpfarrkirche erwähnt wird und St. Pankraz so angesehen ist, dass im 14. Jahrhunderte nachweisbar Stiftungen und Ablassbriefe derselben ertheilt werden,[3]) so ist die Kirche St. Pankraz jedenfalls sehr alt und die Kapelle, welche 1286 erwähnt wird, mit ihr identisch, umsomehr, als sich außer dem erst später erwähnten Karner eine andere Ortskirche mit nichten sich eruieren lässt. Die jetzige gothische Stadtpfarrkirche wird 1339 urkundlich erwähnt. Im Jahre 1339 wird nämlich vom Erzbischof Heinrich von Salzburg allen denen, welche zur Weihe der neuen Kirche zu Gmünd ein Almosen geben, ein Ablass ertheilt Diese neue Kirche ist die jetzige Decanats- und Stadtpfarrkirche, welche auch 1342 urkundlich schon als Pfarrkirche vorkommt.[4]) Aber neben dieser neuen Kirche bestand die alte Pankratiuskirche fort; verleiht doch derselbe Erzbischof auch denjenigen Leuten, welche die alte Kirche zu bestimmten Festzeiten besuchen, den Ablass auf 40 Tage,[5]) und wird 1358 ausdrücklich für die St. Pankratiuskirche eine Stiftung urkundlich erwähnt,[6]) sowie auch 1361, 1391 derselben Kirche St. Pankratii ein Ablassbrief gespendet[7]) und 1371 von der Pfarrgemeinde daselbst eine Messe gestiftet wird.[8]) Auch im 15. Jahrhunderte bestehen laut Urkunden beide Kirchen nebeneinander und werden gleich mit Stiftungen und Ablässen bedacht. Die alte St. Pankratiuskirche erhielt aber in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts jene spätgothische zeitgemäße Umgestaltung, in der sie uns noch erhalten ist. Der Umbau wurde anno 1452 begonnen. Dies beweist ein Indulgenzbrief, datiert vom 17. Februar 1452, von Friedrich, Erzbischof von Salzburg, welcher denen, so zum Bau der Pankratiuskirche hilfreiche Hand leisten, Ablass verleiht.[9]) Wir wissen nicht, wie lange der Neubau, der jedenfalls ein Umbau war, gedauert hat, aber das erwähnte, an Nachrichten reiche Repertorium, das Belege bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts gibt, meldet gar nichts davon, dass Erzbischof Leonhard von Keutschach, der doch seine berühmte Bauthätigkeit auch am alten Schlosse zu Gmünd entfaltete, mit dem Neubaue der Pankratiuskirche noch irgendwie in Verbindung stehe. Dies muss erwähnt werden, da in Gmünd bei sonst sachverständigen Leuten die Überzeugung herrscht, dass die gewundene Säule zunächst des Hauses Nr. 49, welche die Keutschacherrübe und die Jahreszahl 1510 trägt, aus der

[1]) Consignation oder Repertorium über die bei dem Stadtpfarrgotteshaus und Sancti Pancratikirchen allda zu Gmündt vorfindige sogenannte Geschäfts- oder Fundations- wie auch Ablass- und Verleihungsbrief und andere derlei Urkunden registriert anno 1761. Darauf gehen die hier angeführten Nachrichten zurück und wird stets die Nummer im genannten Repertorium citiert.

[2]) Nr. 4 des Repertorium. [3]) Nr. 3, 8, 9, 10, 11, 17, 22. Die wesentlichen davon werden angeführt. [4]) Repertorium 2, ddo. quarto Idus Martii anno 1339. [5]) Nr. 3 des Repertorium. [6]) Nr. 8 des Repertorium. [7]) Nr. 9, 10, 11 und 22 des Repertorium. [8]) Nr. 17 des Repertorium. [9]) Nr. 37, 55, 56, 58, 61, 62, 67, 68, 69 und 70 des Repertorium. [10]) Nr. 74 des Repertorium.

Digitized by Google

Pankratiuskirche stamme und eigentlich dahin gehöre. Man könnte überhaupt bei Bejahung dieser unbewiesenen Behauptung leicht zu dem Fehlschlusse verleitet werden, dass die Pankratiuskirche in ihrer jetzigen gothischen Form ein Werk des Leonhard von Keutschach sei, was aber durch die erwähnte Urkunde vom Jahre 1452 Lügen gestraft würde.

Auch die nunmehrige Decanats- und Stadtpfarrkirche hat ihren ursprünglichen Baucharakter aus der Zeit um 1339 nicht völlig bewahrt Sie macht mit ihren reichen, schönen Netz-Gewölben einen spätgothischen Eindruck, welcher zu der Bauzeit aus dem 14. Jahrhundert nicht stimmen will. Dies wird uns aber durch eine Urkunde vom 21. Mai 1499 erklärt, in welcher wir erfahren, dass denen, die zur Gewölbung und Errichtung von zwei Altären in der Pfarrkirche beitragen, ein Ablass gewährt wird. (Repertorium 112.) Demnach erhielt die Kirche damals die jetzige spätgothische Wölbung und die damit im Zusammenhange stehende Umformung der gewölbetragenden Theile. Im Jahre 1481 kommt urkundlich auch der Karner vor, indem (Repertorium Nr. 94) bestimmt wird, dass „alle Ercht- und Samstage" in der Todtenkarnerkapelle Messe gelesen werde [1]) Mit dieser Nachricht stimmt auch unsere Angabe überein, die wir bei Beschreibung der Wandmalereien im Karner anderwärts in dieser Zeitschrift dahin geben, dass die Gemälde im Karner ihrem Aussehen nach aus dem vorgeschrittenen 15. Jahrhundert stammen. Prof. Dr. F. G. Haun.

Literaturberichte.

Geschichte der Herzöge v. Zähringen. Herausgegeben von der badischen historischen Commission. Bearbeitet von Dr. Eduard Heyck, a. o. Professor in Freiburg. — Freiburg im Breisgau 1891. (8° 607 SS.)

Dieses gründliche aber schwerfällig und umständlich geschriebene Buch kommt für die Geschichte Kärntens insoferne in Betracht, als darin auch von jenem Sprossen des aus dem Breisgaue stammenden Zähringer Geschlechtes gehandelt wird, welcher einst die Herzogswürde in Kärnten bekleidete. Es ist dies Berthold I. †1078 (S. 19 ff.). Sein Vorgänger Konrad III. (Kuno), dem Kärnten 1056 verliehen worden war, trotz seiner Verwandtschaft mit König Heinrich IV. ein Schattenherzog, und der 1058 mit Waffengewalt vergeblich bemüht war, sich in Kärnten Ansehen und Geltung zu verschaffen, war 1061 gestorben Schon die Nachbarschaft der unbotmäßigen Ungarn, welche erst 1060 den Deutschen eine schlimme Niederlage beigebracht, machte es nothwendig, die östlichen Grenzherzogthümer mit Sprossen mächtiger Geschlechter zu besetzen. So erhielt 1061 Baiern Otto v. Nordheim, im selben Jahre Kärnten der Zähringer Berthold. Noch einen Grund, weshalb Berthold Kärnten empfieng, hat Heyck angeführt. Er sollte dadurch für das ihm einst vom Kaiser Heinrich III. für den Fall des Ablebens Ottos v. Schweinfurt in Aussicht gestellte Herzogthum Schwaben, welches, nachdem Otto v. Schweinfurt den Kaiser überlebte und erst 1057 starb, die Kaiserin Witwe Agnes ihrem zukünftigen Schwiegersohne Rudolf v. Rheinfelden gegeben, ent-

[1]) Interessant ist auch die Mittheilung Nr. 82 im Repertorium, in welcher im Jahre 1465 die Kirchen St. Paukraz, Malta, Trebessing, Krenschlach, St. Peter, St. Georg und St. Nicolai im Katschthale, ferner Pleßnitz, Nöring, Puch und St. Ulrich in Plötz (letztere heißt jetzt St. Ulrich in Planz) erwähnt werden.

Digitized by Google

schädigt werden, ohne dafs aber dem Zähringer schon gelegentlich der anderweitigen Vergebung Schwabens eine Anwartschaft auf das erst 1056 an Kuno verliehene Herzogthum Kärnten in Aussicht gestellt wurde. Dagegen hat Heyk, wie ich glaube, mit Unrecht nicht hervorgehoben, dafs gewifs auch die Abstammung der ersten Gattin Bertholds, namens Richwara, ein Grund mehr war, bei Erledigung des Herzogthums Kärnten die Blicke auf den Zähringer zu lenken. War sie ja doch, wie jetzt mit ziemlicher Gewifsheit feststeht, eine Tochter Herzogs Konrad II. des Jüngeren von Kärnten 1036—1039, eine Enkelin Herzogs Konrad I. von Kärnten 1004—1011. Trotzdem hat Berthold nie eine Rolle in Kärnten gespielt, ja nicht einmal eine solche zu spielen versucht, wenigstens schweigen alle Quellen über Bertholds Thätigkeit für und in Kärnten still, so dafs es nicht zu verwundern ist, wenn Otto v. Freising im 12. Jahrhundert in seiner Beschreibung der Thaten Friedrichs I., Buch 1, Cap. 9 geradezu sagt, die Zähringer hätten Kärnten nie besessen.

Indes dauerte die Freundschaft zwischen Berthold und dem deutschen Königshause nicht gar zu lange. Ich wundere mich, dafs Heyck die Nachricht der Melker Annalen (z. J. 1073, aber offenbar z. J. 1072 gehörig, Mon. Germ. SS. 9, 499) ignoriert: **Rondolfus dux Alamaniae et Welfo dux Baioariae nec non Pertolfus dux Carinthiorum in unum coniurant adversus regem Heinricum**, zu deutsch: Rudolf Herzog v. Schwaben, Welf Herzog v. Baiern (seit 1070) und Pertolf Herzog der Kärntner verschwören sich zusammen gegen Heinrich IV. Nichts natürlicher, als dafs sich darauf hin das Gerücht verbreitete, der König hätte dem Berthold Weihnachten 1072 in Bamberg Kärnten in dessen Abwesenheit und ohne ordentliche Verhandlung entzogen und an Marquard v. Eppenstein gegeben. Lambert v. Hersfeld erzählt uns in seinen Annalen (Mon. Germ. SS. 5, 192) dieses Gerücht als vollendete Thatsache. Heyck hat recht, wenn er mit Rücksicht auf das spätere Verhältnis Heinrichs und Bertholds diese Entziehung in Abrede stellt. Gregor VII. nennt 1075 Berthold ausdrücklich Herzog von Kärnten, aber dafs ein nicht völlig grundloses Gerücht verbreitet war, bestätigt auch das Folgende: Wie Heyck meint (Seite 42), benützte Marquard v. Eppenstein, des einstigen Kärntner Herzogs Adalbert Sohn, die bereits seit 1072 bestehende Entfremdung zwischen König Heinrich und Berthold, „um offen eine Herrenstellung in Kärnten in Anspruch zu nehmen, während vielleicht der König diese Bestrebungen Marquards begünstigte, wenn anstatt des Trägers des leeren Herzogsnamens, nämlich des in seiner Königstreue sehr verdächtigen Zähringers, der eigene Verwandte des Königs Marquard ein neues wirkliches Herzogthum sich zu erringen begann." Hier hat, wie ich meine, Heyck noch einen Umstand außeracht gelassen. F. M. Mayer betont (in seinem, Heyck leider unbekannten Buche: Die östlichen Alpenländer im Investiturstreite 1883, Seite 24), dafs der 1073 beginnende Kampf zwischen König Salomon v. Ungarn, König Heinrichs IV. Schwager, und Herzog Geisa auch mit Veranlassung wurde, dafs König Heinrich und Marquard Freunde wurden. Denn Marquard eilte Salomon zu Hilfe, was er, wie Mayer vermuthet, auf eine förmliche Aufforderung Königs Heinrich IV. that, welcher hiefür Marquard oder vielmehr seinen Söhnen Kärnten als Belohnung in Aussicht gestellt.

Am Palmsonntag den 24. März 1074 zu Eichstädt fand aber die feierliche Aussöhnung König Heinrichs mit Herzog Rudolf v. Schwaben und Berthold v. Kärnten statt, ohne dafs die Quellen Kärntens hiebei auch nur mit einer Silbe gedenken. Heyk nimmt an, um zu begründen, warum Berthold im Sommer desselben Jahres

Digitized by Google

1073 zum König auf die Harzburg kam, dass der Zähringer in Eichstädt nicht anwesend war. Als er nun von der Aussöhnung erfuhr, „glaubte er zur Entscheidung bringen zu müssen, wie er fortab zu Kärnten stehen solle, dessen Truppen er dem Reichsheer (gegen Polen) zuzuführen hatte, und von dem Könige Aufklärung über die angemaßte Macht des Eppensteiners und über das Verhalten der Krone gegen letzteren zu fordern und offenen königlichen Bescheid, vielleicht selbst ein unmittelbares Eintreten des Königs, für den zu neuer Treue gewonnenen Herzog zu erlangen Das wäre denn allerdings Grund genug gewesen, um Berthold, der sonst lange nicht mehr am Hofe gewesen war, im Juli die lange Reise antreten zu lassen." Abgesehen von allem Anderen, hat hier Heyck etwas zu viel gesagt. Bei der Stellung Bertholds zu Kärnten, wie sie auch Heyck 29—30 beleuchtet (vgl. Wahnschaffe im Archiv f. vaterl. Gesch. 14, 64), kann wohl von einer Truppenzuführung daher keine Rede sein. Den Besuch Bertholds auf der Harzburg August 1073, wie auch dessen Absetzung zu Bamberg 1072 berichtet uns einzig Lambert v. Hersfeld (l. c. 192 und 197) und noch Wahnschaffe (Seite 65) will demselben auf Grund der Arbeit H. Delbrücks: „Über die Glaubwürdigkeit Lamberts v. H." geringen Glauben beimessen. Den Besuch Bertholds auf der Harzburg und das Gespräch mit dem Könige daselbst sucht nun Heyck dadurch zu retten, dass er trotz der ausführlichen Meldung der Alteicher Annalen (Mon. Germ. SS. 20, 824) Berthold in Eichstädt abwesend sein lässt. Aber nach meiner Meinung schließt eines das andere nicht aus. Berthold mag immerhin beim König in Eichstädt gewesen und dann im August zu ihm auf die Harzburg gekommen sein „wegen einer Angelegenheit, die er in seiner eigenen Sache am Hofe betreiben wollte", wie Lambert v. Hersfeld meldet. Doch ist zu beachten, dass Lambert immer noch an die Absetzung des Herzogs glaubt. Er nennt ihn quondam dux, also „gewesenen Herzog", was freilich im Widerspruche steht mit dem Wortlaut der Unterredung zwischen König Heinrich IV. und Berthold. Wie bereits erwähnt, glaubt Heyck, die zu betreibende Angelegenheit betraf Kärnten. In der That suchte der König auf der Harzburg sich mit heiligen Betheuerungen gegenüber Berthold zu reinigen, „dass er das Herzogthum Kärnten an keinen anderen vergeben habe, dass Marquard v. Eppenstein aus eigener Vermessenheit in fremdes Gebiet eingefallen, und dass dies keinen Abbruch des Rechtes Bertholds bedeuten solle, wenn ein läppischer Mensch ohne königlichen Befehl, ohne Berathung der Fürsten öffentliche Reichsämter an sich gerissen". Obgleich Berthold die Unwahrheit in den Worten des Königs erkannte, erzählt Lambert, gab er sich dennoch zufrieden und versprach, dass sein Beistand dem öffentlichen Wohle nie fehlen werde. Die Folge davon war, dass der König Herzog Berthold, den Lambert „einen Mann von höchster Klugheit und volksthümlicher Beredsamkeit" nennt, als Führer einer Gesandtschaft zu den Sachsen schickte. Bald sollte es mit der Freundschaft zwischen König Heinrich und Herzog Berthold ein Ende haben. Letzterer gesellte sich nach Heinrichs Bannung durch Gregor VII. 1076 offen zu des Königs Feinden. Im gleichen Jahre war Marquard v. Eppenstein gestorben. Als König Heinrich 1077 in Italien von der Wahl des Gegenkönigs Rudolf erfuhr, entschloss er sich rasch nach Deutschland zurückzukehren. Es stand ihm nur der Weg durch Kärnten offen. Schon im April in Pavia finden wir Liutold, Marquards v. Eppenstein Sohn, bei ihm. In einer zu Pavia ausgestellten Schenkungsurkunde (Stumpf Nr. 2800) für die Patriarchen v. Aquileja erscheint Liutold als Fürbitter mit dem Titel „Herzog", offenbar von Kärnten. Liutold begleitet Heinrich nach Deutschland. Im Juni hielt

Digitized by Google

Heinrich zu Ulm Gericht über Berthold und seine Genossen, welche zum Tode verurtheilt wurden. Heyck vermuthet mit Recht, dass damals erst Liutold mit Kärnten förmlich belehnt wurde, und dass die Urkunde für den Patriarchen, worin Liutold schon Herzog genannt wird, erst in Ulm ausgefertigt wurde, nachdem dies in Pavia mit Rücksicht auf die Eile des Aufbruches nicht möglich war. Berthold, welcher sich auch später noch Herzog nennt — freilich ein Herzog ohne Land — starb 1078 im November.

Von Bertholds erster Gattin Richwara haben wir bereits gesprochen. Sie starb vor ihrem Gatten. Bewahrt uns ihren Namen auch einzig der von Weech im Freiburger Diözesanarchiv XV. 1882 herausgegebene Rotulus Sanpetrinus, so kennt dieselbe doch auch schon Mayer l. c. Seite 4 und 18 mit Berufung auf Henkings Schrift: „Gebhard III., Bischof v. Constanz."

Bertholds und Richwaras ältester Sohn war Hermann. Ekkehard v. Aura erzählt in seiner Chronik Mon. Germ. SS. 6, 198, dass Kärnten nicht nur an Berthold sondern auch später auf dessen Bitten an seinen gleichnamigen Sohn verliehen wurde, und dass der schließliche Verlust des Herzogthums Vater und Sohn betroffen. Heyck macht aufmerksam, dass, als Ekkehard schrieb, Hermann († 1074) längst gestorben war, infolge dessen der Chronist den jüngeren Sohn, der freilich Berthold hieß, nennt. Ob die spätere Verleihung Kärntens an Hermann dadurch am natürlichsten begründet werden kann, wenn man den Sohn Bertholds und Richwaras als Träger gewisser erblicher Ansprüche auf Kärnten, die durch die Mutter auf ihn gekommen seien, betrachtet, möchte ich bezweifeln. Näher liegt es wohl an einen bloßen Gnadenact des Königs zu denken. Bertholds Sohn Hermann erscheint bald nach 1061 mit dem Titel Markgraf marchio — nach der einzigen damals noch zu Kärnten gehörigen Mark Verona, — Anfang der 70ger Jahre geradezu als „marchio marchie Veronensis" also „Markgraf der Veroneser Mark", ohne ebenso, wie sein Vater in Kärnten, dort je Regierungsacte ausgeübt zu haben. Hermann ist Stammvater der Markgrafen und jetzigen Großherzöge von Baden. Sein Enkel Hermann III. im 12. Jahrhundert nennt sich abwechselnd Markgraf von Baden und Markgraf von Verona, und es ist nicht ohne Interesse, dass, wie schon F. Ch. Stälin in seiner Würtembergischen Geschichte, 1, 551 hervorgehoben hat, das Land Baden von der Markgrafschaft Verona, also indirect von Kärnten, den Namen einer Markgrafschaft erwarb und bis 1805 fortführte, in welchem Jahre die Markgrafschaft Baden zum Großherzogthum erhoben wurde. Hermann trat 1073 in das Kloster Cluny ein und starb 1074. Ein zweiter Sohn Bertholds, Gebhard, widmete sich dem geistlichen Stande und starb 1110 als Bischof v. Constanz. Der Stammvater der Zähringer Linie ist Herzog Bertholds dritter Sohn gleichen Namens, Berthold II. († 1111). Auf diesen giengen nach Hermanns Tod († 1074) der Markgrafentitel und die Ansprüche auf Kärnten über. Daher führt auch Berthold II. schon, bevor er 1092 zum Herzog von Schwaben erwählt wurde, den herzoglichen Titel, wie auch sein Vater nach seiner Entsetzung zu Ulm denselben weiter geführt hatte. Interessant ist noch, dass, als Heinrich IV. dem Ulrich v. Eppenstein, Abt von St. Gallen, auch die Abtei Reichenau verlieh, die lang verhaltene Feindschaft zwischen den beiden Familien, den Eppensteinern und Zähringern, welche sich einst um Kärnten beworben, dort in den schwäbischen Gefilden zum offenen Ausbruch kam. Der Zähringer Berthold II. versuchte Reichenau vor dem heranziehenden Eppensteiner Abt Ulrich zu schützen und fiel in den Thurgau ein. Allein auch hier zogen die Zähringer den Kürzeren.

Digitized by Google

Wenn die Chronica regia Coloniensis Berthold II. zu 1106 dux Karintie nennt und dessen Sohn Konrad 1130 (Stumpf Nr. 3387) und 1141 (Stumpf 3428) in Urkunden Königs Konrad III. mit diesem Titel als Zeuge auftritt, so ist dies jedenfalls eigenthümlich, doch wohl durch die Verwechslung von Caringie und Karinthie, wie auch Bernhardi Konrad III. Seite 219 meint, zu erklären, nicht aber, dass man aus staatsrechtlichem Bedenken, da es ein Herzogthum Zähringen factisch nicht gab, die Zähringer sich aber doch Herzöge nannten, auf die einstige kärntnerische Herzogswürde zurückgriff, welch' letzterer Ansicht sich Heyck zuneigt. A. v. Jaksch.

Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. 1891.

Freund Hörmann, der fleißige Sammler von Sitte und Brauch seines Heimatlandes Tirol, beschert uns mit seinem soeben erschienenen Büchelchen die alpinen Sprichwörter, welche er im Verlauf der Jahre beim Umgang mit dem Volke gesammelt hat. Sie bilden, wie Hörmann bemerkt, gleich seinen herausgegebenen „Grabschriften und Marterln" und „Hausspruchen" einen wertvollen und verlässlichen Schlüssel zur Kenntnis der Anschauungs-, Denk- und Fühlweise des Volkes, nur dass diese bei den Sprichwörtern viel reiner und unvermittelter zu Tage tritt, als bei den erstgenannten. Die Sprichwörter geben nur allgemein geglaubte und allseits anerkannte Erfahrungssätze und Lebenswahrheiten kund. Sie bilden das Kleingeld, in dem das Volk seine innersten Lebensanschauungen, seine Gedanken und Empfindungen ausprägt. Die alpinen Sprichwörter bilden ob ihres eigenartigen Charakters eine Specialität in der allgemeinen Gattung. Sie beziehen sich auf Orts- und Lebensverhältnisse und reducieren sich auf gewisse Verbreitungsgebiete. Deshalb sind sie in ethnographischer Hinsicht keineswegs zu unterschätzen. Hörmann hat daher ganz recht gethan, dass er bei den Sprüchen auch die Fundorte angegeben hat. Auch den Dialect hat er beibehalten, denn er gehört ebenso zum Kleid des Sprichworts, wie er zum alpinen Volkslied gehört. Wenn der Leser mitunter auch manches derbe Sprüchlein im Büchlein findet, so mag er es ohne Nasenrümpfen mit in den Kauf nehmen. Das Volk trägt einmal, wie Hörmann ganz richtig bemerkt, keine Glacehandschuhe und nennt das Kind stets beim rechten Namen, zudem ist das Büchlein keine Unterhaltungslectüre für Pensionatsfräulein, sondern es bildet einen Beitrag zur Kenntnis des Volkslebens und demzufolge muss es eine getreue Copie der Ausdrucksweise, sowie der Dolmetsch des Fühlens und Denkens des Volkes sein. Die Sprichwörter und Redensarten haben auch eine hohe Bedeutung für die Entwicklung unserer Sitten und Sprache, und dieser Umstand verdient eine besondere Berücksichtigung. Hinsichtlich der Eintheilung des Stoffes ist der Herausgeber von dem Standpunkte ausgegangen, das Materiale derart zu schichten, dass der Culturhistoriker sich schnellstens orientiert, wie das Alpenvolk über diesen oder jenen Gegenstand denkt und urtheilt. Aus diesem Grunde vertheilt er den Sammelstoff in zehn Gruppen und zwar: 1. Religion und Recht. 2. Lebensrath und Lebensweisheit. 3. Körperliche und geistige Vorzüge und Gebrechen. 4. Lebensalter und Geschlecht. 5. Liebe. 6. Ehe und Verwandtschaft. 7. Kinder und Kindererziehung. 8. Lebensverhältnisse und Stände. 9. Wirtschaft und Erwerb, Gesind und Arbeit und 10. Nahrung und Gesundheit, Krankheit und Tod. Von den Sprichwörtern und Redensarten citiere ich diejenigen, als deren Fundort Kärnten bezeichnet ist. Da

Digitized by Google

heißt es u. a.: „Selber thun, selber haben, — selber kocht, selber schaben.“ „Wie man sich bettet, so liegt man.“ „Muß ist hart kochen, — aber leicht zu essen.“ „Man muss den Teufel nicht schwärzer machen, als er ist.“ (Man soll nichts übertreiben.) „Wer nicht fortgangen ist, kommt auch nicht z'Haus.“ (In der Fremde lernt man etwas.) „Wer zwei Hasen auf einmal fangen will, kriegt keinen.“ (d. h. Es läßt sich nichts vorgreifen.) „Verredtes Brod ißt man gern.“ (Soviel wie: „Der schimpft, der kauft.“) „Drei Häuser geben auch ein Dorf.“ „Wenn man gut schmiert, fährt man gut.“ „Den Vogel kennt man an den Federn.“ „Die Leut kennt man am Gang, — die Glocken am Klang — und den Esel an den Ohren.“ „Kleine Fischlan, gute Fischlan.“ (d h Man muss auch mit wenig zufrieden sein.) „Um schwarze Kirschen steigt man höher.“ „Die kropfeten Leut haben die Lieb all, die kann man zweimal halsen.“ „Spitze Nasen, spitzes Kinn, — in der Mitten sitzt der Teufel drin.“ „Ledig g'storben, ist auch nicht verdorben.“ „Je weiter der Weg, desto größer die Lieb'.“ „Studentenlieb' und Lindenblüh, — die thuet nur blühn und zeitigt nie.“ „Treu bleibe bis in die Todesstund, — wann nix dazwischen kommt.“ „Für an Bock ist a Gas gnug.“ „In der Still und in der G'ham — geht der Vötter zu der Mahm.“ „Speiberle · Bleiberle.“ (d. h. „Speikinder — Gedeihkinder.“) „Von Kindern und Narren — kann man die Wahrheit erfahren.“ „Nach dem Sparer kommt der Zehrer, — wer's nit glaubt, der ist ein Thörer“ „Ist die Katz aus dem Haus, — rührt sich die Maus.“ Der Spruch lautet richtig: Wenn die Katz aus dem Hause ist, haben die Mäuse Kirchtag. „Besser eine Laus am Kraut, als gar kein Fleisch.“ (d. h. Man sei genügsam und fordere nichts Unmögliches.) „Junges Blut, — spar dein Gut. — In alten Tagen ist's zehren gut.“ Und endlich „Mit 60 Jahr muss man's Hosenthürl zu- und's Kellerthürl aufmachen.“ Viele Kärntner Sprüche, wie z B. „Die Laus um den Balg schinden“, d i. übertrieben sparsam sein, oder „Gläser und Kinder hat man nie genug beim Haus.“ „Gleich und gleich gesellt sich gern, hat der Teufel zum Kohlbrenner g'sagt“, „Wann der Bauer auf's Ross kommt, reitet ihn der Teufel“, „Er weiß nicht, mit welchem Finger er hinein soll, dass der Daumen herausen bleibt“, „Der fahrt herum wie der Furz in der Trommel“, „Dem sind die Mentscher die halbe Kost“, „Wer viel fragt, geht weit irr“ und noch viele andere, die mir nicht gleich einfallen, vermisse ich im Büchlein, dafür hat's wieder an derartigen keine Noth, die mir völlig unbekannt waren, deren Fundort aber die Nachbarländer sind. Da sind wohl die köstlichsten folgende: „Der Neid frisst Vieh und Leut.“ „Dummheit und Stolz — wachsen auf einem Holz.“[1]) „Lieber das Ei in Frieden, — als die Henne in Krieg.“ „Im Alter wachsen nur die Nägel und der Geiz“ „Die Lieb im Haus ist kein Gewinn, — was man an den Schuh'n erspart, — geht auf die Strümpf dahin.“[1]) „Der lang wagt, hat la Schneid.“ „Das Geld hat an halen Schwaf.“ „Borgen macht Sorgen.“[1]) „Ein leerer Sack steht nit“ „Iss wia a Katz, — trink wie a Hund.“ Aus all den Proben geht hervor, wie sinnig der Alpensohn das Menschen- und Naturleben beobachtet und aus demselben seine Bilder und Gleichnisse, die er in Sprüche und Redensarten kleidet, schöpft. Nebst Witz und Humor steckt in denselben ein gut Theil urwüchsiger Volksphilosophie, durch die im Gegenstande stets der Nagel auf den Kopf getroffen wird. Man muss daher mit Freude noch der Publication der Bauern- und Wetterregeln entgegensehen. R. Waizer.

[1]) Kommt auch in Kärnten vor. Die Redaction.

Digitized by Google

222 echte Kärntnerlieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von Hans Neckheim. Unter Mitwirkung von Dr. Josef Pommer herausgegeben von dem Deutschen Volksgesangvereine in Wien. I. Abtheilung, enthaltend 111 Lieder. (Leinenband XVI, 153 Seiten.)

Alle, welche das Kärntnerlied, dieses naturfrische Kind der Volksmuse, lieben — und wer hat dasselbe in unserem jangesfrohen Heimatslande nicht in sein Herz geschlossen? — haben das lang erwartete Erscheinen der Sammlung freudig begrüßt. Wir besaßen ja noch keine zureichende Melodienaufzeichnung zu dem reichhaltigen Buche „Deutsche Volkslieder aus Kärnten", gesammelt von Dr. Valentin Pogatschnig und Dr. Hermann. Vor drei Jahrzehnten edirte Baron Edmund Herbert die erste Liedersammlung für eine Singstimme mit Clavierbegleitung; Franz Decker setzte dieselbe fort und arrangierte die gebrachten Lieder auch für den Männerchor. Ferner waren in letzterer Weise thätig Johann Reiner, Metzger, Köstinger, Weinwurm, Wästner, Koschat, Fugger u. a. Diese Sammlungen gelangten aber nicht zu allgemeinem Gebrauche und blieben zumeist in den Archiven der Gesangsvereine völlig unbenützt liegen. Zu vielen aufbewahrten Texten sind die Weisen verschollen, andere einfache, althergebrachte Melodien erlitten bereits künstelnde Veränderungen, und so war die Anregung Dr. Josef Pommers, dass Professor Hans Neckheim die vorhandenen Lieder sammeln möge, eine recht dankenswerte That

Mit großer Liebe erfaßte Neckheim diese Aufgabe und schuf eine wertvolle Sammlung, deren erster Theil nun vor uns liegt. Bei Besprechung dieser Arbeit muss nun vor Allem beherziget werden, dass bei manchem Liede mit dem Fixieren in Noten der Duft der Naturwüchsigkeit verloren geht. Die Accordfolge des singenden Volkes ist nicht immer musikalisch richtig, und so treffen wir in dem Neckheim'schen Buche vielfach Lieder nach der Singweise der musikalisch gebildeten Stände des Landes. 70 etwa von den gebrachten Liedern sind wirklich volksmäßig, bei den andern treten oft leicht zu vermeidende, vom eigentlichen Volke auch nicht geübte Vollklänge auf, welche dem Kärntnerliede jene Klangart verleihen würden, welche Schmölzer als „slavische Modulation" bezeichnet hat. Annähernd so wird heute freilich von den Städtern gesungen. Die Mittelstimme wird von Naturjängern anders gebracht, musikalisch unrichtig; mit dem musikalisch Richtigen schwindet aber nicht selten das streng Volksmäßige, und der Aufzeichner des Liedes steht bei der Harmonisierung desselben vor einem Dilemma. — Die Ansingerstimme ist in unserem Buche stets unverändert richtig gebracht.

Zwei Dinge thun aber mir und andern leid: Einmal, dass der fünfstimmige Satz vollständig unberücksichtigt bleibt und weiters, dass, abgesehen von sechs Liedern, die Vorsingerstimme stets dem zweiten Tenor zugewiesen ist. Wohl sagt der Autor in der Vorrede, dass der „Ansänger" in der Regel ein kräftiger, modulationsfähiger Bariton sein soll und zum Überschlagen ein Bassbariton mit weichem Falsett gewählt werde, und dass gerade hierin das Eigenthümliche des Kärntner Liedes liegt, doch bleibt, wie schon gesagt, die Melodie den Tenoren zugewiesen. Wenn man die Lieder in den angegebenen hohen Lagen singt, so klingen sie bei der Seltenheit schöner Tenore hart. — Das Übersingen ist auch der anerkannte Ruin erster Tenore. — Dem zweiten Tenor hätte von vorneweg die Mittelstimme, die sogenannte „Quint", zugewiesen werden können. Der erste Bass soll als führende Stimme erscheinen, wie es auch thatsächlich bei den derzeit im Lande bestehenden Sängervereinigungen

Digitized by Google

üblich ist. Beim Gebrauch des Buches wird das Verschieben der Stimmen Schwierigkeiten machen.

Noch ein Wunsch bleibt übrig, welcher aber nicht den musikalischen Theil der Sammlung, sondern den Text der Lieder betrifft. Mit ganz richtiger Wahl wurde die Mundart des Krapfeldes gewählt, sind doch hier sehr viele der wiedergegebenen Lieder entstanden, auch läßt sich bei anderen kaum mehr feststellen, in welchem Thale sie heimatsberechtigt sind. Dabei kamen einige Verstöße vor, welche aber keineswegs auf die Rechnung Neckheims oder des in der Vorrede wider seinen Willen genannten Herrn gestellt werden können; sie belasten vielmehr Herrn Dr. Pommer, welcher die Correctur des Textes für sich in Anspruch nahm. Vielleicht hat auch der Setzkastenkobold Manches beigetragen. Einige solche Textsünden mögen angeführt werden: Seite 5, Lied 4, Strophe 2 heißt es „Kan See ohne Wässa, kan Wäld ohne Bam" u. s. w. Der Mittelkärntner sagt aber „Koa Sea, koa Wäld". Seite 17, Lied 11, Strophe 6 steht: „sege was i a grat" statt „sege woaſs i akrat". Seite 40, Lied 32, Strophe 4 fehlt im Worte „Haſchele" das r, — der Kärntner spricht ja „Haſcherle". Dafür ist Seite 124, Lied 90, Strophe 5 bei „Halberle" ein „r" zuviel; ebenso heißt es Seite 61, Lied 50, Strophe 3 „Zarterle" statt „Zartale". Seite 150, Nummer 110, gehört in Zeile 2 bei mäln das helle a statt des dumpfen å. Die Busserl mälen nicht, sie hinterlassen ein Mal.

Doch das sind geringfügige Dinge, wie noch mehrere andere, böser ist der Erklärungsversuch auf Seite 60, wo „versohlen" mit „Klopfen, wie es mit dem Leder geschieht", angeführt erscheint. Lexer spricht sich in seinem „Kärntischen Wörterbuche", Seite 234, ganz anders darüber aus. Mich freut es, daſs hier wie auch bei der Anmerkung auf Seite 106, welche den „Schotn" als einen Quark aus der Molke „süßer" Milch angibt, wobei noch Schmeller „Die Mundarten Baierns", III., 416 als Belegstelle citiert wird, weder Neckheim, noch jener Kärntner, welcher das Manuscript durchgesehen hat, diese Thaten verbrochen haben. Eine zweite Auflage muſs jedoch solche Fehler vermeiden und vor Edierung des zweiten Bändchens muſs ein dialectkundiger Mann gewonnen werden, welcher derartige Unrichtigkeiten hintanhält. Wenn dies geschieht und die früher gethanen Wünsche Berücksichtigung finden, wird die Neckheim'sche Liedersammlung nicht nur im schmucken Gewande erscheinen, sondern wirklich das sein, wozu sie vom herausgebenden Vereine und vom Autor bestimmt ist: Ein verläßliches Schatzkästlein unserer ewig jungen Volksweisen. Diese werden aus dem Buche hinausklingen in die Welt, den Sohn der Heimat in die Fremde geleiten und dem Fremden erzählen von der Lebensfreude und Gemüthstiefe innerhalb unserer Berge. So wird uns Professor Neckheim zu großem Danke verpflichten; Anerkennung schulden wir ihm heute schon für die Hingebung, mit welcher er unsere Lieder liebt und pflegt. V. Schüttelkopf.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 2. Zweiundachtzigster Jahrgang. 1892

Alte Geschichte Kärntens.

Von Karl Baron Hauser.

Römerzeit.

(Schluss.)

Das weströmische Reich aber eilte seinem Verfalle entgegen. Die Römer selbst waren nicht mehr kriegstüchtig, Fremde mussten ihre Schlachten schlagen, ja selbst die Feldherren waren schon lange nicht mehr geborene Römer. Und doch bestand ein unaustilgbarer Hass gegen diese Barbaren, welche durch ein drückendes Einquartierungsgesetz Mitbesitzer von Grund und Boden waren, und deren Anführer die höchsten Stellen im Staate bekleideten. Es war für einen Fremden gefährlich, bei Hofe durch Verdienste Einfluss zu gewinnen. Aetius, der letzte große Feldherr Roms, der Sieger über Attila, war von seinem Kaiser Valentinian III. eigenhändig ermordet worden (454 n. Chr.) und dieser selbst nicht lange darauf, im März 455, als er arglos in Begleitung zweier Waffengefährten des Ermordeten auf das Marsfeld ritt, der Blutrache derselben erlegen. Die Folge davon war, dass der Anführer des römischen Söldnerheeres, der Gothe Ricimer, alle Gewalt an sich riss. Die Söldner aber waren germanische Barbaren, zumeist Rugen, Heruler, Skiren und Tukilinger, welche vom linken nördlichen Donauufer durch die Provinz Noricum zugewandert kamen. Welchen Weg diese Zuwanderer nahmen, wissen wir nicht, da unsere geographischen Kenntnisse jener Zeit äußerst mangelhaft sind. Ist es schon schwer, die Grenzen der römischen Provinzen überhaupt festzustellen, so fehlen uns nahezu alle Behelfe aus jener Zeit, wo das römische Reich in voller Auflösung war, und wo sich barbarische Völker

Digitized by Google

da und dort niederließen und ausbreiteten. Es läßt sich nicht sagen, wie groß das Gebiet Südpannoniens war, welches an Attila abgetreten wurde, wie weit es westwärts reichte, ob auch Theile des heutigen Kärnten mitbegriffen waren. Als aber nach dem Tode Attila's die Ostgothen Pannonien innehatten, und Noricum zu dieser Zeit von Rom ganz verlassen war, läßt sich schon gar nicht mehr sagen, ob sie nicht durch ganz Kärnten streiften. Hiezu kommt noch die häufige Verwechslung der Namen „Noricum" und „Pannonien" bei späteren Schriftstellern (Pallmann, Völkerw. II. 407 Not.). Auch im Westen ist es nicht viel besser, wo damals ganz Vindelicien von germanischen Völkerschaften besetzt war, welche ungehindert über den Innfluß nach Noricum schweiften. Zuletzt wurde der Name „Noricum" für das von den Bajuvaren besetzte Land und „Noriker" für Baiern gebraucht (Riezler, Gesch. Baierns I. 47). Wir wüßten in der That nichts über den Zustand Noricums in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, besäßen wir nicht die Lebensbeschreibung des heil. Severin, erzählt von seinem Schüler Eugipius, welcher zu jener Zeit lebte. Es ist ein kleines Büchlein, in lateinischer Sprache geschrieben, zunächst zwar nur zum Gebrauche und zur Erbauung christkatholischer Leser, allein es enthält zugleich auch eine treffliche Schilderung der römischen Provinzialen und ein recht anschauliches Bild damaliger Zustände, wodurch es, so unvollständig und lückenhaft die historischen Nachrichten darin auch sind, doch von unschätzbarem Werte wird, wenn es sich darum handelt, die Entwicklung späterer Zustände aus den römischen zu erklären.

Der Schauplatz der Erzählung des Eugipius war vorzugsweise Ufernoricum, d. i. das Land am rechtsseitigen Donauufer zwischen dem Kahlengebirge und Passau, zumal die dort liegenden römischen Städte und Castelle, welche trotz aller Stürme der Völkerwanderung noch fortbestanden. Allein es werden auch Nachrichten aus dem Salzburgischen und aus Oberkärnten mit eingeflochten. Die Bewohner dieser Castelle und Städte, die sogenannten Provinzialen, waren in der Regel wohlhabende Leute, Grundbesitzer (possessores), welche die Unsicherheit ihrer Lage nicht so sehr fühlten, als man glauben sollte. Ihre Besitzungen an Grund und Boden, sowie an mitverkäuflichen Bauern (coloni) und Viehstand — „Menschen und Vieh", wie Eugipius sagt, — lagen außerhalb der Städtemauern und waren zwar gefährdet durch herumstreifende größere und kleinere Haufen germanischen

Digitized by Google

Räubervolkes, allein die Sicherheit in den römischen Grenzprovinzen war zu keiner Zeit viel besser gewesen, die Bewohner der Castelle und Festungen waren solche Zustände gewohnt und wussten sich zu helfen. Allein damals wuchs die Gefahr mit jedem Tage, die Räuber wurden immer kühner und die Feinde immer zahlreicher. Am schlimmsten daran waren die Bewohner der Castelle an der oberen Donau, welche durch die damals noch heidnischen alamannischen, suebischen und thüringischen Völkerschaften bedrängt wurden. Diese oberdeutschen Völkerschaften trieben schon seit Jahrhunderten den Feldbau und breiteten sich fortwährend nach Osten aus, indem sie die Gebiete der von ihnen zerstörten Städte dauernd besetzten. Verhältnismäßig besser daran waren die Bewohner der unteren Donaustädte, vom Einflusse der Enns abwärts; denn die östlichen Germanen, welche arianische Christen waren, trieben nur Viehzucht und gingen nicht darauf aus, sich im fremden Lande festzusetzen, und die Rugenkönige, welche das Land am linken Donauufer beherrschten, hoben von den römischen Provinzialen einen Tribut ein, wodurch diese gewissermaßen unter ihrem Schutze standen.

Bald nach dem Tode Attila's (454 n. Chr.) erschien der heilige Severin, ein kleiner, bärtiger Mann, wahrscheinlich ein orientalischer Eremit, zuerst am Fuße des Kahlenberges und ließs sich in der kleinen Stadt Asturis nieder. Anfangs beachteten ihn die Leute wenig, er lebte zurückgezogen in strengen Bußübungen und im Gebete. Als er den nahen Untergang der Stadt durch einen feindlichen Überfall vorhersagte, glaubte ihm niemand. Erst nachdem seine Worte zur Wahrheit geworden, und nachdem eine zweite Stadt Comagenis durch seinen Rath aus dringenden Gefahren errettet worden war, wuchs sein Ansehen und hielt man ihn für einen gottbegnadeten Propheten. Da riefen ihn auch andere Gemeinden herbei, zunächst die Stadt Favianis, welche an der Donau, oberhalb des heutigen Pöchlarn, lag, und in welcher Hungersnoth herrschte. Das Christenthum dieser Provinzialen erscheint in einem eigenthümlichen Lichte. Sie mussten handgreifliche Vortheile haben, um zu glauben. Nicht der Hinblick auf ein besseres Jenseits bewegt sie zur Frömmigkeit und zu Werken der Nächstenliebe. Severin muss ihnen irdische Vortheile bieten. Nicht die Worte des Erlösers „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", sondern die alttestamentarischen Verheißungen für das auserwählte Volk Gottes muss er im Munde führen, damit sie ihm Glauben schenken. In Favianis lässt er zuerst die Einwohner durch Werke der Buße der göttlichen Gnade sich

Digitized by Google

würdig erweisen, dann ruft er eine Witwe, Namens Procula, herbei, von der er weiß, daſs sie eine große Menge Feldfrüchte bei sich verborgen hält, und redet sie scharf an, wie sie das Getreide den Armen vorenthalten könne, welches doch in kurzer Zeit durch die Gnade Gottes wertlos werden würde. Das Weib, durch diese Rede erschreckt, fängt sofort an, die Vorräthe unter die Armen zu vertheilen. Da kommen unvermuthet Schiffe mit Waren beladen aus Rhätien den Strom herabgefahren, welche bis dahin durch das Eis des Innflusses zurückgehalten worden waren und nun Lebensmittel in Hülle und Fülle bringen.

Zur selben Zeit überfielen Räuber die Besitzungen der Bürger außerhalb der Stadt und nahmen Alles mit sich fort. Damals lagen noch hie und da römische Soldaten in den Städten, allein sie waren ohne Verbindung mit Rom und der Waffen entwöhnt. Severin forderte sie auf, den Feinden nachzusetzen, Gott werde ihr Vorkämpfer sein. Als nun die Räuber am zweiten Meilensteine vor der Stadt eingeholt wurden, ließen sie Alles, selbst ihre Waffen, im Stiche und ergriffen die Flucht.

Nach diesen beiden glänzenden Erfolgen zog sich Severin an einen entlegenen Ort zurück, wo er sich mit einer ganz kleinen Zelle begnügte; allein die Stimme Gottes, heißt es, rief ihn nach der Stadt zurück. Hier erbaute er nicht weit entfernt ein Kloster, in welchem er viele Jünger sammelte, die er in den heiligen Gelübden unterwies. Er selbst aber zog sich noch öfter in seine Zelle zurück, um der Einsamkeit zu pflegen.

Die Wahl von Favianis zum bleibenden Aufenthalte Severin's war keine zufällige, sondern durch die Umstände geboten. Favianis lag, wie wir aus der Legende wissen, an einer Stelle des rechten Donauufers, wo der Fluss leicht übersetzt werden konnte. Der Verkehr mit dem jenseitigen Ufer war lebhaft, dort musste eine bedeutende Ansiedlung der Rugen gestanden haben, denn dort hielt sich ganz nahe die königliche Familie auf und wurde ein stark besuchter Wochenmarkt abgehalten. Dadurch fand Severin Gelegenheit, bei den Rugen Ansehen und Einfluss zu gewinnen, wodurch er seinen Schützlingen in Noricum nützen konnte. Damals war Flaccitheus König im Rugenlande, welcher den Heiligen oft in seiner Zelle besuchte und um Rath fragte. Severin rettete ihm einmal durch seinen Rath das Leben. Flaccitheus hatte sich nämlich mit anderen germanischen Völkerschaften in einen

Digitized by Google

Krieg gegen die Gothen in Pannonien eingelassen und dabei eine blutige Niederlage erlitten (Jordanes, Gothengesch. 53 bis 55). Einige Zeit nach dieser Schlacht, welche beiläufig um das Jahr 469 n. Chr. (Pallmann, Völkerw. II. 126) vorfiel, unternahm König Tiudimir der Gothen einen Beutezug gegen die mit den Alamannen verbündeten Suaven an der oberen Donau, indem er seine Krieger über die festgefrorene Donau führte, wobei er durch das Land der Rugen zog. Damals kam Flaccitheus weinend zum heil. Severin; er mochte glauben, dass die Gothen seinetwegen gekommen seien, und erzählte, er hätte sich anfangs, als er den Thron bestiegen, mit den Gothen in Niederpannonien schlimm verfeindet und jetzt schrecke ihn deren zahllose Menge. Er habe von dem Fürsten der Gothen den Durchzug nach Italien verlangt, und da ihm dies abgeschlagen worden, würde er ohne Zweifel von ihnen getödtet werden. Severin rieth ihm, sich ruhig zu verhalten und sich am rechten Donauufer zu verbergen, da ihm am andern Ufer an drei Stellen Hinterhalte gelegt seien. Bald würden die Gothen von dannen ziehen. Flaccitheus befolgte diesen Rath und entging glücklich der Gefahr. Nicht lange darauf starb er in Ruhe und Frieden beiläufig zu Anfang der Siebzigerjahre des fünften Jahrhunderts. Ihm folgte sein Sohn Feletheus, auch Feva genannt, welcher eine, wie man glaubt, gothische Prinzessin, Namens Giso, zur Frau hatte.

In dieselbe Zeit und vielleicht in irgend einem Zusammenhange mit den obenerwähnten blutigen Kriegen der Donauvölker mit den Gothen fällt die Auswanderung mehrerer rugischer und hernlischer Jünglinge nach Italien, um Söldnerdienste im römischen Heere zu suchen. Unter denselben befand sich Odovakar, der nachmalige König Italiens, ein schlanker, hochgewachsener, junger Mann, der in die Zelle Severin's kam, um sich dessen Segen zu erbitten. Severin sprach damals zu ihm die prophetischen Worte: „Jetzt in schlechte Felle gehüllt, wirst du bald Vielen reiche Gaben spenden."

Feletheus, als König der Rugen, ahmte anfangs den Vater in seinem Eifer nach und suchte den Heiligen in seiner Zelle auf, um sich Raths zu holen, allein seine leidenschaftliche Gemahlin Giso zog ihn stets von Werken der Barmherzigkeit ab. Sie war, wie alle Ostgermanen, arianischen Glaubens und wollte auch Römer dazu bekehren. Schon dadurch gerieth sie mit Severin in Zwiespalt. Eines Tages aber, als sie eben in der Nähe von Favianis weilte, liess sie einige Römer über die Donau schaffen, um sich ihrer als Knechte zu bedienen.

Digitized by Google

Severin forderte sofort deren Freilassung, sie aber ließs ihm trotzig sagen: „Bete für dich, Knecht Gottes, verborgen in deiner Zelle: uns aber gestatte, mit unseren Knechten zu schalten, wie wir wollen.“ Bald darauf bereute sie diese Worte bitter. Sie hielt nämlich eine Anzahl Goldarbeiter in strenger Haft, damit sie ihr einen königlichen Schmuck anfertigen sollten. Zu diesen kam gerade an demselben Tage, an welchem sie sich so heftig gegen Severin geäußert hatte, ihr damals noch ganz kleiner Sohn Friedrich in kindlicher Neugierde. Die Goldarbeiter, durch die lange Gefangenschaft des Lebens überdrüssig, bemächtigten sich des Knaben, setzten ihm ein Schwert an die Brust und drohten, ihn zu ermorden, falls sie nicht sofort in Freiheit gesetzt würden. Die Königin Giso geriet bei der Nachricht hievon außer sich vor Verzweiflung. Sie erkannte dieses Unglück als eine Strafe Gottes wegen ihres Benehmens gegen den Heiligen und setzte nicht nur die Goldarbeiter in Freiheit, sondern auch die gefangenen Römer. Zugleich schickte sie Reiter zu Severin, um dessen Verzeihung zu erbitten und verfügte sich selbst mit ihrem Gatten und Sohne dahin, um ihm zu versprechen, nie mehr gegen seine Befehle zu handeln. Seitdem stand Severin wieder in hohem Ansehen bei der königlichen Familie. Aber auch der Ruf seiner Heiligkeit steigerte sich mit jedem Tage, er weissagte die Zukunft, heilte Kranke und erweckte Todte zum Leben. Die bischöfliche Würde, die man ihm antrug, nahm er nicht an, weil er sie mit seinem Berufe als Beschützer der Bedrängten nicht vereinbar fand. Dieser Beruf führte ihn oft weit im Lande umher. So kam er donauaufwärts bis Osterhofen oberhalb Passau und im Salzburgischen bis Kuchel oberhalb Salzburg. Ob er auch nach Kärnten gekommen ist, ist nicht erwähnt, doch entsendete er zwei seiner Mönche Marcianus und Renatus nach Noricum, worunter eben Kärnten zu verstehen ist, welche erst nach monatelanger Wanderung und nach überstandenen schweren Gefahren in das Kloster bei Favianis zurückkamen. Die Stadt Virunum wird gar nicht erwähnt, sie scheint damals nicht mehr bestanden zu haben. Unterkärnten aber lag wahrscheinlich schon im Gebiete der Gothen und wurde überhaupt nicht zu Noricum, sondern zur Provinz Savia in Pannonien gezählt.

Die Gothen hatten mittlerweile ihren Beutezug gegen die Suaven und Alamannen siegreich beendet. Jordanes erzählt (Gothengesch. LV.), dass König Tiudimir die Alamannen zur Winterszeit bis ins Hochgebirge verfolgt, ihr Land verheert und nahezu unterworfen habe, dann

Digitized by Google

aber in seine Heimat Pannonien zurückgekehrt sei. Welchen Weg er genommen, um dahin zu gelangen, wird nicht gesagt; allein, wenn er bis in das Hochgebirge, also bis zum Bodensee, wo die Alamannen wohnten, vorgedrungen war, so ging sein nächster Weg über den Brenner und durch Oberkärnten nach Pannonien, und in der That finden wir im 17. Capitel der Lebensgeschichte Severin's die Gothen bei der Belagerung von Tiburnia. Als man nämlich einst dem heil. Severin eine Anzahl Kleider für die Armen brachte, fragte er, ob auch die Stadt Tiburnia solche schicken werde, und als man diese Frage bejahte, sagte er: „Mit nichten, diese Kleider wird man den Barbaren geben müssen." Bald darauf erfuhr man wirklich, dass die Stadt Tiburnia, von den Gothen belagert, sich durch Überlassung der für die Armen gesammelten Kleider loskaufen musste.

Die Zeit der Belagerung von Tiburnia durch die Gothen fällt ungefähr in das Jahr 472 n. Chr. Als Tiudimir hierauf mit seinen Gothen nach Pannonien zurückkam, fand er im Winter 472 bis 473 (Dahn, Völkerw. II. 326) dort seinen 18jährigen Sohn Theodorich, nachmals der Große genannt, nach zehnjähriger Abwesenheit aus Constantinopel, wo er bei Kaiser Leo als Geißel war, mit reichen Geschenken zurückgekehrt. Als aber da und dort die Ergebnisse der Raubzüge bei den Nachbarvölkern spärlicher ausfielen, fehlte es den Gothen an Nahrung und Kleidung. Deshalb zogen die Brüder Tiudimir und Widimir das Los und ersterer wanderte nach Osten, letzterer nach Westen aus, im Jahre 474 n. Chr. (Büdinger, Gesch. Österr. 52). In das von den Gothen verlassene Land zogen die Gepiden. Wie weit das Gepidenreich damals nach Westen reichte, lässt sich nicht bestimmen. Die Ostgrenze der Provinz Noricum war offen; es ist sehr möglich, dass sie weit herein nach Kärnten vorgedrungen sind.

Nach dem Abzuge der Gothen aus dem Lande der Suaven und Alamannen scheinen die Angriffe dieser Völker auf die Städte und Castelle der römischen Provinzialen häufiger und gefährlicher geworden zu sein. Ein Castell nach dem anderen fiel in ihre Hände und die Einwohner mussten sich donauabwärts flüchten, wo sie in der Grenzstadt Lauriacum, am Einflusse der Enns, Unterstand fanden.

Eugipius schildert in sehr anschaulicher Weise diese Kämpfe der Städter um ihr Hab und Gut und den Antheil, welchen der heil. Severin dabei nahm. Eugipius selbst war damals vermuthlich einer

Digitized by Google

der Mönche in dem kleinen Kloster zu Bojotro, außerhalb Batavis, wo Severin, wenn er in diese Stadt kam, eine Zelle bewohnte (Sitzber. d. A. XCI. 799). Die Stadt Batavis, heutzutage Passau, war schon um ihrer bevorzugten Lage willen von Bedeutung und musste die Aufmerksamkeit der Feinde vor Allen auf sich ziehen. Der Alamannenkönig Gibuld hatte es auf sie abgesehen und kam eines Tages, als Severin eben dort war, herangezogen, angeblich um den Heiligen zu sehen. Severin aber ging ihm entgegen, damit er nicht die Stadt betrete und sie bedrücke, und sprach mit so gewaltiger Kraft zu ihm, dass er heftig zu zittern begann. Er wich von der Stadt zurück und gestand seinen Leuten, noch niemals hätten in einem Kriegszuge oder in sonstigen Gefahren ihm die Glieder so sehr gebebt. Damals waren noch einige römische Soldaten der Grenzbewachung in Batavis vorhanden, welche in dieser gefahrvollen Zeit nicht überflüssig erscheinen mochten. Zwei derselben wurden von ihren Kameraden nach Italien entsendet, um den rückständigen Sold zu holen. Eines Tages nun, als der Heilige in seiner Zelle zu Bojotro saß und in einem Buche las, schlug er dasselbe plötzlich zu und begann laut zu seufzen, indem er befahl, man möge nach dem nahen Flusse sehen. Da fand man die blutigen Leichen der beiden Soldaten von der Strömung an's Land getrieben.

In derselben Zelle besuchte ihn ein Presbyter, Namens Paulinus, aus Tiburnia und weilte einige Tage bei ihm. Als er heimkehren wollte, sagte Severin zu ihm: „Eile, denn in Kurzem wird dich die bischöfliche Würde schmücken.“ Als er in seine Vaterstadt Tiburnia kam, welche damals die Hauptstadt von Noricum war, wählten ihn seine Mitbürger in der That zum Bischofe. Es ist dies die erste Nachricht, die wir haben, dass in Tiburnia ein Bischofsitz war, spätere kirchliche Nachrichten bestätigen sie.

Severin weilte vielleicht wegen der dringenden Gefahr, in welcher die Stadt schwebte, damals längere Zeit in Batavis. Allein die Bürger, in weltlichen Geschäften befangen, dachten nicht daran, dass sie bald Alles würden verlassen müssen und bestürmten ihn, da er eben in der Kirche war, mit Bitten, dass er sich zu Feva, dem Fürsten der Rugen, begäbe und für sie die Erlaubnis erwirke, in seinem Lande Handel treiben zu dürfen. Severin weigerte sich, ihren Wünschen zu entsprechen, weil die Zeit herannahe, wo diese Stadt gleich den oberen Castellen wüste stehen und keine Bewohner mehr aufweisen würde. Wozu den

Digitized by Google

Handel fördern, wo künftighin kein Kaufmann werde erscheinen können? — Da erhob sich eine Stimme aus der Menge und rief: „Gehe, heiliger Mann, ich bitte dich, gehe schnell, damit wir nach deiner Entfernung uns ein wenig vom Fasten und Wachen erholen können.“ Severin brach bei dieser Rede in heftiges Weinen aus, verliefs die Stadt und fuhr zu Schiff die Donau hinab nach seinem Kloster Favianis, welches über hundert Meilen weit war. Bald darauf kam ein Haufe Barbaren, drang in die Stadt, während die Bewohner außerhalb mit der Ernte beschäftigt waren, und tödteten vierzig Männer, welche als Wache in der Stadt zurückgeblieben waren. Allein es sollte bald noch schlimmer kommen.

Unterdessen fielen auch andere Städte in die Gewalt der Feinde. Zunächst eine Stadt, Joviacum genannt. Man glaubt, sie sei an der Stelle des heutigen Schlögen bei Haibach an der Straße von Passau nach Linz gelegen gewesen. Severin sandte noch rechtzeitig einen Boten dahin, damit die Einwohner die Stadt verlassen und, da sie wankend waren, einen zweiten dringenderen. Insbesondere war ihm an einem Presbyter, Namens Maximian, einem sehr frommen Mann, viel gelegen. Allein niemand wollte auf ihn hören und noch in derselben Nacht kamen Herulen, überfielen die Stadt, verwüsteten Alles und führten die meisten Einwohner gefangen fort. Den Presbyter Maximian aber erhängten sie.

Glücklicher erging es der Stadt Tiburnia. Zufällig hielt sich zu jener Zeit ein Mann aus Noricum, Namens Maximus, in Favianis auf, welcher den heil. Severin öfter besuchte. Severin offenbarte ihm, dass sein Vaterland einem schweren Verhängnisse entgegengehe und gab ihm einen Brief an den Bischof Paulinus mit, den jener demselben eiligst überbrachte. Der Bischof verständigte alle Castelle seiner Diöcese von dem Inhalte des Briefes, und als bald darauf eine zahllose Menge Alamannen Alles in gräulichster Weise verwüstete, waren sie vorbereitet und entgingen der Gefahr.

Eine andere Stadt Quintanis, jetzt Osterhofen oberhalb Passau, wurde von den Alamannen derart unaufhörlich bedrängt, dass die Einwohner in die Stadt Batavis auswanderten. Aber den Barbaren entging diese Flucht nicht und sie hofften, die Bevölkerung zweier Städte mit einem Schlage ausplündern zu können. Severin war in dieser dringenden Gefahr abermals nach Batavis gekommen. Durch ihn ermuntert und gestärkt, stellten sich die Römer den Alamannen

Digitized by Google

gegenüber in Schlachtordnung auf und trieben sie in die Flucht. Severin drang dessenungeachtet darauf, dass Alle die Stadt verlassen und nach Lauriacum auswandern sollten. Die meisten folgten seinem Rathe, jene aber, welche in der Stadt zurückblieben, wurden noch in derselben Woche von hereinbrechenden Thüringern theils niedergehauen, theils in die Gefangenschaft geschleppt.

Nach der Vernichtung der oberen Donaustädte waren hierauf alle Flüchtlinge in der Stadt Lauriacum versammelt. Es lässt sich denken, welches Elend dort herrschte, wo so viele Arme, Kranke und Verwundete sich zusammendrängten. Es fehlte natürlich an Allem, zumal an Nahrung und Kleidung. Da veranstaltete man in Noricum, worunter offenbar der Bischofsitz Tiburnia zu verstehen ist, eine fromme Sammlung zum Besten der Gefangenen und Armen, welche der obenerwähnte Noriker Maximus mitten im Winter, mit unerschrockener Aufopferung zum heil. Severin zuzubringen unternahm. Er hatte sich zahlreiche Gefährten gedungen, welche die Kleider auf ihrem Nacken schleppten. Auf ihrem Wege, welcher über die Höhen der Taferneralpe ging, überraschte sie in der Nacht dichter Schneefall, so dass sie morgens unter dem Baume, unter welchem sie gelagert waren, wie in einem Grabe saßen. Aber Maximus hatte einen Traum gehabt, in welchem ihm der heil. Severin erschienen war, der ihn zur Fortsetzung der Reise ermunterte. Als sie sich nun wieder auf den Weg machten, erschien vor ihnen ein großer Bär, welcher vor ihnen einherschritt, und dessen Fährte folgend, gelangten sie glücklich bis an die Wohnungen der Menschen.

Die Drangsale der Flüchtlinge in Lauriacum steigerten sich durch die Nachstellungen der Feinde, welche die Stadt umringten. Bei Tag und Nacht mussten sie auf ihrer Hut sein, wobei Severin und der Bischof der Stadt, Namens Constantius, sie unterstützten. Eines Tages hieß es, dass der Rugenkönig Feletheus mit einem Heere im Anzug sei, um die Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Da baten Alle den Heiligen, dass er dem Könige entgegenginge und ihn besänftige. Severin reiste die ganze Nacht mit größter Eile und traf den König frühmorgens am 20. Meilensteine vor der Stadt. Seinem Einflusse gelang es, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, worauf die Flüchtlinge durch gütliches Übereinkommen in die den Rugen tributpflichtigen Städte vertheilt wurden.

Severin verließ von da an seine Zelle nicht mehr. Nur ein einziges Mal kam er noch auf Besuch in die benachbarte Stadt

Digitized by Google

Comagenis über demüthige Einladung der dortigen Bewohner. Er war alt und müde geworden, die römische Bevölkerung der Donaustädte, die er zu beschützen gekommen war, hatte er kläglich zu Grunde gehen gesehen; nur wenige fristeten noch ein kümmerliches Dasein in den rugischen Städten. Er wußte ihnen keinen anderen Trost mehr zu sagen, als daß sie einst nach Italien ziehen würden. Das Land selbst, wo so viele volkreiche und blühende Städte gestanden, sah er im Geiste in eine wüste Einöde verwandelt, wo die Feinde, in der Hoffnung, Gold zu finden, auch die Gräber der Todten aufwühlen werden. Sein alter Freund und Gönner, König Flaccitheus, war schon längst im Grabe; der junge König Feva und dessen feindselige Gemahlin Giso schenkten ihm nicht mehr dasselbe Zutrauen, und deren Sprößling Friedrich, den er von Kindesbeinen an kannte, war ein rauher, wilder Knabe geworden, von dem sich nichts Gutes hoffen ließ. Aber auch sonst lag die Welt im Argen. In Rom herrschte Odovakar, ein Mann, dem er keine lange Regierung zutraute. Er kannte wahrscheinlich die Ränke der byzantinischen Kaiser und wußte mehr, als er seiner nächsten Umgebung sagen konnte. Als er sein Ende herannahen fühlte, rief er seine Jünger zu sich, suchte sie im Glauben zu stärken und trug ihnen auf, wenn sie das Land verlassen würden, seine Gebeine mit nach Italien nehmen. Darauf starb er am 8. Jänner 482, laut betend in der Mitte seiner trauernden Jünger.

Kaum war der Heilige gestorben, ließ Federuchus, des Königs Feva Bruder, Alles, was sich im Kloster zu Favianis vorfand, hinwegschaffen und über die Donau bringen. Es scheinen damals Zwistigkeiten im rugischen Fürstenhause vorgekommen zu sein, infolge deren der junge Friedrich seinen Oheim Federuchus tödtete. König Feva aber ließ sich in geheime Unterhandlungen mit dem griechischen Kaiser Zeno ein, weshalb Odovakar mit einem mächtigen Heere heranzog, die Rugen schlug, den König Feva und Giso gefangen nach Italien führte und in Rom hinrichten ließ. Friedrich flüchtete damals, kam aber wieder in sein Land zurück. Da sandte Odovakar seinen Bruder Onoulph mit Heeresmacht, die Rugen wurden nochmals geschlagen und Friedrich flüchtete zu dem Gothenkönige Theodorich. Onoulph führte die in den rugischen Städten wohnenden Provinzialen und die Leiche Severin's auf Geheiß seines Bruders Odovakar nach Italien. Noricum aber blieb eine von Odovakar aufgegebene, den germanischen Völkern überlieferte Provinz.

Digitized by Google

Die Fastentücher in Kärnten.

Kunstgeschichtlich behandelt von Prof. Dr Franz G. Hann.

Die Fastentücher oder Hungertücher gehören zu den archäologisch seltensten und darum merkwürdigsten Kunstobjecten. Man versteht darunter bekanntlich Tücher aus Leinwand, die mit Bildern biblischen Inhaltes bemalt oder auch bestickt oder im Zeugdruck gearbeitet sind und als Vorhänge vor den Altären vom Passionssonntage bis zum Charsamstage dienen. In Kärnten werden die alten mehrhundertjährigen Fastentücher noch heute zu diesem Zwecke in der angegebenen Zeit verwendet. Die Umhüllung des Altares in der Charwoche ist zur Erinnerung an den Vorhang im Tempel zu Jerusalem allgemein in der katholischen Kirche üblich, aber bemalte Tücher, welche seit Jahrhunderten diesem Ritus dienten, sogenannte Fasten- oder Hungertücher sind in Deutschland nur sehr wenige erhalten.[1]) Desto merkwürdiger ist es, dass Kärnten mehrere solche Fastentücher besitzt. Da nun diese Fastentücher im Auslande noch unbekannt sind und bis jetzt noch nie kunstgeschichtlich beschrieben wurden, so wollen wir ihnen einige Aufmerksamkeit widmen. Neben dem großen Fastentuche im Gurker Dome, dessen ganze Leinwandfläche mit 100 Bildern in Quadratform bemalt ist,[2]) das wir aber, da es von fachmännischer Seite demnächst gewürdigt werden soll, hier außeracht lassen, besitzt Kärnten, soweit mir bekannt, noch Fastentücher in Haimburg, Baldramsdorf, Sternberg und in den Sammlungen des kärntnerischen Geschichtsvereines zu Klagenfurt. Ein Fastentuch aus dem Jahre 1481 zu St. Margarethen

[1]) Die Fastentücher finden sich sicher beglaubigt nur im späten Mittelalter, ferner im 16. und 17. Jahrhunderte. Otte, Kunstarchäologie, I. B., 5. Auflage, S. 387, weiß nur von 5 Fastentüchern zu berichten. Von diesen ist aber die noch im romanischen Stile bemalte Leinwand in der Apostelkirche in Köln nur muthmaßlich das Fragment eines Fastentuches, die beiden Palmtücher in Güglingen und Gingen sind gegenwärtig nicht mehr vorhanden, es bleiben also nur zwei Fastentücher übrig, die eigentlich in Betracht kommen, nämlich das Fragment eines späteren Fastentuches im Münster zu Freiburg im Breisgau und das monumentale im Jahre 1472 vom Gewürzkrämer Gorteler zu Zittau für die dortige Johanniskirche gestiftete Hungertuch, das sich gegenwärtig im Museum zu Dresden befindet und mit Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente mit deutschen erklärenden Reimen geschmückt ist. Die Darstellungen sind aufgezählt bei Otte, Kunstarchäologie, I., p. 547 und 548. Von den Fastentüchern in Kärnten weiß weder Otte noch Müller und Mothes, archäol. Wörterbuch, p. 395.

[2]) Das Gurker Palmbuch erwähnt Mittheil. der C.-Commission, N. F. Bd. 13, S. 41.

Digitized by Google

in der Reichenau wurde (siehe Kunsttopographie S. 195) aus horrendem Unverstande um 10 fl. an einen Antiquitätenhändler verkauft.

* * *

1. Das Fastentuch in Haimburg. Dieses große Fastentuch enthält in sechs Reihen 36 Gemälde. Die Legende in gothischen Minuskeln sagt, dass dieses Tuch aus dem Jahre 1504 stammt.[1])

I. Oberste Reihe. 1. Gott Vater segnet die junge Schöpfung. 2. Gott (hier gleich Christus dargestellt)[2]) benennt die Thiere und segnet sie. 3. Adam's Erschaffung. 4. Eva ersteht aus Adams Seite, daneben ist dargestellt, wie Gott die Erstandene anfasst und segnet.[3]) 5. Der Sündenfall in typisch überlieferter Weise. 6. Die Vertreibung aus dem Paradiese.

II. Reihe. 1. Adam gräbt und Eva spinnt, ist aber zugleich als Mutter gekennzeichnet, indem gerade so wie am Fastentuche in Baldramsdorf ein Kind neben ihr in der Wiege liegt. 2. Das Opfer Abels und Kains. 3. Kain erschlägt Abel. 4. Gott verflucht Kain. 5. Diese Darstellung ist ikonographisch von hoher Merkwürdigkeit. Ein Mann, der das Aussehen eines Waldmenschen hat (es ist Kain), liegt von einem Pfeile getroffen am Boden. Der Pfeil wird von einem Manne im rothen Gewande (es ist Lamech) abgeschossen, daneben steht der Knabe Thubalkain. Diese seltene Darstellung muss näher besprochen werden. Die Bibel (1. Moses, 4. Kap. 23 und 24) weiß nichts von diesen Details. Aber die Tradition der Juden hat folgende Erzählung, welche wahrscheinlich zuerst in der byzantinischen Kunst und zwar, wie es scheint, in den zwei vatikanischen Octateuchen (Vatikanische Bibliothek Nr. 747 und 746, 11. und 12. Jahrhundert) zur bildlichen Darstellung

[1]) Die Inschrift ist in der Kunsttopogr. p. 101—102 mitgetheilt, wo das Haimburger Fastentuch kurz erwähnt wird.

[2]) Die Theilnahme Christi an der Menschenschöpfung findet sich in alten Miniaturen und Gemälden öfter; nimmt doch schon der heil. Basilius, Hexaemoron, IX., 6, für Christus die Mitschöpfung in Anspruch.

[3]) Dies ist im Allgemeinen der abendländische Typus, der schon in den karolingischen Bilderbibeln, in der englischen Metrical-Paraphrase (10. Jahrhundert), ebenso aber auch in den Mosaiken in der Vorhalle von St. Marco, auf der Façade des Domes zu Orvieto ꝛc., also durch Jahrhunderte vorkommt. Daneben ist eine zweite uralte, durch Jahrhunderte dauernde Darstellung, wo Eva aus Adams Seite ersteht (bekanntlich auch bei Michelangelo), siehe Tikkanen, Acta societatis scientiarum fennicae, Helsingforsiae, 1891, p. 237 ff.

Digitized by Google

gelangt:[1]) Lamech war blind geworden und ging mit seinem Sohne Thubalkain auf die Jagd. Da sich im Gebüsche etwas rührte, so hieß der Knabe den Vater in's Gebüsch schießen. Der Vater schoß und traf seinen Urgroßvater, den alten Kain, der im Waldesdickicht kauerte, daher er auch als Waldmensch bildlich erscheint. Nachher, als Lamech merkte, was er gethan, tödtete er im Zorne den eigenen Sohn, den man daher auch öfter in den bildlichen Darstellungen daneben todt am Boden liegen sieht. In der Bibel findet sich von all' dem nur eine Andeutung (1. Moses, 4. Kap., 23), wo es heißt: Lamech sprach zu seinen Weibern (Ada und Zilla[2]): Ich habe einen Mann erschlagen mir zur Wunde. Dieses Bild ist übrigens sehr gut gewählt, denn es zeigt den Fluch der bösen That Kains, die immer neues Böses erzeugt. Überhaupt führt diese zweite Bilderreihe die Arbeit, Sorge, Noth und Zwietracht als Folge der Sünde vor. Darum schließt sie auch treffend mit der Sintfluth. 6. Die Arche Noahs schwimmt auf dem Wasser, Noah sieht zum Fenster hinaus. Die Taube mit dem Ölzweige kommt als Botin einer besseren Zeit geflogen.

III. Reihe. Ham verspottet seinen Vater Noah. (Rechts gewahrt man einen weißen Steinbock). 2. Isaak's Opferung. Der Herr nimmt dieses blutige Opfer nicht an, darum zeigt der Engel auf einen Widder im Gebüsche. 3. Der Durchzug der Juden durch das rothe Meer. 4. Moses schlägt das Wasser aus dem Felsen. 5. Die erhöhte Schlange

[1]) Wenn die Bibel aus Noailles (bibl. nat. in Paris fonds latins 6) wirklich aus dem 11. Jahrhundert stammt, so ist, da dort dieses Bild sich schon findet, dies wohl das älteste, bis jetzt constatierte Beispiel dieser seltenen Darstellung. Ich sage selten, denn dieses Bild findet sich nicht einmal auf dem berühmten Zittauer Hungertuche, obwohl dieses die reichste geschichtliche Bilderbibel enthält, so dass die Haimburger Fastenbibel auf Leinwand nur wie ein Auszug daraus erscheint (siehe Otte, Kunstarchäologie, I., S. 547). Über Darstellungen des Todes Kains durch Lamech handelt ausführlich Tikkanen, Die Genesismosaiken von St. Marco in Venedig, Acta soc. scient. fennicae, Helsingforsiae, 1891, p. 333 ff.

[2]) Auch die Erzählung der Missethat Lamech's an seinen Weibern wird dargestellt in den vatikanischen Octateuchen und zwar unmittelbar neben der Mordscene (Abbildung bei Tikkanen, a. a. O., Tafel V, 28). Dort ist auch Tafel 29 das Bild Paolo Uccellis in St. Maria novella in Florenz abgebildet, das am meisten Ähnlichkeit mit der Darstellung auf unserem Fastentuche zeigen dürfte. Der Tod Kains durch Lamech findet sich auch in der Florentinischen Kunst, nämlich in den Mosaiken des Baptisteriums zu Florenz und bei Paolo Uccelli, ebenso aber im 12. Jahrhundert in den Mosaiken von Monrealo in Palermo, ferner an der Façade des Domes zu Modena. Jedenfalls gehört ein solches Bild auf einem kärntnerischen Fastentuche, ja überhaupt auf einem Fastentuche, zu den ikonographischen Merkwürdigkeiten.

Digitized by Google

in der Wüste; ringsum gewahrt man die von den bösen Schlangen getödteten Menschen 6. Moses erhält die Gesetzestafeln.

Die folgenden drei Reihen enthalten Scenen aus dem neuen Testamente und zwar wird der Bestimmung des Fastentuches gemäß die ganze Geschichte des Leidens und Sterbens des Herrn ausführlich vorgeführt und mit dem tröstenden und zugleich das Erlösungswerk abschließenden Bildern der Auferstehung und Himmelfahrt geschlossen.

Die IV. Reihe enthält von links nach rechts folgende Darstellungen: 1. Der Palmeneinzug. 2. Christus vertreibt die Käufer und Verkäufer. 3. Judas kommt zu dem Hohenpriester, um Christum um Sündenlohn zu verrathen. 4. Das Abendmahl. 5. Christi Angst am Ölberge. 6. Der Judaskuss. Petrus mit dem Schwerte.

Die V. Reihe führt vor: 1. Christus vor dem Hohenpriester. 2. Christus vor dem Landpfleger. 3. Die Geißelung. 4. Die Dornenkrönung. 5. Christi Verurtheilung. Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld. 6. Christus fällt unter der Kreuzeslast; Simon hilft Jesum das Kreuz aufheben.

Die VI. Reihe zeigt: 1. Christus am Kreuze mit den klagenden Frauen. 2. Die Grablegung. 3. Christus steigt erlösend in die Vorhölle zu den Vätern. 4. Auferstehung Christi aus dem Grabe. 5. Christus erscheint Magdalena. 6. Die Himmelfahrt.

Die meisten dieser in Leimfarbe auf Leinwand gemalten Darstellungen sind ausgezeichnet erhalten und prangen im frischen lebendigen Farbenschmucke. Nur die Darstellungen der untersten Reihe haben gelitten, namentlich 5 und 6 der untersten Zone ist verblasst. Die Technik der Malerei ist sorgfältig, die Köpfe sind ausdrucksvoll, namentlich überrascht die Physiognomie des Moses und einiger Frauen. Sehr sinnvoll ist vor Allem die Auswahl der Bilder. Ich möchte sagen, das Haimburger Fastentuch führt ein einheitliches christliches Lehrgedicht vor. Dasselbe beginnt mit der Schöpfung, den ursprünglich in dieser obwaltenden Gottessegen vorführend (I. 1, 2, 3, 4). Es folgt der Sündenfall (I. 5) und mit ihm Jammer, Arbeit, Elend und Mord (I. 6, II. 1, 2, 3, 4, 5). Diesen schweren Vergehen folgt die Strafe (II. 6). Aber tröstend als ein Zeichen des Friedens und der kommenden Erlösung gewahren wir auf dem Sintfluthbilde die Taube mit dem Zweige der Versöhnung. Die folgenden Bilder aus dem alten Bunde sind höchst sinnvoll gewählt. Die Haupthandlung nämlich, auf welche das ganze biblische Geschehen hinzielt, und die daher auch am ausführ-

Digitized by Google

lichsten gegeben wird, ist die Erlösung der Menschheit durch Christi Leiden, Sterben und Auferstehung. Nachdem Bild III. 1 uns die Stammväter der durch die Sintfluth erneuerten Menschheit gezeigt hat, werden uns aus dem alten Bunde lediglich tröstende Typen, Vorbilder des kommenden Erlösungswerkes, vorgeführt. Die Oblatio Isaac's (III. 2) ist nämlich immer (so auch am Verduner Altare in Klosterneuburg) ein Vorbild für die passio domini, die Leidensgeschichte Christi. Der Durchzug der Juden durch das rothe Meer ist ein Typus illatus ante legem auf die Taufe Christi (so auch am Verduner Altare). Darstellung 4, 5, III. Reihe, zeigen die Erlösung aus großen Gefahren und sind oft gebrauchte Sinnbilder der Erlösung durch Christum. Die 6. Darstellung der III. Reihe aber führt typisch zusammenfassend und abschließend den alten Bund (die Gesetzestafeln) vor, als deren Erfüllung der neue Bund eintrat (Paulus, Koloß. 2, 17, Ebr. 10, 1). Nun folgt unmittelbar der neue Bund in seiner Erfüllung, das christliche Heilswerk in seinem schon im alten Testamente angekündigten Abschlusse, nämlich Leiden, Kreuzestod und Auferstehung. Die Himmelfahrt aber bildet den passenden Abschluss dieses sinnvoll angelegten und in Farben prangenden christlich typologischen Gedichtes.

* * *

2. Fragmente eines anderen Fastentuches, dessen Ursprung und örtliche Bestimmung leider nicht mehr zu ermitteln ist, befinden sich in den Sammlungen des kärntnerischen Geschichtsvereines zu Klagenfurt. Es sind noch 10 Blätter mit Darstellungen, auf Leinwand gemalt, vorhanden. Die einzelnen Reihen wurden nämlich zerschnitten in Einzelblätter und auf sehr festes Papier geklebt und dadurch erhalten. Die Darstellungen aber haben viel in den Farben und Formen gelitten und sind im Ganzen recht handwerksmäßig, einige Köpfe aber ausdrucksvoll und das Ganze immerhin beachtenswert. Da dieses Fastentuch noch völlig unbekannt ist, so wird bei der Seltenheit dieser Hungertücher eine kurze Abhandlung auch über dieses Fastentuch nicht überflüssig sein. Die Größe der einzelnen Bilder beträgt circa 100 Centimeter der Länge nach, die Breite fast 79 Centimeter. (Einzelne Blätter sind etwas mehr beschnitten als andere.) Vorgeführt wird dem Zwecke des Tuches entsprechend die Passion. Die Scenen beginnen 1. mit dem Palmeneinzuge. Hierauf folgt 2. die figurenreiche Darstellung des Abendmahles. Man gewahrt alle zwölf Apostel, vorne Judas mit

Digitized by Google

dem Geldbeutel. Johannes liegt auf Christi Schoß. Daran schließt sich 3. die schlecht erhaltene Scene am Ölberge (Christus mit drei Jüngern gewahrt man noch) und 4. die auch sehr verblaßte Darstellung des Judaskusses. 5. Christus wird von den Kriegsknechten vor den Hohenpriester geführt. Die Rüstungen in Zeittracht deuten auf das Ende des 15. oder den Anfang des 16. Jahrhunderts 6. Christi Verspottung; ein gut erhaltenes Bild. Das Gesicht Christi ausdrucksvoll, von den zwei Spöttern, die als Scheusale erscheinen, reicht der eine das Rohr. 7. Geißelung; schlecht erhalten. Die Schergen erscheinen auf allen Bildern als Menschen mit verzerrten, fast komischen Gesichtern. Sie mahnen fast an Figuren in Fastnachtsspielen. Das brutale Element wird also recht realistisch durch rohe Komik gegeben; ein echt deutscher Zug, doch fehlt die sorgsame Ausführung und Durchbildung der Figuren. Es folgt 8. die Darstellung der Verurtheilung Christi. Die Juden erheben stürmisch die Hände und verlangen die Verurtheilung Christi. Auch hier sind die Feinde Christi als derbe Büttel dargestellt. Pilatus gewahrt man in der Gerichtshalle; er wäscht sich die Hände. Diese Darstellung ist ziemlich gut conserviert. Da sich an dieses Bild sogleich die Auferstehung reiht, so ist anzunehmen, dass einige Darstellungen verloren gegangen sind, da der Tod Christi am Kreuze in keiner Passionsgeschichte ausgelassen wird. Das 9. Bild, die Auferstehung, ist schlecht erhalten. Der Auferstandene mit der Siegesfahne schreitet in die Vorhölle zu den Voreltern. Links gewahrt man verblasst eine Teufelsgestalt. An diese Passionsbilder schließt sich noch ein Bild, welches zwei Heilige vorführt, von denen die heil. Katharina mit dem Schwerte noch deutlich kennbar ist. Muthmaßlich haben wir es hier mit den Schutzheiligen der Stifter des Fastentuches zu thun. Die Costüme mehrerer Personen, so vor Allem die Rüstungen der Krieger mit den ausgebildeten Krebsen, vor Allem aber die Männertracht der Schergen am Verspottungsbilde und am Bilde der Geißelung weisen auf das Ende des 15. oder den Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Zeit der Entstehung dieses Fastentuches, hin. Die Technik der Malerei in Leimfarben auf Leinwand ist im Ganzen als roh und handwerksmäßig zu bezeichnen. Der Maler will derb realistisch wirken, aber es fehlt ihm das rechte Vermögen hiezu. Wie ungleich kunst- und maßvoller sind dagegen die Darstellungen am Haimburger Fastentuche!

Digitized by Google

Kleine Beiträge der altkärntnischen Ortsnamenkunde.

Von Dr. Richard Müller.

2. Millstatt.

Auch bei diesem Namen nütze ich aus der Zahl urkundlicher Belege in erster Reihe nur diejenigen, zumal ältesten, die der Untersuchung und Erkenntnis den Boden legen.

in locis **Milistat et Chróat** (d. i. **Chrowat**) vergabte circa 1065—75 der Edele **Waltheri** seinen Besitz an das Hochstift Brixen, und seine Mutter **Azala** bestätigte kurz darauf diese Schenkung: **Acta Tirolensia** 1, 80. 81 n° 224. 227.

Demselben Stifte schenkte der Edele **Perchtolt** circa 1075—90 **piscatorem unum apud Milistat** (wohl frühestes Zeugnis des Fischfanges im Millstätter See): a. a. O. 1, 108 n° 304.

Ältere Belege, beziehungsweise Formen sind mir nicht bekannt. Die vorliegenden sind aber bereits älter als die Gründung des Klosters Millstatt, deren genaues Jahr nicht feststeht und nur ganz allgemein zwischen 1070 und 1088 gesetzt wird. (Krones, Besiedelung der östlichen Alpenländer, S. 373 f. [73 f.]; Schroll, Archiv f. österr. Gesch. 77, 267.)

Die mittelhochdeutsche Form ist **Milstat: Sanquinus** (d. i. **Sangawini** „Sangesfreund") **de Milstat**, Urkundenbuch von Steiermark 1,545 n° 577 von c. 1175; **abbas de Milstat** ebenda 2,300 n° 210 von 1224.

Lediglich um des sachlichen Interesses stehen hier noch: **actum et datum Milstat sub arboribus ante monasterium, Fontes II. 1,** 96 n° 85 von 1269; und ob **amorem filie nostre ŷsalde, quam ad Milstat pro moniale dedimus**, a. a. O. 1, 133 n° 116 von 1272, Urkunde Cholos von Falkenstein.

Danach latinisiert in Urkunden und Chroniken **abbas Milstatensis.**[1])

Dass man den Namen schon im 14. Jahrhunderte nicht mehr verstand, ergibt sich aus der Form **Mülstat** im Urkundenbuche des Wiener Schottenstiftes [**Fontes II. 18**], S. 254 n° 255 von 1346; **Mulstat** Arch. f. K. österr. Geschichtsquellen 10, 212 f. n° 242 von 1458. Es waltet darin Umdeutung auf mittelhochdeutsch **mülstat** „Stätte, an der eine Mühle steht" (Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 1, 2225).

[1]) Niemals **Milstadensis**, was jeden Bezug auf das mittelhochdeutsche Neutrum stat, Genetiv stades „Gestade" ausschließt.

Digitized by Google

Wie in andern Fällen (wie z. B. bei Admont, worüber ich Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 1888, S. 287 gehandelt habe) geht auch hier der volksthümlichen Umdeutung jüngerer Zeit eine gelehrte zur Seite. Sie ist bekanntlich **Mille Statuis**, von angeblich an Orte und Stelle gefundenen tausend Standbildern heidnischer Götter:

„Juvenis: Quare dicitur Millstat? — Senex: Olium fuit ibi habitatio gentilium, qui diis mille statuas erexerunt, et sic de mille statuis dicitur Millstat,“ Senatorium s. Dialogus historicus Martini abbatis Scotorum Viennae bei H. Pez, Script. rer. austriac. 2, 644. Wahrscheinlich dieser Etymologie zu Liebe ib. pag. 643 die Schreibung **Millestadt**. Im Admonter Todtenbuche (a. a. O. 2, 200) unter dem 28. Jänner **Hainricus abbas de Mille Statuis**, d. i. Heinrich III. (c. 1307—1[illegible]), vgl. Todtenbücher von Admont (Arch. f. österr. Gesch. 66, 342); Todtenbuch von Millstatt (ebenda 77 271), beidemal Text und Anmerkungen.

Wieder anders versuchten es, als sie ins Kloster Millstatt eingezogen waren, die Jesuiten (vgl. „Neue Freie Presse“, Morgennummer 6849 vom 21. September 1883, Feuilleton): sie fanden im ersten Theile das slavische **milŭ**, „liebreich, gnädig,“ im Ganzen also eine **vox hybrida** und eine „Stätte der Gnade.“ — Solche Leidensgeschichte haben gar manche altösterreichische Ortsnamen auf dem oft langen dornenvollen Wege zu ihrer Erklärung durchmachen müssen, und wenn man sieht, was Zweifelhaftes hierin selbst heute noch geleistet wird, so scheint ein Ende dieser Leiden noch nicht abzusehen.

Freilich, das müssen wir unverhohlen bekennen, in unserm Falle ist es nichts weniger als leicht, die, oder auch nur eine richtige Erklärung zu geben. Angehen müssen wirs aber, nur natürlich auf andern, von den ältern Erklärern unbeschrittenen Pfaden.

Ortsnamen mit **stat** im zweiten Gliede gestatten eine zweifache Gruppierung. In der einen Gruppe ist der erste Theil der Zusammensetzung ein Appellativum oder auch ein Beiwort; dort ist die Composition in der überwiegenden Mehrheit der Fälle eine eigentliche, hier zumeist eine dativische uneigentliche. In der andern Gruppe erscheint **stat** im ersten Gliede mit dem Genetiv eines Personennamens verbunden, die Composition ist daher stets uneigentlich.

Digitized by Google

Innerhalb der ersten Gruppe können wir von der ohnedies nicht reich bedachten Unterclasse der adjectivischen eigentlichen oder uneigentlichen Zusammensetzung — bekannteste Beispiele **altenstat, niuwenstat, heilegen stat, sælegen stat; höchsteten, michelsteten** (neben **michelen steten**), **mittersteten** oder **mitteren steten** — absehen, da diese Art in Millstatt keinesfalls vorliegt. — Sehr reich ist die Verbindung eines Appellativums mit **stat** entfaltet, die Beispiele kaum zu erschöpfen; es sind technische Ausdrücke, zumeist des gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betriebes, aber auch reine Örtlichkeits-Bezeichnungen sind darunter. Zuweilen tauscht in ihnen **stat** mit dem gleichbedeutenden **stal** oder **slac**; die Fähigkeit, Ortsnamen zu werden, haben sie alle: nur dass der Fall nicht immer auch eintritt. Ich gebe hier, der Kürze wegen ohne die literarischen oder urkundlichen Nachweise, ein alphabetisches Verzeichnis der mir bekannten, zum größern Theile altbairischen und altösterreichischen Beispiele (vgl. übrigens Jac. Grimm, Deutsche Grammatik 2^2, 527; Deutsche Mythologie, S. 58): **alahstat, arch-, art-, auui-, bade-, binde-, binzen-, bliuwe-, boum-, brant-, brunnenstat** (uneigentlich), **burcstat** (und **burcstal**), **dinge-** (und **lêhendinc-**), **dorf-, vach-, veht-, veme-, fenni-, viur-, gadem-, gamel-, geisel-, glêt-, graba-, griez-, halle-, hamal-, hero-** (**herjo-**?), **hert-, hove-, hola-, houbet-, keller-, kirch-, kol-, crah-** (?), **krebe-, krebez-, kriuze-, lade-, leger-, lîm-, mahal-, market-, mel-, miet-, mirre-, mülstat** (nebst **mülslac** und **mülstal**), **mûr-, mût-, nagel-, outir-** (**ûtir-**?), **oven-, phaffenstat** (uneigentlich), **phanne-, presse-, rat-, rât-, sant-, slâti-, slîf-, smide-, spila-, tanz-, tîch-, tisch-, walg-, wendel-, werestat, werrstad** (altfriesisch), **wîc-, wîer-, wint-, wisemât-, wit-, zil-, zûnstat** Einige darunter (**hero-, crah-, outirstat**) sind dunkel oder verderbt. — Als Namen sind diese Verbindungen wohl nicht für Nominative, sondern für unflectierte locativische Dative **Singularis** zu nehmen: vgl. die Ortsnamen Brandstatt, Hallstatt, Radstadt, Schlettstadt, Teichstatt. Denn es findet sich auch der locativische **Dativus Pluralis**: Alstidi (**alahsteti**, s. o.), Amstetten, Artstetten, Asten (aus **auuistetin**), Dorfstetten, Griesstetten, Hirschstetten (aus **hertsteten**), Hofstetten (in Niederösterreich und Steiermark), Kirchstetten, Krenstetten (jenes alte **krebestat** enthaltend), Krustetten (**kriuzesteten**), Murstetten (wenn von **mûrstat**; doch s. unten), Ofenstetten u. s. w. Vgl. die beiderseitigen Parallelen oben in der adjectivischen Unterclasse.

In der zweiten Gruppe, der mit dem Genetivus eines Personen-

Digitized by Google

namens gebildeten, ist der Locativus Pluralis die stark ausgesprochene Regel: **Averames steten,**[1] **Gozînes steten,**[2] **Gritsânes steten,**[3] **Guntprehtes steten,**[4] **Iedunges steten,**[5] **Karles steten,**[6] **Chunihôhes steten,**[7] **Landprehtes steten,**[8] **Rantprehtes steten,**[9] **Râtmâres steten,**[10] **Ravanoltes steten,**[11] **Siten steten,**[12] **Trageboten steten,**[13] **Wartmannes steten,**[14] **Wizelînes steti,**[15] **Zeizmannes stetin.**[16] Die Nummern 1, 4, 8, 9, 10 sind steirisch; 3, 5, 6, 7, 12, 13, 14, 16 niederösterreichisch; 11 oberösterreichisch; 2 tirolisch; 15 krainisch. Vereinzelt mit dem Genetiv eines persönlichen Appellativums (s. oben **phaffenstat**) **Phaffen steten,** gleichfalls niederösterreichisch. Kärntische kenne ich nicht, mit Ausnahme des schon 1093 erwähnten und wie hier folgt geschriebenen Plêsteten bei St. Paul (Urkundenb. von St. Paul, S. 544a), das ich aber nicht verstehe. — Nominativus, beziehungsweise unflectierter Locativus Singularis ist in dieser Gruppe selten; ich kenne nur **Percin stat** (Rauch, **Rer. austr. script.** 2, 83), **Poran stat** und **Reinmâres stat** (beide bei Rauch 2, 42, 110); **ans stumphleins stat, an des pueben stat, an dez Gstyer stat** (= **Stieres stat**), **an der neunteufel stat** stehen neben einander im Urkundenbuche des Chorherrenstiftes Herzogenburg (ed. Faigl, Wien 1886), S. 241 n° 209 von 1360.

Urkunden der späteren althochdeutschen (altbairischen) Zeit zeigen in beiden Gruppen zuweilen **-steti,** was buchstäblich der (flectierte) locativische Dativus Singularis (vgl. **mahalsteti Muspilli** 77; **uuicsteti** ebenda 46; **alahsteti** Gramm. 2[2], 446, Myth. [3], S. 58; **in suelichero steti** Müllenhoff-Scherer, Denkmäler [2] **LXXVII,** 7); doch ist Auffassung als locativischer Dativus Pluralis mit abgeworfenem n keineswegs verwehrt, bei den als **locis piscationum** bezeichneten **arichsteti** der gefälschten großen Urkunde König Arnolfs vom 20. November 890 (Böhmer-Mühlbacher n° 1801) sogar gefordert. Die andern Fälle sind die niederösterreichischen **egilinsteti zeizmannestetin et abbatesteti** einer Urkunde von c. 987 (Meiller, Regesten der Babenberger, S. 2 n° 4 = Urkundenb. von St. Pölten 1, 4 n° 2), wo der voll ausgeschriebene Pluraldativ **zeizmannestetin** den beiden ihn umschließenden **egilinsteti** und **abbatesteti** seinen Charakter aufdrückt; ferner jenes krainische **Vuizilinesteti** 973, **Uvizilinesteti** 989 (Cod. dipl. austr.-fris. [Fontes II. 31] 1, 38. 44 n° 38. 43); endlich ein steirisches **Nordenestet Nordenstet** (d. i. **Nortwînes steten,** 1142—1171, Urkundenb. von Steiermark 1, 848a. 881b). — **Savarsteti** s. unten.

Digitized by Google

Nach einer dieser besprochenen zwei Gruppen muss Millstatt gehören: welcher, wird nun zu ermitteln sein.

a) Es gehöre zu der ersteren Gruppe, die eigentliche Zusammensetzung von **stat** mit einem Appellativum im ersten Gliede darstellt. Nach der, wie vorhin dargethan, so fruchtbaren Entwickelung derselben, nicht minder auch nach der späteren Umdeutung auf **mülstat** scheint ja dieser Fall von vorne herein der glaublichere; und da diese Gruppe vorwiegend aus technischen Ausdrücken besteht, wäre auch in „Millstatt" ein solcher zu suchen, beziehungsweise zu entdecken.

In den Urbarien des Bisthums Freising über dessen Güter in Kärnten und im Pusterthale findet sich mehrfach der Kunstausdruck **meilstat**, zwar schon als Wiesenname, aber seine ursprüngliche appellativische Natur noch deutlich verrathend. Ich setze die Stellen aus den Bänden 1 und 3 des **Codex diplomaticus austriaco-frisingensis** (**Fontes** II. 31 und 36) vollständig hieher:

unum molendinum in Niderndorf et quoddam predictum (lies **predium**) **in Meilstat** an Freising zurückgestellt, Band 1, S. 321 n° 298 von 1273.

Notandum eciam quod pratum Ratmarswis et unum watschar (abgabepflichtiges Gut: Lexer 3, 706) **et meilstat annis singulis colliguntur ad horreum domini episcopi**, Band 3, S. 33 a. 1305. — Mit etwas andern Worten S. 581 a. 1316 wiederholt: **item pratum Ratmarswis et unum watschar, et meilstat prata, que singulis annis ad horrea domini episcopi falcantur.** — Deutsch S. 597 a. 1316: **da selben ain wise haizzet Ratmarswise, und ain watschar und deu Meilstat, di° wisen, di° alle jar in des byschofes stadel sol werden geraytet.**

Die Zinsungen von dieser Wiese stehen S. 37 a. 1305: **item pratum Meilstat tres libras**; S. 572 c. 1305 **item de Meilstat etc.**; S. 587 a. 1316 **idem [Ra°ger sartor] habet pratum in Meilstat, de quo seruit octo libras etc.** Deutsch S. 603 a. 1316: **dar nach der neupruch auf der Meilstat geit XXX schilling und di° gehorent in di° purghu°r, und deu hat inne V°lreich der Wuerer. Vorher geht dar nach Raedele da selben hat ain wise an der Meilstat und dient da von VIII phunt und fu°r pawtayding IIII schilling etc.**

Nach dem Register, Band 2, 436b und 3, 663b wäre das der heutige Ort Malstatt bei Sillian im Pusterthale (den ich in dem von

Digitized by Google

der k. k. statistischen Centralcommission 1885 herausgegebenen Special-Ortsrepertorium von Tirol nicht finde). Dagegen vermuthet H. J. Bidermann in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines 1887, S. 286 in jenem **Meilstat** das Bad Maistatt bei Niederndorf. Was er übrigens daselbst weiter äußert, Maistatt sei die echte Form und das Ganze eine Stätte, an der einst Maifeste gefeiert worden, ist natürlich falsch.

Denn, wie es auch um jene ja ganz glaubliche Ortszuweisung stehe (vgl. den Beleg von 1273), uns genügt, dass jene **meilstat** in demselben Striche längs der obern Drau liegt, dem Millstatt angehört, und dass das Pusterthal im Mittelalter zu Kärnten gerechnet werden muss, so dass wir es jedesfalls mit einem engern kärntischen Ausdrucke zu thun haben — wie es also auch um die Ortszuweisung stehe, die Urkunden erweisen **meilstat**, nicht **maistat** als Grundform: und dies **meilstat** ist der bairisch-österreichische Vertreter eines regelrecht mittelhochdeutschen **milstat**. Dies erhellt sofort aus der Betrachtung der vorhin angeführten Stellen, die consequent mittelhochdeutsches î durch österreichisches **ei**, mittelhochdeutsches **ei** durch österreichisches **ai** wiedergeben. Gleich die Urkunde von 1273 hat **svaige** (Schwaige) neben **Meilstat**; S. 597 **ain, haizzet, geraytet** neben **Meilstat**; S. 603 **ain, pawtayding** neben **geit** (mittelhochdeutsch gît = gibet), **Veilreich, Meilstat.** Der Einblick in das Ganze der Aufzeichnungen bestätigt das noch mehr; insbesondere gewähren die SS. 587, 603 neben der **Meilstat** die Maiensteuer als **vectura Maii** und **mayenstewer**, durchaus mit **ai**, so dass vom **maien** in **meilstat**, aber ebensowohl von mittelhochdeutsch **meil** (**macula**, Fleck) ganz und gar keine Rede sein kann.

Dies provinzielle **milstat** kann entweder mit **mîle** (Meile) gebildet sein, oder etwa mit einem sonst nicht belegten **mîle** (Kohlenmeiler), das seiner Form nach zu slavisch **mile milje** (gleicher Bedeutung) in näherem Verhältnisse stünde, als das weitergeleitete, gleichfalls spätmittelhochdeutsche **mîler**, neuhochdeutsch **meiler**. (Wegen der übrigens dunkeln etymologischen Bezüge des deutschen und, wie es scheint, blos nordslavischen Wortes s. Deutsches Wörterbuch 6, 1911; Weigand, Deutsches Wörterbuch[2] 2, 65; Schade, Altdeutsches Wörterbuch,[2] S. 609a; Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache,[4] S. 227b f.) Mit „Meile" zusammengesetzt, wäre **milstat** etwa als „Raststätte" zu verstehen,[1])

[1]) **Stelle, wo eine Meile aus ist? vgl. den Ortsnamen Meilstain „Meilenstein", bei Rauch 2, 98.**

Digitized by Google

wie in den Alpen vielfach Flurstellen als **raste, viheraste, stille** u. a. schon aus dem Mittelalter benannt sind; mit „Meile(r)" wäre es gleich mittelhochdeutschem **kolstat** „Kohlstätte". Sich zwischen beiden Möglichkeiten zu entscheiden, fällt schwer, soferne man nicht in dem gänzlichen Fehlen jenes zweiten **mîle** „Meiler" in der lebendigen Sprache einen Grund für die Abweisung der zweiten Erklärung finden und behaupten will.

Damit aber das gefundene **mîlstat** auf Millstatt anwendbar oder, was dasselbe ist, die Namenbildung in letzterem mit jenem identisch wäre, müsste man nachweisen können, dass das nach der Mitte des 11. Jahrhunderts belegte althochdeutsche **milistat** mit langem i (also î) der Wurzel zu lesen und dass späterhin Verkürzung dieses î zu i eingetreten sei. Dieser Nachweis ist nicht zu führen. So viel wir sehen, hat Millstatt immer ein kurzes i besessen, es ist also auch die **milistat** von c. 1065—1090 so und nicht **mîlistat** zu schreiben. Auch wäre verwunderlich, dass hier ursprünglich langes î nicht wie in **meilstat** und hundert andern Fällen in neues **ei, ai** oder **a** sich gewandelt, sondern den Weg der Verkürzung betreten hätte.

Also ist Millstatt keine „Raststätte" und auch keine „Kohlstätte". Versuchen wir nun, ob **milistat**, mit seinem kurzen i der Wurzel, als technischer Ausdruck verständlich zu machen sei.

Als ersten Theil der Zusammensetzung nicht nur, sondern überhaupt als deutsches Wort kennen wir **mili** allein von althochdeutsch **militou**, mittelhochdeutsch **miltou**, neuhochdeutsch **Mehlthau** (mit Umdeutung auf **Mehl**), **rubigo**, der mehl- oder pilzähnliche Beschlag, der die Pflanzen befällt und sie verderbt. Dies **mili** ist dunkel; man (Kluge,[4] S. 228a; vgl. schon Schmeller[2] 1, 1589) stellt es zu gotisch **milith** „Honig" und hält ein westgermanisches **mili** für möglich, dem gegenüber das gotische Wort mit lingualem Suffix ebenso abgeleitet wäre, wie griechisch μελιτ. neben μελι, lateinisch **mel. militou** wäre danach „Honigthau" — doch weiß ich nicht, wo da das **Tertium comparationis** liegen soll — und sohin unsere **milistat** eine „Honigstätte", d. h. eine alte Stätte der Bienenzucht. Aber wer verhehlte sich, auf wie schwachen Füßen diese Erklärung stehe. Dies westgermanische **mili** in **militou** mit seiner Bedeutung „Honig" ist an sich schon problematisch; noch mehr, dass es in **milistat** ein zweites Mal sollte ausgeprägt oder vielmehr nachgeprägt sein; jedesfalls wäre das eine singuläre Namenbildung, wenn je es eine gab. Überdies heißen alte Stätten der

Digitized by Google

Bienenzucht (und Ansiedlungen daran) sonst gewöhnlich (zumal in Baiern, Ober- und Niederösterreich) zîdalârum „zu den Zeidlern" (weitergehend zîdelâripah „Zeidlerbach" u. s. w.); wir finden Zeidelweiden (althochdeutsch zidaluueida), Zeidelheim (mittelhochdeutsch zîdelheim, in Oberösterreich) und Zeidelhuben (mittelhochdeutsch zîdelhuobe), auf denen Zeidler gegen Zins sitzen; ferner „Methwang" (metewanc, Urkundenb. von Steiermark, 1, 873 a. b), Honigberge und Honigthäler als inneröstereichische Ortsnamen. Mit humbel, dem Namen der Waldbiene, sind gebildet und zeigen Orte an, wo Hummeln schwärmen und bauen, Ortsnamen wie (dâ ze den) humbeln, humbelecke, humbelæde, humbelweide (= zîdelweide); selbst humbelstat als Flurname findet sich (in der Humpelstat bei Lilienfeld, Todtenbuch dieses Stiftes [Fontes II. 41], S. 59. 165) und das gäbe vielleicht eine karge Stütze für milistat als „Honigstätte", — nur leider eine allzu karge.

(Schluss folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Alterthümer-Funde und Erwerbungen im Jahre 1891. Bei den diesjährigen Ausgrabungen in Frögg bei Rosegg wurden mehrere interessante, theils schon bei früheren Ausgrabungen vorgekommene, theils neue Formen von Gegenständen gefunden. Zu den ersteren gehören:

a) Bleifiguren in größerer Anzahl, sowohl Reiter, als menschliche Figuren, als auch Vögel und Räder

b) Bronzegegenstände, meist Nadeln und Fibeln, u. zw. letztere wieder meist zweischleifige Bogenfibeln, welche auf diesem Gräberfelde am häufigsten vorkommen.

c) Eiserne Messer.

d) Thonperlen von verschiedener Größe.

e) Bruchstücke rother und schwarzer Thongefäße.

f) Wetzsteine.

g) Holzbestandtheile.

An neuen Formen wurden gefunden:

a) Aus Blei eine bisher unbekannte Gussform einer männlichen Figur mit kurzen Beinen und Entenfüßen, ein Fingerring aus spiralförmig gewundenem Draht.

b) Aus Bronze eine große Schmucknadel mit Knöpfen aus Bernstein, ein gestieltes Handsieb, ein Kleiderhaft sammt Ring, ein spiralförmig gewundener Armreif.

c) Aus Eisen ein mit Eisen beschlagener Wetzstein.

d) Neue Formen von Thongefäßen, zumal ein Bruchstück mit aufgelegten Ornamenten aus schwarzem Harze.

Angekauft wurden folgende Stücke: Bruchstück eines Steinhammers aus Seeboden bei Spital, ein Bronzekelt von Amlach bei Spital, ein Messinglöffel von Egg

Digitized by Google

bei Spital, eine Bronzenadel von Reißberg im Lavantthale, eine eiserne Hacke vom Jäger am Egg im Lavantthale, ein eisernes Messer von Reißberg im Lavantthale, zwei Steine einer Handmühle, gefunden bei der Glanregulierung.

An Geschenken sind eingelangt: Bruchstück eines Bronzekeltes aus dem Lavantthale, Geschenk von E. R. v. Burger; eine eiserne Hacke aus Raibl, Geschenk von W. Hofbauer; eine Bronzenadel vom rechten Draufer bei Brenndorf nächst Völkermarkt, Geschenk des k. k. Ingenieurs J. Daimer; eine Bronzemünze „Vespasianus", gefunden bei Auen im Lavantthale, Geschenk des Gendarmerie-Wachtmeisters Lackenbucher, und eine keltische Münze aus Potin (eine Art Bronze), wahrscheinlich gefunden bei Eis, Geschenk von Dr. J. Meßner.

An römischen Inschriftsteinen wurden folgende, welche bisher noch nicht bekannt waren, gefunden:

a) Auf dem Magdalenenberge von dem Vereinsarchivar R. v. Jaksch:

P. POS — und — TITIVS
S. PIS — SPR
INGENVoS
HIC
SITVS

b) In Lieserhofen an der Außenseite der Kirche von den Herren R. v. Jaksch und Laschitzer:

L. SECCIO. SVMMO. O
ET. SECCIAE. CVPITAE. CON. EIVS
PARENTIBVS. OPTI
L. SECCIVS. SVMMVS. FIL
V. FET. SIBI. ET. VNIATE. FVCIAE. CON. OPT
H. M. H. N. S

c) In der Kirche zu Pollein bei Prevali:

QINCTO
RVDSCI. ET
ATECINAE
SINOMARI. F
CONIVG. ET. SIBI
ET. VNIANAE. MATRI

Endlich muss hier nachgeholt werden, dass die in der „Carinthia I." 1891, S. 60, veröffentlichte Inschrift aus Thörl nach Prof. Dr. Hirschfeld in Berlin richtiger folgendermaßen zu lesen ist:

I. O. M. ET
GENIO. D. N
ANTONINI. PI
FELICIS. AVG
RESTITVS
[T] VTOR. BF. COS
[L] EG. II. ITA
ANTONINIAN
V. S. L. M
[L] AETO II ET CERIAILE COS

(NB. Dieser Stein stammt aus dem Jahre 215 n. Chr.) Hauser.

Digitized by Google

Das „Spitzelofen-Denkmal" bei St. Georgen in Kärnten und dessen bergpolizeilicher Schutz. In der Zeitschrift für Bergrecht Bd. XXXII. 4 ist unter diesem Titel ein interessanter Aufsatz erschienen, welcher den Mittheilungen des k. k. Berghauptmannes Josef Gleich in Klagenfurt an die Redaction obigen Blattes entnommen ist. Nebst einer kurzgefaßten Zusammenstellung alles dessen, was sowohl in montanistischer als historischer Hinsicht über das fragliche Denkmal zu sagen ist, enthält dieser Aufsatz Folgendes: Zu den Beschränkungen, welche nach dem österreichischen allgemeinen Bergrechte vom 23. Mai 1854 (§§ 18 und 222) sowohl den Schürfarbeiten als auch dem Bergswerksbetriebe „aus öffentlichen Rücksichten" auferlegt werden können, gehören u. a. die Schutzbezirke, innerhalb deren keinerlei bergmännische Arbeiten ausgeführt werden dürfen. Im Laufe der Zeit ist in Österreich eine größere Zahl solcher Schutzbezirke festgestellt worden und zwar hauptsächlich zur Sicherung gemeinnütziger Heilquellen und Trinkwasserquellen, wie in ähnlicher Weise auch die Bergbehörden in Preußen auf Grund des Berggesetzes vom 24. Juni 1865 verfahren haben. — Neuerdings hat — wohl zum ersten Male — auch ein „historisches Denkmal" einen gleichen bergpolizeilichen Schutz gegen die Gefahr der Beschädigung oder Zerstörung durch den Bergbau gefunden. Es handelt sich hiebei um das sogenannte „Spitzelofen-Denkmal" bei St. Georgen in Kärnten (Lavantthal) — einer etwa 12 m hohen und nahezu ebenso breiten, künstlich geebneten, aus grobkörnigem Urkalk bestehenden, hoch und sehr malerisch gelegenen Felswand mit einer römischen Inschrift. Nach einer in der Gegend allgemein verbreiteten Sage sollen in der Nähe des Denkmals Schätze verborgen sein. Anscheinend hierdurch veranlaßt, setzte ein Bergmann im Jahre 1885 unter jener Inschrift einen Stollen an, dessen Fortbetrieb ohne Zweifel zur Zerstörung derselben geführt haben würde, damals aber auf Einspruch des Grundbesitzers eingestellt wurde. Wohl mit der Absicht, die Schatzgräberei mit größerer Sicherheit ausführen zu können, meldete derselbe Bergmann im Jahre 1888 einen Freischurf an, welcher ihm auch bestätigt wurde; aber die hierauf unternommenen Schürfarbeiten wurden unter Hinweis auf den § 18 des Berggesetzes ebenfalls eingestellt, und ihre Fortsetzung wurde davon abhängig gemacht, daß vorher ein Schutzkreis für das Denkmal festgestellt werde. Letzteres geschah laut Kundmachung der k. k. Berghauptmannschaft zu Klagenfurt vom 30. November 1890."

K. B Hauser.

Zu Much's Behauptung, daß während der Zeit der Slavenherrschaft in Kärnten eine germanische Bevölkerung im Lande vorhanden gewesen sei, findet sich eine sehr bemerkenswerte Analogie in den Mittheilungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1890 (Seite 518—521). Es wurden nämlich gelegentlich der Planierungsarbeiten auf dem zu Berieselungszwecken seitens der Stadt Berlin angekauften, eine Meile nordwestlich von Berlin gelegenen Gute Rosenthal am 5 August 1890 einige vorgeschichtliche Funde gemacht, welche offenbar altgermanischen Ursprunges sind. Darunter befand sich auch ein Goldbrakteat, welcher aus verschiedenen Gründen auf die Zeit zwischen 600 und 800 Jahre nach Christo hinweiset. Der Berichterstatter dieses Fundes Herr R. Bartels macht hiezu folgende Bemerkung: „Es ist dies eine Zeit, in welcher bei uns unbestritten die Slaven oder Wenden (Wilzen, Sorben und Obotriten) bereits seit Jahrhunderten zur vollen Herrschaft gelangt sind. Erwägt man nun, wie von erfahrenen Forschern, ganz neulich von unserem Mitgliede Dr. W. Schwartz, in einer zur Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthums-

Digitized by Google

Vereine zu Schwerin i. M im September 1890 eingereichten Abhandlung aus mythologischen, sprachlichen und anderen Gründen immer wieder darauf hingewiesen wird, dass ein Bestand heidnisch-germanischer Bevölkerung unter den zur Herrschaft gelangten heidnischen Wenden bei uns zurückgeblieben sein müsse, so bringt der Rosenthaler Fund eine ungeahnte Bestätigung für diese Behauptung."

K. B. Hauser.

Literaturberichte.

Die Flurnamen des Burgamtes Villach nach dem Urbar des Martin Behem. Zusammengestellt von Johann Staunig, k. k. Professor. 22. Jahresbericht des k. k. Staats-Gymnasiums in Villach. 38 S.

Diese Schrift ist eine sehr willkommene Bereicherung des toponomastischen Materials, um so willkommener, da sie aus einem Urbare des Oberlandes geschöpft ist. Denn während für Unterkärnten, im besonderen für die beiden Bezirkshauptmannschaften Völkermarkt und Wolfsberg, das urkundliche Material durch die gelehrten Arbeiten des um die kärntische Geschichtsforschung so hochverdienten Beda Schroll (Urkundenbuch von St. Paul, Regesten des Augustiner Chorherren-Stiftes Eberndorf, das Prämonstratenser-Stift St. Maria zu Griffenthal) fast vollständig der Öffentlichkeit vorliegt, fehlten bisher ähnliche Publicationen aus den Urbaren von Arnoldstein, Ossiach, Millstatt, Villach u. s. w. Reiche Ausbeute ist in dieser Beziehung auch aus den Gurker Urbaren zu erwarten. Gienge vollends der Plan eines Urkundenbuches von Kärnten in Erfüllung, so wäre die Ortsnamenforschung nicht die letzte Disciplin, die aus einem derartigen Werke großen Gewinn ziehen könnte. Denn auf die Wichtigkeit der urkundlichen Namensformen brauchen wir an dieser Stelle nicht erst besonders hinweisen zu sollen.

Die vorliegende Arbeit nun gliedert sich in zwei Theile. In dem ersten bespricht der Verfasser nach einer kurzen Einleitung, die der Hauch der Jugenderinnerung umweht, die Vorstellungen, welche der Ortsnamengebung, soweit sie die Appellativa betrifft, zu Grunde liegen, nämlich 1. das Relief des Bodens und seine Zusammensetzung, 2. das Wasser, 3. die Culturformen, 4. die Vegetation, 5. die Thiere, 6. die Wege und ihre Hindernisse, 7. Haus und Hof ꝛc., 8. Wahrzeichen religiöser und politischer Art und 9. Form und Farbe, während der zweite Theil die Zusammenstellung der Flurnamen nach der Anordnung und Schreibung im Urbar enthält. Der erste Theil kann uns selbstverständlich nichts Neues bringen. Die Grundsätze der Ortsnamenforschung sind eben durch Förstemann, Miklosich u. a. derartig lichtvoll entwickelt und festgestellt, dass es schwer fallen würde, denselben wesentlich neue Merkmale hinzuzufügen. Der Verfasser hätte daher diesem Theile seiner Arbeit erhöhten wissenschaftlichen Wert verliehen, wenn er sich die Erklärung der Orts- und Flurnamen zur systematischen und nicht blos gelegentlichen Aufgabe gemacht hätte. Es genügt nicht, die der Ortsnamengebung zu Grunde liegenden Appellativen in Gruppen vorzuführen, sondern dieselben müssen an dem Quellenmaterial des Urbars ihre Anwendung finden. Sonst lauft man Gefahr, Appellativa zu nennen, die in den Flurnamen des Urbars nicht vertreten sind, oder es enthält umgekehrt dieses Flurbezeichnungen, für die man im ersten Theil ein Appellativ

Digitized by Google

vergeblich sucht. Der Verfasser scheint auch in dieser Hinsicht keine Vollständigkeit beabsichtigt zu haben. So vermißt man in der Rubrik Relief des Bodens mehrere in der Namengebung oft gebrauchte Ausdrücke als polica (Terrasse, davon im Urbar: auf der Policzen), osojen (schattseitig, davon im Urbar: Ossiachberg), peč (Fels, Stein, davon im Urbar: Burenia petsch), sreda (Mitte, davon im Urbar: Osriedeck, aufm Schredia), predel (Grenze, davon im Urbar: Riegel Prieball) und das so häufige holm (Kuppe, davon im Urbar: Kumiz, Kunizberg); in der zweiten Gruppe wäre reka (Bach, davon im Urbar: Madriekh = Medreke), in der 4. (Vegetation) das beliebte lipa (Linde) und noch beliebtere bor (Föhre, Kiefer) nachzutragen. Bei den Culturformen des Bodens ist vrt (Garten) zu streichen, sofern es zur Erklärung der Flurnamen Wärda, auf der Warthen, Wartien dienen soll. Denn diese sind abzuleiten von brdo (der Abhang, die Leiten). Die Erklärung der slovenischen Namen bietet ungleich größere Schwierigkeiten, da sie aus dem Volksmunde geschöpft, somit dialectisch gefärbt sind und von einem, wie schon ein kurzer Einblick in das Urbar lehrt, des Idioms unkundigen Manne aufgezeichnet wurden. Es mögen deshalb einige Berichtigungen und Zusätze gestattet sein. Schießelitzen stellt Prof. Staunig zu železo (Eisen). Es dürfte vorzuziehen sein, den Namen von kisel (sauer), kiselica (Sauerrampfer) abzuleiten, da das letztere im Dialecte ćiselica lautet; dieselbe Ableitung gilt auch für das „Ackerlein Ziessalizen" (S. XXVII); Bassär (S. XI) hat zur Grundlage požar (Brand, Seng), anstatt pasti (weiden). Nicht beistimmen kann man der Deutung Gruschitzen von gruda; es ist das Deminutio zu gruča (Scholle, Klumpen), was freilich dasselbe bedeutet wie gruda, vgl. die Grutschen bei St. Paul im Lavantthale. Die Flur „unter der Graliza" kann nicht auf grad zurückgeführt werden. Die im Urbar vorkommenden Ableitungen von grad lauten Graschänizen, Graschnitzen, Gratschanitzen (jetzt Graschelitzen). Die Form graliza ist gleich der Schreibung Gragliza, das der Verfasser S. XVI richtig aus krog (Kreis), okrogel (rund) erklärt. Der „Rigl Jerebicobiz" findet seine Deutung in jerebika, jerebikovec (der Vogelbeerbaum sorbus aucuparia, vgl. Mikl. Etym. Wörterbuch p. 375), und es wäre das Wort in die Gruppe Vegetation der ortsnamenbildenden Appellativa aufzunehmen. Geradezu interessant sind jene Flurnamen, welche zweisprachig auftreten und deren Bedeutungen sich decken; z. B.: in Mitterling in der Auen osriedeck genannt (sreda = Mitte); Madriekh = zwischen Pächern (reka = Bach); in der Schiebelitzen, auch die Scheibelwiesen = bei der Enndthaubstatt (šibenice, šebelica, šibenica = Galgen vgl. Mikl. Etym. Wörterbuch p. 339).

Im zweiten Theile wären einige Lesungen zu corrigieren, und zwar wie sie uns die Abschrift des Urbars aus dem Ende des 18. Jahrhundertes bietet. Für Berotten (S. XIX) hat das Urbar Berollen (p. 187), anstatt Miegere (S. XIX) ist zu lesen Miegern (p. 160), was von Medgorje = Zwischenbergen abzuleiten ist, vgl. Mieger und Maigern; ferner Stenizen (p. 298) statt Sternizen (S. XXI), Khnessa (p. 297 und 310) statt Khuessa (S. XXI), Priessia (p. 301) statt Prießnia (S. XXI), Jeuschiza (p. 496) statt Jruschiza (S. XXIV), Riegl Stshedum (p. 548) statt Stehedum (S. XXV), Gerassach (p. 650) statt Geraßach (S. XXVII). Auf Grund dieser Lesungen lassen sich diese Namen auch ohne Schwierigkeit erklären: Stenizen von stena (Wand), Khnessa von knez (Fürst), Priessia von breza (Birke), Jeuschiza von jelša (Erle) und Gerassach ist gleich Krassach von kras. Beim Flurnamen Nassbossa, der in dieser Schreibung mehreremale vorkommt und keine

Digitized by Google

Erklärung zuläßt, wäre auch die Form Nabossa (Urbar p. 554) zu verzeichnen gewesen, da man nur mit Hilfe dieser dem Namen beikommen kann: Nabossa ist gleich na vozu, was die dialectische Aussprache ist für: na logu = in der Au, und so wäre auch log als ortsnamenbildendes Appellativ unter Gruppe 4 aufzunehmen. Auch der Flurname Nadossa dürfte nur eine urkundliche Variante von Nabossa sein. Ebenso scheint Labina (S. XXI) ein Schreibfehler für Ladina zu sein; beide kommen nämlich in der Gemeinde Pogöriach vor und haben dieselben Besitzer. Als Druckfehler wären zu notieren: potoke (S. VIII) richtig potok, sec (S. XI) richtig sek, die Silbercarmerin (S. XVIII) richtig die Silber-Cramerin, Giely Triessingg (S. XXV) richtig Gielg Triessnigg, Sonnbent feuerstatt (S. XXVI) statt Sonabent feuerstatt, Motschilläd (S. XXVII) richtig Motschilläch, Meschewerda (S. XXVI) richtig Meckhewerda, na rida (S. XXV) richtig na ridi, na hata (S. XXV) richtig na hatu, ebenso na hatu (S. XXV) statt na hat, stegne oder stehne (S. XXV) für stechne; consequent ist borst für borst geschrieben, im Slovenischen gibt es kein r; pri Lasečetu (S. XXV) statt per Lasečet.

Diese geringen Ausstellungen und Verbesserungen, welche sich nur auf die Behandlung der slovenischen Namen beziehen, können aber die Verdienstlichkeit der ganzen Arbeit nicht schmälern, und wir wollen ihr im Übrigen auch rückhaltlos unsere Anerkennung zollen. Zudem wir diese Zeilen schließen, geben wir dem Wunsche Ausdruck, der Herr Verfasser möge uns bald wieder mit einer ähnlichen Gabe erfreuen, dabei aber auf die Constatierung der Identität der urkundlichen Flurnamen mit den heutigen ein besonderes Augenmerk richten, wie er es auch in der vorliegenden Zusammenstellung gelegentlich, z. B. bei der Gemeinde Turdanit, gethan hat.

Johann Scheinigg.

Ein Wort der Entgegnung auf die Besprechung der Neckheim'schen Sammlung: „222 echte Kärntnerlieder, 1. Abth.“, im 1. Hefte des 82. Jahrganges der „Carinthia I.“

Es möge mir an dieser Stelle gestattet sein, der im Ganzen wohlwollenden und anerkennenden Besprechung dieser auf meine Veranlassung und unter meiner Mitwirkung herausgegebenen Sammlung von echten Kärntnerliedern einige Worte der Abwehr oder Richtigstellung beizufügen. Ich werde mich hiebei der möglichsten Knappheit befleißen.

1. Herr Hans Neckheim wurde nicht erst durch mich angeregt, die vorhandenen Lieder zu sammeln, sondern nur die bereits vorhandene Sammlung „Die Frucht eines mehr als zwanzigjährigen Sammeleifers“ (Vorwort S. 1) herauszugeben.

2. Der Herr Recensent scheint von uns zu fordern, dass wir eine photographische Copie der Art und Weise, wie die Kärntnerlieder „vom eigentlichen Volke“ — nicht von den „Städtern“ — gesungen werden, hätten geben sollen. Ohne zu bestreiten, dass eine solche Arbeit interessant und verdienstlich wäre, muss ich doch betonen, dass Herr Neckheim diese Absicht gar nicht gehabt hat. Er sagt ja im Vorwort, S. 1, ausdrücklich, dass ihm die ideale und doch ungekünstelte Art und Weise, wie die Herren Dr. Alois Kölwich, Gustav Höferer, R. v. Hillinger und Koschaker das Kärntnerlied bis vor mehreren Jahren in Klagenfurt sangen, als Muster vorgeschwebt sei. — Zudem wird das Kärntnerlied „vom eigentlichen Volke“ da so, dort anders gesungen, welche Sangart hätte da wiedergegeben werden sollen? Und hätten

Digitized by Google

wir hoffen dürfen, unser eigentliches Ziel zu erreichen, das ja doch darin bestand, das Kärntnerlied *gesungen* zu wissen, wenn Herr Neckheim die Lieder in der von dem Herrn Recensenten selbst als „nicht immer musikalisch richtigen" Form gebracht hätte? — Die vorliegende Art zu singen nach Schmölzer als „slavische Modulation" zu bezeichnen, wird wohl kaum jemand unternehmen, der weiß, *wie* unsere Slaven, die Slovenen, zu singen pflegen.

3. Der Herr Referent scheint meine Bemerkung „die führende Stimme ist der 2. Tenor" missverstanden zu haben. Ich wollte damit ja doch nur sagen, dass die Hauptstimme, die Ansängerstimme dort notiert ist, wo in den Partituren der Männerchöre der 2. Tenor steht. Ist ja doch in der Vorrede ausdrücklich gesagt, dass der Ansänger ein *Bariton* ist. Der *Tenor-Bariton* singt jedoch bis g (ein Bass-Bariton um einen Ganzton tiefer) und wird gewöhnlich dessen Part im Violinschlüssel geschrieben. — Fest steht im Kärntnerliede nur die Ansängerstimme, der Überschlag und der Bass (die tiefste Stimme). Was das „eigentliche Volk" noch hinzufügt, ist nach Ort und Zeit verschieden. Die oberste Stimme unserer Wiedergabe, dort notiert, wo sonst die Partie des 1. Tenores steht, ist der *Überschlag*, und ist laut Vorwort von einem Bass-Bariton im Falsett zu singen, nicht aber von einem 1. Tenor eines Männerquartettes; damit entfällt alles, was Herr Schüttelkopf über das Ruinieren der 1. Tenore ꝛc. sagt. Nebenbei gesagt, *ruiniert* man auch eine *Tenor*stimme durch die Pflege des Falsetts nicht, sondern *schont* sie dadurch.

4. Was die Wiedergabe der Texte anbelangt, habe ich in dem von mir geschriebenen Theile des Vorwortes, S. 6, unten ausdrücklich erklärt, dass nicht ich die Texte gesammelt und kritisch festgestellt habe. Ich muss Herrn Schüttelkopf die Freude schon verderben, die er darüber empfindet, dass die mundartlichen Verstöße, die sich in dem Buche ja unleugbar vorfinden, ausschließlich auf meine Rechnung zu setzen seien. Wenn ich auf S. 8 sage, dass ich mit Neckheim die Correctur des Textes und der Noten besorgte, so ist damit die Correctur der Druckbogen im Vergleiche mit dem Manuscript, nicht die kritische Feststellung des Textes gemeint, an die ich mich nicht gewagt hätte, obwohl mir die kärntnerische Mundart seit meiner Jugendzeit recht gut bekannt ist. Von den beanständeten Anmerkungen kommt nur die zweite auf mein Conto. Ich schrieb aus dem trefflichen Wörterbuche von *Weigand* aus: „Der Schot'n = *Aus der Molke süßer Milch abgesonderter Quark.* (Schmeller III, 416.)" Und was sagt Lexer? „schotte m., eine Art Käse; *es wird der aus den Molken abgesonderte Quark* durchgesalzen *mit Kümmel* gemischt und darauf in einen Kübel gepresst. . . ." Lexer verweist überdies hier ebenfalls ausdrücklich auf Schmeller III, 416! So also sieht das Verbrechen aus, das zur großen Freude des Herrn Schüttelkopf ich, und niemand anderer, begangen habe.

Schließlich will ich noch mittheilen, dass bei einer Neuauflage der Text von einem „Dialectkundigen" genauestens durchgegangen werden wird. Hoffentlich wird es uns dann gelingen, allen Forderungen, die in dieser Hinsicht billiger Weise an ein derartiges Werk gestellt werden können, gerecht zu werden

Prof. Dr. J. *Pommer*.

Digitized by Google

Der vorstehenden Entgegnung stellt der unterzeichnete Recensent Folgendes entgegen:

Die Thatsache, dass Herr Prof. Dr. J. Pommer gleich zu Beginn seiner Entgegnung zugibt, dass ich der Neckheim'schen Sammlung mit Wohlwollen und Anerkennung gegenüberstehe, sollte eigentlich hinreichende Antwort auf voranstehende Gegenkritik sein — und ich beschränke mich auf kurze sachliche Bemerkungen, von denen die erste eine Druckfehlerverbesserung ist, wodurch der Ausdruck „slavische Modulation" verständlicher wird. Es soll nämlich in meiner Besprechung heißen: „bei den andern treten oft leicht zu vermeidende, vom eigentlichen Volke auch nicht geübte Mollklänge (nicht Vollklänge) auf."

Die Bemerkung „die führende Stimme ist der zweite Tenor" habe ich keineswegs missverstanden, bringen ja doch die bisher edierten Kärntner Liedersammlungen den vier- oder fünfstimmigen Satz bisweilen in derselben Weise, heben auch die vorsingende Stimme durch stärkere Noten in der 2. Tenorlage hervor, was bei der vorliegenden Sammlung, wie mir gesagt wurde, beabsichtigt war, aber nicht durchgeführt werden konnte. In der Vorrede ist auf derselben Seite gesagt, dass der „Anfänger" in der Regel ein Bariton ist, wo es dann später heißt, „dem widersprächen nicht die Gesänge mit dem Tenor als Anfänger." Ob das „Überschlagen" zur „Schonung" von Tenorstimmen beiträgt, bleibe dahingestellt.

Gerne nehme ich den dem Herrn Pommer gemachten Vorwurf, textliche Sünden auf dem Gewissen zu haben, völlig zurück, da er nur die Correctur des Bürstenabzuges nach dem Manuscripte und nicht eine Correctur des letzteren selbst besorgte. Was aber die Erklärung des Wortes „Schot'n" = „Aus der Molke süßer Milch abgesonderter Quark" betrifft, so ist sie für den Sprachgebrauch der Krappfelder Gegend trotz Schmeller, Weigand und Lexer unrichtig, da man unter Schot'n den beim Gerinnen der sauren Milch sich absondernden, noch ungesalzenen festen Bestandtheil versteht, der flüssige Bestandtheil heißt „Kawässer".

V. Schüttelkopf.

Die Benützung der Alpenpässe im Alterthum. Von F. v. Duhn. (Neue Heidelberger Jahrbücher, Jahrgang II, Heft 1, p. 55—92.)

Dieser interessante Vortrag, welcher am 26. October 1891 im histor.-philos. Vereine zu Heidelberg gehalten wurde, bringt den gründlichen Nachweis, dass die großen Handelsvölker des Alterthums, Griechen und Phönikier, die Alpenpässe mieden, und dass die Hypothese eines etruskischen Tauschhandels nach dem Norden, worüber Bücher geschrieben worden sind, auf irrigen Voraussetzungen beruht. Nicht nur die östlichen Alpenpässe hier in Kärnten, auch die beiden Bernhardpässe und der Mont Genèvre, haben nur einen localen Verkehr vermittelt.

Hauser.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

82. Jahrgang.

Nr. 3.

Klagenfurt 1892.

Druck und Verlag von Jos. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Das Erdbeben in Karnten im Jahre 1348 und die Zerstorung von Villach. Nach den mittelalterlichen Quellenberichten geschildert von Prof. Dr. F. G. Hann 69

Kleine Beiträge der altkarntnischen Ortsnamenkunde. Von Dr. Richard Müller. 2. Millstatt. (Schluss) 80

Volkssagen aus dem Gailthale. Von Fr. Franziszi. 1. Die weiße Gemse. 2. Die saaligen Frauen. 3. Der Eber. 89

Sprüche und Gebete gegen Krankheiten. Aufgezeichnet am Knappenberge von Balth. Schüttelkopf. 1. Gegen die Gicht. 2. Gegen die „Warta". 3. Gegen das „Auf die Augen kriegn". 4. Spruch zum Stillen des Blutes. 5. Gegen das Augenmal. 91

Kleine Mittheilungen:

Die Malereien in der Kirche zu Tiffen. Von Prof. Dr. F. G. Hann . . 94

Das bajuvarische Bauernhaus. Von Karl Baron Hauser 96

Literaturberichte:

Mittheilungen aus dem vatikanischen Archive. Herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Gesammelt von A. Fanta, F. Kaltenbrunner, F. v. Ottenthal. Mitgetheilt von F. Kaltenbrunner. Besprochen von Aug. v. Jaksch 97

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 3. Zweiundachtzigster Jahrgang. 1892

Das Erdbeben in Kärnten im Jahre 1348 und die Zerstörung von Villach.

Nach den mittelalterlichen Quellenberichten geschildert von Prof. Dr. F. G. Hann.

Kein Naturereignis, in Kärnten nicht blos, sondern in ganz Mitteleuropa, läßt sich an zerstörender Gewalt und Furchtbarkeit, an Ausdehnung und an Menschenopfern, die es forderte, mit dem Erdbeben und den durch dasselbe bedingten Bergstürzen vom 25. Jänner 1348 vergleichen. Die Geschichtsquellen betonen einstimmig das Unerhörte dieser gräßlichen Katastrophe, so nennen zwei italienische Geschichtsquellen[1]) und die **Annales Wratislavienses** dieses Erdbeben geradezu das größte und ein deutscher, von einem Zeitgenossen aufgezeichneter Bericht sagt, daß am Pauli Bekehrungstage ein Erdbeben kam, „so groß, daß man wolt, das von anevang der welt so große erdpidem nye geschache.“[2]) So furchtbar, berichtet Heinrich von Hervord in seiner Chronik,[3]) war diese Katastrophe, daß jeder an seinem Leben verzweifelte, und so betäubt vor Schreck waren die Überlebenden, daß, wie uns nach Augenzeugen bei Rubeis erzählt wird, die Erde ein Schreckbild zeigte, dem Schwerte des zürnenden Weltrichters vergleichbar.[4]) Nach den auf gleichzeitigen Mittheilungen des Ordensconventes der Dominikaner in Friesach an den deutschen Ordensprovinzial beruhenden Aufzeichnungen Heinrichs von Hervord fielen dem Erdbeben allein in

[1]) **Cortusii Patavini historia, Muratori Scriptores, VII. cap. 14 und Chronicon Estense, ebenda, XV. p. 448.**

[2]) **Pez Script. I. 965.**

[3]) **Heinrich von Hervord Chronicon edidit Potthast 1859, p. 268.**

[4]) **Rubeis necrol. in Tabulario capituli Civitatensis, appendix 43.**

Digitized by Google

Kärnten und Krain, wo es nach dem einstimmigen Berichte aller Zeitgenossen vor allem wüthete, 40.000 Menschen zum Opfer,[1]) kein Wunder daher, dass alle bedeutenderen deutschen und italienischen gleichzeitigen Geschichtsschreiber von Lübeck bis Florenz, von Straßburg im Elsass bis nach Polen diesem unerhörten Schreckenisse ihre Aufmerksamkeit schenken, umsomehr als unmittelbar darauf vom Oriente her die entsetzliche Pest, das größte Sterben, durch Europa wanderte und so beide Landplagen in der Erinnerung sich in Eins verbanden.

Da noch niemals sämmtliche Quellenberichte über dieses Ereignis gesammelt und auf Grund aller dieser allein maßgebenden historischen Belege die Katastrophe von 1348 rein geschichtlich dargestellt wurde, so geschieht dies hier zum erstenmale.[2])

Dürfen wir den Mittheilungen Glauben schenken, welche ohne Zweifel nach uns verlorenen Quellen Marian in seiner **Austria sacra**[3]) gibt, so hat sich nach dem Glauben und Aberglauben der Zeitgenossen das große Erdbeben von 1348 durch allerlei Zeichen und Wunder angekündet, so durch einen geschwänzten Kometenstern im Jahre 1340, durch die verheerenden Heuschreckenschwärme, vor allem aber durch fürchterliches Donnern und Blitzen am heil. Dreikönigstage. Ein Wintergewitter mit zündenden Blitzschlägen hat im Januar 1348 zweifelsohne in unseren Gegenden gewüthet, denn auch ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, der Franziskaner Detmar in Lübeck, spricht davon, dass um dieselbe Zeit, als das große Erdbeben war, „de blixsem von deme hemmele vorbrande twe stede und alle de darinne waren."[4]) Was aber die abergläubischen Menschen besonders schreckte und nach dem herrschenden

[1]) Henrici de Hervord chronicon, ibidem, p. 269.

[2]) Über das Erdbeben von 1348 handelt Hoefer, Die Erdbeben Kärntens, p. 7 bis 10. Er kennt aber nur wenige gleichzeitige Quellennachrichten und hält sich im übrigen an theilweise recht unverlässliche literarische Hilfsmittel. Das Beste leistete Paul Grueber in der Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architectenvereines. Wien. 41. Jahrgang. 1889. Heft I. (Regulierung des Gailflusses in der Strecke Nötsch-Schütt.). Er gibt ein durchaus sachverständiges und klares Bild der Wirkungen des Erdbebens und des Antlitzes der Erde an der genannten Stelle. Die Aufsätze in der „Carinthia" 1815 vom Lehrer Stüecler und von Weiß, „Carinthia", 1865, p. 361 ff., wo zwei unwichtige Quellenbelege schlecht und voll von Lesefehlern abgeschrieben erscheinen, sind unbrauchbar.

[3]) Marian, Austria sacra, Wien, 1782, III. Theil, V. Band, p. 366 ff. Anmerkung p. 368.

[4]) Detmar, Die Lübeckischen Chroniken, herausgegeben von Grautoff, I. Theil, p. 265.

Digitized by Google

astrologischen Glauben geradezu als eine himmlische Erscheinung bezeichnet wurde, welche das große Erdbeben verursacht habe, war eine Mondesfinsternis, verbunden mit einer merkwürdigen und als besonders unheilvoll für die Erde geltenden Constellation mehrerer Planeten.[1])

Trotz dieser vermeintlichen Vorzeichen traf die Katastrophe die Menschen am 25. Januar, dem Pauli Bekehrungstage, der damals auf einen Freitag fiel, nachmittags zur Vesperzeit, völlig unerwartet.[2]) Dies zeigt am klarsten die Katastrophe in der Stadt Villach, welche wir zunächst nach den Berichten der Zeitgenossen schildern.[3]) „Der erdpidem, sagt Detmar von Lübeck, zerfürt die grozzen, würdigen stat Villach, das si mit länten und mit gut gänzlich verdarb und versank, das niemand lebendig auskom denn kaum vierzig mensch." Personen, welche damals in Villach anwesend waren, theilten dem Berichterstatter bei Rubeis Folgendes mit: Da gerade Nachmittagsgottesdienst in der großen Stadtpfarrkirche war, hatte sich daselbst eine große Menge von Menschen, Männer und Frauen, versammelt. Da stürzte plötzlich durch einen gewaltigen Erdstoß das Gotteshaus so zusammen, dass nicht eine Person mit dem Leben davonkommen konnte. Nach Goswin von Marienberg, der seine Nachrichten mit archivalischer Genauigkeit als Zeitgenosse sammelte, wären 500 Andächtige in der Kirche getödtet worden.

---

[1]) Wir lassen über diesen astrologischen Glauben am besten den Domherrn Franz von Prag, einen Zeitgenossen, in der Fortsetzung der Königsaaler Geschichtsquellen wörtlich sprechen: „1348 die decimo septimo Januarii hora decima septima minuta unius horae septima, post meridiem fuit eclipsis lunae et fuit duratio ejus a prima usque ad finem trium horarum vicesima octave fere minuta. Et erat eclipsis cum commixtione magna virtutum planetarum quae erant quasi in diametro in aspectu oppositionis Sol, Luna, Venus, Mercurius et Mars et apparebat ibi iugiter Saturnus, ex commixtionis virtute effectus ipsius est subsecutus scilicet terrae motus maximus in longitudine et latitudine per plurimas terras et regna extensus et praecipue in montanis Karinthiae . . . . ." (Fontes rerum Austriacarum, Script. VIII., Capitel XV., p. 594.)

[2]) Sämmtliche Quellen stimmen darin überein, dass das Erdbeben am 25. Jänner, am Tage der Bekehrung Pauli, nachmittags zur Vesperzeit stattfand. Die Annales Frisacenses, eine sehr glaubwürdige Quelle, bemerken ausdrücklich, dass dieser Tag die Feria sexta, d. h. ein Freitag war. Das Gleiche sagt ein Zeitgenosse, nämlich der Tiroler Goswin, in seiner Chronik von Marienberg.

[3]) Berichte ersten Ranges darüber sind: 1. die Nachricht bei Rubeis necrolog. appendix. p. 42 bis 43, welche auf Augenzeugen beruht, und die Continuatio Novimontensis, M. G. SS. IX., 674, ferner der Franziskaner Detmar in seiner

Digitized by Google

Aber auch bei den Franziskaner-Barfüßern (in der Nicolaikirche), sagt Goswin, war sonderlich ein Haufen Volk bei einer Predigt. Auch diese gingen zu Grunde; sagt doch Heinrich von Hervord, dass der ganze Convent der Minoriten todt blieb, und Detmar, der seine Berichte von Franciskanern hat, berichtet, dass in Villach „tomale to grunde gieng en untal (Unzahl) von volke beyde man un de wif, vrowen und innevrowin, menike unde closterbrawen und papen unde leyen." Auch denen, die in den Privathäusern weilten, ging es nämlich größtentheils nicht besser als den Andächtigen in den Kirchen und der Geistlichkeit. Heißt es doch bei Rubeis, dass auch nicht ein Haus unversehrt blieb, außer einige kleine Hütten aus Holz. Auch war damals, berichtet der Fortsetzer der sächsischen Weltchronik, in der Stadt „groz gut von allerlei kaufmannschaft auz manigen landen, daz alles do verdarb und verlorn ward." Die Stadt wurde in einen Schutthaufen verwandelt, selbst die Stadtmauern stürzten ein, und nach den Regesten des kärntn. Geschichtsvereines lagen dieselben noch im Jahre 1380 in Trümmern, weshalb der Bischof von Bamberg in diesem Jahre befahl, dass die Bürger dieselben aufbauen sollten und ihnen dafür Steuerfreiheit gab. Was die wenigen Menschen, welche sich retten konnten, besonders entsetzte, das waren, nach dem verlässlichen Berichte bei Rubeis, die Feuerflammen, die aus den krachenden Trümmern der Häuser emporschlugen; die Leute wussten nicht, ob dies unterirdische Flammen seien oder ob die Flamme durch den Zusammenstoß der Steine angefacht werde. Da zur Vesperzeit in den meisten Häusern Feuer auf dem Herde brannte, so ist es ganz begreiflich, dass das Holzwerk in Brand gesetzt wurde. Der kärntnerische Geschichtsschreiber Jacob Unrest schreibt im 15. Jahrhunderte, „derselb Erdpiden hat die Stadt zu Villach zurütt und verschütt, das nur zwo Kapellen ganz

citierten Chronik, der reiche Nachrichten über dieses Erdbeben in Kärnten bringt, die wohl auf Berichten österreichischer Franziskaner beruhen, ferner Hervord in seiner Chronik, dessen Mittheilungen gleich den **Annales Frisacenses** (**Continuatio M. G. Script. 24 c. 67**) auf gleichzeitige Aufzeichnungen der Dominikaner in Friesach zurückgehen. Ferner der Bericht in der 2. Fortsetzung des sogenannten **Anonymus Leobensis** im Klosterneuburger Pergament-Codex, **edidit Pez I. 955.** Außerdem der Bericht in der 2. baierischen Fortsetzung der sächsischen Weltchronik (**Mon. Germ. Deutsche Chroniken, 2, p. 340**) und Goswin von Marienberg, herausgegeben von Schwitzer, Tiroler Geschichtsquellen II. Die übrigen wenigen ausführlichen Berichte über Villachs Zerstörung, welche größtentheils nur das Factum berichten, theilen wir weiter unten mit.

Digitized by Google

belibn.“[1]) Alle, die nicht schnell aus den einstürzenden Gebäuden zu entfliehen vermochten, sagen die Quellenberichte vom Kloster Neuberg in Steiermark, gingen zu Grunde, und so fand nach den Annalen von Matsee fast die ganze Bevölkerung den Tod, so dass nach den Annalen von Friesach sich kaum einer unter zehn retten konnte, ja nach der freilich wohl übertriebenen Angabe in der baierischen Weltchronik kaum vierzig Menschen lebendig herauskamen. Wenn wir bedenken, dass auch ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber ersten Ranges, der Schweizer Johann von Winterthur, uns meldet, dass alle Einwohner Villachs, wenige ausgenommen, durch den Einsturz der Mauern vernichtet wurden, und wenn wir erwägen, dass Villach damals eine bedeutende Handelsstadt war, so finden wir es glaubwürdig, dass circa 5000 Menschen durch das Erdbeben in Villach in einem Momente erschlagen wurden. Nach dem Berichte des Heinrich von Rebdorf, nämlich eines Zeitgenossen, der um 1360 das bekannte Geschichtsbuch des Martinus Minorita von Troppau fortsetzte, wurden in Villach durch das Erdbeben mehr denn 5000 Menschen vernichtet, und auch die Nürnberger und damit übereinstimmend die Baseler Chronik geben die Zahl der Opfer als 5000 an. Eigenthümlich und befremdend ist es, dass auch von großen Wasserfluten gesprochen wird, welche gleichzeitig mit dem Erdbeben und Einsturz der Gebäude dem klaffenden Boden entquollen sein sollen. Sagt doch der Gewährsmann bei Rubeis, dass zur selben Stunde in Villachs nächster Umgebung eine so große Überfülle von Wasser dem Boden entquoll, dass das ganze Antlitz der Erde dadurch umgewandelt erschien, ja der glaubwürdige Zeitgenosse Goswin in seiner Marienberger Chronik berichtet, dass „in der Stadt selbst zwei heiße Brunnen schwarzes Wasser aufwarfen und machten, dass niemand dabei konnte bleiben.“ Von dem Anschwellen der Gail durch den Bergsturz des Dobratsch wird später die Rede sein. „Die Perg, sagt die Fortsetzung der sächsischen Weltchronik, vielen umb pei Villach und das ertreich tet sich auf und klob sich also tief, daz es nieman ergrunden macht, daz man auch heut an dem tag wol sehen mag.“[2])

[1]) **Unrest, Chronik von Kärnten**, in Hahn, Collect. Manusc. I. p. 530.

[2]) **Die Handschrift, welche dieses berichtet, ist im 15. Jahrhunderte nach Weiland's Muthmaßung in Kärnten geschrieben.**

Ich stelle hier sämmtliche mittelalterlichen Quellenberichte, die über Villachs Zerstörung melden, mit Ausschluss der schon früher citierten Hauptquellen zusammen: Annales Matsehenses, M. G. SS. IX, 829 ff., Continuatio Claustroneoburgensis quarta, M. G. SS. IX., p. 736, Annales Ensdorfensis, M. G. SS. X, p. 7, Annales

Digitized by Google

Da nur wenige Bewohner Villachs die große Katastrophe vom 25. Jänner 1348 überlebten, so war die Stadt derart entvölkert und verwüstet, dass laut einer Urkunde vom 10. Jänner 1351 (Abschrift aus dem Wolfsberger Copialbuche im Archive des kärnt. Geschichtsvereines) Bischof Friedrich von Bamberg wegen dem durch das Erdbeben und Feuer genommenen Schaden der Stadt auf weitere acht Jahre Steuerfreiheit verleiht, nachdem er derselben schon früher für drei Jahre die gleiche Licenz gegeben hatte und außerdem zum Aufbaue der Stadtmauern für vier Jahre Geld und die Herbeischaffung von Baumaterial zusicherte, was freilich nicht hindern konnte, dass noch 1380 die Mauern nicht erneuert waren, wie denn auch der Aufbau der Häuser gewiss langsam vor sich ging, da beispielsweise nach den Regesten des kärntn. Geschichtsvereines am 17. Jänner 1357 das dem Stifte Griffen in Villach gehörige Haus noch darniederlag. Die Urkunde Friedrichs von Bamberg vom 10. Jänner 1351 suchte neue Ansiedler nach Villach zu ziehen, indem der Bischof den Fremden die Rechte und

---

Wratislavienses maiores, M. G. SS. 19, p. 532, Annales Mehovienses, M. G. SS. 19, p. 669, 670, Annales Frisacenses, Continuatio, M. G. SS. 24, p. 67, Fontes rerum Austriac. Script. VIII., p. 594, Matthias von Neuburg (Böhmer, Fontes 4, p. 261), Heinrich von Dießenhofen (Fontes rerum Germanic. IV., p. 63), Heinricus Rebdorfensis, Annales imperat. et paparum (Fontes 4, p. 532), Beneš de Weitmühl, Chronicon liber 4, p. 346, in Scriptores rerum bohemicarum II., Johannes von Winterthur, Chronicon in Eccard corp. histor. I., p. 1924, (die Nachricht im Anonymus Leobensis, Chronicon ed. Zahn, p. 45, stimmt wörtlich mit der Continuatio Novimontensis, M. G. SS. IX., p. 674, überein', Annales Melicenses, M. G. SS. IX, p. 513, ferner die Nürnberger Chronik, Deutsche St.-Chr. III., p. 275, Chronik von Augsburg in den deutschen St.-Chr. (Chronik der schwäbischen Städte IV., 1, p 246), Chronik von Nürnberg in St.-Chr I, Nürnberg I., p 349, Chronik von Basel in Basler Chr. 4, p. 376. Von den Italienern berichtet über das Erdbeben außer dem schon erwähnten Chronicon Estense und der Historia Patavini, bei Muratori Scrip. ital. Tom. 14, vor allem der Fortsetzer des berühmten Matteo Villani in Florenz, Giovanni (cap. XLVI, p. 46 bis 47, comme sommerse Villaco in Alamagna), ferner Pezzana Historia di Parma, I., Append. 50 (Aufzeichnungen des Johannes von Parma). Über das Erdbeben im Allgemeinen melden ferner: die Continuatio Zwetlensis quarta (M. G. SS. IX., p. 685), Kalend. Zwetlense (M. G. SS. IX, p. 692), Contin. Lambacensis (M. G. SS. IX., p. 561), Chronicon Elwacense (M. G. SS. X., p. 40), Camentz, Acta Francofortana (Fontes 4, p. 433), Michaelis de Leone, Annotata (Fontes I., p. 473), Chronik von Straßburg (Chr. d. St., I. B., p. 136) Die abgeleiteten Quellen, wie Konrad von Megenberg, Buch der Natur, Aventin, Ludewig, Scriptores Bamberg., Mezger, Hist. Salisburg. u. a. werden von mir nicht citiert.

Digitized by Google

Begünstigungen der Altbürger in Aussicht stellte. Wer einen genauen Einblick in sämmtliche bambergische Archivalien hätte, würde nachweisen können, dass so manche fremde, namentlich bambergische Familie in Villach einwanderte, welche in Kärntens Geschichte zu Namen und Bedeutung gelangte; hier sei nur auf die Khevenhüller verwiesen, welche nach 1348 in Villach einwanderten, ferner an die Vogner, die nach den Regesten des kärntn. Geschichtsvereines zuerst 1363 in Villach erscheinen, und an die Vogt, von denen ein Michael Vogt von Dinkelsbühl als Einwanderer nach den Regesten des kärntn. Geschichtsvereines damals nachweisbar ist.[1])

Bevor wir nun von den Bergstürzen und den übrigen Verheerungen sprechen, welche das Erdbeben von 1348 in Kärnten anrichtete, soll nach den mittelalterlichen Quellen die Ausdehnung, das Erschütterungsgebiet, constatiert werden. Das Erdbeben wüthete nach dem übereinstimmenden Berichte aller Quellen vor allem in Kärnten und Krain und die Hauptkatastrophe vollzog sich in Villach. Auch Steiermark war von demselben furchtbar heimgesucht. Nach den italienischen Quellen bei Muratori, vor allem nach Villani, ferner nach Detmar's Chronik wurde Ferrara, Toskana, die Marken, Ravenna, Treviso und Venedig davon heimgesucht. Peter von Prag meldet, dass es in Ravenna besonders zerstörend hauste, was durch andere Quellen, besonders durch Detmar bestätigt wird, welcher berichtet, dass ein Theil von Ravenna am Pauli Bekehrungstage zerstört wurde. Auch in der Stadt Venedig stürzten nach demselben Gewährsmann, der sich als sehr unterrichtet erweist, große Thürme ein und wurden viele Männer und Frauen getödtet. Die Mark Friaul wurde nach Rubeis, Villani, Detmar und den **Annal. Elwacenses** ebenfalls furchtbar verheert. In der Stadt Aquileja fiel eine große Kirche ein, wie Detmar bezeugt, und das Beben erstreckte sich von Ravenna und Venetien über die Alpen nach Slavonien, wie Villani meldet, sowie nach dem Gewährsmann bei Rubeis Theile von Dalmatien kräftig erschüttert wurden. Die Lombardei war nach mehreren übereinstimmenden Quellenberichten

[1]) **Was Czerwenka, die Khevenhüller, p. 19, gegen die Einwanderung der Khevenhüller zu dieser Zeit anführt, ist unhaltbar. Es sei hier auch erlaubt zu bemerken, dass sowohl der Anblick des Mauerwerkes der heutigen Stadtpfarrkirche in Villach, als auch die glaubwürdige Nachricht in der Contin. Novimont., M. G. SS. IX., p. 674, sowie die übrigen Berichte klar darthun, dass altes romanisches Mauerwerk zum Aufbaue der neuen gothischen Kirche nicht verwendet werden konnte, da ohne Zweifel die romanische Stadtpfarrkirche in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde**

Digitized by Google

in den Bereich der Katastrophe gleichfalls in heftigster Weise einbezogen. So meldet der schweizerische, gleichzeitig lebende Geschichtsschreiber Johann von Winterthur, dass in der Lombardei viele Thürme und Mauern einstürzten.[1]) In Südtirol wurde besonders Bozen verheert, indem nach Goswin's Bericht daselbst 10 Häuser und der Thurm in der Wagnergasse zerstob. Aber auch nach Norden erstreckte sich am gleichen Nachmittage die Erderschütterung über einen großen Umkreis. Die Annalen von Lambach in Oberösterreich verzeichnen es, ebenso auch Vocheim's Chronik von Wiener-Neustadt. Peter von Prag meldet in der Fortsetzung der Königssaaler Chronik, dass dasselbe Erdbeben auch noch in Böhmen verspürt wurde, jedoch geringer, weil daselbst die Gebäude nicht einstürzten.[2]) Wenn die Friesacher Annalen sagen, dass das Erdbeben auch in Allemania verspürt wurde, so ist dies völlig richtig. Sagt doch Heinrich von Rebdorf, dass die Erderschütterung sich über Österreich, Baiern und Schwaben erstreckte. Damit stimmen die Nachrichten mehrerer anderer süddeutscher Quellen überein, wie ja auch Konrad von Megenberg in seinem Buche der Natur den Erschütterungskreis einerseits über die Donau nach Mähren, andererseits in Baiern bis über Regensburg sich ausdehnen lässt. Die westliche Ausdehnung des Erdbebens, zugleich beiläufig die Grenze gegen Frankreich, gibt uns Fritsche Closener in seiner Chronik von Straßburg an, indem er sagt, „do man zalt 1348 jar an St. Paules dage nach winnahten, do kam ein erdbitem, der zu Straßburg merkelich waz und doch nicht schedelich, aber doch in anderen landen det er großen schaden.[3])

Wir wollen nun von den Bergstürzen und den sonstigen quellenmäßig nachweisbaren Zerstörungen in Kärnten reden. Nach Detmar's Bericht[4]) „vielen uppe deme roden velde", d. h. am campo rosso idest bei Seisnitz, alle Burgen und Kirchen, vor allem aber bei Arnoldstein wurden die Burgen und Häuser zerstört und es verschwanden nach Detmar „wol achtyn (18) dorpe", mit so vielen Wohnungen und

[1]) In Longobardia terrae motus multos turres dejecit, moenia scidit, vinaque in doliis turbulenter fecit.

[2]) „In die conv. St. Pauli fuit magnus motus terrae sed in Bohemia minor, quia aedificia non corruerunt."

[3]) Hingegen war, wie Fritsche Closener ausdrücklich constatiert, in Straßburg 1356 ein stärkeres Erdbeben, das „in Basel 60 burge niederwarf."

[4]) Über Detmars Bedeutung als Geschichtsschreiber siehe Lorenz, Deutsche Geschichtsquellen, II., p. 165 ff.

Digitized by Google

Menschen, dass man wohl dreitausend Leute rechnet, die da zu Grunde gingen. Dies führt uns auf die Katastrophe im untersten Gailthale und den von allen ausführlicheren mittelalterlichen Berichten mit Ausnahme der Neuberger Chronik bezeugten gleichzeitigen Bergsturz des Dobratsch. Über dieses Unglück berichten nicht blos einige gleichzeitige Quellen, sondern auch eine handschriftliche Beschreibung von Arnoldstein, welche ungedruckt ist und als Manuscript (II. 2/33) im Archive des kärntn. Geschichtsvereines aufbewahrt wird. Obwohl erst im Anfange des 18. Jahrhunderts geschrieben, basiert der Bericht doch gleich den meisten Nachrichten bei Marian (1782 in seiner Monasterologie IV. Theil, V. Band, p. 366) auf alten Arnoldsteiner Aufzeichnungen, welche uns, da wir nur mehr einen Theil der Arnoldsteiner Annalen erhalten haben, nicht mehr bekannt sind. Wir geben daher unseren Bericht über die örtliche Krisis zunächst nach diesen localen Quellen. Die Beschreibung von Arnoldstein sagt: „Auf St. Pauli Bekehrungstag ist der Berg vor dem Gesichte gegenüber Mitternacht (also der Dobratsch) durch ein Erdbüden zerspaltet heruntergefallen, 17 Dörfer, 3 Gschlösser und 9 Gotteshäuser völlig verschütt, welche meisten dem Kloster gehörige gewesen und selbe Güter vom h. Otto gestift worden. Der Gailfluss hat sich auch angeschwollen und etlich tag nicht durchgebrochen, hernach ebnermaßen das Wasser schaden zugefügt." Marian berichtet, was auch sonst durch die Quellen indirect bezeugt wird, dass, obwohl die Burgen in der Nähe fielen, das Stift Arnoldstein erhalten blieb. „Es war, berichtet er, um die Vesperzeit bei hellscheinender Sonne, gleich darauf aber bei mit finsterem Gewölke überzogenen Firmamente, dass Abt Florimund ein entsetzliches Erdbeben schauen musste.[1]) Die Klostergebäude litten dabei nicht wenig, man sah von dieser entsetzlichen Spaltung zwei Spannen hoch Staub selbst im Kloster liegen, in den Wäldern aber Bäume an Bäume gewaltig schlagen, die Glocken an den Thürmen hörte man von selbst ertönen und allenthalben das Jammergeschrei und Wehklagen, so war alles ertattert gleichsam außer sich in Meinung es sei der jüngste Tag."

Goswin von Marienberg erzählt, „dass die in ihrem Laufe gehemte Gail so anschwoll, dass das Wasser hinter sich aufging und ertränkt Häuser und Dörfer, Güter und Leute, das Volk floh aus mit Leib

[1]) Das heißt, das Erdbeben hat sich unter Florimund zugetragen, er konnte es sehen; daraus hat sich die Sage entwickelt, die durch keine Quelle verbürgt ist, dass Abt Florimund bei Beginn des Erdbebens am Fenster stand.

Digitized by Google

und Gut an das Gebirg.“[1]) Das 11 Kilometer ausgedehnte Verwüstungsfeld gegenüber Arnoldstein war jedenfalls sehr stark bevölkert, denn eine Urkunde des Arnoldsteiner Archives (im Archive des kärntn. Geschichtsvereines), vom Patriarchen Johann von Aquileja am 9. November 1391 dem Kloster Arnoldstein ausgestellt, beweist die Zahl der zu Grunde gegangenen menschlichen Siedlungen. Der Patriarch incorporiert nämlich dem Kloster Arnoldstein als Entschädigung für die beim Erdbeben zugrunde gegangenen 17 Dörfer und 9 Pfarrkirchen die Pfarre Hermagor. Muss man sich auch die Dörfer als kleine Häusergruppen vorstellen, so sind doch 9 Kirchen zugrunde gegangen, und dies spricht für die dichte Bevölkerung dieses Gebietes, welche auch durch die erwähnte Handschrift und durch den Wortlaut mehrerer anderer Quellen bestätigt wird. Einige der zerstörten Orte sind urkundlich in ihrem Bestande vor dem Erdbeben nachweisbar, so aus dem Arnoldsteiner Archive die Pfarre St. Johann nach einer Urkunde vom 23. October 1364, in welcher vom Patriarchen auf Bitte Florimund's die durch das Erdbeben zerstörte Pfarre St. Johann nach St. Georgen an der Gail (das früher nur Filiale von St. Johann war) übertragen wurde.[2]) Sämmtliche zeitgenössischen Quellenberichte sagen, dass in Kärnten durch das Erdbeben viele Schlösser und Orte einstürzten. Es sind nachweisbar folgende: Nach Detmar und dem Gewährsmanne bei Pez a. a. O. fiel Federaun in Trümmer, ebenso nach denselben Quellen Kellersberg, auch Ortenburg, aber nach Detmar nur zum Theile, nicht ganz,[3]) ferner sank nieder Schloss Sternberg, Wasserleonburg, Hollenburg (nach mehrfachen Berichten), Kirschentener, eine dem h. Leonhard geweihte Kirche (vielleicht ist St. Leonhard bei Siebenbrünn gemeint), Radsperg und nach Unrest das „Gschloss Wildenstein“ im Jauntthale. Auch von dem Schlosse Hochosterwitz fiel nach Detmar ein Thurm.[4])

[1]) Das Anschwellen der Gail infolge des Bergsturzes ist auch durch den deutschen Zeitgenossen, dessen Bericht Pez a. o. O. wiedergibt, bezeugt.

[2]) Die in der handschriftlichen Beschreibung von Arnoldstein aufgezählten Orte, welche zerstört wurden, theile ich hier nicht mit, da man sie bei Hoefer, Die Erdbeben Kärntens, nachlesen kann.

[3]) Damit stimmt überein, wenn Goswin von Marienberg sagt: „derselbe erdbidem warf dem Grafen von Ortenburg etliche Festen darnieder, en etlichen nur das Gemäuer.“

[4]) Detmar gibt in seiner Chronik die Namen vieler zerstörter Orte in Kärnten und Krain an. Die Namen derselben sind aber wegen der niederdeutschen Umgestaltung der Namensform und Lesefehler des Herausgebers nur theilweise bestimmbar.

Digitized by Google

Der Bergsturz des Dobratsch war jedoch nicht der einzige an diesem verhängnisvollen Nachmittage. Berichtet doch der Zeitgenosse Heinrich von Hervord, der seine Nachricht von den Dominikanern in Friesach hat,[1]) dass in Kärnten zwei mächtige Berge stürzten, bei denen die königliche Straße vorüberging. Ein unbekannter Zeitgenosse,[2]) dessen schon mehrfach erwähnten Bericht Pez mittheilt, meldet von demselben Erdbeben Folgendes: „Der Ossiachersee machet sich auff und tzukkat ain tail des pergs (also die Gerlitzen) mit im hinein, der an dem See leit, do ain land straß bei gye, und dye weil das geschah, furn lewt mit wagen für, dye waren all verlorn."

Über die Dauer des großen Erdbebens von 1348, die Zahl und Aufeinanderfolge der Erdstöße, lassen sich sichere und übereinstimmende Beobachtungen im Mittelalter nicht leicht erwarten. So weichen denn auch die Berichte diesbezüglich von einander ab. Nach Heinrich von Hervord wären in einer Nacht (es ist unstreitig die Nacht vom 25. auf den 26. Jänner gemeint) 40 Stöße erfolgt und die Stöße hätten sich durch 24 Tage und Nächte intermittierend wiederholt. Die Königssaaler Annalen (Peter von Prag) und Matthias von Neuburg drücken sich am vorsichtigsten und am wahrsten aus, wenn sie sagen, dass das Erdbeben (d. h. Erdstöße) durch lange Zeit verspürbar war; sagen doch verschiedene sonst gut unterrichtete Gewährsmänner das Gleiche. Der Berichterstatter bei Rubeis lässt die Erdstöße sich wiederholen, „in die et nocte usque ad quadragesimam

---

Ich führe die Stelle wörtlich an: „Des ersten vel vedderin vor Villach vortmer (weiter) sternberch unde cahnberch unde ortunberch (en del unde nicht al), vortmer caseberch (?) unde lowinberch (Wasserleonberg) unde cheyberch (?) unde holenburg unde curfenwi (Kirschenteuer), vortmer sunte leonardus kerke .. unde oc dat hus zwetenberch (?) unde dat hus scaym (?) und wetzeneth (?) unde rathberch (Ratsperg); vortmer dat hus tyli (?) boven unde beneden, unde dat hus osterlut (Osterwitz) im sewnthal (Sauthal) unde oc dat hus osterlut (Osterwitz) in kerrentyn, dar vel en torn van unde to dermola dat hus schaym (?) unde dat hus tzovebelberch (Zobelberg in Krain) unde dat nye hus (Neuhaus unter St. Anna in Krain) unde gerlochstein (Gerlachstein in Krain, Bezirk Laibach) unde tyner (Tirner, ebenda) unde wincenstein (?) unde achelberch unde holenberch unde nyenberch (Neuberg, aber welches?) unde vele andere, der namen ik nicht enwet."

[1]) Henricus Hervortensis a. o. D. „Duo montes altissimi inter quos erat strata regia conjuncti sunt hic, quod ibi via esse non poterit."

[2]) Pez, I, p. 965, sagt, dass die besagte Fortsetzung des sogenannten Anonymus Leobensis, welche die nachfolgende Stelle enthält, von einem ungenannten Deutschen, einem Zeitgenossen, niedergeschrieben sei.

Digitized by Google

diem"; die Annalen von Friesach, die auf ältere Aufzeichnungen daselbst bei den Dominikanern zurückgehen, geben an, dass die Erdstöße durch mehr als 80 Tage (?) andauerten, doch so, dass zur Tageszeit Ruhe war oder nur selten die Erde vibrierte, hingegen nachts Stöße bemerkbar waren. Der ungenannte Fortsetzer des **Anonymus Leob.** will sogar wissen, dass „dieselb erdpidem werat vom Sanct Pauls tag unez gen Sunewenten, das man es wol empfand." Es geht aus all dem nur so viel hervor, dass sich durch längere Zeit Erdstöße wiederholten und die Leute erschreckten. Wenn wir alle Berichte über die Erderschütterung des Jahres 1348 vergleichen, so erscheint es uns völlig begreiflich, dass der Anonymus bei Pez voll Erstaunen ausruft: „am St. Paulus tag, da kam ain erdpidem so groß, das man wolt, das von anevang der welt so große erdpidem nye geschachе" und wenn wir bei Rubeis lesen, dass der Bericht über die gänzliche Zerstörung einer Stadt, wie Villach, welche Beneſch von Weitmühl „famosa civitas" nennt, wahnwitzig erscheinen würde und hervorgegangen aus einem der Trunksucht ergebenen Bauche, wenn er nicht durch die Augenzeugen bewiesen wäre.[1])

Kleine Beiträge der altkärntnischen Ortsnamenkunde.

Von Dr. Richard Müller.

2. Millstatt.

(Schluss.)

Nachdem so der Einreihung von Millstatt in die aus Fachausdrücken gebildete erste Gruppe kaum zu behebende Schwierigkeiten begegnen, erübrigt nur

b) es mit der zweiten zu versuchen, deren ersten Worttheil der Genetivus eines Personennamens bildet.

Das wäre denn der ein schwaches Masculinum darstellende Mannsname Milo, mit dem Genetivus Milin. Und es ist zu wetten, dass die meisten denselben für slavisch erklären und finden werden, dass

[1]) Inanis sed quoque acrabulato stomacho procesisse crederetur nisi tot personarum testimonio probaretur.

Digitized by Google

die von slavisch milŭ (oben S. 55) ausgehende ältere Erklärung doch nicht so uneben gewesen sei und es nur darin versehen habe, sich an das slavische Adjectivum selbst, statt an den daraus erwachsenen Mannsnamen zu wenden.

Vor allem ist daher festzustellen, dass es auch einen deutschen Mannsnamen **Milo** gibt und dass derselbe sogar altgermanisch ist. Strabo überliefert ihn uns als Namen eines sugambrischen Edelings und in der Form Μέλων: Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 526; Müllenhoff, Zeitschrift für deutsches Alterthum 23, 33; Rud. Much ebenda 35, 371. Althochdeutsch und altsächsisch lautet er **Milo** (in letzterer Mundart mit dem Dativus **Milon**), Jac. Grimm a. a. O.; **Libri confraternitatum** der **Monumenta Germaniae, pag. 480a**, sehr häufig aus altbairischen und altalemannischen Klöstern: Stark, Wiener Sitzungsberichte 33, 498. Das entsprechende Femininum ist **Mila** (Weinhold, Die deutschen Frauen[1], S. 21). Mit dem Stamme **mili-** sind ferner gebildet die weiblichen **Milburc, Milisint, Milidrût** u. s. w. (**Libri confrat.** und Deutsche Frauen II. cc.), dann männliche, wie **Milideo, Miliman** (**Miliânus, Libri confrat.**) u. s. w.: wie aus diesen durch Verkürzung die Koseform **Milo** mit den Verkleinerungen **Miluh** und **Miliz(o)**, ebenso gehen aus jenen weiblichen Vollnamen die Koseformen **Mila** und **Miliza** hervor.

Sehr häufig, scheint's, sind diese Namen in unserm deutschen Südosten nicht gewesen und früh erloschen. Es wird frommen, die wenigen Belege hier zusammenzustellen.

Milo quidam vir nobilis temporibus Otilonis [ducis Baioariae, c. 740—750] dedit proprietatem suam deo et sancto Petro ad Salzburgensem sedem, Breves Notitiae Salzburgenses 12, 1. Ich sehe keinen zwingenden Grund, mit Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker 4, 134 diesen Edeln **Milo** für einen Romanen zu nehmen: der altrömische Familien-Beiname **Milo** (Klotz, Handwörterbuch der lateinischen Sprache[5] 2, 413b) und die Thatsache, dass es im 8. Jahrhundert im Salzburggau noch Romanen gab, genügen dazu doch wohl nicht.

Saxo quidam .... comparauit ad Milonem colonum unum in Hohindorf (Henndorf am Wallersee), **Breves Notitiae 14, 51, 9. Jahrhundert.**

Ein **Milo** steht unter vielen Zeugen einer Salzburger Urkunde von 925 (Juvavia, Anhang, p. 129, n° 8 = Urkundenb. von Steier-

Digitized by Google

mark, 1, 18 n° 14). Die Zeugennamen sind durchaus deutsch, ausgenommen den einzigen **Zuentipolh.**

Eine für die Geschichte der Besiedelung des Südostens wichtige Frau **Mildrudis (Var. Mëldrudis)** gehört wieder dem neunten Jahrhundert an. In zwei Urkunden, gegeben zu Karnburg (**actum carantana**), 26. December 888 schenkte König Arnolf **venerandæ Heimonis dilecti ministerialis nostri coniugi Mildrut nominate,** einmal meist deutsche Hörige in Ramseiden bei Saalfelden im salzburgischen Pinzgau, das anderemal meist slavische Hörige in Kärnten (**Carenta**); Urkunde a) bietet im Verlaufe **memorate Meldrude:** Juvavia, Anhang, p. 107—109 n° 49. 50 (Böhmer-Mühlbacher, n° 1759. 1760), dazu Kaemmel, Entstehung des österreichischen Deutschthums 1, 264 ff.

Ein vereinzelter später Nachzügler der Namen dieser Art ist die **Mildrud conuersa,** die das Todtenbuch von St. Lambrecht noch im 12. Jahrhundert eintragen konnte (4. October, **Fontes II. 29, 199**). Und ganz vergessen waren sie selbst im 13. in Süddeutschland noch nicht, da die Minnesängerhandschrift C (die Pariser, vormals auch, aber fälschlich, die Manessische genannt) den Namen des Minnesängers **Meinlôh** (d. i. **Mæganlôh**) **von Sevelingen** (Söflingen bei Ulm) in Milon verkehrt (Des Minnesangs Frühling⁴, S. 232).

Der in diesen Personennamen erhaltene germanische Stamm **mel-** (althochdeutsch **mili-**; vgl. **Μέλων: Milo, Mëldrudis** neben **Mildrudis**) ist derselbe der mit Lingualsuffix abgeleitet in unserm **mild** (gothisch **mildeis,** althochdeutsch **milti**) vorliegt (Zeitschrift für deutsches Alterthum 35, 371). Gewöhnlich nimmt man auch Urverwandtschaft an mit jenem slavischen **mil-** in **milŭ:** Schade, Altdeutsches Wörterbuch², S. 609 b; Kluge, Etymolog. Wörterbuch³, S. **226 a** (nicht mehr ⁴ S. **233 a**). Die Bedeutung des germanischen Wortes wird dieselbe gewesen sein: also **Milibure,** „die liebreich Bergende", **Milidrûd,** „die milde Drude", **Milisind,** „die gütige Wegegenossin" (des kämpfenden Helden) — lauter schöne Walkürennamen.

Bei allem dem ist der Mitbewerb der aus dem slavischen Adjectivstamme herausgebildeten Personennamen (Miklosich, Slavische Personennamen n° 220; Ortsnamen daraus in dessen slavischen Ortsnamen aus Personennamen n° 192), vor allem der männlichen **Milo** und **Milon** umso weniger todtzuschweigen, als wir für sie und die gleichlautenden germanischen soeben Gemeinsamkeit des Stammes anzunehmen hatten. Wenn nicht

Digitized by Google

andere Umstände helfend eintreten, ist aus der neutralen Schreibung **Milo** die Nationalität des Namenträgers nicht zu entnehmen: neben dem **Zuentipolh** der Salzburger Urkunde von 925 könnte also jener **Milo**, den wir vorhin als Deutschen buchten, immerhin auch Slave gewesen sein.[1]) Wir wollen sehen, ob es wenigstens für **Milistat**, falls es wirklich als **Milinstat** darf genommen werden — wovon bald ein mehreres — ein Erkennungszeichen gebe, um zu entscheiden, ob der kärntnische Ort die Gründung und Wohnstätte eines altbairischen oder eines altslovenischen Milo war — die althochdeutsche Declination des Mannsnamens bleibt in beiden Fällen dieselbe — oder ob wir uns mit der unbestimmten Umschreibung **„locus s. vicus cuiusdam Milonis"** begnügen müssen.

Bereits S. 60 war festzustellen, dass nichts dafür spreche, dass das i der Wurzel in „Millstatt" jemals lang gewesen und später verkürzt sei; vielmehr müsse es von je kurz gewesen und kurz geblieben sein. Dafür zeugt außer der Umdeutung **mülstat**, die nach dem im späteren Dialecte aufgehobenen Unterschiede von i und ü (Weinhold, Bairische Grammatik, §§ 19. 33) erfolgt, selbst die sonst so alberne Umdeutung **mille statuis**. Nun lehrt aber die Betrachtung altslavischer Personennamen, die wurzelhaftes i bei nachfolgendem einfachen Consonanten besitzen, dass dieser ihr Wurzelvocal bei der Übernahme ins Deutsche Verlängerung zu î erfuhr. Die entscheidenden Schreibungen fallen zwar in den mittelhochdeutschen Zeitraum, und zwar theils durch die auch sonst, zumal in fremden Namen, übliche Bezeichnung von i durch y, theils, und in überwiegender Weise, durch die dialectische Wiedergabe von î durch österreichisch ei. Aber dass die Verlängerung erst damals erfolgt wäre, daran ist nicht zu denken, sondern wir müssen sie schon dem Althochdeutschen (beziehungsweise Altbairischen) zuschreiben, wenn gleich, wie gesagt, die ungenauen althochdeutschen Schreibungen mit einfachem (weder circumflectiertem noch verdoppeltem) i an sich nichts entscheiden noch lehren. Wenn somit die bereits in den **Libris confraternitatum** des 9. Jahrhunderts begegnenden altslavischen **Sidai Sidamir** (= **Židimêrŭ**, Miklosich, Personennamen n° 133), mittelhochdeutsch **Site**, mit (bairischem) Genetivus **Sitan** (in **Sitansteten**, oben S. 57, neu Seitenstetten), **Sitomêr** lauten (s. meine Ausführungen in den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich",

[1]) **Nur das ist natürlich entschieden zu leugnen, dass in Milideo, Milibure, Milidrud u. s. w. neben den reinslavischen Milohrad, Miloslav, Milovan u. s. w. slavisch-deutsche Zwitterbildungen vorliegen.**

Digitized by Google

1890, S. 211—213), so müssen wir schon der althochdeutschen Aussprache dieser Namen i zuerkennen, zumal die **Libri confraternitatum** bereits **Sidai** auch in der althochdeutschen Form **Sito**, d. i. **Sîto**, haben. Wenn ferner mit altslavisch **mirŭ**, „Friede", gebildete Personennamen (Miklosich, n° 221) in mittelhochdeutscher Zeit geschrieben werden **mir-**, in den Ortsnamen **Mirînesbach** (Steiermark) und **Mirînesdorf** (Niederösterreich), mundartlich **Meireinsdorf** (s. mich a. a. O., S. 247), „Bach, beziehungsweise Dorf des Miran": so beruht auch diese Verlängerung auf demselben Vorgange, der die Deutschen in Fremdwörtern zur Verlängerung des kurzen Wurzelvocales führt, weil sie mühsamer und folglich langsamer nachzusprechen waren. Hier kommt ein kärntnisches **Mirînesdorf** beizufügen, geschrieben **Mirinsdorf** in der angeblich von 1072 stammenden, in Wahrheit am Ende des 12. Jahrhunderts gefälschten Urkunde Kaiser Heinrichs IV., die wir schon in dem ersten unserer kleinen Beiträge (Carinthia 1891, Septemberheft, Nr. 5, S. 143) für Trixen zu benützen hatten. — Dasselbe Schicksal erfuhren bei uns die slavischen **Milo** und **Milan**, sie wurden deutsch zu **Milo, Milân**, österreichisch zu **Meilo, Meilân**. Wieder sind die Zeugnisse aus der mittelhochdeutschen Zeit, aber der Rückschluss auf die althochdeutsche bleibt der gleiche. Ein niederösterreichischer Ort Mallau wird im 13. Jahrhundert geschrieben **Meilowe, Meilawe**, was reinmittelhochdeutsch **Milowe** wäre und aus dem Patronymicum **Milov** hervorgegangen ist. Mit dem secundären deutschen Genetivus von **Milan** (wie vorhin mit dem von **Miran**) gebildet sind die niederösterreichischen **Milânesbach** und **Milânesdorf**: die dialectischen Schreibungen der Urkunden sind dort **Milensbach** 1222, **Meylemspach**, angeblich 1243, **Meylespach** 1389; hier **Meyleins-, Meleins-, Meiles-, Meylesdorf**, zwischen c. 1315 und 1380. (Das Nähere in den angeführten „Blättern", 1890, S. 247.) Im Viertel ober Wienerwald, dem der zweite dieser Orte angehört, gab es schon im 13. Jahrhundert keine Slaven mehr, der Milân, der ihn gründete, gehört somit einer viel früheren Zeit an, und folglich auch die Verlängerung des i in seinem Namen. Dass hingegen in dem nördlich der Donau gegen Böhmen und Mähren hin liegenden Theile Niederösterreichs, der bis ans 14. Jahrhundert heran von slavischen Elementen durchsetzt blieb, in einem Falle die Verlängerung des i unterlassen ward — ich meine den Ortsnamen **Milwans** (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, 9, 248), gebildet aus dem örtlich gesetzten deutschen Genetivus von **Milovan** (oben S. 83,

Digitized by Google

Anm.) — ändert nichts an der Regel, dass slavisch mil- aus altdeutschem Munde als mil-, österreichisch meil- hervorging.[1])

Ist folglich in **Milistat** = **Milinstat** eine Verlängerung des ersten i niemals eingetreten, sondern hat dasselbe seine ursprüngliche Kürze durch alle Zeiten bewahrt, so kann der Ort nur der Wohnsitz, beziehungsweise die Gründung eines altdeutschen Milo, nicht eines altslovenischen Milo gewesen sein. Zu diesem Ergebnisse stimmen auch die Besitz- und Besiedelungsverhältnisse der Umgegend des Millstätter Sees, wie sie im Besondern aus den oben S. 54 citierten Brixener Traditionen zwischen c. 1065 bis 1090 erhellen. Und nicht minder auch die **Milidrud** des Todtenbuches von St. Lambrecht, die den in Personennamen waltenden germanischen Stamm mili- in Innerösterreich bis ins 12. Jahrhundert nachlebend zeigt.

Aber warum heißt und hieß es gar niemals, wie es doch sollte, **Milin stat**, mit dem richtigen Genetivus von althochdeutsch Milo? Und woher fließt uns die Berechtigung **Milistat** für **Milin stat** zu nehmen? Beide Fragen müssen wir beantworten, ehe wir unsere Aufgabe für gelöst halten und unsere Leser überzeugt zu haben hoffen dürfen.

Die zweite voraus. Jene Berechtigung schöpfen wir — bei der dargethanen Unmöglichkeit in mili- ein Appellativum zu erkennen — aus der urkundlich verbürgten Thatsache, dass in Ortsnamen, die mit dem Genetivus eines stark- oder schwachformigen Mannsnamens gebildet

[1]) Bei dem durchgreifenden Parallelismus der Behandlung der slavischen mil- und mir- im Deutschen sind hiefür noch zwei andere Beispiele charakteristisch zu verwenden. Der aus dem Ingolsthal (Minigoltes tal) in Kärnten zur Mettnitz fließende Bach hieß im Mittelalter Milsa, zuerst angeblich 898 (Ankershofen, Urkundenheft zur 4. Periode S. 39, n° 48 = Böhmer-Mühlbacher, n° 1890; Urkundenbuch von Steiermark I, 15 n° 12); die Urkunde beruht vielleicht auf einem echten Diplome König Arnolfs, ist aber im 11. Jahrhundert rescribiert (Wattenbach, im Archiv f. K. österr. G.-Q. 14, 19 ff.). Dies Milsa ist sicher jener Frauenname, der serbisch Miliša (neben Milaša, Mileša, Miliša: Miklosich, n° 220) lautet, in der Function eines Flussnamens. Ob das i im Altdeutschen lang oder kurz gesprochen ward, ist nicht zu erkennen; vielleicht kam es bei dem frühen Untergange dieses Bachnamens (der freilich in den Bestätigungen der Urkunde von 898 bis 1140 fortgeschleppt wird) nicht zur Andeutschung. Dagegen ein Nebenbach des niederösterreichischen Kamps, der seinen Namen schon im 11. Jahrhundert dem an ihm erbauten Orte geliehen hatte, c. 1100 bis 1217 myrsi (mit dem die Länge anzeigenden y = i: vorhin S. 83), Mirsi, miris, mirs, Myrs, 1504 Meyrs, heutzutage Meires, zeigt die frühzeitige Verlängerung des Wurzelvocales deutlich. Zu Grunde liegt wohl auch hier ein Frauenname, und zwar altböhmisch Mirsa, Miresa (Miklosich, n° 221).

Digitized by Google

sind, die genetivische Charakterform desselben frühzeitig sich abnützt. Bei starkformigen Mannsnamen unterliegt der Ausgang **-es, -is** des Genetivs dem Einschwinden besonders in den Fällen, wo der zweite Worttheil des Ganzen mit s beginnt, somit in Ortsnamen auf **-sê, -slac, -sol, -stîge, -stat, -steten.** In der Schrift ist dabei öfter, sehr lehrreich, die Mittelstufe festgehalten, auf der vor dem anlautenden s des zweiten Theiles das auslautende Genetiv-s des ersten schon unterdrückt, das davor kommende e aber noch behalten ist. Als einzige Beispiele dienen uns hier das schon althochdeutsche **Savarsteti** (Kleinz, **Indiculus Arnonis,** S. 94; dazu Jacob Grimm, Kleine Schriften, 7, 211, und Müllenhoff, Zeitschrift für deutsches Alterthum, 18, 255); dann das S. 57 angeführte **Nortwines steten,** vulgär **Nordenes steten,** wofür die Urkunden **Nordene stet** und zuletzt **Norden stet** gewähren; endlich **Künehohesteten** bei Neidhart von Reuenthal 77, 19 (das alte **Chunihohes stetin,** S. 57, heute Königstetten auf dem Tulnerfelde). Verwickelter liegen die Dinge bei schwachformigen Mannsnamen, die mithin den Genetivus auf -in, -en bilden. Häufig zwar liegt der Thatbestand zu Tage: so wenn **Anzinberc** und **Anziberc (mons Anzonis), Borrinheim** und **Borreheim, Eppenstein** und **Eppistein, Krizendorf** und **Cricidorf, Zwentindorf** und **Zwentidorf,** in jedem Falle von einem und demselben Orte, neben einander begegnen; oder wenn neben dem anderweit (z. B. in einem vielleicht kärntnischen **Minzenbach,** Urkundenbuch von Steiermark, 1, 875 b) sichern Genetivus **Minzin** von **Minzo** sich **Minzebrücke** findet a. a. O.; vgl. „Blätter" 1889, S. 432). Viel häufiger sind — und zwar schon aus bester althochdeutscher und altsächsischer Zeit — Fälle, wo die volle Genetivform gar nicht zu erbringen, lediglich zu vermuthen ist, so dass sogar der Verdacht besteht, sie sei im betreffenden Ortsnamen gar niemals üblich gewesen: womit die Antwort auf unsere erste Frage schon gegeben ist. Da uns diese letztern Fälle wegen **Milistat** ganz eigentlich anliegen, zähle ich hier vollständig auf, so viel ihrer mir bekannt ist. **Civitas in Dudleipin** (untersteirisch) 850, **Conversio Bagoarior. et Carentanor., cap.** 11 (MG. SS. 11, 12; **Var. Dubleipin**); **ad Tudleipin,** 860 (Urkundenbuch von Steiermark 1, 11 n° 7 = Böhmer-Mühlbacher, n° 1403) und in den Bestätigungsurkunden von angeblich 890 bis 1057 (Urkundenbuch von Steiermark 1, 806a), nur 984 **ad Tudeleipin** (1, 38 n° 31); **in comitatu Dudleipa uocato** 891 (1, 14 n° 10 — Böhmer-Mühlbacher, n° 1808).

Digitized by Google

Giggimada (ostfränkisch), Müllenhoff Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa[2], LXIV, 2, a. 779 (zweite Würzburger Markbeschreibung).

Grimidorf (niederösterreichisch), Arch. f. K. österr. GQ. 9, 264, a. 1139.

Guogeleibu (Locativus), verbunden mit **Eiges leibu**, Jac. Grimm, Deutsche Grammatik 2,[2] 503; vgl. **Adololfes leiba** (Alsleben in Franken), Schmeller, Bair. Wörterb.[2] 1, 1404; **Otteres lèba** (Ottersleben bei Magdeburg) a. 939. 973, Jac. Grimm, Gesch. d. d. Spr., S. 465 Anm. — Dagegen mit vollem Genetivus **Guogin, Guoginhûsen**, Jac. Grimm, Deutsche Mythologie,[3] S. 905 Anm.

Mîmilêba (altsächsisch, heute Memleben), Mythologie,[3] S. 352; Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde 5, 106.

Murrestetin (Murstetten in Niederösterreich): vgl. mich „Blätter", 1887, S. 83. 85. 86.

Trasmihûsen, Urkundenbuch des Wiener Schottenstiftes, S. 12 n° 9, a. 1189.

Trawistetin Meiller, Regesten der Bamberger, S. 97 n° 65, a. 1207.

Trûsilêh (der Eigelstein bei Mainz): s. meinen frühern Aufsatz in der „Carinthia", 1891, Septemberheft, Nr. 5, S. 146.

Tûn(i)stetin (überliefert **Teunsteten**, Thannstetten in Oberösterreich), Salbuch von Klosterneuburg [Fontes II., 4], Tradition n° 394

Da von eigentlicher Zusammensetzung mit einem Appellativum (als erster Theil) in allen diesen Fällen die Rede nicht sein kann — mit alleiniger Ausnahme etwa von **Tûn(i)stetin**, falls es althochdeutsch **dûna tûn**, „Düne", enthielte und somit die S. 56 aufgezählten technischen Ausdrücke um einen neuen **tûnistat**, Dünenstätte, vermehrte; **mûrstat** ist in **Murrestetin** wohl gewiss nicht gegeben — so müssen sie in diesem ersten Theile mit Personennamen gebildet sein. Ob mit schwachen oder starken Masculinis, könnte manchmal in Frage kommen. So gleich wieder bei **Tûnistetin**, da es sowohl **Tûn**, Genetiv **Tunis**, als **Tûno**, Genetiv **Tûnin** gibt; doch wird der Umlaut (**teun-**) richtig nur auf das **j** des im schwachformigen **Tûno** = **Tûnëo** vorhandenen Suffixes **-jan** zurückgeführt. Ebenso entscheidet sich in **Grîmidorf** der Streit zwischen **Grîm**, Genetiv **Grîmes**, und **Grîmo**, Genetiv **Grîmin**, zu Gunsten des letzteren: Unterdrückung des Ausganges **-s** vor **d** ist nicht wahrscheinlich (**Grîmes witemeiz**, „Holzschlag Grims", Urkunden-

Digitized by Google

buch von Steiermark, 1, 839a), auch spricht die Mehrzahl der Fälle (S. 85) für Grimindorf. In Trawistetin ist vielleicht stärkere Abnützung (= Trabistetin = Tragebotin stetin? oben S. 57). Denn auch diese kommt vor: österreichisch, mittelhochdeutsch Drâsidorf aus althochdeutsch Drousinindorf, altmittelhochdeutsch Drasichirchin durch Drasichchirchin aus Drasicheschirchin. In Trûsilêh als Übersetzung von Drusi tumulus scheint einfach der lateinische Genetivus behalten; für Trûsinlêh kann es nicht stehen, da schwachformiges Trûso nicht aus Drûsus folgen kann, sondern Koseform eines Vollnamens mit trûsi- ist. — Im Übrigen besagen die obigen Ortsnamen „Hinterlassenschaft (Erbgut) des Dudo (Tudo)“,[1]) „an oder zu den Stätten des Tûno“, „Wiese (Matte) des Giggo“, „Dorf des Grîmo“, „Hinterlassenschaft (Erbgut) des Guogo“ (beziehungsweise des Eig, Ottar, Adalolf), „Hinterlassenschaft des Mîmo“, „zu den Stätten des Murro“, „zu den Häusern des Trasme“. — Auffällig ist die Häufigkeit der Erscheinung in Zusammensetzungen mit althochdeutsch leiba, altsächsisch lêba. Aber auch in solchen auf -stat, genau auf pluralisches -steten: immerhin unserer Auslegung von Milistat förderlich. Erinnert man sich, dass die zweisilbigen persönlichen Koseformen stets durch Abkürzung aus den eine Zusammensetzung darstellenden Vollnamen so entstehen, dass der zweite Worttheil einfach weggelassen wird und nur der erste, mit der Endung eines schwachen Masculinums oder Femininums versehen, übrig bleibt; erwägt man, dass diese zweisilbigen Koseformen unter Rückkehr zum reinen Stamme durch Anfügung von man, wîp, kint, liup, trût, wini Weiterbildung erfahren können (z. B. Azo m., Aza, f. — Azaman, -wîp, -kint, -liup; Hazo m., Haza f. — Hazetrût; Hatto-, Hatiwini u. s. w.); und hält man endlich hinzu, dass

[1]) Dudleipin (Tudleipin) ist althochdeutscher Locativus Pluralis; der Nominativus Singularis begegnet nur einmal, 891. Über den „ebenso häufigen als räthselhaften Namen“ hat nur Miklosich Brauchbares geäußert, Slavische Ortsnamen aus Appellativen (Denkschriften der Wiener Akademie 21), S. 106: er sieht darin slavisiertes althochdeutsches tôtleiba, tôtleipa „reliquiae mortis“, was für den zweiten Worttheil unbestreitbar richtig ist. Aber dass die Altbaiern das Ganze nicht als ihr einheimisches Compositum erkannt hätten, wäre umso wunderbarer, als im Übrigen die Verschiebung des älteren Dud- zu Tud- klar vor Augen liegt. Meine Erklärung (Dudin leiba, Tudin leiba) stützt sich außer dem im ganzen Zusammenhange des Textes Vorgebrachten, zumal auf die (zwar erst später auftretende) vollere Form Tudeleipin und den Volcmar de tudepach, Zeuge in der ältesten deutschen Urkunde, der sogenannten Augsburger Schenkungsurkunde von c. 1070 (Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch, 1847, Band 1, Spalte 161/162).

Digitized by Google

die Patronymica auf **-inc** mit örtlichen Appellativen (**burc, dorf, heim, stat** u. s. w.) stets eigentliche Composition eingehen (Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde 2, 97 Anm.): so läge der Gedanke nahe genug, in allen jenen Fällen, wo schon aus althochdeutscher Zeit für den Ortsnamen der volle Genetivus des Personennamens darin durchaus nicht zu belegen ist, eigentliche Zusammensetzung des reinen Stammes des Personennamens mit einem örtlichen Appellativum zu behaupten. Beispiele werden dies erläutern. **Grîmo** ist Kosеform eines Vollnamens mit **grîma**, „Larve", im ersten Theile (als **Crîmuni** = **Grîmwini**; **Grîmolt**, d. i. **Grîmwalt**, langobardisch **Grimoald** u. s. w.): der reine, lediglich in den Compositionsvocal ausklingende Stamm **grîmi** zeigte sich in **Grîmidorf**. Ebenso ist **Tûno**, d. i. **Tûnëo**, Kosеform eines Vollnamens mit **tûni-** (vgl. **Tûnigêr** m., **Tûnihilt**, **Tûnigund** f.): und mit diesem stammhaften **tûni-** erschiene **Tûnistetin**. Das **mîmi-** in **Mîmilêba** hätte sein Vorbild in **Mîmigard**, **Mîmidrûd**, **-hilt** und zugehörigen Masculinis, von denen **Mîmo** m. und **Mîma** f. die Kosеformen sind. Nicht minder gemahnt **trûsi-** im Ortsnamen **Trûsilêh** an **trûsi-** im Mannsnamen **Trûsiliup**. Und so könnte schließlich **Milistat**, **Milstat** (auch **Milperch**? Urkundenbuch von Steiermark, 2, 250 n° 168 von 1220 — eher für **Miltberc** = **Miltenberc**, ebenda 2, 689 a stehend) neben **Mildëo**, **Milibure**, **-drûd**, **-sind** u. s. w. sein **mili-**, **mil-** als den Stamm, wie er in diesen Personennamen lebt, aufdrängen wollen.

Aber diese Annahme ist überflüssig. Die frühe Abnützung des Genetivs von Personennamen, die den ersten Theil von Ortsnamen bilden, ist ja beglaubigt genug und der Vorgang vollzieht sich in den Urkunden vor unsern Augen (vgl. nur das S. 86 ff. andeutend Beigebrachte); diese Abnützung ist tief in der Sprache begründet und greift zumal im spätern österreichischen Dialecte immer weiter (s. mich „Blätter", 1886, S. 135, und Zeitschrift für deutsches Alterthum 31, 84, **Hetelдorf, Etzelburc**); was ist einfacher anzunehmen, als daſs bereits jene ältesten Beispiele, die anscheinend mit dem bloßen ersten Wortstamme des betreffenden Personennamens auftreten, einzig jener auf Abschleifung der vollen Genetivform gerichteten Neigung der lebendigen Sprache ihr Entstehen danken — einer Neigung, die so energisch waltete, daſs sie schon im 8./9. Jahrhunderte zuweilen die volle Genetivform des Personennamens im Ortsnamen nicht aufkommen ließ? — Ein zwar spätes, aber schlagendes Zeugnis für die vorgetragene Auffassung ist des Tni

Digitized by Google

lehen (Urkundenbuch von Seitenstetten [Fontes II., 33], S. 191 nº 178 von 1333 — sogar in freier Wortstellung mit gestümmeltem Genetivausgange für Titin, vom Nominativus Tito. — Wie man sich aber die Sache vorstelle, in allen Fällen liegt Milistat auf einer Linie mit Tudeleipin, Giggimada, Guogeleiba, Mîmilêba und ist mit ihnen allen einer Auffassung.

Volkssagen aus dem Gailthale.

Von Fr. Franziszi.

1. Die weiße Gemse.

Es war ein reicher Mann, der hatte eine bildschöne Tochter. Ein armer Jüngling liebte sie. Sie sagte, nur dann wolle sie ihn heiraten, wenn er goldene Haare und goldene Zähne hätte. Da sprach der Jüngling einen furchtbaren Fluch aus und die Jungfrau wurde in eine Gemse verwunschen. Auf der weißen Wand in der Eggeralm wurde sie von Jägern zuweilen gesehen, aber wenn einer sein Gewehr auf sie anlegte, so stand eine weiße Jungfrau vor ihm. Es wagte sich nicht leicht jemand auf die weiße Wand, denn jeden, der die weiße Gemse erblickte, traf ein Unglück.

Im Dorfe unten lebten drei Brüder, sie waren tüchtige Jäger. Ein alter Mann erzählte ihnen von der weißen Gemse. Da wandelte einen die Lust an, die Gemse zu sehen, er verstieg sich bis zur weißen Wand, er sah in der Ferne die Gemse; aber als er vor Schrecken Reißaus nahm, ging sein Gewehr los und traf ihn in die Brust, dass er todt zu Boden stürzte. Auch sein älterer Bruder soll einmal die Gemse gesehen haben und bald darnach in der Schlacht umgekommen sein. Nun war nur mehr der jüngste der drei Brüder am Hause. Seine Braut warnte ihn, ja nicht auf die weiße Wand zu gehen; er aber achtete nicht darauf. Er hatte eine besondere Passion, die weiße Gemse zu erlegen. Immer höher und höher stieg er im Gewände hinauf, bis zu einer Stelle, wo er nicht mehr weiter konnte; er sah die Gemse, aber ehe er seine Büchse erfassen konnte, sprang sie bei ihm vorbei und stieß ihn in den Abgrund.

Seine Braut fand den Jägerhut und die Büchse und nicht weit davon den blutigen Leichnam ihres Bräutigams unter der weißen Wand. So ist das ganze Haus ausgestorben; aber die weiße Gemse hat sich seit dieser Zeit nicht mehr sehen lassen.

Digitized by Google

2. Die saaligen Frauen.

Vor Zeiten sollen in einer Felsenhöhle in der Gegend um Mauthen drei Jungfrauen gewohnt haben — am Friedhof ist ihr Grab; aber sie können nur mit silbernen und goldenen Schaufeln ausgegraben werden.

3. Der Eber.

Auf der Rattendorferalm saß der Käser einmal in einer düstern stürmischen Nacht in der Almhütte ganz allein beim Herdfeuer. Da hörte er rufen: Ho, ho, ho! und als wenn jemand um die Hütte herum stolpern würde. Er öffnet die Thüre, leuchtet hinaus und ruft Wer ist? Geh' einer! Aber weil er niemanden sieht und niemand sich meldet, schlägt er die Thüre wieder zu: Willst nicht hereinkommen, lass bleiben. Da hörte er wieder: Ho, ho, ho! und die Thüre ging von selber auf. Ein Schweinskopf kam zum Vorschein und stierte ihn an: Willst mich sehen, da siehst mich. Er nicht faul, nimmt ein glühendes Scheit und schlägt ihm damit über die Schnauze. Da verschwand der Spuk; aber noch lange hörte er über die Alm hinab schreien und rufen: Ho, ho, ho!

Sprüche und Gebete gegen Krankheiten.

Aufgezeichnet am Knappenberge von Balth. Schüttelkopf.

Aus jenen längst entschwundenen Zeiten, wo nicht nur die Masse des Volkes, sondern auch der gebildete Theil desselben jede Krankheit für eine Wirkung dämonischer Mächte hielt, in der die Arzneikunde gleich der ganzen Heilwissenschaft noch in den ersten Kinderschuhen steckte, und der Kranke sein einziges Heil bei den Überirdischen suchte, haben sich Spruchformeln und Beschwörungsgebete erhalten, welche vielfach im christianisierten Gewande heute noch vom Landvolke geübt werden. Freilich lächelt auch dieses über seinen Wunderglauben, pflegt aber treu seinem liebgewonnenen Grundsatze: Hilft's nit, so schadt's nit! bei der nächsten Erkrankung aus dem Schatze seiner Erinnerung das von den Vorfahren ererbte Sprüchlein hervorzuholen und dasselbe ganz ernsthaft anzuwenden. Wenn dann die kräftige Natur des Kranken oder die zufällig einmal richtige Anwendung eines vom Arzte vorgeschriebenen Medicamentes Genesung bringt, so hat dann gewiss jenes Krankheitsgebet geholfen. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes

Digitized by Google

auf dem Hüttenberger Erzberge und begünstigt durch einen Beruf, der steten Verkehr mit allen Volksschichten verlangt und ermöglicht, gelang es mir, mehrere solcher Sprüche kennen zu lernen, welche ich jetzt, wohl wissend, wie schwer es oft Freunden des Volkslebens wird, die Volksseele in ihrem innersten Treiben zu belauschen, der Öffentlichkeit übergebe.

1. Gegen die Gicht.

Auf den schmerzenden Körpertheil wird die Hand gelegt, dann wird gesprochen: Jesus geht über die grüne Wiese, da begegnet ihm die Gicht. — Jesus sagt: Gicht, wo gehst du hin? — Die Gicht sagt: Dem N. N. zu. — Jesus sagt: Was wirst du dort thun? — Die Gicht sagt: Im Bein reißen, im Fleisch beißen und das Blut trinken. — Jesus sagt: Das darfst du nicht thun. — Geh' hinaus auf die grüne Wiese. Dort liegt ein goldener Stein, dort kannst Bein reißen, Fleisch beißen und Blut trinken! — Hilf Gott der Vater †, Gott der Sohn †, Gott der heilige Geist! † (Zugleich wird mit der rechten Hand über die schmerzende Stelle dreimal das Kreuz gemacht.)

2. Gegen die „Warta".[1])

1. Bevor das eigentliche Gebet angewendet wird, findet das „Wartasieden" statt. Zu diesem benöthigt man eine glasierte Schüssel, einen kleinen glasierten Topf und drei weiße Kieselsteine, welche man bei abnehmendem Mond, im Bache aufwärts gehend, aus dem Wasser geholt hat. Diese drei Steinchen werden in den Topf gelegt, der mit Wasser gefüllt an das Feuer gestellt wird, bis das Wasser siedet. Nun dreht man den Topf über der Schüssel rasch um und stellt ihn mit der offenen Seite nach unten in das Wasser, dass sich die Steinchen innerhalb des Hafens befinden. Während sich nun der Topf zufolge des Entweichens der erwärmten Luft stoßweise bewegt, wird folgendes Gebet gesprochen: Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. O Warta, du liegst schlecht! O Warta, leg' dich recht! O Warta, leg' dich auf deine Stätt, wohin dich Gott erschäffen hät! Gott helfe für die Mittenwarta, Gott helfe für die Ruckenwarta, Gott helfe für alle Warta. Helfe Gott Vater, helfe Gott

[1]) Unter „Warta" versteht der Kärntner die eigenthümlichen Schmerzen, die durch Überanstrengung der Muskeln entstehen, besonders jene durch vieles Bücken oder schweres Heben.

Digitized by Google

Sohn, helfe Gott der heilige Geist. Amen. Vâter unser ꝛc. Ich glaube an Gott u. s. w.

2. Mit den drei Steinchen wird die schmerzende Körperstelle nach dem Wartastreichen überstrichen, wobei man betet: Gott helf' mir und dir für die Oberwarta, für die Unterwarta, für die Ruckenwarta, für die Mâgenwarta, für die Rippenwarta, für die Mittenwarta, für die Bauchwarta. Gott helf' dir und die heilige Maria, dâfs der N. N. wieder ist, wie ihn Gott erschâffen hât. Hierauf werden drei Vaterunser und Avemaria gebetet. — Dann geht die Beschwörung weiter: Warta, heb' di', Warta, drah' di', Warta, geh' du hin, wie dich Gott verordnet hât, dâfs der N. N. wieder wird, wie ihn Gott erschâffen hât.

3. Die Warta wird auch abgebetet, wie ich es unter Punkt 8 beim „Heine" wiedergebe. Doch wird, da es ja nur sieben Wartagattungen gibt, begonnen: Warta sein sieben, es sein nit sieben, es sein nur sechs, es sein nit sechs u. s. w.

3. Gegen das „Auf die Augen kriegn".

Der Glaube an den bösen Blick ist viel verbreitet, doch gilt von demselben nicht das gleiche, wie bei unsern Südnachbarn, den Italienern, sondern man bekommt auf die Augen von dem Blicke jenes Menschen, der unter dem gleichen Planeten, bei demselben Himmelszeichen, zur selben Stunde, am gleichen Wochentage geboren ist. Übrigens sind hellgrünlich-graue Augen, sogenannte Katzenaugen, imstande, bei jenem, den sie ansehen, plötzlichen Kopfschmerz und Schwindel zu erzeugen. Auch die Hausthiere, besonders die jungen, können durch die Macht des Anschauens erkranken, weshalb sie, wie fast ausnahmslos die Fohlen, ein rothes Band um den Hals bekommen und beim Ansehen angespuckt werden müssen. Hat ein Mensch „auf die Augen kriegt" so wische er sich dieselben mit dem Zipfel seines Hemdes aus oder man spricht über ihn folgenden Spruch: Hât's gegolten von einem Monn, so helf' dir Gottes Sohn. Hât's gegolten von einem Weib, so helf' dir Christi Leib. Hât's gegolten von einem Kind, so helf' dir Jesus, Maria und Josef, Joachim und Anna und âlle, die deine Helfer sind.

4. Spruch zum Stillen des Blutes.

Glückselige Wunden, glückselige Stunden, glückseliger Tâg, in dem Jesus geboren wâr. Und so wâhr, dâfs der heilige Johannes den Jesus in dem Flusse Jordan getauft hât, so wâhr still' i dir N. N. dein Bluet. Steh', Bluet! † Steh', Bluet! † Steh', Bluet! †

Digitized by Google

5. Gegen das Augenmal.

1. Mal sein 72, dâs woaß i, z'ruck müessen sie, dâs sâg' i. Die heil. Dreifältigkeit †, der heil. Bartlmai, der heil. Augenstine † (Augustin) und die heil. Muatter Gottes † werden uns helfen und beistehen.

2. Über das kranke Auge wird das Kreuzzeichen gemacht; dann wird mit dem Mittelfinger über dasselbe hinweggestrichen und gesprochen: N. N. du hâst a Mal, wo es herkommt, dort muefs es wieder hin. Du hâst in dein' Aug' gâr nix drin, âls unserer lieben Frau ihr Spinn'![1]) Hilf dir Gott Vâter, Gott Sohn und Gott heiliger Geist und der heilige Augenstine, dâfs du wieder wirst, wie di Gott erschâffen hât. — Das erkrankte Auge wird angeblasen, wobei der Heilende denken mufs: Weißes Mal, rothes Mal, blaues Mal. — Dann wird weiter gesprochen: Geht ihr hin, wohin enk Gott verordnet hât. Dâs erste Mal dâ hinaus (mit entsprechender Bewegung des Mittelfingers), dâs zweite Mal dâ in der Mitten, dâs dritte Mal âls dâs letzte. Im Namen Gottes u. s. f.

3. Christus der Herr fâhrt mit der Arl auf den Acker und baut drei Furchen. Die erste Furchen für dâs erste Mal is weiß, die zweite Furchen für dâs zweite Mal is roth, die dritte Furchen für dâs dritte Mal is blau. Und wie die Furchen fertig sein, müessen alle drei Mal hinein. Hilf dir Gott Vater, Gott Sohn ꝛc. wie im 2. Gebet.

(Schluſs folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Die Malereien in der Kirche zu Tiffen.[2]) An der Nordwand dieser merkwürdigen, ursprünglich romanischen, dann aber spätgothisch umgestalteten und in neuester Zeit unglücklich restaurierten Kirche,[3]) welche sich auf dem zur Römerzeit wahrscheinlich dem Jupiter geweihten Götterberge erhebt,[4]) hängt ein altdeutsches, in Ölfarben

[1]) Spinne = die Muttermilch.

[2]) Das Gemälde wird in der Kunsttopographie, p. 359, erwähnt und dort auch die darauf befindliche Legende richtig angegeben.

[3]) Die Kirche war ursprünglich romanisch mit massivem Thurme an der Ostseite, der noch jetzt rundbogige romanische Fenster zeigt. Der Thurm stieg ursprünglich über dem Presbyterium auf, da der jetzige Chor der Kirche erst später hinzugefügt wurde. Das ungleich ältere Schiff wurde spätgothisch umgestaltet und zeigt gegenwärtig diese Bauform.

[4]) Den römischen Cultus auf dieser Höhe bezeugt auch der Name Tiffen, der von Deva, Götterburg, herstammt.

Digitized by Google

gemaltes Bild, das aus derselben Zeit stammt, wie das Tafelgemälde in Hoch-St.-Paul und vielleicht von demselben Meister herrührt, mindestens aber derselben Schule und Zeit angehört. Dasselbe stellt die Auferstehung Christi dar. In der Mitte des Vordergrundes gewahren wir Christum, den Besieger des Todes. In edler Gestalt, schlank und groß, in der Rechten das Kreuzpanier, die Siegesfahne haltend, die Linke segnend erhoben, steht er vor der geschlossenen, mit einem Ringe versehenen Grabplatte. Der nackte Körper des Heilandes ist naturwahr modelliert, der Typus des Antlitzes hat Ähnlichkeit mit dem des Gekreuzigten am Bilde in Hoch-St.-Paul und ist charakterisiert durch ein schmales, ovales blasses Gesicht mit stumpfer Nase, straffem Haare und kurzem Barte. Das Haupt umgibt ein runder, gelber Glorienschein, der bewegt flatternde Mantel contrastiert eigenthümlich mit der ruhigen Gestalt des göttlichen Siegers. Rechts und links neben dem Erstandenen gewahren wir zwei schlafende oder betäubte Wächter, als bewaffnete Reisige in der Tracht der ersten Hälfte des 16. Jahrhundertes gegeben. Der Reisige links trägt eng anliegende Beinkleider und schwarz eingerahmte Kuhschnabelschuhe, einen graugrünen Brustharnisch und darunter ein gleichgefärbtes panzerartiges Wams, das an den Aermeln sichtbar ist. Auf dem Haupte hat er einen rothen breitkrämpigen Sturmhut. Er zeigt uns das volle Antlitz; dieses ist von portraitartiger Individualität, breit, mit starken Backen, ausdrucksvoll lebendigem Mund und langer Nase mit scharfem Nasenrücken. Sein gleichfalls schlafender Genosse rechts vom Heilande trägt einen langen gegürteten Mantel, an dem Hut und Schild hängt. Sein weißhaariges Gesicht ist etwas gesenkt und abgekehrt. Hinter diesen beiden liegenden und betäubten Wächtern, welche ein Bild bewaffneter Ohnmacht abgeben, gewahrt man stehend zwei Krieger, je einer links und rechts, bärtige, martialische Gesellen, in gelben Waffenröcken und rothen Turbanen, als Türken gebildet, mit Bogen bewaffnet. Das Antlitz dieser Männer ist gegen die Mitte des Grabes gewendet, sie sind unfreiwillige und machtlose Zeugen des göttlichen Triumphes. Ihre Gesichter erinnern an Gestalten am Kreuzigungsbilde in Hoch-St.-Paul. Seitwärts von dem linken erstaunt blickenden Türken sieht man nach rückwärts eine weiße hingesunkene Gestalt, die gleich dem einen der Wächter einen Speer führt. Das Haupt derselben ist durch eine Blechhaube gedeckt; er hält sich die Ohren zu, offenbar erschreckt und entsetzt über das unvergleichliche Wunder.

Den Hintergrund des Bildes nimmt eine Landschaft ein. Wir schauen ein ebenes Wiesenterrain. Aus einer Hütte, über der sich ein Berg mit feingefiederten Bäumen erhebt, treten drei Heilige, nimbierte Gestalten, zart ausgeführt. Die vorderen zwei sind heilige Frauen, die beiden Marien, dahinter sehen wir einen Mann im rothen Gewande. Neben erhebt sich ein gothisches Kirchlein und in dessen Nachbarschaft ein schlanker Baum mit gefiedertem Astwerk. Unmittelbar rechts daneben auf hügeligem, grünbewachsenem Terrain steigt ein Renaissancebau auf, zweifach abgestuft mit einer von einem spitzen Dache gekrönten Laterne. Der blaue Himmel spannt sich über der Landschaft aus. Leider ist aber diese Bildfläche schon vielfach beschädigt und ruiniert. Das Incarnat scheint im Ganzen hell und blass gewesen zu sein, sowie helle Töne vorherrschen, jedoch hat das Bild durch Übermalung sehr gelitten, wie sich dies z. B. am Zinnoberroth des Mantels Christi zeigt. Unter dem Bilde gewahrt man den Donator und seine Frau. Dieser ist laut Inschrift Leonhard Reichsner, Pfleger zu Tiffen, der das Bild im Jahre 1530 stiftete. Er kniet als ehrwürdiger, bärtiger Mann mit dem Rosenkranze in der Hand und ist bekleidet mit

Digitized by Google

einem grünen Mantel mit Pelzkragen. Daneben sehen wir sein volles Wappen, nämlich Schild, gekrönten Helm und Helmzier. Im Wappen zeigen sich vier Lilien. Rechts kniet Leonhard Meichsners Frau, welche gleichfalls das Wappen neben sich hat. Die betende Frau ist angethan mit einem langen Pelzmantel mit Schleppe; ihr Haupt ist mit einem weißen Schleier nonnenartig umhüllt. Die Inschrift sagt: „Der edl und vesst Leonhardt Meichsner der zeit pfleger zu Tysen hat das gemal und tafal got zu lob und ere machen lassen nach Christi gepurde 1530."

Die Gewölbekappen der Kirche hatten Fresken in Medaillons, welche leider vielfach grob übermalt und durch diese höchst ungeschickte Übermalung vielfach verdorben sind. Die im Chore, der überhaupt jung ist, sehen wie moderne Schablonenarbeiten aus, die im Schiffe aber sind oder waren gute Malereien aus der Zeit der ausgehenden Gothik. Die Heiligen in den Medaillons haben noch theilweise die Spruchbänder, aber die Embleme sind bei einigen übermalt. Wir geben dieselben in der Richtung von Ost nach West, vom vorderen Theile des Schiffes, d. h. von der Nachbarschaft des Chores, zu den Gewölben ober der jetzigen Sängertribüne. Ganz vorne an der Decke sehen wir die vier Kirchenväter und zwar, da das Schiff zweitheilig ist, links Gregorius und Hieronymus, rechts Augustinus und Ambrosius. Hierauf folgt (noch immer im östlichen Joche) im linken Schiffe eine Heilige, die schon unkenntlich ist, daneben rechts Anna selbdritt und weiter nach Westen Barbara mit dem Thurme. Im rechten Schiffe, und zwar in dem gleichen Joche, König David mit der Harfe (ganz renoviert), ferner St. Katharina mit dem Rade und eine Heiligengestalt mit lehrender Geberde. Im zweiten Joche (von Ost nach West) zeigt sich im linken Schiffe Johannes der Täufer mit Lamm, Buch und Fahne und die vier Evangelisten mit Buch und Feder. Im rechten Schiffe St. Rupert als Bischof mit dem Kübel, ferner eine ganz verblaßte Bischofsgestalt, dann ein h. Bischof mit offenem Buche (das Emblem nicht mehr kenntlich), ferner ein junger h. Bischof, der ein Emblem hat, das wie ein Zapfen aussieht. Am westlichsten Joche links Andreas mit dem Kreuze, Johannes der Evangelist mit der Schlange, ein Heiliger mit einer Axt in der Hand (wahrscheinlich Wolfgang) und Christof mit dem Kinde. Rechts vorne eine Heilige mit geschlossenem Buche und eine Heilige mit verblaßtem Spruchbande ohne Emblem (durch die Orgel stark verdeckt), dann in zweiter Reihe eine Äbtissin mit Stab und Buch und die h. Elisabeth (mit dem Korbe in der Hand, aus dem die Rosen blühen).

Am schönsten und besterhaltensten ist die Malerei am vorderen östlichen Trennungspfeiler der Schiffe. Dort sehen wir Christum am Kreuze mit Maria und Johannes zur Seite. Die Gesichter dieser beiden Zeugen des göttlichen Schmerzes sind jugendlich zart und ausdrucksvoll mit leidenden Zügen. Der dünne und fast feine Farbenauftrag stimmt mit dieser Auffassung überein. Prof. Dr. F. G. Hann.

Das bajuvarische Bauernhaus. Bei dem Bestreben der neueren Geschichtsforschung, die ältesten Culturreste zu verwerten, um ein möglichst anschauliches Bild der Vergangenheit zu gewinnen, insbesondere bei den gründlichen Forschungen über die alten Bauernhäuser, um darauf Rückschlüsse auf ethnographische Verhältnisse zu gründen, müssen uns die Bestimmungen der ältesten bairischen Gesetzgebung (lex Bajuvariorum) aus dem 7. bis 8. Jahrhundert über das Wohnhaus von besonderem Werte erscheinen, zumal die Bajuvaren wahrscheinlich zu Anfang des 6. Jahrhunderts in Kärnten eingewandert sind, jedenfalls aber die Stammeltern des deutschen und somit größeren Theiles der Bewohner Kärntens sind.

Digitized by Google

Nach den Bestimmungen der lex Bajuvariorum (Tit. X de incendio domorum) bestand ein bajuvarischer Bauernhof (curtis) aus mehreren Gebäuden, und zwar zunächst aus einem Wohnhause (domus), dessen Dach (culmen) von hölzernen Firstsäulen (firstsul) getragen wurde. Im Innern (interior aedificii) standen die Winkelsäulen (winchisul). Darauf ruhten, wie es scheint, die Balken (trabes), welche das obere Stockwerk bildeten, wozu eine Treppe (scala Tit. IV, 19) führte.

Das Äußere des Hauses (exterior) hatte Eckſäulen (columnas angulares) und andere Gangſäulen (alias columnas hujus ordinis) und Querbalken, welche die Reihe der Säulen zusammenhielten (spanga), also vermuthlich offene Gänge. Das Dach war mit Schindeln (asseres laterculi) gedeckt.

Ferner standen in den Bauernhöfen Stadeln mit Wänden, Schloss und Riegel (scuriae), offene Stallungen (scof), ein Schüttboden (parc), große bedeckte Schober (mitae), kleinere Haufen (scopar), dann Nebengebäude, als: Badestube (balnearius), Backhaus (pistoria) und Küche (coquina). Alles umfaßte ein Zaun (ezziszun), der oben mit einer Binderuthe (storcartes) zusammengehalten war.

Das alamannische Haus scheint nur ebenerdig, ohne Zimmerdecke, gewesen zu sein; denn wenn ein vermögendes Weib bei der Geburt eines Knaben starb, welcher die Augen öffnete und den First des Daches, sowie die vier Wände sah, so war der Vater des Kindes Erbe des Weibes (lex Alamannorum tit. XCII). Hauser.

Literaturberichte.

Mittheilungen aus dem vatikanischen Archive. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1. Band: Actenstücke zu Geschichte des deutschen Reiches unter den Königen Rudolf I. und Albrecht I., gesammelt von A. Fanta, F. Kaltenbrunner, F. v. Ottenthal, mitgetheilt von F. Kaltenbrunner, a. ö. Professor an der Universität Innsbruck. Wien, Temsky, 1889 (VIII. 695 SS.).

Eine eingehende Besprechung und Würdigung dieser nach hochherziger Erschließung des päpstlichen Archives vornehmlich durch kaiserliche Munificenz ins Leben gerufene Publication österreichischer Historiker, bei welcher namentlich die deutsche Reichsgeschichte unter den Habsburgern Rudolf I. und Albrecht I ins Auge gefaßt ward, würde sich in den Rahmen dieser ja ausschließlich der Geschichte Kärntens gewidmeten Blätter nicht gut fügen. Doch wie schon in der Vorrede, S. XVII, bemerkt wird, wurde dabei auch die österreichische Localgeschichte nicht ganz unberücksichtigt gelassen, und so will ich denn im Folgenden von jenen veröffentlichten Urkunden des vatikanischen Archives sprechen, welche für Kärnten Bedeutung und Wichtigkeit haben, und da mit jenen beginnen, welche das Bisthum Gurk angehen.

Bei aller Sorgfalt, welche K. auf die den Stücken beigegebenen Anmerkungen verlegt hat, ist es lebhaft zu bedauern, dass ihm die von B. Schroll im Archiv für vaterländ. Gesch. u. Top. (1885), 15, S. 1 ff. veröffentlichte Series episcoporum . . Gurcensium unbekannt geblieben ist. Aber dennoch ist so manches Neue geboten, so über Bischof Johann I. (1279—1281). Er fungierte als Reichsvicar in Tuscien und starb während dieser Mission bei der Curie, nachdem ihm noch Papst Martin IV., 1281 Juli 25, gestattet, ein Testament aufzusetzen (S. 267). Der Wortlaut der Ernennungsurkunde (S. 273) seines Nachfolgers Konrad Domdecans von Regensburg

Digitized by Google

ist schon durch Abdruck der gleichlautenden, an den Erzbischof Friedrich von Salzburg gerichteten Bulle vom gleichen Tage, 1282 Juni 17, bei Schroll S. 40 bekannt geworden. Dagegen erfahren wir zum erstenmale (S. 277), dass Konrad damals noch im Range eines Diacons stand und der Papst in einer andern Urkunde vom gleichen Tage dem Erzbischof befahl, den neuen Gurker Bischof zur gesetzlichen Frist zum Priester zu weihen und ihm sodann unter Assistenz einiger seiner Diözesane zu consecrieren. Ebenso wusste man bis jetzt nicht, was mit Konrad nach seiner Ernennung weiter geschah. Die Bulle von 1283 Mai 5 (S. 286), worin Martin IV. dem Gurker Capitel eine neue Bischofswahl vorzunehmen gestattet, erzählt uns, dass es Konrad gar nicht zu seiner Bischofsweihe kommen ließ, sondern früher resignierte. Konrads Nachfolger Bischof Hertnid starb 1298. Erzbischof Konrad von Salzburg und das Gurker Capitel postulierten nach seinem Tode den Bischof Heinrich von Lavant zum Bischofe von Gurk, dessen Postulation — nicht Wahl, wie K. im Regeste fälschlich schreibt — Bonifaz VIII. 1299 April 13 bestätigt (S. 485). Auch ist Hertrudus verlesen für Hertnidus, welchen Namen sowohl der verstorbene Bischof, als der damals noch lebende Gurker Dompropst führten (S. 485 und 486). Es gibt im Mittelalter wohl einen Frauennamen Gertrudis, aber keinen männlichen Namen Hertrudus. Aus derselben bis jetzt unbekannten Bestätigungsurkunde für Heinrich III. von Gurk erfahren wir auch, dass Propst Gerlach von Völkermarkt und Canonicus Dietrich von Gurk mit dem Postulationsinstrumente nach Rom geschickt wurden, worauf dasselbe zwei Cardinäle prüften. Jene Fragen bezüglich Bischof Heinrich III., welche K. (S. 487) Kärntens Historikern zur Lösung empfiehlt, sind freilich durch Schroll (l. c. S. 18) bereits gelöst worden, obwohl dieser die erwähnte Confirmationsurkunde Bonifaz VIII. nicht kannte.

Der in den hier genannten Urkunden für Gurk erwähnte Wahlmodus eines Bischofes von Gurk gibt K. Veranlassung (S. 276), sich diesbezüglich zu äußern, ohne die ganze Frage wesentlich zu fördern. Wenn K. Hirn bezüglich dessen Schrift: Kirchen- und reichsrechtliche Verhältnisse des Suffragenbisthums Gurk (Krems 1872) tadelt, dass dieser seine Untersuchungen gerade bei der Bischofswahl von 1279 abbricht, so ist dem gegenüber zu halten, dass Hirn (S. 5) ausdrücklich betont, dass nur der Periode 1072—1232 eingehendere Behandlung gewidmet ist, „während der Zeitraum 1232—1535 durch kurze Aufzählung der bedeutendsten Ereignisse eine kursorische Bearbeitung erfährt."

Auch für die Geschichte des zweiten kärntnerischen Bisthums, des von Lavant, erfahren wir Wichtiges aus den vatikanischen Urkunden. Papst Martin IV. meldet 1291 Februar 11 dem Könige Rudolf, dass er den nach dem Ableben des Erzbischofes Friedrich von Salzburg an dessen Stelle postulierten Passauer Canonicus Stephan, Sohn des Pfalzgrafen Heinrich bei Rhein, Herzogs von Bayern, nicht bestätigt, sondern den durch seine Tugend und vortrefflichen Eigenschaften ausgezeichneten Bischof Konrad von Lavant zum Erzbischofe ernannt (S. 437). Dasselbe zeigt der Papst dem Grafen Albert von Görz, dem Pfalzgrafen Ludwig von Bayern, dem Herzog Albrecht von Österreich, gegen welchen die Wahl Stephans hauptsächlich gerichtet war, und dem Herzoge Meinhard von Kärnten an (S. 439). Zum Nachfolger Bischof Konrads von Lavant bestimmt Martin IV. 129 Februar 26 den Canonicus Heinrich von Salzburg, welcher als Abgesandter des Salzburger Erwählten, des Wittelsbachers Stephan, nach Orvieto gekommen war. Heinrich, derselbe, welcher später 1299, wie wir oben

Digitized by Google

gehört, Bischof von Gurk wurde, consecrierte 1291 der Cardinalbischof Latinus von Ostia zum Bischofe von Lavant. Hat Kaltenbrunner mit der Bemerkung (S. 487) Recht, dass die Heinrich betreffende Urkunde von 1299 mit Tangl, Reihe der Bischöfe von Lavant (1848), S. 91, und darnach mit Gams, Series episcoporum, S. 284, im Widerspruch steht, so ist ihm entgangen, dass Tangl in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark 9, S. 247, Ergänzungen zur Reihe der Bischöfe von Lavant geboten hat, worin dieser die Regierungszeit von Heinrichs Nachfolger, Wulfing, ziemlich richtig 1298—1304 ansetzt und erwähnt, dass Wulfing 1304 nach Bamberg versetzt wurde. War letztere Versetzung bis jetzt nur nach einem mageren Regeste bei Lang, Regesta Boica, 5, S. 59—60 (darnach Tangl, Handbuch 791) bekannt, so bietet K. (S. 532) den vollen Wortlaut der Bulle Benedict XI, ddo. 1304 Jänner 31, worin er diesen Act dem Herzoge Albrecht von Österreich anzeigt. Nach dem Tode Bischof Leopolds von Bamberg erfolgte nämlich eine zwiespältige Wahl, indem die eine Partei den Propst Johann von Bamberg, die andere Propst Gerlach v. Völkermarkt zum Bischofe von Bamberg wählte. Während nun Johann sich zur Betreibung seiner Sache persönlich an den päpstlichen Hof begab, so reisten zwei Bamberger Canoniker Otto von Orlamünde und Leopold von Eglofstein nach Rom, um für den sich dortselbst aufhaltenden Gerlach thätig zu sein. Indes verweigerte Gerlach zum vorhinein die Annahme der Wahl, worauf die beiden Canoniker ebenfalls Partei für Propst Johann ergriffen. Als auch dieser resignierte, ernannte der Papst Wulfing, Bischof von Lavant, zum Bischof von Bamberg. Am 5. Februar 1304 dispensierte Benedict XI., sodann Gerlach von Wetzlar, Propst von Völkermarkt, von der Irregularität, welche dieser sich dadurch zugezogen, dass er während seiner Studienzeit in Paris einem Genossen ein Auge ausgeschlagen, und erlaubt ihm, die uncanonisch erworbenen und gehäuften Pfründen zu behalten (S. 537).

Neues erfahren wir noch über einen andern kärntnischen Propst, nämlich Gottfried von Maria Saal, den Günstling König Rudolfs von Habsburg (S. 156). Laut Bulle, ddo. 1278 December 13, welche Hanthaler „Aus den vatikanischen Registern", S. 84, abgedruckt hat, gestattet Papst Nicolaus III. dem Gottfried, kgl. Notar und päpstlichen Kaplan, welcher, wie K. vermuthet, diese Indulgenz während seiner Mission vom König Rudolf an die Curie wegen Anerkennung der Rechte der Kirche auf die Romagna persönlich erwirkt, dass dieser, bis er in den Genuss des ihm providierten Lütticher Canonicates eingetreten sein werde, die Einkünfte der von ihm bisher innegehabten stattlichen Anzahl von Pfründen, nämlich der Propstei Maria Saal, der Pfarrkirchen Mistelbach (Niederösterreich) und Mikenwe der Wormser Diöcese weiter beziehen dürfe. Am selben Tage beauftragt der Papst den Bischof von Münster, Propst Gottfried in das Lütticher Canonicat, welches er diesem in Anbetracht der ihm und der Kirche geleisteten Dienste, mit Rücksicht auf dessen Eifer und Mühe, verliehen, einzuführen.

Ganz besonders interessant sind jene Urkunden, welche sich auf die Geschichte des Hauses Ortenburg beziehen. Denn dieselben bieten uns überraschende Neuigkeiten. Tangl im Archive für Kunde österr. Geschichtsquellen, 36, S. 153, findet es sonderbar, dass Graf Otto von Ortenburg, ohne dem geistlichen Stande angehört zu haben, nach dem Tode des Patriarchen Peter von Aquileja, 1301 Februar 24, zu dessen Nachfolger postuliert werden konnte. Nun lesen wir in den Mittheilungen aus dem vaticanischen Archive (S. 547) das Regest einer Bulle Papst Benedict XI., ddo.

Digitized by Google

1304 April 1, in welcher dieser den Bischöfen von Bamberg und Gurk, sowie dem Decan (Herman) der Kirche des heil. Vigilius (so auch im Register statt richtig Virgilius) zu Friesach anzeigt, dass er dem Dompropst Otto von Brixen, Sohn des verstorbenen Grafen Friedrich von Ortenburg, gestatte, neben seiner Propstei auch die unkanonisch erworbenen und besessenen Pfarrkirchen Radkersburg und St. Veit in Kärnten zu behalten. Am selben Tage erlaubt der Papst dem Propste Otto, dass dieser während seiner Universitätsstudien und während seiner Dienstleistung beim Erzbischofe von Salzburg seine Pfründen ohne Residenzpflicht fortbeziehe. Wir vermissen zu diesen Urkunden eine Erläuterung K.'s, der ja doch sonst mit solchen nicht allzu sparsam ist. Graf Friedrich von Ortenburg war zufolge des Necrologes des Predigerklosters zu Cividale (Rubeis Monum. eccles. Aquileja 731) am 28. März gestorben und zwar 1304, wie wir aus anderen Quellen wissen. Das Tagesdatum scheint der päpstlichen Bulle nach richtig zu sein. Aber nun zu Otto. Er gehörte thätsächlich in seiner Jugend dem geistlichen Stande an. Doch muss er sich später eines andern besonnen haben, denn 1335 wird uns seine Frau Namens Sophie genannt (Tangl l. c. 166). Ottos Ehe, welcher 1343 starb, blieb kinderlos.

Unerklärlich ist folgende, die Ortenburger betreffende Urkunde (S. 395). Nicolaus IV. befiehlt 1290 Februar 18 dem Bischofe von Lavant über Bitten des Herzogs Albrecht von Österreich den Friedrich (advocatus) Vogt von Mersch der Lavantthaler Diöcese und dessen Gattin Agnes, Schwester Graf Friedrichs II. von Ortenburg († 1504) der Salzburger Diöcese, welche unwissend, dass zwischen ihnen eine Verwandtschaft herrsche, die Ehe mit einander eingegangen und vollzogen, von dem nachträglich bekannt gewordenen Ehehindernisse der Verwandtschaft des vierten Grades in einer und des dritten Grades in der andern Linie zu dispensieren, da der Herzog vorgibt, dass aus der Ehetrennung große „Scandale" in jenen Ländern entstehen, sowie Personen und Eigenthum Gefahr laufen könnten Hermann II. Graf von Ortenburg († 1256), Friedrich II. Vater hatte vier Töchter, davon zwei, Elisabeth und Eufemia, namentlich bekannt sind. Von den andern weiß man nur, dass die eine an Konrad von Auersperg, die andere an Ulrich III. von Taufers verheiratet war (Tangl l. c. 30, S. 339). Aber auch ein Geschlecht der Vögte von Mersch ist in der Lavanter Diöcese nicht zu finden.

Wir müssen hier noch einer Ladung Herzog Albrechts von Österreich vor den päpstlichen Stuhl durch Bonifaz VIII. 1297 Juli 6 (S. 478) wegen Bedrängung der Salzburger Kirche erwähnen. Die Bulle hat für Kärnten insoweit Interesse, als eine Zerstörung des salzburgischen Schlosses Hüttenberg erwähnt wird.

Es erübrigt uns nur mehr die Besprechung zweier Urkundenregesten. Das eine (S. 454) ist etwas dunkel. Nicolaus IV. ertheilt 1291 Mai 23 der Kirche des heil. Vitus und dem Dominikanerkloster zu Friesach Ablassbriefe. Nun gab es in Friesach niemals eine Veitskirche. Auffällig ist es, dass der Papst einem Kloster einen Ablass verleiht; sonst geschieht dies doch gewöhnlich nur für die Kirche oder Kapelle in demselben. Das andere Urkundenregest (S. 550) betrifft den Decan Hermann der Kirche des heil Vigilius (!) zu Friesach, Kaplan und Hausgenossen des Bischofes Wulfing von Bamberg, welchen Benedict XI. (1304 April 18) über des Bischofs Ansuchen von der Pluralität der Pfründen dispensiert. A. v. Jaksch.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

82. Jahrgang.

Nr. 4.

Klagenfurt 1892.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Zur Geschichte des Schlosses Mannsberg bei Pölling. Von Prof. Dr. F. G. Hann 101

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen. Von Prof. Joh. Scheinigg 106

Volkssagen aus Kärnten. Von Rudolf Waizer. 1. Der Jungfernsprung in Tiffen. 2. Der kärntische Untersberg 113

Sprüche und Gebete gegen Krankheiten. Aufgezeichnet am Knappenberge von Balth. Schüttelkopf. (Schluss). 6. Gegen den Fingerwurm. 7. Bei Halsschmerzen. 8. Spruch gegen den „Heine". 9. Sprüche gegen die Trut. 10. Diebsegen 118

Mathias Lexer. Ein Nachruf von Dr. Richard Müller 121

Kleine Mittheilungen:

Ein Gräberfeld der Hallstätterzeit im Lavantthale. Von Karl Baron Hauser. 125

Der Buckel. (Volkslied.) Von Fr. Franziszi 126

Literaturberichte:

Boleslaw II. von Polen. Von Prof. Fritz Pichler. Besprochen von August v. Jaksch 127

Die kärntnerischen Grafen von Ortenburg der Neuzeit und ihre Acta als Inhaber der erblichen Pfalzgrafenwürde. Von Leopold v. Beckh-Widmanstetter. Besprochen von August v. Jaksch 130

„Kärntner Alpenfahrten." Von Fr. Franziszi. Besprochen von Rudolf Waizer 131

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 4. Zweiundachtzigster Jahrgang. 1892

Zur Geschichte des Schlosses Mannsberg bei Pölling.

Von Prof. Dr. F. G. Hann.

In dem burgenreichen Kärntnerlande nimmt Schloss Mannsberg wegen seiner wohlerhaltenen Anlage, seiner mit Kunstverständnis ausgewählten Sammlung des gegenwärtigen Besitzers Herrn Dr. jur. Alois Spitzer und des wuchtigen Wartthurmes nahe beim Schlosse, der uns das ritterliche Wohnhaus in seiner ursprünglichsten Form im frühen Mittelalter darstellt und mit den ältesten Burgtheilen von Kraig und Liebensels der alterthümlichste noch erhaltene Burgbau im Lande Kärnten ist, eine bedeutende Stellung ein.

Mannsberg hat den Namen von einem Manne Namens Magnes, der wahrscheinlich der Gründer dieser Burg war. Wir haben es also hier mit einem Edelsitz in Kärnten zu thun, dessen Name ähnlich wie Karlsberg ein Personenname ist, sowie auch Taggenbrunn nach einem Edlen Taggeno benannt ist. Nicht blos die Thurmruine nahe der heutigen Burg mit ihren colossalen 4 bis 5 Fuß dicken Mauern, die aus gewaltigen Bruchsteinen aufgeführt sind und durch den ganzen Baucharakter, vor allem aber durch die sich trichterförmig nach außen erweiternde Fenstergruppe im Rundbogen, den romanischen Bautypus zeigen,[1]) verräth noch heutzutage dem Beschauer, dass auf Mannsberg schon im frühen Mittelalter eine ritterliche Siedlung war, sondern eine urkundliche Nachricht macht den Bestand dieser Burg im 11. Jahr-

[1]) Siehe die Abbildung in der Kunsttopographie, p. 479, ebenso die malerische Ansicht des Thurmes in „Die österr.-ungar. Monarchie, Kärnten", S. 158 und bei Moro „Über den Bau der kärntnerischen Burgen", S. 6.

Digitized by Google

hunderte sicher. Zwischen 1065 bis 1075 nämlich schenkt der Edle Adalbero, der in Tirol begütert war, sein Erbgut in loco Magnesperc in Kärnten dem Bischofe Altwin von Brixen.[1]) Seine Frau Itipirch verzichtet gleichfalls auf das Gut Mannsberg, sie war offenbar Mit-eigenthümerin. Dieser Adalbero ist also der älteste Burgherr auf Mannsberg, den wir sammt der Burgfrau urkundlich nachweisen können. Er hatte gleich seinen Vorfahren in jenem Donjon sein Heim, dessen Ruinen noch heute zeigen, dass er, ähnlich dem jüngeren Donjon am Petersberge zu Friesach, in mehrere Stockwerke getheilt war, in welchen sich die Wohnungen für die Familie des Burgherrn, für die Vertheidigungsmannschaft und Räume für Vorräthe befanden. Der Eingang zu diesem Thurmwohnhause lag, wie wir heute noch sehen, einige Fuß über dem Boden; er ist im Rundbogen, also romanisch, geschlossen und war nur auf Leitern zugänglich.[2])

Wie lange Mannsberg im Besitze der Bischöfe von Brixen blieb, wissen wir nicht, da uns das Schloss durch mehrere Jahrhunderte in unseren Urkunden nicht entgegentritt. Jedenfalls war Mannsberg am Ende des 13. Jahrhunderts im Besitz der Schrankpaumer. Sagt doch eine Urkunde vom Jahre 1301, die sich im Staatsarchive zu Wien befindet, dass die Schrankpaumer das obere Schloss (**castrum majus sive superius**) Mansperch mit dem Grunde und dem Berge, auf dem es gelegen, und den dazu gehörigen Gütern den Herzogen Otto und Heinrich von Kärnten schenkten. (Urkunde vom 18. Februar 1301.) Da aber die Schrankpaumer später thatsächlich wieder im Besitze der Burg erscheinen und andererseits im Jahre 1363 Mannsberg urkundlich als ein herzogliches Lehen eidlich beglaubigt wird, so haben die Verleiher, d. h. die Schrankpaumer, die den Herzogen gegebene Burg ohne Zweifel von diesen als Lehen zurückerhalten. Auch im 14. Säculum waren auf Mannsberg die Schrankpaumer sesshaft; dies beweist eine Urkunde im Archive des kärntner. Geschichtsvereines vom Jahre 1333, indem die Schrankpaumer Otto und Witigo am 27. Februar des genannten Jahres auf ihrem Schlosse Mannsberg einen urkundlichen Act ausstellten. In den nächsten Jahren führten diese Schlossherren von Mannsberg eine erbitterte Fehde mit Ulrich von Pfannberg. Die

[1]) Acta Tirol. I. 67.

[2]) Auf die archäologische Bedeutung dieser weder mit Graben noch Ringmauern versehenen Ritterwohnung hat Max v. Moro, „Die Burgen Kärntens", aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Schrankpaumer nahmen Dietmar von Mordax, den Verbündeten des Pfannbergers, gefangen und brachten ihn auf ihre Burg, wogegen die Pfannberger großen Schaden an Feste und Thurm zu Mannsberg anrichteten. Am 24. Jänner 1340 wurden diese ritterlichen Gewaltthätigkeiten durch gewählte Schiedsrichter beigelegt, wie dies Witigo der Schrankpaumer und sein Bruder Hermann urkundlich bekennen.[1])

Mannsberg muſs übrigens bald darauf an die Herren von Pfannberg-Peggau, dieses berühmte Adelsgeschlecht, gekommen sein, das zugleich mit dem Geschlechte der seligen Hemma auf die in die Karolingerzeit zurückreichenden Herren von Zeltschach zurückgeht, war und blieb aber ein Lehen der Herzoge von Kärnten. Das Gesagte wird durch eine Urkunde vom Jahre 1363 bewiesen. In dieser thut nämlich Graf Otto von Ortenburg im Namen Herzog Rudolf IV. des Stifters kund, daſs Heinrich Raspo und Wülfing von Gurnitz vor viel ehrbaren Rittern und Knechten schwören, daſs ihnen wissend sei, daſs die Festen Hemmburg, Trixen und Mannsberg vom Herzoge und dem Lande Kärnten rechtes Lehen seien. Darauf schwur Konrad von Auffenstein und Schenk von Osterwitz, daſs die Schlösser Mannsberg, Trixen und Hemmburg durch den Tod des letzten Pfannbergers Hans ledig geworden sind. Demnach muſs Mannsberg eine Zeit lang im Besitze der Pfannberger gewesen sein.[2]) Nach dem Tode des letzten Pfannbergers Johann brach ein Erbstreit zwischen Meinhard von Görz und dem Grafen von Cilli aus, der die Festen Hemmburg und Mannsberg betraf. Wir sind über diesen Streit urkundlich unterrichtet. Margaretha, die Tochter des letzten Pfannbergers, war die Braut des Grafen Johann von Cilli. Der Görzer aber, welcher auf die Pfannberg'sche Erbschaft ebenfalls Anspruch machte, nahm Hemmburg in Besitz. Herzog Albrecht III. aber spricht 1367 die Festen Mannsberg und Hemmburg, entgegen den Bestrebungen des Grafen Meinhard von Görz, der Gräfin Margaretha, der Tochter des letzten Pfannbergers, zu. Diese heiratete den Grafen Johann von Cilli, und Hermann von Cilli, der Vater Johanns, nahm nach der Verheiratung seines Sohnes Mannsberg an sich, indem er hoffte, daſs durch diese Besitzergreifung von Seite des Familienoberhauptes das Schloſs seinem Geschlechte verbleiben werde. Aber die Ehe seines Sohnes Johann mit der Pfannbergerin war kinderlos und

[1]) Notizenblatt der Wiener Akademie, 1854, p. 105.

[2]) Valvasor erwähnt p. 124, daſs die Grafen von Starhand und Hemmburg einst auf Mannsberg gesessen seien. Dies läſst sich urkundlich aber nicht erweisen.

Digitized by Google

Johann, der Gemahl, starb frühzeitig 1372. Nun konnte die Witwe Margaretha frei über ihre Hand verfügen. Es geschah aber nunmehr eine merkwürdige Doppelheirat seltener Art. Es war nämlich damals noch die Frau des letzten Pfannbergers Johann, die auch Margaretha hieß, am Leben. Diese Witwe-Mutter nun und ihre gleichnamige Tochter, die verwitwete Gräfin von Cilli, heirateten beide Grafen von Montfort, und zwar die alte Margaretha den Grafen Wilhelm, den älteren von Monfort, und ihre Tochter, die junge Margaretha, Wilhelm den jüngeren, den Sohn Wilhelms des älteren. Es heiratete also der Vater Graf Montfort die Witwe-Mutter und der Sohn Graf Montfort die Witwe-Tochter. Dies geschah 1373. Nun verlangte der Graf von Monfort-Bregenz von den Grafen von Cilli die Auslieferung der Besitzungen der jüngeren Margaretha; die Grafen von Cilli sollten aber für die Rückgabe eine Entschädigung erhalten, die jedoch 2000 fl. nicht übersteigen dürfe. Bis zur Auszahlung dieser Summe blieb Mannsberg den Grafen von Cilli verpfändet. Herzog Albrecht III. bestätigte diesen Vertrag zu Graz (1373, 16. Juni).[1])

So fiel denn Mannsberg schließlich an das berühmte Geschlecht der Grafen von Montfort-Bregenz und nach der Theilung der Montfort 1515 kam es an die Linie Montfort-Peggau. Die Grafen von Montfort setzten auf Mannsberg Adelige als Pfleger ein. So erscheint in den Urkunden des kärntner. Geschichtsvereines 1412 ein Pfleger auf der Feste Mannsberg, dessen Namen nicht genannt wird, welcher die Victringer Klosterleute zu Mühlbach bedrängte. 1413 (5. Mai) fungiert der ehrbare Sigmund von Mauer als Burggraf auf Mannsberg; 1416 und 1418 kommt Heinrich der Färber zu Frauenstein auf Mannsberg in gleicher Eigenschaft vor, 1429 tritt uns Ritter Sigmund Mordax als Verweser in Mannsberg entgegen. 1465 erscheint Georg Welzer von Eberstein und endlich 1513 und 1517 Veit Welzer in gleicher Eigenschaft, nämlich als Pfleger der Grafen von Montfort auf Mannsberg. (Regesten des kärntner. Geschichtsvereines, angelegt von Archivar R. v. Jaksch.)

Im Besitze der Grafen von Montfort blieb Mannsberg bis zum 19. September 1591. Denn damals wurden die Schlösser und Herrschaften Mannsberg, Himmelberg und Pernek um 30.000 fl. vom Grafen Anton von Montfort und seinen Brüdern Hans und Wolf an

[1]) Alle diese Daten gehen auf das urkundliche Material in Tangl, „Die Grafen von Pfannberg", III. Abtheilung, p. 68—76 zurück.

Digitized by Google

Bartlmä Khevenhüller verkauft.[1]) Im Besitze dieses edlen Herrn blieb jedoch Mannsberg nur kurze Zeit, da dieser die Herrschaft Mannsberg im October 1591 an Franz Khevenhüller, den Enkel Sigismunds, des Stifters der jüngeren Linie von Hochosterwitz, um 26.000 fl. und 100 Ducaten Leihkauf überließ.[2]) Mannsberg bekam jetzt mit Hochosterwitz ein und denselben Besitzer.

Gelegentlich dieses Verkaufes wurde am 9. October 1591 ein Urbar errichtet, das noch heutzutage im Schlosse Mannsberg intact erhalten ist und aufbewahrt wird. Aus diesem entnehmen wir auch, dass die Malefizpersonen dem Landgerichte Althofen abgeliefert werden mussten.[3])

Im Besitze der Khevenhüller verblieb Mannsberg bis zum Jahre 1627. In diesem Jahre nämlich verkaufte Sigmund Khevenhüller zu Aichelberg dem Dompropste Georg von Gurk seine Herrschaft Mannsberg um 400 gewichtige Goldducaten Leihkauf und 59.000 fl. (jeden zu 15 Batzen oder 60 kr. gerechnet). Der Vertrag ist datiert vom 25. April 1627. So sehen wir denn auch bei Valvasor, in dessen Werke das Schloss abgebildet ist, das Gurk'sche Wappen neben dem Bilde. Im Besitze des Gurker Domstiftes war Mannsberg bis zum 19. April 1874. Noch heutzutage ist die Burg von ausgedehntem Walde umgeben. Früher, gewiss noch im vorigen Jahrhunderte, war in der Umgebung des Schlosses alles noch viel unwirtlicher und rauher. Wird doch in der Chronik, welche die Pfleger führten, nicht nur des großen Wildreichthums in den benachbarten Wäldern Erwähnung gethan, sondern auch von Wildschweinen und Bären viel berichtet.[4]) Schloss Mannsberg war jedoch nahe daran, eine Ruine zu werden, als es am 19. April 1874 käuflich an Steinhäubl kam, während die dazu gehörigen Güter noch im Eigenbesitze von Gurk blieben und im Auftrage des Stiftes verwaltet und verpachtet werden. Von Steinhäubl kaufte es der gegenwärtige Besitzer Herr Dr. jur. Alois Spitzer. Dem verewigten

[1]) Das Original über den Verkauf im Archive des kärntner. Geschichtsvereines siehe auch Czerwenka, „Die Khevenhüller", S. 287.

[2]) Czerwenka, ibidem, p. 288.

[3]) Ein Wappen am Plafonde eines Zimmers im Schlosse zeigt die Vereinigung der Khevenhüller'schen Embleme mit dem der Stubenberger. Dies bezieht sich auf die Vermählung Franz Khevenhüllers (1561—1607) mit Crescentia von Stubenberg (siehe Czerwenka, „Die Khevenhüller", Stammtafel IV)

[4]) Diese letzten Daten verdanke ich dem gegenwärtigen Schlossbesitzer Herrn Dr. jur. Alois Spitzer.

Digitized by Google

Steinhäubl, welcher auch die Anlegung der kunsthistorischen Sammlung im Schlosse begann, und dem gegenwärtigen kunstsinnigen Burgherrn verdankt das Land Kärnten die bauliche Erhaltung des Schlosses, welches sonst gegenwärtig ohne Zweifel in einem ähnlichen Zustande des Verfalles wäre, wie das historisch denkwürdige Taggenbrunn. Die Baulichkeiten des Schlosses stammen aus zwei verschiedenen Aeren. Der kleine Flügel des Schlosses, rechts vom Hauptthore, ist jung und wahrscheinlich in der ersten Zeit der Herrschaft des Gurker Domstiftes gebaut, hingegen sind die Mitteltheile ungleich älter und rühren unstreitig noch aus den Tagen des Montforter Besitzes her. Wird demnach Mannsberg unter den erhaltenen mittelalterlichen Burgen in Kärnten, was den baulichen Charakter anlangt, von manchen andern Schlössern, so von Frauenstein bei St. Veit und von Stein bei Oberdrauburg an archäologischer Bedeutung übertroffen, so besitzt es dafür einen im Lande Kärnten unvergleichlichen Schatz an der glänzenden und wertvollen, mit feinem Kunstverständnisse auserlesenen Sammlung von Bildern, Möbeln und Waffen, zu denen sich eine wertvolle Bücherei gesellt. Diese echten Kunstobjecte gestatten eine kunstgeschichtliche Wanderung durch einige Jahrhunderte, die höchst anregend und belehrend ist.[1])

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen.

Von Prof. Johann Scheinigg.

Wer sich mit den Ortsnamen Kärntens zu beschäftigen beginnt, muss bald die Wahrnehmung machen, dass es eine Reihe von augenscheinlich slovenischen Namen gibt, die sich auf die bisher gewohnte Weise mit Hilfe von Appellativen gar nicht oder doch nicht befriedigend erklären lassen. Es nützt nämlich nichts, wenn man, um beispielsweise Draganče zu erklären, auf draga = Thal sich stützt. Denn damit bleibt immer noch die Frage ungelöst, wie die Form dieses Ortsnamens mit dem Thema, von dem es abgeleitet sein soll, in Einklang zu bringen ist, oder mit anderen Worten, ob wohl Draganče sprachlich die Ableitung von draga verträgt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass dies unmöglich ist. Folglich ist man genöthigt, einen anderen Weg einzuschlagen, um

[1]) Dieser Aufsatz verdankt seine Entstehung einem Ausfluge des Geschichtsvereines nach Mannsberg (am 3. September 1891), welcher nur durch die Liebenswürdigkeit und edle Gastfreundschaft des Vereinsmitgliedes Herrn Dr. jur. Alois Spitzer, Burgherrn auf Mannsberg, möglich war.

Digitized by Google

zum Ziele zu gelangen. Diesen zeigen uns die Personennamen, denen bisher zu wenig Aufmerksamkeit in dieser Beziehung geschenkt worden ist, obwohl Miklosich auch hierin als mustergiltiger Führer und Wegweiser zu gelten hat. Es ist von vornherein nicht wahrscheinlich, dass ein Volksstamm, der zur Zeit seiner dauernden Niederlassung erweislich in Geschlechtsgenossenschaften organisiert war, keine oder nur wenige Siedelungen nach den Häuptern der Geschlechtssippen benannt hätte. In der That verhält es sich auch anders. Denn manche Ortsnamen erscheinen schon auf den ersten Blick als solche Bildungen, die von Personennamen abzuleiten sind, z. B. Simislau, Radenthein, Nischelwitz; andere sind in ihrer jetzigen Gestalt zwar nicht mehr als von Personennamen stammend zu erkennen z. B. Premersdorf, Rottendorf, Siegelsdorf, Ziegelsdorf u. a., aber die urkundlichen Schreibungen derselben bieten Formen, die zeigen, dass sie nur so und nicht anders zu deuten sind. Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, die diesbezüglichen Lehren Miklosichs auf die slovenischen Ortsnamen Kärntens anzuwenden und eine Anzahl von Bezeichnungen zu erklären, denen Personennamen zu Grunde liegen. Hiemit wird zugleich eine Bereicherung der slovenischen Personennamen verbunden sein. Auf Vollständigkeit aber kann schon deshalb kein Anspruch erhoben werden, da noch immer viel urkundliches Material in den verschiedenen Urbarien vergraben liegt.

I. Eigentliche Personennamen.

1. Simislau, Gemeinde Moosburg, ist einer der am besten erhaltenen slovenischen Personennamen in Kärnten: **Semislav**. Derselbe ist zwar anderweitig nicht als solcher nachgewiesen, aber von Miklosich aus den Ortsnamen erschlossen (Denkschrift. d. k. Akademie d. W. XIV. p. 63), wo aus dem Böhmischen ebenfalls **Semislav** angeführt wird. Das Thema für denselben ist sěmъ, sěmьja = **persona** und der ganze Name ist nach Analogie der anderen mit — **slava** zusammengesetzten Personennamen zu erklären: **a persona nomen habens**. Die älteste mir bekannte urkundliche Schreibung vom Jahre 1200 (Ank. Reg.) bietet die reine, vom Dialecte noch nicht beeinflusste Form: **Semislau**, während in der jetzigen Gestalt der erste Vocal dialectisch gefärbt ist. Bekanntlich sprechen die Kärntner Slovenen das altslovenische ě als einen zwischen e und i stehenden Laut, wie etwa der Deutschkärntner grießen für grüßen sagt, ja im oberen Rosenthal wird ě deutlich als reines i vernommen: lip = lěp. So spiegelt sich selbst eine so geringe Differenzierung des slovenischen Dialect-Vocalismus in diesem Ortsnamen wieder. Das

Digitized by Google

Viktringer Urbar vom Jahre 1488 u. ff. hat bereits das heutige i in der Stammsilbe: Zymsla, Zymschla, Zymislaw, Zymisslaw.

2. Hieran schließen wir einen anderen Ortsnamen. In der Gemeinde Velden — die Gemeinden sind noch nach dem Ortsrepertorium vom Jahre 1883 bezeichnet — befindet sich die Ortschaft St. Lamprecht, von den Slovenen Semišvavče genannt. Das oben erwähnte Viktringer Urbar hat hiefür die Bezeichnungen Zymsthlawigk und Zimslawigk. Man wäre geneigt, dieses mit dem früher behandelten Simislau zu identificieren. Doch ist ein Irrthum ausgeschlossen, da dieses im Amte ultraLanchkwart, Zimslawigk dagegen im Amte propeVillacum angeführt ist. Semišvavče ist die dialectisch abgeschliffene Aussprache für Semislaviče, was einen Personennamen Sěmislavič, d. i. einen Sohn oder Nachkommen des Sěmislav ergibt. Als Ortsname bezeichnet er den von einem Sěmislavič, dem Nachkommen eines Sěmislav, gegründeten Ort. Wir werden auf einen Einwurf aufmerksam gemacht, der lautet: In der Kirche zu St. Lamprecht befindet sich zwar nicht im Hauptaltare, aber doch in einem Seitenaltare das Bild des heil. Nicolaus (slov. Miklávž), daher wäre es immerhin möglich, den Ortsnamen von diesem abzuleiten; es wäre dann Semišvavče aus Šent Miklavžiče hervorgegangen. Dagegen ist zu bemerken, dass sprachlich die jetzige Form dem Sěmislavič viel näher steht als dem Patron des Seitenaltars, und dass auch die Schreibung des Urbars nur mit jenem in Übereinstimmung gebracht werden kann. Vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, dass die Kirche den ähnlich klingenden Namen des Heiligen an den bereits bestehenden Ortsnamen angeknüpft hat, wie dies auch anderwärts z. B. in Tainach geschehen ist. Tainach heißt slovenisch Tinje und der Kirchenpatron ist der heil. Valentin, in slovenischer Koseform Tina. Und doch ist der Ortsname nicht von dieser, sondern vom asl. тынъ = murus abzuleiten.

3. Schönweg im Lavantthale, slovenisch Žeming, geht ebenfalls auf das Thema sěmъ zurück. Dies zeigen die Schreibungen des Urkundenbuches von St. Paul: a. 1148 Semik, 1159 Semich und bei Meiller (Regesten zur Geschichte der Salzburger Bischöfe ꝛc. Seite 287) 1243 Semich. Aus ihnen läßt sich der Personenname Sěmič erschließen, welcher auch in Krain als Ortsname vorkommt. Die jetzige slovenische Form fixiert nur eine Phase in der Entwicklung dieses Namens bis zur heutigen Bildung: Semič-Žeming-Schönweg.

4. Siegelsdorf im Lavantthale. Im Urkundenbuche von St. Paul lesen wir folgende Schreibungen: 1184 Sitegoisdorph (p. 92),

Digitized by Google

1196 Sidegoistorf (p. 100); im weiteren Verlaufe finden sich 1217 und 1245 Sigensdorf (p. 73 und 130), um 1120 und 1187 Signsdorf (p. 20 und 14), endlich 1371, 1463, 1495 Sigesdorff (p. 75, 446, 522). Und damit kein Zweifel obwalten kann, dass es nicht etwa das steirische Siegelsdorf sei, sagt eine Urkunde vom Jahre 1169 bis 1171 (Ankershofen Reg.) ausdrücklich: Zu Sidgoisdorf im Lavantthale. Der slovenische Personenname, den es enthält, liegt klar zu Tage; er lautet: **Sitigoj**. Derselbe findet sich zwar bei Miklosich wiederum nicht, ist uns aber anderweitig aus Kärnten überliefert. In einer Viktringer Urkunde vom Jahre 1194 kommt ein Sitigoi Johann der Kastner (**grangiarius**) vor. Seiner Bildung nach ist der Name ein possessives Compositum und bedeutet etwa: **satis pacis habens**.

5. Ziegelsdorf bei Moosburg heißt urkundlich 1137 Zugoisdorf (Meill. 31), 1138 Zemgoisdorf (Ank. Reg.), 1202 Zungoisdorf (Meill. 174), 1205 Zemgoyesdorff (Ank. Reg.), 1362 Ziegleinsdorf (Carinthia 1818 Nr. 45) und im Viktringer Urbar vom Jahre 1515 Zyngelstorff. Der daraus sich ergebende Personenname ist **Sěmigoj — sua persona pacem habens**.

6. Stegsdorf in der Gemeinde St. Salvator bei Friesach lautet im Jahre 1131 (Ank. Reg.) Stoygoystorf, was einen **Stojgoj** ergibt. Seine Bedeutung ist: **manentem (firmam) pacem habens**.

7. Premersdorf bei Sachsenburg ist aus **Predmarsdorf**, wie die urkundlich beglaubigten Schreibungen vom Jahre 1232 und 1329 lauten, entstanden. Der Personenname ist **Predimĕr**, dessen Bedeutung Miklosich (Denkschft. X 234 und 302) erklärt: προκλῆς. Vgl. böhmisch **Predmiř** und **Predmeřice**.

8. Ober-Gottesfeld, ebenfalls bei Sachsenburg, ist eine Volksetymologie für Gutesfeld, wie es im 18. Jahrhundert noch hieß. Gutesfeld aber ist falsche Übersetzung des urkundlich als Tobrochotasfeld (Förstem. II. 1478) und Dobrochosesvelt (11. Jahrhundert), 1177 als Doberehesfelde und 1329 Dobrochotsvelde überlieferten Ortsnamens. Daher haben wir mit Unterforcher (Programm des Staatsgymnasiums zu Leitmeritz 1889 p. 5) ein Feld oder eine Ortschaft des **Dobrohot** anzunehmen. Er bedeutet: **bonam voluntatem habens**.

9. Radenthein. Schon Miklosich (X. 305 und XIV. 53) erklärt diesen Ortsnamen aus dem Personennamen **Radeta**, dem das Thema **radŭ = cura** zu Grunde liegt. Die urkundliche Form ist im 11. Jahr-

Digitized by Google

hundert und im Jahre 1234: Radentin. Über die Bildung siehe Miklosich X. 226.

Von demselben Thema entsteht durch Zusammensetzung der Personenname Radoměr. Rottmannsdorf bei Ottmanach, slovenisch jetzt **Rotmana ves**, heißt im Jahre 1134 Ratmersdorf und ebenso lautet das heutige Rottendorf, Gemeinde Glanegg, im 13. Jahrhundert Ratmersdorf = Radoměresdorf, somit zwei Siedelungen, deren Gründer Radoměr hießen.

Radendorf bei Arnoldstein, slovenisch **Radnja ves**, ist im Jahre 1180 als Radegozzesdorf belegt, was den Personennamen **Radogost** ergibt. Dieser ist auch anderweitig in Kärnten und zwar schon aus dem 10. Jahrhundert verbürgt. (Mikl. X. p. 305 und XIV. p. 54). Interessant ist bei diesem Ortsnamen sowie bei Rotmannsdorf die Erscheinung, dass die jetzigen slovenischen Bezeichnungen nicht auf die alten **Radoměr** und **Radogost** zurückgehen, sondern aus den deutschen Umformungen gebildet sind. Wir haben somit hier Beispiele von Rückentlehnung.

Radlach in der Gemeinde Steinfeld, 1139 Radelach, und Radl bei Trebesing, 1206 Radlin, haben dasselbe Personennamen bildende Thema **radŭ** zur Grundlage, während Radem bei Feldkirchen, **Radina** in der Gemeinde Griffen und der Bergname **Raduha** in den Karavanken vollkommen unveränderte Personennamen sind, ebenfalls von **radŭ** abgezweigt. Hieher gehören ferner Rádiše (Radsberg) als Ort des **Radiš**, **Radnica** bei Finkenstein und in der Gemeinde Möschach im Gailthal und Radelshof bei Pulst (Personennamen Radilo).

Endlich haben wir noch Radweg bei St. Veit als Derivat des für die Personen- wie Ortsnamenbildung so fruchtbaren Themas **radŭ** zu betrachten. Urkundliche Schreibungen sind: 1136 Radewich und Radwich, 1203 Radwich, 1248 Radewich; daneben auch 1087 Raggewich, 1164 Rakwik, 1206 Gradwich und Gradewihc, 1134 Tradwich; im Jahre 1530 hat es schon die jetzige Form Rätweg. Es ist der Ort eines Radovič.

10. Malta, vor noch nicht langer Zeit Maltein geschrieben, und die Schlossruine Maltein in Malta sind aus **Maletina** entstanden, welches ein vom Personennamen **Maleta** gebildeter Ortsname ist. Vergleiche böhmisch **Maletin**, polnisch **Malocin**, kleinrussisch **Malatyn**, russisch **Malotin**, im Serbischen heißt er **Maletina**. Urkundliche Formen sind z. B. 1015 **Malentina**,, 1117–20 **Malentin**, 1140 **Malatin**, 1143

Digitized by Google

Malentin. Die Bildung des Namens ist dieselbe wie die von Radenthein, und die deutsche Sprache hat ihn auch mit derselben Verwandlung des Auslautes übernommen.

11. Mavošče (Malleštig) ist Malogoštiče, die Niederlassung eines Malogostič. Da der Dialect l = v, g = h spricht, so erhält man aus der vollen Form die Abschleifung Mavhoštče; da ferner die Slovenen das für g eintretende h nicht wie deutsches ch sondern wie h sprechen, so ist dessen Ausfall leicht zu verstehen. Auch die Nordslaven kennen diesen Ortsnamen; so findet sich im Böhmischen Malhostice und Malhostovice, im Polnischen Malogoszcz und Malgoszcz. Urkundlich erscheint unser Name 1385 als Malsteck (Archiv f. vaterl. Geschichte und Topographie, 1886, p. 46) und 1455 Malstick (Carinthia 1818 Nr. 46).

Auf malŭ beruht höchst wahrscheinlich auch Maltschach in der Gemeinde Sittich; es wäre der Ort eines Malič, welcher Personenname auch jetzt öfters vorkommt. Im Böhmischen findet sich ein Malče. Da aber das Viktringer Urbar 1488 Malschigk schreibt, so ist ein Patronymicum Malčič, Nachkomme des Malič anzunehmen, so dass die jetzige Form Maltschach aus Malčičah hervorgegangen sein muss. Auch bei Krainburg begegnen wir einem Mavčiče.

12. Anamischel, in der Gemeinde Windisch-St. Michael gelegen, heißt slovenisch Misle oder Mižle. Das deutet auf den Personennamen Misel hin. Doch müssen wir auch die urkundlichen Schreibungen in Erwägung ziehen; 1399 Elemische, 1515 Golomischl. Dieses ist die wohlerhaltene Form des Personennamens Golomisel. Es ist ein Compositum aus golŭ = puer, nudus und myslī = mens, cogitatio, daher zu deuten mentem puerilem habens oder mente puerili homo. Der Abfall des ersten Compositionstheiles in der jetzigen slovenischen Form ist eine Wirkung des Accentes; Beispiele solchen Abfalles sind Čanjče = Tuličanjče (Tultschnig), Preinich für Kopreinich, Tschiedl für Matschiedl; Holbiče für Deholbiče.

Vom Thema myslī ist abgeleitet auch der Ortsname Rischelwitz; vergleiche im Böhmischen Myslovice, im Polnischen Myslowici (Miklošich X. 264, XIV. 47). Die Verwechslung von M und N ist dialectisch; so wird Nikolaus im Slovenischen zu Miklávž, im Böhmischen wechselt medvěd mit nedvěd (der Bär), für Mieharje (= Mieger) spricht das Volk Nieharje und im Deutschen heißt es dialectisch vernitzen für vermissen.

Meiselding in der Gemeinde Pfannhof heißt im Jahre 1131 Mizzelitic und 1164 Mizeltich; das ergibt ein Patronymicum Mis-

Digitized by Google

letič, das vom Personennamen Misleta abhängig ist. Damit sind zusammenzustellen böhmisch Mysletice und kleinrussisch Myslatyczi. Hieher gehört auch Mižla ves, zu deutsch Gammersdorf bei Ottmanach. Es ist gleichfalls das Dorf eines Misel.

13. Göltschach, auf dem Sattnitz-Plateau gelegen, wird im Slovenischen Golšovo (im Dialect: Golšóv, gen. Golšova) genannt. Im Viktringer Urbar von 1488 finden wir Gulleschaw, im Jahre 1515 Goltschaw. Das zu Grunde liegende Thema ist golŭ, aber nicht in der Bedeutung kahl, sondern in der eines Personennamens. Dieser Ortsname gehört zu denjenigen, welche wie Radetin, Maletina aus Personennamen adjectivisch gebildet sind. Vergl. Miklošich XIV 9. Ähnliche Ortsnamen von demselben Thema haben wir im Böhmischen Holesov, Holišov und Holyšov, im Polnischen Goleszów, im Niedersorbischen Golašov und im Serbischen Goliševo. Es wäre bei dieser Erklärung, mit der die oben angeführten urkundlichen Schreibungen vollkommen übereinstimmen, noch die jetzige deutsche Form auf — ach zu erläutern, da diese, wenn direct aus dem Slovenischen stammend, auf einen loc. plur. hinweist. Doch auch hierüber lehrt Miklošich XXI. p. 89: „In einigen Fällen scheint die Endung — ach in der Vorliebe des Deutschen für diesen Ausgang bei Ortsnamen ihren Grund zu haben, welche Vorliebe sich im Norden dem a zuwendet; daher wird Beričevo zu Förtschach, Visoko zu Weisach." Beweiskräftige Beispiele für diese Vorliebe sind aus Kärnten noch Geisach aus Čežava und Pudlach aus Podlaz. Hieher gehört auch Golz bei Weißbriach; es ist der Personenname Golec.[1])

14. Sörg im Glanthale, 954 Zuric, auch Zurce gelesen, später als Soric, Sorich belegt, geht auf einen Personennamen zurück, der vom Thema zor- = splendere gebildet ist: Zorič. Hieher gehört auch Sorgendorf; es ist das Dorf eines Sorgo = Zorko, welcher Namen etwa dasselbe bedeutet wie Aurelius.

15. Hodiše = Keutschach gehört zum Thema hodŭ = ambulare, ducere (Mikl. X. 323 und XIV. 68); daraus der Personenname Hodiš,

[1]) Dagegen hat Galizien mit golŭ nichts zu thun. Dieses ist St. Jakob di Compostella in Galicia, wohin slovenische Pilger walfahrten, so Alcuin, der Gemahl der hl. Hildegarde. Es gibt zwei Galizien in den slovenischen Gemeinden, das eine in Kärnten, das andere bei Cilli; in beiden ist der hl. Jakob und zwar der von St. Jago di Compostella in Galicien Kirchenpatron, was gewiss kein Zufall ist. Ferner wäre die Bildungsweise eine geradezu abnorme

Digitized by Google

wovon der Ortsname stammt. Die slovenische Form ist erst aus dem Jahre 1789 von Gutsmann belegt, während die dem Deutschen angepasste Bildung schon 1237 Cheusach (Meill. p. 553) sich findet. Hodnina = Kanin bei St. Jakob im Rosenthal ist ein vom Personennamen Hoden gebildeter Ortsname; ebenso ist Kaning bei Radenthein zu erklären. Hodelica, Gemeinde Velden, beruht auf dem Personennamen Hodelj.

16. Vom Thema těha = consolatio sind mehrere Ortsnamen abhängig. Von těha ist gebildet der Personenname Těhan (vgl. Mikl. X. 322) und dessen Patronymicum Těhanič. Aus diesen beiden sind gebildet die Ortsnamen Děhanče bei Finkenstein (Techanting), aus dem Jahre 1579 als Techeditsch verbürgt, ferner Techendorf in Oberkärnten und Techmannsdorf bei Maria Saal. Desgleichen Deholica = Techelsberg und Hólbiče aus Tehólbiče (= Tehóloviče), deutsch Techelweg[1]) genannt. Die letzteren zwei erschließen uns die Personennamen Tehol und dessen Nachkommen Teholovič. Urkundlich lautet Techelweg im Jahre 1488 und 1515 Techelbigkh und Techolwigk.

17. Auch vom Thema črŭnŭ = schwarz werden Personennamen gebildet, welche wiederum für Bezeichnungen von Orten verwendet werden können. Hieher gehört Črneče, in deutscher Umbildung Tscherberg. Es ist das Dorf, das ein Črnovič gegründet. Die Entwicklung der deutschen Form zeigt folgende Reihe urkundlicher Belege: 1239 Schirruich (Urkundenbuch von St. Paul, p. 122), 1296 Schirwich (l. c. 181), 1341 Scherwik (l. c. 230), 1397 Schirbeg (l. c. 281). Man sieht, es ist auf dem besten Wege, ein Tschierweg zu werden, doch die Volksetymologie springt da plötzlich um und bildet Tscherberg. Ein zweites Dorf desselben Namens befindet sich in der Gemeinde Feistritz bei Bleiburg. Urkundlich ist es im Jahre 1440 Schurbeckh (Regesten von Eberndorf, p. 57) und im Jahre 1602 bereits Tscherberg

[1]) Es mögen hier einige Worte über den Ausgang -weg in deutschkärntischen Ortsnamen Platz finden. Es gibt eine ganze Reihe von Ortsnamen die auf -weg ausgehen: Eitweg, Grafenweg, Knaßweg, Kühweg, Liedweg, Mellweg, Naßweg, Pisweg, Radweg, Rennweg, Schönweg, Streßweg, Techelweg, Tratschweg, Tschierweg, Wiedweg, Zensweg. Sie sind nicht alle auf gleiche Weise zu erklären. Während bei 1, 6, 8, 13 entweder die urkundlichen oder die noch jetzt üblichen slovenischen Formen (Itwich, Melviče, Pisiuuich, Teholviče) zeigen, dass sie aus dem Ausgange -vič (= wich, wigk) durch Volksetymologie hervorgegangen sind, liegt ihnen bei 3, 11, 12 lediglich -ič (Knežiče, Somich) zu Grunde; 4 und 10 scheinen organische Bildungen zu sein und zwar ist Rennweg sowie Rennstein zuerklären: Rainweg, Rainstein.

Digitized by Google

geschrieben; weiters haben wir ein Tschierweg bei Millstatt, das auf derselben Stufe der Entwickelung stehen geblieben ist, auf welcher sich die urkundlichen Formen der unterkärntischen Tscherberg befinden; ferner Tschirnig in der Gemeinde St. Georgen am Längsee (= Črnik), Tschernitzheim in der Gemeinde Techendorf, das auf ein Črnihov hinweist, (vgl. Mikl. XIV. 71), dann Tschern (= Črn), Gemeinde Kleinkirchheim, Tschöran (= Črn), Gemeinde Steinfeld, und endlich in derselben Gemeinde Tscherneitsch (= Črneče), welche sämmtlich diesem Thema entsprossen sind.

18. Ebenso fruchtbar für die Personen- wie Ortsnamenbildung ist das Thema dragŭ = carus (s. Mikl. X 271 u. f., XIV. 32). Ein Personenname, davon abgeleitet, ist Dragan, dessen Patronymicum Draganič daraus der Ortsname Draganče, Gemeinde St. Stefan a. d. Gail, und Draganje, deutsch Ragain mit Abfall des anlautenden Consonanten, in der Gemeinde Wernberg gelegen; zu vergleichen mit dem letzteren ist Draganje im Kroatischen. Ein anderes Derivat ist der Personenname Dragož, in der Form des Patronymicums Dragožič lautend, von welchem der Ortsname Dragožiče bei Rosegg stammt, während Tragin bei Paternion und Tragenwinkel auf Dragina zurückzuführen sind. In der Gemeinde Stockenboi findet sich ein Tragail, das unwillkürlich an das dalmatinische Dragalje erinnert und einen Dragalêj zur Voraussetzung hat. Schließlich Dragelligkh oder Tragollik, wie St. Martin bei Villach in den Jahren 1579 und 1211 genannt wird, die Siedelung eines Dragolj.

19. Činovice = Tschinowitsch, Gemeinde Maria Gail, bezeichnet den von einem Čin (činŭ = ordo, serbisch čin = Gestalt) gegründeten Ort. Das Urbar des Martin Behem vom Jahre 1579 hat die Form: Sinibigkh. Die Bildung betreffend ist zu vergleichen Mikl. XIV.

20. Prošovice = Prosowitsch, in derselben Gemeinde, stammt vom Personennamen bildenden Thema sob-; vgl. im Böhmischen Prosobice. Die Bedeutung dieser Wurzel, sowie auch der vorhergehenden, ist dunkel.

21. Turdaniče = Turdanitsch, ebenfalls bei Maria Gail, ist eine Bildung vom Personennamen Trdanič, was ein Patronymicum von Trdan darstellt. Das zu Grunde liegende Thema ist tvrŭdŭ = firmus. Urkundlich ist es aus dem Jahre 1579 als Turdanigkh bezeugt.

22. Eberstein wird von den Slovenen Svinec genannt. Das ist ein vom Thema svin-, zu dem svinija = porcus gehört, gebildeter

Digitized by Google

Personenname. Es ist uns dieser gerade aus Eberstein im Jahre 1329 überliefert in der Form: Swenz (Unterforcher, Berichtigungen und Beiträge 14). Also eine Niederlassung des Svinec. Urkundlich wird es 1144 Zvinze geschrieben (Meiller, p. 51), welche Form den slovenischen Local darstellt.

23. Wölfnitz bei Pustritz auf der Sanalpe ist vom Thema volũ = voluntas, alacritas animi abzuleiten. Eine ähnliche Bildung ist im Böhmischen Volovice, und ebendieselbe Form läßt sich aus den urkundlichen Schreibungen unseres Namens reconstruieren. Wir lesen p. 1115 Wlewiz (Urkundenbuch von St. Paul 23), 1117—39 Vvolewitz (Ank. Reg.), p. 1181 Wolowiz (Urkundenbuch von St. Paul 55), 1184 Woluiz (l. c. 92), 1123 und c. 1192 Wolewiz (l. c. 81 und 96), 1196 Wolwiz (l. c. 101), p. 1192 Wlwiz (l. c. 56), 1296 Wellwitz und Wolbitz (Arch. f. vaterl. Gesch. u. Top. XVI. 26), 1315 Wolbicz (l. c. 32). Es sei auch auf den in Kärnten so häufig vorkommenden Personennamen Wölbitsch hingewiesen, der wohl aus ebendemselben Thema entsprungen ist. Außerdem gibt es noch zwei Wölfnitz, das eine bei Grafenstein, das andere in der Gemeinde Lendorf.

24. Čava bei Arnoldstein ist čava = die Dohle als Personenname gebraucht: die Niederlassung eines Čava. Davon auch der Personenname Čavko (vgl. Mikl. X. 326).

25. Cetinje in der Gemeinde Wernberg vom Stamme cet-, von dem zwar keine Personennamen, wohl aber ähnlich gebildete Ortsnamen belegt sind, z. B. im Böhmischen Cetyně (Mikl. XIV. 70). Vielleicht gehört auch Ceteraja (Zetterei) bei Ebenthal hieher.

(Schluß folgt.)

Volkssagen aus Kärnten.

Von Rudolf Waizer.

1. Der Jungfernsprung in Tiffen.

Vor dem Dorfe Tiffen erhebt sich ein colossaler Felsen, von welchem man eine lohnende Fernsicht genießt. Dicht neben dem Dorfe ragt ein Hügel, „Kranebetbichl" genannt, empor, welcher trotz seiner nicht unbedeutenden Höhe, von obiger Fernsicht aus gesehen, in der Ebene nahezu verschwindet. Der Felsen führt die Bezeichnung „Jungfernsprung", welche sich auf folgende Sage begründet: Ritter Kuno von

Digitized by Google

Pregrad liebte die Tochter des Herrn von Tiffen nicht ohne Gegenliebe, doch fürchtete sie seine wilde Leidenschaft. Einmal traf sich das Paar auf dem Felsengipfel. Hier bestürmte sie Kuno wiederholt um die jungfräuliche Ehre, doch sie widerstand den Anfechtungen und entzog sich denselben dadurch, dass sie sich vom Felsen hinabstürzte. Kuno stürzte ihr nach und zerschellte im Abgrunde, indess die Holde unversehrt am „Kranebetbichl" niedersank.

2. Der kärntische Untersberg.

Zwischen der Eisenbahnstation Kleblach-Lind und Greifenburg im oberen Drauthale Kärntens erhebt sich beim Dörfchen Lengholz aus der Thalsohle ein dicht bewaldeter Vorberg, der „Koms", dessen Fuß von der Poststraße durchschnitten wird, indess der Rücken desselben in eine kleine Hochebene verläuft und durch diese mit dem Hauptgebirgszuge in Verbindung gebracht erscheint. Der Berg an und für sich hat ein wildes, unheimliches Aussehen. Derselbe ist von tiefen Schluchten und Hohlwegen vielfach durchquert, stehende und fließende Gewässer finden sich im Terrain und düsterer Fichtenwald wechselt mit lieblich schönen Lichtungen und schroffen Felscolossen.

Von diesem Berge geht die Sage, dass in seinem Innern ein Theil der Kriegsvölker des verwunschenen Kaisers Barbarossa verborgen schlafe, da ja, wie es heißt, die Heeresmacht sich in drei Bergen des deutschen Reiches verborgen aufhalten soll.

Einst ging der schon erwachsene Sohn des Seifensieders von Blaßnig, einer kleinen Ortschaft am westlichen Ende der vorgenannten Hochebene, in der heiligen Nacht von der Christmette aus der alten Pfarrkirche zu Lind allein nach Hause. Als er die Hochebene betrat, sah er auf den Feldern derselben Kriegsvolk in reicher Zahl aufmarschiert, die blanken Waffen erglänzten im Mondenscheine und deutlich vernahm sein Ohr die Klänge der Kriegsfanfaren. Überrascht von dieser seltsamen Erscheinung eilte er schnurstracks zur Koflerhütte, in deren Nähe er sich eben befand, und weckte dort seinen Kameraden, den Koflersohn. Beide betrachteten nun dieses wundervolle Schauspiel so lange, bis die ganze Kriegerschar mit klingendem Spiel wieder abzog und im Schatten des Waldes verschwunden war.

Als sie am andern Tage hievon ihren Nachbarn erzählten, bestätigte es auch der nachbarliche Schifferbauer, welcher die Erscheinung in derselben Weise gesehen und auch die Musik vernommen hatte.

Digitized by Google

Ein Weinhändler, der mit seinem mit Wein beladenen Fuhrwerk die Straße daherkam, sah sich plötzlich mitten im Walde vor einem Felsenthore. Weit öffneten sich die Thorflügel und heraus trat ein Mann in blanker Waffenrüstung, der den Fuhrmann aufforderte, in den Berg hinein zu fahren, man würde ihm dort seinen Wein abkaufen. Er lenkte nun sein Gespann durch den Thorweg hinein und in einer großen lichten, gothischen Halle wurden die Fässer von schmucken Knappen abgeladen. Hierauf erhielt er von demselben Manne ungezählt mehrere Hände voll Silbermünzen, wodurch er sich für den Wein reichlich entschädigt sah und frohen Muthes wieder heimwärts fuhr.

Als er nach einiger Zeit wieder in die Gegend kam, in der Hoffnung, abermals ein gutes Geschäft zu machen, suchte er vergeblich das Felsenthor, obwohl er sich, wie er vermeinte, die Situation der Gegend ganz genau gemerkt hatte.

Ein anderesmal kam die alte Hiesbäuerin von Blaßnig in den Berg hinein, als sie eines Sonntags früh die Kühe auf die Weide trieb. Ein kleines Männlein winkte ihr, durch das Thor einzutreten und siehe da: als sie sich im Raume etwas umschaute, gewahrte sie einen alten Mann schlafend an einem steinernen Tische sitzen, dessen langer, grauer Bart um den Tisch herumgewachsen war. Schlafende Krieger lagen auf den Boden herum und kleine, wunderlich gekleidete Männlein eilten geschäftig durch die Säulengänge, die sich endlos dahindehnten.

Neugierig betrachtete sie sich alles. Kurz dünkte ihr der Aufenthalt in diesen unterirdischen Räumen gewesen zu sein. Als sie aber hinaus ins Freie kam, fand sie ihre Kühe nicht mehr auf der Weide, und daheim angekommen, begegneten ihr lauter unbekannte Leute mit fremden Gesichtern und sie kannte auch niemand mehr. Nur ein alter Knecht im Dörfchen, der braune Riepel genannt, erinnerte sich noch, daſs vor vielen Jahren die alte Hiesbäuerin im Komswalde verschwunden sei; und diese stand nun vor ihm. Ein Menschenalter war während ihres Aufenthaltes vergangen. Sie selber lebte auch nur mehr ganz kurze Zeit nach diesem Ereignisse.

Auch von Zwergleins oder „Waldmandln", von Feen und wilden Männern im Komswalde wissen die Leute von Lengholz und Blaßnig zu erzählen, und ob seines Sagen- und Märchenreichthumes verdient er mit Fug und Recht die Bezeichnung als „Kärntens Untersberg".

Digitized by Google

Sprüche und Gebete gegen Krankheiten.

Aufgezeichnet am Knappenberge von Balth. Schüttelkopf.

(Schluss.)

6. Gegen den Fingerwurm.

Wer von diesem schmerzhaften Leiden, einer Beinhautentzündung, befallen wird, dem hilft folgender Spruch: Jesus und Petrus fuhren auf den Acker hinaus und bauten drei Furchen auf und in diesen fanden sie drei Würmer. Der erste war weiß, der zweite war schwarz, der dritte war roth, und mit diesen drei Würmern mache ich den deinen ganz todt. (Nach einer schriftlichen Aufzeichnung.)

7. Bei Halsschmerzen.

Mit einem Stein, der aus einer Mauer genommen wurde, macht man dem Kranken das Kreuzzeichen und spricht dabei: N. N. hilf dir Gott der Vâter †, wie er dich erschâffen hât, hilf dir Gott der Sohn †, wie er dich erlöset hât, hilf dir Gott der heilige Geist †, wie er dich geheiliget hât. Hilf dir N. N. der heilige Blasius, dâfs du wieder wirst, wie dich Gott erschâffen hât. Vaterunser, Ave Maria. Hilf dir Gott Vâter mit seiner Mâcht †, hilf dir Gott Sohn mit seiner Krâft †, hilf dir Gott der heilige Geist †, wie er dich in Gnâden geheiliget hât. Hilf dir der heilige Blasius, dâfs du wieder bist, wie dich Gott erschâffen hât. Drei Vaterunser, drei Ave Maria. — Dann wird der Stein wieder an seinem früheren Orte in die Mauer gefügt, doch so, dafs er nicht leicht herausgenommen werden kann, da sonst die Krankheit jenen Menschen befällt, der ihn herausnimmt.

8. Spruch gegen den „Heine."

Unter dieser Bezeichnung wird jene Krankheit der milchgebenden Hausthiere verstanden, welche darin besteht, dafs die Milch derselben mit Blut vermengt ist[1].) Der „Heine" wird zumeist von den Hexen hervorgerufen.

Heine sein nenne und doch wieder kauer; i hâb sie vertrieben, is kauer mehr blieben. Sein nit nenne, sein nur âchte, sein nit âchte, sein nur siebme, sein nit siebme, sein nur sechse, sein nit sechse u. s. f. sein nit zwoa, is nur auer, is nit auer, Heine is gâr kauer.

[1]) In der Umgebung von Osterwitz nennt man nicht die Krankheit selbst „Heine," sondern man versteht darunter jene Aussonderung im Rahm der Milch von den kranken Kühen, welche diesem eine eigene Färbung verleiht. Darnach unterscheidet man auch einen „bläben" und einen „gelben Heine." Anmerkung d. Red

Digitized by Google

9. Sprüche gegen die Trut.

Dieses nächtliche Gespenst erscheint als kleines Fass, als zottige Wolldecke, in der Gestalt eines Kuhwampens mit dicken spannenlangen Füßen und Händen oder auch wohl als altes Weib mit zerzausten Haar, triefenden rothen Augen und breiten, platten Füßen. Besprengen mit Weihwasser vor dem Zubettgehen verscheucht sie, ebenso der Trutenfuß an der Thür oder auf dem Fußbrette des Bettes. Sie kriecht durch das Schlüsselloch, setzt sich dem im selben Augenblicke Erwachenden auf die Brust, drückt ihn und saugt ihm das Blut aus. Das öfters vorkommende Anschwellen der Brustwarzen bei Männern wird der Trut zugeschrieben. Wenn man früh genug wach wird, so muss sie nach dem Sprechen einer der nachfolgenden Bannformeln wieder fort:

1. Truta Moar,
Bleib vorn Thâr,
Zieg die Hâlm ausn Dâch,
Klaub die Stoanlan ausn Bâch.
Wonn du dâs verbrâcht hâst,
Donn kimmst wieder her.

Variante:
Truta Moar
Bleib davâr,
Zöhl die Schindl aufn Dâch,
Zöhl die Stoanlan in den Bâch.
Wonn du âlles hâst verbrâcht,
Dann kimm her um a guete Nâcht.

2. Truta Moar
Bleib hervâr!
Wonn du âlle Hâlm aufn Feld,
Âlle Stoan im Bâch hâst gezöhlt,
Donn konnst kömm in deiner Gstâlt,
Bist du jung oder âlt.
Guete Nâcht.

Diebsegen.

Der Curiosität wegen theile ich auch folgenden „Diebsegen" mit, der mir von zwei Seiten mitgetheilt wurde. Die eine Partei übergab mir eine wortgetreue Abschrift des treu gehüteten Originales, bei der nur die heute übliche Orthographie Berücksichtigung fand: Bewährter Segen, von allen denen, die ihr Hab und Gut vor allem Diebsgesind sicher und frei erhalten wollen, kann gesprochen werden: Unsere liebe Frau gehet in den Garten, drei Engel thäten ihr aufwarten: der erste St. Raphael, der zweite St. Gabriel, der dritte St. Michael. St. Peter

Digitized by Google

sprach: Ich sehe dort hergehen sieben Diebe, die wollen uns das Unsrige und dir dein anvertrautes Kindlein stehlen. Maria sprach zum Petrus: Binde mit dem Band, das Gott hat, so steht er stille hier gebunden mit dem Band und mit Gottes Hand. Also sind alle Diebe gebunden, denn das gebiete ich dir bei dem Willen Gottes, bei den vier Elementen, du mußt stillestehen gebunden, es sei gleich Manns- oder Weibsperson, und daſs du bei dem gestohlenen Gut, daſs ihr bei dem gestohlenen Gut müßt zum Pfand stille stehn, wo ers in Sinn hat, das Meinige zu stehlen, es sei gleich in Kisten oder Kästen oder auf dem Felde oder wo sie nur haben gestohlen, so erlaube ich ihnen fünf Schritte für sich gehen und nicht mehr. Hernach muſs er sein wie ein Stock und gegen Himmel schauen wie ein Ploch und zählen alle Sterne, die am Himmel stehen, und zählen alle Zaunstecken, die in allen Zäunen stehn und lehnen, alle Steinplatten, die liegen, alle Regentropfen und Schneeflocken und alle Laublättlein. Dann muſs er stillstehn und nicht weiter gehen, bis ich ihm mit meiner fleischlichen Zung' Erlaubnis gib. Das helfe mir N. N. St. Daniel, der allen Dieben und Diebinnen ein Schrecken ist. Und ich gebiete, daſs er mir bleibt zum Pfande still stehen und muſs zählen alle neugeborenen Christenkindlein, die in der ganzen Welt geboren sind. Das Herz muſs ihnen erschwitzen, der Mund muſs ihnen erstaunen, daſs sie nicht von hinnen können kommen. Die Füß müssen ihnen in die Erden sinken, in ihren Sinnen müssen sie ersticken, das gebiete ich ihnen bei der heiligsten Dreifaltigkeit, bei Sonn und Mond und bei dem jüngsten Tag. Das helfe mir Gott der Vater †, Gott der Sohn †, Gott der heilige Geist † Amen.

Die Abdankung.

Erstlich schneidet man von dem Tischbrod drei Bissen ab, der erste im Namen Gott des Vaters, der zweite im Namen Gott des Sohnes, der dritte im Namen des heiligen Geistes; also geht man an dasjenige Ort, allwo der Dieb steht mit dem gestohlenen Gut und gibt ihm solche zu essen wiederum im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit und gehe hinter den Dieb, seinen rechten Fuß hebe man auf und steche drei Messerspitz Erden aus und werfe sie über seinen Kopf hinein und sprich: gehe hin, wo du her bist gangen und komme mir nicht mehr. „In die drei Bissen Brod thue Salz, welches du leicht haben kannst.“ Dieser Segen ist oft probiert worden und „allzeit für gut befunden“ worden.

Digitized by Google

Mathias Lexer.

Ein Nachruf von Dr. Richard Müller.

In Mathias Lexer, der Charsamstag den 16. April d. J. zu Nürnberg starb, hat die deutsche Philologie einen ihrer sympathischesten Vertreter, hat sein Heimatland Kärnten einen seiner wackersten Söhne verloren.

Als Sohn eines Müllers zu Liesing im Lesachthale 1830 geboren, zeigte der nunmehr uns Entrissene frühzeitig eine reiche Begabung. Die Eltern beschlossen daher, ihn studieren zu lassen. In drei mühevollen Tagreisen brachte die Mutter den armen Knaben auf die lateinische Schule nach Klagenfurt und erbat für ihn mit großer Geduld und vielen Thränen bei wohlthätigen Bürgern freien Mittagtisch. (Dies sind Lexers eigene Worte, mit denen er seiner „theuren Mutter" in der Vorrede zum „Kärntischen Wörterbuche" ein rührendes Denkmal setzte.) Mit dem Sommer 1851 waren Lexers Gymnasialstudien vollendet und nach Ablegung der Reifeprüfung im September dieses Jahres begab er sich nach Graz, um an der dortigen Universität die Rechte zu studieren. Doch gab er diesen Plan bald wieder auf und wandte sich der Germanistik zu. In Graz lehrte damals der junge Karl Weinhold (gegenwärtig Professor in Berlin), der eben von der zu jener Zeit deutschen Universität Krakau nach der Hauptstadt der Steiermark versetzt war, und dessen eifriger Schüler nun Lexer wurde. Weinhold, der Stoff für sein Buch „Weihnachtspiele und Lieder" sammelte, regte seine Hörer zu ähnlichen Sammlungen an und fand in Alois Egger, Franz Ilwof und besonders in Mathias Lexer begeisterte Helfer. Der Letztgenannte legte damals schon den Grund zu seinem „Kärntischen Wörterbuche", auf das noch zurückzukommen sein wird. Im Hause Weinholds und dessen Frau fand er zugleich liebreiche Aufnahme und schloß mit seinem Lehrer einen Freundschaftsbund, der bis an sein Lebensende währte.

Nach einigen Semestern gieng Lexer nach Wien, um an dieser Universität seine Studien fortzusetzen; war zugleich Hofmeister im gräflich Lambergischen Hause. Im Jahre 1853 kam er als Hilfslehrer an das damals deutsche Gymnasium zu Krakau und lehrte dort bis 1857 Deutsch, Geschichte und Geographie. Das Programm dieses Gymnasiums von 1856 enthielt auch die erste wissenschaftliche Arbeit des jungen Gelehrten: „Der Ablaut in der deutschen Sprache." Die

Digitized by Google

Wahl des Stoffes zeigt den Einfluss seines Lehrers Weinhold, der in dieser Frage die Ansichten seines eigenen Lehrers Theodor Jacobi zu verbreiten bemüht war.

Nach abgelegter Lehramtsprüfung konnte Lexer mit einem vom k. k. Unterrichtsministerium ihm zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung verliehenen Stipendium die Universität Berlin beziehen. Dort hörte er in drei Semestern insbesondere Moriz Haupt und Franz Bopp und lernte die Gebrüder Grimm kennen. Dem günstigen Gutachten, mit dem der Altmeister Jacob Grimm den fertigen Theil des „Kärntischen Wörterbuches" versah, dankte Lexer die Unterstützung, die ihm vom Unterrichtsministerium zu einer für die Zwecke des Lexicons zu unternehmenden Rundreise durch Kärnten bewilligt ward. Ausführlich und anmuthig berichtet Lexer in der Vorrede seines Buches über diese seit April 1859 mitten in den Wirren des italienischen Krieges unternommene Reise, die ihn vom Lavantthale bis ins Möll- und obere Drau- und ins heimatliche Lesachthal nach Liesing führte, wo er noch den Vater, aber nicht mehr die Mutter am Leben fand: die Vollendung des Buches erlebte auch der Vater nicht mehr. — Von den Landpfarrern und Schullehrern, bei denen Lexer unterwegs einsprach, um mundartliche Beiträge zu sammeln, ist Pfarrer Anton Überfelder in Tiffen zu nennen, der längst ein „Kärntnerisches Idioticon" im Manuscript vollendet hatte und nun Lexern bereitwilligst zur Verfügung stellte. Das Brauchbare daraus übernahm Lexer in sein Wörterbuch; doch war es, wie er selbst sagt, nicht viel, weil der als Mensch und Seelenhirt höchst achtenswerte und allgemein verehrte Überfelder in der Sprachforschung nur als Liebhaber gelten konnte. Sein nach seinem Tode in demselben Jahre 1862 wie Lexers Buch erschienenes Idioticon trägt davon deutlich die Spuren: außer einer gelinden Keltomanie sind die althochdeutsche Evangelienharmonie Otfrids von Weißenburg und vor allem das Englische, für das Überfelder — um mit Lexern zu reden — „eine ordentliche Wuth hatte", seine Helfer und Berather bei Erklärung kärntnischer Idiotismen.

Nach Wien zurückgekehrt, fand Lexer die erhoffte Anstellung nicht und musste wieder eine Erzieherstelle annehmen. Sie führte ihn nach Ungarn ins gräflich Hunyádysche Haus. Wenigstens fand er dort eine würdige und angenehme Stellung.

Im Mai 1860 legte Lexer das fertige Manuscript seines Wörterbuches der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vor und erhielt

Digitized by Google

von ihr einen Druckkostenbeitrag von 500 fl. Die Arbeit fand nun in Salomon Hirzel in Leipzig, dem Verleger des „Deutschen Wörterbuches" der Gebrüder Grimm, ihren Herausgeber und erschien 1862 in ganz genau derselben Ausstattung wie jenes große Werk selbst. Es kommt hier weniger darauf an zu betonen, was ja selbstverständlich ist, wie sehr nämlich Lexers Leistung die seines Landsmannes Überfelder überragte, als vielmehr den bleibenden Wert des „Kärntischen Wörterbuches" hervorzuheben, das, obwohl vor der Aufnahme der Lautphysiologie in die philologischen Disciplinen und besonders in die Dialectforschung entstanden, doch gleich Schmellers „Bairischem Wörterbuche", das Lexer für sein kleineres Werk sich zum Vorbilde nahm, das Archiv bildet, in dem der Vorstellungs-, Wort- und Formenschatz einer einzelnen oberdeutschen Mundart für alle Zeiten niedergelegt ist.

Mittlerweile aber war Lexer aus Oesterreich — und für immer — geschieden. Im Jahre 1861 folgte er nämlich, von der Gräfin Hunyády seiner noch laufenden Verpflichtungen gegen ihr Haus edelmüthig entbunden, einem Rufe der historischen Commission der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften nach Nürnberg, um an der Herausgabe der „Chroniken der deutschen Städte" thätig zu sein. (Der soeben, Mai 1892, nach Lexers Tod ausgegebene 22. Band dieser Chroniken enthält unter anderm einen Beitrag von ihm, den er bereits 1864 abgeschlossen.) In Nürnberg, wo er schon 1860 gearbeitet hatte, worauf er am 19. Juli d. J. zu Erlangen die philosophische Doctorwürde erwarb, lernte er auch seine künftige Frau Auguste kennen, mit der er dann in glücklichster, mit schönen Kindern gesegneten Ehe lebte. — Durch Wackernagels (in Basel) Empfehlung erhielt Lexer 1863 eine Professur an der Universität Freiburg im Breisgau, die freilich so knapp dotiert war, dass er mit Frau und Kindern lange auf kümmerliche Weise sich durchschlagen musste. Im März 1868 ward er gleichzeitig in Graz und Würzburg an erster Stelle vorgeschlagen und im Herbste d. J. folgte er dem Rufe nach der fränkischen Universitätsstadt, in der er bis zum Schlusse des Sommersemesters 1891 verblieb.

Noch in die Freiburger Zeit fallen die Anfänge von Lexers „Mittelhochdeutschem Handwörterbuche," dessen Ausarbeitung ihm sein Verleger S. Hirzel antrug; geschaffen wurde es von 1869 bis 1878 in Würzburg. Das dreibändige Werk ist das beste und reichste mittelhochdeutsche Lexicon, das wir bis jetzt besitzen: freilich wird ihm bei dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft und dem fortwährenden Zuströmen

Digitized by Google

neuer Literaturquellen in nicht ferner Zeit eine Neubearbeitung noththun, die man am liebsten seinem eigenen Verfasser in die Hand gelegt hätte. Dazu wird es nun nicht kommen. — Mit dem Auszuge, den Lexer daraus unmittelbar nach seiner Vollendung (1878) als handliches „Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch" (4. Auflage 1890) bearbeitete, nahm er vom Mittelhochdeutschen Abschied. Denn da sich in allen diesen Werken seine hervorragende Begabung für lexicalische Arbeiten gezeigt hatte, so war nur natürlich, dass ihn Hirzel nun unter die Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches aufnahm. In achtjähriger Arbeit, bei der er sich mehr an die kürzere Weise Moriz Heynes als an die erschöpfende Rudolf Hildebrands (beide von früher her Mitarbeiter am Wörterbuche) hielt, bewältigte Lexer dessen siebenten Band oder die Buchstaben NOPQ; im Jänner 1889 war derselbe abgeschlossen. Hierauf übernahm er den eilften oder TU. Er kam aber nicht über die Artikelreihe „Tod" hinaus. Die Schauer des Todes umfiengen ihn, während er daran arbeitete und neben sich rasch nacheinander Freunde und Fachgenossen ins Grab sinken sah; mitten im Artikel „Todestag" entsank ihm die Feder.

Einen Anhang zu dieser werkthätigen Theilnahme Lexers am „Deutschen Wörterbuche" bildet die ihm zu dankende Herausgabe des für die Geschichte dieses nationalen Werkes hochbedeutsamen und wahrhaft entzückenden Briefwechsels zwischen den Grimms und Hirzel in den Bänden 34 und 35 (1890 und 1891) der „Zeitschrift für deutsches Alterthum."

Gegen eine neue Veränderung seiner äußern Lage hatte Lexer sich lange gewehrt, so bescheiden anfänglich auch die Würzburger Professur honoriert war. Aus seiner Berufung an die wiedererneute Universität Straßburg (1872) ward nichts, da Wilhelm Scherer von Wien dahin kam. Den nunmehr erfolgenden ehrenvollen Ruf nach Wien aber, der bewies, dass man ihn nun auch in der Heimat schätze und zurückhaben wolle, lehnte Lexer ab; er mochte sich von Würzburg nicht trennen. Auch als an der Münchener Universität nach dem Tode Konrad Hofmanns Ende September 1890 die germanistische Lehrkanzel erledigt und Lexern angetragen ward, bedachte er sich längere Zeit, bis er sie annahm. Nur ein Semester — das Winterhalbjahr 1891/92 — wirkte er in München und hatte sich eben einzuwohnen begonnen, als der Tod bei ihm anpochte. Bereits seit längerm in den Athmungsorganen leidend, bestand er trotz der Abmahnungen der

Digitized by Google

Seinen Ende März d. J. darauf, seinen ältesten Sohn, der Assistenzarzt in Berlin geworden war, dahin zu begleiten, erkältete sich aber bei dem rauhen Nachwinterwetter und kam mit ausbrechender Lungen- und Rippenfellentzündung in das Haus seiner Tochter Louise in Nürnberg, woselbst er, zweiundsechzigjährig, nach kurzem Krankenlager verschied.

An äußern Ehren hatte es Lexern in den letzten Jahren nicht gefehlt. Zweimal (1877/78 und 1889/90) war er in Würzburg Rector magnificus gewesen, 1885 hatte er den Verdienstorden der bairischen Krone und damit den Adel erhalten, 1890 ward er in den obersten Schulrath des Königreiches Baiern berufen. Diese Ehren sterben mit ihm dahin: seine Verdienste um die deutsche Wissenschaft und um sein Heimatland werden nicht vergessen werden. „Treue war sein Grundzug", sagt sein Lehrer und Freund Karl Weinhold am Schlusse des schönen Nachrufes, den er Lexern in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" vom 28. April d. J. gewidmet hat, von ihm und es sei nun uns gestattet damit zu schließen: „dem Todten werden auch wir die Treue halten."

Kleine Mittheilungen.

Ein Gräberfeld der Hallstätterzeit im Lavantthale. Nachdem in verschiedenen Theilen Kärntens Funde aus der Hallstätterzeit gemacht worden sind, welche auf eine mehrtausendjährige Kultur des Landes schließen lassen, war mit Sicherheit anzunehmen, dass auch im schönen Lavantthale, welches so viele Bedingungen menschlichen Wohlbehagens besitzt, Zeugen einer solchen Kultur vorkommen werden. Schon mehrere einzelne Funde von Bronze insbesondere in letzterer Zeit wiesen darauf hin, aber erst in jüngster Zeit sind durch die Umsicht der k. k. Gendarmerie, zumal des Wachtmeisters Lackenbucher von St. Andrä und des Postenführers Korath von Wolfsberg, zuverlässige Anhaltspunkte zur Auffindung eines Gräberfeldes der Hallstätterzeit in der Nähe von St. Margarethen bei Wolfsberg auf der Höhe des Forst gewonnen worden. Der Bauer Strappel dortselbst war nämlich seit Jahren bemüht, große Steinansammlungen auf einem hervorragenden Hügel seines Besitzes hinwegzuräumen, um fruchtbaren Kulturboden zu gewinnen. Dass unter diesen mitunter sehr großen Steinplatten nebst Holzkohle und Knochenresten auch Scherben gebrannter Thongeschirre, Stein- und Bronzegegenstände unbekannter Art vorkamen, beachtete er nicht und so kamen diese Gegenstände im Laufe der Zeit größtentheils abhanden. Es wäre vielleicht alles unwiederbringlich verloren gewesen, hätten die genannten beiden Gendarmen nicht das Wenige, was noch vorhanden war, in Ueberwachung genommen und durch Vermittlung der k. k. Bezirkshauptmannschaft Wolfsberg an den Geschichtsverein in Klagenfurt ausgeliefert. Es sind folgende Gegenstände, deren mineralogische Bestimmung Professor Brunnlechner der hiesigen Bergschule gefälligst übernahm: a) ein schöner Stein-

Digitized by Google

hammer aus Serpentin, b) ein kleines, scharfgeschliffenes Beil aus Dioritschiefer, c) ein Wetzstein aus Thonschiefer, d) mehrere gebrannte Thonperlen, e) eine Perle aus Eteatit, f) Bruchstücke unbestimmbarer Gegenstände aus Talkgestein und Thonmergel. Eine Lokalbesichtigung ergab die Gewissheit, dass alle Gräber hinweggeräumt sind, und dass dort nichts mehr zu ergraben wäre. Der Besitzer jedoch versprach, einige Gegenstände aus Bronze, die er aufgehoben, aber augenblicklich nicht finden konnte, nachträglich an den Geschichtsverein einzusenden.

Karl Baron Hauser.

Der Buckel. (Volkslied): Das Lied wird im Obergailthal bei der Heimkehr von der Arbeit zuweilen gesungen. Mitgetheilt von F. F.

1. Einst ging is bei der Nacht
Mit mein Buckel:
Ich kam in ein Wald
Mit mein Buckel.
Der Wald war so finster,
Schneller wie der Weller
Jugl, gug, gug, gugl,
Daß ich kein Sternlein sah
Mit mein Buckel, Buckel.

2. Ich kam zu einem großen Haus
Mit mein Buckel.
Die Thür war verschloßen,
Daß ich nicht eine kam
Mit mein Buckel.
Schneller wie der Weller
Jugl, gug, gug, gugl
Da waren drei Schwestern drin
Für mein Buckel, Buckel.

3. Die jüngste von den Schwestern,
O mein Buckel,
Sie kommt zur Thür heraus,
O mein Buckel.
Schneller wie der Weller
Jugl, gug, gug, gugl,
Die führt mich in das Haus
Mit mein Buckel, Buckel.

4. Sie führt mich über die Stiegen
Mit mein Buckel,
Ich hab glaubt, sie führt mich in d' Stuben
Mit mein Buckel;
Schneller wie der Weller
Jugl, gug, gug, gugl
Beim Fenster schmeißt sie mich hinaus
Mit mein Buckel, Buckel.

Digitized by Google

5. Ich fiel auf einen Stein
Mit mein Buckel,
Brach mir zwei Rippen ein
Mit mein Buckel;
Leiva schneller wie der Weller
Juglu, jugl, jugl,
Und auch das rechte Bein
In mein Buckel, Buckel.

6. Ist denn kein Doktor hier
Für mein Buckel,
Der mich thut kurir'
Mit mein Buckel;
Schneller wie der Weller,
Jugl, gugl gugel,
Ein andersmal bleib ich zu Haus
Mit mein Buckel, Buckel.

„Mit mein Buckel" und „Schneller wie der Weller, jugl" wird im Chor, der übrige Text von einer Einzelstimme gesungen.

Literaturberichte.

Boleslaw II. von Polen. Von Dr. Professor Fritz Pichler. Ungarische Revue XI. S. 641—681 und 790—824. (Auch im Separatabdruck erschienen, Budapest 1892, VIII. 87 SS. Preis 1 fl.)

Professor Pichler hat sich in dieser Schrift die dankenswerte Aufgabe gestellt zu untersuchen, wie die Tradition entstanden ist, welche König Boleslaw II. von Polen (1058—1081), nachdem dieser 1079 den Bischof Stanislaus von Krakau getödtet, im Kloster Ossiach, wo jetzt noch des Königs Grab zu sehen ist, als Büßer leben und sterben läßt. Pichler giebt als Einleitung (S. 644—666) eine sehr breit gehaltene Geschichte Boleslaw II., insbesondere seines Conflictes mit Stanislaus. Pichler ermüdet da mit langwierigen, müßigen Erwägungen, wie einerseits Alexander der Große, Julius Cäsar, Karl XII. von Schweden und Napoleon sich benommen hätten, wenn ihnen ein geistlicher Herr in der Art des Stanislaus entgegengetreten wäre und andererseits „welchem Urtheile der modernen Weltanschauung, um von dem militärgerichtlichen gar nicht zu sprechen, sich der Ungarische Primas ausgesetzt haben würde," wenn derselbe nach der bosnisch-herzegowinischen Occupation gegen das „Dortbleiben der österreichisch-ungarischen Truppen" sprechend ähnlich wie Stanislaus eine Massendesertion protegiert hätte — Erwägungen, welche die historische Untersuchung um nichts fördern und in ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Arbeiten überhaupt völlig unstatthaft sind. Abgesehen davon hat sich Pichler mit seinen Quellen nicht recht vertraut gemacht. Martinus Gallus, welcher am Anfange des 12. Jahrhundertes schrieb und zuerst die Geschichte Boleslaw II. behandelt, ist Pichler (S. 651) ein Muster von Verläßlichkeit und Schwulstlosigkeit, während Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen II. S. 184) in ihm keinen unbefangenen Zeugen sieht und seine

Digitized by Google

Sprache ungemein schwulstig findet, welch' letztere Ansicht auch bereits Zeißberg (Polnische Geschichtsschreibung S. 27) geäußert hat. Sagt Wattenbach (l. c. 183) gemäß neuerer Forschungen, daß von den fünf Bischöfen, welchen Gallus sein Werk gewidmet, nur zwei chronologisch gesichert sind, so kennt Pichler genau die Regierungszeit von allen fünfen. Schlimmer ist es noch, daß Pichler die ältesten Annalen nicht kennt, welche in den Monumenta Germ. Script. XIX. abgedruckt sind: so das Chronicon Polono-Silesiacum (S. 559), die Annales capituli Cracoviensis (S. 588) und die Annales Polonorum (S. 622 und 623), welche alle auf den angegebenen Seiten von Boleslaw II. und Stanislaus handeln und fast übereinstimmend 1079 als Jahr des Martyriums angeben, sowie des Königs Flucht nach Ungarn und dessen Tod im Jahre 1081 erzählen, während Pichler (S. 680) mit erschreckender Genauigkeit eine Menge für die Beurtheilung der Boleslaussage ganz irrelevanter Bücher wie: Ersch und Grubers Encyclopädie, Pierers, dann Brockhaus Conversationslexica, Jabornegg's Führer auf der Rudolfsbahn und desselben Führer durch Kärnten, Rabls illustrierten Führer durch Kärnten und endlich Rappold's Sagen aus Kärnten anführt und genau anmerkt, wie lange jede dieser „Geschichtsquellen" die Bußzeit Boleslaws und zu welchem Jahre dessen Tod ansetzt. Manchmal versucht Pichler geradezu Unmögliches. So ergeht er sich (S. 655—656) ganz überflüßiger Weise in Vermuthungen, welchen Weg Boleslaw nach Ungarn eingeschlagen, gegen den Jablunkapaß oder sonstwo und möchte gar zu gerne wissen, was das für eine Krankheit ist, von welcher Dlugosz Boleslaw befallen werden läßt. Der polnische Chronist spricht von languor (= Körperschwäche). Pichler fügt hinzu (S. 668): „Das wäre modern gesagt: Nervosität, Erschöpfung der Kräfte, Wassersucht, Blutzersetzung und was in diesem allgemeinen Ausdrucke liegen könnte." Ganz unbegreiflich ist es, daß Pichler (S. 658) sich äußert: An dieser Stelle möchte es tauglich erscheinen nach urtheilenden Aussprüchen Rankes und Gfrörers hinsichtlich des Boleslaw'schen Lebens und Wirkens zu fragen. Pichler citiert dann Stellen aus Rankes Weltgeschichte VII., die von allem Möglichen handeln, nur nicht von Boleslaw, wie der letztere und seine Thätigkeit von Ranke im 7. Bande auch nicht mit einem Worte gestreift wird.

Die zweite Abtheilung der Schrift (S. 666—681) Pichlers ist der Aufzählung und Besprechung jener Quellenschriftsteller und gewöhnlichen Schriftsteller von Dlugosz im 15. Jahrhundert an bis in die neueste Zeit hinauf, welche etwas über den Aufenthalt Boleslaws in Kärnten, oder wenigstens im Bereiche der Alpen zu erzählen wissen, gewidmet. Wie bereits erwähnt, findet sich hier viel Überflüßiges und so sei denn nur das Wichtigste hervorgehoben. Der erste Schriftsteller, welcher erzählt, daß Boleslaw über Ungarn hinausgekommen sei, ist der berühmte polnische Historiograph Joh. Dlugosz (Longinus) † 1480 in seiner Historica Polonica, worin berichtet wird, der König sei bis ins Kloster Wilten bei Innsbruck gekommen. Ossiach nennt zuerst Mathias de Michovia in seinem Cronicon Poloniae 1521 und versichert „das Stift Wilten bei Innsbruck entbehre jeder Tradition, jedes Denkmals hinsichtlich Boleslaws." Hier ist nach meiner Ansicht eine Lücke in Pichlers Untersuchung. Mir sind dieses und die folgenden polnischen Bücher in Klagenfurt leider nicht zur Hand. Es müßte den Worten des Mathias nachgegangen werden, ob sich etwa aus denselben nicht schließen lassen könnte, er wisse etwas von Tradition und Denkmal in Kärnten. 1521 erschien auch das Buch des Jodocus Lud. Decius: De vetustatibus Polonorum.

Digitized by Google

Er erwähnt das See-Kloster zwischen Feldkirchen und Villach als Boleslaws Begräbnisstätte und spricht sich über Wilten ähnlich wie Mathias von Mechovia aus. Erzählt Abt Zacharias Gröblacher von Ossiach in seinem 1588 begonnenen Stiftsannalen von der achtjährigen Bußzeit und dem Tode Boleslaus (leider z. J. 1084), so ist für die ganze Untersuchung Martin Kromers Buch: De origine et rebus gestis Polonorum 1589 von besonderer Wichtigkeit. Kennt auch schon Megiser (S. 762) die genannten Stellen bei Mathias von Mechovia, Decius und Kromer, welch' letzterer auch Ossiach[1]) nennt, so hebt Pichler hervor, dass Kromer erzählt, ein junger Mann namens Valentinus Cusborius habe auf der römischen Reise mit Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland, *später Cardinal*, zu Ossya im Friedhofe ein Steindenkmal des Königs Boleslaw gesehen, ein gesatteltes Pferd mit einer Inschrift, welche, wie Pichler sagt und später zeigen will (S. 672) „weder die alte, noch die neue, stimmt aber immerhin mehr zu der alten." Leider ist von dieser Inschrift, die Cusborius gesehen, in Pichlers Abhandlung keine Rede mehr. Muss jeder Leser glauben, von dieser ersten „Steinsicht" ist in Kromer zu lesen, so erfährt derselbe (S. 672) zu seiner Überraschung, dass dieselbe durch Stanislaus Sarnicki in seinen 1587 erschienenen Annales mitgetheilt ist. Die Begründung, warum Pichler diese erste „Steinsicht" zwischen 1558 und 1563 verlegt, ist nicht klar. Hosius wurde 1551 Bischof von Ermeland, 1561 Cardinal. Sagen Kromer oder Sarnicki bezüglich Hosius „später Cardinal" so gehört die „Steinsicht" zwischen 1551 und 1561. Auch Megiser in seinen Annales Carinthiae 1612 kennt den Grabstein des Boleslaw zu Ossiach mit der Inschrift: Rex Boleslaus occisor s. Stephani.

In der dritten Abtheilung (S. 790—813) hebt Pichler zunächst hervor, dass die beiden kärntnerischen Geschichtsschreiber des 14. und 15. Jahrhundertes Abt Johann von Victring und Jakob Unrest von Boleslaus gar nichts wissen. Hier wäre noch zu erwähnen gewesen, dass das Ossiacher Necrolog, dessen Original zwar verloren, von dem aber der erhaltene Auszug durch B. Schroll im Archiv f. österr. Gesch. LXXIII. S. 275 publiciert wurde, den Todestag Boleslaws nicht nennt. Pichler verliert sich sodann in einer breiten Erzählung der längst bekannten Gründungsgeschichte Ossiachs, die mit Boleslaw gar nichts zu thun hat, um endlich eine Reihe von staatlichen und kirchlichen Gemeinden sammt allen möglichen überflüßigen Details anzuführen, welche einen Aufenthalt Boleslaws in Kärnten in das Bereich der höchsten Unwahrscheinlichkeit verweisen sollen, was aber, wie ich glaube, Pichler durchaus nicht gelungen ist. Boleslaw kann trotzdem nach Kärnten gekommen sein, denn er war ja ein Exkönig, dem keine politische Bedeutung mehr zukam.

Endlich kommt Pichler auf Boleslaw's Grabstein zu Ossiach und die denselben betreffenden Bildwerke dortselbst zu sprechen Pichler hat recht, wenn er meint, „dass die Ossiacher Steinschrift sich gar nicht als Grabmal gebe," dass auch das Pferd mit Boleslaw nichts zu thun habe und der ganze Grabstein ursprünglich ein Römerstein war, auf welchem erst später die Boleslausinschrift eingemeißelt wurde.

Der 4. und Schlussstheil der Abhandlung Pichler's (S. 814—824) beginnt

[1]) Merkwürdiger Weise differieren die citierten Stellen Kromers bei Megiser und Pichler. Letzterer macht auf einige Varianten aufmerksam, aber auf die wichtigste nicht: Pichler hat „monasterium quoddam," Megiser: monasterium situm ad Villacum.

Digitized by Google

mit dem Satze: „Die Sage von dem Ossiacher Aufenthalte Boleslaw's, als welche sich nunmehr der ganze Bericht ergibt, ist irgendwann, irgendwo und durch irgendwen mit besonderen Absichten aufgebracht worden" und ertheilt (S. 818) sodann die Antwort auf diese offenen Fragen, indem er für möglich hält: „Aus Verehrung für den um der Polen Seelenheil also emsig besorgt gewesenen und dem polnischen Könige empfohlen gehaltenen Papst Pius II. hat man in Ossiach, dessen Abternennung seit 1455 eben dem Papste vorbehalten war, die Boleslawlegende angenommen und gepflegt, zumal ja dieselbe an sich sehr moralisch und lehrreich war, auch einem anerkannten, wenngleich nicht landesüblichen Heiligen zur Glorie gereichte." Für diese Behauptung, welche Pichler selbst als bloße Möglichkeit hinstellt, hat er nicht die geringsten Wahrscheinlichkeitsgründe, geschweige denn Beweise gebracht. Es ist das Verdienst Pichler's, die Untersuchung der Boleslaw-Tradition neuerlich angeregt zu haben. A. v. Jaksch.

Die kärntnerischen Grafen von Ortenburg der Neuzeit und ihre Acta als Inhaber der erblichen Pfalzgrafenwürde. Von Leopold v. Beckh-Widmanstetter. Wien. Selbstverlag (8° 100 S.).

Glaubten noch Hermann und Tangl, dass die große Pfalzgrafenwürde und damit das Recht, Kriegsleute für ihre Person zu Rittern zu schlagen, verdiente Personen erblich zu adeln, Wappen, sowie das kleine Palatinat zu verleihen, unehelich Geborene zu legitimieren u. s. w., den jeweiligen Inhabern der Grafschaft Ortenburg von jeher anhaftete, so ist es das Verdienst v. Beckh-Widmanstetter's zuerst nachgewiesen zu haben, dass dem nicht so ist. Weder die im Jahre 1418 ausgestorbenen alten Grafen von Ortenburg noch ihre Erben, die im Jahre 1456 erloschenen mächtigen Grafen von Cilli, haben je Pfalzgrafenrechte ausgeübt. Denn Gabriel von Salamanca, welchem Karl V. bereits 1524, 1. Februar, Ritterstand und großes Palatinat verliehen, erhielt erst einige Tage später, am 10. März, vom Kaiser die Grafschaft Ortenburg als ein vom Hause Österreich abhängiges Mannslehen. Die Palatinatsverleihung wurde dann im Grafenstandsdiplome für Salamanca am 21. März desselben Jahres in breiterem Wortlaute wiederholt. Als die Salamanca 1639 mit Graf Georg ausgestorben waren, kauften 1640, do. 30. Juli, die fünf Söhne des Hans Widman vom Fiskus die Grafschaft Ortenburg. Am 1. August zu Grafen von Ortenburg ernannt, erhielten sie zugleich auch das große Palatinat mit denselben Worten, wie Salamanca am 21. März 1524. Im Jahre 1662 wechselte die Grafschaft Ortenburg abermals ihre Besitzer, indem dieselbe von den Widman, do. 30. April, dem Fürsten Johann Ferd. Portia, dessen Nachkommen auch heute noch die Grafschaft innehaben, verkauft wurde. Doch schon seit langer Zeit besaß die Familie des Fürsten das große Palatinat. Karl IV. hatte bereits 1369, 11. August, dessen Vorfahren ein Palatinatsdiplom ertheilt, welches Kaiser Leopold, do. 17. Februar 1662, durch wörtliche Einschaltung bestätigte.

Dies sind die Hauptergebnisse der verdienstvollen Arbeit v. Beckh-Widmanstetter's, welche übrigens eigentlich, was nicht angegeben, ein Separatabdruck aus dem Jahrbuche der k. k. heraldischen Gesellschaft Adler zu Wien 1890 ist.

Das Recht der Pfalzgrafen, zu adeln, d. h. in den niedrigsten Grad des Adels zu erheben, hob Maria Theresia 1762 auf, 1765 auch das Recht Wappenbriefe zu ertheilen, nachdem für die Länder der böhmischen Krone die Palatinatsprivilegien schon 1715 für erloschen erklärt worden waren.

Digitized by Google

Jedoch hielten sich die Salamanca, Widman und auch die Portia nicht immer im Rahmen ihrer Palatinatsprivilegien. Sie erhoben auch ganz widerrechtlich in den erblichen Ritterstand, auch die Portia, welche v. Beckh-Widmanstetter von diesen Überschreitungen zwar ausnimmt, indem Fürst Hannibal Alfons Emanuel 1713 dem Anton Franz Cimanghi den erblichen Ritterstand verlieh (S. 27), später aber (S. 34) selbst von diesem Ritterdiplom als „auf einer überholenden Auslegung der eigenen Machtfülle" beruhend spricht.

Die von den Grafen von Ortenburg Geadelten, welche hinter dem 1753 geschaffenen neuen österreichischen Ritterstand zurückstanden, bewarben sich gewöhnlich um eine landesfürstliche Adelsbestätigung.

Die einzelnen ortenburgischen Pfalzgrafenacten, welche v. Beckh-Widmanstetter größtentheils aus dem Fürst Portia'schen Archive in der Burg zu Spital aus der Zeit von 1623—1764 (S. 40—79), ferner aus andern Quellen aus der Zeit von 1611—1729 (S. 79—95) in Regestenform mittheilt, bieten ein reiches Material für die Genealogie und Heraldik vieler kärntnerischer Familien.

Doch ist, wie in jeder historischen Hilfswissenschaft, so auch in der Genealogie, Vorsicht ganz besonders am Platz. Ich will hier nur einiges erwähnen: Es geht nicht an, einen im Jahre 1890 in Klagenfurt lebenden k. k. Steuerinspector Jenny ohne weiters (S. 44) in Zusammenhang zu bringen mit der im 17. Jahrhunderte in Kärnten vorkommenden Familie Jänny, umsomehr als Herr Jenny einer Wiener Familie entstammt. Ebenso hat der (S. 54) erwähnte Dr. Josef Anton Pacher nichts zu thun mit den Brüdern Jacob und Georg Pacher, welchen 1638 die Grafen von Ortenburg einen Wappenbrief ertheilten. Dr. Josef Anton Pacher entstammt vielmehr einer Familie, welche 1626 ein Wappen von Erzherzog Leopold erhielt und 1738 von Karl VI. geadelt wurde. Nachkommen dieser Pacher leben heute noch in Kärnten, und ist ihr Wappen ganz verschieden von dem von v. Beckh-Widmanstetter (S. 54) beschriebenen, 1638 den Brüdern Jacob und Georg verliehenen Wappen.

Noch eine Bemerkung über den Stammort der Familie Litzelhofen. v. Beckh-Widmanstetter (S. 66) verlegt denselben in das Dorf Litzldorf im Lungau. Aber v. Beckh-Widmanstetter sagt selbst (S. 65), dass die Litzelhofen durch Jahrhunderte den Litzlhof am Lurnfeld besaßen. Nun ein Litzldorf liegt nordwestlich von Spital und eine kleine Stunde westlich von diesem Litzldorf liegt der Litzlhof.

A. v. Jaksch.

„Kärntner Alpenfahrten."[1]) So betitelt sich ein 136 Seiten starkes Büchlein unseres heimatlichen Schriftstellers Franz Franziszi, welches bereits in zweiter Ausgabe in Wien erschienen ist. Nachdem uns die erste Ausgabe gar nicht zu Gesicht gekommen ist, steht es zu erwarten, dass das Buch entweder sofort einen reißenden Absatz gefunden hat, oder dass dasselbe nur in einer kleinen Auflage gedruckt wurde. Sei's dem, wie es sei, es steht uns nicht zu, diesen Umstand näher zu prüfen, wohl aber wollen wir die Broschüre selber in besseren Augenschein fassen. Das verarbeitete Materiale zerfällt in zwei Abtheilungen, u. zw. in Schilderungen aus den norischen

[1]) Kärntner Alpenfahrten. Landschaft und Leute, Sitten und Bräuche in Kärnten. Geschildert von F. Franziszi. Mit einem Geleitbrief von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. Herausgegeben vom Grillparzer-Verein. Zweite Ausgabe. Wien 1892. Druck von Johann Fellmayer in Penzing.

Digitized by Google

und aus den Gailthaler Alpen. In beiden Gebieten ist Franziszi, wie man zu sagen pflegt, vollkommen zu Hause, ist jedem Fremden ein bewährter Führer, jedem Heimischen ein anziehender Gesellschafter, der den landschaftlichen Zauber mit dem Zierat der Märchenpoesie und der Detailmalerei von leider schier absterbenden Sitten und Bräuchen zu schmücken versteht. Überblickt man den Inhalt der Schrift, so finden wir nachfolgende Aufsätze, als: Der Frühling in der Pasterze, Die Goldzeche in den Tauern, Ein Gang über die Dößner Scharte, Die Stangalpe, Das Karlbad, Der Königstuhl mit der Freimannsgrube, Ein Versehgang in den Mölltaler Alpen, Der alte, graue Bergmann, Das Balisführen in Heiligenblut, Die Gorina, Der Hochwipfel, Die blaue Blume Kärntens, Die Eggeralpe und der Voludnig, Eine Fahrt über den Weißensee, Im Lesachthale, Ein Gang über das Wolaya-Thörl, Das Annafest, Unter der Linde und In der Brechlzeit. Uns sind sie nicht neu, denn wir kennen sie aus verschiedenen Journalen, wie Tourist, Volksblatt, Jahrbuch des Alpenvereins, Carinthia,[1]) Reisezeitung u. s. w., begrüßen selbe daher als alte Bekannte und freuen uns, dieselben vereint und gesammelt in einem hübsch ausgestatteten Büchlein anzutreffen. Nebst der anziehend geschriebenen Schilderung landschaftlicher und ethologischer Vorwürfe, sowie geheimnisvoller Sagen bringt uns Franziszi auch Personen in Erinnerung, die dem Ganzen als willkommene Staffage einen lebendigen Reiz verleihen. Wir treffen mit Wulfen, dem großen Botaniker, dem guten P. Basili in Kornat, dem jüngst heimgegangenen Germanisten Dr. Mathias von Lexer, den populären „Patenwirth-Franzl", Franz Gugenberger, den Komiker Jean Piccolo u. a. zusammen, alles Charaktertypen, an die sich vielseitige Erinnerungen anknüpfen lassen. Die Art und Weise, wie Franziszi seine Schilderungen ausführt, ist nach einer ganz eigenen Manier gebildet. Er hat für Landschaft und Natur ein richtiges Kennerauge und es liegt in den vorliegenden Naturschilderungen und Lebensbildern, wie Freiherr von Schweiger ganz richtig in seinem Geleitbriefe bemerkt, ein eigenartiger Reiz jener schlichten Sachlichkeit, die gleich der herben Frische der Bergluft erquickt. Liest man das Büchlein, so tritt alles klar und frisch vor das Auge, was in Raum und Zeit sich verflüchtiget hatte: Die weiße, schlanke Pyramide des Großglockners, das weltentlegene Heiligenblut, die zerklüfteten Eiswände, welche von dem kalten Boreas umrauscht werden, die hohen Matten mit den verstreuten Hütten, so steht alles in ruhiger Größe vor dem geistigen Auge des Lesers, wie sie der groß ausgeführte Linienzug des Verfassers festhält. Und nicht anders ist's in den sonnigen Böden und Thalgründen des Gailthales, auf den welligen Höhen seiner duftigen Alpen, wo die blaue Blume Wulfenia ihre schüchterne Blüte entfaltet. Eine angenehme Abwechslung im Arrangement des ganzen Stoffes bieten die novellistischen Skizzen des Autors, von denen zuvörderst jene „Des alten, grauen Bergmannes" und die „In der Brechlzeit" in den Vordergrund zu stellen sind. Alles in allem zusammen genommen liefert das wichtige Urtheil, dass das Buch keines Aushängschildes bedarf, indem es sich von selbst am allerbesten anempfiehlt. R. Waizer.

[1]) Seite 181 ex 1890.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigirt von

Simon Laschitzer.

---

82. Jahrgang.

Nr. 5.

Klagenfurt 1892.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Keltische Münzen im historischen Museum zu Klagenfurt. Von Karl Baron Hauser 133

Drei Darstellungen der Weltschöpfung auf Malereien in Kärnten. Kunstgeschichtlich behandelt von Prof. Dr. F. G. Hann 141

Alte Lieder aus Kärnten. Mitgetheilt von A. v. Jaksch. (Schluss) . . 146

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen. Von Prof. Joh. Scheinigg. (Fortsetzung) 150

Kleine Mittheilungen:

Ein altdeutsches Gemälde in Hoch-St. Paul. Besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann 157

Ein Kümmernisscrucifix in der Kirche St. Radegund bei Lorenzen im Lesachthale. Besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann 159

Zwei bisher noch nicht bekannte römische Inschriftsteine. Von Karl Baron Hauser 161

Literaturberichte:

„Vom Rechte" und „Die Hochzeit". Eine literar-historische Untersuchung von Carl Kraus. Besprochen von Prof. M. Dürnwirth 161

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 5. Zweiundachtzigster Jahrgang. 1892

Keltische Münzen im historischen Museum zu Klagenfurt.

Von Karl Baron Hauser.

Zu allen Zeiten wurden in den südlichen Ländern Europas, in welchen keltische Völker gewohnt haben, Barbaren-Münzen gefunden, nämlich solche, welche weder griechisches noch römisches Gepräge haben und von Völkern stammen, welche unabhängig von diesen beiden großen Culturvölkern waren. Diese Münzen wurden früher von der wissenschaftlichen Forschung wenig beachtet und großentheils eingeschmolzen. Erst in neuester Zeit wendet man ihnen größere Aufmerksamkeit zu; sind sie ja doch die unwiderlegbaren Zeugen des Handels und Verkehrs einer Culturperiode, aus welcher allmählich auch andere sichere Anhaltspunkte auftauchen, und welche, wenn auch nicht der urkundlichen, doch der prähistorischen Forschung immer mehr und mehr zugänglich wird. Die bekanntesten dieser Münzen sind die sogenannten Regenbogenschüsselchen, Goldmünzen, denen schon ihres Wertes wegen größere Beachtung geschenkt wurde. Sie sind hohl geprägt, d. i. einerseits concav, anderseits convex, eine Eigenheit, welche den meisten dieser Barbarenmünzen zukommt. Regenbogenschüsselchen nannte man sie, weil die Sage besteht, dass dort wo ein Regenbogen aufsteht, eine Goldmünze zu finden sei, und solche Münzen in der That meistens nach einem Platzregen, wenn die bedeckende Erde weggespült wird, gefunden werden. Der größte bisher bekannte Fund solcher Münzen geschah im Jahre 1771 zu Podmokl in Böhmen. Der Wert der damals gefundenen Goldmünzen soll 160.000 Mark betragen haben. In unseren Alpenländern Tirol, Kärnten, Steiermark, seltener in Krain, finden sich auch solche

Digitized by Google

Münzen, aber meist aus Silber und vereinzelt. Ein größerer Fund wurde im Mai 1829 bei dem Schlosse Lemberg nächst Cilli in Steiermark gemacht. Beim Ackern kam ein Topf mit ungefähr 500 solcher Gold- und Silbermünzen an den Tag. Im Juli 1869 fand ein Bergarbeiter zu Doberna-Retje in der Nähe von Trifail in Steiermark unter dem Schutte eines zusammengestürzten Gebäudes in der Erde vergraben 553 keltische Silbermünzen, welche Dr. Richard Knabl in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien Band XIV., Seite 12 beschrieben hat. Zwei dieser Münzen gelangten in das Gymnasialmuseum zu Villach. Dieselben sind im Gepräge wesentlich verschieden von den Keltenmünzen des Klagenfurter Museums. Aus Kärnten ist ein solcher Fund bei dem Orte Eis in der Gegend von St. Paul an der Drau bekannt, welcher im Jahre 1858 gemacht wurde. Es waren nur Silbermünzen von weit geringerer Anzahl als bei den früher erwähnten Funden und darunter ganz kleine Münzen von weniger als 1 cm Durchmesser. Ein Theil dieser Münzen gelangte an das Hofkabinet in Wien, ein Theil blieb in Privathänden, und ein Theil (11 Stücke), kam in das Museum zu Klagenfurt. Die übrigen Keltenmünzen, welche das historische Museum zu Klagenfurt besitzt, wurden meist einzeln, u. zw. an solchen Orten gefunden, welche als römische Ansiedlungen bekannt sind. Es sind bis jetzt 44 Münzen, worunter keine von Gold, nur eine einzige von Kupfer, die übrigen alle von Silber sind. Über die Zeit der Prägung dieser Keltenmünzen sagt Mommsen in seiner Geschichte des römischen Münzwesens (Seite 695) Folgendes: „Dass sie nicht unter römischer Botmäßigkeit stattgefunden, leidet keinen Zweifel; sie sind demnach entweder in Pannonien zu Hause, aber älter als dessen im Jahre 8 nach Christo erfolgte Umwandlung in eine römische Provinz, oder außerhalb der Grenzen der Provinz von den freien Nachbarstämmen gemünzt. Die erstere Annahme mag zutreffen für die besonders in Kärnten und Steiermark vorkommenden aufschriftlosen oder mit den Aufschriften Adnamati, Nemet, Atta u. dgl. m. versehenen Stücken. Lateinische Aufschriften auf pannonischen Münzen so früher Zeit können nicht befremden, da nach dem Zeugnis des Zeitgenossen Velleius bereits zur Zeit der Eroberung die Kunde des Lateinischen daselbst allgemein verbreitet war".

Im Jahre 1850 waren im Besitze des Geschichtsvereines in Klagenfurt nur 8 solche Münzen (Archiv f. vaterl. Gesch., II., Seite 156),

Digitized by Google

seither hat sich ihre Anzahl bis auf 44 vermehrt. Von allen mit Ausnahme einer einzigen sind die Fundorte bekannt. Es sind folgende, wobei zu bemerken, dass bei der Beschreibung die Begriffe „rechts" und „links" im heraldischen Sinne, d. i. entgegengesetzt vom Betrachter derselben zu nehmen sind.

I. Fundort St. Georgen a. W.

1. (Durchmesser 2·45 cm, Gewicht 13·93 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ein linksstehender bärtiger Kopf mit gelocktem Haar und Blätterkranz, hoch geprägt.

Revers. Ein rechtsseitiger Reiter, ebenfalls hoch geprägt, sitzt mit kurzem Oberleibe und langen Beinen auf einem dicken Pferde, welches den rechten Vorderfuß hebt. Auf dem Haupte trägt er einen Helm mit Schwungfedern, an deren Ende ein kleiner Ring ist. In der Rechten hält er einen aufrechten Stab, woran oben ein Kopf und unter demselben drei Querstriche sind, wie ein Scepter. Vor dem Pferde schwebt ein kleines Thier mit zwei kurzen Beinen und geringelten Schwanze. Am runden Kopfe sind Fühlhörner und wie ein zurückgelegtes Ohr, an den runden Füßen scheinen Krallen zu sein.

II. Fundort Diex.

2. (Durchmesser 2·14 cm, Gewicht 12·08 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ein linksschender bärtiger Kopf mit Blätterkranz. Das Gesicht ist unvollkommen ausgeprägt. Kinn und Mund fallen außer den Rand der Münze.

Revers. Ein freies linksseitiges Pferd von rohen. Formen mit gehobenem linken Vorderfuße und hochtragendem Schwanze. Was über dem Rücken des Pferdes ist, läßt sich nicht unterscheiden. (Nach Pichler ist es ein Reiter, welcher die Rechte in die Seite stemmt, die Linke emporhält.) Unter dem Bauche des Pferdes ist das Triquetrum ⁘; unter dem gehobenen Vorderfuße ein griechisches Π (pi).

Digitized by Google

(Eine ähnliche Münze wird beschrieben in F. Pichler Rep. d. st. M. I Seite 166, Nummer 81.)

III. Fundort Zollfeld.

3. (Durchmesser 2·15 cm, Gewicht 8·71 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf mit Stirnbinde aus gegenstehenden Blättern, eingefasst mit drei Punktreihen. Das Hinterhaupt ist wie mit einem Netze umfangen.

Revers. Ein rechtsseitiger Reiter an jagendem Pferde über ebenem Boden. Auf dem Kopfe trägt er einen runden Hut, in der Rechten scheint er eine Geißel zu schwingen. Hinter dem Rücken des Reiters über dem Pferde ist das Zeichen AR. Die Unterschrift „ECCAIO·· fällt durch die Excentricität der Prägung außer den Rand der Münzen. (Zu vergleichen mit Münzen Nummer 5 und 9).

4. (Durchmesser 2·24 cm, Gewicht 7·10 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf mit Halsstück. Die verwischte Stirnbinde besteht aus größeren Punkten, eingefasst von zwei Reihen kleinerer. Das Hinterhaupt bedeckt wellenförmiges Haar. Über dem Haupte besteht der Rand der Prägung aus einem Kreisabschnitte ganz kleiner Punkte.

Revers. Ein linksseitig sprengender Reiter hält in der Rechten nach rückwärts gewendet einen Stab mit anhängenden Bändern oder Schnüren. Darüber sowie auch unter dem Bauche des Pferdes, dessen Mähnen punktirt sind, ist ein Ringelchen. Unten am Rande steht ADNA, über den Vorderfüßen des Pferdes AA und über dessen Kopf TA vielleicht TI.

(Diese Münze wird angeführt im Archiv f. vaterl. Gesch., III., Seite 66 — Archiv f. K. ö. G. Q. XXIX. Seite 243— Mommsen Röm. Münzwesen Seite 695 Note 97 u. zw. mit dem Beisatze „zweite Aufschrift zerstört. — Pichler Rep. d. st. M. Seite 170. Zu vergleichen mit Münzen Nummer 20, 21, 22, 23 und 41.)

Digitized by Google

5. (Durchmesser 2·20 cm, Gewicht 9·72 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ein linkssehender bartloser Kopf, das Gesicht mit stark vortretender Nase und spitzigem Kinn. Die breite Stirnbinde besteht aus vier Punktreihen, wovon die mittleren größer sind. Ein Punktrand umgränzt die Prägung nur am unteren Rande.

Revers. Ein rechtssprengender Reiter, stark abgeschliffen, wendet sich nach rückwärts und hält etwas nicht zu Bestimmendes in der erhobenen Rechten. Der Kopf des Reiters sowie jener des Pferdes fallen außer den Rand der Münze. Hinter dem Reiter über dem Pferde ist das Zeichen ℞. Darunter, sowie unter dem Bauche des Pferdes ein Ringelchen. Die Unterschrift lautet EICCAIO. Ein Punktrand umfasst die Prägung links. (Zu vergleichen mit den Münzen Nummer 3 und 9.)

6. (Durchmesser 2·44 cm, Gewicht 11·22 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf mit Halsstück und Ohr. Die stark abgeschliffene Stirnbinde besteht aus einer doppelten Blätterreihe zwischen Punkten, unter welcher ein Haarbüschel hervorsteht. Das Hinterhaupt bedeckt wolliges Haar. Die Randpunkte sind vor dem Gesichte, so dass ein breiter ungeprägter Rand vorsteht.

Revers. Ein rechtsseitiges, ungestaltet dickes Pferd, von dessen Reiter nur mehr ein Bein sichtbar ist. Das Pferd, welches sich auf die Hinterfüße stellt, hat einen stark gekrümmten Hals. Der Kopf mit dem Auge ist nur contourirt. Der gehobene Schwanz ist stark behaart. Unterschrift ist keine. (Möglich, dass dies die im Archiv f. vaterl. Gesch., II., Taf. III., Fig. 9 schlecht abgebildete Münze sein soll.)

7. (Durchmesser 2·18 cm, Gewicht 10·02 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf mit Halsabschnitt und Ohr. Das Hinterhaupt bedeckt wie eine Netzhaube, woran Quasten oder Troddeln in die Stirne bis zum Auge herabhängen. Eine feine Punktreihe umfasst die obere Hälfte der Prägung.

Revers. Ein linksprengender Reiter (vorzüglich gut erhaltene Prägung, nur wenig von Grünspan angegriffen) mit rundem Hute. In der gehobenen Rechten, rückwärts zielend, hält er einen Stab oder Speer. Das wohlgeformte Pferd hat fadendünne Beine und Schwanz.

Digitized by Google

Die Mähnen sind durch Punkte angezeigt. Darunter am Rande links aufwärts steht NE ME T. Der letzte Buchstabe ist durch die Vorderfüße des Pferdes von der übrigen Schrift abgetrennt. Der punktirte Rand umfaßt nur den oberen Theil der Münze.

(Das abgetrennte T der Schrift hält Dr. Kenner für einen Hammer. Archiv f. ö. G. Q. XXIV. Seite 281 — Pichler Rep. d. st. M. Seite 163, Nummer 74 führt noch eine andere Münze aus den Ruinen von Virunum an, welche sich im Museum zu Klagenfurt befinden soll. Vielleicht ist Nummer 44 dieses Verzeichnisses gemeint, dessen Fundort nicht bekannt ist. Zu vergleichen mit Münzen Nummer 27 und 28).

IV. Fundort Magdalenenberg.

8. (Durchmesser 2·16 cm, Gewicht 9·88 gr.)

Avers. Ein wahrscheinlich rechtssehender Kopf, woran nur die Stirnbinde, ein doppelter Blätterkranz zwischen Punktreihen und eine Schleife zu erkennen sind.

Revers. Ein stark abgeschliffener rechtsseitiger Reiter ohne Unterschrift. Der Oberkörper des Reiters ist nur durch ein Y förmiges Zeichen angedeutet, über welchem der blos contourirte Kopf schwebt. Auge, Mund und Nase sind nur durch Punkte markirt und über das Hinterhaupt sind sieben Punkte im Winkel gestellt. Der Kopf des Pferdes fehlt, Füße und Schwanz sind undeutlich, zumal die Vorderfüße. Punktrand ist keiner.

9. (Durchmesser der sehr ovalen Münze ist 2·27cm und 2 cm, Gewicht 8·48 gr.)

Avers. Ein rechtssehender stark excentrisch geprägter Kopf, dessen Gesicht nicht mehr zu erkennen ist, doch dürfte die Prägung gleich sein mit Nummer 3. Das Hinterhaupt ist abgeschliffen, der punktirte Rand nur unten.

Revers. Ein rechtsseitiger Reiter. Der vordere Theil des Pferdes sowie der Schrift fehlen, ebenso der Kopf des Reiters. Hinter demselben ist nur mehr das untere Ende des Zeichens A zu erkennen. Die Croupe des Pferdes ist erhaben geprägt, der Schwanz nur ein geschwungener glatter Strich, wie bei Münze Nummer 3. Darunter stehen die letzten Buchstaben der Schrift AIO von Linien eingefaßt. (Zu vergleichen mit Münzen Nummer 3 und 5).

Außer diesen zwei größeren Münzen wurden auf dem Magdalenenberge noch 10 kleinere, meist unter 1 cm Durchmesser gefunden, deren Avers ohne Prägung, deren Revers mit Ausnahme eines einzigen Stückes nur Punkte und Striche aufweiset. Diese sind nämlich fünf kreuzförmig

Digitized by Google

gestellte Punkte, von denen Striche oder Strahlen gegen den Rand der Münze ausgehen. Da die Prägung aber meist excentrisch ist, so kommen nicht immer alle 5 Punkte zur Erscheinung. Überdies sind die Punkte und Striche verschieden an Größe und Form, wodurch die Prägung dieser Münzen ein sehr mannigfaltiges Ansehen gewinnt. Es scheint dabei immer ein größerer Punkt in der Mitte zu sein, von welchem vier Strahlen kreuzweis auseinandergehen. Zwischen diesen liegt wieder je ein kleinerer Punkt, welcher ebenfalls zwei Strahlen divergirend und parallel mit den Hauptstrahlen, zuweilen auch noch einen dritten mittleren gegen den Rand der Münze entsendet. ✣

Diese 10 kleineren Münzen sind folgende:

10. (Durchmesser 0·85 cm, Gewicht 0.54 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Ein rechtsseitig springendes Pferd.

11. (Durchmesser der länglichen Münze 1.14 cm und 0.87 cm, Gewicht 0·60 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Die Prägung nimmt nur die Hälfte der Münze ein, fünf kreuzförmig gestellte Punkte, wovon einer verwischt ist, ohne Strahlen oder Strichen.

12. (Durchmesser 0·89 cm, Gewicht 0·58 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Der Mittelpunkt ist ein Viereck mit eingedrückten Seiten, aus welcher die vier Strahlen ausgehen. ✣ Einer der Nebenpunkte fällt in den Rand der Münze.

13. (Durchmesser der länglichen Münze 0 97 cm und 0·78 cm, Gewicht 0·54 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Alle fünf Punkte sind klein, der Mittelpunkt ist viereckig und entsendet die vier Strahlen aus den Ecken: ✕ Die Nebenpunkte sind dreistrahlig.

14. (Durchmesser 0·90 cm, Gewicht 0·71 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Außer dem sehr großen Mittelpunkte am Rande (0·35 cm) ist nur noch einer der Nebenpunkte ganz ausgeprägt, einer fehlt und zwei verschwinden zur Hälfte im Rande der Münze. Auch sind nur zwei Strahlen, die vom Mittelpunkte ausgehen, zu sehen.

15. (Durchmesser 1 cm, Gewicht 0·46 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Die Prägung ist stark concav. Ein excentrisch gelegener runder Mittelpunkt entsendet vier Strahlen. Dazwischen sind nur zwei

Digitized by Google

der Nebenpunkte zu sehen, davon jeder einen spitzigen Strahl gegen den Münzenrand entsendet.

16. (Durchmesser 0·92 cm, Gewicht 0·61 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Von den fünf großen Punkten fällt einer ganz, einer zur Hälfte außer den Rand der Münze. Die vier Hauptstrahlen und Spuren von Nebenstrahlen sind zu sehen.

17. (Durchmesser 0·89 cm und 0·73 cm, Gewicht 0·40 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Die sehr excentrische Prägung gestattet nur drei kleine Punkte mit Parallelstrahlen zu sehen. Ein Stück der Münze scheint abgebrochen zu sein.

18. (Durchmesser 0·92 cm, Gewicht 0·64 gr.)

Avers und Revers sind stark mit Grünspan überzogen und ist kaum mehr eine Prägung zu unterscheiden.

19. (Durchmesser 0·92, Gewicht 0·73 gr.) Diese Münze ist aus Kupfer.

Avers. Glatt.

Revers. Der Mittelpunkt ist ziemlich concentrisch und vierstrahlig. Von den vier Nebenpunkten ist einer abgeschliffen. Von Nebenstrahlen sind nur Spuren vorhanden.

V. Fundort St. Peter im Holz.

20. (Durchmesser 2·30 cm, Gewicht 9·77 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ein linkssehender bartloser Kopf mit Halsabschnitt und Ohr, unter welchem ein Punkt, wie ein Geschmeide, sich findet. Am Kinn scheint ein Haarbüschel zu sein. Die Stirnbinde ist schmal und verwischt, eine dreifache Punktreihe. Darüber bedeckt wolliges Haar den Kopf. Das Hinterhaupt umfängt eine Randpunktirung.

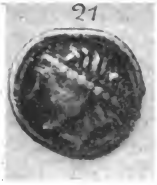
Revers. Ein linkssprengender Reiter, der nach rückwärts sich wendend einen Stab horizontal in der Rechten hält. Daneben am Rande ist ein wachsender Mond. Das Pferd hat einen eigenthümlichen Schweif, an welchem zwei Knoten sind, und punktirte Mähnen. Unter dem Reiter zwischen Linien steht ADNAM und über dem Kopfe des Pferdes ohne Linien ATI. Der Punktrand ist unten.

Digitized by Google

(Diese Münze wird angeführt in Pichlers Rep. d. st. M. I., Seite 169 und Mitt. d. C. C. f. k. u. h. D. 1887 Seite CIV. Zu vergleichen mit Münzen Nummer 4, 21, 22, 23 und 24).

21. (Durchmesser 2·30 cm und 2·08 cm, Gewicht 10·01 gr.)

Avers. Revers.



Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf, wie auf Münze Nummer 4, stark abgenützt.

Revers. Ebenso wie auf Münze Nummer 4, nur geht von den Nüstern des Pferdes ein Strich bis an den Münzrand.

(Zu vergleichen mit den Münzen Nummer 4, 20, 22, 23 und 41.)

Drei Darstellungen der Weltschöpfung auf Malereien in Kärnten.

Kunstgeschichtlich behandelt von Prof. Dr. F. G. Hann.

Die Darstellungen der Weltschöpfung gehören zu den seltensten und daher ikonographisch merkwürdigsten Malereien der älteren christlichen Kunst sowohl in Miniaturen als auch noch mehr auf Wandmalereien. Die Schwierigkeit der bildlichen Wiedergabe dieser Scenen, welche erst von Michaelangelo in so grandioser Weise überwunden wurden, hat gewiss wesentlich hiezu beigetragen. Die altchristliche Kunst stellt die Weltschöpfung nicht dar, ebenso wenig die berühmte Wienergenesis und die Karolingischen Bibeln, auch im Malerbuche vom Berge Athos findet sich hierüber keine Anleitung, obwohl in byzantinischen Manuscripten, wie Kandakoff nachgewiesen, diese Scenerien zu einem merkwürdigen Typus ausgebildet sind. Im Abendlande wird die Schöpfung zuerst in dem von Springer gewürdigten Ashburnham-Pentateuch aus dem 7. Jahrhunderte in primitiver Weise veranschaulicht, aber diese Bilder bleiben auch durch das ganze Mittelalter ziemliche Seltenheiten. Daher gebe ich hier die Beschreibung von drei Darstellungen der Weltschöpfung, die bis jetzt noch nie gewürdigt wurden, obwohl die eine davon einen Bestandtheil der Gemälde in der Vorhalle des Gurker Domes bildet, von denen überhaupt bis jetzt eine erschöpfende wissenschaftliche Beschreibung fehlt. Es wird auch von Interesse sein,

Digitized by Google

diese kärntnerischen Weltschöpfungsbilder zu vergleichen mit den Typen, welche über diese Bilderserien aufgestellt worden sind.

Das eine Weltschöpfungsbild bedeckt den oberen Theil der linken Schmalwand der Vorhalle des Gurker Domes. Es stellt die Schöpfung des Lichtes und die Scheidung von Land und Wasser dar. Im oberen Theile des Bildes tritt der Schöpfer zweimal auf, im unteren Theile, der durch eine Bordure vom oberen getrennt ist, gewahren wir die Geburt des Lichtes in einer Weise, die, möchte ich sagen, fast an ein chemisches Experiment gemahnt. Wir sehen im oberen Bildtheile in einer elliptischen Umhüllung, die aus einem intensiven rothen und weißen Kreis besteht, eine jugendliche Gestalt, offenbar die Gottheit, sitzend, bartlos, mit edlem ausgeprägten Profile.[1]) Der Herr trägt langen rothen Mantel und weißen Chiton. Der Hintergrund ist grün. Das ganze Gemälde hat intensive saftige Farben, ist aber leider sehr beschädigt, da ein großer Riss von oben mitten durch die sitzende Gestalt bis tief hinein in das untere Bild geht. Der Herr scheint die Hand auszustrecken, neben ihm ist ein adorierender Engel erkennbar. Rechts daneben außer der Mandorla steht Gott Vater aufrecht, in würdevoller Gestalt, weißbärtig mit ernsten Antlitze, mit dem Kreuznimbus versehen, er streckt die Hand aus mit der Geberde des Segnens, welche ähnlich ist der des Sprechens und Wunderwirkens auf Bildern der altchristlichen Zeit. Gott ist hier als der Schöpfer dargestellt der Wasser und Land trennt. Diese Scheidung hat sich durch Gottes Macht soeben vollzogen. Der Herr steht nämlich auf festen Boden und das trockene Land ist nicht blos durch einen Landstreif, sondern auch durch zwei Erdzungen dargestellt. Im übrigen nimmt den unteren Theil dieses Bildes Wasser ein. Durch eine Bordure von diesen zwei Darstellungen getrennt, gewahren wir unmittelbar darunter die Schöpfung des Lichtes. Hier fehlt Gottes Anwesenheit, welche ja im oberen Bilde auch in der Gestalt des ruhenden Mannes gegeben ist. Wir sehen daher nichts als eine Menge zinoberrother gewundener Flammen zucken und aufsteigen, welche von weißem Qualme umwogt werden. Die Flammen wogen alle nach oben dem Schöpfer zu.

[1]) Irre ich nicht, so ist hier ein später Nachklang jenes antiken Apollotypus zu sehen, der bei den christlichen Darstellungen der Schöpfung des Lichtes nachwirkte, (siehe Barbier) Ikonographie Chretienne 1890, I tome p. 109, wo es heißt, dass bei der Creation erscheinende Apollon de l'antiquite! beau jeune homme imberbe, drape dans son manteau.

Digitized by Google

Betrachten wir nun die einzelnen Theile des merkwürdigen Bildes etwas näher. Wie Tikkanen, der auch Kandakoff benutzte, in seiner Abhandlung über die Genesismosaiken in St. Marco zu Venedig an vielen Beispielen vergleichend zeigt,[1]) unterscheiden wir bei den Schöpfungsbildern zwei Haupttypen, einen byzantinischen und einen abendländischen. Im abendländischen Typus tritt, wie ja auch im oberen Theile unsers Bildes in Gurk, Gott bei der Schöpfung persönlich auf; in den byzantinischen Bildern der Schöpfung aber gewahren wir mit Ausnahme des einleitenden byzantinischen Ceremonienbildes, das den Herrn in Gesellschaft der Engel darstellt, nichts vom persönlichen Schaffen außer etwa der Hand Gottes. Die Schöpfungsacte vollziehen sich vielmehr ohne Beisein Gottes gleich chemischen Experimenten. Einen ganz ähnlichen Charakter trägt nun auch das untere Bild in der Gurker Vorhalle, sobald wir es für sich betrachten, was ja zulässig ist, da es durch eine Bordure vom oberen getrennt ist und daher als eigene Darstellung genommen werden kann. Im oberen Theile ist nur vor allem merkwürdig das zweimalige Vorhandensein und Auftreten des Schöpfers, das einemal stehend, das anderemal sitzend, das einemal jung, das anderemal greisenhaft. Wie Tikkanen nachweist, unterscheidet man bei Vergleichung der abendländischen Darstellungen, welche die Trennung von Licht und Finsternis und die Scheidung von Wasser und Land vorführen, zwei Typen, in dem einen Typus steht Gott, der wie Christus den Kreuznimbus am Haupte trägt in eben jener segnenden und schöpferischen Handbewegung, wie wir sie auch in Gurk sehen, im zweiten Typus sitzt er auf der Weltkugel. Der erste Typus ist in Gurk bei der Scheidung des Trockenen vom Wasser festgehalten, auch der zweite Typus klingt an in der sitzenden Gestalt innerhalb der elliptischen Umrahmung. Die Darstellung oben außerhalb der Mandorla bezeichnet jedenfalls die Scheidung von Land und Wasser.

In der zweiten Darstellung fällt zunächst die jugendliche bartlose Gestalt auf. Der Schöpfer als bartloser Jüngling erscheint übrigens öfters auf den Weltschöpfungsbildern, so in den Mosaiken von St. Marco in Venedig, am Kreuze von vergoldeten Silberblech in Giovanni in Laterano (Ende des 14. Jahrhundertes), in der merkwürdigen Berliner Elfenbeintafel aus dem 10. oder 11. Jahrhunderte (abgebildet bei Tikkanen S. 225). Es darf uns also nicht befremden, den auf

[1]) Acta societatis scientiarum Fennicae XVII. Helsingforsiae 1891. 8. 218 ff.

Digitized by Google

die antike Überlieferung zurückgehenden Christustypus (Christus und Gott Vater werden auf den Schöpfungsbildern häufig verwechselt) auch hier zu Gurk wiederzufinden. Da aber die Malereien in der Vorhalle nach genauerem Studium nur in das 14. Jahrhundert gesetzt werden können, so ist diese Darstellung des Schöpfers in Gurk jedenfalls eine sehr späte Nachwirkung der altchristlichen Überlieferung. Was stellt aber der Vorgang in der elliptischen Umhüllung dar? Da der Schöpfer oft bei seinen Schöpfungsacten von assistierenden Engeln begleitet und auch sitzend vorgeführt wird, beides aber hier gegeben ist, so ist wohl zweifellos auch ein Schöpfungsact dargestellt. Man denkt unwillkürlich an die Erschaffung des Lichtes, das ja im unteren Bilde in so phänomenaler Weise aufwallt. Bei der Schöpfung des Lichtes und der Trennung der Elemente kommen nur in Miniaturen, Wandmalereien und auf den Glasmalereien im Ulmer Dome in der Regel verschiedengefärbte Kugeln vor, von denen die eine Licht, die andere Finsternis bedeutet.[1]) Diese Kugeln fehlen hier ebenso wie die Weltkugel, auf der der Schöpfer öfters thront. Hingegen umgibt auf unserem Bilde den sitzenden Schöpfer ein Strahlenkreis ähnlich einer Mandorla, der aus einem rothen und weißen concentrischen Kreise besteht. Dieselben Farben treten uns am unteren Bilde in den rothen Flammen und dem weißen Dunste, der diese umgibt, entgegen. Ich glaube daher, dass diese Mandorla symbolisch die Schöpfung des Lichtes andeutet. Der Maler konnte dieselbe eben nicht besser geben und ebendarum half er in der unteren Bildfläche nach, indem er dort das Licht in einer Masse von Flammen und weißen Qualm dem Weltraume anschaulich entsteigen liess.[2]) Dieses Weltschöpfungsbild ist jedenfalls von hohem ikonographischen Interesse.

Viel jünger als dieses dem 14. Säculum angehörige Wandgemälde ist die Darstellung der Weltschöpfung auf dem Fastentuche zu Baldramsdorf bei Spital, wo die oberste Reihe der 39 viereckigen Bildfelder, welche Scenen aus der Genesis enthält, mit der Schöpfung beginnt. Diese auf Leinwand gemalten Darstellungen stammen nach

[1]) Dass diese Kugeln Licht und Finsternis bedeuten, geht aus dem erwähnten Elfenbeinrelief im Berliner Museum hervor, wo in diesen zwei Kreisen die Worte lux et tenebrae zu lesen sind.

[2]) Neben der sitzenden Gestalt geht ein weißer Streifen nach unten. Ich wage nicht zu behaupten, dass dieser Streif den Wasserstrom bedeutet, der in den Schöpfungsscenen in der Capella Palatina und in Monreale vom Schöpfer ausgeht. Ist doch der Zustand des Gurker Gemäldes ein defecter.

Digitized by Google

der Zahl, die rückwärts am Fastentuche zu lesen steht, aus dem Jahre 1555. Photograph Franz Großmann in Spital hat das Fastentuch in Baldramsdorf in befriedigender Weise photographirt, während von den Malereien in der Gurker Vorhalle meines Wissens noch keine Lichtbilder existieren. Betrachten wir nun das Schöpfungsbild auf diesem Fastentuche. Die Welt erscheint als eine Kugel, umschlossen von einem regenbogenartigen Ringe, auf welchem Sonne, Mond und Sterne gebildet sind.[1]) Ein wolkenartiger Schleier umwallt das Weltgebäude. Außer demselben im leeren Weltraume steht Gott Vater in voller Gestalt aufrecht im langen rothen Mantel, die päpstliche Tiara auf dem Haupte, als Greis mit weißem wallenden Vollbarte gebildet. Es ist der Typus des **antiquus dierum** (nach Daniel 7, 9; 13, 22), ausgestattet mit den Insignien der päpstlichen Heiligkeit oder auch der kaiserlichen Majestät (Dürers Allerheiligenbild von 1511), ein Typus, der im ausgehenden Mittelalter und im 16. Jahrhundert beliebt ist. Der Schöpfer erhebt segnend die Rechte in der überlieferten Weise. Die Erdkugel ist nicht leer, sondern zeigt die durch Gottes Schöpfung eben gewordene Landschaft. Wir gewahren einen grünen Wiesenplan im Hintergrunde von Bergen abgeschlossen ohne Staffage. Es ist also hier Sonne, Mond, Sterne und die Erde, als von Gott ins Dasein gesetzt, dargestellt; die Gestalt des stehenden Schöpfers ist typisch überkommen. Eine dritte ganz ähnliche Darstellung findet sich auf dem Fastentuche zu Mariabichl bei St. Peter im Holze. Auf diesem bis jetzt gänzlich unbekannten Fastentuche, welches wohl gleichzeitig mit dem im Baldramsdorf ist und in sechs Reihen 36 gemalte Darstellungen enthält, stellt das erste linke Bild der ersten Bildreihe gleichfalls die Weltschöpfung dar. Man gewahrt die Erde als Kugel gebildet. Auf dieser Kugel ist die Scheidung von Land und Wasser angedeutet. Der obere Theil erscheint nämlich als braune Fläche von Wasserstreifen durchkreuzt. Im unteren Theile ist das Land angedeutet in braunen Bergen neben Wasser. Links steht im Weltenraume der segnende Schöpfer. Leider ist dieser Theil des Bildes schlecht erhalten. Oben ist die Schöpfung des Lichtes durch einen irisartigen Streifen am Firmamente angezeigt.[2])

[1]) Die Darstellung Gott Vaters mit der Weltscheibe geht durch die bei Schlosser (Beiträge zur Kunstgeschichte, S. 158, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-histor. Classe 1891) angegebenen mittelalterlichen Beispiele auf die mappa mundi der Antike zurück (Erdscheibe des Macrobius, siehe Schlosser a. a. O.).

[2]) Über das große interessante Fastentuch zu Milstat, das ich heuer zum erstenmale genau untersuchte und beschrieb, sowie über das gleichfalls in der Kunsttopographie unerwähnte Fastentuch in Mariabichl wird in einer späteren Nummer dieser Zeitschrift von mir ein Referat erfolgen.

Digitized by Google

Alte Lieder aus Kärnten.

Mitgetheilt von A. v. Jakſch.

(Schluſs.)

5. Zur Weynacht-Zeit.[1])

1. Joſeph mein,
wirb mir um ein kleines Erthelein,
es wird nicht langge beren[2])
ein Kind wil ich gebehren,
o Joſeph mein.

2. Jungfrau rein,
nach dein Begehren kans nicht mer ſein,
Die Herbrig iſt unß gnohmen,
Zu ſpatt ſeind wir ankummen,
O Jungfrau rein.

3. Joſeph mein,
wo wolſt du dan noch kehren ein?
bleiben wir auf der Gaſſen,
ſo frirts unß über die Maßen,
o Joſef mein.

4. Jungfrau rein,
die Noth muß jezt ein Tugent ſein,
ein Stall iſt yberbliben,
da ſein wir vertriben,
o Jungfrau rein.

5. Joſeph mein,
wie mag die Weldt ſo untrey ſein,
mich ſchwangere außzuſchließen,
das wir im Stall ſein mieſſen,
o Joſeph mein.

6. Jungfrau rein,
Die Göllſchafft wirt euch ſelzam ſein:
ein Ochßlein und Eßelein,
doch werden ſie erparmen ſein
das Jeſulein.

7. Joſeph mein,
wir mißen da verlaßen ſein,
niemand will ſich erbarmen
yber unß Frembt und Armen,
O Joſeph mein.

8. Jungfrau rein,
da iſt ein kleines Krippelein,
darin wird müſſen ſchlaffen
Gott, der uns hat erſchaffen,
O Jungfrau rein.

9. Joſeph mein,
Gott wird allein der Tröſter ſein,
mein Zeit iſt herzukommen,
ohne ſchmerzen hab ich empfangen
mein Jeſulein.

10. Jungfrau rein,
ſich das herzige Kindelein:
Gott iſt ein Menſch gepohren,
die Weldt iſt nicht verlohren,
O Jungfrau rein.

11. Joſeph mein,
hilff mir wiegen mein Kindelein,
vor Froſt mag es nicht ſchlafen,
ſeine Anglein hat es offen,
O Joſeph mein.

12. Jungfrau rein,
was muß das für ein Muſſig ſein:
die Engel hör ich ſingen,
die Härpfen her ich klingen,
O Jungfrau rein.

13. Joſeph mein,
es freyen ſich die Engelein,
daß Gott iſt Menſch gepohren
und fallen laſt ſein Zoren.
O Joſeph mein.

14. Jungfrau rein,
Seiner Eiglein ſeynd als Sternlein,
Barmherzigkeit andeuten,
der finſtern Weldt bereiten (sic!)
O Jungfrau rein.

[1]) S. 614—618. [2]) d. i. lange währen.

Digitized by Google

15. Joseph mein,
schau was fir Freid mein Jesulein
außgossen hat auf Erden,
glickselig muß ste werden,
O Joseph mein.

16. Jungfrau rein,
es brint das Feier der Lieb herein,
nun ist woll zu verhoffen,
die Lieb hat ihm getroffen
sein Herzelein.

17. Joseph mein,
was werd ver Freid und Jubel sein
unter den Menschenkindern,
die ledig sein von Sinden,
O Joseph mein.

18. Ihr Engelein,
das Glorye singet all darein,
mit Gott hat Lieb gerunnen
den Sig hat sie gewunnen
durchs Jeßulein.

19. Ihr Engelein
das Glorye singet allgemein
Und helffet uns Gott loben
auf Erd in Himmel droben,
Ihr Engelein.

6. Drey schöne geistliche Lieder: eines von den heiligen Erzengel Michael die andern zwey seint aber gesprächtweis zbischen Christo und Juda. Das erste:[1])

1. Kambt last uns Gott anbetten und vereren
Auch bitten, daß er wolle uns erhören,
stimmt dann alle zusammen,
singt in Gottes Nammen:
Herr erparm dich über uns,
Höre und erhöre uns.

2. St. Michael tuen wir uns dier befehlen,
besonders dich zu Wier erböllen,
wann wier dann auf Erden
also betten werden:
Herr erbarme dich über uns,
St. Michael bitt fir uns.

3. Du Himmelsfirst, du bist von Gott erböllet,
zu Schutz der Kirchen bist du uns beströllet,
steh auf unser Seitten,
uns hilf die Feint[2]) bestreitten,
uns, die wier streitten auf Erd,
Beschitze uns mit deinen Schildt und Schberdt.

4. St. Michael wirdt einen Schbert genahlen[3])
Und wie der Satan unter in tuet fallen,[4])
den er hinab . . . schlaget
. Und zur Hölle . . . . . [jaget]
. pith für uns St. Michael
. Und beschize unser Seel.

5. Im Streit hast du das Himmelshär regieret,
wider des Satans Macht starckh angefieret,
schlagst mit Gottes Kräfften
des Sathans Geschäfften,
es mieste der Hollenhundt
vor dir fallen in Abgrundt.

6. Mit deiner Macht wolleſt fir uns streitten
zu vorderist in unsern letzten Zeitten,
schlagst die Feind zur Höllen,
die uns streiten wöllen.
O himmlischer Capitan
Las uns dier befolen sein.

[1]) S. 43—44. Die andern zwei sind in der Handschrift nicht enthalten.
[2]) In der Handschrift: beint.
[3]) sic.
[4]) Die folgenden drei Zeilen am untern Ende von Seite 43 haben durch Fäulnis des Papieres stark gelitten.

Digitized by Google

7. Steh uns bei, wanns wierdt heißen
Urlaub genummen,
Auch wann wir vor Gottes gericht hin
kummen,
Wann du uns wierſt [ſehen]
da bring uns zuewegen
Gottes . . . . Barmherzigkeit
Und hilff uns zur Himmelsfreid.

8. Und wan du uns vor gottes Thron
wierſt bringen,
wo wir auch heilig heilig werd[en ſingen]
und all dorth beyſamen
preißen Gottes Nammen
in der himmliſchen Freid
biß in alle Ebigkeit.

9. Dorth wollen wier mit allen Engelein
oben
nach Gott St. Michael dich ewig loben
und Gott wenedeien,
ewig uns erfreien.
Erzengel St. Michael
ſier in den Himmel unſer Seel.

7. Das Bredilied, wie folgt:[1])

1. Kum heiliger Geiſt mit deiner Gnad,
Mit deiner Hilf und göttlichen Ratt,
mit deinen ſiben Gaben all
bebare unß vor der Sinden Fall,
Kum heiliger Geiſt, wier bitten dich all.

2. Kum heiliger Geiſt mit deiner Lehr,
das göttliche Wort unß recht erkler.
Lern unß die kriſtliche Gerechtigkeit,
zeig unß den Weg zur Seeligkeit,
Kamm heiliger Geiſt, die Herzen bereit.

3. Kamm heiliger Geiſt mit deinen Glanz,
kum und erleicht den Prediger ganz,
ſier ihm die Zung, regiere in ſein Munt,
mit ſeiner Lieb ſein Herz verwundt,
Kum heiliger Geiſt die Seien mach
[geſund].

8. [Marienlied.][2])

1. Maria ohne Mackel,
du himmliſche Fackel,
Jungfrau Maria, Gott gfielſt du allein.
Maria Maria Gott hat dich erböhlet,
ſein Mutter zu ſein.

2. Der hölliſchen Schlangen
biſt du weit engangen,
in dir wird kein Mackel der Erbſind
geſpirt.
Maria Maria du Mutter der Gnaden
groß Lob dir gebührt.

3. Deil göttlichen Sohne
in himmliſchen Trohne
den haſt du gepohren allhier auf der Erd.
Maria Maria, der hat dich gekrönet
zur Königin werth.

4. Mit himmliſcher Zirde
und königlicher Wirde
tragſt du in den Himmel eine guldene
Cron.
Maria Maria dir muß Alles weichen:
Sonn, Stern und Mannd.

5. Wann es kumbt zum Sterben,
laß unß nicht verderwen
du Mutter der Gnaden, von Herzen
ich bitt,
Maria Maria dich unſer erbarme,
verlaſſe unß nicht.

[1]) S. 5.
[2]) S. 619—620 ohne Titel.

Digitized by Google

9. Ein ſchönes neues Weinachtlied, wie folgt:[1])

1. Wachet, nicht ſchlaffet ihr Hiertten in Felt,
Die Nacht iſt vergangen, es glanz die ganze Welt.
Es neygt ſich ein Stern zu uß eilandts herr,
Alß wie ein Carfunckel
leicht er in der Dunckel
Je lenger je mehr, je lenger je mehr.

2. Ummä treibts, ummä die Lämblein zu mier,
ich glaub in den Himmel ſtelh offen die Thier.
Wans mier halt geraten, daß ich kum hinein,
wie wolt ich mit ſy[rin]gen
auch helffen mit ſingen
und luſtig bräff ſein und luſtig bräff ſein.

10. Ein ſchönes Weltliches.[2])

1. Wan ich betracht die citle Welt,
wie ſie mit der Falſchheit iſt beſtelt —
wer ſich auf die Welt verlaſt, iſt gewiß verlaſſen genug.
weil ſie ſo vill verſpricht und ſo wenig halten tut,
die dir heint vill verſpricht und haltets [morgen nicht].
alſo iſt die falſche Welt eingericht.

2. Haſt du etwan ein ziemlä guten freint,
der es mit dir von Herzen meint,
er redet ja ſo freyntlä wol auß ſeinen Mundt,
won er ohnä Zweifel nicht beſſer ſein kundt.
Steſt du gut in Vermegen, ſo biſt du Kint in Hauß,
komſt aber in die Armut, iſt Freindſchafft ſchon auß.

3. Das Spilen iſt das greſte Giſſt,
weil es mit der Falſchheit iſt eingericht,
man kommt um das Seinige und entlich in die Noth,
wirt man darzue außgelachen zu diſſen gröſten Spot.
Verlange dir nicht Unrecht, laß jeden das Sein,
das ungerechte Gut verzehret auch das Dein.

4. Nachten bei der Nacht hab ich nicht ſchlafen megen
Ligt mir die Melockeley[3]) . . .
was mich zum peſten gefreit, iſt jetz auf ein Mall hin,
wie daß ich auf der ganzen Welt alſo verlaßen bin.
Ich terf ja nit ſagen von Grunt recht herauß,
möcht etwan Einer da ſein und lachet mich braf aus.

5. Daß Careßieren ich keinen nit rat,
weil es ſchon ſo Viele hat in das Elent gebracht.[4])

---

[1]) S. 302.
[2]) S. 683, der Anfang auch S 440.
[3]) Hier ſind einige Worte ausgelaſſen.
[4]) Der Schluß fehlt.

Digitized by Google

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen.

Von Prof. Johann Scheinigg.

(Fortsetzung.)

26. Vom Thema čak = **exspectatio** rührt der Personenname Čak, davon Čače = Sak, Gemeinde Emmersdorf, abzuleiten; ferner Tschatschg, dem der Personenname Čaček zu Grunde liegt; **Čahorce**, dialektisch Čörce gesprochen, in der Gemeinde Köttmannsdorf (Tschahoritsch), und Tschahitsch bei Feldkirchen, im Jahre 1207 **Zsahutsi** geschrieben.

27. Tscheltsch, Gemeinde Liesing, gehört zum Thema čel-; vgl. böhmisch Čelčice (Mikl. XIV. 70); der Ort des Čelič.

28. Zlatting in der Gemeinde Trebesing ist der Personenname **Zlatnik** von zlatū = golden; vgl. Mikl. XIV. 36. Zu bemerken ist, dass der Ort im alten Goldbergbaugebiete liegt und daher auch in dieser Hinsicht vollkommen zutreffend ist. Noch heutzutage lebt daselbst der Personenname Zlattinger.

29. Kranzelhofen, slovenisch jetzt Dvor = Hof genannt, geht jedenfalls auf einen Personennamen zurück, dessen Wurzel jedoch sich nicht ermitteln lässt. Die urkundlichen Schreibungen lauten: 1202 **Cranzlawesdorf**, 1181—84 **Crangizausdorf**, 1488 **Chrenlinstorff** und noch 1515 **Chrantzleintzhoffen**, 1571 Krenzlhofen. Die Form des Jahres 1202 weist auf einen mit **-slav** zusammengesetzten Personennamen. Wäre es gestattet, in solchen Fällen Textkritik zu üben, so könnte man sagen, es sei zu lesen **Branzlawesdorf**, und damit wäre alles klar, das Dorf des **Branislav**.

30. Ein häufig verwendetes Thema für die Bildung von Personennamen ist ljubū = **amatus**. Aus ihm zweigt ab der Personenname **Ljubota** und von diesem der Ortsname **Ljubotina**, welcher dem kärntischen Lieding zu Grunde liegt. Mit dieser Form stimmt die älteste urkundliche Schreibung 975 **Lubedinga** oder **Lubtenga** so ziemlich überein; der Name lautet später 1043 und 1158 **Lubedingen**; 1131, 1164, 1206, 1228 **Lubdingen**; 1184 **Lubdinga**; 1199 **Lubeding**; 1197, 1199, 1208 **Lubding**; 1571 **Lidnik**. Vgl. O. N. böhmisch Lubotyně, polnisch **Lubotin**, serbisch **Ljubotin** und **Ljubotina** bei Mikl. XIV. 43. — Ein anderer Personenname ist Ljubič, auch im Serbischen vorkommend; von ihm ist Leibsdorf in der Gemeinde Windisch-St. Michael, slovenisch jetzt **Libčja ves** genannt, abzuleiten.

Digitized by Google

Die Urkunden geben es mit **Liupicdorf** 993 und **Liupichdorf** 1029 wieder; es ist der Ort eines **Ljubič**. Die deutsche Form ergibt sich aus **Lipsdorf** 1192—1221 (Urkundenbuch von St. Paul, p. 63), 1289 heißt es schon **Leibstorf** (l. c. p. 64).

Ljubèlj, der Loiblberg in den Karavanken, ist seiner Bildung nach ein reiner Personenname. Bekräftigt wird diese Ableitung durch die Wahrnehmung, dass der an Stelle des jetzigen Neumarktl stehende alte Markt, der in den Jahren 1261—1320 durch einen Bergsturz der **Košuta** verschüttet wurde, im Jahre 1261 **forum Lubelino** genannt wird. Mit diesem und mit **Ljubelj** sind zu vergleichen im Böhmischen **Libel** und **Liblin**, im Polnischen **Lubiel** und **Lublin**. Urkundliche Schreibungen von **Ljubelj** sind: 1251 **Lübel** (Schumi: Urkunden und Regesten von Krain, II. 141), 1254 **mons Leybel** (l. c. 167), 1262 **mons Leubl** (l. c. 245), 1268 **mons Leybel** (l. c. 295). Valvasor schreibt **Leobl**, und in der Carinthia 1814, Nr. 4, begegnen wir ebenfalls noch der Form **Leobel**, **Unterleobel**, ähnlich wie das obersteirische **Leoben** geschrieben wird, während es der Dialekt **Loiben** ausspricht. Von diesen ist nicht zu trennen **Leoben** in der Gemeinde Kremsbrücken; c. 1060 heißt es **Liubina** und hat einen Personennamen **Ljuba** zur Voraussetzung; vgl. böhmisch **Libina**, polnisch **Lubin**, **Libina** und serbisch **Ljubinje**. **Libeliče** — Leisling geht auf einen Personennamen **Ljubjelič**, den Sohn oder Nachkommen eines **Ljubjel**, zurück. Die urkundlichen Belege bieten folgende Formen: 1154 **Liwuelich** (Reg. von Ebernbdorf 20) oder **Liwalich** (Ank. Reg.), 1201 **Lioflich** (Urkundenbuch von St. Paul, p. 1105) oder **Leoflich** (Ank. Reg.), 1214 **Lwelich** (l. c. 110), 1408: **Leuffling** (Reg. von Ebernbdorf 48), 1581 **Leifling** (Ebernbdorfer Reg. 167). Ein zweites Laifsling befindet sich in der Gemeinde Dellach im Gailthale. — Loibach, slovenisch **Ljibuče** genannt, ferner **Libič** in der Gemeinde Feistritz, sowie die daselbst vorkommenden Flurnamen **Podlibič**, **Zalibič** sind sämmtlich Bildungen von Personennamen, denen **ljubŭ** zu Grunde liegt: **Ljubuč**, **Ljubič**. Auch der Bachname **Libuska** bei Bleiburg ist desselben Ursprunges; er ist ein Deminutiv zu **Libuša**. Dagegen geht Liebetig bei Feldkirchen auf den deutschen Personennamen **Liubetaga** zurück. (Vgl. Förstem. I. 851.)

In der Gemeinde Köttmannsdorf befindet sich die Ortschaft **Preble**, in deutscher Form **Preliebl**. Dass der Name auf einem Personennamen beruht, zeigen uns wiederum die älteren Schreibungen 1213 und 1488 **Prelub**, 1515 **Prelwbl**, **Prelewbl**. Der darin ent-

Digitized by Google

haltene Personenname ist **Preljub**. Dieselbe Ableitung gilt für Preblau und Prebl, beide im Lavantthale; es lautet Prebl im Jahre 1288 **Prelubell**, was einen Personennamen **Preljubelj** ergibt. Von diesem ist wieder als adjectivischer Ortsname gebildet: **Preljubeljevo** = **Preljubljevo** = **Prebljevo** = **Preblau**.

Es möge vermuthungsweise auch Limersach bei Klagenfurt, slovenisch **Limerče**, und Limersdorf in der Gemeinde Hörtendorf, slovenisch **Limerja ves**, erklärt werden. Es scheint, dass sie aus dem Personennamen **Ljub(o)mêr** durch Assimilation des **b** an **m** entstanden sind. Die urkundlichen Formen für Limersach bieten schon die jetzige Gestalt, z. B. 1381 Limerzig, 1488 Limertzitz, 1515 Lümertschitz. Immerhin zeigen sie aber, dass im jetzigen Limersach ein Patronymicum steckt. Es wären nach dieser Annahme **Limerja ves** = **Ljubomêrja ves**, und **Limerče** = **Ljubomerčiče**, Niederlassungen eines **Ljubomer** und dessen Nachkommen **Ljubomerčič**. Auch die Bemerkung bei Mikl. XIV. 5: „Die Orte mit deminuierten Namen trifft man häufig in der Nähe jener Orte, deren Namen jenen zu Grunde liegen" würde hier ihre Bestätigung finden. Ein **Limarce** liegt im Gailthale, deutsch Fritzendorf genannt. Ist dieses von Fritz-Friedrich abzuleiten, so ist es zugleich eine Bestätigung unserer Annahme **Limarce** = **Ljubomeriče**, denn Ljubomir und Friedrich haben dieselbe Bedeutung. Die gleiche Übereinstimmung erhalten wir, wenn wir das im Viktringer Urbar 1488 vorkommende Fritzmannsdorf mit **Limerja ves** identificieren dürfen.

31. Lölling heißt 1074 auf dem Lel, 1139 und 1184 Lelin, nach dem Personennamen **Lelin**, der von dem Thema **lelja** = **amita** gebildet ist. Dieselbe Ableitung hat **Lelinje** bei Bleiburg, wenn anders die Schreibung des officiellen Orts-Repertoriums verlässlich ist,[1]) was nicht immer der Fall zu sein scheint. Deutsch heißt es: Lettenstätten.

[1]) Das „Special-Orts Repertorium von Kärnten" vom Jahre 1883 ist, soweit es die slovenischen Ortsnamen betrifft, mit vielen Gebrechen behaftet. Abgesehen davon, dass es unvollständig insoferne ist, als bei 42 Dörfern, 30 Rotten, 14 Weilern und 12 Einzelhäusern die slovenischen Bezeichnungen gänzlich fehlen, obwol sie in den von den Slovenen bewohnten Landestheilen liegen, sind die Namen ohne bestimmte Grundsätze geschrieben theils in der Schriftsprache theils im Dialecte, dann wieder in keinem von beiden, bald im Nominativ bald im Local, ganz nach Willkür; außerdem wimmelt es von Druckfehlern und anderen Versehen. Es seien ein paar Beispiele angeführt. In der Gemeinde Rückersdorf ist eingetragen Seidendorf = **Selinja ves**; die Leute sprechen aber **Židinja ves**, woraus sich Seidendorf erklären lässt. In der Gemeinde Loibach steht Langsteg = **Dolga brv**; die Bevölkerung spricht

32. Thema trêb- = idoneum esse. Miklošich XXIII. 248 sagt, dass es schwierig sei, die vom Zeitwort trêbiti = purgare, extirpare und vom Appellativ trebež = das Gereute gebildeten Ortsnamen von den entsprechenden Personennamen, die auf dem eben angegebenen Thema beruhen, zu scheiden. Doch haben wir als von Personennamen abgeleitet zu betrachten: Trabuschgen bei Ober-Vellach auch Trabuschen geschrieben; der zu Grunde liegende Personenname ist Trebuša oder Trebuška, vergleiche Dolnja Tribusa in Tolmein und Mikl. XIV. 65 und X. 321. Trebesing erscheint urkundlich im Jahre 1206 als Trebegozingen (Ank. Reg.) beglaubigt, das Dorf eines Trebegost; vergleiche böhmisch Trebihošt', Trebohostice, polnisch Trzebiegoszcz; noch in der Carinthia 1826 Nr. 26 findet sich die volle Form Trabesingen. Dagegen ist Trabesing bei Kötmansdorf, slovenisch Trabesnje genannt, anderen Ursprunges. Da es die Viktringer Urbare 1488 und 1515: Trebessen, Trewessen wiedergeben, so ist es von trebiti abzuleiten und bedeutet eine gerodete Stelle; vergleiche Miklošich XXIII. 248. Die Orte Treffling in den Gemeinden Seeboden und Pfannhof sind Siedelungen des Trebelič; das erste lautet urkundlich 1202 Trevelic, 1329 Terwelik, das zweite 1131 Trevelic, 1192 Trevelich, 1169 Trevlich, c. 1190 Treflic.

33. Hörtendorf. Die Slovenen nennen es Trdnja ves = Hartendorf und urkundlich kommt es 1494 als Hartendorf und 1498 als Hertendorf vor. Nun wird bei Ank. Reg. im Jahre 970 ein Turdine (im Gurnitzerfelde) erwähnt, was auf dem Personennamen Trdina beruht. Ich halte Hartendorf, jetzt Hörtendorf für die Übersetzung dieses Turdine, während die jetzige slovenische Bezeichnung wiederum eine Rückentlehnung ist, eingetreten zu einer Zeit, da das Verständnis für die Bedeutung des Personennamens bereits entschwunden war. Dieser beruht auf dem schon oben erwähnten Thema tvrdŭ = firmus. Zu

nach meinen Erkundigungen Dolga brda (= Langeck); in der Gemeinde Annabichl steht Nessendorf = Na Kisovče, es soll heißen na Orešovcu, also im Nominativ: Orešovec = Nußdorf. Der Weiler Velden auf dem Krapfelde in der Gemeinde Krasta, der nur 1 Haus und 3 Einwohner zählt, besitzt nach dem Ortsrepertorium sogar eine Dampfschiffstation! Offenbar hat der redigierende Beamte, da er keine Localkenntnis hatte, denselben mit Velden am Wörthersee verwechselt. Besonders ungenau ist das Register gearbeitet. Da findet sich S. 107 angegeben „Ibigovci, vas S. 159"; nun hat das ganze Repertorium nur 119 Seiten, allein auch Ibigovci ist mir nicht möglich gewesen irgendwo im Buche zu finden. Das Ortsrepertorium sollte vor der Drucklegung einem Landeskundigen zur Correctur übergeben werden.

Digitized by Google

ebendenselben gehört auch **Tudrešče** = **Tuderschitz** bei Mooßburg; es ist der von einem **Trdešič** (= **Tvrdešič**), dem Sohn des **Trdeš** (= **Tvrdeš**), besiedelte Ort; vergleiche Miklošich X. 319 u. f.

34. **Pulst** im Glanthal. Die älteste bekannte Form ist aus dem Jahre 960 **Bulesice** (Varianten: **Bulchisse, Bulosisi**); frühzeitig, schon c. 1111 hat es die jetzige Form. Es gehört zum Thema **bolũ** = **maius, melius**; davon der Personenname **Bolješ** und dessen Patronymicum **Bolješič**; vergleiche den polnischen Ortsnamen **Bolescice** (Miklošich, X. 249 und XIV. 16).

35. Eberndorf, slovenisch jetzt **Dobrla ves**. Daß die letztere Form dialectisch für **Dobrna** v. steht, ist kein Zweifel. Nun hat die Stiftungsurkunde vom Jahre 1106 die Schreibung Dobrendorf (Reg. v. Ebernd. pag. 18), um freilich bald den Formen Oberndorf, Orndorf Platz zu machen; nur noch 1513 lesen wir Obrendorf (l. c. 112) und 1602 Hebrendorf (l. c. 201). Stützen wir uns auf die Form vom J. 1106, so erhalten wir ein Dorf des **Dobren**, womit zu vergleichen sind die böhm. Ortsnamen **Dobřeň, Dobřenice** und **Dobřenec**. Das Thema ist **dobrũ** = **bonus**. Von diesem sind auch gebildet der Bergname **Dobrač**, die Ortschaftsbezeichnung Dobritsch bei Friesach, eigentlich auch ein Berg, ferner Dobranberg in der Gemeinde Krasta, das den Personennamen **Dobran** enthält, und Töbring bei Treffen, wenn es auf **Dobrica** zurückzuführen ist.

36. **Drobunače** in der Gemeinde Gallizien ist von dem Personennamen **Drobun** gebildet, welcher aus **drob-drobĭnũ** = **minutus, drobiti** = **conterere** zu erklären ist; vergleiche die kärntnischen Personennamen **Drobež** (**Trobes**) und **Drobivnik** aus **Drobilnik**.

37. Goding im Lavantthal. Da es urkundlich 1147 Godentin, 1174 Godtingen lautet, so hat man es von dem Personennamen **Godeta** abzuleiten, der auf dem Thema **god** = **habilitas, pulchritudo** beruht; vergleiche böhmisch **Hodětín** bei Miklošich XIV. 26. Die Bildung ist ähnlich der von Radentheim.

38. Gersdorf in der Gemeinde Herzendorf lautet 1087: Goriansdorf, das Dorf eines **Gorjan**; von **gora** = Berg, wie denn noch heutzutage die Slovenen die Bergler **Gorjanci** nennen.

39. **Hrenovice** bei Waisenberg ist das von einem **Hren** besiedelte Dorf; Thema **hrenũ** = Meerrettig; vergleiche den böhmischen Ortsnamen **Chřenovice** bei Miklošich XIV. 69. Auch in Innerkrain gibt

Digitized by Google

es ein **Hrenoviee**. Der unveränderte Personenname **Hren** steckt in dem Ortsnamen **Krönn** bei Pisweg.

40. **Pribla ves** = Pribelsdorf, Gemeinde Eberndorf, heißt 1106 Prilepp (Reg. v. Ebernd. 18), 1195 Prilep (Meill. 161). Es ist das Dorf eines **Prilep**, vom Thema **prilêp**, das im Bulgarischen die Fledermaus bedeutet (vgl. Mikl. Etym. W. p. 178). Die heutige deutsche Form ist aus Prilipsdorf zu erklären und die slovenische ist Rückentlehnung. Spätere urkundliche Schreibungen lauten: 1530 Preinlappen, (Reg. v. Eberud. 125), 1601 Prebelstorf (l. c. 194), 1518 Prebelsdorf (l. c. 115). — Ein Briefelsdorf befindet sich in der Gemeinde Klein-St. Veit. Ob es auch so zu erklären ist, wage ich aus Mangel an urkundlichen Belegen nicht zu behaupten.

41. Vom Stamme **sêk** = **caedere** ist gebildet **Sekira** (= Sekiru) am Wörthersee, ein reiner Personenname, und Ziegguln bei Klagenfurt. Der diesem zu Grunde liegende Personenname ist **Sekul** (vgl. Miklosich X. 221) und davon leitet sich ab das Patronymicum **Sekulič**, wornach die Ortschaft **Sekulče** (Zekul) in der Gemeinde St. Martin am Techelsberg benannt ist.

42. **Žvovnina**, deutsch Schwanein, bei Kötmannsdorf hat zum Thema **slava** = **gloria, nomen**. Der Personenname lautet: **Slavonin**, vergleiche den böhmischen Ortsnamen **Slavonin**.

43. Schlußnig in der Gemeinde Berg ist der Personenname **Služnik** und das Thema zu diesem **sluga** = Diener.

44. Stabenthein, Gemeinde Liesing, ist vom Personenname **Staveta** und dieser vom Thema **stav-** abgeleitet, dessen Bedeutung dunkel ist. Vergleiche den polnischen Ortsnamen Stawiszyn bei Miklosich XIV. 60.

45. Streßweg bei Irschen geht auf den Personennamen **Strez** zurück, dessen Patronymicum **Strezovič** aus der urkundlichen Form vom Jahre 1329 Strezwik noch ersichtlich ist. Vergleiche böhmische Ortsnamen wie Strezov und Strezovice. Dieselbe Ableitung dürfte auch für Tratschweg, Gemeinde Pfannhof, gelten, das im 1515 Treswigkh geschrieben wird; nur muss man Abfall des anlautenden Consonanten annehmen. Beiden liegt **strêgu** = **custodia** zu Grunde (Mikl. X. 316, XIV. 62 und Etym. W. 293).

46. Völkermarkt, slovenisch **Velikovec**, ist vom Thema **velikŭ** = groß, als Personennamen gefasst, zu erklären und nicht als Appelativ: der große Markt. Über diese Art der Bildung sagt Miklosich XIV. p. 2: „Die Bedeutung des Suffixes **ьcь** ist zweifelhaft; was den

Sing. betrifft, so kann derselbe entweder dazu bestimmt sein, ein Adjectiv zu substantivieren oder ein Substantiv zu deminnieren: serb. **Desimirovac** ist daher entweder vom Adjectiv **desimirov** nur formell verschieden, oder es ist ein Deminutivum der substantivisch aufgefassten Form **desimirov**." Auf den vorliegenden Fall angewendet kann also der Personenname **Velik** oder **Velikov** lauten; da der erste noch heutzutage in Kärnten vorkommt und der Ausgang **-ov** des zweiten noch eine andere Erklärung findet (vgl. Mikl. X. 230), so werden wir geneigt sein, **Velik** als den zu Grunde liegenden Personennamen zu fassen und Völkermarkt als die Gründung eines **Velik** zu betrachten. Über die urkundlichen Schreibungen, die seit Beginn des 12. Jahrhundertes in überreicher Fülle zu Gebote stehen (**Volchinmercatus, Volchenmarct, Völkenmarcht, Volkenmarkt, Velkhenmarkt, Vulkeforum etc.**) ist zu bemerken, dass die aus der Volksetymologie hervorgegangene Bildung **Völkermarkt** verhältnismäßig jung ist; sie findet sich im Urkundenbuche von St. Paul erst im Jahre 1492 angewendet, während daneben die Form **Völkenmarkt** bis in die neueste Zeit herauf vorkommt, so z. B. noch in der Carinthia vom Jahre 1824 Nr. 17 Andere Ortschaften, die auf diesem Personennamen beruhen sind: Ober- und Unter-Wolligen bei Obervellach, im Jahre 1329 mit **Velick** superior und inferior belegt; ferner **Velka** bei Unterdrauburg, deutsch **Wölk** geschrieben und 1497 **Welligk** überliefert (Urkb. v. St. Paul 528); desgleichen sind Wölch bei Himmelberg und Wölch im Lavantthale Siedelungen, deren Gründer **Velik** hießen.

47. **Velinja ves**, deren es in der Gemeinde Ludmannsdorf zwei gibt; deutsch heißt das eine Fellersdorf, das andere Wellersdorf; im Jahre 1204 sind sie Welensdorf und Walinstorf geschrieben. Thema **velū, velij** = **magnus**. Vergleiche Miklosich X. 253 und XIV. 21, sowie böhmisch **Velen**, polnisch **Wielen, Velyně**.

48. Wiedweg in der Reichenau ist nach Analogie der übrigen auf — weg ausgehenden Ortsnamen abzuleiten von dem Patronymicum **Vidovič**, das das Thema **vidū** = **visus** zur Grundlage hat; vergleiche Miklosich X. 254, XIV. 21. und den russischen Ortsnamen **Vidovice** sowie den kärntischen Personennamen **Widowitz**.

49. Vom Thema **vitū** = **lucrum, victoria** hängen ab die Ortsnamen Wieting, Weitendorf, Weitenfeld. Wieting, urkundlich meist Wietingen, 1174 auch Witin überliefert, ist die Gründung eines **Vitina**, welcher Name auch anderwärts nämlich in Freisinger Urkunden aus

Digitized by Google

dem 10. Jahrhundert belegt ist. Weitenfeld, ein Weiler im Glanthal, und Weitendorf in der Gemeinde Rückersdorf sind Bildungen von ebendemselben Personennamen; das zweite heißt slovenisch Vetinja ves; da der Accent auf der vorletzten Silbe ruht, so ist es erklärlich, daſs der Vocal der ersten Silbe zum Halbvocal herabsank und jetzt durch e wiedergegeben wird. Ob nicht auch Weitensfeld, urkundlich 1157 Witensfeld, und Weidmansdorf, 1192 Witansdorf, hieher gehören?

50 Viktring, slovenisch Vetrinje oder Vetrinj, urkundlich 890 Vitrino, im 10. Jahrhundert Vitrin, 1199 Vitringa ist vom Thema vetrũ ähnlich gebildet (Vetrina) wie das vorhergehende vom Thema vitũ. Die Formen mit eingeschobenem c: Victring kommen erst nach der Gründung des Klosters in Übung, da die Cisterziensermönche in dem Ortsnamen eine Anlehnung an victoria zu erblicken glaubten und demgemäß schrieben: St. Maria de Victoria, de s. Victore, ähnlich wie Maria Saal etymologisiert wurde: St. Maria de Solio u. a. Daneben gehen auch nach der Gründung des Siegesklosters (1142) Schreibungen wie Vitrin 1171, Vitringen 1174, Vitringa 1199 eine Zeit lang fort.

(Schluſs folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Ein altdeutsches Gemälde in Hoch-St. Paul. Besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann.

Wenn man von Glanegg nach St. Urban und von da noch circa zwei Wegstunden in die Höhe steigt, so gelangt man zu der einsamen Bergkirche Hoch-St. Paul, welche im Inneren an der Nordwand ein altdeutsches Ölgemälde auf Holz birgt, gegenwärtig umgeben von einem geschmacklosen Barockrahmen. Es führt in figurenreicher Darstellung die Kreuzigung Christi vor, stammt aus dem Anfange des 16. Jahrhundertes und dürfte muthmaßlich von einem Maler herrühren, der den Einfluſs Schongauers in manchen Zügen erkennen läſst.[1]) Auf T-förmigem Kreuze, dessen Obertheil nur den Titulus enthält, welche Form bekanntlich auf spätmittelalterlichen Bildern fast zur Regel wird, gewahren wir Christus, den der Tod von seinen Leiden erlöst hat. Ein Kriegsknecht durchbohrt dem Herrn die Seite. Rechts und links erheben sich die Kreuze, an denen die todten Schächer aufgehängt sind. Dieselben sind mit Stricken angebunden, der rechte Schächer (links vom Be-

[1]) Dieses Bild wurde, da nur die Kunsttopographie, p. 119, dasselbe in einer Zeile erwähnt, bisher noch nie beschrieben und gewürdigt. Der um Kärnten und den Geschichtsverein sehr verdiente Ritter von Staudenheim hat dasselbe in Groſsfolioformat photographiert. Meine Beschreibung stützt sich auf Autopsie des Bildes, controlliert durch die mir vorliegende Staudenheim'sche Photographie.

Digitized by Google

schauer aus) ist soeben verschieden. Sein Antlitz blickt vertrauensvoll zum Himmel empor. Seine Seele wird in Gestalt eines nackten Kindes von einem Engel in Empfang genommen. Der linke Schächer (rechts vom Beschauer aus) bäumt sich sterbend vor Verzweiflung, der Oberkörper tritt stark modelliert heraus, seine Seele wird von einem Teufel, welcher als geflügeltes löwenartiges Ungeheuer mit Menschenantlitz gebildet ist, aufgenommen. Ein Mann, in der charakteristischen Zeittracht der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit den reichaufgeschlitzten Puffärmeln und ähnlichen Hosen, wie wir sie in ausgearteter Weise auf den Landsknechtsbildern eines Schäufelin und später Daniel Hopfers gewahren, ersteigt auf einer Leiter das Kreuz des rechten Schächers, offenbar um denselben loszubinden. Rechts vom linken Schächer steigt ein Baum mit feingefiederten Zweigen empor. Den Hintergrund nimmt eine Landschaft mit grotesken Felsen ein, zwischen denen ein Gewässer, zweifelhaft ob ein Fluss oder See, sich ausbreitet. Rechts (vom Beschauer aus), unmittelbar am Fuße dieser Felsen erheben sich burgartige Gebäude. Der Himmel zeigt in den oberen Partien eine intensive Röthe, gegen die Berge zu aber einen blassgelblichen Ton. Das Lendentuch Christi flattert wie vom Sturme bewegt weithin nach beiden Seiten in unnatürlicher Länge, so dass es sich rechts sogar über die Felsen legt; es ist dies ein Motiv, das sich bei Rogier und Schongauer findet, in drastischer Weise übertrieben. Den Vorder- und Mittelgrund des Bildes in nicht sehr übersichtlicher, sondern namentlich auf der rechten Seite (vom Beschauer) aus wirrer und gedrängter Composition, nehmen eine Reihe von Personen ein, zehn auf der linken, zwölf auf der rechten Seite, welch' letztere sich schwer in Gruppen trennen lassen. Vier von ihnen sind zu Pferde, Kopf und Oberleib eines fünften Pferdes werden rechts vom Kreuze Christi sichtbar. Die Pferde sind in Bewegung, Haltung und Köpfen im ganzen naturwahr gegeben, nur sind die Füße zu dünn und gebrechlich. Zwischen den Kreuzen gewahrt man rechts Lanzen, welche emporgehalten werden, auch der an einer Stange angebrachte Schwamm, welchen nach der Legende Stephaton dem Herrn in Essig getaucht und gereicht, ist erkennbar; links wird eine Fahne entfaltet. Die Personen, welche Zeugen der Kreuzigung sind, werden alle mehr oder minder in Mitleidenschaft versetzt. Eine jugendliche Frau, offenbar Maria Magdalena, in der Gruppe als Mittelfigur hervortretend, in der Zeittracht einer Bürgersfrau des beginnenden 16. Jahrhunderts gebildet, kniet zu Füßen des Kreuzes Christi, dasselbe mit beiden Händen umfassend. Links (immer vom Beschauer gerechnet) gewahren wir eine wohlgeordnete, wirksam componierte Gruppe von vier trauernden Frauen und den heil. Johannes. Johannes in heftigem Schmerze blickt zum Kreuze empor; sein Mantel flattert bewegt. In nonnenartiger Kopfumhüllung und Tracht sehen wir ganz vorne zwei Frauen, in deren Antlitz sich stummer Schmerz ausdrückt, sorgsam beschäftigt, die vor Seelengram niedergesunkene Maria zu schützen; die beiden Frauen sind offenbar Maria Jacobi und Maria Salome. Dahinter zeigt sich gleichfalls in nonnenartiger Verhüllung noch eine dritte weinende Frau. Weiter im Hintergrunde neben einem stattlichen Streitrosse gewahren wir einen Mann, gleichfalls in der Zeittracht des beginnenden 16. Jahrhunderts, welcher die Leiter hält, auf der die schon erwähnte Person zum Kreuze des linken Schächers emporsteigt. Zwei würdevolle vollbärtige Männerköpfe mit turbanartiger Kopfbedeckung zeigen sich neben, der eine rechts ist Longinus, der die Lanze emporhält, welche von einem zu Pferde sitzenden Troßknechte gestützt wird. Rechts im Vordergrunde fesselt die Aufmerksam-

Digitized by Google

keit eine Gruppe von häßlichen Gesellen, die an die Carricaturen der Fastnachts- und Passionsspiele voll niederer thierischer Gemeinheit gemahnen. Es sind die Kriegsknechte, von denen zwei, am Boden kauernd, um den Rock Christi würfeln, während ihre zwei Nachbarn, in lebhaftem Gespräche begriffen, am Spiele Antheil nehmen. In ihnen ist die Verworfenheit der Feinde Christi angedeutet. Der vornehme Mann rechts dahinter hoch zu Rosse in Mantel und reichem Pelzkragen und mit feistem Gesichte scheint der Hohenpriester zu sein, der soeben heranreitet. Die Personen im Hintergrunde, neben ihm dicht gedrängt und wirr angeordnet, gruppieren sich um einen Ritter zu Pferde im Krebsharnische, der betheuernd die rechte Hand emporhält; es ist der heidnische Hauptmann Longinus (Lucas 23, 47). Gegen das Kreuz Christi zu ist diese Gruppe von einer Gestalt abgeschlossen, die, neben Magdalena knieend, schmerzvoll ergriffen zum Heilande emporblickt. Die Häßlichkeit des Gesichtes derselben läßt uns fast glauben, daß wir es mit einem bekehrten Feinde des Herrn zu thun haben. Ganz rechts am Bildrande hinter dem Hohenpriester sehen wir abgewandt von der Handlung einen Reiter, der fast wie ein Beduine aussieht

Das Bild ist durchaus auch coloristisch gut erhalten. In den Farben herrschen lebhafte Töne vor, denen jedoch die Abstufung fehlt. Die Fleischtöne sind rothbraun; in den Gewändern wechselt ein zinnoberartiges Roth mit Grün und einer Art lilablau. Die nonnenartigen Hüllen und Mäntel der klagenden Frauen sind weiß. Das Nackte ist im ganzen naturwahr gegeben und scharf, und namentlich bei den Schächern sind die Knochen der Oberleiber herausgearbeitet. Hände und Füße Christi sind, namentlich die Hände, schlank, zu lang und mager. Der Faltenwurf ist nicht knitterig und felsig brüchig, die Gewänder legen sich, namentlich bei den Frauen, richtig den Körperformen an und zeigen auch sonst, z. B im Kleide der Magdalena, beim Mantel des Hohenpriesters natürlichen Fall. Auffallend ist es jedoch, daß mehrfach in der Gewandbehandlung jene runden oder geschlitzten Tiefen in den Falten und Faltenden auftreten, welche man Augen nennen kann.

Ein Kümmernuscrucifix in der Kirche St. Radegund bei Lorenzen im Lesachthale. Besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann.

Crucifixe der bärtigen gekreuzigten Jungfrau, welche die Legende Kümmernis, oder Wilgefortis, auch Liberata, St. Hulpe nennt, gehören in den Alpenländern östlich von Tirol zu den größten Seltenheiten. Ich fand jüngst ein solches links an der Chorwand der Filialkirche St. Radegund bei Lorenzen im Lesachthale und referiere hier über dieses noch ganz unbekannte archäologische Object. Vorerst schicke ich folgende erklärende Bemerkung voraus. Die alte christliche Legende erzählt von mehreren Jungfrauen, daß sie wegen ihrer ausnehmenden Schönheit, da sie viel von den Nachstellungen der Männer zu leiden hatten, auf ihr heißes Gebet einen entstellenden Bart erhielten. Im späten Mittelalter bildete sich die Legende aus, daß diese bärtige Jungfrau eine Königstochter gewesen sei, die nur den gekreuzigten Heiland als Bräutigam haben wollte und von ihrem erzürnten Vater daher an's Kreuz geschlagen wurde. Nun wurden Crucifixe der gekrönten bekleideten bärtigen Jungfrau errichtet, und der Cultus derselben namentlich durch die Bollandisten weitverbreitet, so in Deutschland zu Fulda und Mainz und nach Prag.[1]) Ein solches Kümmernuscrucifix

[1]) Acta sanctorum tom. V. Julii p. 50—70 de S. Liberata alias Wilgefortis virgine et martyre in variis Europae partibus. Die vigesima Julii.

Digitized by Google

findet sich auch in St. Radegund, was durch die Nachbarschaft Tirols, wo der Glaube an die Kümmernuß tief im Volksglauben wurzelt, begreiflich ist. Die bemalte Holzfigur der Heiligen ist an ein schwarzes Holzkreuz nur angelehnt, wie an ein Sitzbrett. Auf dem Haupte trägt sie die Krone. Das Gesicht ist ernst, vollbärtig, von fast orientalischem Typus. Die Arme sind horizontal ausgestreckt am Kreuze, ebenso der Körper straff gestreckt. Die Füße sind beide mit goldenen Pantoffeln bedeckt; der Leib in ein wallendes Unterkleid gehüllt, das in fast parallelen Falten bis zu den Schuhen niederfällt. Die Ärmel des langen Rockes sind bauschig, in der Weise, wie sie noch heute im Lesachthale getragen werden. Über dem Kleide trägt die Kümmernis ein goldenes Mieder, das wie ein Panzer den Oberleib und die Oberarme bedeckt. Ein grüner gezackter Gürtel geht von der Brust im Bogen, beiderseits nach rückwärts. Der Rock ist roth gefärbt. Wir unterscheiden schon nach den Abbildungen in den Acta sanctorum zwei Typen der Kümmerniscrucifixe, nämlich den einen, zu dem auch die eben beschriebene Darstellung gehört, wo die Kümmernis ganz bekleidet und mit goldenen Schuhen dargestellt ist und einen zweiten, wo sie als Jungfrau, also nicht männlich erscheint, nur mit einem Schamtuche bedeckt, barfuß mit blutenden Füßen.[1]) In den bekleideten Darstellungen als Mannweib trägt sie häufig nur einen Pantoffel, da sie den zweiten dem armen Geiger zugeworfen hat, der auch öfters am Fuße des Crucifixes kniet.[2]) Wer denkt nicht hier an Justinus Kerners bekanntes Gedicht „Der Geiger von Gmünd" (in Schwaben). Doch nicht auf allen Kümmernis-crucifixen trägt nur der eine Fuß den goldenen Pantoffel. Das Crucifix in St. Radegund zeigt beide Füße mit den goldenen Pantoffeln bekleidet und gehört somit mit denen zu Geißthal, Trojenstein, Ridnaun-Mareit u. a. in eine Kategorie. Die Entstehung dieser seltsamen Legende der nie kanonisierten Volksheiligen Kümmernis hat schon im Jahre 1781 der Jesuit Pilgram richtig angegeben, indem er die Kümmernisbilder für missverstandene Nachbildungen der alten bekleideten Crucifixe erklärte. Als nämlich im hohen Mittelalter die alten Darstellungen des gekreuzigten Heilandes, in denen derselbe bekleidet, ohne Dornenkrone, aber häufig mit der Königskrone und bärtig erschien, dem jüngeren, jetzt herrschenden Typus Platz machten, wurden bald diese älteren Darstellungen nicht mehr verstanden. Man sah vielfach in dem bekleideten Gekreuzigten ein bärtiges Weib, d. h. man übertrug auf solche bekleidete Crucifixe die Legende von der bärtigen Heiligen, die nun wegen der Krone auf dem Haupte des Gekreuzigten zu einer Königstochter wurde, von welcher man erzählte, dass sie aus Strafe an's Kreuz geschlagen wurde. Nun bildete man Kümmerniscrucifixe, von denen aber die ältesten nicht über den Ausgang des Mittelalters hinausreichen.[3]) Diese neue Volksheilige wurde local auch mit der legendarischen heil. bärtigen Era identificiert, auch scheint in manchen Gegenden eine Christianisierung der heidnischen Venus Barbata mitgewirkt zu haben. Die Bollandisten

[1]) Siehe daselbst die Abbildungen p. 59 und 60.

[2]) Siehe Abbildung in den Acta sanctorum, p. 59.

[3]) Siehe Müller und Mothes, Archäolog. Wörterbuch, p. 605—607; ferner Josef Bergmann, St. Kümmernis in den Mitth. der C.-Comm., I., 132 ff.; Lütolf, A. Sanct., Kümmernis und die Kümmernisse der Schweizer; Geschichtsfreund, XIX., 183 ff.; ferner Das Kreuzbild der Kümmernis zu Geißthal, Kirchenschmuck, Seckau, 1880, 118 ff.

Digitized by Google

cultivierten mit Vorliebe den Cultus dieser Volksheiligen, der sich über Belgien, die Niederlande, England, Spanien, Frankreich und Deutschland verbreitete. Besonders volksthümlich wurde die Kümmernis in Süddeutschland, vor allem in Bayern, Tirol und in der Schweiz. Von Tirol griff ihr Cultus in's Lesachthal über, wofür das beschriebene Kümmernis-Crucifix, dass ohne Zweifel einige hundert Jahre alt ist, den eclatanten Beweis liefert.

Zwei bisher noch nicht bekannte römische Inschriftsteine wurden gefunden, und zwar:

1. Zu St. Donat im Herrenhause nächst Stadelhof vor der Kirche. Das Haus ist Eigenthum der Frau von Manner und wird von einer Gräfin Christallnigg bewohnt, welche den Stein als Unterlage einer Marienstatue benützen wollte. Die Entdeckung der Inschrift verdankt der Verein der Frau von Hueber, geb. Baronin Herbert. Der Stein ist 48 cm. breit, 48 cm. hoch und 8 cm. stark und enthält vier Zeilen, wovon jedoch nur die ersten beiden schwer leserlich sind, nämlich

C . PRISCIVS
VEGETUS V.

2. Im Propsteigebäude zu Wieting wurden durch Herrn Dechant Größer von Guttaring mehrere Bruchstücke eines größeren Steines entdeckt, von dessen etwa dreizeiliger Inschrift nur das letzte Wort

VITAIITS

beiläufig zu entziffern ist. C. Hauser.

Literaturberichte.

„Vom Rechte" und „Die Hochzeit". Eine literar-historische Untersuchung von Carl Kraus. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Classe. Bd. CXXIII, Nr. IV. Wien, 1891. Separat-Abdruck 126 S.)

Unser Geschichtsverein verwahrt seit 1845 in seinen Sammlungen eine Pergamenthandschrift (H. S. 6/9 Milst. Handschr.) aus dem 12. Jahrhundert, die aus dem Kloster Milstat stammt und wohl die Arbeit eines Mönches des daselbst um 1088 gegründeten Klosters ist. Man kann diese Handschrift füglich einen kleinen poetischen Hausschatz der damaligen Zeit nennen, der für die lebhafte Betheiligung Kärntens an der deutschen Literatur im 12. Jahrhundert neben dem St. Lambrechter Gebetbuch und der Mariensequenz, sowie den Milstäter Predigten und dem Blutsegen ein beredtes Zeugnis gibt. Die Handschrift enthält nämlich, von einer sorgfältigen Hand geschrieben, in 21 Quaternionen oder genauer auf 167 Blättern: die Genesis, den gereimten Physiologus, den Exodus, vom Rechte, die Hochzeit, die Sündenklage, das Paternoster und noch den Anfang des in der Handschrift des steirischen Stiftes Vorau vollständig überlieferten Gedichtes „Das himmlische Jerusalem". Eigenthümlich schön in Farben ausgeführte Bilder sind ein besonderer Schmuck des wertvollen Werkes.

Wiewohl nun die Sammlung einen Theil ihres Inhaltes mit der Wiener und Vorauer Handschrift gemein hat, so sind speciell die vom Verfasser der obgenannten Abhandlung zur kritischen Besprechung gewählten Theile, nämlich „Vom Rechte" und „Die Hochzeit" Stücke, die in dieser Handschrift allein vorkommen und daher von besonderer Wichtigkeit sind.

Digitized by Google

Aber auch in anderer Hinsicht, nämlich in Bezug ihres culturhistorischen Wertes sind diese beiden Dichtungen von besonderem Belang.

Früh schon hatte sich nämlich in die geistliche Dichtung der althochdeutschen Zeit der sogenannte Spielmannsgesang eingedrängt, mit manch heidnischem Anhängsel, wälischem Zauber- und Possenwesen und mit eitlem Weltsinn überhaupt. Daher bekämpfte die Kirche zunächst in Predigten die überhandnehmende Weltlichkeit, die wachsende Verfeinerung der Sinne, das Unmaß der Freude an Genuss. Der Prediger verlangt Rückkehr zur Einfachheit, Demuth und Entsagung und zur Einkehr in sich selbst. Er eifert gegen die lügenhaften Lieder der Spielleute und das Behagen an ihrem unzüchtigen Gesang und überantwortet Sänger und Hörer der Hölle.

Hatte man nun schon im 9. Jahrhundert mit Erfolg zu dem Mittel gegriffen, der weltlichen Richtung durch geistlichen Sang zu begegnen, so suchte man auch jetzt, da die Predigten allein nicht zum Ziele führten, durch geistliche Dichtungen den weltlichen Sinn zu verdrängen. So kam es denn, dass besonders im Süden Deutschlands und vorzugsweise in den heutzutage österreichischen Ländern Geistliche als Dichter auftraten und nach dichterischen Stoffen in der heil. Schrift suchten und dieselben, um dem Geschmacke des Laien Rechnung zu tragen, hie und da mit kriegerischem, ritterlichem Schmucke verbrämten und, wie es schon der Dichter des Heliand gethan, die Degenheit ihrer Helden verherrlichten. So vermengte sich allmählich Geistliches und Weltliches, ferne Vergangenheit und unmittelbare Gegenwart in der Poesie, die alte Heldensage trat in den Hintergrund und das kirchlich Lehrhafte behauptete nach und nach das Feld.

So sind denn auch die beiden Dichtungen entstanden, die unsere Handschrift uns überliefert. „Recht" nennt sich die eine. Scherer möchte sie am liebsten „Die Pflicht" nennen oder „Von der Tugend". Drei Pflichten hat nämlich der Mensch vor allem zu erfüllen, in denen alle übrigen enthalten sind: Die Gerechtigkeit, die Treue und die Wahrhaftigkeit. Leider werden sie nicht erfüllt. Denn oft sucht der Arme vergebens sein Recht. Wenn aber der Machthaber Unrecht thut, verwirkt er das ewige Leben, oder er wird zur Strafe für seine Hochfahrt erniedrigt, dann roden Reiche mit den Armen, ja Herr und Knecht „sol minnen daz selbe reht" und einer soll den andern schützen. — Treue sollen der Herr gegen den Knecht, die Frau gegen die Magd und umgekehrt üben. Wer nicht Treue pflegt, sondern Unrecht thut, wird zurückgesetzt. — Lüge endlich ist Gott, der Quelle der Wahrheit, verhasst. Und selbst, wenn das Böse, das man über jemanden hört, wahr ist, soll man es nicht weiter sagen. Recht thun und auch die Untergebenen zum Rechte führen, deren Wegweiser und Lenker sein, ist des Herrn Pflicht.

Vor allem aber ist es Aufgabe des Priesters, Lehrer und Führer zu sein. Er soll Unrecht vermeiden, auf dass „der tumbe leige" nicht darauf hinweise und sich auf ihn berufe. Er sei die Leuchte der Güte, Demuth und Liebe, und darin soll ihm der Laie folgen. So treten sie dann einst vor den Himmelskönig, der ihrer beider Herr und Meister ist.

Damit klingt das Gedicht in dem Tone des Exhortators aus, nachdem es noch dem Gedanken Ausdruck gegeben: Die Macht des Priesters in der Dorfgemeinde soll verstärkt werden durch den Kampf gegen den reichen, übermüthigen, das arme Volk oft bedrückenden Adel. — So ist der Priesterdichter der echte Anwalt des Volkes, so entrollt er da Bild auf Bild aus dem Leben, mit einer Treue und Wahrheit gezeichnet,

Digitized by Google

die oft geradezu verblüfft. Er eifert nicht gegen erlaubte Genüsse des Lebens, nur straft er in scharfen Worten den Übermuth der Reichen und Mächtigen.

Die Hochzeit. Ebenso lehrhaften Inhaltes ist die Parabel von der Hochzeit. „In dem maeren meregarten[1]) stât ein viel hoch gebirge." Dort herrschte seit alter Zeit ein gar mächtiger Herr mit zahlreicher Gefolgschaft. Einige der vornehmsten Vasallen empörten sich und der Herr warf die ungetreuen Knechte in einen tiefen Abgrund voll Gewürmes, wo sie mit Feuer und Martern gequält wurden. — Zwischen den Bergen aber lag ein liebliches Thal und da wohnte eine schöne Maid „ûz einem vil edelen chunne",[2]) an herrlichen Tugenden reich. Von dieser hörte der Herr des Gebirges und er beschloss, um sie zu werben, und er sandte einen Boten, der sie für ihn zum Weibe begehre, und sie nahm „sin vingerlîn"[3]). Doch blieb sie bis zur Heimholung in ihrer Verwandten Hut und bereitete sorglich Schmuck und Brautgewand.

Mit zahlreichem Gefolge und begleitet von seinen edelsten Saalmännern — „trohtines trâte", Auserwählte des Herrn, nennt sie der Dichter — unternahm der König die Brautfahrt. In weißem Kleide und leuchtend im Glanze des Goldes empfieng ihn die Braut, er bot ihr die Hand und ritt mit ihr „zevordirst an der schare — si louhte ubir alle alse ein liehtir tagestern".[4]) Unter Jubelklängen führte er sie heim und ein köstliches Mahl schloss die Feier.

Nun die Erklärung. Das mächtige Reich ist Gottes Reich, der Bräutigam der heil. Geist, der die Menschenseele — das Mädchen im Thale — minnet und seine Boten, die êwarte (Priester) sendet, die von dem himmlischen Reichthum erzählen und die Seele zur Brautfahrt vorbereiten. In weißem Gewande, von Sünden rein, empfängt sie den Bräutigam und zieht mit ihm, begleitet von den 12 Aposteln, den edelsten Saalmännern, ein zu des Paradieses Freuden.

In ziemlich langathmiger Betrachtung ergeht sich nun der Dichter über die allbeliebten Predigtstoffe: Himmel und Hölle, den Fall der hoffärtigen Engel und des Menschen Sündenfall und dessen Reinigung durch die Sacramente. In gelungener Weise erreicht der Dichter seinen Zweck, Verquickung der religiösen Didaktik mit dem Lieblingsthema der Spielmannsdichtung, der Brautwerbung. —

Wenn ich etwas länger bei dem Inhalte der beiden Dichtungen verweilte, so möge dies seine Rechtfertigung darin finden, dass dieselben einem großen Theile unseres Leserkreises fernliegen und somit eine Besprechung der in den Akademieschriften aufgenommenen Abhandlung für denselben ziemlich wertlos bliebe. Der Verfasser setzt freilich einen andern Leserkreis und somit den Inhalt als bekannt voraus und geht nach kurzer Angabe der Literatur (Kap. I und II) sofort zur Lösung seiner eigentlichen Aufgabe über, indem er in weiteren acht Abtheilungen die Handschrift, den Dialect, Stil und Charakter, die Beziehungen der beiden Gedichte zu einander, sowie zu andern älteren Dichtungen bespricht.

Die Kapitel III. und IV. behandeln zunächst den Dialect der beiden Stücke und den Stil des Gedichtes „Vom Recht". Schon hier stellt sich heraus, dass Recht

[1]) Auf der herrlichen Erde.
[2]) Edlem Geschlechte.
[3]) Verlobungsring.
[4]) Sie leuchte vor allen wie der lichte Morgenstern.

Digitized by Google

und Hochzeit in ihren Haupttheilen von demselben Verfasser stammen, wiewohl der Kritiker diesen sich eigentlich von selbst aufdrängenden Schluss dem Leser noch bis zum Schlusse des Kapitels V „Höhere Kritik der Hochzeit", S. 22, vorenthält. Hier erst fasst er das Ergebnis in folgende bedeutsame Punkte zusammen:

1. Der Dichter des Recht hat auf die uns in der Milstäter Handschrift vorliegende Gestalt der Hochzeit Einfluss genommen.

2. Dieser Einfluss ist von verschiedener Stärke; in einzelnen Partien ist er so groß, dass der Verdacht entsteht, sie rührten ganz von dem Dichter des Recht her.

3. Der Kern des Gedichtes ist mit Ausnahme eines Einschubes, der aber nicht die Erzählung ändert, sondern nur eine Deutung bringt, unberührt geblieben.

In der Abtheilung VI Stil und Charakter der Hochzeit weist Kraus nicht nur nahe Verwandtschaft in beiden Dichtungen nach, sondern erklärt, dass das Verständnis einzelner Stellen in der Hochzeit nur aus parallelen Stellen im Recht ermöglicht werde.

Bei Besprechung der Beziehungen beider Gedichte zu andern in VIII. tritt Kraus für die Ansicht, dass dieselben der alten Genesis nahe stehen und für die engere Verwandtschaft derselben mit der „Deutung der Messgebräuche", S. 56, entschieden ein. — Nachdem er in Kapitel IX das Verhältnis der Gedichte, sowie der sogenannten Milstäter Sündenklage und der Deutung der Messgebräuche zur Theologie festgestellt hat, bespricht er in Kapitel X die Beziehungen zwischen Kärnten und Alemannien. Über das Alter der Dichtungen geht Kraus leider hinweg, und doch wäre eine möglichst genaue Bestimmung der Zeit, welcher dieselben entstammen, höchst wünschenswert. So viel steht fest, dass sie in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht hinaufragen.

Wie Scherer und Schönbach verlegt auch unser Verfasser die Entstehung der Handschrift in das innerösterreichische Gebiet, beziehentlich Kärnten. Seine Untersuchung der dialectischen Eigenthümlichkeiten der beiden Gedichte führt ihn jedoch, abweichend von den bisherigen Ansichten, zur Überzeugung, dass der Dichter selbst nicht in Kärnten zu suchen sei, wofür besonders Scherer eingetreten, sondern er hält die alemannische Herkunft desselben für im höchsten Grade wahrscheinlich. Kraus kommt nämlich in seinen Nachweisen zu dem Schlusse, dass einer der Benedictiner Mönche, die aus dem Stammkloster Hirschau im Schwarzwalde nach Kärnten eingewandert waren, der Verfasser sei. Die Dialectforschung wird an der Hand zahlreicherer Belege zu untersuchen haben, ob die wenigen von Kraus für alemannischen Ursprung angegebenen dialectischen Gründe für seine Annahme hinreichend sind. Möglich wäre es allerdings, dass einer der eingewanderten Mönche ein aus seiner alemannischen Heimat mitgebrachtes Gedicht in der neuen, der kärntischen Heimat einer Umarbeitung unterzogen hat. — Sei dem, wie es wolle! Vorderhand, insolange uns nämlich eine genauere Kenntnis der älteren alemannischen Dichtungen, besonders der geistlichen, mangelt, wollen wir mit Scherer und anderen noch bei der Entstehung der beiden Gedichte in Kärnten verbleiben, danken aber dem Verfasser, dass er ein verhältnismäßig wenig gekanntes Stück unserer heimischen Literatur eingehender Würdigung und streng wissenschaftlicher Beurtheilung und Bearbeitung unterzogen hat.

Dürnwirth.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

82. Jahrgang.

Nr. 6.

Klagenfurt 1892.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Keltische Münzen im historischen Museum zu Klagenfurt. Von Karl Baron Hauser (Fortsetzung.) 165

Die Kirche St. Leonhard in der Schlanitzen bei Dropolach im oberen Gailthale. Kunstgeschichtlich besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann . 174

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen. Von Prof. Joh. Scheinigg. (Schluss) 179

Kinderreime und Kinderspiele in Kärnten. Gesammelt von Balthasar Schüttelkopf. (Nachtrag) 185

Kleine Mittheilungen:

Die wilden Friedhöfe in der Inneren Krems bei Gmünd. Von Karl Baron Hauser 192

Neue Beiträge zur Kunsttopographie des Gailthales. Von Prof. Dr. F. G. Hann 193

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 6. Zweiundachtzigster Jahrgang. 1892

Keltische Münzen im historischen Museum zu Klagenfurt.

Von Karl Baron Hauser.

(Fortsetzung.)

22. (Durchmesser 2·27 cm und 2·02 cm, Gewicht 9·80 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf, wie auf Münze Nr. 4 und Nr. 21. Die sehr abgenützte Münze ist länglich und die Prägung excentrisch, so dass ein Theil des Oberkopfes in den Münzrand fällt. Die Randpunktirung ist unten und darüber hinaus ein Theil der Münze ungeprägt.

Revers. Ein linkssprengender sehr abgeschliffener Reiter, dessen oberer Theil, sowie der Pferdekopf fehlen. Unter dem Pferde ist das Ringelchen und die Schrift ADNA gut erhalten. Die Randpunktirung ist wie auf der Avers-Seite.

(Zu vergleichen mit Münzen Nr. 4, Nr. 20, Nr. 21, Nr. 23 und Nr. 41.)

23. (Durchmesser 2·23 cm und 1·97 cm, Gewicht 10·15 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf, wie auf Nr. 21 und Nr. 22. Eine Andeutung des Ohrläppchens ist zu bemerken. Die Randpunktirung ist vor dem Gesichte.

Revers. Durch eine Gussblase und Grünspan sehr entstellt. Vom linksseitigen Reiter ist nur wenig, vom Pferde nur die Croupe und von der Schrift nur NA zu sehen.

(Zu vergleichen mit den Münzen Nr. 4, Nr. 20, Nr. 21, Nr. 22 und Nr. 41. Diese Münze dürfte mehr der Prägung Nr. 41 als jener Nr. 4 entsprechen.)

Digitized by Google

24. (Durchmesser 2·17 cm und 1·97 cm, Gewicht 9·64 gr.)

Avers. Revers

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf mit Blätterkranz, Halsabschnitt und Ohr; im Genick ein Haarbüschel. Die Randpunktirung ist vor dem Gesichte.

Revers. Ein linkssprengender Reiter hält die Zügel in der Linken und schwingt, rückwärts gewendet, einen Stab oder Speer. Die Mähnen des gut geformten Pferdes sind punktirt. Unter dem Pferde steht ATTA.

(Diese Münze wird angeführt in Mommsen Münzw. Seite 695 Nr. 97. Zu vergleichen mit den Münzen Nr. 25, Nr. 26, Nr. 29, Nr. 30 und Nr. 43).

25. (Durchmesser 2·42 cm und 2·10 cm, Gewicht 9.73 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf, wie auf der vorigen Münze, nur durch eine tiefe Gussblase in der Wange stark verunstaltet. Die Randpunktirung umfasst Gesicht und Halsabschnitt.

Revers. Ein linkssprengender Reiter, wie bei der vorigen Münze, nur stark abgeschliffen. Die Schrift ist sehr deutlich. Die Randpunktirung umfasst die Prägung links unten und steht ein ungeprägter Rand vor.

26. (Durchmesser 2·17 cm und 2·15 cm, Gewicht 9·75 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf, wie auf den beiden vorerwähnten Münzen Nr. 24 und 25, mit einer kleinen Gussblase.

Revers. Ein linkssprengender Reiter, wie auf Nr 24 und Nr. 25 durch Grünspan stark angegriffen. Die Schrift und die Randpunktirung sind gut erhalten.

(Eine dieser drei letzteren Münzen und eine der beiden nächstfolgenden dürften gemeint sein im Archiv f. vaterl. Gesch. IV. S. 148.)

27. (Durchmesser 2·11 cm und 2.08 cm, Gewicht 9·57 gr.)

Avers. Völlig gleich mit der Münze Nr. 7, nur besser ausgeprägt. Ober der Randpunktirung steht der ungeprägte Rand 3 mm vor.

Revers. Ebenfalls völlig gleich mit Münze 7, nur schärfer ausgeprägt und die Schrift zwischen Zeilen.

Digitized by Google

28. (Durchmesser 2·34 cm und 2·01 cm, Gewicht 9·92 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ebenfalls völlig gleich mit Münze Nr. 7, nur schärfer ausgeprägt, zumal das Auge mit den stark markirten Lidern.

Revers. Ebenso wie auf Nr. 7, nur ist der Punktrand unten, während er dort oben ist. (Sämmtliche Münzen, welche zufolge Mittheilungen der C. C. f. k. u. h. D. 1887 pag. CIV. als im Pfarrhofe zu St. Peter i. H. befindlich angeführt wurden, sind jetzt im Museum zu Klagenfurt.)

VI. Fundort Eis.

29. (Durchmesser 2·02 cm Gewicht 9·89 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ein linkssehender bartloser Kopf, stark ausgeprägt mit Halsabschnitt und Ohr, breiter Stirnbinde aus 4 Punktreihen, Netzhaube und darüber ein, die halbe Prägung umfassender Punktrand.

Revers. Ein linkssprengender Reiter, dessen obere Partien in den Rand der Münze fallen. Im Übrigen ist diese Prägung vollkommen gleich mit jener der bereits beschriebenen ATTA-Münzen Nr. 24, Nr. 25, Nr. 26, sowie mit der nächstfolgenden Nr. 30. Der Punktrand ist rechts unten.

30. (Durchmesser 2·35 cm und 1·89 cm, Gewicht 10·09 gr.)

Avers. Die Prägung ist wie bei den Münzen Nr. 24, Nr. 25 und Nr. 26 mit einer tiefen Gussblase oberhalb der Wange.

Revers. Von Grünspan angegriffen und stark abgeschliffen, sonst den übrigen ATTA-Münzen gleich.

Nebst diesen beiden größeren Münzen befinden sich in der Vereinssammlung von diesem Fundorte noch 9 kleinere von circa 1 cm. Durchmesser. Dieselben sind den oben beschriebenen vom Magdalenenberge ähnlich, im Avers meist glatt abgeschliffen, im Revers dieselbe Kreuzstellung von Punkten und Strichen.

Digitized by Google

31. (Durchmesser 0.97 cm, Gewicht 0.76 gr.)

Avers. Hier scheint sich eine Prägung befunden zu haben, sowie auch auf der nächstfolgenden Münze Nr. 31, wovon jedoch nur mehr ein Viereck zu erkennen ist von 4 mm Durchmesser, dessen Seiten in der charakteristischen Weise der La-Tène Ornamentik eingedrückt sind.

Revers. Von den 5 Punkten, welche besonders groß, über 2 mm im Durchmesser sind, fallen zwei über den Rand der Münze. Die 4 Hauptstrahlen, sowie bei einem der Nebenpunkte 3 Strahlen, sind deutlich zu erkennen.

32. (Durchmesser 0·96 cm, Gewicht 0·85 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Mit der vorigen Münze Nr. 31 sehr ähnlich.

Revers. Ebenso wie Nr. 31, nur ist die Prägung ein wenig mehr excentrisch.

33. (Durchmesser 1·00 cm und 0,85 cm, Gewicht 0·65 gr.)

Avers. Glatt mit einer stark aufgetriebenen Stelle.

Revers. Der Mittelpunkt ist rund mit 4 Spitzen, zwischen denen die 4 Strahlen ausgehen. Die Nebenpunkte, deren nur 3 zu sehen sind, haben je zwei Parallelstrahlen. Die Münze scheint am Rande abgebrochen zu sein, wodurch der 4. Nebenpunkt fehlt.

34. (Durchmesser 0·98 cm und 0·85 cm, Gewicht 0·79 gr.)

Avers. Uneben, doch ohne Spur einer Prägung.

Revers. Die 5 Punkte sind ziemlich excentrisch geprägt, die Parallelstrahlen deutlich, zwei der Nebenpunkte haben auch Spuren von Mittelstrahlen.

35. (Durchmesser 0·85 cm und 0·75 cm, Gewicht 68 gr.)

Avers. Glatt.

Revers. Alle 5 Punkte, in schlechter Kreuzstellung, sind vorhanden, obwohl der Mittelpunkt außer dem Centrum liegt, auch sind die Parallelstrahlen aller Nebenpunkte zu erkennen.

36. (Durchmesser 1·00 cm und 0·57 cm, Gewicht 0·74 gr.)

Avers. Glatt, etwas aufgetrieben.

Digitized by Google

Revers. Die Kreuzstellung der Punkte ist, wie bei der letztbeschriebenen Münze, nicht genau und der Mittelpunkt abgeschliffen. Parallelstrahlen sind deutlich sichtbar.

37. (Durchmesser 0·90 cm, Gewicht 0·79 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Glatt.

Revers. Die Prägung ist concentrisch und scharf. Bei einem der Nebenpunkte ist noch ein zweiter kleinerer Nebenpunkt, näher dem Rande, vorhanden.

38. (Durchmesser 0·75 cm, Gewicht 0·74 gr.)

Avers. Uneben.

Revers. Stark excentrische Prägung, so dass nur 4 Punkte mit den dazugehörigen Strahlen zu sehen sind.

39. (Durchmesser 0·90 cm und 0.80 cm, Gewicht 0.72 gr.)

Avers. Ziemlich glatt.

Revers. Die Prägung ist nur wenig excentrisch. Zwei der Nebenpunkte sind knapp am Rande. Die 4 Hauptstrahlen sind scharf ausgeprägt, ebenso einer der Nebenpunkte mit zwei Parallelstrahlen. Der 4. Nebenpunkt ist abgeschliffen.

(Über die Funde in Eis handeln: Arch. f. ö. G. Q. 24 Seite 281 — Arch. f. vaterl. Gesch. V. Seite 178 u. VI. Seite 171 — Pichler Rep. d. st. M. I. Seite 147 und 148. Münzen dieses Fundes befinden sich außer in Klagenfurt auch im kais. Münzkabinet in Wien und in Privathänden. Eine Münze mit ADNA aus Eis wurde im Jahre 1887 dem Vereine zu dem Preise von 30 fl. zum Kaufe angeboten, aber nicht erworben.

VII. Fundort Gurkthal.

40. (Durchmesser 1·10 cm und 0·85 cm, Gewicht 0·79 gr.)

Avers. An einer Stelle stark aufgetrieben mit einer Spur von Prägung.

Revers. Die Kreuzstellung der Punkte und Linien ist stark markirt, nur bei einem der Nebenpunkte nahezu abgeschliffen.

VIII. Fundort Gurina.

41. (Durchmesser 2·75 cm, Gewicht 9·85 gr.)

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf mit Halsstück und Ohr, ebenso wie auf den Münzen Nr. 4, Nr. 21, Nr. 22, und Nr. 23,

Digitized by Google

welche am Revers mit ADNA bezeichnet sind, nur ist die Prägung sehr excentrisch, so dass der ungeprägte Rand der Münze oberhalb des Kopfes 6 mm breit ist.

Revers. Ein linkssprengender Reiter, ähnlich jenen der übrigen ADNA-Münzen, doch differirt er von denselben in manchen Stücken, hauptsächlich darin, dass an dem geschwungenen Speer in seiner Rechten keine Bänder oder Schnüre sind und dass weder oben noch unten ein Ringelchen ist. Im Bauche des Pferdes ist eine Gussblase. Die Schrift ADNA ist gut leserlich, auch scheinen noch andere Buchstaben folgen zu sollen, welche jedoch wegen der Excentricität der Prägung nicht mehr Raum fanden. (Vergl. Münzen Nr. 4, Nr. 20, Nr. 21, Nr. 22und Nr. 23.)

42. (Durchmesser 0·95 cm und 0·80 cm, Gewicht 0·40 gr.) Der Rand der Münze ist abgebrochen.

Avers. Ziemlich glatt.

Revers. Die Prägung ist stark excentrisch und insoferne verschieden von den übrigen bereits beschriebenen gleichartigen kleinen Münzen, als zwei Parallellinien aus dem Mittelpunkte auszugehen scheinen, und als die Nebenpunkte ohne Strahlen sind. ⁜

(Über die keltischen Münzen von Gurina handelt ausführlich Meyer, Gurina, Dresden 1885, Seite 10. Spätere Funde werden erwähnt von Dr. Hoernes, Sitzb. d. W. Anthrop. G 1888 Seite 53.)

IX. Fundort Draudurchstich
bei Feistritz Paternion.

43. (Durchmesser 2·08 cm, Gewicht 9·13 gr.)

Avers und Revers sind gänzlich abgeschliffen und verrostet, doch scheint im Avers ein rechtssehender Kopf mit einem Blätterkranz gewesen zu sein, woraus man schließen könnte, dass es eine ATTA-Münze war, wie die Münzen Nr. 24, Nr. 25 und Nr. 26.

X. Unbekannter Fundort.

44. (Durchmesser 2·37 cm und 2·08 cm, Gewicht 8·31 gr.)

Avers. Revers.

Avers. Ein rechtssehender bartloser Kopf mit Ohr. Das Gesicht ist unkenntlich. Die Stirnbinde besteht aus gegenstehenden Blättern zwischen einfachen Punktreihen. Das Hinterhaupt und den Hals scheint

Digitized by Google

ein Harnisch oder Geschmeide zu bedecken. Randpunktirung ist keine vorhanden.

Revers. Ein rechtssprengender Reiter. Der Kopf des Reiters ist stark abgeschliffen, die ganze Gestalt sehr undeutlich. Der Kopf des Pferdes ist nur kontourirt. An der Stirn desselben ist wie ein wachsender Mond. Der Schweif ist voll und hoch gehoben. Die Füße sind nur durch Striche und Punkte markirt. Anscheinend hat das Pferd 3 Vorderfüße, doch scheint sich bei genauerer Betrachtung zwischen den Vorderfüßen ein Gegenstand anderer Art, etwa ein kleines Thier, wie bei Münze Nr. 1, zu befinden. Vor dem Kopfe des Pferdes in den Rand der Münze fallend, scheinen Schriftzeichen zu stehen. Unter dem Bauche des Pferdes und zwischen den Hinterfüßen sind Schriftzeichen ᚢᛒᛉᚢ. Unten am Rande der Münze scheinen wieder Halbmonde zu sein.

Wenn man die hier beschriebenen Münzen untereinander vergleicht, so gelangt man zu nachstehenden Wahrnehmungen.

Sowohl die größeren als kleineren hier beschriebenen Münzen sind hohl geprägt, nämlich mit einer convexen Avers- und einer concaven Revers-Seite. Im Avers haben die größeren Münzen immer einen menschlichen Kopf mit einer Stirnbinde oder einem Blätterkranz. Zwei derselben (Nr. 1 und Nr. 2) haben bärtige, die anderen bartlose Köpfe. Im Revers der größeren Münzen ist ein Reiter oder doch ein Pferd und darunter in der Regel eine Schrift mit lateinischen Lettern. Eine dieser Münzen (Nr. 44) scheint eine barbarische Schrift zu haben; 4 derselben sind ohne Schrift.

Die kleineren Münzen sind fast ausnahmslos auf der convexen Avers-Seite glatt abgeschliffen, auf der Concav-Seite haben sie mit Ausnahme einer einzigen (Nr. 10), welche ein Pferd hat, kreuzförmig gestellte, mehr oder weniger excentrisch geprägte Striche und Punkte.

Die mit römischen Schriften versehenen größeren Münzen sind zum Theile mit dem gleichen Stempel geprägt.

Münzen mit EICCAIO sind drei Stück von zweierlei Prägung. Die Münzen Nr. 3 (Zollfeld) und Nr. 9 (Magdalenenberg) sind gleich, nur fehlt bei ersterer wegen der Excentricität der Prägung die Schrift. Die Münze Nr 5 (Zollfeld) ist beiderseits anders als die beiden vorigen, obwohl das Zeichen ᚱ und die Schrift dieselben sind.

Digitized by Google

Münzen mit ADNAMATI sind 6 Stück von dreierlei Prägung. Die Münzen Nr. 4 (Zollfeld), Nr. 21, 22 und 23 (St. Peter) und Nr. 41 (Gurina) haben im Avers dasselbe Gepräge; allein im Revers haben Nr. 4, Nr. 21 und Nr. 22 einen anderen Stempel, als die unter sich gleichen Nr. 23 und Nr. 41. Die Münze Nr. 20 (St. Peter) hat aber beiderseits ein von den oben erwähnten verschiedenes Gepräge.

Münzen mit ATTA sind 5 Stück von zweierlei Prägung, nämlich Nr. 24, 25 und 26 (St. Peter) und Nr. 30 (Eis) sind untereinander gleich; Nr. 29 (Eis) hat zwar eine mit den übrigen gleiche Revers-Seite, aber im Avers einen linkssehenden Kopf, welcher zwar einige Ähnlichkeit mit den rechtssehenden Köpfen der übrigen Münzen mit gleicher Aufschrift hat. Die Münze Nr 43 (Drau-Durchstich) ist ganz abgeschliffen und nur muthmaßlich hieher gehörig.

Münzen mit NE ME T sind 3 Stücke von ganz gleicher Prägung, nämlich Nr 7 (Zollfeld), Nr 27 und Nr. 28 (Eis).

Die 21 kleineren Münzen haben im Revers mit Ausnahme einer einzigen Nr. 10 (Magdalenenberg), welche ein Pferd hat, sehr ähnliche Prägungen, doch scheinen bei sorgfältiger Prüfung nur wenige gleiche Stempel zu haben, nämlich: Nr. 14, 15, 16 (Magdalenenberg) und Nr. 31 und 32 (Eis), bei welchen auch die Avers-Seite ursprünglich gleich gewesen zu sein scheint. Ferner:

Nr. 12 (Magdalenenberg) und Nr. 33 (Eis),
Nr. 13 (Magdalenenberg) und Nr. 34 (Eis),
Nr. 35 (Eis) und Nr. 36 (Eis),
Nr. 39 (Eis) und Nr. 40 (Gurlthal).

Nachtrag.

Als ich mit der Zusammenstellung der Keltenmünzen des kärntnerischen Geschichtsvereines beschäftigt war, wurde dem Vereine die Dreherische Münzensammlung, welche zwar Eigenthum der Stadt Klagenfurt ist, jedoch vermöge testamentarischer Verfügung in dem historischen Museum des Geschichtsvereines aufzustellen war, dem Vereine übergeben. Nachdem nun im Kataloge dieser reichhaltigen Sammlung auch zahlreiche Keltenmünzen, darunter 3 goldene Regenbogenschüsselchen aus Vindelicien und 73 silberne, angeblich norische Münzen, vorkommen, so musste ich auch diese erwähnen, obwohl nur bei zweien die Fundorte genannt sind und eine derselben, Nr. 88 mit der Aufschrift „Biatec“,

Digitized by Google

aus Eger stammt, daher nicht norisch ist. Die andere, deren Fundort genannt ist, mit der Aufschrift „Tinco“, stammt aus Römerbad Tüffer und gehört vermuthlich zu den Münzen des Eingangs erwähnten Trifailer Fundes, zu welchem, wie es scheint, auch noch andere norische Münzen dieser Sammlung gehören. Die übrigen 71 norischen Münzen sind ohne Bezeichnung der Fundorte und haben sehr mannigfaltige Gepräge. Fünfzehn Stücke sind jedoch ganz oder sehr ähnlich mit Münzen des Geschichtsvereines und dürften daher aus Kärnten stammen; es sind folgende:

Nr. 84 mit Adnamati ist ähnlich mit Nr 4 Zollfeld.

Nr. 85 mit Atta ist gleich mit Nr. 24 St. Peter im Holz.

Nr. 86 mit Atta ist gleich mit Nr. 29 Eis, nur ist ein liegender Dreizack unter dem Reiter.

Nr. 87 mit Atta ist ähnlich mit Nr. 24 St. Peter im Holz, nur ist dort ein Ringelchen über dem Reiter.

Nr. 90 mit Nemet ist gleich mit Nr. 27 St. Peter im Holz.

Nr. 91 mit Nemet ist gleich mit Nr. 7 Zollfeld.

Nr. 106 und 107 mit Triquetrum und griechischem Pi sind gleich mit Nr. 2 Diex.

Nr. 108 und 109 mit Triquetrum allein sind ähnlich mit Nr. 2 Diex.

Nr. 143 bis 147, ganz kleine Münzen, sind ähnlich den Münzen von Eis und vom Magdalenenberge.

Schließlich muss noch eine Münze erwähnt werden, welche durch Dr. Joseph Meßner in Völkermarkt geschenkweise im Jahre 1891 an den Verein kam und aus Potin, einer Art Bronze, besteht, welche $^5/_6$ Kupfer und $^1/_6$ Zinn enthält. Diese Münze Nr. 45 stammt wahrscheinlich aus dem Münzenfund von Eis und ist deshalb bemerkenswerth, weil der Kopf auf der Aversseite von ein und demselben Gepräge ist, wie bei der ATTA-Münze Nr. 29 von Eis, während die Reversseite einen Reiter mit einem Stern und mit der ungetheilten Schrift NEMET aufweiset, wie solche in Kärnten noch nicht vorgekommen ist. Es ist also damals ein und derselbe Aversprägestock zu verschiedenen Reversgepräge verwendet worden.

Digitized by Google

Die Kirche St. Leonhard in der Schlanitzen bei Dropolach im oberen Gailthale.

Kunstgeschichtlich besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann.

Obwohl diese archäologisch merkwürdige Filialkirche, welche sich ganz nahe bei Dropolach auf einer bewaldeten Höhe erhebt, schon von K. Lind in seinen Notizen über Denkmäler in Kärnten im Jahre 1883 kurz erwähnt und in der Kunsttopographie p. 305—306 von fachmännischer Seite kurz und knapp und den Zwecken der Kunsttopographie völlig entsprechend beschrieben wurde, so gebe ich dessungeachtet in dieser Zeitschrift eine ausführlichere Besprechung dieses Gotteshauses weniger deßhalb, um die Berichte meiner Vorgänger im Einzelnen zu ergänzen, sondern hauptsächlich in der Absicht, die höchst merkwürdige bemalte Holzdecke kunstgeschichtlich zu würdigen. Ich suche dabei Wiederholungen des schon früher Beschriebenen möglichst zu vermeiden.

Die Kirche besteht aus einem rechteckigen Schiffe mit flacher Decke, in das man von der Westseite durch eine einfache gothische Thüre gelangt. Das Schiff hat gegen Süden zwei gothische Fenster mit Dreipässen, gegen Norden nur eine kleine Lichtöffnung. Es öffnet sich im gothischen Triumphbogen gegen das aus zwei Jochen und dem Chorabschlusse von fünf Seiten aus dem Achtecke bestehende Presbyterium. Dieses hat ein Netzgewölbe, dessen Rippen auf Wandpfeilern mit vorgelegten Dreiviertel-Säulen, welche gothische Basen haben, ohne Kapitäl auflagern. Von den drei gothischen Fenstern im Chorabschlusse ist das nordöstliche einfach, das südliche und östliche aber zweigetheilt mit schönem Maßwerk, das durch Putzenscheiben ausgefüllt ist. Man erkennt sofort, daß das Presbyterium ein Werk der Spätgothik ist, könnte aber geneigt sein, das Schiff mit der flachen bemalten Holzdecke einer älteren Zeit zuzuschreiben, so daß dann die gothischen Fenster der Südseite des Schiffes erst später angebracht worden wären. Allein eine Quellennachricht aus dem Jahre 1342 (13 Mai) sagt uns, daß die ganze Kirche erst am Ende des Mittelalters entstanden sein kann. In einer vidimirten Urkunde aus Venzone vom Jahre 1419 über eine Verleihung von 1342 erfahren wir nähmlich, daß der Patriarch Bertrand von Aquileja den Landleuten und Waldrodern von der Schlanitzen einen eigenen Priester in der Kirche St. Georg zu Dropolach und St.

[1]) Eine Abschrift dieser Urkunde befindet sich im Archive des Kärntner-Geschichtsvereines.

Digitized by Google

Martin in Rattendorf zu den gottesdienstlichen Functionen gestattet, da sie nach Hermagor zu weit zu wandern hatten. Demnach wurden erst 1342 diese Gebiete von Hermagor losgelöst und die Landleute und Roder vom Grünberge, (denn dies heißt Schlanitzen), wurden diesem Gotteshause zugewiesen. Also kann die jetzige Filiale von St. Leonhard in der Schlanitzen erst aus einer späteren, d. h. eben wie der Bau zeigt, aus der spätgothischen Zeit stammen.

Da aber in den Goldgrund des Flügelaltares, der sich in der Kirche befindet und nach den Namen der Localheiligen, die auf demselben zu lesen sind, für diese Kirche gestiftet war, schon im Jahre 1532 ein Name sich eingekritzelt findet, so müssen wir Kirche und Holzdecke in den Ausgang des XV. oder den Anfang des XVI. Säculums setzen.[1])

Um das Aeußere der St. Leonhardskirche in der Schlanitzen schlang sich noch vor kurzem, ähnlich wie um die Leonhardskirche am Berge bei Brixen, eine Kette. Leider wurde diese Kette eingeschmolzen und zu Querstangen in den Mauern des eingebauten Thurmes zu Dropolach verwendet. St. Leonhard, der eine Kette um den Leib trägt, ist bekanntlich der Patron der Gefangenen, denen er zur Freiheit verhilft. So sehen wir denn auch noch im Innern der Kirche auf der Schlanitzen die Ketten und Fesseln aufgehängt, welche der Tradition nach ein Gefangener, der durch Leonhard's Fürsprache aus der türkischen Gefangenschaft befreit wurde, als Vota dem Heiligen weihte. Diese Sage erlangt dadurch zum mindesten eine poetische Wahrheit, als eine in der Sacristei der Kirche St. Daniel im oberen Gailthale aufgehängte Holztafel in gothischer Schrift meldet, dass die Türken im Jahre 1478 im Gailthale plünderten und eine große Menge Gefangener fortschleppten. Im Juli dieses Jahres zogen die Osmanen unter anderem auch Gail aufwärts und äscherten Hermagor ein.

Die höchste Merkwürdigkeit der Kirche in der Schlanitzen ist die aus 48 quadratischen Feldern bestehende, bemalte Holzdecke aus der spätgothischen Zeit, welche unbedingt die werthvollste und schönste in Kärnten ist, ja überhaupt wenige ihresgleichen haben dürfte. Dieser Holzplafond, der durch Quer- und Längsleisten, welche Rautenornamente tragen, in die besagten Felder zerfällt, bedeckt die flache Decke des

[1]) Die Namen, Jahreszahlen und Sinnsprüche am Flügelaltare hat schon der kundige Berichterstatter in der Kunsttopographie p. 305 genau aufgezeichnet. Ich unterlasse es daher, dieselben noch einmal hier zu geben.

Digitized by Google

ganzen Schiffes. Der Grund ist schwarz und roth, die Ornamente heben sich in lichten Farben (das Gelbe herrscht vor) wirkungsvoll vom Grunde ab. Wir staunen über den Reichthum der combinirenden Phantasie, welche in dieser Ornamentik waltet, wir bewundern die Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft des Meisters, der sich nie völlig wiederholt, rein ornamentale, architektonische und thierische Motive in reicher und dabei doch maßvoller Weise ohne betäubende Phantastik in wahrhaft ästetischem Spieltriebe entfaltet.

Halten wir nun Umschau über die verschiedenen Motive. Wir gewahren Felder mit arabeskenartigen Bemalungen einfacher Art, daneben aber (so z. B. in den nördlichen Feldern links) Vogelgestalten mit Schlangenleibern in mehrfachen Varianten gestaltet, außerdem Blattgebilde, die tändelnd in Thierbildungen übergehen, auch Blätter, welche in dämonenartige Fratzen auslaufen, was alles durchaus dem reichen, decorativen Formempfinden entquillt. Gegen den Chor zu fallen besonders zierlich gebildete Hirsche auf, man gewahrt aber auch (so z. B. nach Süden rechts) Drachen mit langen Hälsen und kurzen Beinen, welche sich scheu umblicken und ebenso fallen Blätter auf, in denen adlerartige Thiere ruhen. Mit diesen Vögeln, Drachen und Hirschen contrastieren seltsam spätgothische Baldachine und ciborienartige Gebilde, während andere Felder in bescheidener Weise mit bemalten Sternen oder mit Bandverschlingungen und tauartigen Verknotungen erfüllt sind. Alles dies ist höchst genau gestaltet und dabei mit großer Leichtigkeit hingeworfen. Die Thiergebilde dieser Decke sind vor allem merkwürdig. Sie zeigen wie die Thiergestalten des früheren Mittelalters, welche einst als bedeutungsvolle Symbole, durch Psalmen, geistliche Predigten und den Physiologus groß gezogen, im Volksbewußtsein wurzelten, ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben und zum spielenden Ornamente geworden sind, indem in der Formenbildung noch die alte Bedeutung, ich möchte sagen, märchenhaft nachklingt. Gleichwie nämlich die Götter, Riesen und Zwerge der heidnischen Mythologie, sobald der Glaube an sie durch das Christenthum verdrängt wurde, in der Märchenwelt der Phantasie ihr Leben behalten, so bleibt von den alten Thiersymbolen namentlich in der späteren Malerei oft nur die Physiognomie, die der decorirenden Kunst dient und die alten Gebilde spielend festhält, ohne ihre frühere Bedeutung noch zu kennen. Diesen Umwandlungsprocess zu decorativen Zwecken zeigen deutlich die Thiere auf der beschriebenen Decke. Der scheu umblickende Drache, der

Digitized by Google

einst den Teufel bedeutete, sieht noch aus, als wäre er aus der romanischen Plastik des Milstäter Kreuzganges in Farben an den Plafond zu decorativen Zwecken übertragen, aber wer ahnt noch, wenn er die gemalten Hirsche an dieser Decke anblickt, dass der Hirsch nach dem Physiologus ein Feind der Schlange ist, die er durch seinen Athem aus ihrem Schlupfloche vertreibt, was zu einem Bilde Christi und der Apostel führte. Wer denkt vollends bei den in den Blättern sitzenden adlerartigen Thieren noch daran, dass der Adler nach dem Physiologus und dem Psalm 1035, einst das lebendige Sinnbild der Auferstehung und Wiedergeburt war, wer erkennt in den launenhaft gestalteten Vögeln mit Schlangenschweifen noch den Basilisk, der durch seinen Blick tödtet, den Schlangenkönig, auf den der Löwe von Juda siegreich einherschreitet. Haben sich doch die Thiergebilde hier vielfach schon schüchtern in reines Bandwerk verkrochen, so dass sie nur scheu mehr aus dieser Metamorphose herausblicken. Und daneben prangt harmlos die neue Welt spätgothischer Ornamente, die Ciborien und Baldachine!

Halten wir nun nach anderen bemalten gothischen Holzdecken im Lande Kärnten Umschau. Solche finden sich überhaupt nur in kleinen, meist entlegenen Filialkirchen, wo man auch in der Zeit der Gothik an dem alten christlichen Brauche des flach gedeckten Schiffes festhielt. Sie sind hierzulande und in den Nachbarländern nicht häufig und stammen, soweit mir bekannt, aus der Zeit der Spätgothik. Mit der Holzdecke in der Schlanitzen lässt sich überhaupt nur die in der Filiale Radnig bei Hermagor mit ihren reichen Thiergebilden und Arabesken vergleichen; doch befindet sich diese jetzt in der Vorhalle, dient also nicht mehr ihrem ursprünglichen Zwecke. Außerdem kenne ich in Kärnten eine interessante noch als Plafond dienende bemalte Holzdecke in der Kirche zu Maleštig in der Nähe von St. Stefan bei Finkenstein. Dort sind die langgestreckten Felder mit verschiedenen gothischen Blattwerken geschmückt. Auch in der Filiale Platz bei Gmünd, in Werschling bei Himmelberg und in St. Magdalena bei Weitensfeld im Gurkthale finden sich bemalte Holzplafonds, die bisher meines Wissens weder besprochen noch abgebildet wurden. [1]) Die roth in weiß gemalte Decke in der Kirche zu Pleßnitz, als deren Maler sich Michael Zimmermann nennt, ist in der Kunsttopographie p. 280 erwähnt und Seite 282

[1]) Im St. Magdalenenkirchlein zeigt die Decke Voluten, Sterne, Rauten und andere Muster.

Digitized by Google

abgebildet. Die letztgenannten Werke des Kunstgewerbes halten jedoch mit der Decke in der Schlanitzen keinen Vergleich aus.

In der Leonhardskirche befindet sich auch als linker Seitenaltar einer der beachtenswertesten Flügelaltäre Kärntens. Der Altarschrein zeigt die bemalte Holzstatue des heil. Leonhard mit der Kette als Attribut. Das Gesicht ist individuell lebenswahr und von markigem Ausdrucke. Ich finde eine Ähnlichkeit zwischen dieser Holzstatue und der, ich möchte sagen, wahrhaft monumentalen Leonhardsfigur am prächtigen Flügelaltar der Leonhardskirche bei Möllbrücken. Ich glaube, dass diese Statuen der Schule des berühmten Michael Pacher von Brunnek entstammen oder mindestens durch diesen Meister beeinflußt sind. Bei geöffneten Flügeln zeigen sich, auf schimmernden Goldgrund gemalt, vier Heilige, nämlich links Dorothea und darüber Euphemia, rechts Erasma und darüber Thekla. Die Namen sind in gothischen Schriftzügen zu lesen. Die Heiligen stehen auf Piedestalen und haben alle Schwerter und Kronen als Embleme. Dorothea ist außerdem durch das Körbchen kenntlich gemacht. Nach Colorit, Gewandung, Haltung, vor allem aber nach den wahrhaft anmuthig gebildeten, edlen Köpfen suchen diese Gestalten, in denen sich auserlesener Schönheitssinn kundgibt, auf kärntnerischen Flügelaltären ihresgleichen. Schließt man die Flügel, so gewahrt man von anderer, weniger kunstgeübter Hand, auf blauem Grunde gemalt, links unten Urbanus und Sebastianus, darüber Paulus und Hermagoras, (ausschreitend in der Kutte); rechts unten Nicolaus und Rochus und darüber Fortunatus und Petrus. Die Namen sind durchaus in gothischer Schrift angegeben. Die Bekrönung zeigt eine maßvoll gehaltene gothische Architectur durch feines zierliches Stabwerk gegliedert. Ober dem Mittelschrein erhebt sich die Holzstatue eines Bischofes mit Buch und Stab Die Predella führt eine ganze Sippe knieender Männer und Frauen in Malerei vor. An der einen Seite knieen die Männer, an deren anderen die Weiber, diese mit nonnenartig verschleierten Gesichtern, jedoch nach einer Schablone gebildet. Die Malereien dieses Altares zeigen jedenfalls verschiedene Hände und die Maler sind vom Bildschnitzer zu unterscheiden.

Zum Schlusse müssen noch Malereien an der Außenwand der Kirche erwähnt werden. An der Westseite neben dem Eingange sind noch die Spuren eines Heiligen sichtbar. An der Nordseite ist ein Christoforus gemalt als Riese mit blonden Locken. Er hat das Gesicht eines blühenden Jünglings und trägt das segnende Jesuskind, das

Digitized by Google

als wohlbeleibter, pausbackiger Knabe gebildet ist. Rechts unten gewahrt man den Einsiedler mit langem weißen Bart und eine Kirche. Die gemalte Umrahmung, bestehend aus Renaissancepilastern mit Volutenkapitäl, das in der Mitte eine decorative Maske hat, zeigt, dass dieser Christoforus gleich jenem in St. Radegund bei Lorenzen in Laas und auf der Plöcken an der Elisabethkirche sowie andere im 16. Jahrhunderte aufgemalt wurde.

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen.

Von Prof. Johann Scheinigg.

(Schluss.)

51. Beljàk = Villach ist ein reiner Personenname, gebildet von belũ = lucidus, albus, wie im Serbischen Belijak. Belegt ist es schon aus dem Jahre 878 Willach, 979 Fillac, 1136 Villac u. a. Dass die jetzige deutsche Form nicht aus einem slovenischen Local auf ah hervorgegangen ist, haben wir bereits oben erwähnt, und die Schreibungen von 979 und 1136 zeigen, dass sie direct auf die slovenische Form Beljak zurückgeht. Ein anderer Personenname vom Thema belũ ist Belič und dessen Patronymicum Beličič = Belčič; davon Belčiče, dialectisch Bievčiče gesprochen, wie Ehrenthal von den Slovenen genannt wird. Damit stimmt die Schreibung der Viktringer Urbare überein: 1488 Wielschik, 1515 Wieltschigkh.

52. In der Gemeinde Schiefling befindet sich die Ortschaft Otože, die nichts anderes bedeutet als den von den Angehörigen des Otož besiedelten Ort. Derselbe ist vom Thema ot- gebildet; vergleiche Miklosich XIV. 50. In dieser Gegend ist noch heutzutage der Personenname Ottowitz (= Otovec) bodenständig.

53. Moschitz in der Gemeinde Straßburg ist der Personenname Možič vom Thema monžĭ [1]) = Mann; vergl. Mikl. X. 294. Noch heutzutage kommt dieser Personenname oft vor.

54. Das Thema kok-, zu dem entsprechende Personennamen fehlen (vergl. Mikl. XIV. 38), ist in folgenden Ortsnamen vertreten: Gugg und Kokovo (= Goggau) im Kanalthal, Goggau in der Gemeinde Steierberg (die Wimitz entspringt aus dem Goggau-See) und Kokinj (= Köking) bei Eberndorf. Dieses erscheint in den Eberndorfer Urkunden 1106 Cokenn, 1454 Koken, 1600 Koggen geschrieben.

[1]) Aus Mangel der betreffenden Lettern ist der altslov. Nasal o durch on wiedergegeben.

Digitized by Google

55. Weissendorf bei St. Veit lautet 945 Budisdorf, 979 Buissindorf, 1141 Buzendorf. Das zu Grunde liegende Thema ist bud- = vigilare und der bestimmende Personenname Budiš, der eben aus dem Jahre 945 in der Form Budist überliefert ist. Zu demselben Thema gehört ferner Budanja (= Vögelitzen) bei Moosburg, welcher Ortsname auch in Krain im Wippacher Thal vorkommt.

56. Berovec (= Fürholz) bei Waisenberg ist eine Bildung vom Thema berū = ferre, rapere. Vergl. böhmisch Bekovice.

57. Von boj = pugna stammt Proboj in der Gemeinde Sittersdorf. Die urkundliche Schreibung des Jahres 1601 lautet: Preboj. Vergl. polnisch Przybojewo.

58. Polžova im Jaunthale ist eine adjectivische Bildung von plūžī = Schnecke, das im Neuslov. polž lautet.

59. Perau. Es gibt zwei Orte dieses Namens, der eine bei Villach, der andere bei Gmünd. Sie sind auf dieselbe Art wie der vorhergehende vom Personennamen Pero gebildet: Perovo.

60. Reavec, richtig Rjavec geschrieben, zur Gemeinde Keutschach gehörig, ist ein Personenname, der von rjav = rostig, braun gebildet ist; das letztere stammt von rja = Rost.

61. Auf das bereits erwähnte Thema sêmī gehen zurück auch Zinsdorf in der Gemeinde St. Thomas und Zeusberg bei St. Georgen am Längsee. Jenes lautet c. 970 Zemusesdorf (Auk. Reg.), 1174 Cinsendorf (ibid.) und hat den Personennamen Sêmuš zur Voraussetzung, während dieses, im Jahre 1162 Zemsberch geschrieben, die Siedelung eines Sêm bezeichnet.

62. Ein Personenname ist Tretnik, mag man es von trontū = Brutbiene oder vom Verbalstamm trentū = stoßen ableiten. Denn anno 1488 heißt es Trontnikh und 1515 Trentnigkh, aus welchem durch Verlust des Nasals die jetzt übliche Form hervorgegangen ist.

63. Die Ortschaft Himmelberg lautet im Jahre 1264: Sulk sub castro Himelberc. Sulk ist Sulek, was mit sul-, sulij, sulêj = potior zusammenzustellen ist. Vergl. Mikl. X. 316.

64. Straganz in der Gemeinde Pfannhof ist aus dem Jahre 1314 Stragonitz überliefert. Das ergibt Straganice, den von einem Stragan und seiner Sippe besiedelten Ort. Das Thema zu diesem Personennamen ist streg oder strag = custodia (vergleiche Miklošich X. 316, XIV. 62 und Etym. Wörterb. p. 293).

Digitized by Google

65. Vom Thema **serũ** = **cinerei coloris** haben wir mehrere Ortsbezeichnungen abzuleiten. Zunächst ist **Seraj** bei Maria Gail ein unveränderter Personenname, von welchem der in Kärnten so häufige Name **Serajnik** stammt. **Sreje** bei Velden ist aus **Seraje** entstanden, sowie auch **Sreje** in der Gemeinde St. Kanzian. Dieses zeigen uns für das letztere die Schreibungen des Jahres 1547: Sereach und 1601 Sreyach, während für das erstere die deutsche Form Srajach zeugt. Endlich **Serče**, ebenfalls in der Gemeinde St. Kanzian, setzt einen Personennamen **Serič** voraus.

66. **Pokinj** (= Paggein) bei Grafenstein erklärt sich aus **pakũ** = **firmus, validus.**

67. Zum Thema **knez** = **princeps** gehören: **Kneža** (= Grafenbach) bei Griffen, im Jahre 891 **iuxta aquam Knesaha** überliefert; 1263 ist es bereits übersetzt: Grafenbach. **Knasweg**, auch **Kneßweg** geschrieben (z. B. Kärnt. Zeitschrift IV. 61), slovenisch **Knežiče** ist das Dorf eines **Knežič**. Dasselbe ist Naßweg mit Abfall des anlautenden Kehllautes: Knasweg = Naßweg; c. 1143 wird es Nesbich, 1387 Näßwich geschrieben. Gnesau bei Himmelberg ist eine Adjectivbildung von demselben Thema: **Kneževo**, urkundlich 1169 Gnessow, 1184 Gnessau, 1571 Gnessa. Auch als Flurname kommt diese Bildung vor; so im Villacher Urbar des Martin Behem aus dem Jahre 1579: Khnessa, Knessen in Pogöriach bei St. Martin und „an der Knessä" in Sasalitsch, Gemeinde Finkenstein.

68. **Machuli** in der Gemeinde Straßburg von **mah-** = **vibratio**; Personenname **Mahul.**

69. **Lukovice** Gemeinde Ludmannsdorf, 1488 Lukowitz, und **Lukovica** bei Bleiburg gehören zum Thema **luk-**, dessen Bedeutung dunkel ist, wenn man nicht etwa **Luka** = Lukas anzunehmen berechtigt ist. Die Bildung ist jedenfalls die von einem Personennamen. Auch Luggau dürfte hieher zu setzen sein: **Lukovo.**

70. Jaun bei Guttaring ist der Personenname **Jun** von **junũ** = **iuvenis** (vergleiche Miklosich X. 330); wie aus **jug** Jaug so entsteht aus **Jun** Jaun. Denselben Personennamen haben wir auch anzunehmen für Jaunstein und Jauntyal. Jaunstein heißt 1194 Junek, der Jaunberg 1106: Junberch und die Kirche von Eberndorf 1106 **ecclesia Jun in allodio Dobrendorf**; die spätere latinisierte Schreibung lautet **Juna.** Mit der römischen **Juno** haben voranstehende Namen keinen Zusammenhang.

Digitized by Google

71. Druſsnitz bei Stockenboi von **drugŭ** = **socius**. Der davon abgeleitete Perſonenname lautet **Družen**; alſo **Druženice** = **Družnice**; vergleiche böhmiſch **Druženice** bei Miklošich XIV. 32.

72. Tiffen, aus dem 11. Jahrhunderte Tewin überliefert, iſt als Perſonenname zu faſſen, der von **dêva** = **virgo** ſtammt. Ueberzeugend für dieſe Ableitung iſt folgende Stelle aus den annal. Fuld. a. 864: **Rasticen in quadam civitate, quae lingua gentis illius devin id est puella dicitur, obsedit** (bei Miklošich X. 274); auch im Polniſchen gibt es ein **Dziewin**, und das Iſtriſche **Duino** heißt im Sloveniſchen **Devin**.

73. Danz im Leſſachthal iſt der unveränderte Perſonenname **Danĭc** = **datus**.

74. Der Bildung nach Perſonennamen ſind auch die Ortsbezeichnungen **Čedram** und **Nadram**, beide in der Gemeinde Toppelsdorf, ſowie Tſchadam im Glanthal, obwohl es bisher nicht möglich war, die zu Grunde liegenden Themen ans Tageslicht zu ziehen. Was **Nadram** anlangt, ſo ſchreibt das Viktringer Urbar vom Jahre 1488 Nadrim und zeigt damit, daſs dieſer Name mit dem Suffix-**im** gebildet iſt, wie **Bajim, Budim, Borzym, Radim u. a.** (vergleiche Miklošich X. 227) und daſs der heutige Ausgang **-am** dialectiſch iſt. Als Thema kann man vermuthungsweiſe **nêdra** = **sinus**, neuſloveniſch **nedra** oder **nadra** und **nader** = Unterhals des Ochſen angeben. Auch die beiden anderen ſind ebenſo gebildet, doch das Thema muſs in Schwebe gelaſſen werden. Zu verweiſen wäre noch auf Čadram bei Gonobitz in Unterſteiermark.

75. Auf nicht ſloveniſchen Perſonennamen beruhen mehrere Ortsnamenbildungen. In der Gemeinde Mieger liegt die Ortſchaft **Običe** = Obitſchach. Das Viktringer Urbar hilft uns den Namen deuten: 1488 Ludwigſchach, 1515 Ludwitſchach, ſomit der Ort eines Ludwig. Die jetzige ſloveniſche Form iſt aus dem Dialect zu erklären. Da l vor Conſonanten und vor den Vocalen **a, u, o** wie **v** (u) geſprochen wird, ſo iſt der Abfall desſelben vor dem **u** ſehr leicht; gerade die Mundart der Umgebung von Klagenfurt bietet mehrfache Belege hiefür: **luža** (Lacke) wird zu **vuža** und dieſes zu **uža**, ebenſo **luč** (Licht) **vuč, uč**; **lug** (Lange), **vuh, uh**; Lorenz Oranc ꝛc.

76. Simontiče bei Finkenſtein iſt nach dem Nachkommen eines Sigmontič benannt; dieſes aber iſt ein Patronymicum zu Sigmund, was die deutſche Form Sigmontitſch beweiſt.

Digitized by Google

77. **Lancova** = Lanzendorf in der Gemeinde Windisch-St. Michael und **Lancove**, deutsch ebenfalls Lanzendorf, im Jaunthal sind Bildungen vom deutschen Personennamen Lanzo. Die Form der Bildung ist adjectivisch durch das Suffix **-ovū**; (vergl. Miklosich XIV. 9 u. 12).

78. Schimanberg im Gailthal ist der Berg des **Siman**, was die slovenische Dialectform für Simon darstellt.

79. Otmanach, slovenisch **Otmánje**, ist der von einem Otman gegründete Ort. Dafs die deutsche Form den Local der slovenischen darstellt, ist klar (v **Otmanjah**) und wird auch durch die Urkunden bestätigt: Otmanach, Otemangach, Otmaniach; nur die älteste Schreibung vom Jahre 980 lautet Otmanica. Schwieriger ist es, die slovenische Pluralform zu erklären. Das adjectivische Suffix **-jū**, das zur Bildung von Ortsnamen an Personennamen hinzutritt, ist von Mikl. (XIV. 11) nur für das Polnische erwiesen worden, ohne dafs die Declination solcher Bildungen angegeben wäre. Wir müssen daher eine Bildung mit dem Suffix **janinū** annehmen. **Otmanjaninū**, der Bewohner des nach Otman benannten Ortes; im nom. plur. **Otmanjani**, loc. **Otmánjanehū** = **Otmánjah**, woraus sich der nom plur. **Otmánje** ergibt.

80. Franzendorf, slovenisch **Branca ves**, leitet Miklosich von **Frong** = der Franke ab. Da jedoch die Viktringer Urbare Franstorf (1488) und Frantzenstorff (1515) schreiben, so ist davon Umgang zu nehmen und ein anderes Thema aufzustellen. Es ist kein stichhältiger Grund, der gegen die Annahme des Personennamens Franz spricht. Dagegen dürfte Frantschach im Lavantthale auf dem Personennamen **Branič** beruhen.

81. Es sei zum Schlusse dieser Abtheilung noch einiger Ortsnamen Erwähnung gethan, die sich heutzutage nicht mehr identificieren lassen. So ist aus dem Jahre 980 (Ank. Reg.) ein **Gnevnotindorf** überliefert. Es schenkt nämlich Kaiser Otto II. dem Herzog von Kärnten und Verona fünf Königshuben in Kärnten, in der Grafschaft des Grafen Hartwik und zwar in den Weilern Otmanica (Otmanach), Blasindorf (Blasendorf), Gnevnotindorf, Racozolach (Raggasaal), Gazilich (Gösseling). Daraus ersieht man, wo beiläufig der fragliche Ort gelegen sein mufste. Er ist benannt nach seinem Gründer **Gnêvota**, welcher Personenname von **gnêvū** = **ira** abzuleiten ist; vergleiche böhmisch **Hněvotin**, polnisch **Gniewiecin**.

Im Jahre 993 findet sich ein **Gluhengizazi**, das ist ein Gesitze oder Gesiedel, wo der Slave **Gluzo** zuerst wohnte, wie es in der Ur-

Digitized by Google

kunde ausdrücklich heißt. Der darin enthaltene Personenname beruht auf dem Thema **gluhũ** = taub. Da die Ortschaft Lauchenholz in der Gemeinde Rückersdorf slovenisch **Vuha ves** heißt, was sich durch dialectische Aussprache immerhin aus **Gluha ves** rechtfertigen läßt, so sei vermuthungsweise darauf hingewiesen. In einer Gurker Urkunde vom Jahre 1162 kommt ein Berg Zobodin in der Fladnitzer Gegend vor. Dieser Name ist nicht mit Unterforcher (Progr. von Leitmeritz 1889, p. 23) von **sobota** = Samstag abzuleiten, sondern das Etymon ist **svoboda** = **libertas**; folglich ist **Svobodin** der Freisasse. Dieselbe Erklärung muss auf den auf dem Schellenberge bei Guttaring bodenständigen Namen Zebedin angewendet werden. — Im Jahre 830 schenkt die Karantaner Slavin Baaz ihr Erbgut im Orte Malchhindorf sammt den Eigenleuten der Kirche von Freisingen. Das ist ein Dorf **Mal(u)hin**, das einen **Maluha** zum Gründer hat; das Thema dazu ist **malũ** = klein.

II. Personennamen von Gewerben.

Zu den von Personennamen gebildeten Ortsnamen gehören auch jene, welche mit gewissen Gewerben beschäftigte oder gewissen Ständen angehörende Personen bezeichnen. Auch von dieser Gruppe finden sich in Kärnten einige Ortsnamen.

1. Sehr häufig ist **Brodnik** = der Fährmann, Überführer für Einzelbehausungen, deren Besitzer das Recht zur Überfuhr, slovenisch **brod** besitzen, z. B. am Wörther See neben der Villa Longo und längs der Drau an vielen Stellen.

2. **Kozarnica**, Dorf- und Bachbenennung bei Saifnitz, bedeutet das Dorf der Ziegenhirten (**kozár** von **koza** Ziege). Das heutige Gassarest bei Straßburg deutete schon Jarnik, wie es scheint mit Recht, als **Kozarište** = **Kozarišče** d. i. Versammlungsort oder Niederlassung der Ziegenhirten, und die urkundliche Form des Jahres 1071: Gozarist widerspricht dieser Deutung nicht. Bei Griffen findet sich aus dem Jahre 1236 (Arch. 9) ein Gozarnick und 1311 Cosarnik belegt, das ebenfalls von **kozár** gebildet ist; jetzt ist es nicht mehr nachweisbar.

3. Schmieddorf bei St. Johann am Brückl hieß ehedem **Kovačnica** von **kovač** = der Schmied; ferner sind uns Flurnamen aus der Umgebung von Villach überliefert 1579: Cobatschnitzen und Khobathnigg.

Digitized by Google

4. **Mlinare** = Müllnern, Gemeinde Finkenstein, von **mlinar** = der Müller. Die deutsche Bezeichnung ist ein sogenannter elliptischer Ortsname: bei den Müllnern.

5. Die Pasterze ist abzuleiten von **pastir** = der Hirte, **pastirica** = die Hirtenalm.

6. **Ribiči** = Fischern, d. i. bei den Fischern, bei Grafenstein, der Plural von **ribič** = der Fischer.

7. **Šeflarica** = die Schäfleralm, zur Kommende Rechberg gehörig, ist aus dem Deutschen entlehnt.

8. **Vinare.** Es gibt drei Ortschaften dieses Namens: die eine in der Gemeinde Wernberg, von den Deutschen **Weinzerl** genannt; die zweite heißt **Narrach** aus v **Vinarah** und zwar Ober- und Unter-Narrach, Gemeinde Rückersdorf; urkundlich werden auch diese Vinare im Jahre 1441 Ober-Weinzierl und 1576 Weinzierl geschrieben; es ist somit im Laufe der Zeit die Deutsche Bezeichnung verschwunden und die slovenische ist auch bei den Deutschen durchgedrungen. Das dritte Vinare liegt bei Haimburg und wird im Deutschen ebenfalls **Unarach** = v **Vinarah** genannt.

III. Das Suffix-janinŭ.

Zu den Ortsnamen aus Personennamen gehören ferner jene, die durch das Suffix-janinŭ gebildet sind. Es wird an Appellativa angefügt. Das so entstandene Wort bezeichnet den Bewohner des durch das Appellativ gekennzeichneten Ortes: **rêka** = Bach, Fluss; **Rêčanin**, Bach-Flussanwohner. Sie werden im Slovenischen nur im Plural gebraucht, also **Rêčani**, im Local v **Rêčanêh**, verkürzt v **Rêčah**, und daraus **Rêče**. Aus dem verkürzten Local gehen zahlreiche deutsche Formen auf — **ach** hervor. Doch ist nicht jede Form auf **-ach** schon einem slovenischen Local gleichzustellen; so ist z. B. Villach aus v **Bilace**, Göltschach aus **Golsovo**, Gaisach (bei Maria Rain) aus **Čézava** hervorgegangen. Im folgenden geben wir ein Verzeichnis solcher mit dem Suffix **-janinŭ** gebildeten Ortsnamen und fügen bei den jetzt auf deutschem Sprachgebiete liegenden Orten jene Form in der Klammer bei, auf welche sie zurückzuführen sind.

1. **Amlach** (Jamljani, Jamlje, v. Jamljah) von **jama** = Grube, Bodeneinkung; 2. **Blačani, Blače** = Flatschach von **blato** = Moos; 3. **Borovljani, Borovlje** = Förolach, Ferlach von **bor** = Kiefer, Föhre;

Digitized by Google

4. Döbriach, (Dobrjani Dobrje) von donbru = Baum, Eiche, 5. Dolani, Dole = Döllach, Dullach, Dellach, Dielach von dòl = Thal; 6. Drevljani, Drevlje = Drenlach von drevo = Baum; 7. Gatschach (Gačani, Gače) von gat = Rine, Canal; 8. Glinjani, Glinje = Gleinach von glina = Flussſand, Letten; 9. Goričani, Goriče = Goritschatsch, Görtschach von gorica und dieſes von gora = Berg; 10. Gorjani, Gorje = Göriach von gora; 11. Gratschach (Gradčani, Gračе) von grad = Schloſs, Burg; 12. Hraščani, Hrašče von hrast = Eiche; 13. Humčani, Humče = Guntschach von hum = hom = holm = Kuppe; 14. Klečani, Kleče = Kletschach von klanec; 15. Krajani, Kraje von kraj = Ort, Gegend, Ende; 16. Leſſach (Lesani, Lese) von les = Holz, Gehölz, 17. Lešani, Leše von leska = Haſelnuſs; 18. Lipljani, Liplje = Leiplach von lipa = Linde; 19. Ločani, Loče = Latschach von lonka = Sumpf, Moos; 20. Mačani, Mače = Matschach von? 21. Molani, Mole, Mellach; 22. Napoljani, Napolje = Rampolach, Rapplach von polje = Feld; 23. Pečani, Peče = Pöckau von peč = Stein, Fels; 24. Podravljani, Podravlje = Föderlach von Drava = Drau; 25. Porečani, Poreče = Pörtschach von reka = Bach, Fluſs; 26. Pogöriach und Podgorje, beide aus Podgorjani; 27. Rietschach (Rečani, Reče) von reka; 28. Repljani, Replje = Replach von repa = Rübe; 29. Svečani, Sveče = Suetschach von? 30. Sovče = Selče aus Selčani = Seltschach von selo = Siedelung; 31. Trnovljani, Trnovlje = Terlach von trn = Dorn; 32. Vaſſach (Lažani, Laže) von laz = Gereute; 33. Vellach (Beljani, Belje) von bel = weiß, 34. Weißbriach (Visprijani, Visprije) von vysprь = hoch, 35. Zadolani, Zadole = Seidolach von za + dol, 36. Zeltschach (Selčani, Selče) von selo; 37. Zirklach (Cerkljani, Cerklje) von cerkev = Kirche.

IV. Ortsnamen aus Völkernamen.

Schließlich ſind hieher zu rechnen die aus Völkernamen abgeleiteten Ortsnamen. Auch von dieſen finden ſich einige.

1. **Krabathen** d. i. bei den Krabathen, in der Gemeinde Glanegg; aus den urkundlichen Schreibungen iſt die ſlovenische Form unſchwer zu entnehmen: 954 und 961: in pago Cronuati = Hrvati oder Hrvatje = die Kroaten. Ein anderes Krobathen befindet ſich in der Gemeinde Windiſch-St. Michael, ſlovenisch Krabace; 1488: Chrawat, 1515: Zu Krabatten. In der Gemeinde Seeboden endlich liegt **Kraut**, im

Digitized by Google

11. Jahrhundert ebenfalls Crouuat und im Jahre 1352 Chrawaten geschrieben.

2. In der Gemeinde Unterloibl in der Nähe von Ferlach ist ein Weiler, pri Turčah = pri Turkih genannt; demselben liegt Turek = Türke zu Grunde und die Familie trägt auch den Zunamen Türk.

3. Vogerče Gemeinde Moos, deutsch Rinkenberg, ist von ongrũ, neuslovenisch Oger = der Ungar gebildet.

4. Auf Ober = der Hunne, Avare, Rieseg eben zurück Ovbre auch Vobre = Haimburg, dieses aus Hennburg-Hunenburg entstanden; ferner Vobra ves bei Velden, ins Deutsche als Oberdorf statt Hennendorf umgebildet. Bekannt ist der Bergriese Obir, der im Deutschen fälschlich auch als Femininum gebraucht wird. Von ihm hat Ebriach den Namen erhalten, denn dieses ist aus Obrije entstanden; slovenisch heißt es jetzt Obirsko; urkundlich ist es schon aus dem Jahre 1154 (Reg. von Ebernorf 20) als Obriach bezeugt; der Bach daselbst heißt Obiršica. Am Fuße des Obir liegt endlich Abriach, slovenisch Abrije, das richtig Obrije zu schreiben ist, wie es auch gesprochen wird. Es stimmt somit die Etymologie mit der Aussprache des Volkes überein. Ob das in der Gemeinde Hl. Blut liegende Apriach auch so zu erklären ist, bezweifle ich.

5. Slovenje, Dorf- und Gegendname in der Gemeinde Globasnitz, hat zum Etymon Slovên = der Slovene und von eben demselben stammt Slovenja gora = Windischberg bei Pörtschach.

6. Die deutsche Seite Kärntens nennt der Slovene: na Niemcah = na Nemcih, d. i. bei den Deutschen; er bedient sich also des Volksnamens zur Bezeichnung der Gegend, wo die Deutschen wohnen. Als Flurname tritt Nemec auch auf bei Villach 1579: im Neamitsch.

7. Brankovca = Frankenberg und Brankovnica = Frankenstein, beide in der Gemeinde Waisenberg befindlich, leitet Miklosich ab von Frong = der Franke.

Digitized by Google

Kinderreime und Kinderſpiele in Kärnten.

Geſammelt von Balthaſar Schüttelkopf.

(I. Nachtrag.[1])

A. Reime.

Allerlei Schwank.

Schläfe, Schläfe
Dei Väter is ka Gräfe,
Dei Mueter is a arme Dirn,
Mueſs alleweil 's kloane Kindele wiegn.

(Dellach, Drauthal.)

Die Mueter hät gſägt,
I ſoll 's Roſale wiegn,
Sie werd ma wohl gian
A pär Oalelan ſiedn.
Sie ſiedet mir oans
Und 'n Roſalan zwoa,
Wie long mueſs i wiegn
Um a oanziges Oa.

(Oberdrauthal.)

Bubi, Bubi ſchlafe,
Biſt jå wohl der Brave,
Biſt mei liebes Bübelein,
Wächt bei dir dås Engelein.

(Klagenfurt.)

Ziferlbam, Ziferlbam,
Wägſt in mein Gärten,
Wonn 's ſcheane Limerl kumt,
Såg, ſie ſoll wärten.
Wonn ſie frågt, wo i bin,
Såg, i war gſtårbn;
Wonn ſie ſtårk wanan thuet,
Såg, i kum märgen.

(Klagenfurt, Althofen.)

Var: Wonn ſie nit wärten will —

(Klagenfurt.)

Schläf mei Mitzele in guater Rua,
Thua lei in Gotts Noam die Äuglein zua,
Thua ſie lei zua, thua ſie longe nit auf,
Bis die Engelan kóman und wöcken die auf.

(Dellach im Drauthale.)

Beim Weidenpfeifenklopfen:

Pfugetze, pfugetze meidi,
Od'r i verſchneid di,
Werf di weithin übers Dåch,
Fållſt jå in an tiafen Bach,
Rinnſt weit furt nåch Ungarn,
Durten werſt derhungern.

(Hermagor.)

Die Ruthe wird angeſprochen:

Mei liabe Ruathn,
Thua mir mein . . . beguatn,
Ziag die Tück aus,
Mach a brav's Diandle draus.

(Althofen.)

Oans, zwoa, drei
Hike, håke, hei,
Hike, Håki, Håberſtroh,
Väter is a Schnitzer wär'n,
Schnitzelt mir an Bolz;
Ziag i aus ins Holz,
Ziag i aus ins grüane Grås,
Guck mei Mitzerl, wås is dås?
Kind, dås is a weißer Hås! —
Puff! den ſchiaß i auf die Nås. —

(Limmersach.)

Geht a Mannl über die Leitn,
Hät a Stabl ba der Seitn,
Kumt der ſtarke Widder,
Stoaſt dås Mannl nieder.
Kumt die kloane Flödermaus,
Hödt dås Mannl wieder auf.
Dank dir ſchean, du Flödermaus,
Häſt mir gholfen wieder auf;
Wer dir kochen Knidl, Knodl, Knödl,
Wer dir kochen Mies, Mos, Mues.

(Klagenfurt.)

Var: Hät a Kragn auf der Seitn.

(Oſterwitz.)

[1]) Siehe „Neue Carinthia" 131, 191 u. „Carinthia I", 81, S. 23, 80, 121 u. 157.

Digitized by Google

Die Finger werden gezählt:

Klaus Handl, Mitterpantl, longer Tschwägge, Bleutnkäpe, Znerüerer.
(Oberkärnten.)

Beim Zählen aller 10 Finger:

Ziggerle, Miggerle, Bädstubntiggerle, Roggereif, Mühlepfeif, Umershaus, zählt alle Finger aus, den Füre, den groaßen Gorre, den Pägg mer à pägg! (Oberkärnten.)

Wenn man den Kindern über die Brust bis an den Hals krabbelt, sagt man dabei:

Grammila, grammila Maus,
Beibt'n Kinde 's Kropfile aus.
(Lesachthal.)

Adam und Eva.

Die beiden Zeigefinger erhalten ein Papierstückchen auf den Nagel geklebt und werden dann flach auf den Tisch gelegt. Der rechte heißt Adam, der linke ist die Eva. Nun wird folgender Spruch gesprochen:

Adam und Eva waren kreuzbrave Leut,
Hiaz fliegn sie aus, aber fliegn nit weit.
Adam flieg furt, Eva du a!

Jedesmal wird der genannte Finger während dem raschen Händeheben eingebogen und an seiner Stelle der Mittelfinger auf den Tisch gelegt. Hierauf heißt es:

Adam kum wiederum, Eva du a!

worauf wieder die Zeigefinger auf den Tisch gelegt werden. (Das zusehende kleine Kind glaubt, dass die beiden gekennzeichneten Finger wirklich verschwinden. (St. Veit, Osterwitz.)

Vergl. Vernaleken und Branky Seite 125, Fingerspiel.

Das Kind und die Natur.

Schneck, Schneck, steig heraus,
Väter und Mueter sind nit zu haus,
Väter is im Kriag, Mueter is im Schwäbenlond
Schwäbenlond is abgebrannt.
(Klagenfurt.)

Var. Mueter is in Babylon,
Babylon brennt.
(Klagenfurt.)

Maikäfer flieg,
Dei Väter is im Kriag,
Dei Mueter is im Pommerlond,
Unser Haus is abgebrannt.
(Obervellach.

Die Schwalbe singt:
Soll Kittl flickn, Kittl flickn
Häb i kan Fliick. (Klagenfurt.)

Digitized by Google

Die Wachtel ruft:
a) Schnitterin, tritt mi nit,
Bin so klan, siegst mi nit.
(Oberdrauburg, Klagenfurt.)
b) Findst mi nit, siegst mi nit,
Untern Troad bin i nit.
(Klagenfurt.)

Schneck, Schneck, schnirre,
Zoag mir deine viere,
Wonn du mir s nit weist,
Schmeiß i di in Gråbn,
Frössen di die Råbn,
Frössen di die Müllnermückn,
Thuan di hintn und vårn zwicken.
(Klagenfurt.)

Vergl. H. u. P. II Nr 64 S. 21.

Köfer, Köfer, flieg aus,
Bring uns scheans Wötter z' Haus.
(Klagenfurt.)

Fliegt der Käfer, so folgt schöne Witterung.

Auszählreime.

Em, bem, dupidem,
Divi, davi, dominem,
Exensbrot, in der Noth,
Wia, weia, wum.
(Pulst.)

Petersilie, Suppenkraut,
Tante Lise die ist Braut,
Roather Wein, weißer Wein,
Wer will der Brautführer sein.
(Villach)

Süaßer Apfel, saurer Kern,
Gelt du Spitzbua, häst mi gern?
So an Spitzbuabn wia du bist,
Find't ma af an niad'n Mist.
(Klagenfurt.)

1, 2, 3 13
Wir fåhren aus um Weizen,
Wir fåhren aus um Korn,
Bleib hinten oder vorn.
(Klagenfurt.)

1, 2, 3 20
Die Soldaten zogen nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Soldaten musten rennen
Ohne Strümpf und ohne Schua
Fort und fort Fränkreich zua.
(Oberdrauburg.)

1, 2 . . . 5
Strick mir ein Pår Strümpf,
Nit zu groas und nit zu klein,
Sonst muast du der Fonger sein.
(Oberdrauthal.)

Alle, Malle,
Peter und Galle,
Stanze, Wanze,
Treppele, Franze,
Kule, Mulle,
Eine in die Schule.
(Greifenburg)

Ediche, dediche,
Korbvoll stediche
Kripelte, krapelte, puff!
(Klagenfurt.)

Ein Schmied wollt einen schwarzen Rappen beschlagen, wie viel Nägel muss er dazu haben? — N. antwortet z. B. „7". — Jener Spieler, auf den die Zahl 7 fällt, ist ausgezählt. (Klagenfurt.)

1, 2, 3 . . . 7
Gott hät einen Brief geschrieben,
Wonn i wisst, wo er ist,
Hätt i eam die Hond geküsst.
(Klagenfurt, Lavautthal.)

Digitized by Google

Zungenübungen.

Wie der Hund mit der Wurst übern Eckstan springt. (Klagenfurt.)

Dampfer. (Es klingt dann wie „verdammt.") (Bleiburg.)

Siebn niglnâglneuge Nögl. (Unter-Drauburg.)

Fliegn fünfasuchzg Fliegn ba fünf Fenſterflügl vorbei. (Feſchnig.)

Hundert Stuck ſächſiſche Schneczwöck. (Thörl.)

Nâglgeſell gib mir zöhn Nögl ſchnell. (Greifenburg.)

Die Fuhrleut, die vor einem Chokoladelâden Laden lâden, lâden Lâdenmädchen zan Tonzn ein. (Klagenfurt.)

Guetn Tâg, Herr Montâg, ſâgn ſ' der Frau Dienſtâg, dâſs der Herr Mittwoch und die Frau Donnerstâg mit dem Herrn Freitâg am Samstâg ausgehn. (Klagenfurt.)

Du Bua, ſâg enkern Buabn, dâſs er unſern Buabn koan Buabn hoaßt. (St. Veit.)

Ringelreihen.

Florian, Florian,
Hat gelebet ſieben Jahr.
Sieben Jahr ſind nun herum
Und der N. N. dreht ſich um.

So dreht ſich ein Kind nach dem andern um, bis es beim letzten heißt:

N. N. hat ſich umgedreht,
Hat den ganzen Kranz verdreht.
Vergleiche Vernaleken und Branky Seite 49. (Klagenfurt.)

Ringel, ringel roſa,
Schönſte Aprikoſa,
Veilchen und Vergißmeinnicht,
Alle Kinder ſetzen ſich.
Mit den Händen klatſchen ſie,
Mit den Füßen tonzen ſie.
I ghör dein, du ghörſt mein
Mârgen ſoll die Hochzeit ſein
(Obervellach.)

Ringel, ringel, reia,
Sein mer unſer dreia,
Sitz mer aufn Hollerbam,
Eſs mer ſaure Milch und Rahm.
Milch und Rahm ſein theuer,
Die Milch ſteht aufn Feuer,
Geht uns âlln über,
Fâll mer alle nieder. (Prevali.)

Digitized by Google

Grünes Gräs
Friſst der Häs
Unter meinen Füßen, —
Welche wird die ſchönſte ſein,
Dieſe ſollſt du küſſen.
Huſch, huſch, huſch
Federbuſch,
Gib dem Mädchen einen Kuſs.
Vergleige Vernaleken und Branky Seite 50. (Klagenfurt.)

Ringel, ringel, reihe
Es ſein der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Hollerbuſch,
Schreien Alle: muſch, muſch, muſch!
Setzt euch, ſetzt euch nieder.
Sitzt eine Frau im Ringelein,
Mit ſieben kleinen Kinderlein.
Was eſſen ſ' gern? Fiſchelein.
Was trinken ſ' gern? rothen Wein.
Setzt euch, ſetzt euch nieder.
Schlag 'n Bauer 's Fenſter ein,
Kumt der Büttl und holt di ein,
Führt di mit der Katz und Maus
Eini in das Närrnhaus.
(Obergailthal.)

(Fortſetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Die wilden Friedhöfe in der Inneren Krems bei Gmünd. Im Jahre 1866 am 9. Februar hielt der um die ältere Geſchichte Kärntens vielverdiente Oberlandesgerichtsrath M. F. von Jabornegg-Altenfels einen Vortrag im kärntnerischen Landesmuſeum zu Klagenfurt über die Heiden- oder Hünengräber auf der Dornbacher Alpe bei Gmünd in Oberkärnten. Dieſer intereſſante Vortrag iſt in der Zeitſchrift Carinthia, 56. Jahrgang, Seite 61, abgedruckt. Jabornegg hatte ſich auf die Nachricht, daſs ſich auf der Dornbacher Alpe bei Gmünd nach der Sage der dortigen Landbewohner viele Heidengräber, ſogenannte „Hünen-Grabhügel", befinden ſollen, im Monate Auguſt jenes Jahres in Begleitung eines Geſchichtsfreundes und zweier Führer und Träger dahin begeben und erreichte nach 3½ Stunden die bezeichnete Stelle, eine kleine Einſattlung zwiſchen unbedeutenden Höhen, wo ſich ungefähr 40 längliche Erdhügel befanden, welche die Führer als den Heidenfriedhof bezeichneten, etwas höher als dieſe Stelle lagen wieder etwa 80 bis 100 ſolche Hügel. Jabornegg ließ vier derſelben öffnen, aber es fand ſich nichts darin, als die ſchönſte ſchwarze Gartenerde. Deſſenungeachtet hielt Jabornegg dieſe Hügel für Keltengräber und erklärte ſich die Sache folgendermaßen: Zur Zeit als die Römer im Jahre 15 vor Chriſti Gebur

Digitized by Google

Norikum, wozu damals Kärnten gehörte, eroberten vertheidigten die Kelten als Uhrbewohner des Landes ihre Alpenheimat und ihre Freiheit gegen die südlichen Eindringlinge auf das hartnäckigste, konnten aber den wohldisciplinirten und sieggewohnten Legionen endlich doch nicht widerstehen, zogen sich auf ihre Alpen zurück und begruben dort ihre gefallenen Kampfgenossen. Nachdem aber die Kelten die Sitte hatten, ihre Todten zu verbrennen, so findet sich nichts in diesen Grabhügeln. —'

So annehmbar diese Hypothese für damals war, so ist die heutige Forschung zu anderen Resultaten gelangt. Zunächst was die Bezeichnung der alten Grabhügel, der sogenannten „Hünengräber" als „Keltengräber", betrifft, so ist dieselbe nicht mehr aufrecht zu erhalten, weil diese Grabhügel, wenigstens hier in Kärnten, zum großen Theile Gegenstände enthalten, welche aus der sogenannten Hallstätterzeit stammen und viel älteren Ursprunges sind, als man die Zeit der Kelten hier in Kärnten anzunehmen pflegt. Insbesondere würde es nicht angehen, die Zeit, wann diese Gräber errichtet worden sind, auf das Jahr 15 vor Chr. Geb., wie Jabornegg meint, anzusetzen. Dass aber die Gräber in den Alpen bei Gmünd Gräber der Hallstätterzeit sind, ist daraus zu entnehmen, dass der Oberlehrer Zußner im Jahre 1890 aus eben solchen Gräbern von der Aßesbergeralpe bei Rennweg ein Bronzebeil (Kelt) dem Geschichtsvereine brachte, welches in den dortigen Sammlungen hinterlegt wurde und evident ein Erzeugnis der Hallstätterzeit ist. Von hohem Interesse ist es nun, dass nicht nur auf der Dornbacheralpe und auf der Aßesbergeralpe, sondern auch auf anderen Alpen in der Umgebung von Gmünd solche Hünengräber vorkommen. So erfuhr ich im Herbste dieses Jahres durch den gräflich Lodron'schen Forstverwalter Sternhard, dass auf den Alpen in der Inneren Krems ebensolche Grabhügel sich vorfinden, welche die Leute dort „wilde Friedhöfe" nennen. Es war schon zu spät in der Jahreszeit, um in solcher Entfernung und Höhe — die Friedhöfe in der Inneren Krems liegen ungefähr 5000 Fuß hoch — Grabungen vornehmen zu lassen; allein ich wollte mich überzeugen, ob dort wirklich Hünengräber sind, die man heutzutage, wo schon so viele derlei Gräber geöffnet worden sind, sowohl aus der Lage des Ortes als aus der Form der Erdhügel mit ziemlicher Gewissheit erkennen kann Ich war nun am 28. September d. J. dort. Die Gräber liegen auf der Rausnigg- und auf der Pfarralpe im Walde auf kleinen Plateau's mit einem schönen Ausblick ins Thal und waren ursprünglich rund angelegt. Ich zweifle nicht, dass es Graber sind, deren vielleicht noch mehrere in jener Gegend sich finden dürften, denn es wurde mir versichert, dass auf der „Blutigen Alm", welche dort ganz nahe liegt, ähnliche Friedhöfe vorkommen. Es wird nun die Aufgabe eines der nächsten Sommer sein, diese Gräber genauer zu untersuchen. (Karl Baron Hauser.)

Neue Beiträge zur Kunsttopographie des Gailthales. Von Prof. Dr. F. G. Hann.

1. Die Kirche zu Podlanig im unteren Lesachthale. Diese weder in der Kunsttopographie noch in den Mittheilungen der C. C. erwähnte Kirche ist gothisch. Das Schiff ist oblong mit Netzgewölben; Halbsäulen, die an den Seitenwänden vorspringen und Ringkapitäle (bestehend aus Hohlkehlen und Ringen) haben, tragen die Rippen der Gewölbe. Rechts und links im Langhause sind zwei gothische Fenster. Der Chor öffnet sich im spitzbogigen Triumphbogen und hat gleiche Wölbung wie das Schiff. Er schließt mit fünf Seiten aus dem Achtecke. Seine Fenster haben Maßwerk. Wo das Schiff in den Chor übergeht, gewahrt man außen einfache unge-

Digitized by Google

gliederte Strebepfeiler je einen rechts und links. Statt des Thurmes dient ein hölzerner Dachreiter. An der Westseite ist eine einfache gothische Thür. Die Innenwände der Kirche waren früher ohne Zweifel mit gothischen Malereien bedeckt, dieselben sind aber gegenwärtig übertüncht und an der linken Wand des Schiffes traten wertlose, von Bauern gestiftete Malereien in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundertes an die Stelle der älteren Darstellungen. Im Chore links über der Kredenznische sind jedoch die ursprünglichen gothischen Malereien noch erhalten. Sie scheinen derselben Zeit anzugehören, wie das jüngste Gericht an der Osttravee des Chores der Kirche zu Grafendorf, also dem 15. Jahrhundert. Man gewahrt Christus stehend in voller Gestalt, die Wundmale weisend; ihm zur Seite Maria und Johannes. Über den Gestalten erhebt sich ein reicher gemalter gothischer Baldachin. Die Gestalten Christi, Marias und Johannes sind lang und zart, mit mildem Antlitze, echt gothisch.

2. Die Filiale St. Radegund bei Lorenzen im Lesachthale. In der Kunsttopographie kurz erwähnt p. 290, aber fälschlich als kleine romanische Kapelle bezeichnet. Wir haben es hier vielmehr mit einer durchaus spätgothischen Kirche nach dem ganzen Baue dieses Gotteshauses zu thun. Das Schiff der Kirche ist oblong, ohne Strebepfeiler, eine Vorlaube tritt vor, durch welche man in das Innere gelangt. Das Schiff hat drei Traveen, indem auf jeder Seite zwei Wandpfeiler, denen Dreiviertelsäulen vorgelagert sind, ohne Kapitäle in die netzartigen Gewölberippen übergehen. Der Chor öffnet sich im spitzbogigen Triumphbogen gegen das Schiff. An den Seiten des Triumphbogens setzen die Rippen auf Consolen in beträchtlicher Höhe an. Der Chor hat ebenfalls Netzgewölbe, welche von Halbsäulen, die den Wanddiensten vortreten und einfache ungegliederte Basen haben, getragen werden. Der Chor schließt mit fünf Seiten aus dem Achtecke. Die Chorfenster haben alle einfaches aber schönes gothisches Maßwerk, auch gewahrt man außen am Chore zweimal abgestufte Strebepfeiler. Nach der Aussage älterer Bewohner war die ganze Kirche im Innern bemalt. Vor circa 40 Jahren wurde alles übertüncht, auch die Schlusssteine der Gewölberippen, welche Tartschenform haben und gewiss Wappen trugen. Das Kümmerniscrucifix an der linksseitigen Chorwand ist in Carinthia I 1892, Heft 5 besprochen. Der barocke Hochaltar zeigt eine bemalte Holzstatue der heil. Radegundis, bekleidet mit Kutte, als Nonne mit Buch und Brod. Am oberen Theile des Barockaltares gewahrt man ein nicht unbeachtenswertes Ölbild, darstellend den heil. Antonius mit dem Jesuskinde zwischen zwei Heiligen. Die Kanzel und die Empore an der Eingangsseite des Schiffes sind wertlos. Außen an der Südseite ist ein riesiger Christoforos an die Wand gemalt. Dieses Bild ist eines der besten und beachtenswertesten Christoforosbilder in Kärnten. Die Malerei glänzt in hellen und satten Farben und hat sich in seiner Ursprünglichkeit prächtig erhalten. Die Thalbewohner wollen wissen, dass der Heilige von allen Seiten den Beschauer unverwandt nachblicke. Der Faltenwurf des Gewandes ist gelungen, der Blick durchdringend. Im Wasser tauchen nackte Gestalten auf, ein Mann fährt auf einem Kahne. Im Hintergrunde sieht man Gebäude und Berge. Die Einrahmung bilden gemalte Renaissancepilaster mit Compositencapitälen. Dies zeigt, dass dieser Christoforos gleich dem in Laas bei Kötschach und St. Leonhard in der Schlanitzen bei Dropolach und anderen Bildern dieser Art im Gailthale dem 16. Jahrhundert angehört.

3. Die Pfarrkirche zu Mauthen. Über diese in der Kunsttopographie Seite 218 kurz besprochene Kirche geben wir hier ihre Entwicklungsgeschichte, soweit

Digitized by Google

sich dieselbe am Baue selbst ablesen läßt. Der älteste **Baubestandtheil** ist der Thurm an der Ostseite. Dieser zeigt noch jetzt die dreigetheilten romanischen Fenster. Das alte Steinmaterial des Thurmes blieb gewiss beim späteren Umbaue der Kirche erhalten; er erhielt nur den jetzigen gothischen Helm und das Pultdach. Der Umbau der Kirche in das Gothische erfolgte nach der an der Südseite außen neben dem Thurme angebrachten Inschrift im 1000. und 500. und 10. und 4. Jahr. Aus dieser Zeit ist das spätgothische Langhaus noch unverändert erhalten. Der Chor der Kirche war ursprünglich nach Osten gekehrt, dort wo jetzt der Eingang in die Kirche ist, war einst der Abschluss der Apsis, wie noch jetzt der rundbogige Bau zeigt, in dem die neue Thüre gebrochen wurde. Man erweiterte nämlich im vorigen Jahrhunderte die Kirche nach Westen und brachte an dieser ungewöhnlichen Stelle den neuen Chor an, der völlig den Stil des verflossenen Jahrhundertes zeigt. Dort ist der schöne Barockaltar mit dem Bildrisse des heil. Marcus und darüber mit dem beachtenswerten Ölgemälde der Krönung Mariens (spätere venezianische Schule?) nennenswert. Der Thurm an der Ostseite war benachbart der romanischen Apsis und stand mit dieser ohne Zweifel im Verband. Betritt man nämlich an der Südseite des Thurmes das Untergeschoss desselben durch die gothische Thüre, so befindet man sich in einem viereckigen gewölbten Raume. Dieser zeigt noch heute Spuren älterer mittelalterlicher Malereien. Man erkennt Reste einer großen monumental ausgeführten Mannesgestalt und zwei geflügelte Engelgestalten. Von diesem Raume öffnete sich ein Fenster in den früheren Chor der Kirche; wahrscheinlich diente derselbe als Oratorium. Auch an der Außenwand (Südseite) der Kirche sind Malereien unter der Tünche. Bei hellem Sonnenschein, der auf die Wand fiel, zeigten sich deutlich die Umrisse eines riesigen Christoforos unter der Tünche.

4. **Die Kirche St. Elisabeth auf der Plöcken.** In der Kunsttopographie in zwei Zeilen p. 281 erwähnt, aber fälschlich als romanischer Bau angegeben. Diese jetzt leider in schmählicher Weise dem gänzlichen Verfalle preisgegebene Kirche, baufällig und mit durchlöchertem Dache, ist eine einfache gothische Kapelle ohne Thurm, im Innern gewölbt. Dies Kirchlein besteht aus einem Schiffe, das sich in spitzbogigem Triumphbogen gegen den Chor öffnet. An der Westseite gelangt man durch die Vorlaube und durch eine gothische Thüre ins Innere. In ihrem gegenwärtigen Baucharakter ist die Kirche jedesfalls nicht romanisch, es ist aber möglich, dass das Schiff älter ist als der Chor. Das Kirchlein bietet architektonisch gar nichts beachtenswertes aber an der Außenwand derselben (an der Nordseite) zeigen sich noch Spuren einer beachtenswerten Malerei, die, so scheint es, von einem italienischen Maler herrührt. Man gewahrt nämlich noch Reste einer großaufgefassten weiblichen Gestalt. Der Kopf ist noch erhalten, er zeigt wuchtige und üppige Formen und ist mächtig gestaltet; außerdem gewahrt man die Spuren der Draperie. Der Verlust dieser Gemälde ist zu beklagen. Links daneben ist ein Christoforos in Renaissanceumrahmung erhalten. Man erblickt auch links unter dem Christoforos in kleiner Figur den Einsiedler.

5. **Die Pfarrkirche zu Grafendorf** im oberen Gailthale. Sowohl in den Mittheilungen der Central-Commission als auch in der Kunsttopographie wurde diese Kirche bisher zu wenig beachtet und nicht richtig beschrieben. Dieselbe hat durch die gothischen Wandmalereien im Chorabschluss (an der östlichsten Travee), welche aus dem Anfange des 15. Jahrhundertes stammen, eine größere Bedeutung. Ich berichte über diese unter einer Holzverschalung befindlichen Malereien, auf welche ich durch

Digitized by Google

die gütige Mittheilung des Herrn Dechant Franzisci im Juli 1892 zuerst aufmerksam gemacht wurde, da sie noch gänzlich unbekannt sind, in dieser Zeitschrift an einer anderen Stelle. Aus der Jahreszahl 1414, welche diese Malereien tragen, geht aber hervor, dass der Chor der Grafendorfer Kirche schon vor 1414 vollendet gewesen sein muss. Der Chor ist auch in der That in den besten Formen der Gothik gebaut und erhalten. Halbsäulen mit Basis und Kapitäl tragen die Netzgewölbe. Der Chor besteht aus zwei Jochen und den normalen Abschluss. Das einfache gothische Schiff der Kirche ist ein jüngerer Bestandtheil. Auf diesen Kirchentheil nämlich bezieht sich die Jahreszahl 1521, welche über dem Triumphbogen zu lesen ist. Das Schiff wurde also gebaut, als sich im Gailthale jene bedeutende spätgothische Bauthätigkeit entfaltete, mit der der Name Bartlmä Fürtaler zu Laas, Kötschach und Luggau theilweise verbunden ist. Die Kirche zu Grafendorf war übrigens ursprünglich romanisch, was durch ein niedriges echt romanisches Thurmfenster an der Südseite des Thurmes, das noch völlig ursprünglich erhalten ist, bezeugt wird. Im Barockzeitalter erhielt die Kirche einen Zubau an der Südseite links vom Eingange; in diesem befindet sich ein beachtenswerter Barockaltar mit Gypssäulen. An der Außenwand dieses Zubaues lesen wir bei einer Sonnenuhr die Inschrift 1736. Im 19. Jahrhunderte endlich wurde über den Kircheneingang an der Westseite die Gestalt des Erzengels Michael als Seelenwäger gemalt. Diese moderne Darstellung hat insoferne Interesse, als sie zeigt, dass diese ikonographisch alte und merkwürdige Auffassung St. Michaels in Kärnten mehr verbreitet gewesen sein muss, als nach den jetzigen Überresten zu schließen ist. Ich kenne St. Michael als Seelenwäger in Kärnten bis jetzt in alten Darstellungen nur auf den Fresken zu Thörl, im Karner zu Metnitz und in den spätgothischen Steinreliefen an der Friedhofmauer zu St. Stefan bei Finkenstein. An der Südseite der Grafendorfer Kirche gewahrt man außen Spuren eines Christoforos. In der Grafendorfer Kirche werden auch die Reste eines Fastentuches aus dem 17. Jahrhunderte aufbewahrt. Diese zeigen auf Leinwand gemalt Scenen aus der Passion, nämlich: 1. Christus am Ölberge; 2. die Geißelung; 3. die Dornenkrönung; 4. Christi Sturz unter der Kreuzeslast; 5. die Kreuzigung.

6. Die Pfarrkirche St. Daniel im oberen Gailthale (vergleiche Kunsttopographie p. 19). Diese älteste, im 11. Jahrhunderte gegründete Kirche des Gailthales zeigt noch ihren romanischen Bau am Thurme. Dieser hat nämlich noch die durch zwei romanische Pfeiler in drei Theile getheilten Rundbogenfenster. Sonst keine Spur der ursprünglichen Bauanlage. Das Schiff der Kirche ist spätgothisch, von einheitlicher Bildung mit schönen Netzgewölben, es öffnet sich im weiten Triumphbogen gegen das Presbyterium. Dieses hat gleich dem Schiffe außen Strebepfeiler; obwohl es in schwerfällig barocker Weise umgebaut wurde, ließ man nämlich die gothischen Streben außen stehen. In der Sacristei befindet sich über der Thüre auf einer Holztafel folgende Inschrift aus dem 15. Jahrhundert: „anno domini 1478 affuerunt Turci devastantes hanc ecclesiam et multitudinem captivorum duxerunt.“ Ein alter Karner, der Malereien besessen haben soll, wurde schon vor Decennien völlig abgetragen.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

—

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

83. Jahrgang.

Nr. 1.

Klagenfurt 1893.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Inhalt.

Zwei Weltgerichtsbilder auf Wandmalereien in Kirchen des oberen Gailthales. Besprochen von Dr. F. G. Hann 1
Von den Heidengräbern des Lisergebietes. Von Dr. V. Vogatschnigg . 4
Ein Hexenproceß in Paternion im Jahre 1662. Von A. v. Jaksch . . . 9
Lieder aus dem „Josefi-G'spiel". Mitgetheilt von Fr. Franziszi . . . 18
Kinderreime und Kinderspiele in Kärnten. Gesammelt von Balth. Schüttelkopf I. Nachtrag. (Schluss.) 24

Kleine Mittheilungen:

Alterthümer-Funde und Erwerbungen im Jahre 1892. Von Karl Baron Hauser 26
Ältere römische Straßenzüge. Von Karl Baron Hauser 27
Villacher Maler aus dem Anfang des 15. Jahrhundertes. Von A. v. Jaksch 28
Von einem aufgefundenen Grabstein. Von U. Ehrlich 29

Literaturbericht:

Karl Kraus, „Vom Rechte" und die „Hochzeit". Besprochen von Dr. Josef Seemüller 30

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 1. Dreiundachtzigster Jahrgang. 1893.

Zwei Weltgerichtsbilder auf Wandmalereien in Kirchen des oberen Gailthales.

Besprochen von Professor Dr. F. G. Hann.

Von diesen zwei Weltgerichtsbildern ist das eine in der Kirche zu Grafendorf bis jetzt völlig unbekannt, das zweite in der Kirche zu St. Lorenzen im Lesachthale in der Kunsttopographie p. 185 zwar erwähnt, wird aber hier zum erstenmale beschrieben. Die Wandmalerei in der Pfarrkirche zu Grafendorf ist ziemlich gut erhalten und nimmt den ganzen oberen Theil des östlichen Gewölbefeldes im Chorabschlusse ein. Die Darstellung war unter Brettern verborgen; ich wurde durch die gütige Mittheilung des Herrn Dechant Franziszi auf diese Wandmalerei aufmerksam gemacht. Im oberen Theile des spitzbogig eingerahmten und abgeschlossenen Feldes ist der Dies irae gebildet. Christus thront in überlieferter Weise auf der Weltkugel, ein Regenbogen geht von dem Richter aus. Maria und Johannes, letzterer in brauner Mönchskutte, legen Fürbitte ein am Tage des Zornes. Ober dem Richter sieht man Engel in den Lüften. Von Maria geht ein lichter Streif, wahrscheinlich ein Strahl des Segens, hernieder nach der Gruppe der Seligen. Wir gewahren unten (links vom Beschauer) eine Schaar von Seligen, merkwürdigerweise gehen dieselben nackt dem himmlischen Jerusalem zu. Rechts vom Beschauer sind Auferstandene schon den höllischen Flammen überliefert. Einer kauert verzweifelt am Boden, ein zweiter entsteigt hilferingend aus der Erde, ein anderer weint und birgt das Gesicht in der Hand. Weiter nach rückwärts sieht man aufwärtsstehende Gestalten. Ganz rechts ist der Höllenrachen als mächtiger Kopf vorgeführt. Den Hintergrund nimmt ein grüner Plan mit

Digitized by Google

Höhen ein. Unter dieser Weltgerichtsdarstellung sieht man links den Erzengel Michael in gewaltiger Figur, eine Lanze haltend, geharnischt. Rechts von ihm ist die Gottesmutter innerhalb einer Strahlenmandorla in Vollgestalt gemalt. Die Inschrift in gothischen Minuskeln besagt, dass das gmel habe machen lassen zu lob und eren Mariens und des Erzengel Michael Leonhard Unterberger im 1400 und 14. Jahre. Dieses Gemälde zeigt also, dass die Wandmalerei im Anfang des 15. Jahrhunderts im Gailthale in monumentaler Weise gepflegt wurde.

Eine herrliche, wahrhaft künstlerische Darstellung des jüngsten Gerichtes ist an eine Travee der linken Seitenwand des Schiffes der Kirche St. Lorenzen im oberen Lesachthale gemalt. Das Gemälde glänzt in sattem Farbenschmucke voll Leuchtkraft; helle und intensive Töne walten vor. Christus thront auf der Weltkugel in regenbogenartiger Mandorla; seinen Sitz schmückt gleichfalls ein Regenbogen. Vom Erlöser geht ein Strahl und eine Lilie aus. Johannes und Maria in ausdrucksvoller Geberde knien fürbittend zu beiden Seiten des göttlichen Richterthrones. Oben in den Lüften schweben gut bewegte, anmuthige Engelgestalten, welche Kreuz, Säule und überhaupt Marterwerkzeuge des Herrn tragen. Rechts und links vom Sitze des Erlösers gewahrt man, ähnlich wie in Milstat in perspectivisch abgestuftem Bogen angeordnet, die zwölf Apostel, individuelle Gestalten, würdig gebildet. Christus zeigt ein jugendliches Antlitz mit kurzem Barte. Hält sich der Künstler im oberen Theile an die altehrwürdige Tradition, so entfaltet sich in der unteren Bildhälfte sein ästhetischer Sinn als echter Renaissancekünstler in feinster Weise. Links vom Beschauer zeigt sich eine gethürmte Stadt, das himmlische Jerusalem, dem die Seligen zuwandern. Ein Zug vornehmer Leute beiderlei Geschlechtes größtentheils in der Zeittracht von Patriciern und Adeligen des beginnenden 16. Jahrhundertes gehen zur Pforte des Himmels ein und werden von dem Himmlischen empfangen. Die Vorderen knien, die Übrigen bewegen sich im reichen wohlgeordneten Zuge. Alles ist voll künstlerischer Ausführung. Besonders edel ist ein Jüngling im Zeitcostüme aufgefasst, der ein Barett auf dem schönen blonden Haupte trägt, desgleichen eine Dame in der Zeittracht. In der Mitte des Bildes sehen wir im Hintergrunde Selige und Verdammte den Gräbern entsteigen. In den Lüften entfalten Engel ganz ähnlich wie am Milstäter jüngsten Gerichte die Bücher des Lebens. Auch gewahrt man am Bilde in St. Lorenzen Engel in der Luft, welche weiße Streifen mit rothen Kreuzen aus-

Digitized by Google

breiten. Den rechten Theil der unteren Bildfläche (vom Beschauer aus) nimmt eine wildbewegte Gruppe von Verdammten, zu einem Knäuel verschlungen, ein. Dieselben sind größtentheils nackt. Eine unbekleidete Gestalt unter den Verdammten mahnt besonders an eine ähnliche am Milstäterbilde. Vor der Gruppe der Verdammten gewahrt man ein Hündchen. Ganz rechts unten in der Ecke ist der Höllenrachen, ähnlich wie in Milstat als wilder riesiger Kopf mit Klotzange gebildet, in demselben thront Lucifer. Vor dem Höllenrachen treiben zwei Teufel ihr Spiel. Die Dämonen sind grotesk aber ohne häßliche Verzerrung gebildet. Die ganze wohldurchdachte Composition hebt sich vom einfärbigen Hintergrunde in bester Weise ab und ist so gut erhalten, als ob sie erst vor kurzem gemalt wäre und frei von aller störenden Uebermalung. Vom Salvator und vom höllischen Fürsten flattern Spruchbänder mit biblischen Inschriften.

Da außen am Thurme an der Westseite die Zahl 1474 zu lesen steht, die Kirche also erst gegen Ende des 15. Jahrhundertes gebaut wurde, so geht daraus schon hervor, daß die Malerei des jüngsten Gerichtes dem Beginne der Neuzeit angehört. Darüber lassen auch die Trachten und die ganze malerische Ausführung keinen Zweifel aufkommen. Leider fehlt das Wappen des Stifters und der Name des Malers. Jedoch hat dieses von einem echten Künstler herstammende Bild eine so große Ähnlichkeit in der Composition mit den in Milstat, daß es unbedingt derselben Zeit und wahrscheinlich demselben Meister, also der ersten Hälfte des 16. Jahrhundertes angehört. Wie in Milstat ist links vom Beschauer der Zug der Seligen angeordnet, rechts der Höllenrachen und die Gruppe der Verdammten, während im mittleren Hintergrunde die Auferstehung nur von der Ferne und nebenher gezeigt wird. Die Engel, welche die Leidenswerkzeuge tragen, ferner die, welche die Bücher entfalten, finden sich in analoger Weise in Milstat. Das der Höllenrachen an das Milstäter Fresco gemahnt, wurde bereits erwähnt, ebenso die ähnliche Anordnung der Apostel als Beisitzer, von der ich in meiner Abhandlung über das jüngste Gericht in Milstat gezeigt habe, daß sie auf das Motiv Fra Bartolomeos in St. Maria nuova in Florenz zurückgeht. In St. Lorenzen zeigt sich somit, wie ich glaube, derselbe durch die Anschauung der italienischen Kunstwerke der Renaissance ästhetisch geschulte, uns dem Namen nach leider unbekannte Meister, den wir am Milstäter Fresco bewundern.

Digitized by Google

Von den Heidengräbern des Lisergebietes.

Von Dr. V. Pogatschnigg

Die auf S. 192 des 6. Heftes der Carinthia I., Jahrgang 1892 gebrachte kleine Mittheilung über: „Die wilden Friedhöfe in der inneren Krems“ enthält unter andern auch die erfreuliche Nachricht, dass von berufener Seite daran gedacht werde, diesen interessanten, aber heute nur erst noch sagenhaften Resten einer alten Zeit weiter nachzugehen und mit Hilfe des Spatens zu ermitteln, was an der Tradition über dieselben Wahres sei. Für dieses geplante Unternehmen sollen hier einige Notizen zusammengestellt werden, die dem Schreiber dieser Zeilen zu Gebote stehen und für die weitere Forschung über die Sache nicht ohne Belang sein dürften.

Zunächst von den alten Gräbern, welche unter dem Namen: „wilde Gräber“, „hadische Gräber“, „wilde“ oder „hadische Freithöfe“ auf den Bergen im Hintergrunde des Kremsbachgrabens vorkommen sollen. Die Sage verzeichnet solche Gräber sowohl auf der blutigen Alpe, wie auch auf der Pfarreralpe, welche in deren Nähe sich ausbreitet. Die Kenntnis von der Existenz dieser Gräber ist unter der Bevölkerung des Liserthales ziemlich allgemein verbreitet und scheint auch bedeutenden Alters zu sein, da die Personen, welche sie mir seinerzeit vermittelt haben, sich auf die Aussagen ihrer Eltern und Großeltern, sowie anderer alter Leute beriefen. In die Literatur tritt die Kunde von dem Bestande der Gräber zuerst mit dem in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines zu Wien, Bd. V. S. 70 u. ff. veröffentlichten Aufsatze: „Die Stangalpe und der Königsstuhl“ von Franz Franziszi ein. Nach dessen Erzählung sind in der Pfarrer alm ob der innern Krems die Heiden begraben, welche in einer großen Schlacht mit den Christen dort oben gefallen sein sollen. Noch heutigen Tages heiße daher die Stelle „bei den heidnischen Friedhöfen“. Damals wäre auch der heidnische Tempel in Kremsalpen zerstört worden. Der früher dem Heidenthum zugethanene Graf Aschauer habe sodann, als er zum Christenthum übergetreten, dort eine christliche Kirche erbaut, in der derselbe auch begraben läge. Ein Wandgemälde in der Kirche aus dem Jahre 1587 gäbe weitern Aufschluss über diesen Aschauer. Diesen Mittheilungen Franziszis vermag ich aus meiner Sammlung noch folgendes traditionelle Material anzuschließen: In den Bergen der Krems haben vor Zeiten Heiden gehaust. Sie wohnten hoch oben in

Digitized by Google

den Höhlen und Löchern des Gebirges und gruben auch nach Erzen daselbst. Einige Löcher führen heute noch den Namen „Hadengruben" oder „Hadenlöcher", sie kommen auf der Kremsberger Alpe, auf der blutigen Alpe und auf dem Stubennock vor, der auch der „alte Berg" genannt wird, und über den die Grenze von Kärnten und Salzburg zieht. Diese „hadischen Leute" waren größer als die gewöhnlichen Menschenkinder, die sich ihnen gegenüber wie „Grasmucken" ausnahmen.

Eine andere sagenhafte Gräberstätte befindet sich auf der Dornbacher Alpe südlich von Gmünd. Sie liegt auf der Einsenkung, welche die Dornbacher Wiesen trägt, gegen die Bartelmanshöhe hin. Ein alter Weg aus dem Radlgraben nach der Mühldorfer Alm hin führt nicht weit davon vorbei. Eine Reihe hügelartiger Erhebungen des Bodens werden da gefunden. Das Volk bezeichnet die Stelle mit dem Namen: „hadische Gräber" oder „hadischer Freithof." Die Überlieferung erzählt, dass da „hadische Leute" begraben seien. Das wären Menschen von riesenhafter Größe gewesen, wie sie ehedem im Liser- und Maltathale gehaust hätten. Wenn man eines dieser Gräber öffne, so käme ein schreckliches Gewitter. Ich habe während eines Ferialaufenthaltes zu Maltein im Jahre 1861 zum erstenmale davon erfahren und über den Fund in einem Feuilleton der „Klagenfurter Zeitung", Jahrgang 1861, Nr. 231 berichtet. Einige Jahre später unternahm der kärntische Archäolog M. Freiherr von Jabornegg-Altenfels in Gesellschaft des damaligen Gemeindesecretärs von Trebesing einen Ausflug dahin, um diese Leichenstätte näher zu untersuchen. Von dem Resultate seiner Localerhebung gab Jabornegg dann in einem längeren Museal-vortrage, welcher in der Carinthia Jahrgang 1866 Nr. 2, S. 61 abgedruckt ist, umständlichen Bericht. Wenn bei dessen Untersuchung stoffslich nicht viel herauskam, so kann dies nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, dass derartige Grabungen nicht nur Zeit und Vorsicht, sondern auch eine gewisse Erfahrung in der Wissenschaft und Technik des Spatens erheischen. Jabornegg erklärte nichts destoweniger diese Gräber (von ihm auch mit dem in Kärnten durchaus nicht üblichen Worte: Hünnengräber bezeichnet) sofort als keltisch und sucht ohne sichere Anhaltspunkte positiver Funde gleich die Zeit zu bestimmen, wann sie entstanden sein dürften.

Eine dritte Stelle mit ähnlichen sagenhaften Gräbern soll sich in der Gamschiz östlich von Gmünd befinden. Wo nämlich die Heumahden und Almweiden des sogenannten „Materbodens" sich

Digitized by Google

ausbreiten, gewahrt das Auge eine Reihe grabartiger Hügel. Diese führen im Munde des Volkes ebenfalls den Namen „alte“ oder „hadische Gräber“. Auch hier kehrt die allgemeine Sage wieder, dass in ihnen Leute aus Heidenzeiten begraben wären. Die Stelle ist noch durch den Umstand interessant, dass daselbst einmal Waffen, ein großes Schwert und eine Hellebarde gefunden worden sind. Es heißt auch, dass bei dem Adambauer oder beim Bauer auf der Lacken noch vor einigen Jahren eine solche alte Waffe, die auf dem „Materboden“ ausgegraben worden, zu sehen gewesen sei.

Ein vierter Punkt, wohin die Sage derartige Gräber verlegt, befindet sich im Hintergrunde des Röringgrabens auf der Nordseite der Milstäteralm etwas ostwärts vom Thörl, über welches man von Milstat her zur Hofalm und nach Röring hinuntersteigt. Wieder ist es eine Reihe grabartiger, größerer und kleinerer Bodenwellen, denen das Volk den Namen „hadische Gräber“, „alte Gräber“ gab. Eine Sage darüber vermochte ich bei meiner damaligen Wanderung nicht in Erfahrung zu bringen.

Dieselbe Merkwürdigkeit alter Gräber zeichnet auch den mehr östlich gelegenen Theil des oberkärntischen Rockgebietes zwischen Gurk und Liser aus. Hier ist es die sogenannte Kaninger Weltzen, wo sie sich finden. Eine Örtlichkeit auf derselben heißt der Stollen- oder Rasboden; die hügelartigen Erhebungen, welche derselbe trägt, führen den Namen: „Hadengräber“. Dort sollen vor Jahren einmal auch Knochen und Zähne gefunden worden sein. Man erzählt sich von der Stelle noch Folgendes: Da oben haben vor Zeiten Leute gelebt und gewirtschaftet, die Heiden gewesen sind und die gewöhnlichen Menschen an Größe weit übertrafen. Damals waren auf den Höhen dort oben noch fruchtbare Felder; der Mohn gedieh so gut, dass er Köpfe von der Stärke eines Kindskopfes trug. Da kam aber einmal ein großer Reif, der weit und breit herum alles versengte. Seitdem wächst nur spärliches Gras auf diesem Boden, der bis heute noch nicht anders als „die Felder“ genannt wird. Die hadischen Leute sind bald darauf auch von dort weggezogen. Einige Löcher in „Erlachers Eck“ etwas südlich von der Weltzen führen den Namen „Hadische Löcher“ oder „Hadengruben“.

Man muss sich hüten, überall da, wo so seltsame Namen einem entgegenklingen, ohne Weiters sofort anzunehmen, dass man es da immer in der That auch mit geschichtlichen Resten zu thun habe. Der auf-

Digitized by Google

fallende Name kann hie und da lediglich nur der anschaulichen und Bilder liebenden Redeweise des Volkes seinen Ursprung verdanken, ohne durch etwas Anderes gerechtfertigt zu sein. Wie oft finden sich in den Alpen nicht bei gewissen auffallenden Reliefformen des Gebirges die Namen: Thurm, Zinne, Mauer, Tisch, Kanzel, Stuhl, Kirche, Tempel u. dgl. Alle diese bildlichen Bezeichnungen sind aus derselben Gewohnheit der volksthümlichen Redeweise entsprungen. Ein Gleiches dürfte auch bei den topischen Namen: Gräber, Freithof, Pfarrhof hie und da der Fall sein; liegt es ja doch auch so nahe, die in die Sinne fallende Plastik eines Terrains mit grabartigen Erhebungen mit jenen Worten zu benennen und zu bezeichnen. Das Wort Freithof bedeutet zudem in der älteren Sprache und übereinstimmend damit in manchen Dialecten keineswegs immer nur eine Gräberstätte, sondern ebenso oft auch ganz allgemein jede eingefriedete, eingehegte Örtlichkeit; es wird in dieser Bedeutung angewendet, um in der Almwirtschaft Stellen zu bezeichnen, die für die Vereinigung des Weideviehes bestimmt und mit Zäunen umgeben sind. In dieser Bedeutung wechselt das Wort mit andern ähnlichen Bezeichnungen z. B. mit Pfarr, Pfarrhof, welche dem hochdeutschen Pferch entsprechen, oder auch mit dem Ausdrucke: Thamer, einem aus dem Slovenischen (**tamar**) stammenden Worte des deutsch-kärntischen Dialectes, das ebenfalls einen Viehhof im Gebirge bezeichnet. Die Namen „wilder Pfarrhof", „wilder Freithof" besagen daher unter Umständen nichts Anderes, als dass an der Stelle, welche jenen Namen führt, einmal eine Viehhürde bestanden hat, welche inzwischen abgekommen, also öde (dialectisch auch mit „wild" bezeichnet) geworden ist. Mit der Zeit ist die ursprüngliche Bedeutung dieser Worte dem Bewusstsein der Leute fremd geworden. Da greift dann häufig die Sage ein, um mit einer erfundenen Geschichte den entschwundenen Sinn dieser Worte zu erklären. (Etymologische Sage.) Allein ebenso oft sind Name wie Sage die Träger von Erinnerungen an wirkliche Begebenheiten und vermögen sie daher der Forschung als Fundweiser wichtige Dienste zu leisten. Manche historische und prähistorische Entdeckungen sind schon an der Hand solcher Traditionen gemacht worden. Jedenfalls ist die sagenhafte Erzählung von dem Dasein solcher „alter Gräber" einer weiteren Verfolgung werth. Erst eine solche genaue fachmännische Untersuchung an Ort und Stelle mit Hilfe des Spatens wird feststellen, ob und was Wahres an dem sei, was uns die Volksüberlieferung über diese angeblichen Grabstätten zu erzählen weiß.

Digitized by Google

Ich glaube noch auf einen Umstand hinweisen zu sollen. Sämmtliche der angeführten Örtlichkeiten, wo entweder Name oder Sage oder beide zugleich solche Gräber vorhanden sein lassen, sind in alten Bergbaugebieten des kärntischen Oberlandes gelegen. Sowohl auf der blutigen Alpe wie am Stubennock in den Berggeländen der inneren Krems wurde schon in alten Zeiten nach Erzen gegraben. In einer Urkunde vom Jahre 1421 wird die Wiese Aigen und ein Erzvorkommen auf der blutigen Alpe erwähnt. Der Bergbaue um Katsch (Rauchenkatsch) gedenken urkundliche Nachrichten aus den Jahren 1354 und 1377. Der Stubennock wurde des hohen Alters der an ihm aufgeschlagenen Bergbaue wegen von den Bergleuten gewöhnlich nur der „alte Berg" oder „Altenberg" genannt. Unweit des hadischen Freithofes der Dornbacher Alpe lagen im Radlgraben westlich von Trabesing Bergbaue auf Gold, Silber, Kupfer; auch diese reichen über das 15. Jahrhundert zurück. Für Nöring und Gamschiz vermag ich allerdings keine urkundlich verbürgten Daten über dort bestandene Bergbaue beizubringen; allein hie und da dort noch vorhandene Spuren bergmännischer Thätigkeit in Grubenlöchern und Schlackenhalden, sowie die Bedeutung der Ortsnamen selbst, die ja beide der slavischen Terminologie des Bergbaues angehören (Nöring, urkundlich norih von slav. nora d. i. Berggrube, und Gamschiz vom slav. jama ebenfalls Grube, jamica, jamka, Grübel) machen es mehr als wahrscheinlich, dass schon frühzeitig auch in diesem Gebiete ein Bergbau umgegangen sei. Dem Nockgebiete ob Kaning gehören die erst in neuerer Zeit aufgelassenen Eisensteinbergbaue auf dem Bock bei Kaning und auf der Welitzen bei St. Oswald an; die dortigen Gruben scheinen ebenfalls ziemlich frühe aufgeschlagen worden zu sein. Es ist daher nicht allzugewagt anzunehmen, dass man es mit einer sehr frühen Besiedlung dieser Höhe zu thun habe, und dass die von der Sage in die Tiefe der Zeit, in die vorchristliche Periode verlegten dortigen alten Gräberstätten mit der bergmännischen Exploitation des Gebietes zusammenhängen dürften.

„Verschollner Völker dunkle Wanderungen, Kampf um den Landhaag, Überfall und Flucht .... Manch' verklungen Geheimnis schwebt um Höhensaum und Schlucht". Diese Verse könnte J. v. Scheffel nicht nur vom Rennstieg, sondern ebenso gut von diesem oberkärntischen Berggelände gesungen haben. Alles vereinigt sich hier, sie zu rechtfertigen: eine Straße, auf der sich von den frühesten Zeiten her der Verkehr zwischen Norden und Süden bewegt hat, Spuren menschlicher

Digitized by Google

Arbeit frühester Zeit an der Oberfläche wie in den Tiefen der Berge, uralte Besiedelung, Grenzstreit, Kämpfe zwischen Heiden und Christen, zwischen Deutschen und Slaven, endlich diese oben besprochenen zahlreichen sagenhaften Gräberstätten aus einer heute noch nicht bestimmten Zeit. Wenn der Lungauer es heute noch liebt, das Thomathal in der südöstlichen Grenze seines Gaues die „alte Welt" zu nennen, so darf der Liserthaler von den ihn umgebenden Bergen mit gleichem Rechte sagen, hier läge ein Stück von „Kärntens alter Welt".

Ein Hexenproceſs in Paternion im Jahre 1662.

Aus den Acten mitgetheilt von A. v. Jakſch.

Am 20. Mai 1662 wurde bei der Freiherrschaft Paternion, damals schon im Besitze des Grafen Martin Widman eine gewisse Regina Pauman aus Kitzbüchl in Tirol gefänglich eingezogen. Sie wurde zunächst in Gegenwart des Grafen selbst und des Hans Joachim Hennbel gütlich verhört.[1])

Man fragte sie zunächst, wer der Hänsel sei, der ihr Liebhaber gewesen. Sie antwortet, dass sie wohl erkannte, der böse Geist sei in Gestalt ihres Liebhabers Hansel zu ihr gekommen, gekleidet wie ein Pilgrim, von großer und schöner Gestalt. Auf weitere Frage giebt sie an, dass sie mit Hänsel 14 Jahre lang bekannt sei. Da Regina krumm gieng, fragte man sie, wie lang das her sei. Vor 3 Jahren, gab sie zur Antwort, habe sie der Hänsel während des Wettermachens fallen lassen, so daß sie krumm wurde und zwar geschah das bei Obdach in Steiermark. Sie sei etliche 20 bis 30 Mal mit ihrem Hänsel in die Alpen gefahren, bevor sie krumm geworden, allein, später in des Hänsel Schoss — in Steiermark und Kärnten.

Die beiden Untersuchungs-Richter interessierte es auch zu erfahren, ob, so oft sie auf der Alpe gewesen und geholfen die Zauberei zu verrichten, ihr Geld gegeben worden. Regina sagte, der Teufel pflege immer Geld auszutheilen und zwar am meisten denjenigen, die sich mit ihrem Blute verschreiben. Ihr aber habe der Teufel für diesmal blos 30 kr. gegeben. Sie sagte weiter befragt aus, dass sie dabei gewesen, als neulich das Schauerwetter von Laaß auf Paternion geführt

[1]) Ich bemerke, dass leider die Verhörsprotokolle nicht vollständig sind. Es fehlen insbesondere die Aussagen der verhafteten Complicen.

Digitized by Google

wurde und so großen Schaden gethan. Die Untersuchungs-Commissäre verlangten auch, die Gefangene solle jene, welche sich dem Teufel mit ihrem Blute verschrieben, namentlich nennen und frugen, ob dies etwa Regina nicht auch selbst gethan. Regina gab die Auskunft, daß sie in Steiermark einen Schneider namens Hänsel gekannt, der sich dem Teufel mit seinem Blute verschrieben, und der mit einer Teufelin zu thun gehabt. Auch sie habe sich verschrieben und dabei die Dreifaltigkeit, Maria und die Taufe verleugnet, das Blut aber dem Daumen der linken Hand entnommen. Die Commissäre wollten ferner Näheres über den bösen Feind wissen, der in Gestalt ihres Liebhabers Hänsel zu ihr gekommen, vor Allem in welcher Kleidung und Gestalt, wann, bei Tag oder Nacht, was er geredet und wie oft sie sich mit ihm fleischlich vermischt. Regina erzählte, der Hänsel sei jede Nacht und bisweilen auch bei Tag zu ihr gekommen und bis zum Hahnkrähn bei ihr geblieben und habe sich mit ihr auch befleckt.

Widman und Henndel wollten auch wissen, wie man den Schauer mache und führe und wie man die Salbe[1]) verfertige. Nach Regina stoße man zum Schauermachen in einem Sacke Eis und Schnee und säht das während des Fahrens aus. Der böse Feind, den sie „die Perchtl“[2]) nennen, fahre alle Zeit ganz feurig an der Spitze zu vorderst. Zur Salbe nimmt man Butter, Pech, altes Wachs, das Weiße von einem Ei und Schmeer untereinander gesotten, worüber dann der böse Feind einen Spruch spricht. Befragt, ob die Zauberer nicht in Gestalt der Wölfe oder anderer Thiere den Leuten Schaden zufügen, giebt Regina die dunkle Aufklärung, sie habe von ihren Genossen gehört, daß diejenigen, welche drei Charfreitage nach einander mit ihrer „Mutter“ zu thun gehabt, sich zu Wölfen machen; auch aus weißen „Arbeißen“[3]) können diese Wölfe machen.

Es waren in Paternion noch zwei namens Leonhard und Bärtl verhaftet worden, von welchen die Commissäre erfahren wollten, ob diese auch bei der letzten Mahlzeit dabei gewesen, ob sie nicht wisse, daß sie beide vom Teufel gezeichnet sind, sowie in welchem Jahre Letzteres geschehen und ob Regina die Zeichen des Teufels an den beiden kenne. Letzteres war ihr nun unbekannt. Doch bezeichnete sie beide, die sie

[1]) Man liest in den meisten Hexenprocessen, daß der Zaubrer durch das Bestreichen seines Körpers mit einer besonderen Salbe das in die Luft Fliegen bewirke.

[2]) Über die Perchtl vergl. Lexer, Kärnt. Wörterbuch p. 21.

[3]) Lexer, Kärnt. Wörterbuch p. 86, arwasse = Erbse.

Digitized by Google

zuvor niemals gesehen, als Mitarbeiter am letzten Wetter. Man fragte Regina auch, ob dieselbe geständig, dass sie mit dem Leonhard gebuhlt und sich befleckt. Regina antwortet, dass es wohl sein mag, dass der Leonhard sie beschlafen, doch müsse er schöner gewesen sein. Zufolge dieser Aussage erkundigten sich die Commissäre, ob denn der böse Feind die Zauberer schöner mache, als sie sonst aussehen, was Regina bejahte. Widman und Hennbel wollten ferner Auskunft darüber, wie und was Gestalt der böse Feind ihnen die Zusammenkunft andeutete, da sie doch weit von einander und wie sie sich vergleichen, das Wetter zu machen und zu führen. Regina gab an, sie wisse zwar nicht, wie die Zauberer zusammenkommen, sie vermeine aber, der böse Feind kündige es ihnen an. Sie jedoch wurde stets von ihrem Hänsel abgeholt. Auf die Frage, ob der Hänsel oder der Teufel auch während ihrer Gefangenschaft zu ihr gekommen, antwortet die Zauberin, dass, weil sie jetzt im Gefängnis fleißig bete, der Hänsel niemals zu ihr gekommen sei; auch trage sie jetzt kein Verlangen mehr nach ihm. Die Commissäre stellten auch folgende Anfrage, wie sie hat können kochen helfen, seit sie krumm. Regina sagt, sie habe es können, da sie beim Kochen nahe beim Feuer gelegen. Nun musste Regina auch Näheres über ihre Zaubergesellschaft angeben, wer alles dabei gewesen, wie jeder Einzelne heiße, und wo er sich aufhalte. Sie erzählte, es wären ohne die Spielleute 13 Personen gewesen, darunter zwei, davon der eine wohlgekleidet mit Stiefel und Sporen, sowie Federn am Hut. Dieser hat ihnen Geld ausgetheilt (ihr 30 kr.) Der andere hatte zwei Hörner und lange abscheuliche Ohren, sowie Füße wie ein Vieh. Befragt, warum das Wetter gerade in der Herrschaft Paternion und so großer Schaden gemacht wurde, sagt Regina aus, das habe der böse Feind angestiftet und, so viel sie von Leonhard und Bärtl vernommen, deshalb, weil diesen die Nikelsdorfer[1]) das Almosen nicht nach deren Willen gereicht. Weiters musste Regina darüber aussagen, wer diejenigen seien, die bei ihrer letzten Zusammenkunft gerauft, darüber der Teufel den einen ins Feuer gestoßen, der dann in demselben verbrannte und hernach von ihnen begraben wurde. Regina bekannte, sie wisse die Namen derjenigen, welche wegen ihrer Buhlschaft gerauft, nicht, davon der Eine ins Feuer gestoßen wurde, also dass er sich verbrannt und eine Zeit lang wie todt gelegen, später aber wiederum aufgestanden. Die Neugierde der In-

[1]) Nikelsdorf ein Dorf bei Paternion.

Digitized by Google

quisitoren war noch nicht erschöpft. Regina sollte angeben, ob sie nicht bei der letzten Zusammenkunft geleyert, und was sie endlich mit der Leyer[1]) gethan. Regina erzählte, in ihrer Jugend habe sie wol „leyern" können und gerne geleyert, jetzt aber Solches vergessen. Bei der Mahlzeit hätte man ihr zwar eine Leyer gereicht. Da sie aber nicht recht leyern konnte und man sie auslachte, hätte sie die Leyer einem um den Kopf geschmissen. Mit Regina war noch eine Person verhaftet worden. Deßhalb wurde sie gefragt, ob sie denjenigen, welcher heute mit ihr hinaufgeführt worden, bei ihrer letzten Zusammenkunft gesehen. Regina verneinte dies, da sie demselben sonst vor Gott und der Welt Unrecht thäte. Mit dem Namen Toni habe sie ihn während ihrer gemeinsamen Haft nennen hören. Befragt ob Regina den Jaritz kenne, sagt sie nein, doch habe sie von ihm wohl sagen hören, er könnte mit dem Handwerk gut umgehen. Die 24. Frage war die, ob Regina von dem bösen Feind gezeichnet sei. Sie bejaht, Hänsel habe sie an der linken Hüfte gezeichnet und weist das noch unverheilte Mal vor.

Jedenfalls waren in Paternion außer Regina noch drei Personen nämlich Leonhard, Bärtl und Toni verhaftet worden. Bezüglich der anzuwendenden Folter und des Examinationsmodus gaben 3 Juris-Doctoren, die Advokaten Talman, Waiz und Kröl am 14. Juni 1662 folgendes Consilium ab. Die zu Paternion verhaftete Regina Panman solle torquiert und erstlich, ob sie das, was sie gütlich ausgesagt, peinlich confirmiere, befragt, dann auch ferner in genere examiniert werden, ob sie das, was sie wider Leonhard und Bärtl gütlich ausgesagt, daß nämlich beide bei der letzten Zusammenkunft der Zauberer gewesen und das Wetter über Paternion machen helfen, nicht aus Zorn und darum geäußert, weil sie Regina durch die beiden in Verhaft gekommen, dann ob Leonhard und Bärtl nicht öfters bei den Zusammenkünften der Zauberer gewesen und Wettermachen geholfen und ob diese vom Teufel gezeichnet. Wofern nun Regina das, was sie wider die Genannten gütlich ausgesagt, in der peinlichen Aussage nicht revociert und von Leonhard, was er mehreres delinquiert, aussagte, könnte dieser gleichwohl torquiert werden, wo nicht, so soll man den Metnitzer, bei dem Leonhard gedient, kommen lassen, ob dieser etwa besser, als andere verstehen möchte, wie lang Leonhard und Bärtl bei

[1]) Die „Leyer" war ein besonders bei den Schinderleuten beliebtes Musik-Instrument.

Digitized by Google

der Zauberei, wie oft sie es prakticiert und ob sie vom Teufel gezeichnet. Über das, was nun obverstandener Maßen ein und die andere Person aussagen wird, wollen „sie Herrn Doctores" ferner ihr Judicium fällen, was sodann für ein Urtheil wider sie exequiert werden sollte. Ehe die Regina nicht torquiert und Leonhard, sowie Bärtl ferners vernommen, soll der Toni nicht entlassen werden. Über das endliche Schicksal der gefangenen drei Männer erfahren wir nichts. Umso mehr über das Reginas. Sie wurde gefoltert, und dazu gebrauchte man den Freimann oder Scharfrichter. Infolge Eingabe des Grafen Widman befahl der kärntische Landesverwalter unterm 27. Juni 1662 dem geschworenen kais. Bannrichter Heinrich Kröll, da der Graf das Malleszrecht niedersetzen zu lassen entschlossen, den kaiserlichen Scharfrichter alsbald nach St. Paternion in Leihweise zu verschaffen. Es liegt uns auch die sogenannte gütliche und peinliche Aussage Reginas d. h. das Verzeichnis jener Aussagen vor, welche sie sowohl beim gewöhnlichen Verhör als unter den Qualen der Folter von sich gegeben. Daraus läßt sich folgendes Neue entnehmen.

Nachdem sie im Bayerland zu Bogensperg einen Bauernknecht namens Hänsl sechs Jahre lang geliebt und mit ihm gebuhlt, sei ihr derselbe nachmals in Obersteyer und in Kärnten in Pilgrimskleidern erschienen. Sie kam durch denselben zur Zauberei und ist nun acht Jahre lang dabei. Durch den bösen Feind wurde sie mittelst eines runden Eisens an der Hüfte gekennzeichnet, welches Zeichen noch nicht heil. Während ihrer achtjährigen Thätigkeit als Zauberin hat sie fast jährlich dreimal gebeichtet und communiziert, das Hochwürdigste aber niemals sumiert oder genossen, sondern stets aus dem Munde wiederum herausgenommen, aufbehalten und dasselbe zur Salbe, zu Schauer, Reif und Wassergüssen gebraucht. Schauerwetter und Reif habe sie innerhalb der acht Jahre fast jährlich viermal in Steiermark und in Kärnten machen helfen. Sie ist auch bei Machung der großen Wassergüsse und des großen Schauers im Lavantthal gewesen, mit ihrer Gesellschaft einige Male in die Keller gekommen und hat in denselben gegessen und getrunken. Ihre Gesellschaft, soferne dieselbe noch nicht verhaftet und hingericht, könne sie nicht nennen, ausgenommen eines Fuhrmannes Weib eine halbe Stunde ober St. Leonhard im Lavantthale wohnhaft, namens Barbara. Die Zauberin, welche bei Machung des großen Wetters zu Wolfsberg Meisterin gewesen und noch dortselbst gefangen liegt, hat sie wohl gekannt, ihr Name ist ihr aber entfallen. Den Schauer und Reif haben sie so gemacht,

Digitized by Google

wie Regina gütlich ausgesagt, doch dazu auch das Allerheiligste gebraucht. Vor drei Jahren ist sie während des Fahrens infolge des Wetterschießens bei Knittelfeld aus Hänsels Schoß auf einen Stein herabgefallen und folglich krumm geworden. Ihr Liebhaber Hänsel habe sie dann bei ihren Zaubergeschäften vor sich im Schoß geführt. Was sie zuvor in Spital wider Bärtl und Leonhard ausgesagt, sei unwahr und aus Rache geschehen, weil diese sie zu Verhaft gebracht. Diese zwei sowie Toni habe sie in der Zaubergesellschaft niemals gesehen. Bekannt sind sie aber geworden in einem Bauernstadel zwischen Wernberg und Villach, allwo sie den Leonhard und Bärtl beherbergt und der Leonhard sich mit ihr befleckt, was Bärtl bemerkt. Das letzte Wetter habe allein den Nickelsdorfern, welche etliche der Zauberer nicht herbergen wollten, gegolten, doch war kein so großer Schaden, als durch Ausbrechen des Sackes geschehen, beabsichtigt. Von ihren Zaubergenossen macht Regina endlich namhaft: den Hans Jerg, doch ihr unbekannt, wo er zu Hause, die genannte Barbara, Caspar, einen Bauer oberhalb Rottenmann, einen Bauer gleichen Namens im Lande ob der Enns, Margarethe bei St. Leonhard im Lavantthale zu Hause, schließlich einen Bauer oberhalb Reichenfels namens Simon Bärtl, dem sie die Leyer bei der letzten Zusammenkunft „um den Kopf geschmißen", zwei Bräute, die Sennerinnen gewesen, mit Namen Bärbl und Margareth. Beim letzten Wettermachen, das an einem Montag gewesen, hätten sie sich für den nächsten Samstag am selben Ort wieder Stelldichein gegeben, um Reif zu machen. Auf besondere Frage gesteht Regina, daß wider die gezauberten Wetter das Geläute und besonders das Schießen mit geweihtem Pulver und Blei gut, das allerbeste aber andächtiges Gebet sei. —

Der Gerichtshof in Paternion, welcher am 3. Juli zusammentrat, war zusammengesetzt aus folgenden: Franz Geilperger Landrichter der Grafschaft Ortenburg, Paul Perger, Jacob Seitlinger, Michael Hirschmann, Georg Ely, Martin Zlanig, Hans Pichler, Christof Math unter Vorsitz des Bannrichters Bernhard Himmelberger — nicht Kröll. Das Protokoll führte Hans Stessl, Landgerichtsschreiber. Zunächst trat das sogenannte geheime Recht zusammen, wobei der Bannrichter folgende Ansprache hielt: „Edle, feste, Ehrenfeste und vornehme besonders geehrte, geliebte Herrn Beisitzer! Demnach bei dieser Freiherrschaft St. Paternian vor etlichen Wochen ein verdächtiges Weibsbild namens Regina Panman aus Tirol gebürtig, gefänglich eingekommen und auf

Digitized by Google

gütliches Examen soviel bekannt, dass man billige Ursach genommen, mit der Tortur und strengen Frage wieder dieselbe zu verfahren und dabei des juris gladii, Bann und Acht, womit diese Herrschaft hoch befreit, sich zu gebrauchen, wann nun deren Delict vermög gütlicher und peinlicher Aussagen criminalistisch, ist auf gnädige Verordnung des hoch und wohlgeborenen Grafen und Herrn Martin Widman Grafen zu Ortenburg, Freiherrn auf St. Paternian und Someregg unseres gnädigen hochgebietenden Herrn an heut dieses geheime Recht besetzt worden, um zu urtheilen, wasmaßen die arme Sünderin gestraft werden soll. Ob diese aber ihrer gütlichen und peinlichen Aussage noch bekenntlich, sollte ihr dieselbe förderist abgelesen und sie darüber nochmals vernommen werden." Nachdem die arme Sünderin vor das Gericht getragen[1]) wurde, wurde zu derselben gesprochen: „Regina auf deine so gütliche als peinliche Aussage ist auf gnädige Verordnung ihrer hochgräfliche Gnaden anheut dein Rechtstag angestellt und das Gericht allda besetzt werden, nach deinen Verbrechen über dich zu urtheilen, was vermög der peinlichen Halsgerichtsordnung[2]) Recht sein wird. Ehender aber solches geschieht, soll Dir deine gütliche und peinliche Aussage abgelesen werden."[3]) Dies geschieht. Nachdem die Angeklagte das Jawort gesprochen, wurde sie befragt, ob sie auch darüber leben und sterben wolle. Nachdem dieselbe solches bejaht, meldet der Bannrichter den Beisitzern:

„Sintemalen nun die arme Sünderin, das, was sie vor diesem gütlich und peinlich ausgesagt und anjetzo abgelesen worden, allda vor Gericht mit dem Jawort confirmirt und bestätigt, also will ich erstlich Herrn Landrichter zu Spital Urtheils angefragt haben" u. s. w. Es votieren Landrichter Geilperger: „die Verbrecherin soll vom Leben zum Tod gerichtet werden"; Perger und Seitlinger: „sie soll mit dem Brande vertilgt werden"; Hirschmann, Ely, Zlanig, Pichler und Math: „sie soll zuerst getödtet und dann zu Asche verbrannt werden". Bannrichter Himmelberger spricht sodann zu Recht und schließt: „obwohl sie ververschuldet, daß sie lebendig verbrannt werden solle, so soll sie doch dabei begnadigt werden, daß sie bei der Richtstatt am Scheiterhaufen erdrosselt und dann zu Staub und Asche verbrannt werden solle".

---

[1]) Wohl infolge der Tortur konnte sie nicht gehen.
[2]) Welche oben S. 13 mitgetheilt wurde.
[3]) Karl V.

Digitized by Google

So weit das Verfahren im geheimen Recht. Jetzt folgte das Verfahren im offenen Standrecht. Nachdem sich der Bannrichter in der Schranne mit seinen Beisitzern und dem Landgerichtsschreiber Hans Steffl gesetzt und die arme Sünderin auch hineingetragen, soll der Fronbot ausschreien (d. h. das Volk zusammenberufen) und nach solchem Ausschreien der Bannrichter dem Gerichtsschreiber befehlen, dem umstehenden Volke erstlich den Vortrag, sodann auch die gütliche und peinliche Aussage zu verlesen. Der Vortrag des Landgerichtsschreibers Steffl lautete folgendermaßen: „Gegenwärtige und hier vor dem Mallefiz- und Standrecht gestellte Person Regina Pauman aus der fürstlichen Grafschaft Tirol gebürtig ist in der löblichen hochbefreiten Herrschaft St. Paternian, welche das vornehme und hohe Privilegium des **juris gladii**, Bann und Acht, vermög kaiserlicher allergnädigster Concession zu exercieren ermächtigt, landgerichtlichen Jurisdiction aus erheblichen und beweglichen auch hochnothwendigen Motiven und Ursachen vor etlichen Wochen eingezogen und gefänglich angenommen worden. Was nun gedachte Regina, so gütlich als peinlich ausgesagt und bekennt, wird hiemit zu vernehmen sein." Sodann verlaß Steffl die gütliche und peinliche Aussage. Nachdem nun der Bannrichter die arme Sünderin gefragt, ob sie das alles noch geständig und sie mit Ja geantwortet, verliest er das Urtheil, welches folgenden Wortlaut hat: „Auf alles gerichtliche Fürbringen, nothdürftige, wahrhaftige Erfahrung, auch so gütlich als peinlich gethane Aussage und Bekenntnis, so alles nach Kaiser Karl V. peinlicher Halsgerichtsordnung geschehen, ist im geheimen Recht durch Beisitzer und Urtheiler endlich zu Recht erkannt und geschloßen worden, daß Regina Pauman, so sich gegenwärtig vor Gericht befindet, ihrer verübten Übelthaten halber, unerachtet die kaiserlichen Rechte sie lebendig zu verbrennen condemnieren, durch Begnadigung erstlich zur Richtstatt geführt, am Scheiterhaufen sitzend erdrosselt und dann deren Körper durch das Feuer vertilgt werden solle."

Am 3. Juli 1662 wurde die am 20. Mai verhaftete Regina vom Leben zum Tode befördert.

Noch hat sich ein Actenstück erhalten, welches den Titel führt: „Expensen, so auf die gefänglich eing kommene und hingerichtete Regina Pauman, wie auch auf den einfältigen Toni [1]) sich belaufen." Hier der Inhalt:

[1]) Siehe oben S. 12.

Digitized by Google

Regina 20 Mai bis 3 Juli 46 Tage für Speise täglich 5 kr. thut . .	3 fl.	50 kr.
Für Licht zur Wacht, alle Nacht um 2 kr. Kerzen	1 „	22 „
Für den Toni von 20 Mai bis 26 Juni 39 Tage täglich für Speise 5 kr.	3 „	15 „
Der Gefangenen zu unterschiedlichen Malen 6 Maß Wein	— „	27 „
Der Gefangenen und für die Wächter die ganze Zeit über an Bier und Brod	5 „	20 „
Zu den Advokaten und um dem Freimann dreimal Boten auf Klagenfurt geschickt, Botenlohn jedes Mal 48 kr.	2 „	24 „
Dem Drägl einmal Wartgeld	— „	12 „
Ein Botenlohn von Klagenfurt nach St. Veit um den Freimann zur Execution	— „	20 „
Dem Landgerichtsdiener sein Gebühr	— „	30 „
Dem Schmiedhandwerk für Machung eines Nagels zur Strangulierung $^3/_4$ Wein	— „	36 „
Zwei Zimmerleuten für Machung der Schrangen $^1/_4$ Wein	— „	18 „
Herrn Pfarrer zu Molzbichl am Abend vor der Execution ein Mahlzeit $^3/_4$ Wein	— „	30 „
8 Beisitzern und Urtheilern im geheimen Recht 2 Geistlichen und dem Stessl, als dieses Ortes Landgerichtsschreiber 1 Mahlzeit auf gnädige Verordnung für eine Person in die Speise 12 kr. . .	2 „	12 „
$^3/_4$ Wein	2 „	24 „
Herrn Landrichtersdiener für Speis und 1 Maß Wein	— „	10½
Für die Spitaler Beisitzer 4 Pferde $^1/_4$ und für des Pfarrers zu Molzbichl Roß ein Tag und Nacht 4 Maßln (Hafer)	— „	25 kr.
In dieser Sache 2mal Boten nach Spital	— „	30 „
Mein (Stessl's) und Herrn Landrichters Zehrung nach Klagenfurt samt Herrn Bannrichters Präsent	15 „	27 „
Dem Freimann zur Tortur	15 „	10 „
Dem Freimann zur Execution	29 „	26½
	84 fl.	19 kr.

Die Summe ist irrthümlich mit 84 fl. 59 kr. anstatt 81 fl. 19 kr. angegeben. Man sieht, der traurige Act kam verhältnismäßig nicht billig zu stehen. Am theuersten der Scharfrichter oder Freimann.

Bei diesen Acten der Regina Panman lag auch ein älterer Zauberact vom Jahre 1652 Mai 6. Es sind Fragstücke zur Tortur an Hans von St. Veitsberg. Der theilweise Einfluss desselben auf das Verhör, welches man an Regina vorgenommen, ist unverkennbar. Die Fragstücke dienten als eine Art von Schimmel. Bevor also der arme Hans gefoltert wurde, fragte man ihn Folgendes:

1. Ob er sich seiner gütlichen zum 3. Mal wiederholten Aussage wol zu rinnern wisse und derselben geständig sei?

2. Welcher Gestalt und warum Hansel zur Kunst des Wettermachens sich begeben habe, und wie lange er solche Kunst betreibe?

3. Wer seine Genossen gewesen, und ob er deren keinem die Kunst der Zauberei gelernt, wie ihre Namen sind, und wo sie sich befinden?

Digitized by Google

4. Ob er mit diesen auf einem Brett, „Muelter“ [1]) oder „Ranggl“ [2]) gefahren, und ob er zuvörderst oder hintennach gefahren, wie oft und wie weit?

5. Woher er damals die Salbe genommen, und an welchen Orten des Leibes er Hansel sich und seine Genossen angesalbt, auch was Worte sie dazu gebraucht, aus was Sachen er und seine Genossen die Salbe gemacht?

6. Ob er nicht eher, als er für sich selbst und mit anderen in die Luft gefahren, sich Gott, der h. Taufe und aller lieben Heiligen Gottes verziehen und einem andern angelobt, wer der und in was Gestalt und Eigenschaft der gewesen sei?

7. Ob er nicht gezeichnet worden, an welchem Orte des Leibes und mit was Zeichen?

8. Ob er niemals gebeichtet, welchem Priester und wie lange es sei; ob er die h. Hostien allzeit recht genossen oder derselben sich mißbraucht, und wie oft es geschehen?

9. Ob er seit der Zeit, als er die Zauberei getrieben, sich mit dem Zeichen des h. Kreuzes bezeichnet und gebetet, wie er gebetet, oder warum solches nicht geschehen?

10. Wo und in welchem Ort, auch in wessen Beisein er sich zeichnen lassen, und welche Worte er damals gebraucht hat?

11. Ob er bei Machung des h. Kreuzes den h. Geist genannt?

12. An welchen Orten er einstens die Zauberei gebraucht, was mit ihm und wie oft es geschehen, auch was ihn dazu bewogen, daß er Wetter gemacht und den Leuten Schaden gethan?

13. Wie oft er große Schauer, Platzregen, Schnee oder Reif gemacht, in welchen Orten und wie Solches geschehen?

14. Ob er nicht Willens gewesen, sein Zauberei weiter zu brauchen und woher die Salbe zu nehmen;

15. Woher er die Salbe und den halben Hut Dukaten hat nehmen wollen, die er dem Schreiber in der Kreuzen des Tags zuvor, ehe er eingezogen worden, kürzlich zu bringen versprochen?

16. Wer das gewesen, der das aufgenommene arme Kind ins siedende Wasser geworfen und dann Salbe daraus gemacht, wie er Hansel beim Wirt in der Kreuzen ausgesagt?

17. Ob die, welche das Zaubern lernen, ein Lehrgeld ausgeben müssen, und wie viel oder wem sie es geben?

18. Wann es im Fahren zu stark oder gemach gienge, was er gebraucht?

19. Wie und wo er und seine Genossen ihre Zusammenkünfte angestellt, ob sie zusammen gegangen oder gefahren, und was sie beieinander gethan?

20. Ob er seine Genossen und Genossinnen, wenn ihm dieselben vorgestellt werden sollten, erkennen würde?

Die Antworten auf diese mehr der zauberischen Wissbegierde, als dem Rechtsbewußtsein entsprungenen Fragen, haben sich leider nicht erhalten.

---

[1]) Nach Lexer, Kärnt. Wörterbuch pag. 193 — Holzschüsseltrog.

[2]) Nach Lexer l. c. pag. 203 und 204 raggl und range = Stange, welche noch mit Ästen versehen ist, so dass man Futterkräuter darauf trocknen kann.

Digitized by Google

Lieder aus dem „Josefi-G'spiel."

Mitgetheilt von Fr. Franziszi.

Ein beliebtes Volksspiel, wie es im Glanthale zuweilen zur Aufführung kommt, ist das Josefi-G'spiel. Es dauert über vier Stunden und hält sich genau an den biblischen Text. Die Schaubühne ist gewöhnlich die Tennbrücke einer Scheune. Mit dem Costüme und den Decorationen nimmt man es nicht genau; ein bunter Bettüberzug bildet die Courtine, und die Brüder Josefs erscheinen im schlichten Lodengewande.

Die Lieder aus dem Text dieses G'spiels, welche gesungen werden, lassen wir nachstehend folgen:

Verkündigungs-Bot.

Bin ich ein Verkündigungs-Bot
Und komme euch zu sagen,
Was sich mit Jakobs jüngerm Sohn
Einmal, einst hat zugetragen,
Welcher Josef heißt mit Namen.
Er hat mit 14 Jahr angefangen,
So war er zwar noch zart und klein,
Konnt doch die Träume auslegen fein.

Des Putiphars Gemahlin — die ist die einzige Ursach gewest,
Dass Josef in den Kerker kam.
Zwei Jahr hat ihn niemand erlöst,
Bis endlich ist gekommen an,
Dass dem Pharao wird bekannt,
Setzt ihn zu einem Vice-König wohl über das ganze Egyptenland.

Seit dieser Geschichte sind verflossen 3620 Jahr,
Das thut die Schrift uns klar
Ausdeuten — d'rin ist es offenbar,
Darum bitt ich ihr guten Leut'
Um eine stille Aufmerksamkeit.
Und nehmt die Worte zum Beschluss,
Gelobt sei Jesus Christus.

Die Lieder:

I.

1. Gott wir seien alle deine Kinder,
Du bist uns allen Vater gleich,
Nimm von uns an den Willen,
Dir zu danken seien wir bereit,
Da du uns doch diesen Tag
Hast behüt vor aller Plag,
Unsere Heerde auch zugleich,
Gott sei Dank im Himmelreich.

2. Jakobs Söhne sind zwölf Brüder.
Wir sein Brüder dieser Welt;
Alle eines Leibes Glieder,
Die er alle sammt erhält.
Gott wir dich täglich bitten:
Uns vor Unheil wollst behüten,
Schenk uns künftig deinen Segen,
Dass wir den künftigen Tag erleben.

3. Nun so legen wir uns nieder
Auf der schönen grünen Au,
Zu erquicken unsre Glieder.
Herr auf dich wir all' vertrauen.
Segne uns doch diese Nacht;
Der Engel Gottes bei uns wacht.
Steh' uns bei im letzten Streit,
Führ' meine Seel zur Himmels Freud.

Digitized by Google

II.

1. Lasset uns das Gemüth erheben,
Und der Zungen Lob erkling;
Preis und Jubel sei gegeben,
Dir o Schöpfer aller Ding!
O freudenvolle Morgenstund!
Preiset Gott mit Herz und Mund:
Gelobt, geehrt allezeit,
Jetzt und in Ewigkeit.

2. Auf ihr Brüder lasst uns treiben
Unsere Schaf auf grüne Haid,
Und nicht in der Wüste bleiben,
Weil wir haben frische Weid.
In dem Thal zu Todtheim
Finden wir's ganz angenehm.
Neben jenem Traubenfeld
Schlagen wir auf unser Hirtenzelt.

3. Und wenn die Läumer nicht mehr schreien,
Essen wir dann Käs und Brod,
Nehmen unsere Feldschalmeien,
Machen uns eine Musik vor.
O du schöne Ergötzlichkeit!
Weil das Echo so lieblich schreit,
Über hohe Berg und Thal
Gibt es den schönsten Wiederhall.

4. Wie schön lautet das Musizieren
In dem Thal zu Efranden
Bei der Heerde Jubelieren,
Weil die Hirten Jakobs da
Die Schafe hüpfen auf vor Freud,
Weil sie haben schöne Weid,
Dass mir mein Herz erfreut
In der schönsten Einsamkeit.

III.

1. Vergnügte Lust auf dieser Welt
Das Hirtenleben ist,
Ich muss oft ruhen auf freiem Feld,
Wo alle Wollust ist.
Früh morgens, wenn die Sonn aufgeht,
Das rothe Meer in den Wellen steht,
Da hört man schon das Vögleingesang;
Dos ist mein Frühgebet.

2. Diana kommt und tröstet mich,
Wenn mir die Zeit lang ist.
Die Flora mit ihrem Blümleingeruch
Sie meiner nicht vergisst
Bald kommt mir schwarz, bald weiß vorbei:
Füchs, Hirsche, Reh und allerlei.
So vertreib ich all mein Ach und Weh,
Bis ich schlafen geh.

3. Und wenn der Himmel blitzt und kracht
Bei Tag und finsterer Nacht
Und ich dabei frisch lustig bin,
Kein Schrecken mir nichts macht.
Früh morgens, wenn ich munter wir,
Steh'n die Schäflein vor der Thür,
So steh ich auf und treib sie schnell
Zum frischen Brunnenquell.

4. So leb ich allzeit frisch und gesund,
Keine Krankheit greift mich an;
Und wenn ich nimmer singen kann,
So fange ich zum pfeifen an.
Der süße Käs ist meine Speis,
Trink Wasser kalt als wie ein Eis.
Und so leb ich allzeit frisch und gesund,
Um kein Kranksein ich nicht weiß.

5. Ade, ade du eitle Welt,
Scheiden muss ich von dir,
Zum Sterben bin ich schon bereit,
Mein Bleiben ist nicht hier.
Wenn mir der Tod das Herz zertrennt
Und mich in finstere Gruben senkt,
So leg ich meinen Hirtenstab
Zu mir ins finstere Grab.

Digitized by Google

IV.

1. Was kann einen mehr ergötzen,
Als die edle Schäferei
Und in größere Freuden setzen,
Als das sanfte Lämmergeschrei?
Wenn man sieht auf grünen Wasen,
Unsere edlen Schäflein grasen,
Springt das Herz vor Freuden auf,
Verschwinden thut das Leiden d'rauf.

2. Wenn man hört die Bächlein rauschen,
Das Echo gibt den Wiederhall,
Ich geh mit keinen Stand nicht tauschen,
Wenn ich wirklich hätt die Wahl.
Wenn ich schon ein Kaiser wär,
So fiel' mir doch zu schwer,
Hätte nicht so viele Süßigkeit,
Als auf dieser grünen Haid.

2. Nichtwahr Brüder, wir sein glücklich,
Daß wir können Hirten sein,
Und es wäre ja nicht schicklich
Wenn das Leben gieng vorbei.
Ich will gehen in die Weiden
Und alldort ein Schäfer bleiben,
Da kann ich dabei recht lustig sein,
Bei einem frischen Gläschen Wein.

V.

1. Auf! auf! ihr Schäferleut
Morgens in's Feld!
Drunten auf grüner Haid
Schlagen wir ein Zelt.
Lustige Schäferleut
In Morgens Thau,
Dort schlagen wir ein Zelt,
Auf grünem freiem Feld,
Auf grüner Au.

2. Wenn schon das Lerchlein ihre Flüglein spannt an,
So fangen wir Brüder all zu singen an.
Wenn ich nach der Taschen greif
Und spiel auf meiner Pfeif,
So gibt's mir den Wiederhall
Durch Berg und tiefes Thal
Und Überall.

3. Und singen wir Brüder einen fröhlichen Ton,
Weil sich die Morgenröth so schön leucht an.
Preiset den Schöpfer mit Herz und mit Mund,
Der uns das Leben gibt und
Auch beim Sterben ist zu jeder Stund.

4. Nun danken wir Brüder all' dem Schöpfer mein,
Lasset uns allezeit befohlen sein.
Den schönen Schäferstab auf dieser Erd
Den segne Gott allezeit,
Daß er sich's auf dieser Erd
Allezeit vermehrt.

VI.

1. Unsere Herzen wir dir bringen
Vor dir Gnad und Gütigkeit
Und vor Freuden dir lobsingen
Großer König jederzeit,
Denn du hast uns Brod gegeben
Und dazu ein fröhlich Leben,
Auch dazu das Geßenland,
So der ganzen Welt bekannt.

2. Vater Jakob für das Leiden,
So wir haben dir gethan,
Allzu groß sind jetzt die Freuden,
Die du hast bei deinen Sohn.
Nun ermuntere deine Glieder,
Weil du hast dein Josef wieder,
Lebe lang und viele Jahr'
Mit deiner großen Söhneschar.

3. Bruder Josef liebt uns wieder
Mit all seiner Zärtlichkeit,
Weil wir alle seine Brüder
Unsere Fehler haben bereut.

Digitized by Google

Keine Untreu sollst erfahren,
Brüderlich wir stets verharren,
Bis der Tod uns scheidet ab
Von der Welt ins finstere Grab.

4. Und auch euch ihr guten Leute
Danken wir herzinniglich,
Weil ihr uns so zahlreich heute
Angehört so williglich.
Diese Geschichte thut's betrachten,
Wie wir es mit dem Josef machten;
Geht's nur freundlich jetzt nachhaus,
Die Vorstellung ist schon aus.

Das Kerkerlied.

1. O betrübt und hartem Stande!
Tragen muss ich Ketten, Bande,
Angefesselt Hand und Fuß,
In dem Kerker sitzen muss.
Weh! ach weh! was ich verübet
Und mein Weib so sehr geliebet,
[:Ihr gewährt, was sie begehrt!:]

2. Hätt ich mein Amt recht gepflogen
Und den König nicht betrogen,
Könnt ich noch im Glückstand sein
Und mich noch vor dem König freu'n.
Guten Wein, den ich entzücket,
Meiner Liebsten zugeschicket,
[:Jetzt Leiden muss, o harte Buß.:]

3. Bruder! deine frechen Thaten
Haben dich so sehr verrathen,
Weil du Gift zum Brod gethan.
Dieses ist die Ursach dran,
Dass du bist zu mir gesellet
Und im Kerker hergestellet.
[:Ach Weh! ach Leid! o Grausamkeit!:]

4. Ungezieser sich vermehret
Und den Leib so begehret:
Ungehorsam wird bestraft
Und in ein solchen Ort verschafft,
Wo man nichts als Jammer hört.
Mein Gemüth wird ganz verwirrt;
[:O harte Pein, doch muss es sein:]

5. Könnten wir doch Gnade finden
Und Verzeihung unserer Sünden,
Vor des Königs Angesicht,
Sehen das klare Sonnenlicht!
Muss allhier in Finsternissen
So betrübt die Sünden büßen.
[:O Götter seid doch gnädig mir:]!

Abschiedslied für den Josef.

1. O ihr Brüder, liebe Brüder,
So erhört doch meine Bitte:
Gebt mich dem Vater wieder;
Betrachtet seine schwachen Tritte.
O ihr Brüder, thut ihm nicht das Leid!
Ihr wisset ja sein hohes Alter
Und thut es doch nicht aus Neid,
Er ist ja allen Vater.

2. Ach Gott! was muss ich verlassen
Mein ganz geliebtes Vaterland!
Meine Brüder, die mich so hassen,
Verkaufen mich in's fremde Land.
Unbekannt ist Egyptenland.
Doch werde ich wohl Nahrung finden.
Gott begleite meinen Weg mit seiner Hand,
Dass mein Herz wird Ruhe finden.

3. Vater, muss ich dich verlassen
Und auch euch ihr lieben Brüder!
Gott wird mich nicht verlassen.
Gott stärk', erhalte meine Glieder!
O lieber Vater lebe wohl!
Gott schenk' dir gesundes langes Leben,
Wenn ich dich nicht mehr sehen soll,
Und euch Brüder auch darneben.

Digitized by Google

Kinderreime und Kinderspiele in Kärnten.

Gesammelt von Balthasar Schüttelkopf.

(I. Nachtrag.)
(Schluss.)

Abendgebet.

Gotts Näm, Gotts Näm, jetzt geh i schlâfn.
Mei Zimmerl werdn sie bewächn.
Mei Zimmerl hät vier Eckn.
Im erstn Eck wohnt Gott Väter,
Im zweitn Eck wohnt Gott Suhn,
Im drittn Eck wohnt Gott heiliger Geist,
Im vierten Eck wohnt der hl. Johannes.
Und dâs hl. Kindl St. Veit
Weckt mi auf zur rechten Zeit,
Dâfs i nit verschläf die ewige Glückseligkeit.
In der Mittn steht der hl. Benedict.
So bin i neunmâl g'segnt, neunmal geweiht.
Ba der Thüer steht die hl. Mueter Gottes,
Schiebt schon das Riegerl für,
Dâfs ka beafer Feind herein konn za mir.

(Pulst, Klagenfurt.)

B. Spiele.

Pantolschlagen.

Ein fingerlanges, walzenförmiges Holzstück wird an beiden Enden zugespitzt und von einem Spieler in einen auf dem Boden eingeritzten Kreis zu werfen gesucht. Die übrigen Mitspieler sind mit langstieligen Holzkeulen versehen und trachten das Hineinwerfen zu verhüten, dürfen den Pantol aber nur dann mit den Keulen treffen, wenn er durch die Luft fliegt. Gelingt es dem Pantolwerfer, „Pantoler", sein Holz in den Kreis zu bringen, so wird ein anderer durch Auszählen an seine Stelle gesetzt, ebenso wird Pantoler auch derjenige, welcher den Pantol berührt, sobald er am Boden liegt. (Lurnfeld.)

Wâsenstechen.

Dieses Spiel wird besonders im Frühjahre, beim ersten Grünen der Wiesen geübt. Zwei Knaben verschaffen sich etwa einhalb Meter lange zugespitzte Stäbe, welche von einem der Spieler so geworfen werden, dass sie ziemlich fest in der Erde stecken bleiben. Der zweite Spieler muss nun mit seinem Stab durch geschicktes Zielen und sicheres

Digitized by Google

Werfen den des Gegners aus der Erde zu stechen trachten. Gelingt es ihm, so erhält er das Recht Werfer zu werden, der andere wird Stecher. (Pusarnitz)

Mariechen auf dem Stein.

Ein Mädchen kniet mit den Geberden des Weinens und mit aufgelöstem Haare innerhalb des Kreises der Mitspielenden und ist das Mariechen. Ein Knabe steht außerhalb des Kreises. Die Kinder im Kreise gehen nun um das Mariechen und sprechen dabei:

Mariechen saſs auf einem Stein, einem Stein,
Und kämmt ihr gold'nes [:krauſes Haar,:]
Und als sie damit [:fertig war,:]
Da fieng sie an zu weinen.
Mariechen, warum [:weineſt du?:]

Mariechen antwortet:

Weil mir das Herz so [:voll iſt,:]
Von lauter lieben [:Engelein.:]
Da kam der Bruder [:Karl herein.:]

(Der Knabe tritt in den Kreis und begleitet die folgenden Worte mit Gesten.)

Der zog heraus sein Meſſer.
Mariechen warum [:weineſt du?:]
Weil mir das Herz [:so voll iſt,:]
Ja weil ich morgen [:sterben muſs:] —
Er stach ihr tief ins Herz

(Mariechen sinkt um; die anderen knien nieder, Karl eilt fort.)

Da kam der Vater [:auch zu Haus,:]
Mariechen warum [:weineſt du?:]
(Mariechen): Weil mir der Karl [:das Meſſer,:]
Das Meſſer stach ins Herz.

(Die Kinder stehen auf, Mariechen bleibt am Boden und unter raſcherem Rundgange sprechen sie:)

Mariechen war ein [:Engelein,:]
Und Karl war ein [:Bengelein.:]

(Klagenfurt und Umgebung.)

Steht der Baum feſt?

Ein Knabe drückt mit den ausgespreizten Fingern so auf den Scheitel eines andern, daſs dieser die Nägel verspürt. Dabei wird

Digitized by Google

gefragt: Steht der Bam föst? — Ja. — Wie viel Öst? — Viere. — Wurde richtig gerathen, so hat der Kopf des ersten herzuhalten; andernfalls wächst zum zweitenmale ein Baum auf dem Scheitel des Unwissenden. (Lavantthal.)

Graz schauen.

Willst auf Graz schauen? fragt der eine. Bejaht der zweite Knabe, so wird er vom erstern an den Ohren in die Höhe gehoben.

Allgemein; in Oberkärnten „Villach schauen."

Ginggerlespiel.

Einem Spieler werden die Augen verbunden und nun kommen die andern, klopfen ihm auf den Rücken, dabei fragen sie: Ginggerle, Ginggerle, wie viel derlabst du? (erlaubst du?) Der Gefragte bezeichnet jedem eine gewisse Schrittzahl. So weit darf sich jedes entfernen, worauf der Blinde einen fängt. Der Ergriffene löst ihn ab.

(Ober-Drauthal.)

Hansl Pondur.

Ein Kind nimmt einige Stückchen Holz oder Bohnen in die Hand und hält sie verschlossen einem andern hin. Dabei fragt es: Hansl Pondur? Das angeredete Kind erwidert: Brueder läss mi ein! Das erste Kind: Wie viel sein drein? Jetzt rathet das zweite Kind. Trifft es nicht die richtige Zahl, so muss es Spitzruthen laufen, d. h. durch die ganze Reihe der andern Spieler laufen und bekommt von jedem derselben einen Schlag auf den Rücken. (Oberes Gailthal.)

Standln.

Jeder Spieler hat etwa 15 bis 20 flache Steinchen vor sich übereinander liegen. Eines wird in die Höhe geworfen, dann fasst das Kind mit derselben Hand ein anderes aus dem Häufchen, wobei es dieses nicht umstoßen darf, und fängt das herabfallende auf. So geht es fort, bis alle Steinchen gehoben sind. Nun werden immer während des Wurfes zwei Steinchen gefasst, dann drei, schließlich vier. Misslingt ein Wurf, wird das Steinhäufchen umgeworfen oder eine unrichtige Zahl von Steinchen gefasst, so kommt ein zweiter Spieler an die Reihe. (Oberes Gailthal.)

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Alterthümer-Funde und Erwerbungen im Jahre 1892. Von dem gänzlich abgeräumten, in Cultur stehenden Gräberfelde beim Bauer Strappel am Forst im Lavauthale aus der Hallstätter Zeit wurden käuflich folgende Gegenstände erworben: Zwei Steinhämmer von verkieseltem Serpentin, ein kleines Beil aus Dioritschiefer, ein Wetzstein aus Thonschiefer, drei Perlen aus gebranntem Thon und eine Perle aus Steatit, ein Bruchstück eines geschliffenen metamorphen Talksteines, eine Bronzenadel und ein Bronzering und Bruchstücke gebrannter Thongefäße.

Ferner wurden käuflich erworben: Eine eiserne Speerspitze aus dem Zollfeld und zwei eiserne Haken von unbestimmbarem Alter, gefunden im Steinbruche zu Unterloibl.

Bei den diesjährigen Ausgrabungen auf dem Gräberfelde zu Frögg bei Rosegg aus der Hallstätter Zeit wurden gefunden: Zwei zerbrochene Bronzekessel, eine geringelte Schlange aus Bronze, ein Bronzekelt, Bruchstücke mehrerer Fibeln und ein durchbrochener Knopf aus Bronze, Stücke eines eisernen Pferdekopfgestelles, eiserne Wagenbeschläge, zwei eiserne Kelte, eiserne Lanzenspitzen, beiläufig 70 Stück mitunter guterhaltene Bleifiguren von bekannten Gußformen und endlich mehrere Bruchstücke verschiedener ornamentirter Thongefäße.

Geschenkweise erhalten hat der Verein eine gut erhaltene Bronzenadel aus Sagritz im oberen Möllthale von dem dortigen Gastwirth J. Pirker. Ferner von Dr. Meßner, Advokat in Völkermarkt, mehrere in der dortigen Gegend gefundene römische und eine keltische Münze.

An römischen Inschriftsteinen wurden folgende gefunden: In St. Donat im Herrenhause nächst Stadelhof vor der Kirche eine Steinplatte mit einer vierzeiligen römischen Inschrift, wovon nur mehr zu lesen ist:

C. PRISIVS
VEGETVSV

Im Postgebäude zu Wieting Bruchstücke eines größeren Steines, von dessen dreizeiliger Inschrift nur mehr zu lesen ist das letzte Wort

VITALIS

Endlich in St. Peter im Holz im Pfarrhofe ein im dortigen Walde aufgefundener kleiner Inschriftstein, dessen Lesung bisher noch nicht gelungen ist.

Karl Baron Hauser.

Ältere römische Straßenzüge. In den Geschichtswerken, welche über die Römerzeit Kärntens handeln, wird allgemein von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Römer bei der Besetzung des Landes ein Straßennetz ausbauten, welches während der ganzen, fast halbtausendjährigen Dauer ihres Besitzes dasselbe geblieben ist und in seinen wesentlichen Theilen in der Straßenkarte des Castorius (Peutinger'sche Tafel) dargestellt erscheint. Diese Voraussetzung ist irrig, denn es gibt kein Straßennetz der Welt, welches so lange unverändert geblieben wäre; der Wechsel der Bedürfnisse eines jeden Volkes bedingt Änderungen seiner Verkehrslinien und bei genauerer Untersuchung finden wir in der That, daß die Römer zu verschiedenen Zeiten verschiedene Straßen in Kärnten benützt haben.

Zunächst wollen wir den östlichen Straßenzug, welcher zwischen Virunum (Zollfeld) und Colatio (Windischgraz) lag, ins Auge fassen. Hier finden wir, daß

Digitized by Google

die Römer successive drei verschiedene Straßenzüge in dieser Richtung benützt haben. Nach der **Tabula Peutingeriana**, die von den zwei Straßendocumenten, welche wir aus der Römerzeit besitzen, das jüngere ist, gieng eine römische Poststraße von Virunum nach Colatio über Juenna (Globasnitz), während in dem älteren Straßendocumente, dem **Itinerarium Antonini (Caracalla's)** dieser Straße keine Erwähnung geschieht. Dennoch mussten die Römer zu allen Zeiten einen Verkehrsweg in der Richtung nach Osten gehabt haben. Nun finden wir Spuren einer von den Römern benützten Straße längst der südlichen Abhänge des Diexerberges, welche vom Lamprechtskogel bei Waisenberg bis zum Griffner- und Grutschenberge durch eine Reihe von Funden römischer Inschriftsteine bezeichnet ist. Am Fuße des Lamprechtskogels wurde sogar im Jahre 1885 das Bruchstück eines Meilensteines gefunden. Dass diese Straße aus der Zeit vor den Römern stammt, dafür sprechen verschiedene Anzeichen. Sie gieng östlich weiter über St. Paul durch das untere Lavantthal bis Windischgraz und nahm ihren Ausgang zuverlässig von Virunum, allein ich konnte lange Zeit keine Spur dieses westlichen Anschlusses finden, bis mich ein Zufall darauf führte. Auf dem Höhenrücken, welcher sich zwischen Sillebrücken, Windisch-St. Michael, Leibsdorf und Wabelsdorf hinzieht, liegt nämlich ein großes Torfmoor, wahrscheinlich einst ein See oder Sumpf, in einer Ausdehnung von ungefähr 200 Joch, das Freudenberger Torfmoor genannt, auf welchem seit dem Jahre 1854 ein großartiger Torfstich zur Feuerung der an der Freudenberger Straße gelegenen gräflich Egger'schen Rothburga Eisenhütte im Betriebe stand. Dortselbst wurden alljährlich 3 bis 4 Millionen Torfziegel erzeugt und auf eisernen Bahnschienen zur Hütte hinab befördert. Herr Bergrath Ritter von Hillinger hatte im Jahre 1889 die Güte, mir den Betrieb dieses Torfstiches zu zeigen, welcher für mich umso größeres Interesse hatte, als der kärntnerische Geschichtsverein wiederholt von dem genannten Güterdirector von Hillinger prähistorische und römische Fundstücke erhalten hatte, welche in dem bis zu 9 Meter Tiefe ausgehobenen Torfmoor vorkamen. Ich war begierig die Stelle zu sehen, wo diese Funde gemacht worden sind. Diese Fundstelle lag nun zu meiner größten Überraschung an der Ostseite eines Dammes, welcher sich in der Richtung SN. quer durch das Linsenberger Moos gegen Windisch-St. Michael hinzieht. Hier war also ein Theil des alten Straßenkörpers noch in seiner ursprünglichen Gestalt bloßgelegt worden und die dort gemachten Funde beglaubigten seinen Bestand seit der ersten Eisenzeit bis in die Römerzeit. Es handelte sich nur noch darum nachzuweisen, dass sich eine Straße auch westlich und östlich ohne Terrainschwierigkeiten fortgesetzt denken lasse. Es ist mir nun im Laufe dieses Sommers bei dem anhaltend trockenen Wetter des Monates August gelungen, von Sillebrücken aus über Linsenberg knapp am Moor vorüber nach Windisch-St. Michael und weiter über St. Georgen bis an den Fuß des Lamprechtskogels, nicht zu Fuß, sondern im einspännigen Wagen ohne Anstand zu gelangen, ein Beweis, dass eine Römerstraße auf dieser Linie möglich war.

Dass dieser alte Straßenzug aber für die Römer nicht sehr bequem und auch zwischen Virunum und Colatio ein großer Umweg war, lässt sich nicht verkennen und es ist ganz begreiflich, wenn die Römer im Laufe der Zeit eine andere Route ausfindig gemacht und ausgebaut haben. Zunächst scheint es während des Markomannenkrieges hiezu gekommen zu sein, weil wir in der Richtung Virunum-Juenna

Digitized by Google

zu Thon einen Meilenstein besitzen, welcher aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel stammt. Diese Straße dürfte von Thon über Althofen an das Draufer gelangt sein und den Fluss in der Gegend der Eisenbahnbrücke nächst Stein übersetzt haben. Eine andere Straßenlinie gieng in derselben Richtung Virunum-Juenna über den Kreuzerhof an der Völkermarkterstraße. Dort wurde ebenfalls ein römischer Meilenstein aus der Zeit des Kaisers Septimius Severus gefunden. Diese Straße führte zu einem Flussübergang bei Brennbors, wo der k. k. Ingenieur J. Daimer aus Völkermarkt im Sommer 1891 eine römische Bronzenadel fand. Der verstorbene k. k. Bezirksrichter Semen hatte zwar in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale (Band VII N. F. pag. C Nr. 57) die Ansicht ausgesprochen, dass die Römerstraße, auf welcher der Meilenstein vom Kreuzerhof stand, beim Schlosse Höchenbergen durch den Felsen gehauen wurde und unterhalb Tainach über die Drau setzte, weil er bei diesem Felsen einen Stein mit Inschrift gesehen, die er für eine römische hielt. Allein dieser Stein ist nicht mehr vorhanden und war, wie Dr. Josef Meßner aus Völkermarkt, der denselben am Dachboden des Schlosses Höchenbergen gesehen, berichtigend angibt, kein römischer, sondern aus dem 18. Jahrhundert und enthielt die Angabe, dass ein Fürst Rosenberg diese Straße habe herstellen lassen. Hiemit entfällt also die ganze Schlussfolgerung, welche darauf beruhte.

Ebenso irrig war die Ansicht des Herrn von Jabornegg-Altenfels in seinem Werke über Kärntens römische Alterthümer (Seite 6), dass die Römerstraße, welche über den Kreuzerhof gieng, von dort aus eine Abzweigung über Thon nach Klagenfurt hatte. Die beiden Meilensteine vom Kreuzerhofe und von Thon können nie an einer und derselben Straße gestanden haben, wie schon Semen richtig bemerkte, und die Straßenkarte, welche Jabornegg seinem oben citirten Werke beilegte, war unrichtig gezeichnet. Der Meilenstein vom Kreuzerhof liegt auf einer dritten Straßenlinie von Virunum gegen Osten, welche vermuthlich erst in späterer Zeit der Römerherrschaft, als die Wichtigkeit dieses Straßenzuges wuchs, in die Zahl der Poststraßen aufgenommen worden ist. Karl Baron Hauser.

Villacher Maler aus dem Anfang des 15. Jahrhundertes. Professor Dr. Haun gebührt das Verdienst, durch einen Aufsatz in der Klagenfurter Zeitung 1892 Nr. 90 zuerst auf die halb noch unter der Tünche befindlichen werthvollen Fresken in der Vorhalle der Kirche zu Millstatt auf der rechten Seite aufmerksam gemacht zu haben. Ich hatte Gelegenheit, diese Gemälde im heurigen Sommer in Gesellschaft des Herrn Universitätsprofessors Dr. Eduard Ritter aus Graz betrachten zu können. Wir bemerkten am Unterrande der die Kreuzigung, Kreuzabnahme und Auferstehung darstellenden Gemälde halb unter der Tünche eine Bordure mit Schriftzeichen, ähnlich wie auf dem von Neuschwert gestifteten Freskenbilde zu Maria-Saal. Nachdem wir die Tünche etwas abgeklopft hatten, konnten wir deutlich lesen: Fridericus pictor de Villaco Fecit hoc opus, also: der Maler Friedrich von Villach ist Schöpfer dieses Werkes. Zugleich erinnerte ich mich einer Original-Urkunde im Localmuseum zu Villach (Nr. 15) von 1415 Juni 20, in welcher von dem Hause „Meister Friedrichs und Meister Steffans der Maler" zu Villach die Rede ist. A. v. Jaksch.

Von einem aufgefundenen Grabstein. Bei der Erweiterung der Satnitzer Wasserleitung wurde im letzten Herbst am Cardinalsplatz an der westlichen Ecke des

Digitized by Google

„Hotel Kärntnerhof" ein circa 1 Meter hoher Grabstein mit nachstehender Inschrift ausgegraben:

Hier ruht Herr Ignaz Umhauer, geb. zu Wien den 16. Juni 1743, diente beim k. k. Militär, trat nach 13 Jahren als Fuhrwesens-Lieutenant aus, wurde dann Rath und Bürgermeister zu Klagenfurt und starb, nachdem er 29 Jahre dieses Amt mit Würde bekleidet hatte, als Pensionist am 8. November 1822. Dieses Denkmal widmet seine trauernde Gattin eine geb. Seidl. „Friede seiner Asche"!

Dieser Grabstein soll aber meines Erachtens für unsere Stadtbewohner ein erhöhtes Interesse haben, weil selber einem Manne gewidmet ist, der in der Drangsperiode der französischen Invasion, nämlich im Jahre 1809 an der Spitze unserer Stadtverwaltung stand und mit seinen Mitbürgern durch viele feindliche Ausschreitungen und Kontributio.en 2c. vieles zu leiden hatte und daher einer pietätvollen Erinnerung würdig erscheint.

Bei diesem Anlasse und zur näheren Beleuchtung der damaligen Zustände glaube ich einen theilweisen Auszug aus der Geschichte der französischen Invasion in Kärnten im Jahre 1809, dargestellt nach den Invasionsacten vom Herrn k. k. Professor Jos. Hamberger, welche im XXXV. Jahresberichte der hiesigen Staats-Oberrealschule pro 1892 enthalten ist, hier anführen zu müssen, weil darin eben vom gedachten Bürgermeister, der aber irrig mit dem Namen Umhauser angegeben erscheint, Erwähnung geschieht. Darin steht unter anderem: Die Besetzung der Hauptstadt war in guter Ordnung und, Dank dem Eingreifen des Fürstbischofs von Gurk (Cardinal Franz Graf Salm), ohne jede Ausschreitung seitens der französischen Truppen vor sich gegangen. Der Vicekönig von Italien, Eugen Napoleon, welcher in der fürstbischöflichen Residenz wohnte, that dann selbst das Möglichste um die aufgeregten Gemüther der Bewohner zu beruhigen. Er ermahnte die Soldaten sich der Verübung von Ausschreitungen in den Wohnungen friedlicher Bürger zu enthalten und sicherte diesen die vollste Sicherheit des Lebens und den Schutz des Eigenthumes zu.

Aber auch die Landesadministration wusste sich ins Unvermeidliche zu schicken und suchte gleich anfangs die Feinde zu gewinnen, getreu dem Grundsatze, den sie sich gestellt hatte, durch Entgegenkommen und möglichstes Eingehen auf die Wünsche der Feinde ein größeres Unheil von der Stadt und dem Lande ferne zu halten. Die zuerst eingerückten Truppen wurden reichlich mit Bier, Branntwein und Brod bewirthet und der sie führende Lieutenant Auer erhielt ein Douceur im Betrage von 25 fl. in V. Z. — Ein ebensolches im Betrage per 200 fl. wurde dem ersten Platzcommandanten Major Gaubrecht überreicht, als er den Wunsch nach einem Sattelpferde äußerte. Endlich erhielt über Antrag des Dr. Fortschnigg als Directors des **Bureau de Vivres**, weil dieses zum Besten des Landes ersprießlich sein dürfte, der Kriegscommissär Ludière ein Douceur im Betrage von 500 fl. in V. Z., der General de Grouchy aber zwei dem Baron von Kaiserstein um den Preis von 1100 fl. abgekaufte Pferde.

Trotzdem beruhigten sich die Gemüther nicht, sondern die Erregung derselben wurde durch einzelne Vorkommnisse noch gesteigert. Das erste derselben war, dass der Bürgermeister Umhauser angesichts der Lage, wegen seines Alters und seiner geschwächten Gesundheit, um Enthebung von seinem Posten bat und nur mit Mühe

Digitized by Google

und durch den Hinweis darauf, dass es sich bei seinem Amte ohnehin nicht um beschwerliche Dienste, sondern nur um die nothwendige persönliche Repräsentation handle auf denselben zurückgehalten werden konnte.

Nothwendigerweise muss sich wohl die Frage aufdrängen, wie und auf welche Art der fragliche Grabstein an seine jetzige Fundstelle gerathen ist, die ich auf nachstehende Weise zu beantworten glaube:

Im Jahre 1784 wurde die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit von der Pfarrkirche St. Egyden abgetrennt und als eine selbständige Pfarre gegründet, welche dann durch die Verlegung des Bischofsitzes mit dem Domkapitel von Straßburg und beziehungsweise von Gurk nach Klagenfurt im Jahre 1787 zur Domkirche erhoben worden war.

Durch diese Gründung einer eigenen Pfarre war auch die Errichtung eines eigenen Friedhofes nothwendig geworden, und wurde ein solcher an der Stelle des heutigen botanischen Gartens errichtet, der bis Ende der zwanziger Jahre bestand. Da aber Ignaz Umhauer im Jahre 1822 gestorben ist, so erscheint es wahrscheinlich, dass dessen Leiche noch im besagten Friedhofe beerdigt worden war.

Bei der Auflassung dieses Friedhofes wurden weder Leichen exhumirt noch Leichensteine in den Friedhof von St. Ruprecht übertragen, sondern es blieb lediglich bei der Auflassung und Nichtbenützung desselben. Die darin gestandenen Grabsteine wurden nach und nach verschleppt und zu verschiedenen Zwecken vermauert, als Trottoire, wie es öfters vorkam, und als Hausbänke benützt. Diesem Schicksale dürfte auch unser Stein anheimgefallen sein, bis er allenfalls bei einem Hausbaue oder sonstigen Umstaltung in die Erde und nun wieder an das goldene Licht gekommen ist. Hier muss bemerkt werden, dass am Cardinalsplatze wiederholt ähnliche Funde gemacht worden sind.

Es steht zu erwarten, dass dieser Grabstein eine passende Stelle finden und von seinem jetzigen Standort im Lindenhain-Garten entfernt werden wird.

Urban Ehrlich.

Literaturbericht.

Karl Kraus, „Vom Rechte" und „Die Hochzeit". Eine literarhistorische Untersuchung. Wien 1891. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Classe, Band 1237, 126 Seiten.[1])

Die Kenntnis der zwei interessanten, im Titel der Abhandlung genannten Gedichte, welche in der Millstätter Handschrift (jetzt im Besitze des histor. Vereines für Kärnten) überliefert sind, hat durch die vielseitige Untersuchung, der sie der

[1]) Obwohl wir über diese Abhandlung eine gediegene fachwissenschaftliche Besprechung von Prof. R. Dürrwirth, (Carinthia I., 82 Jahrg. 1892, S. 161 bis 164) bereits gebracht haben, so glauben wir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, da es sich ja um das älteste bekannte größere deutsche Literaturdenkmal aus Kärnten handelt, die uns von dem Innsbrucker Germanisten, Univers. Prof. Dr. Seemüller, nachträglich zugesandte Recension unseren Lesern umsoweniger vorenthalten zu dürfen, als beide Besprechungen, von verschiedenen Geschichtspunkten ausgehend, sich gegenseitig harmonisch ergänzen. Die Red.

Digitized by Google

Verfasser unterzogen hat, sehr gewonnen. Ich hebe sogleich die Hauptergebnisse der Arbeit hervor: Der Verfasser legt mehr Gewicht, als man bisher gethan hat, auf die Spuren alemannischer Mundart, die sich in beiden Gedichten zeigen; es sind hauptsächlich drei Erscheinungen: 1. feminina auf in, wie **guotin, dechin**, für die man sichere mhd. Belege aus bayrisch-österreichischem Gebiete noch nicht beigebracht hat; 2. die Formel **gesach in got**, deren Vorkommen in alemannischen Denkmälern Kraus durch neue Belege stützt; 3. die Bildung der 2. plur. auf **ent**. Zwar kann ich die letztgenannte für sich allein nicht für beweiskräftig halten, aber gegen 1 und 2 wird sich wenig einwenden lassen.

Trotz diesen alemannischen Merkmalen, trennt aber der Verfasser die beiden Denkmäler doch nicht von Kärnten als dem Lande ihres Ursprunges. Er faßt sie mit großer Wahrscheinlichkeit als Zeichen des Culturreinflusses auf, der um 1100 von alemannischer Gegend in diese östliche deutsche Mark hinüberging, als von Hirschau aus mehrere kärntnerische Klosterstätten mit Äbten und Mönchen versehen wurden. Auch Millstatt erhielt in dem Hirschauer Gaudentius einen Abt.

Seit längerem schon hatte man die Verwandtschaft zwischen den beiden Gedichten erkannt, auch erkannt (W. Scherer, Quellen und Forsch VII., H. Löbner, Die Hochzeit), daſs das Gedicht „Die Hochzeit" interpoliert sei. Beide Fragen hat Kraus in Zusammenhang gebracht. Er beobachtet in einzelnen Theilen der „Hochzeit" weitgehende Ähnlichkeiten mit dem Gedichte vom Recht; in anderen fehlen sie. Die Ähnlichkeiten sind nicht blos stilistischer und sprachlicher Natur, sondern beziehen sich auch auf die besondere schriftstellerische Individualität, auf die Auffassung des Stoffes und die innere Gestaltung des Gedankens. So bringt Kraus die Annahme zu hoher Wahrscheinlichkeit, daſs der Verfasser des „Rechtes" derjenige war, welcher einen ihm vorliegenden Kern zu jener Gestalt interpoliert hat, in der uns heute das Gedicht von der Hochzeit vorliegt.

Die Beobachtungen, welche Kraus zur Kennzeichnung jener Individualität zusammengestellt hat, leuchten einzeln genommen ein, und ich halte es für einen Vorzug der Arbeit, daſs eine Lectüre der „Hochzeit", welche auf die von ihm bezeichneten Kriterien achtet, schon nach dem unmittelbaren Eindruck seinen kritischen Ergebnissen zuzustimmen nöthigt. Die Zusammenfassung jener Kennzeichen aber und ihre Zurückführung auf eine schriftstellerische und menschliche Persönlichkeit befriedigt nicht vollkommen. Kraus legt das Hauptgewicht darauf, daſs der Verfasser des Rechtes als ein Mann ohne jede logische Bildung sich zeige. Daraus erklärt er die häufigen Abschweifungen, die Wiederholungen, das mechanische Wiederaufnehmen eines Gedankens. Diese Erscheinungen sind an sich ja gewiſs richtig beobachtet und für den Verfasser des Rechts charakteristisch. Aber Kraus deutet sie meines Erachtens einseitig, wenn er sie nicht blos als Zeichen geringer Kunst, sondern auch geringer schriftstellerischer Fähigkeit auffaſst. Denn das wiederholte Betonen des leitenden Gedankens kann mit der Stilform der Predigt und ihrem Bedürfnis (rücksichtlich der Zuhörer) zusammenhängen, muſs nicht ausschließlich auf Rechnung schriftstellerischen Ungeschicks gestellt werden. Und daſs beide Denkmäler im nahem Zusammenhange mit der Predigt stehen, ist allgemein zugegeben. Auf der anderen Seite fehlt jenem stoßweisen Hervordrängen des Gedankens, jenem Abspringen auf andere Gedankenreihen, jenem Wiederholen typischer Formeln und Ausdrücke nicht eine bestimmte redneriſche Färbung.

Digitized by Google

Ich möchte dem Verfasser eine zwar begrenzte, aber immerhin bemerkenswerthe Rednergabe zusprechen, die aus energischer Empfindung entspringt, der formellen Bildung jedoch entbehrt. Ich vermisse auch bei Kraus die Betonung jenes einfachen sittlichen Ernstes, der die Gedankenkreise des Verfassers auszeichnet. Gieng Scherer in der Individualisierung jener Persönlichkeit zu weit, so ist Kraus zu sehr bei der äußeren stilistischen Unregelmäßigkeit stehen geblieben, mit der sich noch andere persönliche Eigenschaften vertragen als die negativen Prädikate, aus denen er sie erklärt.

Die metrischen Fragen zu behandeln, hat Kraus — bei dem auf diesem Gebiet jetzt herrschenden Flusse der Ansichten — abgelehnt. Ich bedaure das. Die Nüchternheit und Sorgfalt, welche in den Untersuchungen des Verfassers sich zeigt, hätte uns zum mindesten werthvolles und kritisch gesichtetes Material geliefert. Übrigens hätte Kraus jene Zurückhaltung vielleicht nicht geübt, wenn ihm bei Abfassung seiner Schrift die neueste Arbeit Heuslers hätte vorliegen können.

Sehr fleißig und reich sind die Anmerkungen zur Stoff- und Formtradition. Wenn das zu den theologischen Voraussetzungen und Grundlagen der beiden Gedichte beigebrachte Material vielfach eine bloße Sammlung von Parallel-Motiven ist, ohne daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihnen und den deutschen Texten deutlich würde, so kann man das dem Verfasser nicht eigentlich zum Vorwurf machen. Dem Germanisten ist ja hier von Seite der Theologen noch äußerst wenig zurechtgelegt.

Der Kreis, der dadurch gezogen ist, daß Kraus in den Interpolationen der „Hochzeit" überzeugend die Hand des Verfassers des „Rechts" nachgewiesen hat, wird noch erweitert durch die sehr wahrscheinliche Zuweisung der „Deutung der Messgebräuche" an denselben Verfasser. Die Möglichkeit, daß auch die Millstätter Sündenklage ihm angehöre, wird offen gelassen. Jedenfalls ist dieses Denkmal, wie schon Rödiger bemerkte, mit den drei anderen Gedichten nächst verwandt. Das sind schöne, mit durchaus sorgfältiger Forschung gewonnene Ergebnisse; sie sind umso willkommener, weil innerhalb jener kleineren geistlichen Denkmäler des frühen 12. Jahrhunderts sich wieder einmal ein Kreis mehrerer vereinigen und eine schriftstellerische Persönlichkeit dadurch sich schärfer bestimmen ließ. Auch ihre Bedeutung für die Geschichte nicht blos der deutschen Literatur, sondern auch der deutschen Cultur in Kärnten ist nunmehr eine viel bestimmtere und gesicherte geworden.

Die Untersuchung und die Form der Darstellung verräth vielfach den Einfluß verwandter Arbeiten Heinzels, dem sich Kraus auch ausdrücklich zu Dank verpflichtet erklärt.

Dr. Josef Seemüller.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigirt von

Simon Laschitzer.

83. Jahrgang.

Nr. 2.

Klagenfurt 1893.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis

Inhalt.

Der Streit zwischen Herzog Bernhard und Bischof Egbert von Bamberg und die sogenannte Schlacht bei Wolfsberg nebst historischen Nachrichten über Schloss Wernberg. Von Prof. Dr. F. G. Hann . . . . .

Die Loggia in Maria Saal. Von Dr. Alfred Schnerich . . . . .

Ein altdeutsches Gemälde der Schule Meister Pfennings in der Röring. Von Prof. Dr. Fr. G. Hann . . . . . .

Ein Spaziergang in die Teufelschel. Von Max Freiherrn zu Aichelburg . . .

Kleine Mittheilungen:

Hirtenlieder aus dem Möllthal. Mitgetheilt von Fr. Franziszi . . . .

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 2. Dreiundachtzigster Jahrgang. 1893.

Der Streit zwischen Herzog Bernhard und Bischof Ekbert von Bamberg

und

die sogenannte Schlacht bei Wolfsberg nebst historischen Nachrichten über Schloss Wernberg.

Auf Grund der Quellen dargestellt von Prof. Dr. Fr. G. Hann.

Eine quellenmäßige Behandlung dieses Streites, welche bis jetzt fehlte, scheint um so wünschenswerter, als selbst der Bericht Beda Schrolls über dieses historische Ereignis (Carinthia 1873, p. 125—126), ebenso wie die offenbar darauf fußende Darstellung Älschkers (Geschichte Kärntens p. 289—290) nach dem damaligen Stande der Quellenforschung an bedeutenden Unrichtigkeiten leidet. Beda Schroll in seiner Geschichte der Sponheimer berichtet nämlich über die Schlacht bei Wolfsberg (Februar 1227), als ob dieselbe eine verbürgte Thatsache wäre, er läßt ferner in dieser Schlacht den Bischof Ekbert vom Ritter Heinrich von Finkenstein gefangen genommen werden und ihn zur Fastenzeit 1227 in Haft auf Finkenstein schmachten, während nach einem Briefe des Papstes Gregor IX., der sich im Vatikan-Archive befindet, dieses Factum erst in die Fastenzeit d. J. 1233 fällt; auch erwähnen Älschker und Schroll nicht den neuen Ausbruch des Kampfes im Jahre 1232—1233 und sprechen nur von dem Kriege im Jahre 1227. Am nächsten kommt der Wahrheit der Bericht Karl Baron Hausers über Schloss Wernberg (Carinthia 1882, p. 201). Wir geben eben darum in Kürze all' das, was wir aus Quellenschriftstellern und Urkunden über diese Fehde wissen.

Herzog Bernhard von Kärnten forderte von dem Abte von St. Paul Konrad I. von Truchsen das Gut Werdeburch (Wernberg bei Föder-

Digitized by Google

lach) unter dem Vorwande, dass er es ihm abkaufen wolle. Bernhard beabsichtigte nämlich diesen Grund und Boden darum an sich zu bringen, um daselbst ein festes Schloss zu bauen. Der Abt aber wusste wohl, dass dies darum geschähe, um der Kirche von Bamberg Schaden zuzufügen, und da er für das Kloster St. Paul und für das Land dadurch viele Gefahren und den Verlust vieler Menschen im Kriege fürchtete, wollte er den Kauf nicht zugeben. Da sperrte Bernhard in gewaltsamer Weise dem Stifte die Temporalien, drohte Abt und Mönche mit dem Hungertode und zwang so den Abt Konrad, den Verkauf des praedium Werdeburch abzuschließen. Herzog Bernhard hatte unterdessen dort schon angefangen eine Burg zu bauen.[1])

Der Bau der Feste Wernberg geschah ohne Zweifel darum, um den Handel des Bisthums Bamberg über Villach zu schädigen.[2]) Der Herzog begann nämlich unter dem Schlosse über die Drauarme eine Brücke zu bauen, legte eine Zollstätte auf der Drauinsel an und begann die Errichtung eines Marktes daselbst.[3]) Offenbar sollte von diesem höchst günstig gelegenen Punkte an der Drau eine Straße angelegt werden, um das bambergische Villach und Federaun zu umgehen, von den auf diesem neuen Straßenwege ziehenden Kaufleuten Zölle zu erheben und auf der Drauinsel eine Mauth zu errichten.[4]) Da Bischof Ekbert von Bamberg dies nicht zugeben konnte, so kam es darob im gleichen Jahre 1227 zwischen dem Herzog und Bischofe zum Streite. Wir sind über den Verlauf desselben nicht näher unterrichtet; auch wurde durch Vermittlung des Erzbischofes Eberhard von Salzburg und des Herzogs Leopold des Glorreichen von Österreich und Steiermark als Schiedsrichter schon am 17. November 1227 ein Vergleich vermittelt.[5]) Nach diesem Vergleiche übergibt der Herzog

[1]) Das Gesagte basiert auf dem Wortlaut einer Urkunde Papst Gregor IX. Lateran 1230, 7. Juni. (Original im Archive des Stiftes St. Paul, siehe auch Beda Schroll, Urkundenbuch von St. Paul Nr. 51, p. 118). Diese Urkunde erfloss auf die Klagen des Abtes Konrad über die Gewaltthätigkeiten Bernhards von Sponheim.

[2]) Dies geht aus der Vertragsurkunde vom 17. November 1227 hervor, die wir nach Ankershofens Regesten mittheilen. Ludewig Script. Bamb. p. 132 sagt, dass der Herzog homines a Villaco ad clientelam suam coegit et multis in rebus ecclesiae jura laesit.

[3]) Auf all dies musste ja der Herzog am 17. November 1227 ausdrücklich verzichten.

[4]) Die Mauth wird im besagten Vergleiche ausdrücklich genannt.

[5]) Die Vergleichsurkunde bei Ludewig a. a. O. p. 1141; ferner bei Ankershofen, Regesten II. p. 174, siehe auch Meiler, Babenb. Regesten p. 141, Nr. 223.

Digitized by Google

Bernhard der Kirche zu Bamberg für alle Zeit das neuerbaute Schloss Wernberg und andere Güter, die er vom Abte von St. Paul erkaufte und die zum Schlosse gehörten. Der Herzog empfängt Schloss und Güter vom Herzoge in feodo also als Lehen, so dass sowohl seine Söhne als auch seine Töchter auf diese Güter das Lehensrecht (jus feudale) haben. Der Herzog zerstört die Brücke, welche er unter dem Schlosse zu bauen begann, und wird niemals deren Wiederaufbau oder den Bau einer anderen Brücke zum Nachtheile des Bisthumes veranlassen, er wird dort (nämlich auf der Draninsel) keinen Markt halten, noch Waren niederlegen, noch Zoll und Mauth nehmen. Die Leute, welche der Herzog in Villach beanspruchte, schenkt er dem Bischofe und der Kirche von Bamberg. Er gibt auch eine von Victring erkaufte Area zurück und begibt sich des Streites wegen des Wechsels der Silbergrube im Berge des Bischofes von Bamberg. Auch tritt er zurück von seinem Rechte auf das Schloss Reichenfels, und auch Wichard von Karlsberg und andere, welche daraus belehnt waren, verzichten auf ihre Rechte; auch darf der Herzog bei Reichenfels kein anderes Schloss bauen. Für all' diese Verzichtleistung gibt der Bischof dem Herzoge 1000 Mark Silber in Kölner Gewichte. Dieser Vergleich soll durch Papst und Kaiser bestätigt werden. Die Bestätigung durch Papst Gregor IX. erfolgte im Lateran am 23. December 1227.[1])

Beda Schroll und nach ihm Alschker berichten, dass im Februar 1227 zwischen Bischof und Herzog eine Schlacht bei Wolfsberg geschlagen worden sei. In dieser Schlacht schien sich der Sieg schon den bischöflichen Streitern zuzuneigen, so wird erzählt, so dass Herzog Bernhard auf den Rückzug sann, als seine Leute nochmals den Kampf aufnahmen und Bischof Ekbert gefangen nahmen. Nun fassten die Herzoglichen neuen Muth und warfen den Feind völlig nieder. Der Bischof aber, so heisst es, wurde der Obhut des Ritters Heinrich von Finkenstein übergeben, der denselben in seiner Burg die ganze Fastenzeit gefangen hielt.[2]) Dieser ganze Bericht ist aus den Handbüchern der Geschichte Kärntens zu streichen. Schon Tangl „Die Grafen von Ortenburg" sagt p. 107, wir haben für diese Nachricht (d. h. für die Schlacht bei Wolfsberg) keinen anderen Gewährsmann als Megiser, der uns nicht selten Dichtung für Wahrheit gibt. In der That be-

[1]) Siehe Hauthaler aus den vatikanischen Registern. p. 46, Nr. 29, ebenso Potthast Nr. 8091. Die kaiserliche Bestätigung kennen wir bis jetzt nicht.

[2]) Siehe Schroll a. a. O. p. 126 und Alschker p. 290.

Digitized by Google

richtet keine Geschichtsquelle von einer Schlacht bei Wolfsberg und auch Ludewig, der bambergische Geschichtsschreiber, dem doch das bambergische Quellenmaterial zu Gebote stand, weiß nichts davon. Nun muthmaßt zwar Tangl am angeführten Orte, daß der weitläufigen Erzählung bei Megiser[1]) eine geschichtliche Thatsache zugrunde liegen dürfte. Dem ist aber nicht so. Steht doch der Sieg bei Wolfsberg in unzertrennlichem Zusammenhang mit der Gefangennahme Bischof Ekberts in dieser Schlacht. Daß aber Bischof Ekbert damals gar nicht gefangen genommen, und daß er nicht zur Fastenzeit des Jahres 1227 gefangen gehalten wurde, ist sicher. Denn nach einem im vatikanischen Archive liegenden Briefe Papst Gregors IX. vom 26. März 1233 befiehlt der Papst dem Erzbischofe Eberhard II. von Salzburg, auf die Befreiung des Bischofes Ekbert von Bamberg, der durch Heinrich von Finkenstein mit List gefangen genommen wurde, bedacht zu sein. Demnach saß Ekbert auf Finkenstein in der Fastenzeit des Jahres 1233 gefangen. In diesem Jahre wurde nämlich das Osterfest am 3. April gefeiert, daher fordert der Papst in der Fastenzeit, d. h. am 26. März zur Befreiung des Inhaftierten auf.[2]) Wie aus einer verläßlichen Quelle, die wir im Folgenden angeben,[3]) hervorgeht, wurde nämlich 1233 der Streit zwischen Herzog Bernhard und Bischof Ekbert erneuert und der Bischof durch List vom Finkensteiner gefangen genommen. Da der Bischof nach dem päpstlichen Schreiben thatsächlich zur Fastenzeit 1233 gefangen war, so kann er nicht im Februar 1227 gefangen genommen worden sein, er müßte denn von dieser Zeit ab bis zur Fastenzeit 1233 in Finkenstein eingekerkert gewesen sein. Eine solche von 1227 bis 1233 dauernde Haft ist aber an sich unwahrscheinlich, wird aber geradezu unmöglich dadurch, daß Bischof Ekbert in den Kaiserurkunden wiederholt als am kaiserlichen Hofe befindlicher Zeuge erscheint.[4]) Auch wird ja im Vergleiche vom 17. November

[1]) Megiser I. p. 851, ad annum 1233; der ganze Bericht strotzt von Erdichtung. Als Kriegsursache wird die Wegnahme des Marktes Tarvis durch den Herzog angegeben

[2]) Mon. Germ. epistolae pontif. XIII. 1 N° 518.

[3]) Mon. Germ. Script. IX. Continuatio Scotorum (Cont. sanct. crucis ad 1233).

[4]) 1231, 15. December, erscheint der Bischof in Ravenna als Zeuge. Böhmer-Ficker, Regesten Friedrich II., Nr. 1912 und 1918, ebenso ibidem am 25. December, Reg. 1920, 1921, nach Nr. 1928 sammt Herzog Bernhard als Zeuge in Ravenna zu Beginn des Jänners 1232; ebenso erscheinen Herzog und Bischof als Testes zu Ravenna im Februar 1232 (Regesten Friedrich II. 1937 und 1938), ebenso beide Fürsten im März (Regesten 1948 und 1949) desgleichen im April (Reg. 1956 und

Digitized by Google

1227, der zu Graz erfolgte, einer Haft des Bischofes nicht Erwähnung gethan. Es ist also die Erringung des Sieges im Jahre 1227 durch die Gefangennahme des Erzbischofes in der Schlacht unhistorisch. Es liegt bei Megiser eine Verwechslung mit dem Ereignisse im Jahre 1233 vor. Überhaupt wurde, wie aus dem Wortlaute der Erzählung des Krieges vom Jahre 1227 bei Schroll hervorgeht, was die **Continuatio Scotorum ad annum** 1233 berichtet, im Allgemeinen auf das Jahr 1227 übertragen.

Ein einziger historischer Umstand scheint für eine Schlacht zu sprechen, welche im Lavantthale zwischen Herzog Bernhard und Bischof Ekbert geschlagen worden sein soll und mit einem Siege Bernhards endete. Marian erzählt nämlich in seiner Monasterologie V, p. 449 und 450, dass Herzog Bernhard im Jahre 1234 infolge eines Sieges im Lavantthale über Bischof Ekbert das Kloster Landstrass in Krain begründet habe. Allein die in einer Neuausfertigung vom Jahre 1249 (8. Mai) zu Laibach liegende Stiftungsurkunde dieses Klosters vom Jahre 1234 erwähnt in keinem Worte eine solche kriegerische Ursache. Vielmehr bildete sich erst später[1]) die Sage aus, dass Herzog Bernhard, als er mit dem Bischofe von Bamberg in Fehde lag, vor der Schlacht das Gelübde gethan habe, dass er, im Falle er Sieger bleibe, zu Ehren der heil. Maria ein Kloster begründen werde. Er siegte, wird weiter erzählt, und gründete das Kloster Landstrass. Nach all dem gehört die Schlacht bei Wolfsberg, für deren Existenz jeder historische Grund fehlt, in das Gebiet der Sage, welche bekanntlich Megiser so gerne als Geschichte cultivierte, und ist aus den Handbüchern der Geschichte Kärntens zu streichen.

Wir setzen nach dieser kritischen Erörterung unseren Bericht fort. Es ist sicher, dass der Herzog von Kärnten, nachdem er Wernberg

1957, 1958). Nach Reg. 1959 sind Herzog und Bischof im April des Jahres 1232 beim Kaiser zu Aquileja und fungieren als Zeugen, ebenso nach Regesten Nr. 1960 und 1961. Am 1. Mai befinden sich Herzog Bernhard und Bischof Ekbert beim Kaiser in Cividale und fungieren als Zeugen (Reg. Nr. 1963), ebenso am gleichen Orte nach Nr. 1964, 1968, 1974 und 1976. Mitte Mai 1232 sind beide am kaiserlichen Hoflager zu Portenau und dienen als Zeugen bei Urkunden (Regesten Nr. 1979, 1980, 1983, 1987 und 1988). Ich citiere diese urkundlichen Belege vor Allem darum, weil sie zeigen, von welcher Zeit die Erneuerung der Fehde zwischen Bernhard und Ekbert erst begonnen haben kann.

[1]) Archiv für österr. Geschichte, Jahrg. 74, p. 346. Die Klöster in Krain von Wladimir Milkowicz.

Digitized by Google

vom Bischofe als Lehen erhalten hatte, zauderte, dem Stifte St. Paul für das Gut Wernberg, das doch früher dem Kloster gehörte, Schadenersatz zu bieten. Führte doch der Abt darum beim Papste Gregor IX. Klage, und dieser beauftragte in der Urkunde vom 7. Juni 1230 die Äbte von Admont und Victring und den Dechant von Völkermarkt, den zwischen Bernhard und dem Abte abgeschlossenen Kaufvertrag des Klosters Wernberg aufzuheben und den Herzog im Nothfalle durch kirchliche Censuren zum Schadenersatze zu zwingen.

Im Jahre 1233 hören wir von einem neuen Kriege zwischen Herzog Bernhard und Bischof Ekbert von Bamberg. Vielleicht ist derselbe noch im Jahre 1232 ausgebrochen.[1] Jedoch kann dies nicht vor dem Sommer dieses Jahres geschehen sein, denn auf dem großen Reichstage, welchen Friedrich II. in Ravenna hielt, waren beide Fürsten zugegen, ja sie zogen mit Friedrich II. im März 1232 nach Aquileja und waren in Cividale zugegen, wo der Kaiser mit seinem Sohne dem jungen Heinrich, zusammentraf, desgleichen noch im Mai zu Pordenone[2]. Dann aber begab sich Friedrich II. nach Unteritalien, der Herzog aber in sein Land Kärnten. Wir wissen nicht anzugeben, warum die Fehde von Neuem ausbrach, doch dürfte sie nur eine Erneuerung der früheren gewesen sein.

Die Continuatio Sanerucensis prima erzählt[3] zum Jahre 1233, dass der Bischof von Bamberg und der Herzog von Kärnten sich gegenseitig mit Raub und Brand bekämpften. Der Bischof jedoch behielt durchaus die Oberhand, er verbrannte und zerstörte auch Orte und Burgen des Herzogs. Da gelang es einem Ministerialen des Herzogs, dem Ritter Heinrich von Finkenstein, durch List den Bischof Ekbert gefangen zu nehmen.[4] Er brachte ihn ohne Zweifel auf seine Burg

[1] So nach Annal. St. Rupertl, aufgenommen in die Chronik des Hermann von Altaich (M. G. SS. XVII, p. 392 edidit Jaffé).

[2] Dies geht aus den Kaiserregesten bei Böhmer-Ficker hervor.

[3] M. G. SS. IX, p. 628, ad 1233. Episcopus Babenbergensis et dux Carinthiae (Bernhardus) rapina et incendio se mutuo devastaverunt, sed in omnibus episcopus superior semper exitit, civitates et castella ducis combussit et destruxit.

[4] M. G. SS. IX, p. 628 in der gleichen Quelle heißt es: Ekbertus venerabilis Babenbergensis episcopus postquam bellando vastavit Carinthiam, ab Heinrico de Vinchenstein in dolo captivatur. (Siehe auch die gleiche Nachricht in der Continuatio Scotorum M. G. SS. IX. ad 1233.) Dasselbe sagen die Annales S. Rudperti Salisb. ad 1233 M. G. SS. IX, p. 785. Babenbergensis a ministeriali

Digitized by Google

Finkenstein, wo der Kirchenfürst während der 40tägigen Fastenzeit gefangen saß. Am 26. März 1233 richtete Papst Gregor IX. vom Lateran aus ein Schreiben an den Erzbischof Eberhard II. von Salzburg mit dem Befehle, derselbe solle die Freiheit des gefangenen Bischofs erwirken.[1] Ohne Zweifel wendete sich Eberhard diesbezüglich an den Herzog Friedrich den Streitbaren von Österreich. Bezeugen doch die Quellen,[2] dass Ekbert durch die Vermittlung dieses österreichischen Herzoges aus dem Gefängnisse befreit wurde; ob dies durch Waffengewalt oder gütliche Fürsprache geschah, vermögen wir nicht zu entscheiden.[3] Am 1. Mai 1233 erscheint Bischof Ekbert in Wien als Zeuge bei einer Urkunde, welche Friedrich II. der Streitbare dem Abte Pilgrim von Gleink ausstellte.[4] Damals war die zweite Fehde wohl schon beigelegt.

Wir haben gehört, dass am 17. November 1227 Herzog Bernhard Schloss Wernberg sammt den Gütern der Kirche von Bamberg zu Eigen übergab, aber für sich, seine Söhne und Töchter Wernberg als Lehen mit allen Lehensrechten gleichzeitig erwarb. Sein Nachfolger, Herzog Ulrich von Kärnten, verpfändete von den Gütern bei Wernberg einen Theil am 13. August 1255 an Bischof Heinrich. Die bambergischen Bischöfe betrachteten in nächster Zeit das Schloss Wernberg als ihr Eigenthum, während zum mindesten ein Theil des praediums Wernberg thatsächlich im Besitze der Sponheimer erscheint. Dies geht aus dem Testamente Philipps, des Bruders Ulrichs III., vom 19. Juli 1279 hervor, das dieser zu Krems ausstellte. In diesem Testamente erscheint nämlich ein Gut, das zum Schlosse Werdenburch gehörte, als Eigenthum Philipps. Das Schloss selbst aber wird ausdrücklich ausgenommen, also nicht als dessen Eigen angegeben, ebenso die Zehent-

---

dusis Carinthiae per totam quadragesimam in captivitate tenetur. Die Continuatio Claustroneoburgensis tertia ad annum 1233 (M. G. SS. IX, p. 637) bezeugt gleichfalls diese Gefangennahme.

[1] Dieses Schreiben erwähnt auch bei Hauthaler aus den vaticanischen Regisiern p. 49, Nr. 35. Alle diese Nachrichten bezeugen evident, dass die Gefangennahme Ekberts in die Zeit der zweiten Fehde zwischen Herzog und Bischof fällt.

[2] Die Continuatio Sancrucensis I. ad 1233 (M. G. SS. IX, p. 628) sagt ausdrücklich ebenso wie die Continuatio Claustroneoburgensis tertia (M. G. SS. IX. p. 637) ad 1233, Ekebertus per illustrem ducem Austrie Fridericum liberatur.

[3] Siehe auch Meiller, Regesten der Babenberger, Beilagen p. 263.

[4] Siehe die betreffende Urkunde in Meillers Babenberger Regesten.

Digitized by Google

abgaben. Dass Wernberg von rechtswegen Eigenthum der Bamberger Kirche war und als landesfürstliches Lehen aufzufassen ist, sehen wir deutlich aus einer Urkunde Kaiser Rudolf I. vom 25. October 1279. In dieser Urkunde geben Rudolf von Habsburg und seine Söhne ausdrücklich ihre Einwilligung dazu, dass Bischof Berchthold von Bamberg von den ihnen zu verleihenden Lehen Schloss Wernberg selbst mit 40 Mark Pfennigen Einkünfte ausnähme und seiner Kirche zurückbehalte, doch sollen, sobald die Einkünfte des Schlosses 40 Mark Pfennige übersteigen, der Überschuss dem Könige und seinen Söhnen gehören, wobei das Landgericht, das zum Schlosse diente, in die Einkünfte des Schlosses einzurechnen sei. (Tangl, Geschichte Kärntens 346.) Diese Urkunde sagt uns also genau, welche Lehenrechtsverhältnisse zwischen dem landesfürstlichen **feodum** Wernberg und dem Bisthum Bamberg damals bestanden. Obwohl nun das Schloss selbst zu dieser Zeit der Bamberger Kirche gehörte, so sind doch damals auf dieser Burg Adelige als Ministerialen sesshaft nachweisbar.[1]) Im Jahre 1246 am 7. März begegnet uns nämlich ein Albertus de Werdenberch, ebenso im Jahre 1248 derselbe Mann als **miles de Werdenburg** in einer Urkunde Hartwichs von Pettau. Im Jahre 1252, 1264, 1282 ist derselbe Albert bezeugt, 1282 aber folgt ihm ein Hartwic von Werdenburg. Im gleichen Jahre ist urkundlich auf Wernberg ein Wulfing, **Plebanus capellae**, als Castellan des Schlosses bezeugt. Er war ein Verwandter der Treffener, denn sein Oheim ist Nicolaus von Treffen.

Im 14. Jahrhundert erscheint ein Ministerialengeschlecht im Besitze von Wernberg, das wir mehrfach im Archive des Kärntner Geschichtsvereines nachweisen können. Es ist das der Donner und Sessn. In einer im Schlosse zu Tirol ausgestellten Urkunde erscheinen nämlich Konrad der Donner und sein Bruder Gundacher als zu Wernberg. Die beiden genannten Herren geben dem Herzoge Otto von Kärnten die ihnen verpfändeten Güter um Schloss Wernberg frei. Im Jahre 1316 macht eben derselbe Konrad der Donner eine Schenkung an das Kloster Victring. In einer Urkunde vom 24. August 1317 werden dieselben und deren Bruder Albrecht der Sessn auf Wernberg genannt, und am gleichen Tage machen die Söhne des Albrecht Sessn zu Wernberg, Gundacher, Albrecht, Konrad und Hartwich eine Schenkung an Victring. Wir sehen also eine bestimmte Familie im Besitze des

[1]) Die folgenden Daten beruhen auf den Urkundenregesten des Kärntner Geschichtsvereines, angelegt vom Archivar von Jaksch.

Digitized by Google

Schlosses Wernberg. Im Jahre 1341 am 21. November begegnet uns auf Wernberg ein Hertel von Werdenburg und seine Schwiegermutter Gertrud und sein Weib Margaretha. Diese machen einen Verkauf. Als Schwager Hertels wird Ulrich der Kragler genannt. Wir wissen nicht, ob diese in Verwandtschaft zu den Donner und Seßu standen, es ist aber auffällig, dass einige Jahre darauf, im Jahre 1347 am 2. Mai, als Siegler auf einer Urkunde ein Konrad von Werdenberg vorkommt, der in gleicher Person in der Urkunde selbst sich Konrad Seßu nennt. Allerdings siegelt auch noch ein zweiter Herr, Hermann der Pacher, mit, der am Siegel auch der von Werenberg heißt. Jedenfalls wurde des eben genannten Hertels Sohn Burgherr auf Wernberg. Denn am 16. April 1370 ist dieser Jörg von Werdenburch, Hertleins des seligen Sohn, und Frau Kathrey, seine Wirtin, ausdrücklich auf Wernberg nachweisbar. Beide machen im Schlosse Wernberg einen Verkauf an die Pfarrkirche zu Gottesthal. Als Oheim der Kathrey wird Jörgl von Chentichk (Kanting) genannt. Einige Jahre früher begegnen wir am 17. November 1363 auch einem Mathei von Werdenberg, der Zechmeister der Kirche von Gottesthal war.

Eigenthümlich ist es auch, dass im 14. Jahrhunderte Werdenberg zweimal urkundlich als in Beziehung stehend zu Schloss Limberg erscheint. Im Jahre 1322 am 29. Jänner stellt nämlich Anna, die Witwe des Ulrich von Liebenberg (d. h. Limberg) auf Werdenberg eine Urkunde aus; sie hatte also daselbst zeitlich ihren Witwensitz, und im Jahre 1397 wird in einem Lehensreverse des Peter von Liebenberg Wernberg gleichfalls mit Bezug auf Limberg erwähnt.

Im 15. Jahrhunderte fließen die Nachrichten über Wernberg höchst spärlich. Wir begegnen im Jahre 1409 am 10. Juli einem Andre Wernburger, sein Vetter ist Hans Käntniker, welcher wohl mit jenem Hans Wernberger, der am 1. Juli 1411 genannt wird, identisch ist. 1421 haust auf Wernberg Erasem Wernburger und sein Oheim Hans der Fregacher.

Am 26. Mai 1425 verleiht Herzog Friedrich der Ältere von Tirol den Herren Ruprecht und Hans Kreutzer Wernberg, Schloss und Güter, als Lehen.[1]) Daraus geht auch hervor, dass Wernberg landesfürstlicher Besitz war und blieb.

Auf Wernberg saß also damals das in der Landesgeschichte Kärntens zur Zeit Friedrichs so bekannte Geschlecht der Kreuzer. Man

[1]) Lichnowsky 5. n. 2317. (Chmel, Friedrich III., 1. 483.)

Digitized by Google

denke nur an jenen Landverweser Sigmund Kreuzer, der sich als Verbündeter Friedrichs III. im Kampfe gegen die Anhänger Baumkirchers hervorthat und zur Nachtzeit Schloss Hollenburg einnahm. Noch im Jahre 1479 am 19. Juli tritt uns diese Familie in Wernberg entgegen, nämlich in der Person Ludwig und Sigmund Kreuzers.[1])

Im 16. Jahrhunderte, wir wissen nicht genau, in welchem Jahre, kommt Wernberg in den Eigenbesitz des in der Geschichte Österreichs hochberühmten Geschlechtes der Khevenhüller. 1520 erscheint Wolfgang Khevenhüller zuerst als Herr auf Wernberg. Er war Rath Karls V., kämpfte in der Schlacht bei Pavia und machte den Feldzug Kaiser Karls V. nach Tunis mit. Ihm folgte in Wernberg sein Sohn Sigmund, † 1561. Nach dessen Ableben kommt Wernberg in die Hände der Linie Hochosterwitz des Khevenhüller'schen Geschlechtes. Nun tritt uns in Wernberg eine gewaltige Persönlichkeit entgegen, der bautustige Georg Khevenhüller. (Er lebte 1523—1587.) Er war es, der zwischen 1575—1582 die großartigen Vertheidigungswerke und Thorthürme in Hochosterwitz aufführen ließ, er gab gleichzeitig auch dem Schlosse Wernberg seine heutige Gestalt, indem er es nach den Regeln des Vitruv, wie der Annus millesimus Ossiacensis sagt, auf das Glänzendste erbauen ließ.[2]) Noch heutzutage hat das Schloss mit Ausnahme der späteren theilweise ganz klösterlichen Umgestaltung zur Zeit des Abtes Christof von Ossiach, von der noch später die Rede sein wird, seine Grundgestalt, Säulenhof, den äußeren Saal, die Gemächer, das monumentale Hauptportale und die massiven Eckthürme. Georg Freiherr von Khevenhüller (das Geschlecht wurde nämlich von Kaiser Max II. in den Freiherrn- und dann später in den Grafenstand erhoben) war reich an Ehren und Ansehen. Er war, obgleich Protestant, Kaiser Ferdinands I. Rath, Oberst-Hofmeister und Landeshauptmann in Kärnten. Seine im Stile echter Renaissance gehaltene pomphafte, von glänzendem

[1]) Die Grafen von Werdenberg, welche einmal in Chmels Regesten und beim Landtage zu Völkermarkt genannt werden, sind ein fremdes Geschlecht, dass sich im Gefolge Friedrichs III. befand, als sich dieser in Kärnten 1470 aufhielt. Unrest nennt ja ausdrücklich (Hahn Collect. I, p. 621) den Grafen Hanz von Werdenberg einen Schwaben. Sie haben also mit Schloss Werdenberg bei Villach nichts zu schaffen.

[2]) Annus mill. Ossiac. p. 96. ad omnes Vitruvii regulas splendidissime excitaverat, nec solum venustis conclavibus aulaque ad ornatum magnifica, variis Heroum imaginibus decorata fornicibus et cameris ad usum peraccommodis sed et turribus quaternis validis moenibus etiam et loricis cum ponte ductili.

Digitized by Google

Streben zeigende Inschrift am Hauptportale des Schlosses Wernberg aus dem Jahre 1576 feiert seinen Bau und empfiehlt Schloss Wernberg seinen Nachkommen.

Durch das Grabmal Vogelsangs aber in der Kirche zu Villach, das ihn und seine Gattin Sibilla Weitmoserin bildlich darstellt, noch mehr aber durch sein individuelles, echt künstlerisch gestaltetes Sculpturbildnis am Hauptportale des Schlosses Wernberg und seine lebenswahre Büste in den Sammlungen des Geschichtsvereines lebt er noch heute in Person, ich möchte sagen, als der historische Schutzgeist des Schlosses Wernberg unter uns. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Sigmund, der Gemahl der Regina Tanhauser, jener edlen Frau, die später Bartlmä Khevenhüller, den Bruder des spanischen Gesandten, aus der Frankenburger Linie der Khevenhüller heiratete. Ihr Sohn Paul war der letzte aus dem Geschlechte der Khevenhüller-Osterwitze, der auf Wernberg herrschte. Als Protestant wurde er nämlich 1629 gezwungen auszuwandern und trat in die Dienste Gustav Adolf II. von Schweden. Noch vor seiner Auswanderung verkaufte er Wernberg an den Grafen Hans Sigmund von Wagensperg, und Kaiser Ferdinand II. belehnte am 12. März 1632 den genannten Wagensperger mit dem landesfürstlichen Lehen Schloss Wernberg sammt Landgericht. Aber nach ganz kurzer Zeit verkaufte der Graf von Wagensperg Wernberg und Tamtschach an Graf Johann Baptist von Vorderberg. Doch auch dieses Geschlecht machte schon im Jahre 1633 dem Grafen Coronini Platz. Am 15. Juni 1633 nämlich belehnte Abt Maurus von Ossiach als Gewaltsträger des Grafen Johann Baptist von Vorderberg den Grafen Coronini mit Wernberg. Aber auch im Besitze der Coronini blieb Wernberg nicht lange. Es kam nämlich bald in das Eigen des Freiherrn von Brenner. Am 24. Juli 1652 belehnt der Graf von Ortenburg, da ortenburgische Güter zum praedium Wernberg gehörten, den Baron Ferdinand Ernst Brenner mit jenen Gütern, die derselbe jüngst mit Wernberg vom Freiherrn von Coronini erkauft hatte. Nach dem Ableben des genannten Baron Brenner war Wernberg im Besitze der Witwe Anna Regina Brennerin, geborne Wagensperg, und der Constantia Maria von Eibiswald, geborne Brennerin. Belehnt doch am 12. April 1637 der Graf Widmann genannte Damen mit den Gütern, welche dieselben von ihrem Sohne, beziehentlich ihrem Bruder, Ferdinand Ernst Brenner mit der Herrschaft Wernberg sich erkauft hatten.

Digitized by Google

Im Jahre 1672 am 31. Mai beginnt für Wernberg eine neue Ära, nämlich die klösterliche. An demselben Tage nämlich wird das Schloss sammt Landgericht und Draufischerei an das Stift Ossiach verkauft. Die Verkaufsurkunde, welche im Originale im Archive des Kärntner Geschichtsvereines liegt, sagt, dass Theresia Maria Gäler, Freiin, Witwe, geborne Breuner, als Gerhabin ihrer mit Joh. Christ. Freiherrn Gäler erzeugten Kinder den Verkauf an Abt Christof von Ossiach und den Convent dieses Klosters vollzogen habe. Am 9. Juni des gleichen Jahres wird das Urbar ausgefertigt, welches 42 Seiten stark, im Archive des Kärntner Geschichtsvereines aufbewahrt wird. Nun ist der **Annus millessimus Ossiac.** unsere verlässliche Quelle. Ein Zeitgenosse erzählt daselbst Folgendes: Die schlechte Luft und das schlechte Wasser infolge der sumpfigen Lage erzeugte im Kloster Ossiach viele Krankheiten, besonders Kolik und Ausschläge. Viele Klosterbewohner starben in der Blüte ihrer Jahre. Da wendete sich Abt Christof Kaponig an das Generalcapitel der Benedictiner. Dieses und der Erzbischof gestatteten durch ein Mandat, dass Abt Christof das Kloster Ossiach an einen anderen Ort übertragen dürfe, und Papst Clemens X. gab hiezu 1672 seine Zustimmung. Erst kamen nun gar manche Orte in verschiedenen Provinzen in Frage, aber nach reiflicher Erwägung wurde vom Abte und dem Convente Schloss Wernberg, da es eine besonders gesunde Lage und reine Luft habe und dahin leicht zu übersiedeln war, als neuer Wohnsitz auserkoren. Nun wurde von dem Stifte Ossiach Wernberg gekauft und an Stelle eines Theiles der Kaufsumme Schloss Wallersberg vom Stifte gegeben. Als ein wahrer Christoforos, wie der **Annus milles.** sagt, führte nun Abt Christof seine Mönche über den See nach Schloss Wernberg, in ihre neue Heimat. Der adelige Rittersitz musste aber nun nach Kräften zu einem Kloster umgestaltet werden, und damit beginnt die dritte und letzte Bauthätigkeit in Wernberg. Schon Abt Christof Kaponig richtete so viel als möglich, wie der **Annus milles.** meldet, das Schloss zum Kloster ein, so dass es sich für den Convent eignete, was noch fehlte, überließ er seinem Nachfolger. Aus der damaligen Zeit stammt also der Bau der Zellen im zweiten Stockwerke, welche jetzt als Fremdenzimmer dienen können. Auch stammt aus der Regierungszeit dieses Abtes der Begräbnisplatz unter den Fenstern des Saales, der als Prälatensaal diente, und vielleicht auch der kleine Rosengarten nach Süden. Abt Christofs Nachfolger, Virgilius Gleißenberger, 1725—1737,

Digitized by Google

erbaute, wie es im **Annus milles.** heißt, **novum templum**, d. h. eine neue Kirche und schmückte überhaupt das Schloss aus. Er erbaute also die Josefikirche, und unter ihm wurde der große Saal des Schlosses in prächtiger Weise gemalt und ausgeschmückt, so dass er als Prunksaal in Rokokomanier erscheint.[1]) Die Äbte von Ossiach beschäftigten überhaupt heimische Maler, darunter auch den ersten Barockmaler des Landes, Fromiller. Die große Altartafel dieses Meisters, darstellend den heil. Augustinus als Ketzerbesieger, befindet sich aber nicht mehr im Schlosse, da dieses Werk der heimischen Barockkunst im Jahre 1891 vom Kärntner Geschichtsvereine für dessen Sammlungen gekauft wurde. Die Äbte von Ossiach verewigten sich auch im Schlosse durch die Porträts sämmtlicher Prälaten im großen Saale bis zu Kaiser Josefs Zeit. Dieser hob bekanntlich am 1. März 1783 das Kloster Ossiach auf, und Schloss Wernberg sammt den dazu gehörigen Gütern wurde nun öffentlich an den Meistbietenden verkauft. Die Tagsatzung fand am 25. April 1782 statt und Baron Gottlieb Karl von Ankershofen, der Vater des berühmten Geschichtsschreibers, Landrath in Kärnten, erstand das Schloss und brachte es so in den Besitz seiner Familie. Die amtliche Verkündigung der Licitation fand nach dem im Geschichtsvereine vorliegenden Documente am 8. Juni 1782 statt. Im Jahre 1809 kam Wernberg an den damaligen Maire von Villach Nagele, der dem Schlosse und seinen Baulichkeiten die beste Sorgfalt zuwendete. Nagele verkaufte das Schloss (im Jahre 1830) an Anna Freiin von Jöchlingen, geborene Batyani, um den Preis von 25.000 fl. Von da ab wechselte das Schloss öfters den Besitzer. Es sei zum Schlusse nur noch hervorgehoben, dass nach dem Ableben des Baron Felix von Jöchlingen das Schloss im Besitze der Töchter desselben war, nämlich der Gräfin Johanna Orsini-Rosenberg und der Gräfin Ernestine Wagensberg. Unsere geschichtliche Betrachtung des Schlosses schließt mit dieser Zeit ab.

[1]) Vergleiche Kunsttopographie, p. 409—410.

Digitized by Google

Die Loggia in Maria Saal.

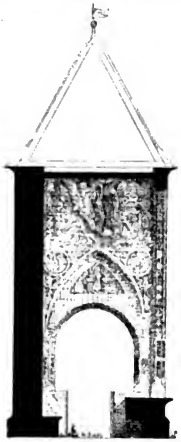
Von Dr. Alfred Schnerich.

Wo sich der Weg von Maria Saal einerseits ins Zollfeld anderseits gegen Töltschach wendet, erhebt sich knapp am Fuße des Hügels, auf dem sich der Ort Maria Saal befindet, ein kleines, nichts desto weniger durch seine Bauart auffallendes Gebäude.[1]) Dasselbe ist von nicht ganz regelmäßigem rechteckigen Grundriss, 6·20 : 3·40 m, die Wände 5·80 m hoch. Nach beiden schmäleren Seiten, wie nach der nach Süden gerichteten breiteren öffnet sich das Bauwerk in je einer spitzbogigen Arkade mit abgeschrägten Ecken; die seitlichen Arkaden sind niedrig, dagegen die dritte fast bis an das Dachgesims reichend. Die nach Norden gekehrte Wand ist undurchbrochen, in der Westwand führt ober der Arkade ein kleines Fenster mit geradem Sturz in den Dachraum. Die Basis der Wände ist durchwegs abgeschrägt, zu oberst der Wände läuft ein horizontales Gesims aus Hausteín. Das Innere

[1]) Bisher besprochen von Petschnig „Mittheilungen der Central-Commission" 12, S. 27, von woher mit gefälliger Überlassung des Holzstockes durch die k. k. Central-Commission auch die obige Ansicht entnommen ist, in „Kirchenschmuck" 14, S. 77, „Kunsttopographie des Herzogthumes Kärnten" Wien 1889, S. 213. Vortreffliche photographische Aufnahmen von J. Wlha in Wien, Nr. 1282—84. Damit der Humor nicht fehle, sei erwähnt, dass das Monument im vorigen Jahre in einem in zwei Journalen abgedruckten Artikel als „verschollenes (!) Kunstwerk" bezeichnet wurde.

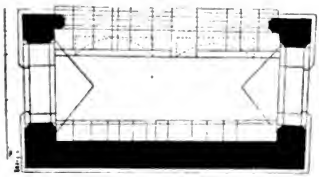
Digitized by Google

ist von einer Tonne mit seitlichen Stichkappen überwölbt. Ein Walmdach aus Schiefer mit zwei Fähnchen aus Blech deckt das Ganze. Die Einrichtung des Innern ist gleichfalls aus Hausstein. Die Seitenarkaden sind durch eine circa 1 m hohe Mauerschranke geschlossen, die in der Mitte einen 1 m breiten Eingang lassen, der, wie die Spuren deutlich zeigen, einst durch eine eben so hohe Thür zu verschließen war. Längs der Nordwand läuft eine Bank, während die Südarkade der ganzen Länge nach ein 1·10 m breiter Steintisch einnimmt, dessen Unterbau sich nach innen in zwei flachgewölbten Nischen öffnet. Das Innere des Gebäudes, wie die Vorderseite ist mit Malerei geschmückt, während die übrigen drei Außenwände nur verputzt sind.



Die Hauptdarstellung, ein umfangreiches Kreuzigungsbild, nimmt die Rückwand ein.

Auf den drei sehr hohen Kreuzen hängen nebeneinander Jesus, ihm zur Seite die Schächer, letztere beide bereits mit zerschmetterten Gliedern. Jesus mit ornamental verziertem Kreuznimbus hat sich zum guten Schächer, einem älteren Manne gewendet, welcher reuig zum Heiland aufblickt. Das Haupt des anderen Schächers ist gesenkt und mit den Haaren verhüllt. Zu beiden Seiten des Heilands erscheinen am Himmel zwischen Wolken Sonne und Mond. Am Fuße der Kreuze ist zahlreiches Volk versammelt. Links vom Kreuze des Heilandes befindet sich ein Fußsoldat, Longinus, mit bereits blutender Lanze, dahinter der Hauptmann zu Pferd, aufmerksam auf den Heiland sehend, weiter links erblicken wir Maria zusammensinkend, vom Lieblingsjünger unterstützt und endlich vier Frauen, vorne Magdalena in reicher Tracht und Kopfputz, die anderen mit Tüchern. Sie blicken alle auf den Heiland.



Anders die Gruppe rechts (vom Heiland aus links). Dem Kreuze Jesu zunächst stehen Juden verschiedenen Alters, vom Kreuze theils

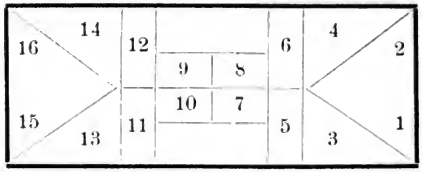
Digitized by Google

abgewandt, theils höhnisch hinaufsehend, im Hintergrund wird auf einer Stange der Schwamm sichtbar. Den Abschluss des Gemäldes nach dieser Seite bilden zahlreiche Krieger zu Pferde mit Fahne und Waffen, ganz rechts ein besonders reich gekleideter jugendlicher mit Krone und Purpurmantel.

Vor dem Kreuze Christi hocken die Soldaten, um die Kleider des Heilandes das Los werfend (nur mehr die Köpfe erkennbar) Die tieferen Partien des Bildes sind verdorben.

Im Hintergrunde erblicken wir in kleinem Maßstabe rechts auf einem Berge die Todesangst Christi, links die Stadt, ebenfalls auf einem Berge, vor deren Thore sich die Kreuztragung abspielt.

Schema der Deckenbemalung



Die Decke ist gleichfalls reich geschmückt. Die Kappe ist mit Ausnahme der Vorderseite von reichen Ornamentstreifen rechteckig eingerahmt, während die Näthe der Stichkappen durch schmale Ränder markiert sind. Wir erblicken zu oberst die Taube von Strahlen umgeben, seitlich (7—10) die Evangelistensymbole und weiter (5, 6, 11, 12) die Brustbilder von vier Propheten; jedem ist ein Spruchband beigegeben. Besonders fällt der Matthäus-Engel auf, ein schönes Weib in rothem Gewande und blauweißen Flügeln. Die Propheten weisen reiche Trachten im Costüme des späteren Mittelalters auf.

Die vier anstoßenden sphärischen Dreiecke (3, 4, 13, 14) sind mit je einem Medaillon, welches ein nackter Putto mit Schriftband emporhält, ausgefüllt, während wir in den vier Gewölbezwickeln je eine von einem Engel gehaltene Inschrifttafel erblicken. Die senkrechte Wand inzwischen enthält in weißer Umrahmung eine oben im Spitzbogen geschlossene Darstellung. Die Arkaden sind mit reichem Laubwerk und Perlstäben geziert.

Die Darstellungen sind folgende: In den Medaillons rechts neben der Rückwand (3): Erschaffung der Eva, auf der anderen Seite (4): Moses schlägt aus dem Felsen das Wasser; dazwischen an der

Digitized by Google

Wand über der Arkade: Abraham und Isaak zum Opfer gehend; links in den Dreiecken, neben der Rückwand (13): die eherne Schlange, auf der anderen Seite (14): Joab und Abner.[1]) An der Wand dazwischen: Das Opfer Isaaks.

Die Inschriften sind folgende:[2]) (Die Zwickel rechts:)

1. Legitur in genesi XII[3]) capitulo quod cum / Abraham et Ysaac pergerent simul / Abraham portavit gladium et ignem / Ysaac vero ligna portabat per quae ipse im / molari debuit. Iste Ysaac / qui lignum portavit Cristum significat / qui lignum crucis in quo pro / nobis immolari voluit in / suo proprio corpore portavit. (Biblia paupera, zweites Alphabet, D.[4])

2. Legitur in exodo XVII capitulo quod cum / Moyses populum per desertum transduxi/sset deficiente illis aqua prae aqua penuria / Moyses cum virga quam in manu tenebat / silicem percuciebat et exivierat aqua lar/gissimo velud de abisso. Multa silex / sive lapis Cristum significat qui nobis / aquas salutares scilicet sacramenta de suo latere effudit cum illud lancia / militis in cruce aperiri permisit. P.[5]) (B. p. F.)

(Die sphärischen Dreiecke daneben):

3. Est sacramentum Christi dans petra fluentem. (B. p. F.)

4. Femina prima vir[6]) de costa cepit / oriri. (B. p. F.)

(Die Gewölbkappe):

5. David. Super dolorem [vul] nerum meorum / addiderunt.[7]) 1523. (B. p. F.)

6. Sacharias (XIII.) Quit sunt plage iste in / medio manuum tuarum.[8]) B. p. F.)

7. Sanctus Maricus / Eubangelist.

8. Sanctus Matheus. Eubangelist.

9. Sanctus Lucas. Eubangelist.

10. Sanctus Johannes verba.[9])

---

[1]) Bisher stets für Jakobs Kampf mit dem Engel angesehen.

[2]) Die Kürzungen sind durchwegs aufgelöst.

[3]) Richtig XXII.

[4]) Die Inschriften sind durchwegs nach der gedruckten Biblia pauperum (in Facsimile herausgegeben von Schönbrunner & Einsle, Wien 1890) gefertigt, wovon unten das Nähere; darnach auch die Ergänzung des Verlornen. Hier ist durchwegs nur das zweite Alphabet (beginnend mit dem Verrath des Judas) gemeint. Der einzige wesentliche Unterschied besteht nur darin, dass auf unserem Gemälde die einzelnen Worte durch Punkte getrennt sind, die in der Biblia fehlen.

[5]) Monogramm des Malers.

[6]) B. p. viri.

[7]) Psalm 68. 27. Das in der B. p. undeutlich ausgedrückte missverstanden nachgezeichnet.

[8]) Zacharias XIII. 6.

[9]) Das letzte Wort anscheinend getilgt.

Digitized by Google

11. Ysaias. 53. Oblatus est quia / ipse voluit et peccata nostra ipse portavit.[1]) (B. p. E.)

12. Homo pacis meo in quo speravi David 17.[2]) (B. p. A.)

(Die iphärischen Dreiecke links):

13. Lesi curantur[3]) serpentem dum speculantur. (B. p. E.)

14. Alloquitur blanda / Joab hunc perimitque nephande.[4]) (B. p. A.)

(Die Zwickel daneben):

15. Ysaias LIII[5]) Legitur in libro numeri XXI capitulo / quod[6]) dominus vellet populum quod[7]) serpentes [mo]morderant de serpentibus liberare / [prae] cepit Moysi ut faceret serpentem eneum / et cum in ligno impenderet[8]) ut quicunque / illum in uideret[9]) de serventibus[10]) liberaretur. / Serpens suspensus intuitus[11]) a populo / Cristum in cruce significat quem intuitus / debet omnis fideles qui a / serpente id est dyabolo vult / liberari. / 1523. (B. p. E.)

16. Legitur in genesi XXV[12]) capitulo cum / Abraham gladium extendisset ut / filium immolaret Angelus domini / ipsum de celo prohibuit, / dicens ne extendas manum / tuam super puerum. Abraham / patrem celestem significat qui / filium suum scilicet Cristum pro / nobis omnibus in cruce / immolavit ut per hoc / innueret signum amoris / paterni. David.[13]) (B. p. E.)

An der Außenseite der Loggia erblicken wir (heraldisch) rechts das Wappen des heiligen römischen Reiches, links das des Erzbischofes von Salzburg, Matthäus Lang von Wellenburg, inzwischen aber der Arkade von je einem nackten Putto emporgehalten, beiderseits je zwei Wappenschilder abwechselnd mit je einem Manne und Weibe mit Krücken, Pilgerstäben und Lichtern, also wohl Wallfahrern. Am Pfeiler unter dem erstgenannten Wappen ist, nur mehr in Spuren erkennbar, links Johann Baptist, darüber die verlöschte Inschrift, rechts ein nicht mehr näher erkennbarer Heiliger dargestellt.

[1]) Isaias L'II. 7 bis „voluit" von da an nach V. 4 ebenda „et dolores nostros ipse portavit".

[2]) Psalm XL. 10.

[3]) Nur Spuren.

[4]) Fast ganz zerstört. Laib & Schwarz lesen in ihrer Ausgabe der Constanzer Biblia pauperum, Würzburg 1892, auch in der 2. Auflage „punitque"!

[5]) Steht in der Biblia p., wie auch an der Decke, vor dem Spruch Nr. 11, an letzterer Stelle aber mit arabischen Ziffern.

[6]) B. p. quod eum.

[7]) B. p. quem.

[8]) B. p. suspenderet.

[9]) B. p. inspiceret.

[10]) B. p. hat an Stelle des „v" ein verderbtes „p"

[11]) Folgt ein der B. p. nachgezeichneter getilgter Buchstabe.

[12]) Richtig XXII.

[13]) Steht in der B. p. am benachbarten Spruchband.

Digitized by Google

In Bezug auf die Ausführung ist zu bemerken, dass die Bilder al fresco gemalt sind und am Bilde der Rückwand auch die verschiedenen Phasen des Verputzes deutlich zu erkennen sind. Im Detail sind mehrere Hände wahrzunehmen, so an den Putten der Decke, den kleinen Scenen im Hauptbilde; dagegen rühren der Matthäus-Engel und die meisten Theile des Kreuzigungsbildes (besonders auffallend der ganz analog dem Gewand des Engels behandelte rothe Mantel des gekrönten Kriegers rechts) von derselben Hand her, wie überhaupt die Anlage des malerischen Schmuckes eine durchaus einheitliche ist.

Ueberblicken wir den Bestand, so sehen wir am Hauptbilde das Erlösungsopfer Christi, an der Decke seitlich die entsprechenden Vorbilder, zu oberst aber schwebt der heilige Geist, umgeben von den vier Evangelisten und großen Propheten, durch die derselbe der Menschheit sich geoffenbart hat.

An der Vorderseite aber haben offenbar jene Merkmale Platz gefunden, die sich auf die Entstehung und Bestimmung des Gebäudes beziehen. Wir sehen die Wappen der weltlichen und geistlichen Herren, als letzteren den Metropoliten, unter dem Maria Saal direct stand, in der Mitte aber die Schilder mit den Wallfahrern.

Auf das Einzelne kommend, ist vor Allem wohl auffallend, dass die Inschriften genau, selbst mit Beibehaltung aller Fehler und Missverständnisse, der gedruckten Biblia pauperum, und zwar in der Ausgabe, wie eine die Albertina in Wien besitzt, nachgebildet wurden. Diese Nachbildung ist eine ganz mechanische. So wurde dem Anfang von 15 und dem Schluss von 16 das zunächst stehende Wort des benachbarten Spruchbandes beigesetzt, ebenso scheint das (gekürzte) Wort „verba“ bei 10 auf B. p. a. rechts „verba gerens blanda“ ꝛc. zu gehen. Bei Nr. 15 sehen wir sogar einen getilgten Buchstaben nachgezeichnet, ganz zu geschweigen von den sprachlichen und grammatikalischen Ungeheuerlichkeiten.[1])

Entsprechend verhält es sich mit den biblischen Bildern, nur dass dieselben in eine anders gestaltete Umrahmung — Spitzbogen oder

[1]) Denselben Text haben mehr oder weniger übereinstimmend auch andere Armenbibeln, so neben den gedruckten auch die handschriftliche in der Lyceumsbibliothek zu Constanz (herausgegeben von Laib & Schwarz, 2. Auflage, Würzburg 1892). Das Nähere vergleiche die Einleitung daselbst. Für die Loggia lag jedoch die Ausgabe der Albertina vor, was namentlich aus dem Vergleich der Fehler und Versehen hervorgeht.

Digitized by Google

Kreis statt Rechteck — gegeben und auch coloriert sind, und zwar entspricht: Isaak und Abraham zum Opfer gehend: B. p. d, das Opfer: e, Erschaffung der Eva und Wasser aus dem Felsen: f, eherne Schlange: e, Joab und Abner: a. Die einzige bedeutende Abänderung vom Original ist, dass auf beiden Bildern aus der Geschichte Abrahams (wie auch auf dem gleich näher zu besprechenden Hauptbilde) im Hintergrunde sehr reich geschmückte Gebäude mit niedrigen Dächern von weißer Farbe dargestellt sind. Entsprechend, wenn auch freier, sind die Propheten der Biblia pauperum nachgebildet, namentlich David (5) und Zacharias (6) B. p. f.

Anders steht es mit den Evangelistensymbolen. Von denen interessiert uns ganz besonders der Matthäusengel, dessen Gewandung an die späten antiken Bildwerke erinnert. Die Untenansicht — man sieht, wenn auch sehr verzeichnet, den rechten Unterschenkel bis zum Knie — weist auf Mantegna,[1]) nicht minder die Putten, deren Splitternacktheit (mit Ausnahme der bei 13 und 14) mit einiger Absichtlichkeit betont ist; man vergleiche damit die in den Einrahmungen der Fresken des Mantegna in der Eremitani zu Padua; die Bänder sind hier wie dort nicht, wie sonst gewöhnlich, als Feigenblätter verwendet.

Der Schwerpunkt der künstlerischen Leistung liegt unbedingt in dem Bilde der Rückwand, das ja dem Beschauer zuerst in die Augen fällt. Ein directes Vorbild, wie an den Bildern und Inschriften der Decke, wird hier wohl überhaupt nicht zu finden sein; immerhin waren umfangreiche Kreuzigungsdarstellungen im späteren Mittelalter nicht selten; um zunächst auf Kärnten zu kommen, das schmale, fast ganz verlorene Bild im Cyclus der Gurker Vorhalle[2]) aus dem 14. Jahrhundert, sowie das am Karner von Maria Saal selbst aus dem Jahre 1521. Beide Bilder weisen auf Italien. Unter den Kreuzigungsbildern sei zuerst als das nächste das der Avanzi in Padua 1376 genannt. Ueberall reiche Gruppierung, namentlich Pferde sind mit besonderer Vorliebe dargestellt.

Noch nähere Anhaltspunkte bieten die Kreuzigungsbilder der sienesischen Schule, die manches Detail aufweisen, welches in Padua fehlt, wie auch der sienesische Einfluss sich namentlich an den Gurker Bildern geltend macht. So sehen wir im Cyclus von S. Gemignano

[1]) Hierauf hat bereits Graus in „Kirchenschmuck" 14, S. 78, hingewiesen.

[2]) Meine Arbeit hierüber erscheint soeben in den „Mittheilungen der Central-Commission" Bd. 19.

Digitized by Google

wie am Maria Saaler Bilde vorne in der Mitte die das Loos werfenden Krieger. Aehnlich dürfte es auch auf den verwandten Bildern Cavallinis in S. Francesco zu Assisi[1]), dem Bilde Buffalmacos im Campo Santo zu Pisa, wie nicht minder am Gurker Bilde gewesen sein, wo überall die Mitte unten verloren gegangen ist, während auf dem Gemälde der Capelle degli Spaginoli[2]) die Gruppe aus räumlichen Gründen auf die Seite gerückt ist.

In Betracht kommen ferner zwei spätere, also zeitlich näherstehende Bilder. Das ältere von David Pfenning, mit 1449 bezeichnet, in der kaiserlichen Gemäldegalerie zu Wien, das jüngere in der Domkirche zu Graz vom Jahre 1457.[3])

Unser Bild ist jünger, als alle die genannten Gemälde, was sich überall, in der Gesammtanlage wie im Einzelnen kundgibt, wie sich auch im Grazer Bilde gegenüber dem Wiener durchwegs Vervollkommnung zeigt. Es bringt noch die Landschaft im Hintergrunde dazu, ist sehr ausführlich, es fehlen auch die das Loos werfenden Soldaten nicht; die Gruppierung ist weit wirksamer noch, als auf den älteren Bildern, was namentlich in der Stellung des Publikums zum Kreuz — ob links oder rechts — deutlich ersichtlich ist. Die gemusterten Stoffe fehlen, dagegen ist die Anatomie richtiger, das Detail dabei von außerordentlicher Mäßigung, was sich besonders bei den Schächern kundgibt. Wie roh ist dagegen das freilich auch viel weniger ausführlich behandelte Kreuzigungsbild am Maria Saaler Karner von 1521!

Eitelberger hat bei Besprechung des Grazer Bildes auch auf das jüngste Gericht in Millstatt[4]) hingewiesen. Directe Beziehungen

[1]) Photogr. Alinari 15759.

[2]) Photogr. Alinari 8150.

[3]) Das Bild von Pfenning ist abgebildet in Thode's „Malerschule von Nürnberg", das Grazer in den „Graphischen Künsten", Band 4, S. 87. Thode will in Pfenning den Meister des Tucher'schen Altares in Nürnberg erkennen, doch ist die Begründung nichts weniger als zwingend zu nennen. Die zu großen Köpfe des Nürnberger Bildes stimmen keineswegs mit dem Wiener Bilde, auch ist die Compositionsweise eine ganz andere. Dazu fehlen sonstige Anhaltspunkte gänzlich! Für das Grazer Bild hat Eitelberger (Repertorium für Kunstwissenschaft 1882, S. 318) den italienischen Einfluss betont. Die nahe Verwandtschaft beider Bilder erkannt zu haben ist das Verdienst Joh. Graus'. (Kunstchronik N. F. II, S. 559.) Leider wissen wir nichts über die Herkunft des Wiener Bildes. Dasselbe dürfte gleich dem Grazer von Friedrich III. für eine Kirche, wahrscheinlich in Wiener-Neustadt, gestiftet worden sein.

[4]) Graphische Künste 4, S. 39.

Digitized by Google

zwischen diesem Bilde und den vorher besprochenen, namentlich dem Maria Saaler, werden kaum anzunehmen sein. Das Detail erscheint am Millstätter Bilde noch weit vorgeschrittener. Die Renaissance ist bereits vollständig in der Architektur durchgedrungen. In der Ornamentik sehen wir am Maria Saaler Bilde noch gothisches und Renaissance-Detail durcheinandergemengt; an der Decke noch Figuren unter gothischen Tabernakeln, an der vorderen Arkade aufgelegtes Laubwerk, aber immerhin schon akanthusartig, an allen Bögen dagegen bereits den Perlstab. Das Millstätter Bild erweist sich dem gegenüber wohl als jünger.

Die Merkmale des Überganges von der Gothik zur Renaissance, welche durch die zweimal am Gewölbe angebrachte Jahreszahl 1523 zeitlich genau fixiert ist, trägt auch das schlichte Gebäude selbst. Dasselbe ist zwar noch spitzbogig, die Wände in gothischer Weise unten abgeschrägt, die Profile aber bereits ganz schlicht und die Decke ohne Rippen.[1])

Das spätere Mittelalter hat in Maria Saal eine bedeutende malerische Thätigkeit entwickelt, wovon das herrliche Dreikönigbild (1435) in der Kirche und die Bilder in den Arkaden des Karners ein deutliches Zeugnis abgeben. Letztere sind nur um zwei Jahre älter (1521). Soweit die traurige Restauration des vergangenen Decenniums noch erkennen läßt, zeigt das Kreuzigungsbild weit rohere und auch weniger umfangreiche Ausführung, dagegen sind die drei übrigen: Kreuzabnahme, Pietà, Grablegung von großer Schönheit der Linien, auch die Gestalten etwas größer, als auf dem erstgenannten. Sie gehören also wohl demselben Meister an, der zwei Jahre später die Loggia ausmalte und an die Stelle des weniger befähigten getreten war oder, wahrscheinlicher, ihm beigesellt wurde. Ein Künstlermonogramm konnte ich auf den sehr zerstörten Karnerbildern nicht finden.

Fragen wir nach der Bestimmung des Gebäudes, so sind wir leider nur auf Vermuthungen angewiesen. Daß es keine Capelle oder Pestkreuz ist, beweist zur Genüge der Mangel eines Altares. Den einzigen näheren Anhaltspunkt bieten die vier Wappenschilder mit den Wallfahrern und lassen uns annehmen, daß das Gebäude mit den Wallfahrten zusammenhängt. Durch diese Wappen wird der Gedanke etwa an eine Gerichtshalle ausgeschlossen; eher wäre an eine Verkaufsbude

[1]) Ähnlich auch die zwei südlichen Capellen und Sakristei der Maria Saaler Kirche. Die Aufnahme der Wiener Bauhütte, Band 12, ist eine vielfach ungenaue, besser die von Petschnig, „Mittheilungen der Central-Commission XII," S. 17.

Digitized by Google

zu denken, doch hätte man eine solche wohl schwerlich so monumental ausgestattet; also hatte das Gebäude wohl den Zweck, die Wallfahrer vor und nach dem feierlichen Einzuge in die Kirche zu versammeln, wie es gegenwärtig mit den von Norden kommenden Processionen noch geschieht, und zu betheilen.[1])

Vielleicht ließ dasselbe die ihrer Zeit sehr angesehene (von Kaiser Josef II. aufgehobene) Dreifaltigkeits-Bruderschaft errichten. Die theilweise gebrechlichen Wallfahrer erinnern stark an das Bild auf der Rückseite des Flügelaltares in der Kirche.[2]) Ohne dass die Entstehungsgeschichte des einen oder anderen Kunstwerkes näher bekannt geworden wäre, scheint immerhin eine Beziehung zwischen den beiden Monumenten zu obwalten.

Zum Schlusse mag der Wunsch ausgesprochen werden, dass dieses hochbedeutende Kunstwerk wenigstens weiterhin vor Unbilden gesichert werden möge. Dies wäre durch eine Dachreparatur und solide Einzäunung[3]) verhältnismäßig leicht erreichbar. Wollen wir aber auch hoffen, dass die Hand eines Restaurators dem Werke fernbleiben möge. Hier kann man sich erholen, nachdem man sich — um die Worte eines gelehrten, leider viel zu früh verstorbenen Freundes zu wiederholen — namentlich an den Bildern des Karners und manchen Statuen der Kirche die Augen verdorben hat.

Ein altdeutsches Gemälde der Schule Meister Pfennings in der Nöring.

Kunstgeschichtlich geschildert von Professor Dr F. G. Hann

Zwei Stunden von Gmünd in dem einsamen Bergthale, welches den Namen Nöring, d. h. Schlupfwinkel, führt, befindet sich in der Kirche am linken Seitenaltare ein höchst interessantes altdeutsches Gemälde, in Tempera auf Goldgrund gemalt, welches in sehr figurenreicher Darstellung Christi Kreuzigung, die beiden Schächer und den Lanzenstich vorführt. Es ist unstreitig älter als die erst 1511 gebaute

[1]) Ähnliches vermuthet Graus nach Analogien, „Kirchenschmuck" 14, S. 77. Seit langer Zeit versammelt sich die von Süden kommende Klagenfurter Procession zum feierlichen Einzuge in die Maria Saaler Kirche vor dem Gasthause zum „Gasser", wo sich auch der Auszug auflöst und die Geistlichen die kirchlichen Gewänder an- und ablegen.

[2]) Vergleiche meinen Aufsatz: „Mittelalterliche Bildwerke in der Kirche zu Maria Saal" „Mittheilungen der Central-Commission N. F 16," S. 35.

[3]) Letztere wurde durch ein schmiedeisernes Gitter, das den ganzen Innenraum vollständig abschließt, bereits hergestellt. D. R.

Digitized by Google

Kirche, war also ursprünglich nicht für dieselbe bestimmt und gehört nicht zu den übrigen in der Kunsttopographie p. 244 erwähnten Altarflügelresten.[1]) Eine Vergleichung dieses Bildes mit dem datirten Gemälde Pfennings in dem kaiserlichen Museum in Wien, früher Belvedere Gallerie,[2]) zeigt, dass es mit diesem Gemälde und dem von Graus kürzlich in so exacter Weise gewürdigten Grazer Dombilde[3]) in eine Gruppe gehört und daher, wenn nicht von Pfenning selbst, so doch von einem Schüler desselben im 15. Jahrhundert gemalt wurde.

Die Länge des Bildes beträgt 1 Meter 27 Centimeter, die Breite 1 Meter 19 Centimeter. Da eine Menge von Figuren die Bildfläche decken, so geht schon daraus die fast miniaturartige Ausführung hervor. Dargestellt ist die Kreuzigung Christi. Die Composition ist überladen und im Ganzen wenig geordnet. Der Körper Christi, der zwischen den Schächern am Kreuze hängt, ist lang und hager, von weicher Bildung, aber nicht sehr formwahr modelliert mit eingeschnürtem Unterleibe. Das Colorit seines Leibes ist blaßrosa, gleich dem der weiblichen Heiligen, mit grauer Abtönung im Schatten. Ein Engel und ein Teufel nehmen die Seelen der beiden Schächer in Empfang. Magdalena in stürmischer Geberde, kniend am Kreuzende, umarmt das Marterholz. Links gewahren wir Maria, im höchsten Schmerze hingesunken, gehalten von zwei heiligen Frauen, von denen eine ganz links in nonnenartigem Gewande den Rücken zeigt, während eine dritte ihr unschönes Antlitz dem Kreuze zuwendet. Die Falten des Gewandes der Gottesmutter sind brüchig, hingegen zeigen die der Frau links einen wohlgeworfenen weicheren Faltenwurf. Diese Gruppe der klagenden Frauen ist von den übrigen Gestalten der linken Bildfläche deutlich gesondert und nimmt den Vordergrund ganz links vom Beschauer ein. Links vom Kreuze neben der klagenden Magdalena sehen wir einen Mann auf braunem Rosse, das Hinterfüße und Hintertheil des Körpers uns zuwendet. Er trägt einen Turban und ist in türkischer Weise costümiert. Er hat als Nachbarn einen Mann im Krebsharnische, neben diesem zeigt sich Longinus, der mit einer langen Lanze in Christi Seite sticht. Longinus trägt eine blaue Mütze, sein gelbes Gewand hat einen Saum, der mit hebräischen Buchstaben versehen ist. Eine männliche Figur ihm zur Seite unterstützt

[1]) Das Bild ist in der Kunsttopographie p. 243 kurz beschrieben.

[2]) Über dieses Bild handelt Waagen „Kunstdenkmäler in Wien", I. p. 191 und Henry Thode, die Malerschule von Nürnberg p. 64, ff.

[3]) Kirchenschmuck 1891. XXII. Jahrgang, Nr. 5, p. 61—64.

Digitized by Google

mit der linken Hand die soeben den Stoss führende Lanze. Eine Menge Menschen, darunter ein Mohr, sind in verwirrter und loser Anordnung auf der linken Bildfläche in der Nachbarschaft der erwähnten Personen gemalt. Die rechte Seite vom Beschauer aus zeigt eine Reihe echter Porträtköpfe, in denen sich theilweise mehr Schönheitssinn zeigt wie in den übrigen Gesichtern. Ganz vorne auf plumpem Schimmel, mit breitem nach unten gebogenen Halse, sieht man einen Jüngling mit edlem Gesichtsausdrucke, in dessen milden Wesen sich Theilnahme gegen den Gekreuzigten ausspricht. Neben ihm, nach dem Hintergrunde des Bildes zu, erblicken wir den Hauptmann, der, ebenfalls zu Rosse und geharnischt, die Hand betheuernd aufhebt. Sein ausdrucksvolles, ehrwürdiges Greisenantlitz mit weißem Barte contrastiert lebhaft mit dem des Jünglings. Auf der Hutkrempe gewahrt man ebenfalls hebräische Buchstaben. Rechts von diesen Gestalten zeigen sich zwei Männer mit turbanartigem Barette, der eine wohlbeleibt, die in eifrigem Gespräche begriffen sind. Der ganze Hintergrund des Bildes ist voll von Köpfen. Viele Lanzen, Morgensterne und Fahnen ragen in die Höhe. Auf den Fahnen gewahrt man Scorpione und Spinnen. Besonders fällt auf eine blaue Fahne rechts mit hebräischen Zeichen und eine Fahne links, die nach Art eines Schildes gebildet und in rothe und weiße Felder getheilt ist. Sie führt auf Goldgrund einen steigenden Greif vor. Statt der Luft ist durchaus Goldgrund mit granatartigem Muster angebracht. In den Lüften schwebt ein Engel und ein Scorpion. Sehr merkwürdig ist die Darstellung am Boden des Bildes zu Füßen des Kreuzes. Wir gewahren daselbst zwei Todtenköpfe und genrehafte Figuren, die mit dem Ernste des Todtenbildes merkwürdig contrastieren und in vollständigem Nichtwissen des großen Vorganges der Kreuzigung harmlos sich dem Spieltriebe hingeben. Es sind dies zwei Knaben, von denen der eine gerade unter dem Kreuze auf einem Stocke nach links reitet. Er ist barhaupt, hat blondes Haar und rothen Rock und hebt die Hand spielend in die Höhe. Ein zweiter Knabe, rechts vom erstgenannten, mit Kappe und grünem übergeworfenen Mantel, barfuß, reitet auch auf einem Stocke und zwar nach rechts; er wendet sich dabei mit dem Körper nach links, ein Hund springt bellend auf ihn, als wolle er ihn am Mantel fassen. Zum Schlusse der Beschreibung einige Worte über die Gesichter der Personen. Von Christus und den zwei Frauen wurde schon gehandelt. Die Übrigen zeigen alle eine gewisse übereinstimmende Form. Die Gesichter sind ebenso breit

Digitized by Google

als lang, das Kinn ist glatt, die Gesichtsfarbe bei allen Personen kaltroth, nur Christus und die heiligen Frauen zeigen blaßrothen Ton. Die Ausführung ist fleißig und sorgsam, die Erhaltung des Bildes eine gute in Formen und Farben.

Dem aufmerksamen Leser, der das Kreuzigungsbild in Wien kennt, das an der Satteldecke des Longinus als ein Werk Pfennings aus dem Jahre 1449 datiert ist, wird schon bei unserer Beschreibung eine Ähnlichkeit mit der Darstellung der Kreuzigung in der Nöring aufgefallen sein. Dieselbe ist in der That eine auffällige, sowohl in der Composition, als auch in der Gestalt der Figuren und den Fleischtönen derselben. Der Hintergrund ist in beiden Bildern der gleiche, ebenso die Musterung des Goldgrundes. Figurenreich drängt sich Kopf an Kopf, Lanzen, Fahnen, Morgensterne ragen auf; nur fehlen am Wiener Bilde die Spinnen und Scorpione. Der Körper Christi ist ebenso modelliert, weich und langgestreckt wie in der Nöring. Die Schächer sind in gleicher Weise an die Kreuze gebunden und ähnlich bewegt und gestaltet. Die Gruppe der drei heiligen Frauen mit Maria, die auf beiden Bildern aus Schmerz ohnmächtig zusammenbricht, ist am gleichen Orte angeordnet, und die Frau, welche ihr Gesicht dem Kreuze zuwendet, hat auffällige Verwandtschaft mit der am Nöringer Bilde, ebenso die Gestalt Magdalenas am Fuße des Kreuzes. Das Pferd des Mannes links von Magdalena hat auch in Wien dieselbe Stellung und Bildung und auch der Mann auf demselben mahnt in Haltung und Costüm theilweise an den in der Nöring. Rechts vorne am Wiener Bilde tritt derselbe Schimmel in gleicher Stellung und Halsbeugung dominierend hervor. Der Schimmelreiter ist in beiden Fällen als edler theilnehmender Jüngling gebildet, der Hauptmann daneben vollends hat die gleiche Haltung und Handbewegung auf beiden Bildern, und am Wiener Bilde gewahrt man hinter demselben einen Greis zu Pferde, der ein ganz ähnliches Gesicht hat wie der Greis am Nöringer Bilde neben dem Jüngling. Auch am Wiener Bilde sehen wir ferner ganz rechts zwei Männer, die im Gespräche begriffen sind. Der eine beleibte am Nöringer Bilde hat eine Ähnlichkeit mit dem vornehmen Reiter mit dem Scepter, der am Kreuzigungsbilde in Wien auf der linken Bildseite besonders hervortritt. Besonders auffällig und sprechend für die gleiche Herkunft ist aber der Todtenkopf am Wiener Bilde links vom Kreuze und der Knabe, der in demselben Bilde am Boden mit dem Hunde spielt. Auf beiden Bildern zeigt sich eine Vorliebe für bunte Trachten,

Digitized by Google

konische Kopfbedeckungen, bei den Kriegern Turbane und türkische Trachten. Waagen sagt, dass am Wiener Bilde in den reichen und wohlgeworfenen Falten der Gewänder der Frauen noch Anklänge einer früheren Richtung sich zeigen, in den Köpfen der meisten Männer dagegen ein Streben nach einem etwas derben Realismus. Das Letztere gilt völlig auch vom Bilde in der Nöring, das Erstere theilweise. Die Costüme weisen bei beiden Bildern auf die gleiche Zeit hin. Die Ausführung ist auf beiden eine gleich sorgsame und fleißige. Die Bildung der Gesichter ist ebenfalls übereinstimmend, die Fleischtöne zeigen, abgesehen von den Frauen, dieselbe kalträthliche Färbung mit grauen oder grauschwarzen Schatten. Wenn wir also auch nicht so glücklich sind, dass wir den Namen des Meisters und das Jahr der Entstehung am Nöringer Bilde ablesen können wie an dem in Wien, so lehrt doch die Vergleichung, dass das Kreuzigungsbild in Wien eine solche Ähnlichkeit mit dem in der Nöring hat, dass es, wenn nicht von Pfenning selbst, so doch von einem unmittelbaren Schüler desselben gemalt ist. Dies darf uns auch nicht befremden. Wirkte doch der Maler Pfenning in der Mitte des 15. Jahrhundertes unstreitig in Österreich. Die Kreuzigung in Wien ist ein mit seinem Namen und der Zahl 1449 sicher beglaubigtes Werk dieses Meisters. Will man weitere Werke von ihm oder seinen Schülern constatieren, so muss man daher von diesem Bilde vergleichend ausgehen. Graus hat auf diesem Wege in geistreicher und wissenschaftlicher Weise gezeigt, dass das figurenreiche Grazer Dombild ebenfalls von Pfenning ist, der dieses für Kaiser Friedrich IV. malte. Es kann also doch leicht auch in Kärnten ein Bild Pfennings oder eines seiner Schüler existieren, wir meinen mit guten Gründen ein solches in der Nöring gefunden zu haben.[1])

[1]) Ob Pfenning der Meister des Tucher'schen Altares und damit ein bahnbrechender Künstler gewesen ist, wie Henry Thode in seinem jüngst erschienenen Werke über die Malerschule von Nürnberg behauptet, darüber wagen wir nicht zu urtheilen. Zum mindesten scheint es uns aber nicht eine unzweifelhafte Thatsache zu sein (siehe Thode a. o. O. p. 65), dass der Meister der Kreuzigung Christi in Wien, also Pfenning, mit dem des Tucher'schen Altares zu Nürnberg identisch ist. Sehr auffällig wäre es doch auch, dass Pfenning, wenn er als epochemachender Meister in Nürnberg gewirkt hat, urkundlich gar nicht nachweisbar ist, während doch die übrigen bedeutenden Maler und auch viele andere Malernamen urkundlich vorkommen (siehe das verdienstvolle Verzeichnis der Maler in Urkunden in Thodes genanntem Buche p. 259 ff.)

Digitized by Google

Ein Spaziergang in die Teuchel.

Von Max Freiherrn zu Aichelburg.

Nach einem nebelverhüllten Morgen schien hell und sommerwarm die Sonne, als wir uns am 27. September 1892 von Napplach aus auf den Weg machten. Das alte Hammerwerk, an dem die Möllthaler Straße vorüber führt, steht schon seit Jahren still, aber der Teuchelbach, der es einst trieb, rauscht nach wie vor lustig und forellenreich aus seiner dunklen Schlucht, als sei er ein Bote des einsamen, weltfremden Lebens drinnen in seiner Heimat. Über ihm klimmt der steile Fußpfad rasch hinan, der einzige, der außer dem von Pengg abzweigenden Saumwege in dieselbe führt. Dieser Mangel jeder Fahrstraße schließt mehr noch, als die hohe Lage Teuchels, seine Bewohner ab. Man fühlt dies beinahe, wenn neben Einem ein nicht mehr junger Mann hinansteigt, der auf seinem Rücken ein Bündel mit Lebensmitteln in die Berge trägt und zugleich erzählt, daſs er auch draußen war in der Welt, im Jahre 1870 unter den gefährlichen Dalmatinern.

Fast eine Stunde lang geht es in den kurzen, zertretenen Serpentinen aufwärts, von denen der Blick nur hin und wieder nach dem Kirchlein auf dem walddunklen Danielsberg oder nach dem tief unten dahineilenden krystallklaren Bache gleitet; — endlich aber geht es eben hin durch schattiges Nadelholz, bis plötzlich das wüste Bild einer „Plaiken" den Weg durchkreuzt und sperrt. Von Wetterschäden früherer Jahre vorbereitet, glitt im Jahre 1892 infolge der schier endlosen Regengüsse des Aprils die ganze grüne schützende Decke der Erde in einer Breite von vielleicht hundert Metern von zwei hoch oben stehenden Mühlen bis an den Fuß des Gebirges hinab und es ist heute noch, als hätte eine rohe Riesenhand durch einen wuchtigen Hieb dem Berg und mit ihm seinen Bewohnern diese Wunde geschlagen, vor der die Kraft des Einzelnen rath- und hilflos verzagen müsste. Zum Troste griff schon die Regierung helfend ein und rüstet den Bau einer Cunette, durch welche die Wasseradern, die heute gar dünn und unansehnlich durch die lavaähnlichen Schlamm- und Steinmassen zu Thale sickert, gebändigt und gefesselt werden soll. Für die Leute in der Teuchel war es eine Lebensfrage; sie selbst könnten den Aufwand der nothwendigen Bauten nicht bestreiten, und ohne diese müsste früher oder später die Stelle ganz ungangbar, die Abschließung von der Welt eine „Ausschließung" werden.

Digitized by Google

Nach einer weiteren Stunde Weges lichtet sich der Wald wieder, und am östlichen Abhange des breit hingestreckten Polinik zeigen sich auf grünem, baumarmen Wiesengrunde die zerstreuten Gehöfte und das mit einer Art Ringmauer umfriedete Kirchlein von Teuchel. Über Allem liegt die Ruhe des Mittags und das Schweigen der Verlassenheit. Die Wände der Kreuzeckgruppe und des Salzkofels umschließen das stille Bild; am letzteren klimmen prächtige ärarische Forste bis zur Baumgrenze hinan, über welcher blanke Moosstellen wie Schnee erglänzen. Teuchel selbst wird von einem Vorberge des Polinik, dem niedereren und zugänglicheren Teuchelspitz, überragt, auf dessen Kamm eine kleine Wallfahrtskirche, „das Wetterkreuz," steht, nach der alljährlich zur Sonnenwende eine Procession den drei Stunden langen Weg zurücklegt, um dort, dem Himmel näher, eine Messe zu hören.

Der Schullehrer von Teuchel erzählt uns dies, während wir zwischen Kirche und Pfarrhof in einem kleinen Garten rasten, wo ein paar Bänke und Tische zur Ruhe laden. Es ist dies die einzige gastliche Stätte hier oben; aber nur ein laufender Brunnen spendet seinen kalten Trank, denn es gibt hier kein — Gasthaus. Und doch hat der Ort nach der letzten Volkszählung 430 Bewohner, von denen freilich zur Zeit nur 330 auf der heimatlichen Scholle sitzen. Es sind wohl die Urenkel jener Bergleute, die im 15. Jahrhundert in diesen Weltwinkel gekommen sind, um hier auf Gold und Silber zu bauen. An vierzehn Stellen wurde gegraben, die Trümmer einer Silberschmelze sind auch noch vorhanden. Heute ist dies Alles zur Sage geworden, und wer hier geboren wird, der muss entweder in der Fremde sein Glück suchen oder dem armen mageren Boden im Schweiße seines Angesichtes das tägliche Brot abgewinnen.

Aber auch hier bewährt sich, dass der Mensch seine Sorgen liebt, und dass der Boden, der am wenigsten gewährt, die schönste Liebe zur Heimat reift. Denn der Teuchler ist gerne daheim, er lobt sein gesundes Klima, rühmt, dass es im Winter hier „um einen Rock wärmer" sei, als draußen „am Land", und will nichts vom Auswandern wissen, zu dem ein unglücklicher Wanderapostel, der sich auch in diese Abgeschiedenheit verirrte, rathen wollte. Dass sie — die es, wie sie selbst sagen, ja doch viel besser haben, als die Astner aus dem oberen Möllthale — nun bald für sich eine Gemeinde bilden dürften, gibt ihnen vollends ein Gefühl der Bedeutung und eine Hoffnung für die Zukunft. Und was will der Mensch denn mehr?

Digitized by Google

Entbehrt er es nicht leicht, dass er fast jahraus jahrein als Vegetarianer leben muss, da es sich nicht oft ereignet, dass im Dorfe ein Stück Vieh geschlachtet wird, da der Geier gerne die Hühner holt, und der Transport des Fleisches aus dem Thale im Sommer unthunlich, immer aber zu theuer ist? Auch geschieht es nur alle drei Wochen, wenn der Caplan von Obervellach heraufkommt, um die Messe zu lesen, dass zugleich auch ein Fässchen Bier in die Berge geschafft und nach dem Gottesdienste nächst der Kirche ausgeschänkt wird. Früher, vom Jahre 1766 bis 1881, war ein Seelsorger hier, um den eine Deputation von Leuten aus der Teuchel, geführt von Christian Patsch, vulgo Lukas, im Juli 1765 zu Sachsenburg die Kaiserin Maria Theresia gebeten hatte. Da begegneten sich wohl zwei an entgegengesetzten Grenzen der Menschheit Lebende, die mächtige Monarchin und der arme Bergbewohner, in demselben starken religiösen Empfinden, und wie jene auf ihre Fahrt nach Innsbruck und in die Witwenschaft den Eindruck mitnahm, dass das Gemeinsame und Ideale überall dasselbe sei, so konnten gewiss auch die Boten der Teuchel zu Hause erzählen, wie menschlich und mitfühlend sie die große Kaiserin gefunden haben.

Die Kirche ist übrigens schon 1685 erbaut, dann, da sie ganz verfallen war, auf Kosten der Pfarre Obervellach 1746 wieder hergestellt, vergrößert und am 12. Juli 1758 durch den dortigen Pfarrer Wohlgemuth eingeweiht worden. Es ist ein kleiner, unbedeutender, ziemlich wohlerhaltener Bau mit einem bescheidenen Thurm, um ihn her der Friedhof mit schlichten Kreuzen und Tafeln, auf denen nur ein paar Schreibnamen, am häufigsten der Name Egger, vorkommen. Am Hochaltar ist die heilige Dreifaltigkeit, der die Kirche geweiht ist, durch drei weißbärtige Greise, von denen jeder die Tiara und einen rothen Mantel trägt, dargestellt, eine Auffassung, die mir auch an hiesigen Votivbildern und Bildstöcken auffiel. Zunächst dem Hochaltar stehen zwei Honoratiorenstühle aus weißem, weichem Holze, und der Lehrer, unser gefälliger Cicerone, verräth mir, dass einer derselben für ihn, der andere für die Pfarrerköchin bestimmt sei.

Das weißgetünchte, einstöckige Schulhaus steht ob der Kirche, und noch weiterhin am Berge ziehen sich die durchwegs isolierten Gehöfte. An ihnen vorüber geht ein beschwerlicher und langwieriger Fußsteig auf den Kamm der Kreuzeckgruppe und durch den Gnoppnitzgraben nach Greifenburg; aber ungleich mühsamer und zeitraubender, als der

Digitized by Google

sich auf halber Höhe vereinigende Zugang von Peugg und Rapplach, wird dieser Weg kaum benützt. Das einzige Maulthier der Teuchel trabt immer wieder ins Möllthal nieder und säumt dann auf seinem Rücken das Nöthige nach der 1170 Meter über dem Meer gelegenen Ansiedlung. Die Noth macht die Bedürfnislosigkeit zur Tugend, und es ist wohl gut so, denn die Viehzucht ist ja nur die einzige und spärliche Erwerbsquelle dieser Menschen. Der Ackerbau deckt kaum den eigenen Bedarf. Und doch haben die Teuchler, soweit ich es bemerken konnte, ihre Augen offen für die Welt da draußen, aus der wöchentlich nur einmal die „Post" von Kolbnitz aus hereingebracht wird; auch Bücher sah ich da und dort in den Häusern, und in einer wohlgehaltenen Bauernstube stand auf dem reinlichen Tisch eine Schale mit frischen Blumen. Die zahlreichen Kreuze an den Häusern aber trugen meist den Schmuck der Vogelbeeren.

So stiegen wir denn des Nachmittags, freundlicher Eindrücke voll, wieder zu Thal, aus dem nur die Felswände des Reißeck in diese zufriedene Abgeschiedenheit blicken, denn die vordersten Häuser allein schauen auch nach dem Danielsberg, dem Mirnock und dem Spiegel des Millstättersees. Aber es gibt ein Ausgleichendes hier wie überall: Als wir in dem breiten frühen Schatten des Salzkofels heimwärts fuhren, lag die Abendsonne noch voll und warm auf der grünenden Bergwand der Teuchel.

Kleine Mittheilungen.

Hirtenlieder aus dem Möllthal. Mitgetheilt von Fr. Franziszi.

I.

Steh' auf o Hansl und weck' den Franzl,
I hab' a Grumpl g'hört,
Die Schaf' sind all' zerstört,
Drunten im off'nen Stall
Brinnt's überall.

Lippel und Kasper, tragts nur g'schwind Wasser,
Geht's nur zum Löschen g'swind,
Eh' dass der Stall verbrinnt;
I sieh ein Jungfrau drein
Und ein klein's Kind

Digitized by Google

Laſst's mi nur zuwi, zum Kindlein muſs i,
Es muſs mir ſagen frei,
Ob es Meſſias ſei,
Küß' ihm die Handlein g'ſchwind'
Dem kleinen Kind.

Wenn's kommt zum Sterben, laſs uns nicht verderben,
O liebſte Mutter mein,
Bitt' bei dein lieben Jeſulein!
Dann ſind wir freudenvoll,
Lebts Ihr nun wohl!

II.

Ihr Brüder nit ſchlafet, nur wachet mit mir,
Steh' auf lieber Jodl, laſs reden mit dir,
Ich kann heut' nit ſchlafen,
Mir träumt's alleweil,
Von himmliſchen Sachen,
Geh' ſchleinig mit Eil' — geh ſchleinig mit Eil'.

Schau auf zu dem Fenſter, wie's dorten ſo glanzt,
Schau ume, dort enten ein Engel ſchön tanzt,
Iſt mitten in Flammen
Und brennt ihm doch nicht,
Schau ume mein Bruder,
Was weiter geſchieht — was weiter geſchieht.

Jetzt laſſet uns eilen nach Bethlahem g'ſchwind,
Dort werden wir finden das göttliche Kind,
In Windlein gebunden,
Nach'n Engel ſein Wort,
Nimm' Jodl a Lampl
Und geh' damit fort — und geh' damit fort.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

83. Jahrgang.

Nr. 3.

Klagenfurt 1893.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Die Reisen der deutschen Kaiser und Könige durch Kärnten von Karl dem Großen bis Max I. Von Prof. Dr. F. G. Hann 65
Das Fastentuch in der Kirche zu Millstat. Von Prof. Dr. F. G. Hann . 73
Kleine Beiträge zur altkärntischen Namenkunde. Von Dr. Richard Müller.
3. Kärnten und Karnburg 82
Reiskofl-Sagen. Von R. Waizer 89

Kleine Mittheilungen:

Hirtenlieder aus dem Möllthal. Mitgetheilt von Fr. Franziszi . . . 93

Literaturbericht.

Steiermärkisches Wappen-Buch von Zacharias Bartsch 1567. Fascimile-Ausgabe von Dr. Josef v. Zahn und Alfred R. Anthony v. Siegenfeld. Besprochen von Aug. v. Jaksch . . . 94

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 3. Dreiundachtzigster Jahrgang. 1893.

Die Reisen der deutschen Kaiser und Könige durch Kärnten von Karl dem Großen bis Max I.

Nach den Regesten und Scriptores bearbeitet von Professor Dr. F. G. Hann.

Eine Übersicht über sämmtliche Reisen der deutschen Kaiser und Könige durch Kärnten wurde bisher nie gegeben. Zwar hat E. Oehlmann in seiner verdienstvollen und gründlichen Abhandlung über die Alpenpässe im Mittelalter[1]) auch der Ostalpen in einem eigenen Kapitel[2]) gedacht und die Römerzüge der deutschen Könige und Kaiser durch Kärnten aufgeführt. Aber gerade dieser Theil der Arbeit Oehlmanns bedarf auf Grund des Quellenmateriales insbesonders der neuen Ausgabe der Kaiserregesten von Mühlbacher, Ficker und Huber mancher Berichtigungen und Ergänzungen, da nicht einmal die Reiserouten in jedem Falle richtig angegeben sind. Überdies handelt Oehlmann nur von den Römerzügen nicht aber von allen sonstigen Aufenthalten der Beherrscher des deutschen Reiches in Kärnten.

Bevor aber die einzelnen Reisen dieser Fürsten durch Kärnten vorgeführt werden, ist es nöthig, über jene Alpenpässe geschichtlich in Kürze zu berichten, welche von Friaul nach Kärnten führen. Es sind dies bekanntlich zwei directe Verbindungswege zwischen Kärnten und Friaul, nämlich die Pleckenstraße und der Weg durch das Canalthal über Pontafel und eine indirecte, nämlich die Straße von Tarvis-Raibl über den Predil und von da über Flitsch und Karfreit und weiter über die niedrige Wasserscheide bei Staroſella nach Cividale in Friaul.

[1]) Oehlmann E., Die Alpenpässe im Mittelalter im Jahrbuch für schweizerische Geschichte 4. Band.

[2]) Oehlmann a. o. Orte p. 258 ff.

Digitized by Google

Wie alt sind diese Straßen, und zu welcher Zeit im Mittelalter war die eine oder andere besonders im Gebrauche? Diese Frage ist für die Bestimmung der Reiserouten der einzelnen deutschen Kaiser und Könige um so wichtiger, als die Regesten nicht immer den Pass angeben, auf dem der Übergang nach Italien bei den Römerzügen stattfand, derselbe also durch historische Kritik ermittelt werden muss[1]).

Über den Predil mag in vorrömischer Zeit ein Handelsweg nach dem Isonzothal gegangen sein[2]), den Römern aber war dieser Pass unbekannt, und es führte zur Römerzeit keine Straße über diesen Übergang ins heutige Kärnten. Mommsen hat im Corpus inscriptionum latinarum (Volumen III. pars II. Noricum p. 589) darauf hingewiesen, dass die Annahme einer Römerstraße von Seite Ankershofen's und Jabornegg Altenfels' über den Predil lediglich darauf zurückzuführen ist, dass die eine Römerstraße per Canales in der Tabula Peutingeriana und im Itinerarium Antoninianum in verschiedener Weise angeführt wird. Es führte allerdings eine Straße von Pettau über Laibach nach St. Lucia ins Isonzothal, die am Isonzo aufwärts über Karfreit gegen den Natisso nach Cividale gieng, aber auf der Strecke Karfreit-Flitsch-Tarvis fehlen alle Anhaltspunkte für die Annahme einer Straße zur Römerzeit und auch im früheren Mittelalter gab es eine solche nicht, da nach einer Urkunde vom 9. Juli 1319, welche in einer Abschrift im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines vorhanden ist, sich damals die Bürger von Cividale beim Bischof von Bamberg die Erlaubnis erwirkten, auf eigene Kosten eine Straße von Tarvis in den Canal über „den Pergl geheißen der Flitsch" zu bauen. Für diese neue Predilstraße erhielten dann im Jahre 1345 die Bürger von Villach die Mauthbefreiung. Der Übergang über den Predil wurde von den Bewohnern von Cividale und Görz besonders begünstigt, da diese Straße durchs Canalthal von den Venetianern beherrscht wurde.

[1]) Für die Kenntnis der im Mittelalter benutzten Straßen in den Ostalpen ist besonders wichtig die Abhandlung von J. Ficker „die Alpenstraßen per Canales und per montem Crucis." (Mittheil. des Institutes für österr. Geschichtsforschung I. p. 298 ff.) Durch diese gründlichen Erörterungen sind die Irrthümer Ochlmanns widerlegt, der beim Kreuzberge nicht an die Plecken, sondern fälschlich an den Pass, der von der oberen Piave ins Sextenthal führt, denkt und zweitens die Hauptstraße per Canales nicht würdigt, sondern fälschlich dem Predil schon im früheren Mittelalter die größte Bedeutung als Reiseroute zuweist.

[2]) Siehe Karl Baron Hauser „der Predilpass und der Isonzo" (Carinthia, Jahrgang 1887, Nr. 7—8).

Digitized by Google

Über den Predil scheint Karl IV. im Jahre 1368 gezogen zu sein. Früher aber hat kein Kaiser diese Straße benützt, da sie ja vor 1319 gar nicht gebaut wurde.[1])

Die älteste Straßenverbindung zwischen Friaul und Kärnten ist bekanntlich die Pleckenstraße. Wie aus einer Felsinschrift auf der Paßhöhe und aus einer Stelle bei Sextus Rufus (c. VII.) hervorgeht, hat Caesar diese Straße erbaut. Sie wurde aber auch im Jahre 567 von Venantius Fortunatus benützt, als er von Ravenna über die Alpen durch Süddeutschland nach Tours reiste. Venantius giebt diesen Weg zweimal derart an, dass kein Zweifel sein kann, dass man im 6. Jahrhunderte über Friaul und die Plecken und den Gailberg nach (Aguntum) Lienz und von da durch das Pusterthal und den Brenner und das Innthal nach Baiern reiste[2].) Auch Paulus Diaconus kennt diese Reiseroute des Fortunatus, und diese war unzweifelhaft zur Zeit der Karolinger eine sehr benützte und begangene Handels- und Heerstraße. Auch im 13. Jahrhundert wird sie als eine Hauptverbindungslinie erwähnt in dem urkundlichen Abkommen zwischen dem Patriarchen Berhold von Aquileja und dem Grafen Meinhard von Görz[3]), wo wir unter Anderem erfahren, dass die Leute von Österreich, Steiermark und Kärnten, um der Mauth bei Chiusa zu entgehen, über die Plecken giengen, weshalb dann der Patriarch

[1]) Oehlmann läßt fälschlich sogar schon Karl den Großen über den Predil ziehen a. a. O. p. 275. Es fehlt jeder Beweis für die Benützung des Predils als Reise- oder Marschroute im früheren Mittelalter. Alboin zog 568 nicht über den Predil sondern über Pettau, Cilli, durch Krain und über Caporetto und die niedrige Wasserscheide bei Starasello nach Cividale. Dies geht, wie Oehlmann a. a O. p. 265 erwiesen hat, aus der Stelle bei Paulus Diaconus unzweifelhaft hervor. Der Berg, den er erstieg, um vom selben Ausschau zu halten, ist der Monte maggiore bei Rodda, nicht aber der Königsberg bei Tarvis.

[2]) Die zwei entscheidenden Stellen bei Venantius Fortunatus finden sich die eine in der Präfatio (4) M. G. Auctor. antiqui. Toms IV. pars prior, Opera poetica rec. et emend. Fr. Leo., die zweite in der Vita St. Martini, Vers 649 ff. (p. 368 M. G. SS., IV. pars prior). Vergleiche darüber auch Oehlmann a. a. O. p. 242. Es kann aber nicht genug betont werden, dass der Übergang über die julischen Alpen von Aguntum (Lienz) aus nur der über den Gailberg, Loncinm (in der Nähe von Mauthen) und die Plecken sein kann. Die Plecken heißt früher mons crucis d. h. Kreuzberg

[3]) Siehe Ficker, Mittheilungen des österreichischen Institutes, I., p. 298 ff. Der Streit entspann sich super strata quo ducit per montem crucis (d. h. wie Ficker nachwies, die Plecken), auf welcher der Graf von Tirol das ausschließliche Geleitrecht beanspruchte.

Digitized by Google

hier von diesen die Mauth erhob. Von Baiern aber und von Salzburg über den Tauern führte nach dieser Urkunde der gewöhnliche Weg über die Plecken; man sieht also, dass diese Straße im früheren Mittelalter als Hauptroute betrachtet werden muss. Die buntfarbigen und feinen Kleider, welche die Venetianer bereits zu Karls des Großen Zeit ins Frankenreich lieferten[1]), giengen anfangs gewiss sowohl über die Plecken als durch das Canalthal, später scheint sich der venetianische Verkehr durch das Canalthal über Villach concentriert zu haben, womit eben der Aufschwung Villachs zusammenhängt.

Die zweite Hauptstraße, die seit den Tagen der Römer Kärnten und Italien verband und durch das ganze Mittelalter frequentiert wurde, ist die per Canales.[2]) Auch im Mittelalter führte sie von Pontafel über Tarvis und Villach nach dem denkwürdigen Zollfelde, wo einst Virunum stand, von da über St. Veit und Friesach und den Neumarkter Sattel durch Steiermark über die Sölkscharte und den Pyrn nach Wels[3]). Auf ihr zog unter Anderen König Ottokar von Böhmen, als er von Friaul im Jahre 1270 nach Kärnten kam, und sie wird in der erwähnten Urkunde vom Jahre 1234 als eine von altersher gebrauchte Straße für die, welche von Österreich, Steiermark und Kärnten kamen, erwähnt[4].) Die Venetianer hatten, wie schon erwähnt, hier einen Haupthandelsweg. Als Ergebnis dieser Betrachtungen für die Römerzüge ergiebt sich, dass die Predilstraße erst vom 14. Jahrhunderte an in Betracht kommt, und dass für die frühere Zeit die Kaiser nur

[1]) M. G. SS. V. 760 Monachus Sangall. II. c. 17.

[2]) Den Zug dieser Römerstraße über Santicum nach Virunum und weiter anzugeben, liegt nicht im Zwecke dieses Aufsatzes.

[3]) Über den Verlauf der mittelalterlichen Straße nach Wels siehe Oehlmann a. a. O. p. 266 ff. Der Loiblweg, der schon im 13. Jahrhundert so viel begangen war, dass der Patriarch Berthold von Aquileja am Loibl 1239 ein Hospiz gründete, kommt nur als Übergang nach Krain, nicht aber als indirecte Passage von Kärnten nach Venetien, in Betracht.

[4]) Qui veniunt de Austria et Stiria et Karinthia, qui a longis retro temporibus per Canales et per Clusam consueverunt venire. (Diese Urkunde ist unter Anderem gedruckt im Steiermärkischen Urkundenbuche 2, 419. Dieselben zwei Straßenzüge über den mons crucis (nach dem damals für die Plecken gebräuchlichen Namen) und über Pontafel werden auch in einer Urkunde Friedrich I. vom 16 November 1184 erwähnt (siehe Ficker, Mittheil. d. Justit. I. p. 298; auch die Vita Chunradi und Ragewin melden von einem Zuge per Canalem (Ficker a. a. O. p. 299) Oehlmann ist so unbegreiflich eingenommen für die Predilstraße, dass er auch per Canalem mit Predil übersetzt.

Digitized by Google

über die Plecken oder per Canales von Italien nach Kärnten oder vice versa gezogen sein können.

Wir gehen nun zu den Reisen der einzelnen Kaiser und Könige über. Es ist zum mindesten sehr zweifelhaft, ob Karl der Große, als er den Aufstand der Langobarden unter Adalgis unterdrücken wollte, durch Kärnten nach Friaul gezogen ist. Oehlmann läßt den Kaiser freilich von Schlettstadt in Elsaß nach Wels in Oberösterreich und von da durch die heutige Steiermark und Kärnten nach Friaul ziehen. Die Reiseroute aber, soweit sie uns quellenmäßig überliefert ist, sagt darüber nichts. Die officiellen Reichsannalen Einhards melden nur, daß damals, d. h. 775, König Karl in Schlettstadt das Weihnachtsfest feierte, und daß er dann nach Friaul eilte, worauf Hrodgand getödtet wurde, und Karl zu Treviso das Osterfest feierte und siegreich zurückkehrte[1]). Nun giebt freilich Venantius Fortunatus für das VI. Jahrhundert als die gewöhnliche Reiseroute von Baiern nach Cividale den Weg durch das Innthal, den Brenner, die Rienz und Drau über Aguntum (Lienz) und die Alpes Juliae den Pleckenpaß an[2]). Aber erstlich zog Karl nicht von Baiern, sondern von Elsaß nach Friaul, und zweitens erscheint es bei seinem politischen Verhältnisse zu Thassilo von Baiern überhaupt ausgeschlossen zu sein, daß er ein Heer durch Baiern nach Friaul führte. Auch sagen die Quellen nichts über die bestimmte Route des Kaisers. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Kaiser vom Bodensee aus den Weg nach dem Vintschgau gewann und von da durch Südtirol in das Gebiet der aufständischen Langobarden eindrang[3]).

Der erste fränkische König, der unbestritten durch Kärnten zog, war Karl III., der Dicke, im Jahre 884. Damals hatte Arnulf, der uneheliche Sohn Karlmans mit einer edlen Frau Lintswind (Boehmer-Mühlbacher Reg. p. 658) in Kärnten und Pannonien das von seinem Vater ihm gegebene Reich inne. Heißen doch diese Gebiete geradezu regnum

[1]) Mühlbacher Regesten Nr. 196a (p. 76.) Mühlbacher sagt mit Recht nicht, welche Route der Kaiser nahm, da wir dies überhaupt nicht mit Sicherheit ermitteln können. Die Annalen Einhards sagen: Tunc domnus Carolus rex ingressus est partibus Foroiuliensium potens, Hrodgaudus occisus est et supradictus domnus Carolus rex ad Tarvisium (Treviso) paschal celebravit.... cum proprietate et victoria reversus est in Franciam (Mom. Germ. Tom. I. p. 154.)

[2]) Man vergleiche darüber auch Muratori, Script. Ital. Tom. I. p. 431.

[3]) Ganz unwahr ist Oehlmanns Angabe, der den König Karl von Kärnten aus über den Predil ziehen läßt, da über den Predil damals kein für ein Heer gangbarer und betretener Weg führte.

Digitized by Google

Arnulfi[1].) Karl III., in dessen Besitze im Jahre 884 schon zwei Drittel des in Verdun getheilten Reiches, nämlich der Antheil Ludwigs des Deutschen und Lothars sich befanden, wählte bei seinem Zuge nach Italien den Weg durch Kärnten wahrscheinlich deshalb, um sich mit Arnulf zu verständigen[2]). Nach den Reichsannalen von Fulda zog König Karl III. durch Baiern und hatte bei Tulln in Niederösterreich eine Zusammenkunft mit Swatopluk. Swatopluk war nämlich sengend und brennend in Arnulfs Gebietstheile eingefallen. Er erschien nun in Tulln, huldigte Karl, und dieser zog durch Kärnten nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte, und ihm die fränkischen Großen die Krone Frankreichs anboten[3].) Da er von Tulln durch Kärnten nach Italien zog, so wanderte er mit seinen Scharen über den Neumarkter Sattel, am Zollfelde vorbei, kurz die alte Römerstraße per Canales nach Friaul. Der Weg über die Plecken ist als ein Umweg in diesem Falle, wo der König von Niederösterreich kam, nicht anzunehmen.

Im Jahre 887 wurde bekanntlich Kaiser Karl III. wegen seiner Unfähigkeit abgesetzt und Arnulf von Kärnten zum ostfränkischen Könige gewählt[4]). Arnulf besaß in Kärnten die Pfalz zu Moosburg, von der uns Regino von Prüm berichtet, dass sie eine sehr starke Befestigung gewesen sei, da sie in Sümpfen lag und daher sehr schwer zugänglich war[5]). Noch heutzutage wird diese Nachricht durch die Lage von Moosburg bewahrheitet.

[1]) Bei Böhmer-Mühlbacher Reg. Nr. 1717 c, p. 658 sind die Quellenbelege angegeben.

[2]) Siehe Böhmer-Mühlbacher Reg. p. 637 Nr. 1646 c. und über die allgemeine Lage der Dinge die geschichtliche Übersicht daselbst LXV.

[3]) Annales Fuldenses pars V ad 884. Imperator per Baioarium ad Orientem proficiscitur, veniensque prope flumen Tullinam, Monte-Comiano colloquium habuit. Ibi inter alia veniens Zuentibaldus dux cum principibus suis ..... Postea veniente Brazlovino duce, qui in id tempus regnum inter Dravum und Savum flumina tenuit .... rex per Carentam (Carinthiam) in Italiam perexit; prope Papia natalem Christi celebravit. (M. G. SS. I. p. 401.)

[4]) Böhmer-Mühlbacher Reg. p. 656.

[5]) Die Stelle in Reginonis chronicon lautet: Concessit idem rex (Hludovicus) Arnolfo Carentanum, quod ei pater (Carlman Ludwigs Bruder) iam pridem concesserat, in quo situm est castrum munitissimum, quod Mosaburch nuncupatur, eo quod palude impenetrabili locus vallatus difficillimum adeuntibus praebeat accessum. Auf dieser Pfalz zu Moosburg sowie auf seiner karantanischen Pfalz (d. h. in Karnburg) hat gewiss Arnulf vor seiner Erhebung zum Könige oft geweilt, ohne dass dies jedoch urkundlich erweisbar ist.

Digitized by Google

Im Jahre nach seiner Erhebung weilte nun Arnulf in seinem Stammlande zum ersten Male als König.[1])

Nachdem der König in diesem Jahre bis 11. Jänner in dem ihm so theuren Regensburg sich aufgehalten[2]) hatte, reiste er über Raushofen am Inn, wo er am 20. Jänner urkundete, an den am Attersee gelegenen Atterhof, wo wir ihn am 23. dieses Monates finden[3]). Am 13. März ist er schon in Moosburg, und er zog also über Wels und den Pyrn durch Steiermark und über den Neumarkter Sattel und das Zollfeld nach Moosburg. Dort nun schenkt er seinem Ministerialen Epo Haus und Hof als freies Eigen[4]). Einige Tage hielt sich Arnulf jedenfalls in Moosburg auf, da er noch am 19. März ebendaselbst einem Kleriker des Erzbischofes Theotmar von Salzburg eine Hufe Landes im Lavantthale, welche derselbe früher als Lehen hatte, zu vollem Eigen übergab[5]). Am 1. April ist aber der König schon wieder im Kloster St. Florian in Oberösterreich urkundlich nachweisbar[6]), er wanderte also zur Winterzeit über den Neumarkter Sattel durch Steiermark und über den Pyrn in diese Gegend. Im Frühjahre wurde in Regensburg eine große Reichsversammlung gehalten, da „viele Königlein im Reiche seines Oheims Karl emporwuchsen[7])." Unter diesen erkannte Odo von Paris und Rudolf von Burgund im gleichen Jahre Arnulfs Oberherrschaft an, und der König zog über den Brenner von Regensburg aus gegen Berengar von Friaul nach Oberitalien[8]). Als dieser vor Arnulf in Trient erschienen war und sich freiwillig unterworfen hatte, zog Arnulf mit einem kleinen Gefolge von Friaul durch Kärnten im Winter zurück. Als er noch in Italien war, brach unter den Pferden des Heeres eine furchtbare unerhörte Seuche aus. Er entließ daher das Heer, nahm nur wenige mit sich und zog von Forum Julii Cividale wahrscheinlich auf dem nächsten Weg durch das Canal-

[1]) Böhmer-Mühlbacher Reg p. 663.

[2]) Böhmer-Mühlbacher Reg. Nr. 1721—1732.

[3]) Ibidem Nr. 1734—1735.

[4]) Nr. 1736, März 13. urbe Mosaburc.

[5]) Nr. 1737 ibidem datiert vom 19. März.

[6]) Wo er dem Abte Snelpero von Kremsmünster drei Herrenhufen verleiht. Böhmer-Mühlbacher Nr. 1738.

[7]) Böhmer-Mühlbacher p. 683—684.

[8]) Alles dies ist urkundlich zu ersehen in Böhmer-Mühlbachers Reg. p. 666, Nr. 1751 a. u. c. u. 1756 a. u. d. sowie, was die Heerfahrt nach Italien anlangt, Nr. 1658 a. b. c.

Digitized by Google

thal nach der Karnburg, seiner Pfalz[1]). Dort auf jener Höhe, wo in spätrömischer Zeit ein Castrum stand, wo die slavischen Zupane ihren Sitz gehabt hatten, feierte er das Weihnachtsfest im Angesichte der Trümmer von Virunum, die damals jedenfalls noch aus dem Boden emporragten. Dieser Aufenthalt des Königs ist durch zwei Urkunden, die von Karnburg datiert sind, beglaubigt. Am 26. December nämlich schenkte Arnulf an Mitdrud, der Gemahlin des lieben Ministerialen Heimo, für willige und treue Dienste neun Königshufen im Salfeldner Gaue mit 13 Hörigen, die genannt werden, sowie die Fischerei und Jagd daselbst, alles zu freiem Eigen[2]). Am gleichen Tage macht der König an dieselbe Mitdrud auf der Karnburg eine Schenkung, indem er auf Fürsprache seines Kämmerers Dietrich dieser Frau eine Reihe von deutschen und slovenischen Hörigen mit ihrer Nachkommenschaft, ihren Ländereien und Besitzungen in Feldkirchen, Witsch, Karnburg und Scalach abtritt[3]). Im Jänner 889 reiste der König von der Karnburg nach seiner zweiten Pfalz in Kärnten nämlich nach Moosburg, wo er nachweisbar am 20. Jänner urkundete[4].) Da wir ihn am 3. Mai in Niedernenkirchen bei St. Florian in Oberösterreich treffen, so verließ er über den Neumarkter Sattel das Land Kärnten, das er später nachweisbar nie mehr betrat[5].)

(Fortsetzung folgt.)

[1]) **Böhmer-Mühlbacher p. 668. Annales Fuldenses M. G. SS. I. p. 406 ad ann. 888 Rex ... paulis secum assumptis forum Juliense penetrans Curtem Carantanum (Karnburg) natale Domini celebravit. Tanta namque in isto itinere consternatio equorum cadaverum fit, ut vix unquam talis fieri memoria mortalibus traditum sit.**

[2]) **Die erwähnten Urkunden in curte Carantana vom 26. December siehe bei Böhmer-Mühlbacher Reg. 1758 und 1759 (p. 668).**

[3]) **Diese Urkunde ist auch bei Ankershofen, Geschichte Kärntens III. Regesten und Urkunden p. 3 ausführlicher angeführt.**

[4]) **Böhmer-Mühlbacher Reg. p. 668.**

[5]) **In den Regesten von Böhmer-Mühlbacher p. 676, Nr. 795 heißt es, dass ein Aufenthalt Arnulfs in Kärnten im Jahre 890 nach den Itinerarangaben in den Annales Fuldenses ausgeschlossen ist. Oehlmann spricht über diesen italienischen Zug nicht.**

Digitized by Google

Das Fastentuch in der Kirche zu Milstat.

Besprochen von Prof. Dr. F. G. Hann.

Ich habe in Nummer 2 der „Carinthia I." des vergangenen Jahres erwähnt, dass die in Deutschland seltenen bemalten Fastentücher in Kärnten mehrfach erhalten sind. Es finden sich solche bemalte Altarvorhänge jedoch nicht blos in Gurk, Haimburg, Sternberg, Baldramsdorf und in den Sammlungen des Geschichtsvereines, sondern auch in Milstat und in der Filiale Maria Bichl bei St. Peter im Holze. Diese letztgenannten zwei Fastentücher sind in der Kunsttopographie nicht erwähnt und verdienen daher, da sie noch unbekannt sind, besonders in dieser Zeitschrift eine genaue Würdigung. Wir wenden darum für diesmal unsere Aufmerksamkeit dem großen, 42 Bildfelder umfassenden, an Ausdehnung und Bilderreichthum monumentalen Fastentuche in Milstat zu. Dasselbe stammt aus dem Jahre 1593 und enthält in nicht kunstvoller, ja theilweise flüchtiger und handwerksmäßiger Weise mit Wasserfarben auf Leinwand gemalt, eine reiche Anzahl von Handlungen. Die Länge einer jeden Bildfläche beträgt 1 Meter 20 Centimeter, die Breite 95 Centimeter. Dieses Fastentuch gehört daher, indem sechs nebeneinanderstehende Bildflächen dieser Größe siebenmal übereinander angeordnet sind, zu den größten, welche überhaupt existieren, und gibt eine ausführliche, ikonographisch mehrfach interessante, durch Mannigfaltigkeit der bildlichen Motive merkwürdige Armenbibel. Wir heben bei den einzelnen Bildern, die wir der Reihe nach vorführen, nur das Eigenthümliche hervor und schließen daran einige charakterisierende Bemerkungen.

I. Oberste Reihe.[1]) 1. Der schaffende göttliche Geist segnet die junge Schöpfung. Gott Vater in voller Gestalt, eine große, ehrwürdige Gestalt mit weißem Barte, links auf dem trockenen Lande stehend, weiht die Schöpfung. Unter ihm rechts gewahrt man verschiedene Thiere, großentheils wenig naturwahr gebildet; am deutlichsten ist gegeben der Pfau, der Igel und das Schaf. Im Mittelgrunde des Bildes zeigen sich die Wasserwogen; der Schöpfer schwebt in flatterndem Mantel segnend über den Wassern. Den Hintergrund füllt eine Berglandschaft mit Gletschern, eine landschaftliche Darstellung, welche sich auf diesem Fastentuche öfters findet. 2. Gott Vater erweckt

[1]) Die Darstellungen werden stets in der natürlichen Reihenfolge von links nach rechts gegeben.

Digitized by Google

den ersten Menschen, der wie schlafend daliegt. Er streckt ihm die Hand entgegen, bläst ihm den Athem des Lebens ein; die belebenden Strahlen gehen aus Gottes Munde und treffen Adam. Ein merkwürdiges Motiv.[1]) Daneben rechts ist eine zweite Darstellung gegeben, wie denn überhaupt in der Regel zwei Erzählungen auf einem Bilde vereinigt sind, so dass dadurch die Gesammtzahl der Scenen auf diesem Fastentuche 57 beträgt. Wir sehen nämlich in der Mitte des Bildes das Paradies mit dem Baume der Erkenntnis. Vögel sitzen auf den Zweigen des Baumes, aber auch der Satan, fast wie ein Satyr gebildet, hat am Baume unheildrohend schon Platz genommen. Viele Thiere, so das Kameel, der Widder u. a. bevölkern das Paradies, das im Hintergrunde durch eine reiche Berglandschaft mit hohen Bergen abgeschlossen ist. Rechts im Garten Eden vorne liegt Adam schlafend, Eva steigt aus Adams Seite hervor, der halbe Körper ist schon Adams Leibe entstiegen. Gott Vater nähert sich ausschreitend und fasst das neugebildete Geschöpf[2].) 3. Der Sündenfall. In der Mitte steigt ein mächtiger Stamm auf, an dem sich die Schlange windet. Eva, die links vom Stamme steht, greift nach dem Apfel, Adam hält den Apfel in der Hand. Die beiden Voreltern tragen schon vor dem Acte des Sündenfalles die Feigenblätter. Sie stehen als robuste und fleischige nackte Gestalten vor uns, mit breitem Unterleib und breiten Hüften. Das Fleisch hat fast rosarothen Ton. Wieder zeigt sich die Vorliebe des Malers für Thiere, welche fast an Lucas Cranach erinnert, denn wir gewahren einen Hahn, Fuchs, Hirsch, Hornvieh u. a. Den Hintergrund nimmt ein reicher Wald ein. Die rechte Bildseite gibt die Folge des Sündenfalles, nämlich die Vertreibung aus dem Paradiese.

[1]) Dieses nicht häufige Motiv des Anblasens und Belebens des ersten Menschen durch Strahlen aus dem Munde des Schöpfers hat sein Urbild im vatikanischen Octateuchen, wo sich Adam, von diesen Strahlen getroffen, zu sitzender Stellung erhebt und anbetend seine Hände gegen Gott ausstreckt. (Nur nebenbei sei hier bemerkt, dass dieses Motiv im Octateuchen nach Kondakoff das Prototyp für die Schöpfungsscenen bei Paolo Uccelli und Michelangelo ist.) Über diese Darstellungen handelt ausführlich **Tikkanen, Acta societ. Fennicae 1891, p. 234.**

[2]) Dies ist ein abendländischer Typus. Es kommt bekanntlich auch ein anderer Typus der Schaffung Evas vor, der sich schon in karolingischen Bibeln findet, indem der Herr die Rippe aus der Seite des schlafenden Adam nimmt. Der zweite Typus hat zwei Varianten. In beiden tritt Eva **fertig** aus der Seite des schlafenden Adam, jedoch in **einem** Falle zieht Gott sie aus Adams Flanken, im zweiten streckt Eva die Hände anbetend gegen den Schöpfer aus.

Digitized by Google

Die ersten Menschen sind nackt und haben die Felle um den Rücken. In den Wolken erscheint ein Engel mit flammendem Schwerte in schwefelgelber Atmosphäre. Hinter den fliehenden Menschen erhebt sich der Tod, als Gerippe gebildet, und streckt triumphierend die Hände aus. Ein merkwürdiges Motiv.[1]) 4. Zeigt links die Arbeit als Folge des verlorenen Paradieses. Adam schwingt, wie dies typisch ist, die Hacke, um das Erdreich zu bebauen. Eva ist nicht spinnend dargestellt, sondern es wird, wie dies in der abendländischen Kunst oft der Fall ist, ihre mütterliche Natur betont. Sie stillt einen Säugling, ähnlich wie bei Tobias Stimmer. Ein Knabe steht neben der Mutter, spielend. Rechts daneben sind die Kinder Kain und Abel erwachsen und bringen auf zwei Altären ihre Opfer dar. Links opfert Kain von den Feldfrüchten, rechts Abel ein Lamm; der Rauch seines Opfers wallt mächtig bis zum Himmel empor, in dem man Gott mit der Erdkugel gewahrt. Abel kniet vor dem Opferaltare. Im Vordergrunde zeigt sich uns eine dritte, die Hauptdarstellung, die Ermordung Abels durch Kain. Der Boden ist mit Blumen bewachsen; Abel liegt hingestreckt da, Kain schwingt stehend die Keule. Wieder zeigt sich des Malers Freude am Nackten. 5. Führt die Sintflut als weitere Folge der Sünde vor. Strömender Regen ergießt sich vom Himmel. Die Arche schwimmt als Schiff, auf dem sich ein Haus erhebt, auf dem Wasser. Vögel sitzen auf dem Hausdache der Arche. Auf den Wasserwogen schwimmen oder sind im Untergehen begriffen viele Thiere, so Hirsche, Pferde, Schweine, Büffel und viele Menschen. Vorne gewahrt man Leute, die noch am trockenen Lande sich bergen, so eine Mutter mit einem Kinde, das sie an sich drückt; ein Mensch trägt ein Kind am Rücken. Dieses Bild gibt nur eine Erzählung. 6. Die Arche landet am Berge Ararat. Man gewahrt diesen Berg rückwärts und den Regenbogen der Verheißung. Vorne links ist symbolisch die Einführung der Weincultur durch Noah dargestellt. Man sieht einen Baum, hinter dem ein Tuch gespannt ist, wie ein aufgezogener Vorhang. Auf dem Tische liegen Weintrauben und steht

[1]) Der die Pforte bewachende Cherub fehlt in der Regel in der abendländischen Kunst. Hier ist er in die Wolken versetzt. Im Übrigen gewahren wir auf unserem Fastentuche den hergebrachten Typus, wie er sich unter Anderen bei Holbein, Dürer, Lucas von Leyden, Tobias Stimmer u. a. findet. Merkwürdigerweise ist die Vertreibung aus dem Paradiese zugleich zu einem Triumphe des Todes auf diesem Fastentuche gemacht.

Digitized by Google

ein Renaissancekrug; rückwärts zeigt sich ein Weingarten. Unter dieser Darstellung sehen wir die Folgen des Weingenusses, Noah liegt am Boden. Die Darstellung ist typisch. Die guten Söhne wenden sich ab, einer trägt das Kleid. Ham, der links steht, zeigt auf den Vater. Damit ist die erste oberste Bilderreihe geschlossen. In der Ecke bei dem letzten Bilde zeigt sich das Wappen von Milstat.

Nachdem die erste Bilderreihe Schöpfung, Sündenfall, die Folgen der Sünde, Arbeit, Brudermord, Sintflut und die Stammväter der Völker, Sem, Ham und Japhet in jener Handlung, die für die Folgezeit Segen und Fluch brachte, gezeigt hat, werden in der zweiten Bilderreihe lediglich solche Scenen aus dem alten Bunde ausgewählt, welche Vorbilder des Erlösungswerkes sind, dem auch auf diesem Fastentuche, dem Zwecke desselben in der Charwoche entsprechend, das Hauptaugenmerk zugewendet werden musste.[1])

II. Reihe. 1. Zeigt das Opfer Isaaks (Gen. 22, 12), das Vorbild des Opfers des göttlichen Sohnes. Die Scene bietet außer der reichen Landschaft nichts Bemerkenswertes. Die Landschaft ist reich abgestuft. Vorne zeigt sich ein Wasser. Ein Esel wird zur Tränke geführt. Rechts erhebt sich ein Berg mit einer Stadt und Burg, nach rückwärts führt der Weg zu einer zweiten Stadt. Die beliebten Schneeberge schließen den Horizont ab. 2. Zeigt eine Doppeldarstellung, nämlich den Durchzug der Juden durch das rothe Meer und den Untergang Pharaos und der Ägypter. Der Durchzug durch das rothe Meer ist ein Vorbild der Taufe Christi, welche später am Fastentuche vorgeführt wird. Links gewahren wir Moses an der Spitze des jüdischen Volkes, der (Exodus 14, 21.) seine Hand auf Geheiß des Herrn ausstreckt, so dass die Juden durch das trocken gemachte Meer ziehen. Dieselbe Handbewegung des Moses bewirkt aber auch, dass unmittelbar daneben rechts die Wasserfluten in Form von Gewitterregen, von Schwefel und Feuer von Himmel stürzen und Pharao sammt seinen Kriegerscharen vernichten. Man gewahrt Krieger zu Ross, kämpfend mit den Fluten, auch Fußvolk; Pharao, hoch zu Rosse, ringt mit dem Wasser. Den Hintergrund links bilden wieder die beliebten Schneeberge. 3. Vorne gewahren wir die erhöhte eherne

[1]) Es liegen hier vielleicht die xylographischen Darstellungen einer Armenbibel als Vorbilder zugrunde. Diese haben bekanntlich die typischen Vorbilder erweitert, welche schon im Verduner Altare vom Jahre 1181 zu Klosterneuburg in 15 Gruppen mit erklärenden Inschriften auftreten.

Digitized by Google

Schlange in der Wüste, welche die Kreuzigung des Herrn vorbildet. Rückwärts lagert in Zelten das Volk. Das Mana, die himmlische Speise, fällt vom Himmel; Wachteln fliegen in den Lüften (Exodus 16, 13 und 14). Dies ist ein **Typus illatus** für die **cena domini**, aber zugleich ist durch diese wunderbare Speisung in höchster Noth auch die wunderbare Speisung vorgebildet, die Brod- und Fischvertheilung durch Christus, welche das vierte Bild der vierten Reihe vorführt. 4. Bringt zwei Scenen aus dem Leben Simsons, der gleich Isaak ein Personaltypus Christi ist. Vorne sehen wir Simson, den Löwenbezwinger, der den Löwen zerreißt (Richter 14, Cap. 6), ein Vorbild des Kampfes Christi. Er ist dargestellt, wie er dem Löwen gewaltsam den Rachen aufreißt. Rechts auf dem Berge trägt Simson die Thore von Gaza (Richter 16, 3), ein Typus der Auferstehung Christi. Die Landschaft, in der die Handlungen spielen, zeigt im Hintergrunde viele Baulichkeiten. 5. Die Errettung des auserwählten Volkes aus großer Gefahr wird uns anschaulich gemacht. David, aus dessem Geschlechte der Heiland entsprossen, tödtet mit einer Schleuder den Riesen Goliath. Man gewahrt eine Menge Krieger und im Hintergrunde Zelte und eine Stadt. 6. Zeigt ein in der heil. Schrift selbst erwähntes Vorbild (**Typus innatus**), nämlich die in der christlichen Kunst seit jeher beliebte Darstellung, wie der Fisch Jonas ans Land speit. Im Hintergrunde sehen wir wieder stattliche Bauten. Damit ist die Folge der alttestamentlichen Scenen geschlossen.

III. Reihe. Diese beginnt links mit der Verkündigung, welche im ersten Felde dargestellt ist. Die Scene geht in einem Renaissancegemache vor sich. Auf dem Kasten stehen Gläser, Maria sitzt auf einer Truhe, über ihr schwebt wie in einem Medaillon die Taube. Die Gottesmutter streckt die Hand aus gegen den geflügelten Engel, der sich ihr mit der Lilie in einer Wolke von oben her naht. (Der Darstellung scheint ein Holzschnitt zugrunde zu liegen.) 2. Die Geburt Christi. Die Scene geht in einer Halle vor sich. Maria neigt sich demüthig gegen das von Engeln verehrte Kind. Josef steht daneben mit einem Lichte. Die Hirten treten begrüßend in die Halle. 3. Die Beschneidung. Eine sehr reiche Gruppe von zwanzig Personen, gut gruppiert, wird uns vorgeführt. Sehr realistisch ist der Moment gegeben, indem der Priester soeben die Vorhaut beschneidet. Im Hintergrunde gewahren wir einen Mann mit einem Wickelkinde, das zur gleichen Ceremonie bestimmt ist. 4. Die Verehrung der heil. drei

Digitized by Google

Könige in hergebrachter Weise gegeben. 5. Der bethlehemitische Kindermord. Oben geht wie in Wolken eine zweite Darstellung, die Flucht nach Ägypten, vor sich. 6. Der zwölfjährige Jesus lehrt im Tempel. Maria tritt in den Tempel ein.

Die IV. Reihe beginnt mit der Taufe und enthält einzelne Scenen aus dem Leben des Heilandes bis zum Abendmahle. Diese Zeit aus Christi Wandeln ist auf den Fastentüchern immer am kürzesten erzählt; der Maler eilt eben der Passion zu.[1]) Das 1. Bild zeigt Christi Taufe im Jordan durch Johannes, links steht ein Engel. Im Hintergrunde gewahrt man eine reiche Stadt mit villenartigen Rundbauten. Die Farben sind verblaßt, während sie sonst gut erhalten sind. 2. In einem deutschen Zimmer der Renaissance wirkt Christus sein erstes Wunder: Die Verwandlung des Wassers in Wein. Die Gäste im Zeitcostüme sitzen um den Tisch, vorne Christus. (Ein Holzschnitt war die Vorlage für den Maler.) 3. Die Versuchung Christi durch den Teufel. Der Teufel ebenso gebildet wie am Fastentuche zu Baldramsdorf, als schwarzer Unhold mit Krallen und schnabelartiger Nase, gehörnt, bis oberhalb der Knie in ein Fell gekleidet, naht sich in bergiger Landschaft dem Herrn. Der Maler des Milstäter Fastentuches begnügte sich mit einer Versuchungsscene, während in Baldramsdorf am Hungertuche im Hintergrunde noch die zweite Versuchung auf einem hohen phantastischen Felsen zur Anschauung gebracht wird. 4. Die Brod- und Fischvertheilung an das Volk. Im Hintergrunde ein See; Gletscher schließen den Horizont. 5. Der Palmeneinzug, herkömmlich dargestellt. 6. Christus treibt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel. Nun ist der Maler bei den für die Charwoche maßgebenden Ereignissen angelangt, die er ausführlich, aber ganz in hergebrachter Weise dem Volke erzählt.

Es folgt die V. Reihe, welche auf der 1. Bildfläche mit dem Abendmahle beginnt, das im oberen Theile dargestellt ist. Die Zwölf sitzen zu Tische, Johannes liegt im Schosse des Herrn. Am Tische gewahrt man in der Schüssel das Osterlamm und Brode. Die untere Bildhälfte führt die Fußwaschung Petri vor. 2. Die Todesangst am Ölberge in

[1]) Am großen Zittauer Fastentuche von 1472 in Dresden, das 90 Darstellungen enthält, ist die Taufe, die Versuchung, die Hochzeit zu Kana, die Verklärung, die Erweckung des Lazarus und das Gastmahl bei dem aussätzigen Simon gegeben, dann folgt der Palmeneinzug und die Tempelreinigung. Die ersten drei und die letzten zwei Bilder dieser Reihe sind auch in Milstat dargestellt.

Digitized by Google

überlieferter Weise. Durch den Garten nahen sich die Feinde. 3. Der Judaskuss. Eine reiche Gruppe. Viele Kriegsknechte mit erhobenen Lanzen sind zugegen, Malchus liegt vorne am Boden mit einer Laterne in der Hand. Das abgeschlagene Ohr liegt neben ihm am Boden. Petrus, in martialischer Gestalt, zieht soeben das Schwert. 4. Gibt ein Doppelbild, nämlich links die Verläugnung Christi durch Petrus; man gewahrt den Hahn auf einer Arcadenbrüstung, rechts wird Christus vor den Hohenpriester geführt, der in einer Halle thront. 6. Christus vor Herodes. Dieser sitzt als König auf einem Throne in einer Renaissancehalle.

Die VI. Reihe führt das Leiden, die Verurtheilung und den Tod des Erlösers vor. Die 1. Bildfläche zeigt vorne die Geißelung, ein Scherge schwingt die Geißel, andere steuben Jesus mit Besen. Im Hintergrunde wird die Dornenkrönung vorgeführt. 2. Ecce homo. Ein sehr figurenreiches Bild, dem wahrscheinlich ein Gemälde als Vorbild diente. Oben auf einer Plattform stehen Christus und Pilatus. Unten schreit das Volk „Crucifige". Merkwürdig ist, dass man ganz unten in der Mauer des Gebäudes ein Kerkerfenster gewahrt. Ein Mann nähert sich dem vergitterten Fenster und zerrt daran, um, so scheint es, den Gefangenen, der sich am Fenster zeigt, zu befreien. Vielleicht bezieht sich dies auf einen der gefangenen Straßenräuber, die mit Christus gekreuzigt wurden. 3. Pilatus wäscht seine Hände in Unschuld. Dies die eine Handlung. Rechts ist eine zweite dargestellt. Wir sehen nämlich, wie Christus in bewaffnetem Gefolge abgeführt wird durch ein mächtiges Thor. Oben auf einer Gallerie stehen Zuschauer. 4. Christus fällt unter der Kreuzeslast. Ein figurenreicher Zug, rückwärts bemerkt man die weinenden Frauen. 5. Die Kreuzigung und 6. die Grablegung in hergebrachter Weise, ohne ikonographische Eigenthümlichkeiten.

Die VII. Reihe schliesst die Erzählung des Heilswerkes ab. Im 1. Bilde sehen wir Christum in der Vorhölle. Die Scene ist ganz ähnlich der am Fastentuche zu Baldramsdorf. Der Heiland schreitet siegreich mit der Fahne dem mächtigen Thore der Vorhölle zu. In dieser wimmelt es von nackten Menschen mit blaßen abgehärmten Leibern, alle beten. Christus reicht Adam die Hand. Im Hintergrunde erscheint der Teufel als Ungethüm, der sich kratzt. Daneben zeigt sich oberhalb der Mauer vor dem Eingange zur Vorhölle der Tod als Gerippe und die Schlange der Versuchung. Neben Tod und Teufel

Digitized by Google

sieht man eine abgebrochene Lanze. Tod und Teufel haben ihre Macht verloren. 2. Christi Auferstehung. Christus mit der Siegesfahne entsteigt dem Grabe. Von den Wächtern verhält sich einer, vom himmlischen Glanze geblendet, die Augen, ein zweiter flieht, ein dritter kauert am Boden. 3. Die Himmelfahrt. Die Darstellung gleicht der am Fastentuche zu Baldramsdorf. Die Zwölfe mit Maria sehen dem Auffahrenden nach, von dem nur mehr der untere Theil des Gewandes und die Füße in lichten Wolken sichtbar sind. Der Herr hat seine Fußspuren zurückgelassen auf einem grünen Berge (Zach. 14, 4), der sich fast wie eine Kugel hinter den Jüngern erhebt. 4. Die Herabkunft des heil. Geistes. 5. Führt in einem Doppelfelde das jüngste Gericht vor als großartigen Abschluss des religiösen Epos. Oben gewahren wir den Weltenrichter stehend, in stürmischer Geberde ganz ähnlich gebildet wie am restaurierten Theile der jüngsten Gerichtsdarstellung im Karner zu Berg bei Greifenburg. Maria und Johannes knien zu beiden Seiten, fürbittend. Neben Maria gewahren wir einen Engel mit der Palme. Links sind heilige Martyrer mit ihren Emblemen gereiht, rechts neben Johannes die zwölf Apostel. Eine Schar von Engeln ist in perspectivischer Curve ähnlich angeordnet wie die Apostel am jüngsten Gerichte außen an der Kirchenwand zu Milstat. Unten links wird die Auferstehung vorgeführt. Ein Engel erweckt blasende di Todten. Es ersteht eine Reihe nackter Gestalten. In der Mitte der unteren Bildfläche bemerkt man eine geöffnete Todtentruhe, aus der sich Todte dem Boden entringen. Neben nackten Gestalten sieht man auch mehrfach Todtengerippe. Im Hintergrunde geleitet ein Schutzengel eine Kinderseele. Einige Erstehende scheinen noch vom Schlummer befangen zu sein, andere erheben sich aufsteigend vom Boden. Rechts vom Beschauer (links vom Richter) werden die Verdammten vorgeführt. Einer fährt auf einem Bocke mit Klauen in die Hölle. Man gewahrt eine Menge von Verdammten. Der Teufel packt, ganz ähnlich wie am Milstäter Wandgemälde des jüngsten Gerichtes, das älter ist, ein nacktes, üppiges Weib. Auch der Höllenrachen ist von diesem Wandgemälde entnommen. Man gewahrt im Höllenrachen nackte Weiber. Ein Galgen ist errichtet, an dem ein Verdammter umgekehrt aufgehängt ist. Daneben werden Verdammte im Feuer gebraten. Man darf sich über diese Burleske nicht wundern; zeigt doch auch das Wandbild an der Außenwand der Kirche derbdrastische Züge, so zum Beispiel wie der Teufel in einer Butte eine ganze Masse von Menschen zur Hölle

Digitized by Google

abführt, während anderseits der Heilige, der neben Kaiser Max I. zur Himmelspforte geht, im Schoße des Mantels unschuldige Kinder ins Himmelreich trägt.

Wenn uns der Reichthum der Darstellungen am Milstäter Fastentuche anzieht, wenn dasselbe an Motiven manches Merkwürdige bietet, so ist anderseits von einer künstlerischen Ausführung keine Rede. Der Maler hatte ohne Zweifel Holzschnitte als Vorbilder, er scheint auch Gemälde gesehen zu haben, die ihn theilweise inspirierten, aber sein Können bleibt weit hinter dem Wollen zurück. Die Farben sind buntschillernd, die Ausführung ohne viel Sorgfalt, im Ganzen handwerksmäßig. Das Tuch ist gut erhalten, nur die unterste Bildreihe zeigt einige Risse. Es wird seit vorigem Jahre nicht mehr in der Charwoche zur Bedeckung des Altarbildes verwendet. Einerseits erschwert nämlich die colossale Größe das Aufziehen des Tuches, andererseits scheint man auch an den Nuditäten in der Darstellung Anstoß genommen zu haben.

Über dem Himmelfahrtsbilde ist auf dem Trennungsstreifen zu lesen: OSWALT KREVSELIVS 1593. Also ist Oswald Kreusel der Maler und das Tuch ist 1593 gemalt worden. Die Stifter werden uns in zwei Wappen vorgeführt. Da das Milstäter Archiv, das sich im Kärntner Geschichtsvereine befindet, aus der Zeit um 1593, in der Kobenzl Administrator von Milstat war, uns keine Aufzeichnungen bietet, die über Kreusel oder über die Stifter Aufschluss geben, auch die Wappen nach den in diesem Archive zu Gebote stehenden Mitteln nicht zu deuten sind, so beschreibe ich die Wappen am Milstäter Fastentuche und überlasse die Bestimmung Heraldikern, denen reichere Hilfsquellen zu Gebote stehen. Das eine Wappen ist zu sehen links ober der VII. Reihe. Ein einfacher geviertheilter Schild. Das erste und vierte Quartier ist zweimal gespalten, so dass sich sechs Plätze abwechselnd weiß und roth finden. Im zweiten und dritten Quartiere ist auf Goldgrund ein schwarzer Steinbock. In die Mitte ist ein kleiner Schild gefasst. Dieser zeigt auf weißem Grunde ein Kreuz mit Doppelanker an den Kreuzarmen. Rechts ober der untersten Reihe gewahrt man das zweite Wappen: einen viergetheilten Schild mit weißem Grunde, der im ersten und vierten Quartiere einen schwarzen Ochsen, im zweiten und dritten einen schwarzen aufsteigenden Steinbock zeigt.

Digitized by Google

Kleine Beiträge zur altkärntischen Namenkunde.[1]

Von Dr. Richard Müller.

3. Kärnten und Karnburg.

Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 617 f. (Text und Anmerkung) hat zuerst den Parallelismus in den Namen des Landes Kärnten als Carantania, der Karnburg als ciuitas carantana 927[2]) und des St. Ulrichsberges als mons carantanus 983[3]) bemerkt und sich die Sache so zurechtgelegt, dass der Name des Landes von dem der Burg als dessen an der Stelle des antiken Virunum errichteten Hauptortes ausgehe, während der mons carantanus neben der ciuitas carantana sein Seitenstück in Niederösterreich finde, wo der Bergname mons Comagenus zugleich als Ortsname (Kaumberg) wiederkehre (vlg. Zeuß, a. a. O. S. 5 Anm.). Dass Carantani Carantania auf slavischer Seite sich erhoben habe, steht ihm fest: ob aber darin ein slavisches Grundwort vorliege oder ein keltisches, ließ er unentschieden. Er fügte hinzu, eigentlicher Volksname sei Carantani nicht, da er sich sonst im Volke hätte erhalten müssen: dieses nenne sich aber selbst „Slovenen" und heiße bei den im Lande ansäßigen Deutschen „Wenden"[4]); freilich müsse jener Name doch bei den Slaven bekannt gewesen sein, da ihn der russische Geschichtsschreiber Nestor brauche und Chorutane schreibe.

Eine Untersuchung unserer Namen geht am besten von diesen Sätzen Zeuß' aus, welche die in Betracht kommenden Fragen formulieren und die Aufgabe vor Augen stellen. Von den Phantasien, die hinter Kärnten ein angebliches Goratan „Bergland" (von altslavisch gora „Berg") suchen[5]), können wir im Vorhinein absehen.

1. Aus dem Parallelismus der ciuitas carantana (auch curtis carantana, locus carantanus) und des mons carantanus fällt Caran-

[1]) S. Carinthia 1891, Septemberheft; 1892, März- und Maiheft.

[2]) In der mehrfach abgedruckten Salzburger Urkunde vom 23. Mai des genannten Jahres, s. Ankershofen, Urkundenheft zur IV. Periode, S. 19 f. nº 21 (nach der Juvavia); Urkundenbuch von Steiermark 1, 20 f. nº 17 (im Auszuge).

[3]) Ankershofen, Handbuch der Geschichte Kärntens 2, 406 f. Anmerkung: Monumenta Germaniae, Diplom. 2, 344 f. nº 292.

[4]) Auf slovenischer Seite pflegt man sich an letzterer Bezeichnung als einer angeblich geringschätzigen. Sie ist aber die ursprüngliche, unter der die Germanen die Slaven kennen gelernt haben, wie die Veneti der „Germania" des Tacitus darthun: s. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde 2, 34 ff. 89 f.

[5]) Ankershofen 2, 337.

Digitized by Google

tania heraus. In der That ist das so wenig das Ursprüngliche wie etwa Styria gegen mittelhochdeutsch Stiremarke oder Austria gegen althochdeutsch Ostarrîhhi Ostarland. Die Durchführung des Parallelismus verlangt zu ciuitas carantana, mons carantanus als Drittes regnum carantanum oder regio carantana oder prouincia carantana. Die Zusammenstellung aller alten Namenformen bei Ankershofen[1]) gewährt in regno carantano 887, in regno karentano 888, in regno carentino 953, in carantana regione 945, in regione karintana 979; de karantana prouincia, prouincia karantana, prouincia Karantanorum 811. 819, in prouincia karentana 879. Daneben Alpuuinus de Carintania allerdings schon 862; dann prouincia Karinthia 1000. 1007; und als althochdeutsche Entsprechung zu regnum carantanum — in Charintariche 898, in pago Karintriche (gedruckt Kuriintriche — Kariintriche) 980. Ich merke noch an curtis Corantana für die Karnburg zum Jahre 888[2]), Norica prouincia 973, Karentanorum dux 979, Karigentinorum dux 985, letzteres als Seitenstück zur prouincia Karantanorum.

Bei dem althochdeutschen Charintariche (in genauer Schreibung Charintarîhhi mit locativischem Dativ rîhhe) wollen wir gleich etwas verweilen.

Die Zusammensetzung mit rîhhi ist wie in den Namen anderer Provinzen des Reiches, als Ostarrîhhi, lateinisch Orientale regnum (daneben wieder Orientalis regio, Orientalis prouincia) oder thero Beiaro rîche (De Heinrico, Vers 4), lateinisch Bawariorum regnum. Aber der erste Worttheil Chârinta- enthält bereits eine Abstraction aus dem Adjectivum carantanus (wie wir einstweilen sagen müssen, um nicht vorzugreifen). Das heißt, vor dem mit -anus abgeleiteten Adjectivum setzten die Franken und Baiern in einem Gefühle, das sich uns als richtiges erweisen wird, einen Stamm carant-. Und diesen Stamm verwendeten sie nicht blos in der Zusammensetzung Charintarîhhi, sondern auch kurzweg für sich allein als den Landnamen, weil er eben, von der Ableitung entblößt, den Eindruck des benöthigten Grundwortes machte. Daher nun de Karenta „aus Kärnten" 888[3]); rex (Carolus) per Carentam in Italian

[1]) Summarisch 2, 336, mit den urkundlichen Belegen im Urkundenhefte zur IV. Periode, S. 5—8 nº 4. Dazu Urkundenbuch von Steiermark 1, 781ª s. v. Kärnten.

[2]) Monum. Germ., Script. 1, 406.

[3]) Ankershofen, Urkundenheft zur IV. Periode, S. 1 nº 1. Böhmer-Mühlbacher 1, nº 1769.

Digitized by Google

perrexit „der König zog durch Kärnten nach Italien" 884[1]); in orientalibus partibus Charanta nominatis 895[2]); in fundo qui dicitur Carinthi (mit der jüngern Variante Karinthia) 1096[3]); predium quale habuit corinthi „Gut, das er in Kärnten hatte", selbst noch c. 1140.[4]) Aus diesem Karenta Charanta Carinthi folgt zuletzt neulatinisiertes Carinthia, wie Styria aus mittelhochdeutsch Stîre für Stîremarke (mit ähnlicher Abkürzung); ich finde es zuerst c. 1050 in partibus Carintie, quidam nobilis in Carintia[5]).

Vorbereitet wird diese kürzere Redensweise ganz gleichzeitig durch Fortlassen von regnum aus der Verbindung regnum carantanum, von ciuitas oder locus in ciuitas carantana, locus carantanus. Daher das öfter wiederkehrende actum Karentano oder carentano (ergänze loco) in Urkunden König Arnolfs[6]); daher weiter in der erwähnten Urkunde von 927 ad sanctam Mariam ad carantanam (ergänze ciuitatem: „zur h. Maria bei der Karnburg," jetzt Maria-Saal), hart neben ad sanctum Petrum in ciuitate carantana (jetzt St. Peter in Karnburg); und endlich das neutrale Carentanum (ergänze regnum), der fränkischen Chronisten Carnuntum, quod corrupte vocitant Carantanum (unten S. 86), neben dem weiblichen Carantania. Noch c. 1100 braucht das Salbuch des Stiftes Göttweih in Niederösterreich — wenn kein Versehen vorliegt — dies Neutrum: uersus Karinthum neben uersus carinthiam.

2. Diese letzte Verbindung gilt der Bezeichnung der Südgrenze Niederösterreichs gegen die Steiermark, die bekanntlich bis nach der Mitte des XI. Jahrhunderts als selbständiges Land von Kärnten nicht abgetrennt war: die Urkunden schleppen dies alte Verhältnis

[1]) Monum. Germ., Script. 1. 401.

[2]) Urkundenbuch von Steiermark 1, 15 nº 11 (Böhmer-Mühlbacher 1, nº 1861 f.

[3]) Ebenda 1, 101 nº 88, gefälscht.

[4]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns 1, 555 nº 99.

[5]) Urkundenbuch von Steiermark 1, 65. 66 nº 57. 58.

[6]) Zweimal 888: Ankershofen, Urkundenheft zur IV. Periode, S. 1 nº 1. Das könnte zwar, da das volle carentanus locus nicht belegt scheint, auch der locativische Ablativus des im Texte weiterhin erwähnten neutralen Carentanum (regnum) sein: der Name des Landes als Ortsname gebraucht, wie unten S. 87 Carnotum und wie Zeuß das umgekehrte Verhältnis annahm (oben S. 82). Aber für Carentanum (ergänze regnum) ist jedesfalls nur diese eine Auffassung möglich, der überdies das zweimal durch verschiedene Abkürzung aus Stîremarke und Stîrabure gewonnene mittelhochdeutsche Stîre (Steier Land und Stadt) nach beiden Richtungen hin Bestätigung verleiht.

Digitized by Google

bis weit ins XII. Jahrhundert fort.[1]) Aus den betreffenden Stellen kommen hier jedoch nur zwei anzuführen, welche dem Compositum Charintarifohi ein anderes mit jenem stammhaften Charinta- gesellen, nämlich daz Charintagisceidi oder Charintagisceit. Zwei Urkunden des Benedictinerstiftes Seitenstetten im niederösterreichischen Viertel ober Wienerwald gewähren als Bezeichnung der erwähnten Südgrenze des Landes Niederösterreich ex utraque parte fluminis ybese (der Ips) et ad occidentem usque karintscheide 1116; ex utraque parte fluminis ybise usque ad karintigescheide 1186[2]). Zwar aus mittelhochdeutscher Zeit, der auch die Schreibung -gescheide, -scheide angehört; aber mit dem archaistischen karinti- (selbst noch mit dem Compositionsvocal) karint- umsomehr in die althochdeutsche zurückweisend, als wir aus dieser gleichfalls in diesen südöstlichen Strichen Hrabagisceit (Wasserscheide zur Raab) vom Jahre 860 haben[3]) und mindestens c. 1055 politisch kein Anlass mehr bestand, eine solche Bezeichnung der Grenze neu zu bilden.

Gestützt auf Charintarifohi als die althochdeutsche Entsprechung zu regnum carantanum (wenn nicht vielmehr letzteres nur die lateinische Übersetzung des deutschen Ausdruckes ist), sowie auf das zweifelsohne in die althochdeutsche Zeit zurückreichende *Charintagisceit, das uns die häufigere Bindung von charinta- mit einem örtlichen Appellativum verbürgt, dürfen wir nunmehr die ciuitas carantana durch althochdeutsches *Charintaburc, den mons carantanus durch *Charintaberc wiedergeben und so den Parallelismus aller dieser Namen auch auf deutscher Seite abschließen. Zu belegen ist nur das erstere, doch erst aus mittelhochdeutscher Zeit und in schon abgenützter Form. In der Stiftungsurkunde des Nonnenklosters unterhalb Schloss Mereuberg vom 24. Juni 1261[4]) liest man unter den dazu gewidmeten Gütern Iuxta fluuium Glane in villa Chærenpurch vnum molendinum. In geregelter mittelhochdeutscher Schreibung *Kerenburc oder *Kernburc, gleichwie Kernden „Kärnten" Kerendære oder Kerndære „Kärntner." Dass dies Chærenpurch für Chærentpurch (mhd. *Kerent-

[1]) S. hier oben das prodium quale habint corinthi von c. 1140, das nach dem Ganzen der Urkunde im obersteirischen Kainachthale lag.

[2]) Urkundenbuch von Seitenstetten (Fontes rer. austriac., Abth. II, Bd. 53) S. 3 nº 2; S. 17 nº 12.

[3]) Kaemmel, Entstehung des österreichischen Deutschthums 1, 132. 276.

[4]) Diplomatarium miscellum saeculi XIII (Fontes II. 1), S. 28 f. nº 24.

Digitized by Google

bure stehe, werden wir nicht nur von **Charintariche Karintriche** und **karintigescheide karintscheide** her schließen müssen, sondern auch aus der Beobachtung, dass zusammengesetzte Personen- und Ortsnamen, deren erster Worttheil auf stammhaftes t endigt, dieses um der bequemern Aussprache willen vor dem b- oder g-Anlaute des zweiten Worttheiles aufzugeben und zum Ersatze eben diesen Anlaut zu p und k zu verhärten lieben. Einige Beispiele werden dies verdeutlichen. Aus den Mannsnamen **Altgêr Anagêr Otgêr Ruodigêr Trûtgêr** wird im altbairischen und altösterreichischen Dialecte **Alkêr Ankêr Okêr Ruokêr Troukêr**; aus den Frauennamen **Goltbure** Waltbure wird **Golpureh Walpureh**; aus **Schiltbach Wartbere** wird **Schilpach Warpereh.**[1]) Nicht anders ist nun **Chærenpurch** für ***Kerentbure*** aus ***Charint(a)bure***: auf örtlicher Seite die schlagendste Einstimmung zu jenen beiden Frauennamen auf **-(t)bure**. Endlich zeugt auch der Umlaut in **Chæren-** für ursprüngliches **Charint-**. Und so wäre für den **mons carantanus**, gäbe es für ihn einen Beleg aus mittelhochdeutscher Zeit, ***Chærenperch***, rein mittelhochdeutsch ***Keren(t)bere Kernbere*** zu erwarten.

In der modernen Form **Karnburg** ist freilich nicht nur von dem ehemaligen Stammesauslaute **t**, sondern selbst von dem Umlaute nichts mehr zu spüren. Aber dieser „Rückumlaut" hat viele Analogien, auch in Namen (z. B. in Niederösterreich neu **Starein** gegen älteres **Sterein** aus altslavisch **Stařina**). In unserm Falle scheint er überdies beeinflusst durch eine bewusste oder unbewusste Anlehnung an das alte **carn-** im Namen der zwar nicht in Kärnten selbst, aber jenseits seiner Süd- und Südostgrenze in den julischen oder carnischen Alpen vormals ansässigen **Carni**. Diese Anlehnung fordert als eine sehr alte besondere Betrachtung.

3. Der Geschichtschreiber der Langobarden **Paulus Diaconus** erzählt zum Jahre 663 von **Arnefrit** (oder **Warnefrit**), dem Sohne des ermordeten Herzogs **Lupus** von Friaul, dass er vor der Übermacht des Langobardenkönigs **Grimuald** nach Kärnten geflohen sei. Dies geschieht mit den Worten: **Sed metuens Grimualdi regis vires fugiit ad Sclavorum gentem in Caruntum, quod corrupte vocitant Carantanum**, „er floh zum Stamme der Slaven nach Car-

[1]) Ich gebe diese Beispiele aus meinen Collectaneen, der Kürze halber ohne die urkundlichen Nachweise, die indes jederzeit zu Diensten stehen.

Digitized by Google

nuntum, das man verderbt Carantanum nennt.[1]) Die Stelle ist als die der Zeit nach früheste Erwähnung des Namens Carantanien schon von Zeuß a. a. O. angeführt, der gleichzeitig bemerkt, daß Paulus Diaconus zu seiner falschen Correctur durch Verwechselung Kärntens mit dem an der Donau in Niederösterreich liegenden antiken Carnuntum bewogen worden sei.[2]) Diese Abirrung scheint aber fast zu arg, und wußte des Paulus Zeit noch von Carnuntum? Einfacher, glaube ich, denkt man an Einmischung des nahe carnischen Landstriches (also Krains), der nach 1152 Carnotum genannt wird.[3]) Von diesem Carnotum kommt ein Adjectivum Carnotenus, das 1123—24 im Namen des noch auf kärntnischer Seite sich erhebenden Berges Obir in der Karawankenkette Verwendung findet als Karnotenus mons.[4]) Wir sehen also, wie nahe es lag, Carantanum Carentanum durch das so ähnlich klingende Carnuntum zu ersetzen. Es bedurfte nur einer Umstellung der Liquida n oder wenn man will ihres Einschubes, um von carant- auf carnunt- zu gelangen; zumal wenn das Schwanken in der Färbung des zweiten Vocales das letzte Hindernis beseitigt: carant- carent- carint-, slavisch chorut- (aus koront-).

Mit dieser auf geschichtlichem Wege vollzogenen Ausgleichung der beiden ursprünglich völlig verschiedenen Wortstämme carant- und carn- (beziehungsweise carnut-) stehen wir nunmehr vor der etymologischen Frage, auf welche unsere ganze Betrachtung abzielte. Welcher Sprache gehört der Name „Kärnten" an und auf welchem Wege haben ihn die Deutschen erhalten? Denn darüber scheinen zumal im Lande selbst die Meinungen noch ungeklärt und jedesfalls sind sie

[1]) Buch 5, Cap. 22 in Monum. Germ. Script Langobard, p. 152, mit Anm. 1.

[2]) Ebenso jetzt die Anmerkung in der Ausgabe der Monumenta Germaniae. Die Glosse ward von spätern Chronisten wie Regino und Hermann von Reichenau nachgeschrieben; s. die betreffenden Stellen bei Aukershofen, Urkundenheft, S. 5 nº 4.

[3]) Urkundenbuch von Steiermark 1, 337 nº 350. Es bestätigt darin Patriarch Peregrin von Aquileia u. a. die Schenkung eines Allods in loco qui dicitur Carnotum an das krainische Kloster Sittich. Das könnte zwar auch Ortsname sein ändert aber nichts an der Thatsache, daß der sicher altkeltische Name Carnotum (S. 9) in den carnischen Alpen so spät noch haftete, um so gewisser zu des Paulus Zeit.

[4]) Urkundenbuch von St. Paul (Fontes II. 39), S. 80 nº 2: predium . . . in ripa Trau fluminis Iunensi territorio circa radices Karnoteni montis situm. Die Auslegung auf den Obir stammt vom Herausgeber; ich glaube fast, daß mit dem Karnotenus mons das Karawankengebirge überhaupt gemeint sei Im steirischen Urkundenbuch 1, 238 nº 227 wird die Urkunde übrigens c. 1145 angesetzt.

Digitized by Google

getheilt: während auf deutscher Seite der Name als vorrömisch, also keltisch behauptet wird, versichert man von gegnerischer, die Slovenen hätten ihn dem Lande gegeben. Beide Theile haben Recht und wieder Unrecht; denn so einfach läfst sich die Sache nicht erledigen.

4. Die carnischen Alpen, das Land, in dem sie liegen, heifsen unbestritten nach dem keltischen Volksstamme der **Carni**, deren Name mit dem altkeltischen **carn-** „Spitze, Horn," gebildet ist: es sind die „Fels oder Gebirgsbewohner." Aus dem Volksnamen entstand später hin der Landname **Carnia** (mit der Verkleinerung **Carniola**). Letzterer, von den Alpenslovenen zuerst übernommen, ward von ihnen unter Anlehnung an altslavisch **kraj** „Rand" ganz regelrecht zu **Krajna** slavisiert. Daraus machten endlich die Althochdeutschen ihr **Chreina Chreinamarcha**, neuhochdeutsch **Krain.**[1])

Ähnlich ist der Process des Namens Kärntens verlaufen.

Dafs der gewöhnlich mit lateinischem Ausgange und lateinischer Declination versehene Volksname **Carantani** (beziehungsweise das daraus abgezogene lateinische Adjectivum **carantanus, a, um**) in erster Reihe Slavisierung eines ursprünglich nicht slavischen Namens sei, folgt aus der (pluralischen) Ableitungsformel **-ane**, die, wo sie in Volksnamen auftritt, stets diese Bedeutung hat.[2]) Es ist also nicht ganz genau, wenn Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen, S. 131 b unter dem theoretischen Stamme **korontŭ** (Kärntner) bemerkt, er komme von den keltischen **carantani**. Die betreffende Völkerschaft selbst mufs ***Carantes** geheifsen haben, woraus die Slovenen erst ***Korontane** (**Chorutane** beim Nestor) machten. Diese ***Carantes** sind „die in der letzten Römerzeit wieder selbständig gewordenen keltischen Norici oder Nori, die dann mit eingedrungenen Wenden vermischt und slavisiert als **Carant-ane** auftreten"[3]); ihr Name bedeutet „die Freunde", nach keltisch **carant-** „Freundschaft,"

[1]) Zeufs a. a. O. S. **248**, 620; vgl **Glück, die keltischen Namen bei Caesar**, S. 18; Miklosich, slavische Ortsnamen aus Appellativen n° 260. 262. — Jenes keltische **carn-** liegt auch, nur in Weiterableitungen **carnunt- cernut-** dem antiken **Carnuntum** in Pannonien und dem krainischen **Carnotum zu Grunde**; vgl die gallische Völkerschaft der **Carnutes** (Zeufs a. a. O., S. 166. 205).

[2]) **Heinzel, Die ostgotische Heldensage** (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien 1889, Band 119), S. 23 ff. Rud. Much, Deutsche Stammsitze (Halle 1892), S. 83.

[3]) Much a. a. O, S. 28.

Digitized by Google

das eine Weiterbildung von dem einfachen car- „Freund“ ist.[1]) Es zeigt sich somit, dass Zeuß mit seiner Meinung, eigentlicher Volksname sei Carantani nicht und der Name des Landes Carantania von dem der Karnburg ausgegangen (oben S. 82), im Irrthume war.

Mit der Erkenntnis, dass wir es mit einem slavisierten altkeltischen Namen zu thun haben, ist aber gleichzeitig ausgesprochen, dass die Germanen ihn nicht von den keltischen Bewohnern des nachmaligen Kärntens in seiner noch unangetasteten Gestalt können übernommen haben, sondern nur in seiner bereits afficierten von den Slaven. Dies ergibt sich noch aus einem andern Gesichtspunkte. Für alle den Hochdeutschen in ununterbrochener Überlieferung zugeführten antiken Namen gilt die unverbrüchliche Regel, dass sie die hochdeutsche Lautverschiebung aufzeigen müssen, weil ihre Aufnahme ins Germanische vor die Epoche dieser Verschiebung fiel[2]), d. h. vor den Hochdeutschen schon von antikgermanischen Stämmen sich angeeignet wurden. Hätten bereits die Ostgoten Theodorichs den Namen der *Carantes festgehalten und den Baiwaren zugebracht, so hätte er sich in deren Munde im Zeitalter der hochdeutschen Lautverschiebung zu *Charanz- (Charenz- Charinz-) gewandelt. Da es aber, ohne diese Verschiebung des t zu z, ausnahmelos Charant- (Charent- Charint-) heißt, so gab es keine unmittelbare Fortpflanzung des altkeltischen Namens von Germanen zu Germanen, sondern nur eine mittelbare an die Baiern von den Slovenen.

Zur althochdeutschen Form ist zu bemerken: 1. die Wiederherstellung der beiden ursprünglichen a in carant- aus ihrer Slavisierung zu o in koront-: wie letztere nach slavischem, erfolgte erstere nach germanischem Grundgesetz; 2. die Schwächung des zweiten a zu e und endlich zu i, infolge des germanischen Accentprincips und der germanischen Neigung zum vocalischen Extrem. Dies i ward festgehalten und bewirkte seinerzeit den Umlaut des ersten a zu e, also Kernden Kerndære.[3]) Beachtung verdienen seltene Formen in deutschem Munde mit dem slavischen o: curtis Corantana zum Jahre 888, corinthi c. 1140 (oben S. 83, 84).

[1]) Glück a. a. O., S. 7. Auf keltische Namen dieser Art wies schon Zeuß a. a. O., S. 618.

[2]) Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde 2, 83; Heinzel a. a. O., S. 29.

[3]) Kaum stammt der Umlaut des ersten, und die zeitlich vor ihn fallende Wandelung des zweiten a zu e und i von der nur in zwei unsicheren Spuren er-

Digitized by Google

Diese Entwicklungsgeschichte ist der von Karl Baron Hauser in den Mittheilungen der Centralcommission 1890, S. 40–44 verfochtenen Ansicht, die Karnburg sei eine ostgotische Festung, von der sogar noch bauliche Reste vorhanden seien, gar nicht günstig. Da ich selbst den Namen Trixen aus gotisch draúhtsna „Brocken," somit die Burg Trixen für eine ostgotische Gründung erklärt habe,[1] bedaure ich umsomehr betreffs der Karnburg nicht derselben Ansicht sein zu können. Soweit dabei der Archäologe und Architect mitzusprechen hat, bekenne ich gerne meine Unwissenheit. Aus philologischen Gründen jedoch, da sich *Charintaburc als die vermuthliche althochdeutsche Grundform des Burgnamens und zugleich ergeben hat, dass die Ostgoten von Carantanien als Namen des Landes nichts gewusst haben (folglich auch nichts von einer Verwendung desselben Wortstammes in Burg- und Bergnamen), kann ich an eine ostgotische Karnburg nicht glauben — wenigstens nicht unter diesem Namen. Auch hier hätte ein gotisches *Karantabaúrgs, wäre es vorhanden gewesen, althochdeutsch zu *Charanzaburc Charinzaburc führen müssen, wovon die Geschichte nichts weiß.

Reiskofl-Sagen.

Von R. Waizer.

In der Gruppe der Gailthaler Alpen, welche einen Ast der carnischen Alpen bilden, und zwar in der Kette, welche das Drauthal vom Gailthale trennt, imponiert durch seine sowohl im Norden gegen die Drau, als im Süden gegen die Gail schroff abfallenden Dolomitwände der schwer erklimmbare, helmartige „Reiskofl" (2361 M.). Schroff, kahl, wild und zerklüftet schaut dessen nördlicher Abhang ins Drauthal. Die äußere Form der höchsten Kuppe desselben hat etwas Unheimliches an sich, sie gleicht einem Sarge und wird im

scheinenden, eventuell eine Tertiärform begründenden j-Ableitung in Kariintriche (?) und Karigentinonem dux. Althochdeutsch charent- charint- wäre freilich nach dem bekannten Lautgesetze dieser Mundart, das ja zu e wandelt, aus *charejant- *charjant- (neben ursprünglicherem charant-) rechtfertig; aber jene Spuren sind zu wenig beglaubigt, auch zu jung (Ende des X. Jahrhunderts) und zu vereinzelt, als dass man von ihnen eine durchgreifende Wirkung herleiten könnte oder dürfte. Ebensowenig ist die sporadische Schreibung des Anlautes mit qu- (Quarantani) von irgend welchem Werth und Belange.

[1] Im ersten dieser „Kleinen Beiträge", Carinthia 1891, Septemberheft.

Digitized by Google

Volksmunde die „Todtentruhen“ genannt. Nur schwindelfreien Männern ist es gegönnt, ihren mit Steigeisen beschnallten Fuß auf den Nacken dieses Königs der Berge zu setzen, von dem man eine herrliche Aussicht auf die Dreiherrenspitze, die ganze Kette der Hohen-Tauern, die Schroffen der Unholde, die gigantische Kreuzeckgruppe, die Lunganer Zinken, die bleichen Kalkwände der Karawanken, die Gailthaler und Tarviser Berge und zahllose Thäler und Ortschaften genießt.

Bis vor nicht langer Zeit war der Reiskofl nur von kühnen Gemsjägern oder verwegenen Wurzelklaubern erklettert worden. Vielen Bergsteigern aus Passion, die Versuche machten, den Gipfel des Berges zu erreichen, scheiterte ihr Unternehmen theils wegen Mangel an physischer Kraft und Ausdauer, theils an der Wegloſigkeit in diesem Felsgebiete. Erst Paul Grohmann, der unerschrockene Berghelb, und E. v. Mojsisovics, der bekannte Geologe, waren die ersten Touristen, die siegreich die Höhe erstiegen. Bei dem Umstande, als der Reiskofl fast unzugänglich ist, hat die Volkssage sich ganz dieses interessanten Gebirgsstockes bemächtigt, und in den Dörfern des Gailthales erzählt noch heute lieb Großmütterchen in der Dämmerstunde den ängstlich horchenden Enkelkindern, oder wenn draußen kalter Winter ist, die Altdirne in der traulich warmen, von dem flackernden Kienspan mystisch beleuchteten Spinnstube den fleißigen Dirnen beim Rocken gar manche grusliche Geschichte von diesem Zauberberge. Im Innern des Felsenmassivs, so heißt es, befindet sich ein See, der nur von einer Seite zugänglich ist. Der Weg zum See, der höchst selten von einem Gemsjäger oder einem Hirten entdeckt wird, führt durch eine schauerlich tiefe und enge Schlucht. Am anderen Ufer des Sees liegt ein reicher Schatz an Gold, Silber und Edelgestein, kostbaren Rüstzeug, Waffen und Geschirr, welchen heidnische Priester zur Zeit eines großen Krieges dort aufbewahrt hatten. Wer nun diesen Schatz heben will, muss in einem kleinen Schiffe über den See fahren, welche Fahrt aber noch Jedem, der sie wagte, das Leben gekostet hat.

Einmal versuchte es ein Schafhirte, der die zum See hinabführende Schlucht gefunden zu haben meinte, den Schatz zu heben. Er verabredete sich mit zwei Kameraden, die ihm dabei behilflich sein sollten, die Procedur auszuführen.

An einem schönen Sonntagsmorgen machten sich die drei Männer auf den Weg. Durch gefährliche Schluchten und über Klippen hinwegkletternd, gelangten sie zu einer engen Felsenschlucht, wo Halt

Digitized by Google

gemacht wurde. An einem starken Seile, welches von den beiden Begleitern gehalten wurde, ließ sich nun der Hirte in die Schlucht hinab und erreichte das Seeufer. Weit dünkte ihm die Fahrt nicht über den See, und am Ufer fand er auch einen kleinen Nachen angekettet. Ein zauberhaftes Dämmerlicht und unheimliche Ruhe herrschte an diesem Orte. Unbewegt, glatt und dunkel wie eine schwarze Marmortafel, lag der See zu seinen Füßen. Zögernd näherte er sich dem Nachen, da gewahrte er mit Schrecken am Boden desselben die gebleichten Knochen eines Menschenkörpers liegen, schrecklich drohend grinsten ihn die dunklen Augenhöhlen aus dem Schädel an. Da befiel den armen Hirten die Furcht, er vergaß auf den Schatz und suchte eilends wieder diesen unheimlichen Ort zu verlassen. An der Schlucht angelangt, fand er jedoch das Seil nicht mehr, auf dem er sich in die Tiefe heruntergelassen hatte. Er rief so laut, als er konnte und es ihm nur möglich war, seinen Begleitern, doch ungehört verhallte sein Ruf, keine Antwort drang an sein Ohr, und schon sah er sich verzweifelnd einem elenden Tode preisgegeben, denn jeder Ausweg aus der Schlucht, vornehmlich ohne Seil, schien ihm unmöglich. Er weinte, betete, fluchte abwechselnd, wie es sein geängstigtes Gemüth verlangte. Doch endlich ruhiger geworden und seine Lage prüfend, besah er sich genauer das Felsterrain und hegte Hoffnung, doch durch die Schlucht zur Höhe zu gelangen.

Das Glück wollte es, dass er den Lergetfleck (ein Leder oder Stück Tuch mit Lärchenharz getränkt, welcher von den Hirten zum Harzen der „Goasl" (Peitsche) verwendet wird) bei sich hatte. Mit demselben umhüllte er Ellbogen und Knie, wodurch er an den Felsen mehr Halt gewann und kletterte so durch die Schlucht hinan und erreichte glücklich die Höhe. Am andern Tage suchte er seine Begleiter auf und erzählte ihnen sein Abenteuer, indem er ihnen zugleich Vorwürfe machte, dass sie ihn in der Schlucht im Stiche gelassen hätten. Diese jedoch erzählten ihm wieder, er habe ihnen aus der Tiefe ganz deutlich zugerufen, sie dürften seiner nicht warten, er käme schon selber wieder herauf und bedürfe nicht ihrer Hilfe. Darob haben sie sich auch entfernt, obwohl sie trotzdem noch mehrere Stunden gewartet hatten. Dem Hirten war der Muth zum Schatzheben für immer genommen, und noch heute liegt unbehoben der unermessliche Reichthum im Reiskofl. Auch von einem „verwunschenen" Gemsjäger erzählt die Sage, welcher klagend durch die Schluchten und Risse und über

Digitized by Google

die Klippen und Halden des Reiskofls wandelt, weil er unbarmherzig die Gemsen verfolgte und einst in wilder, ungezügelter Jagdlust trotz erhaltener Warnung eine weiße Gemse niederstreckte, wofür ihn der Fluch des Berggeistes traf, demzufolge er so lange im Steingeklüft des Reiskofls herumirren muss, bis den Geist die Kugel eines unschuldigen Jägers der ersehnten Ruhe überliefert.

Kleine Mittheilungen.

Hirtenlieder aus dem Mölltal. Mitgetheilt von Fr. Franziszi.

III. [1])

Auf liebe Brüder, was soll das bedeuten,
Dass heut zu Bethlehem die Sonn so thut schein';
Es singen die Engel, i hör's schon von weiten,
Und einer thut sogar bei uns da schrei'n:
Laufet ihr Hirten all,
Nach Bethlehem zum Stall,
Dort werdet ihr sehen, was heut ist geschehn.

Es sagt der Engel, die Zeit sei vorhanden,
Dass uns geboren das göttliche Kind,
Welches auflöset die Erbsünd und Banden
Und auch vertilget all wirkliche Sünd.
Es sei der Gottessohn,
Der kommt vom Himmelsthron,
Darum laust Hirten all mit mir zum Stall.

Liebvoller Heiland, zu deinen Füßen
Wirft sich die arme Hirtenschar hin,
Lass uns an diesem Ort dein Gnad genießen,
Erleuchte unseren Verstand und Sinn.
Wir beten dich hier an,
Den wahren Gottessohn,
Verzeih' uns un're Sünd, göttliches Kind!

Aber noch eines, das bitten wir Alle,
Lass uns nicht fallen in Elend und Noth,
Bevor wir gehen ab aus diesem Stalle,
Gib uns dein Segen o liebvoller Gott!
Erhalt uns in der Gnad,
Dass der Feind uns nicht schad,
Wann du kommst zum Gericht, verstoß uns nicht.

[1]) Vergl. Lexer, Kärnt. Wörterbuch, 308 Nr. VI.: die 1. Strophe ist mit dem dort mitgetheilten Liede vollständig gleich, die 2. Strophe vollständig verschieden, die 3. und 4. Strophe sind theilweise verschieden.

Digitized by Google

IV. Weihnachtslied.

O himmlischer Vater, wie lang geht's denn her,
Bei uns in der Vorhöll werd'n alleweil mehr,
Gott Sohn soll bald kommen, das Ding war so rar,
Vor lauter lang Hucka werd'n wir all' so bockstarr.

Gott Sohn wird wohl kommen, es sieht ihm schon gleich,
Es ist ja weit aber vom himmlischen Reich.
Zwei Paar bitten Herberg beim Wirth in der Stadt,
Sie lassen niem'd eine, das Ding ist schad.

Maria und Josef, was ist denn z'macha,
Jetz führ' i euch eine zum Krapfubacha;
Beim Wirt, wer a Geld hat, denn lass'n sie ein,
Sie essen a Bratl und trinken an Wein.

Jetzt hab'n sie den Heiland a Hütt'l bestimmt,
Darin wird geboren das göttliche Kind;
Ein Ochs und Eisel, die sind auch dabei,
Das herzige Kindl, es liegt auf ein Heu.

O Schöpfer von Allen, warum denn so schlecht,
Komm in unsere Herzen, das wär uns grad recht;
Wir wollen uns machen von Sünden ganz rein,
So komm dann o Heiland und kehr bei uns ein.

Literaturbericht.

Steiermärkisches Wappen-Buch von Zacharias Bartsch 1567. Facsimile-Ausgabe mit historischen und heraldischen Anmerkungen von Dr. Josef von Zahn und Alfred Ritter Anthony von Siegenfeld. Graz und Leipzig, Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) 1893. (168 Wappen und 180 Seiten Nachwort von Dr. von Zahn, sowie heraldische Besprechung von A. R. A. von Siegenfeld.)

Die Originalausgabe dieses ältesten österreichischen Wappenbuches, welches der Grazer Buchdrucker und Holzschneider Zacharias Bartsch 1567 veröffentlichte, zählt jetzt zu den großen bibliographischen Seltenheiten, so dass nur acht Exemplare desselben heute bekannt sind. Da von Zahn (Seite 5) nur von sieben Exemplaren die Besitzer namhaft macht, so dürfte vermuthlich das achte jenes des Geschichtsvereines für Kärnten sein, welch s, wenn auch minder gut erhalten, doch 158 Wappen enthält und somit den besterhaltenen mit 160 Wappen sehr nahe kommt. Bartsch veröffentlichte, nachdem Steiermark durch die habsburgische Ländertheilung 1564 selbständig geworden war, die Wappen, wie er am Titel sagt: „nach Ordnung, wie die im Landthaus zu Grätz abgemahlt zu finden." Ist dies auch, wie von Zahn (Seite 1) bemerkt, nicht ganz richtig, da auch die Wappen außersteirischer Länder, wie Kärnten, Krain, Tirol und solcher nicht steirisch ständischer Familien in dem Buche sich finden, so interessirt es uns in Kärnten doch ganz besonders zu hören, dass wie der Landhaussaal in

Digitized by Google

Klagenfurt, welcher heute noch seinen heraldischen Schmuck zur Schau trägt, aber keinen Bartsch gefunden hat, einst auch der Grazer Saal in gleicher Weise bemalt war.

Wenn wir schon mit Rücksicht auf die große Seltenheit des heraldisch doch so wichtigen Bartsch'schen Wappenbuches eine Neu- (Facsimile)- Ausgabe desselben, für welche die im steiermärkischen Landesarchive aufbewahrten Originalholzstöcke verwendet wurden, mit aufrichtiger Freude begrüßen, so müssen wir nicht minder den im Anhange gebotenen trefflichen heraldischen Ausführungen des als Sphragistiker, Heraldiker und Genealogen best bekannten Herrn Alfred Ritter Anthony von Siegenfeld den größten Beifall zollen. Es sei gestattet Einiges, was ganz besonders Kärnten interessirt, soweit es der Raum erlaubt, hervorzuheben. Das sind vor Allem die Ausführungen über die Entstehung des Landeswappens (Seite 51). Von S kommt zwar zu demselben Resultate, wie Ankershofen in seinem Aufsatze: „Die Farben der kärntn. Landesfahne (Mittheilungen des historischen Vereines für Kärnten 1848, wieder abgedruckt Carinthia 1875, Seite 164 ff), doch vermag er noch Genaueres über den Ursprung des Wappens anzugeben. Die kärntischen Herzoge aus dem Hause Spanheim führten ursprünglich, wie wir zuerst aus einem Siegel Herzog Hermann I. von J. 1163 ersehen, einen Panther im Schilde. Das heutige Landeswappen zeigt sich zuerst auf einem Siegel Ulrich III. an einer Urkunde vom Jahre 1247, deren Original im mährischen Kloster Wellehrad liegt, welches Siegels sich der Genannte bei Lebzeiten seines Vaters Herzogs Bernhard († 1256) bediente Wie Ulrich zu diesem Wappen kam, das erzählt uns Abt Johann von Victring (I 2). Ulrich kämpfte nämlich mit einer Schaar Kärntner in dem Kriege, welcher 1245 zwischen König Wenzel von Böhmen und Herzog Friedrich II. dem Streitbaren von Österreich und Steiermark ausbrach, auf Seite des ersteren, seines Oheims. In der Schlacht bei Laa, wo die Böhmen auf das Haupt geschlagen wurden, gerieht Ulrich in die Gefangenschaft Friedrichs, welcher ihn nicht früher aus der Haft entließ, ehe er nicht das alte Wappen, den Panther, welchen auch Friedrich in seinem steiermärkischen Wappen trug, abgelegt und den halben Wappenschild von Österreich (in Roth ein weißer Balken) angenommen. Die andere Wappenhälfte, die drei Löwen, entnahm sodann Ulrich nach der Erzählung des Abtes jenem Geschlechte, welchem sein Vater Bernhard mütterlicherseits entsprossen war, also dem Babenbergischen. Bernhards Mutter nämlich war Agnes, die Tochter Herzog Heinrich II. Jasomirgott von Österreich, eine Schwester Herzog Heinrichs von Mödling. Dieser führt 1220 auf einem Siegel zwei Löwen übereinander, das Babenbergische Stammwappen. Wie von S. weiter ausführt, ist auch in der ältesten Beschreibung des kärntischen Wappens bei Thomas von Mure: Clipearius Thoutonicorum (1244 bis 1247) nur von zwei Löwen die Rede, deren Anzahl wegen besserer Raumvertheilung auf drei erhöht wurde.

Sehr interessant und ganz neu ist das, was von S. über den Ursprung und das Wappen der heute fürstlichen Familie Rosenberg mittheilt. Dieselbe hat ihren Namen von dem heute im Weichbild der Stadt Graz gelegenen Rosenberge und ist ein Zweig der von Graben (heute noch Vorstadt Graben am Fuße des Rosenberges), die ihrerseits wieder Nachkommen der von Thal (heute Ruine westlich von Graz) sind. Das Stammwappen des Hauses zeigt im 13. Jahrhunderte einen Schräglinks-, später auch Schrägbalken. Letzteren sehen wir zuletzt auf dem Siegel Rudleins von Rosenberg 1383. Walsing von Rosenberg führt zuerst 1409 als

Digitized by Google

jüngeres „namenanklingendes“ Stammwappen eine fünfblätterige Rose im Siegel. Dem gegenüber sei bemerkt, dass nach Originalen im Archive des Geschichtsvereines aus den Jahren 1380 und 1384 auch bereits das Siegel Hermann Rosenbergers diese Rose zeigt. Das von Bartsch (n. 88) abgebildete Wappen mit der sechsblätterigen Rose ist nun nicht das jüngere Stammwappen, sondern nach von S.'s Ansicht das Klech'sche Wappen, welch·s Appolonia, d·e Tochter des letzten 1513 als verstorben genannten Hans von Klech, ihrem Gemahl Siegmund Rosenberger mitbrachte. Als K. Ferdinand II. 1633 dem Hans Andrä Rosenberger den Freiherrnstand verlieh, fügte er den beiden Wappen, dem jüngeren Stammwappen und dem Klech'schen, noch ein drittes bei, das Hagendorfische, welches Ulrich Rosenberger 1565 durch seine Heirat mit Margarethe geb. Hagendorf verwitwete Lemschitz erwarb. Eine Vermehrung erfuhr das Rosenbergische Wappen gelegentlich der Erhebung Hans Andräs Freiherrn von R. in den Grafenstand 1648 durch K. Ferdinand III. Es wurde vermehrt um das Wappen der Rumpf und dadurch um das von letzterer Familie 1584 aufgeerbte Keazl'sche Wappen. Von S. hebt noch hervor, dass das Geschlecht heute in edler Einfachheit das jüngere Stammwappen, die fünfblätterige rothe Rose mit gelben Staubfäden und grünen Kelchblättern im weißen Felde, mit den rückschauenden naturfarbenen Bären der römischen Orsini als Schildhalter führt, nachdem K. Leopold I. 1684 dem Geschlechte gestattet, seinen Namen mit dem der römischen Orsini zu vereinigen.

Als eines der ältesten kärntischen Geschlechter, welches heute noch im Ritterstande blüht, werden immer die von Metnitz angesehen. Auch Bartsch (n. 118) bringt das Wappen dieses Geschlechtes: in Roth eine weiße Mistgabel, an jeder Spitze mit einem gelben Ährenbüschel besteckt, wie dieses Wappen mit der 1580 von Erzherzog Karl dem Andrä von Metnitz gegebenen Vermehrung: dem Wappen der 1551 ausgestorbenen Retzer, in Weiß eine links gewendete rothe Gugel (Doctor Kappe), die von Metnitz noch heute führen. Da die Gurker Burgmannen von M. im 13. Jahrhunderte aber einen geschrägten, oben geweckten und unten ledigen Schild haben, daneben auch solche von M. vorkommen, welche im Wappen zwei halbe Wagenräder führen und nach von Siegenfelds Ansicht mit den von Reideck eines Geschlechtes sind, und endlich im 15. Jahrhunderte auch Oberkärntische von M. (Metnitz bei Spittal) urkundlich erscheinen, so wäre erst zu untersuchen, ob und inwieferne zwischen diesen gleichnamigen Familien ein genealogischer Zusammenhang besteht.

Für Kärnten bieten noch die Bemerkungen bezüglich der Wappen der Familien: Dietrichstein, Falbenhaupt, Färber, Gera, Gradenegg, Graswein, Hollenburg, Kollnitz, Kreuzer, Khünburg, Rechberg, Reich, Standach, Ungnad, Wagensberg, Weißeneck, Welzer und Wildenstein besonderes Interesse. A. von Jaksch.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

83. Jahrgang.

Nr. 1.

Klagenfurt 1893.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Die Reisen der deutschen Kaiser und Könige durch Kärnten von Karl dem Großen bis Max I. Von Prof. Dr. F. G. Hann (Fortsetzung) . 97

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen. (Nachtrag.) Von Prof. J. Scheinigg 104

Vorkommen und Gewinnung von Salz in Kärnten. Von Dr. Val. Pogatschnigg 111

Berg und gruben Reim. Mitgetheilt und erläutert von Prof. R. Dürnwirth 120

Kleine Mittheilungen:

Inschriften an Haus und Geräth. Von Max Freih. zu Aichelburg . . 127

Die bemalten Holzreliefs im Kreuzgange der Stiftskirche zu Griffenthal. Von Prof. Dr. F. G. Hann 128

Literaturbericht.

Die Erzstatue vom Helenenberge. Festschrift... verfaßt von Robert von Schneider. Besprochen von Simon Laschitzer 130

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 4. Dreiundachtzigster Jahrgang. 1893.

Die Reisen der deutschen Kaiser und Könige durch Kärnten von Karl dem Großen bis Max I.

Nach den Regesten und Scriptores bearbeitet von Professor Dr. F. G. Haun.

(Fortsetzung.)

Fast zwei Jahrhunderte vergehen, bis wieder ein deutscher König durch Kärnten zieht. Erst das denkwürdige Jahr 1077 bringt wieder einen solchen Zug. Nach der welthistorischen Scene in Canossa, nach dem Aufenthalte und Bündnisse Heinrich IV. in der Lombardei und der Entsetzung des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben in Deutschland, wodurch der furchtbare innere Krieg daselbst entbrannte[1]), zog Heinrich IV. in sein Reich zurück. Schon in Pavia, wo er im April nachweisbar urkundet, hatte er den Patriarchen Sieghard von Aquileja mit der Mark Friaul belehnt[2]). Da dieser ebenso sein Bundesgenosse war wie Liuthold von Eppenstein in Kärnten, den der Kaiser dieses Herzogthum verlieh,[3]) da ferner die bairischen und schwäbischen Alpenpässe durch die Feinde des Kaisers Rudolf von Schwaben und Welf besetzt waren, so trat Heinrich IV. den Rückweg durch Friaul und Kärnten an und suchte sobald als möglich Baiern zu erreichen. In Aquileja feierte der Kaiser das Osterfest, welches damals auf den 15. April fiel, unternahm dann von seiner treuen Gemahlin, dem Patriarchen Sieghard, dem Herzoge Liuthold von Kärnten begleitet,

[1]) Die allgemeine Situation siehe bei Giesebrecht, Kaiserzeit IV., I. p. 423. ff.

[2]) Stumpf, Kaiserregesten Nr. 2800.

[3]) Nach gleichzeitigen Zeugnissen erscheint als Begleiter des Kaisers Liuthold von Eppenstein und zwar schon in einer Urkunde vom April als Herzog (Giesebrecht Anmerkungen III. 2, p. 1147.) Der Patriarch von Aquileja war auch in Regensburg zugegen (nach Bertholds Annalen), muss ihn also auch begleitet haben.

Digitized by Google

ohne Verzug und Hemmnis die Reise durch Kärnten mit einer kleinen Schaar, aber nicht mit geringen Geldmitteln. Durch schwerzugängliche und abschüssige Gebirgspässe kam er unerwartet schnell am 1. Mai nach Regensburg, wo er eine Fürstenversammlung hielt[1]), und wo das Volk ihn bewillkommte. Da er am 15. April noch in Aquileja war und am 1. Mai aber schon in Regensburg mit unerwarteter Geschwindigkeit eingetroffen war und[2]) da er, wie ausdrücklich durch Bertholds Annalen bezeugt ist, auf schwerzugänglichen Gebirgspfaden wanderte, so hat der König mit seinem Gefolge jedenfalls die kürzesten Wege über die Gebirge gewählt. Ihn, der bei seiner Reise nach Canossa im Winter trotz der Lawinengefahr über den Mont Cenis gegangen, konnte eine Gebirgsfahrt im Frühjahre noch weniger schrecken. Nachdem Kaiser Heinrich wohl durch das Canalthal nach Kärnten gekommen war, schlug er nach Oehlmann, nachdem er am Zollfelde vorbeigezogen und den Neumarkter Sattel passiert hatte, die Gebirgsstraße durch das obere Murthal, das Lungau, den Radstätter Tauern und das Salzachthal und von da nach Baiern ein. Es ist dies jene Straße, auf der die Erzbischöfe von Salzburg nach Friesach zogen, so oft sie sich dort aufhielten.[3]) Wollen wir aber nicht annehmen, dass der Kaiser den kürzeren Weg von Spital nordwärts nahm, wo schon zur Römerzeit ein Weg die Lieser aufwärts über das heutige Gmünd und Rennweg und von da über die Taferner Alpe ins Lungau gieng? Ungleich beschwerlicher wäre dies freilich gewesen, aber auch viel kürzer.

Noch einmal zog Kaiser Heinrich IV. durch Kärnten und zwar im Jahre 1097. Er hatte längere Zeit in Italien geweilt; erst nach Aussöhnung des Kaisers mit dem jungen Welf, dem Gemahl der Herzogin Mathilde von Tuscien, und dessen Vater wurden die Alpenpässe frei[4]),

[1]) **M. G. SS. V. p. 294. Bertholds Annalen ad an. 1077: Rex vero Heinricus pascha in Aquilejensi episcopatu commoratus, ipse uxore assumta, non parva pecunia per Carantaniae abruptas angustias Bagoariorum cum paucis clandestina et inopinata surreptione vix intraverat. Mox Ratisponae cum Pagoariorum, Boemiorum quoque nec non Carantanorum principibus non multum viro probabili patriarcha Aquilejensi . . . .**

[2]) **Siehe auch Giesebrecht IV. 1. p. 442.**

[3]) **Oehlmann, die Alpenpässe p. 273 bis 274. Flotho, Kaiser Heinrich IV. II., p. 148 lässt ihn mit Sieghard an der Drau, Mur und Enns ziehen, ein viel zu weiter Weg für die schnelle Reise. Flotho schildert in warmen Worten die majestätische Gestalt und den durchdringenden Blick des damals 27jährigen Königs.**

[4]) **Giesebrecht, Kaiserzeit III., 1, p. 675.**

Digitized by Google

und Heinrich IV. kehrte nach Deutschland zurück. Im December 1096 weilt der Kaiser[1]) noch in Padua, am 15. Mai urkundet er in Nußdorf bei Wien.[2]) Da er also von Padua nach Niederösterreich zog, so wird er nicht über Tirol und Baiern gegangen sein, umsomehr als er erst am 14. Juni 1097 in Regensburg[3]) urkundet, sondern er begab sich entweder über die Plecken oder über Pontafel nach Kärnten und zog über Villach, das Zollfeld, Friesach, Neumarkt, durch Steiermark und von da wahrscheinlich über den Semmering nach Niederösterreich.[4])

Wir kommen nun auf die Zeit der Hohenstaufen. Der erste Staufer König Konrad III. zog unmittelbar nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge durch Kärnten im Mai des Jahres 1149.

Der Landfrieden war während des Königs Abwesenheit völlig aufgelöst, es drohte ein allgemeiner Aufstand gegen den königlichen Knaben, den Konrad III. im Reiche zurückgelassen hatte. Nicht einmal die königlichen Ministerialen wollten diesem gehorchen und Graf Welf, der alte Gegner, kehrte drohend in seine Heimat zurück. Dies bewog König Konrad, obwohl alle Vorkehrungen zum Kriege gegen Roger von Sicilien getroffen waren und Venedig und Pisa dem Könige zur Hilfe bereit waren, sofort über Friaul nach Deutschland zu eilen[5].) Das Itinerar des Königs steht vollkommen fest. Am 8. Mai urkundet Konrad III. in Gemona (nördlich von Udine), am 14. Mai ist er schon in St. Veit.[6]) Konrad III. zog wohl per Canales den Wörthersee entlang (in der Richtung der alten Römerstraße) nach St. Veit, wo

[1]) Stumpf, Kaiserregesten Nr. 2934.

[2]) Stumpf, ibidem Nr. 2935.

[3]) Stumpf, ibidem Nr. 2936. Man sehe auch über des Kaisers Rückkehr aus Italien als Quellen die Annales Augustani ad 1097 (M. G. SS. III. p. 135), ebenso Bernoldi Chronicon ad 1097 (M. G. SS. V. 465.)

[4]) Giesebrecht III. 2. Anmerkungen p. 1179 sagt, der Kaiser sei wahrscheinlich über Kärnten gegangen. Oehlmann (p. 276 und 321) läßt ihn mit Recht durch Kärnten wandern. Die weiteren Schicksale Heinrichs in Deutschland nach seiner Rückkehr können hier nicht erörtert werden. Aber man kann sagen, trotz Canossa war beim Rückzuge aus Italien 1077 sein Stern im Aufgehen, 1097 aber im Untersinken.

[5]) Die allgemeine Lage gegeben nach Giesebrecht Kaiserzeit IV. p. 327 bis 328. Der Kaiser beeilte sich so, daß seine Kanzlei nicht einmal ein Privilegium in Aquileja ausfertigen konnte. (Bernardi, Jahrbücher des deutschen Reiches p. 756.)

[6]) Stumpf Nr. 3554 und 3555.

Digitized by Google

er am 14. Mai auf Grund des Bestätigungsbriefes seines Vorfahren Konrad II. die Verfügungen betreffs Ossiach gut heißt.[1])

Nach den Zeugen dieser Urkunde war damals in St. Veit eine glänzende Versammlung erlauchter Großer. Es waren nämlich in Kärntens Landeshauptstadt mit dem deutschen Könige zugegen Bischof Ortlieb von Basel, Roman von Gurk, Heinrich, Herzog von Kärnten, der dem deutschen Herrscher wohl ohne Zweifel in St. Veit einen feierlichen Empfang bereitete, ferner Hermann, Markgraf von Baden, Otto der Jüngere, Pfalzgraf von Wittelsbach, und Engelbert, der Vogt von Aquileja. Die Recognition der Urkunde nahm der Kanzler Arnold statt des Erzkanzlers Heinrich von Mainz vor.[2]) Von St. Veit zog der König nach Friesach in Begleitung der Bischöfe von Basel und Gurk, des Herzogs von Kärnten, Hermanns von Baden und des Pfalzgrafen von Wittelsbach. In der stolzen erzbischöflichen Stadt Friesach urkundete Konrad mit glänzendem Gefolge zweimal am 15. Mai.[3]) Am 21. Mai ist der König in Salzburg und hat dahin wohl den Weg durch das Murthal, Lungau und den Radstätter Tauern genommen. Der Herzog von Kärnten und Bischof Roman von Gurk begleiteten ihn nach Salzburg.[4])

Um das Erscheinen des zweiten Hohenstaufen, des glorreichen Friedrich Rotbart, in Kärnten im Jahre 1170 zu verstehen, muss einiges aus der Reichsgeschichte erwähnt werden. Schon vor dem vierten Römerzuge waren dem Erzbischofe Konrad von Salzburg, da derselbe zu Papst Alexander III. hielt, alle Lehen vom Kaiser abgesprochen worden, und derselbe war nach Friesach und Admont geflohen und hatte die abtrünnigen Landestheile mit dem Interdicte belegt. Nach dem vierten italienischen Feldzuge wollte nun Kaiser Friedrich I.

[1]) Der Abt von Ossiach hat zum Zeichen der Unterordnung unter Aquileja jährlich am Hermagorastage zwölf Goldstücke zu opfern, sonst ist er zu keinen Dienst an den Patriarchen verpflichtet. (Ankershofen Regesten zur Geschichte Kärntens p. 79.)

[2]) Ankershofen Reg. a. a. O. (Bernhardi Jahrb. des deutschen Reiches p. 756.)

[3]) Ankershofen Regesten p. 80. Die eine Urkunde ist datirt vom 15. Mai, die zweite mit dem Ausstellungsorte Friesach ist ohne Datum. In dieser erscheinen als Zeugen, waren also in Friesach anwesend, außer den in St. Veit Genannten Graf Wilhelm und sein Bruder Ulrich von Heunburg, Graf Heinrich von Ortenburg, Heinrich Bris, Hartwic von Chatse, Walther von Glaneke und Ruprecht von Tuorin. Der Kaiser machte hier eine schon vollzogene Schenkung rückgängig (Bernhardi a. a. O. p. 757.)

[4]) Am 18. Mai 1169 urkundet Konrad III. in Gegenwart Romans von Gurk und Heinrichs von Kärnten in Salzburg (Stumpf Regesten 3558), indem er die Freiheiten des Klosters Lamprecht bestätigt.

Digitized by Google

auch gegen den neuen Erzbischof Adalbert von Salzburg die früheren Bestimmungen aufrecht erhalten. Auch Adalbert war ein Feind Friedrich I. und er hatte daher wenige Monate nach seiner Weihe Salzburg verlassen müssen, war flüchtig, aber dessen ungeachtet in geistlichen und weltlichen Geschäften thätig. Der Kaiser begab sich daher, um seinen Anhang im salzburgischen Gebiete zu befestigen und zu stärken, von Würzburg nach Salzburg.[1]) Ihn begleitete ein zahlreiches glänzendes Gefolge. Am 22. Februar 1170 urkundet er in Salzburg,[2]) am 3. März ist er schon in Friesach, wo er das Kloster Lamprecht zur Ertheilung der Marktfreiheit an den Ort Köflach berechtigt.[3]) Noch am 10. März weilt er in Friesach. Das waren glänzende Tage für diese altehrwürdige Stadt. Weilten doch an des Kaisers Seite daselbst, wie wir aus der Zeugenschaft in den daselbst ausgestellten Urkunden ersehen, Herzog Hermann von Kärnten, Otto der Ältere, Pfalzgraf von Wittelsbach, Engelbert, Markgraf von Craiburg, Berthold, Markgraf von Vohburg, Engelbert, Graf von Görz, Berthold, Graf von Andechs, Heinrich, Graf von Ortenburg, der Burggraf von Nürnberg und außerdem eine stattliche Zahl anderer Grafen und Herren, so die Grafen von Hohenburg und Stubenberg und von Plain, von Heunburg und Malenthein. Unter den Geistlichen, die anwesend waren, sind Heinrich, der Bischof von Gurk, Heinrich, der Erwählte von Brixen und die Äbte von St. Lamprecht und St. Paul hervorzuheben.[4]) Für die Geschichte des Gurker Bisthums ist Kaiser Rotbarts Aufenthalt in Friesach von hoher Bedeutung. Die Bischöfe von Gurk, obgleich in einer ähnlichen Stellung zu Salzburg wie einst die Chorbischöfe von Maria Saal, da sie nur Vicare der Salzburger Erzdiöcese waren und nicht als unmittelbarer Reichsstand fungirten, hatten bisher immer treu zu ihren geistlichen Oberen gestanden und gehalten.[5]) Mit Friedrichs I. Aufenthalt in Friesach vollzieht sich diesbezüglich ein Umschwung. Bischof Heinrich von Gurk wollte des Kaisers Aufenthalt in Friesach dazu benutzen, um mit Hilfe des Kaisers für sein Bisthum eine freie, reichsunmittelbare Stellung zu gewinnen. Kaiser Friedrich kam, um auch diesen Suffragan des Erzbischofes von Salzburg für sich zu gewinnen, diesem

[1]) **Giesebrecht, Kaiserzeit V. 2. p. 653.**
[2]) **Stumpf, Kaiserregesten Nr. 4109.**
[3]) **ibidem Nr. 4101 und 4111.**
[4]) **Sämmtliche Zeugen sind aufgeführt in den Regesten von Ankersh. I. p. 51.**
[5]) **Hirn, Kirchen- und reichsrechtliche Verhältnisse von Gurk. p. 10.**

Digitized by Google

Streben entgegen und stellte aber darum dem Bischofe Heinrich für Gurk am 10. März die denkwürdige Urkunde aus, in der er den Bischof Heinrich mit seinem Capitel in kaiserlichen Schutz nimmt und ihm den Besitz aller Erzgruben und Salinen bestätigt, welche auf dem Gebiete des Bisthums und Capitels gefunden werden. Der Kaiser nennt den Bischof von Gurk in dieser Urkunde dominus totius episcopatus und spricht ihm die Gerichtsbarkeit über alle Vergehen zu.[1]) Der Tag in Friesach wurde bekanntlich zum Beginne eines großen Streites zwischen Gurk und Salzburg, der erst unter Papst Innocenz III. geschlichtet wurde.

Bald nach Ausstellung dieser Urkunde an das Bisthum Gurk verliess Friedrich Barbarossa Friesach und zog in Begleitung des Bischofes Heinrich von Gurk und des Erwählten Heinrich von Brixen, Herzog Hermanns von Kärnten, Ottos von Wittelsbach, Bertholds von Andechs und Bertholds von Tirol, des Burggrafen von Nürnberg und anderer Grafen und Herren nach Steiermark, wo er am 19. März zu Leibnitz, einer Besitzung der Salzburger Erzdiöcese, urkundet.[2]) Er erschien später nicht mehr in Kärnten.

Von den späteren Hohenstaufen zog nur Friedrich II. durch Kärnten und zwar in den Jahren 1235 und 1236. Die ganze damalige Sachlage, welche den Kaiser, der im Jänner 1235 zu Bari in seinem geliebten Königreiche beider Sicilien verweilte,[3]) veranlasste, durch Friaul und Kärnten nach Deutschland zu kommen, lesen wir in einem Schreiben des Kaisers an die deutschen Fürsten vom 29. Jänner 1235 aus Bari.[4]) In diesem belobt der Kaiser die deutschen Fürsten

[1]) Diese Urkunde ist nur in einem Gurker Copialbuche aus dem vorigen Jahrhundert erhalten. Dieses befindet sich im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines. Man sehe auch Hirns genannte, auf Quellenforschung beruhende Schrift p. 20. Das von daher der Umschwung in dem Verhältnisse Bischof Heinrichs zu dem Erzbischofe datiert, geht daraus hervor, dass im selben Jahre Heinrich von Gurk bei Papst Alexander III. über Erzbischof Adalbert Klage führt (Hirn a. a. O. p. 18), weshalb ihm der Papst am 12. Juni 1172 eine Rüge ertheilt.

[2]) Diese erscheinen zu Leibnitz als Zeugen. Siehe Ankershofen, Regesten I p. 52 und Stumpf, Kaiserregesten 4112. Vergleiche auch Giesebrecht, Kaiserzeit V. 2., p. 653. In Leibnitz scheint die Frage der Wahl eines neuen Erzbischofes verhandelt worden zu sein. Da aber Adalbert nicht resignierte, sträubten sich die Prälaten, eine Neuwahl vorzunehmen.

[3]) Böhmer-Ficker, Regesten Nr. 2074.

[4]) Dieses wichtige Schreiben ist unter anderm zu lesen in Hahnii collectio l. litterar. principum p. 225 bis 228. Siehe ferner Böhmer-Ficker, Reg. Nr. 2075.

Digitized by Google

ob ihrer Anhänglichkeit, klagt aber darüber, dass sein Sohn Heinrich, den er als Statthalter in Deutschland zurückgelassen, seine Befehle verachtet, die Fürsten, seine Augäpfel, bedrückt habe. Er der Kaiser sei darum an Deutschlands Grenzen gekommen, und der Sohn habe ihm endlich Besserung versprochen. Dieser aber habe jetzt wieder schamlos und gegen sein Versprechen gehandelt, weshalb Friedrich die Fürsten in diesem Briefe auffordert, sich von Heinrich abzuwenden und ihm, d. h. dem Kaiser demnächst in Friaul entgegenzukommen. So fuhr denn auch Friedrich im Mai mit geringem Gefolge von Rimini ab, landete in Aquileja und wurde apud Sibidatum (bei Cividale[1]) von den Fürsten des Reiches auf das Ehrenvollste empfangen.[2]) Mit seinem Sohne Konrad von der Königin von Jerusalem und dem glänzenden Gefolge der deutschen Fürsten brach nun der Kaiser von Cividale auf und zog nach ausdrücklicher Angabe der Quellen durch das Canalthal[3]) und von da über Villach, das Zollfeld und Friesach nach Neumarkt, wo er zugunsten des Klosters Admont urkundet. Am 27. Mai feierte er das Pfingstfest in dieser Benedictinerabtei und zog dann über Wels, wo ihn gleichfalls die Regesten anfangs Juni nachweisen, nach Regensburg.[4]) Es ist bekannt, dass sich bald darauf sein Sohn Heinrich bedingungslos unterwarf.[5])

Als hierauf der Kaiser zur Herstellung der Rechtsordnung in Deutschland getagt[6]) und über den widerspenstigen Herzog Friedrich II., den Streitbaren, Reichsacht und Reichskrieg verhängt hatte, (Juni 1236,[7]) zog er über Tirol nach Italien gegen die Lombardie und trat, nachdem er durch einige Tage bei Treviso[8]) gelagert hatte, durch Kärnten den Rückweg an. Hiezu veranlassten ihn nicht Unfälle des Reichsheeres, sondern der feste Plan, von dem Herzogthume Österreich

[1]) Böhmer-Ficker a. a. O. p. 2089 a. b.

[2]) Böhmer-Ficker p. 2089 c.

[3]) Imperator per canales, filium suum ex regina Jerosolimitana secum ducens intravit Teutoniam. (Annal. St. Ruperti Salisb. M. G. SS. IX. p. 786, siehe auch Böhmer-Ficker, Regesten Nr. 2089 d.)

[4]) Über die Neumarkter Urkunde siehe Meiller Regesten der Babenb. S. 1552. Bernhard, Herzog von Sponheim, erscheint hier als Zeuge; er begleitete also den Kaiser. Siehe auch Böhmer-Ficker Regesten Nr. 2090 bis 2093. Oehlmann giebt p. 277 den Zug des Kaisers nicht richtig an.

[5]) Böhmer-Ficker a. a. O. S. 414.

[6]) Böhmer-Ficker, Regesten, S. 414 ff.

[7]) ibidem S. 430 und 433.

[8]) Böhmer Ficker, Regesten, S. 441, Nr. 2204 g.

Digitized by Google

Besitz zu nehmen.[1]) Am 3. December ist der Kaiser noch in Friaul, dann aber zog er bewaffnet durch das Canalthal[2]) über Villach und das Zollfeld und von da wahrscheinlich durch Unterkärnten nach Graz, wo er im December mehrfach urkundet.[3]) Es erfolgte hierauf die Unterwerfung der Steiermark und Niederösterreichs. In Wien wurde Friedrich bekanntlich mit großen Ehren empfangen[4].)

(Fortsetzung folgt.)

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen.

(Nachtrag.)

Von Professor J. Scheinigg.

1. Albersdorf bei Schiefling heißt slovenisch Pinja ves. Es scheint auf den ersten Anblick eine gewagte Behauptung, dass zwischen beiden Formen ein Zusammenhang bestehe. Und doch verhält es sich so. Die urkundliche Schreibung hilft uns jeden Zweifel beseitigen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts lautet die Namensform: Albenesdorf (Zahn cod. dipl. austro-fris. III. 12.) Das bedeutet die Niederlassung eines Albin. Aus dieser entsteht durch den im Dialecte begründeten Übergang des l in v Avbinja ves und daraus durch Abfall der ersten Silbe Binja oder Pinja ves. Dieser Abfall der anlautenden Silbe ist durch den Accent veranlasst und lasst sich in kärntischen Ortsnamen mehrfach nachweisen.

[1]) Siehe Böhmer-Ficker, Regesten S. 441, Nr. 2204 b. Der Kaiser wollte Österreich und Steiermark unter seine unmittelbare Verwaltung nehmen, und da dies dem herkömmlichen Reichsrechte nicht entsprach, so war es nicht gleichgiltig, ob die Unterwerfung dieser Länder persönlich durch den Kaiser oder durch die Execution der Fürsten geschah. Dass er wegen der Unterwerfung Österreichs und Steiermarks zurückkehrte, also durch Kärnten zog, geht auch aus den Schreiben des Kaisers (1237) an die Römer hervor. (s. Ficker, Regesten p. 453, Nr. 2269 g.)

[2]) Siehe Böhmer-Ficker p. 441, Nr. 2204 k. ferner (Annal. Rudberti Salisb. M. GG. SS. IX, p. 786.) Per canales versus Austriam in Decembri revertitur. Ferner Continuatio Garstensis M. G. SS. IX. p. 596: Imperator per canales et per Carinthiam armata manu Austriam ingressus.

[3]) Böhmer-Ficker, Regesten p. 441, Nr. 2205 bis 2209.

[4]) Annal. St. Rudb. Salisb. ibidem. Imperator natale domini apud Greze in Marcha celebravit et apud Wienam hiemavit. Über die Unterwerfung der Länder siehe vor allem Continuatio Sancrucensis M. G. SS. IX. p. 639; dort ist auch von dem Empfange in Wien die Rede.

Digitized by Google

2. Vom Personennamenthema bat — ist gebildet der Ortsname Wattein in der Gemeinde Rabing. Vergleiche bei Miklosich XIV. 13. **Batin** im Böhmischen und **Batinac** im Serbischen.

3. Zu den bereits erwähnten Bildungen vom Stamme bêlŭ gehört auch **Belščak** (= Weißenstein) in der Gemeinde Loibach. Gebildet ist es mittelst des Suffixes-jakŭ wie **Radmerščak, Dragovanščak** u. a.

4. **Benetke** (= Venedig) bei Grafenstein geht auf den Stamm ben- = occisio zurück. (Miklosich X. 245 und XIV. 15.) Zu vergleichen sind im Böhmischen **Benátky** und **Benetice.**

5. Stamm **bebrŭ** (Miklosich Etym. Wörtb. 8) oder **bobrŭ** (Miklosich X. 246, XIV. 15), welcher Biber bedeutet. Davon ist gebildet der Personenname **Bobran** oder **Bebran.** Die letzte Form liegt dem Ortsnamen Wöbring im Mettnitzthal zu Grunde; urkundlich lautet er: in der Webran (Gurker Urbar des 15. Jahrhunderts).

6. **Čajna** in der Gemeinde Emmersdorf, in deutscher Form Nötsch genannt, ist ein Derivat vom Stamme ča- = **exspectare.** Daraus entsteht der Personenname **Nečájna** und dieses ist die Grundform sowohl für die slovenische als auch deutsche Bezeichnung. Im Slovenischen ist die erste Silbe abgefallen, da der Accent auf der zweiten ruht, (**Nečájna** = **Nčájna** = **Čájna**); das Deutsche aber zog den Accent auf die erste Silbe zurück, was man allenthalben bei der Übernahme slovenischer Namen in das Deutsche wahrnehmen kann; hörten wir doch schon auch den Namen des Bergriesen Obír auf der ersten Silbe betonen. Es wird daher in unserem Falle aus **Nečájna** ein **Nétschajna,** woraus sich durch weitere Abschweifung Nötsch ergiebt.

7. **Čéžava** = Geisach, in der Gemeinde Köttmannsdorf, ist ein adjectivisch gebildeter Ortsname von dem als Personenname verwendeten Appellativ čižĭ = der Zeisig (Miklosich Etym. Wörterb. 36). Das Victringer Urbar giebt es ihm Jahre 1488 mit **Gysaw,** im Jahre 1515 als **Geysaw** wieder. Soll die jetzige deutsche Form Geisach mit der slovenischen in Verbindung gebracht werden, so sind drei Punkte zu besprechen. Vor allem der Anlaut. Bekanntlich bot keine andere Consonantengruppe der deutschen Transcription größere Schwierigkeiten, als die Palatalen. Das zeigen am klarsten die Freisinger Denkmäler, wo č sogar mit k wiedergegeben wird. Dasselbe ist in Ortsnamen der Fall. So hat das Victringer Urbar die Form **Zwekach** für **Svečah** und im Urkundenbuche von St. Paul lesen wir **Mohlik** für **Mohliče.** Es wird daher nicht befremdend erscheinen können, wenn

Digitized by Google

wir annehmen, dass auch in Geisach der anlautende Guttural nicht organisch, sondern der Stellvertreter des slovenischen Palatallautes ist. Der nächste Punkt bietet keine Schwierigkeit. Es ist der Übergang des i-Lautes in ei, welcher bei der Übernahme slovenischer Ortsnamen in das Deutsche zur Regel geworden ist. Endlich ist noch die Abweichung der jetzigen Form auf -ach von der urkundlichen und slovenischen auf -av zu erwähnen. Diesbezüglich sei darauf hingewiesen, was im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift bei dem Ortsnamen Göltschach, slovenisch **Golšovo**, urkundlich Golsau, Gulleschaw, Goltschaw bemerkt worden ist. Noch eines sei hervorgehoben. Die Slovenen schreiben jetzt Čežava. Aus der urkundlichen Schreibung erhellt, dass Čižava die richtige Form wäre. Der Dialect spricht Čžava, also einen Halbvocal, der sowol i als e vertreten kann. Auch im Deutschen dient derselbe Personenname zur Bezeichnung eines Ortes nämlich Zeiselberg in der Gemeinde St. Thomas, es ist die Siedelung eines Zisel oder Ziselin, wie er urkundlich heißt.

8. Vom Thema gor- = incendium ist der Personenname **Gorec** abzuleiten. Nach diesem sind benannt: **Gorečja ves** = das Dorf des Gorec, deutsch Brenndorf im Jaunthal. Die Bedeutung des Personennamens wurde also übersetzt, ähnlich wie wir es theilweise bei Dobrohotasfeld = Gutenfeld = Gottesfeld gesehen haben. Die Eberndorfer Regesten p. 171 bieten im Jahre 1589 die urkundliche Lesung Prentendorf. Der gleiche Vorgang fand statt bei dem zweiten Brenndorf, das zur Gemeinde Krumpendorf gehört und slovenisch ebenfalls **Gorečja ves** heißt. Und noch ein drittes **Gorečja ves** giebt es im Jaunthal, im Deutschen Feuersberg genannt; schon im Jahre 1422 ist es als Fewrsperg beglaubigt (Urkundenbuch von St. Paul p. 400). Auch hier wurde versucht, den Sinn des Personennamens auszudrücken. Bei St. Martin am Techelsberg befindet sich ein **Gorja ves**, dialectisch **Horja ves** gesprochen, was gleichfalls hieher gehört. Ferner ist **Gorjuž** in der Gemeinde Griffen ein reiner Personenname desselben Stammes. Endlich sind **Gorče** bei Leifling, **Goree** oder **Horee** im Jaunthal und **Horee** in der Gemeinde Waisenberg Orte, die nach einem **Goree** benannt worden sind. Dieser Personenname lebt noch heutzutage

9. Thema **gostĭ** = hospes, (Miklošich X. 265, XIV. 27). Aus demselben entsteht durch Zusammensetzung mit -slava der Personenname **Gostislav** = hospitis nomen habens = Ξενοκλῆς. Darauf beruht der Ortsname Gösselsdorf bei Eberndorf, slovenisch **Goselna ves**. Das

Digitized by Google

von einem Gostislav besiedelte Dorf heißt Gostislavice oder abgekürzt Goslavice, wie auch im Polnischen Goclaw für Gostislaw, und Goclawice für Gosteclawice vorkommt. Mit dieser abgekürzten Form stimmt die urkundliche Schreibung vom Jahre 1050 — c. 1065 überein; sie lautet: Goslauuis (Redlich acta Tirol. I. p. 42). Gleichzeitig und schon früher erscheint aber neben der rein slovenischen Form die Angleichung an das Deutsche, die eine Zusammensetzung des unverstandenen Personennamens mit dem Apellativ Dorf bildet: c. 995 — c. 1005 Gozlindorf (acta Tirol. I. 15). Aus dieser entwickelte sich die heutige Namensform wie uns folgende Reihe von urkundlichen Belegen zeigen wird: 1192: Gozzelendorf (Zahn Urkundenbuch von Steiermark II. p. 20), c. 1217: Gozzelndorf (Urkundenbuch von St. Paul p. 73) 1310: Göslendorf (Ebernd. Reg. p. 31), 1460: Göselstorf (l. c. 73), 1601: Gösselsdorf (l. c. 198). Die jetzige slovenische Form Goselna ves ist wiederum eine durch die deutsche Amts- und Kanzleisprache veranlaßte Rückentlehnung, wie dies bei Hörtendorf = Trdnja ves, Rottmansdorf = Rotmana ves und anderen der Fall ist.

Zu ebendemselben Thema gehört Gösseling in der Gemeinde St. Georgen am Längsee. Als diejenige urkundliche Form, die der Erklärung dieses Ortsnamens zugrunde gelegt werden muss, betrachte ich die vom Jahre 1154: Goztelwich (Ankershofen Regesten) und a. 1174: Goztilwich (Urkundenbuch von St. Paul p. 41); für die zweite hat Zahn (Urkundenbuch von Steiermark I. p. 145) die Lesart: Gotzilwich aus dem Jahre c. 1130. Der Personenname, der in dem Ortsnamen steckt, ist Gostilič, das Patronymicum zu Gostilo.

10. Einen slovenischen Personennamen enthält auch der Ortsname Köttmannsdorf. Im Jahre 1194 heißt es Godmeresdorf (Ankershofen Regesten) oder Kodmeresdorf, (Meiller 157). Das ist die Besiedelung eines Godomêr. Das Vorkommen dieses Personennamens ist im 10. Jahrhundert nachzuweisen, c. 975: Godemer (Zahn cod. dipl. austr.-fris. I. p. 40); von demselben sind auch die slovenischen Ortsnamen Godomerci und Godomarci abgeleitet (vergleiche Miklošich X. 263 und XIV. 26). Zur heutigen Form hat sich der Name folgendermaßen entwickelt: 1203: Kothemarsdorf (Meiller p. 179), 1223: Kotmarsdorf (l. c. p. 232), 1488: Kotmansdorf (Victringer Urbar), 1575: Kötmanstorff (ibidem). Die Slovenen nennen es Kotmara ves, was nicht nothwendig als Rückentlehnung betrachtet zu werden braucht, da es aus der Adjectivform Godmarja ves hervor-

Digitized by Google

gegangen sein kann. Was mich bewogen hat, in diesem Ortsnamen einen slovenischen **Godomêr** und nicht einen deutschen Personennamen zu suchen, ist erstens die volle urkundliche Form, der gegenüber die Lesung **Kotemar** als Variante zu gelten hat, dann aber auch der Umstand, dass sich im slovenischen Dialect der Reflex des altslovenischen ê (**Godomêr**) theilweise wenigstens erhalten hat, denn einen Bewohner von Köttmannsdorf nennt der Slovene heutzutage **Kotmirčan** und die Pfarre von Köttmannsdorf **Kotmirska fara.**

11. Grilzberg und Grilzgraben in der Gemeinde Himmelberg haben den Personennamen **Grilec** zur Grundlage. Dieser stammt von dem aus dem Deutschen entlehnten Appellativ **gril** = die Grille. Noch heutzutage leben in Kärnten die Personennamen **Gril, Grilec** und Grillitsch (= **Grilič**).

12. Die Ortsnamen **Homelice** in der Gemeinde Sittersdorf und Homelice zur Gemeinde Zell gehörig sind Ableitungen von dem Personennamen bildenden Thema **hmelī** = der Hopfen. Zu vergleichen ist damit im Böhmischen **Chmelovice.**

13. Ein von einem Personennamen adjectivisch gebildeter Ortsname ist **Imova** = Haimach bei Maria Rain. Es ist nach einem Imo benannt. Das Victringer Urbar vom Jahre 1515 giebt es mit Haynwoch wieder. Eigenthümlich ist es, dass in der Gegend von Maria Rain sich drei Ortsnamen finden, die adjectivische Bildungen sind und alle drei mit der hier unorganischen Endung **-ach** in das Deutsche aufgenommen worden sind (**Golšovo** = Göltschach, **Čežava** = Gaisach und **Imova** = Haimach). Der Personenname Imo lässt sich in Kärnten urkundlich erweisen. So schenkt ein Imo sechs Joch Ackerland zu **Goslauuis** (= Gösselsdorf) der Kirche von Brixen 1050 — c. 1065 (acta Tirol. I. p. 41).

14. Katschniggraben im Görtschitzthale ist der Graben eines **Katschnig** = **Kačnik**, ein von **kača** = Schlange gebildeter Personenname; er lebt heutzutage noch z. B. in St. Kanzian im Jaunthal.

15. Ein reiner Personenname ist **Kaponig** = **Kapovnik** bei Obervellach. Das Thema ist **kapī** = **idolum**, Götzenbild (Miklošich Etym. Wörterbuch 111). Das Urkundenbuch von St. Paul hat aus dem Jahre 1488 den Personennamen **Chapp** (p. 407)

16. Ein bei den Slovenen Kärntens häufig vorkommender Personenname ist das dem Deutschen entlehnte **Korp** = der Korb und dessen Patrony-

Digitized by Google

micum **Korpič**. Von diesem stammen die Ortsbezeichnungen **Korpiče** bei Arnoldstein und **Korpiče** in der Gemeinde Waisenberg. Jenes ist uns im Urbar des Martin Behem vom Jahre 1579 als Gorpitsch überliefert. Für das zweite lassen sich die Namengeber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erweisen. Im Urkundenbuche von St. Paul erscheinen öfters als Zeugen die Edlen von **Chorbe** oder **Chorb**. So 1147 **Amelrich de Chorb et fratres eius Meinhart et Albreht** (p. 15) in einer St. Paul betreffenden Dotationsurkunde. Da die übrigen Zeugen mit einer einzigen Ausnahme (Ruodiger de Sichenstein, dessen Identität sich nicht mehr nachweisen läßt) aus Kärnten und zwar zum größten Theile aus dem Lavantthale oder der Umgebung von Völkermarkt sind, (Unterdrauburg, Trixen, Siegelsdorf, Olsnitz, Kollnitz, Seeburg bei Pörtschach, Sichenstein, Hundsdorf, Möllbach, Gegenthal bei Hohenmauthen, Pulst), so wird es nicht ungerechtfertigt erscheinen, auch die **Korbe** in jene Gegend zu versetzen und anzunehmen, dass sie zu Korb slovenisch **Korpiče** in der Gemeinde Waisenberg seßhaft gewesen sind. Ganz gleich verhält es sich mit einer zweiten ebenfalls aus dem Jahre 1147 stammenden, zu Völkermarkt datierten Urkunde (p. 84), in welcher dieselben drei Brüder de **Corbe** erwähnt werden, und mit einer dritten vom Jahre c. 1115, die **Amelrich von Chorbe** und seinen Bruder Hermann als Zeugen anführt (l. c. p. 13).

17. Gösling bei Klagenfurt erscheint schon im Jahre 1515 in der jetzigen Gestalt, während es 1488 noch Gosling und Göslikh lautet. Die letzte Schreibung weist auf den Personennamen **Kozlič**, von **kozel** = Bock, hin, der uns urkundlich aus dem Jahre c. 1202 bezeugt ist: **miles nomine Fridericus Kozliz de Steinpuhel** (Ankershofen Regesten).

18. Kraig leitet Miklosich von **kriv** = krumm als Appellativ ab. Doch auch hier weisen die urkundlichen Formen auf einen Personennamen hin. Im Jahre 1091 lautet es Kriwig (Urkundenbuch von St. Paul p. 6); durch das ganze 12. Jahrhundert erhält sich die zweisilbige Schreibung, 1123: Criwig (Urkundenbuch von St. Paul 81) 1192: Griwich (l. c. 95), 1144: Criwich (Meiller p. 50), 1152: Cribich (l. c. 69), 1151: Criwic (Zahn Urkundenbuch v. St. I. 327) u. a. Doch begegnet uns bereits c. 1185 auch die zusammengezogene einsilbige Form Chrich (Zahn l. c. I. 640), die um die Mitte des 13. Jahrhundertes in Kreich übergeht (Schumi Urkunden und Regesten

Digitized by Google

II. 153); aus dieser ist die jetzige Gestaltung hervorgegangen. Also Krivič, Kriwich, Chrich, Chreich, Kraig ist der Entwicklungsgang dieses Ortsnamens, welcher uns wie wenige die Wichtigkeit der urkundlichen Formen für die Erklärung von Ortsnamen vor Augen führt.

19. Lanzewitzen bei Sachsenburg enthält einen deutschen Personennamen mit slovenischem Suffix: **Lanzo + ov + ice.** Im Jahre 1329 heißt es Lanzowiz (Unterforcher Beiträge 13) und 1477 Lantzwitzen (Eichhorn Beiträge II. 286). Unterforcher (Programm von Leitmeritz 1889 p. 10) leitet es von lonka = **palus** ab; daraus entstehe das Deminutiv lončica. Insoweit wäre dies richtig; allein die weitere Bildung **lončavica** aus lončica kann nicht nachgewiesen werden, sie müßte lonkavica lauten, da kein Grund zur Erweichung des Gutturals vorhanden ist. Dann hätte noch die Zwischenform **lončica** zu entfallen, da sie zur Bildung von lončavica nichts beiträgt. Von **roka** (altslov. ronka) ergiebt sich **ročica** und **rokavica**, von **noga nogavica** u. s. w. niemals **ročavica, nožavica.**

20. Zu dem bereits behandelten Thema ljubŭ = **amatus** (vergleiche Carinthia 1892) wäre noch nachzutragen Leisbach bei Victring, slovenisch Ležvè genannt. Die Volksetymologie hat hier ein wahres Meisterstück geliefert und aus dem Orte eines lieben (theuren) Mannes einen Leisbach gemacht. Vergeblich würde man sich abmühen, den Sinn dieses Namens zu enträthseln, wenn nicht abermals die Urkunde zu Hilfe käme. In dem Verzeichnis der Freisingischen Güter und Unterthanen in Kärnten, das bei Zahn (**cod. dipl. austr.-frising** III. 11 u. f.) aufbewahrt ist und in die Mitte des 12. Jahrhundertes gehört, findet sich auch ein Lubesach. Da die Besitzungen von Freising hauptsächlich am Wörthersee, besonders an dessen nördlichen Seite gelegen waren, so werden wir auch Lubesach dort zu suchen haben. Nun hat das Victringer Urbar vom Jahre 1515 im Amte „**prope monasterium**“ ein Lewbsach und das vom Jahre 1488 in demselben Amte ein Lewsach, das nichts anderes ist als das heutige Leisbach. Aus den angeführten Schreibungen erhellt schon der ganze Umwandlungsproceß, den der Name durchgemacht hat: Lubesach — Leubsach — Leusbach — Leisbach. Der **dariu** enthaltene Personenname ist Ljubeš, der vom Thema ljubŭ sowie im Serbischen **Miles** von milŭ, **Mireš** von mirŭ gebildet sind. Die jetzige slovenische Form **Ležvè** ist die durch den Dialect verderbte Aussprache von Leisbach.

Digitized by Google

Zur Gemeinde Sittich gehört die Ortschaft Laboisen oder wie das Volk spricht Labésen. Auch dies ist ein unveränderter Personenname und zwar Ljubezen = Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Vorkommen und Gewinnung von Salz in Kärnten.

Eine wirthschaftsgeschichtliche Studie von Dr. Val. Pogatschnigg.

Soweit ich dieselbe überblicke, hat die Literatur über Geologie und Mineralogie bisher noch kein Vorkommen von Salz (Steinsalz) in Kärnten verzeichnet. Und wenn ich bei Leuten anklopfte, welche sich auf derlei Dinge verstehen und in geologischen und montanistischen Fragen einen Ruf als Fachleute genießen, ward mir fast ausnahmslos die Antwort zu theil, dass sie von einem derartigen Vorkommen nichts wüssten und vielmehr der Ansicht wären, die geologischen Verhältnisse des Landes schlössen ein solches Vorkommen geradezu aus. Meine Wanderung durch die historische Literatur des Landes bot ebensowenig befriedigende Ausbeute; verbürgte Nachrichten, dass an dieser oder jener Stelle in Kärnten einmal Salz gewonnen worden wäre, sind mir in den Geschichtswerken nicht begegnet. Dem gegenüber bin ich in der Lage, in Folgendem eine Reihe von Daten zu bieten, die erweisen dürften, dass auch im Kärntnerlande Salz zu finden sei und hier in verschiedenen Zeitläufen auch gewonnen worden sein müsse. Das mir zu Gebote stehende Materiale stammt zum Theile aus der mündlichen Überlieferung und zum andern Theile aus wenig beachteten Angaben einzelner urkundlichen Quellen.

Hören wir zunächst, was die Volksüberlieferung uns durch den Mund der Sage zu berichten weiß. Da wird Folgendes erzählt:

1. Nördlich vom Markte Griffen liegt am Südwestfuße des Berges, welcher noch im josefinischen Kataster den Namen Salzberg führt, eine eigentlich nur aus einer Mühle, der Salzmühle, bestehende Ortschaft gleichen Namens; der Slovene nennt Berg und Ort **žaue-kagora**, die Mühle aber **na žauco**. Am Fuße des Berges nicht weit von dieser Mühle soll vor Zeiten einmal ein Salzbrunnen gewesen sein. (Mündlich aus der Gegend von Völkermarkt; die Sage ist auch im A. von Jaksch's Broschüre: Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung. Klagenfurt 1891, S. 37 erwähnt.) — 2. Eine thalartige Einfurchung

Digitized by Google

des Christofsberges ob St. Philippen führt den Namen Salzgraben. In demselben wurde einmal durch einen Ochsen des Kalischnigbauers eine Salzquelle aufgefunden. Damals gehörte der Grund noch nach Osterwitz. Die Herrschaft legte alsbald ihre Hand auf den wertvollen Fund und begann daselbst Salz zu gewinnen. Später aber wurde ihr das Salzrecht abgelöst und der Brunnen verschlagen. (Mündlich aus Pischeldorf und Ottmanach.) — 3. Auf der Südwestseite des Helenaberges ob Ottmanach steht die Behausung des vulgo Pfandler. Da hat in alten Zeiten ein Salzbrunnen bestanden; auch war eine Pfanne daneben, in welcher Salz gesotten worden ist. Davon bekam das Gehöft seinen Namen. (Mündlich aus Ottmanach.) — 4. Bei Rosendorf-Töltschach heißt eine Gegend: die Suelnitz. Da ist in alten Zeiten eine Salzquelle gewesen. (Mündlich aus Maria Saal). Diese Sage erwähnt bereits J. D. Prunner in seinem 1690 zu Klagenfurt erschienenen Werke: „**Splendor antiquae urbis Salae**"; er bemerkt dazu auf S. 19 Folgendes: „Wie dann vor wenig Jahren sich alda in den Solfeld ein altes Weib befunden, welches bedeutendes Saltz-Wasser recognoscieret, und da sie eines Saltz bedürfftig, hat sie gleich auß den Töltschacher-Berg ein Krueg voll Saltz-Wasser nachher Hauß gebracht/ welches sie jederzeit allein practicirte/ und ist dieses Beneficium (womit sie sich bedienet) auch bey ihr in Gehaimb verbliben.) — 5. Südlich von Mairist bei St. Sebastian liegt auf dem Berge hinter dem Schwerspathbruche, welcher dort auf dem Grunde des Paulibauers aufgeschlagen worden ist, eine kleine sumpfige Stelle, welche die „Salzlacke" genannt wird. Salzhältiges Wasser brach da vor Zeiten aus dem Boden. Das in der Nähe weidende Vieh trank gerne davon. Da erschien einmal dort eine Commission, um die Sache genauer zu untersuchen. Als sich herausgestellt hatte, dass da in der That Salzwasser hervorkomme, wurde die Quelle auf Befehl der Commission verschlagen. Seitdem ist sie nicht mehr zu finden. (Mündlich aus Klagenfurt und Osterwitz.) — 6. Auf dem Bergzuge südwestlich von Eberstein, welcher die Gutschen heißt, waren vor Zeiten zwei Salzquellen; die eine befand sich in der Nähe der Behausung des vulgo Leitner, die andere auf dem Grunde des vulgo Goltschnig. Das Vieh des ersteren Bauers trank das Wasser jenes Brunnens gerne und gedieh dabei prächtig. Die Quelle des Goltschnigbauers wieder wurde häufig von armen Leuten aufgesucht, die daher sich für ihren Haushalt mit Salzwasser versorgten. Beide Quellen

Digitized by Google

wurden später verschüttet. (Mündlich aus Eberstein, schriftlich aus Walburgen.) — 7. Im Norden des mittleren Gurkthales erhebt sich in dem vom Saumarkt her zum Leesfallthor streichende Gebirgszuge der sogenannte „Salzerkopf". Nicht weit davon ist die Salzerhube in der Schneßnitz. Berg und Gehöfte führen ihre Namen, weil dort einmal ein Salzbrunnen hervorgekommen ist, der später jedoch verschuttet wurde. (Mündlich aus dem Gurkthale; auch erzählt in Carinthia, Jahrgang 1850, Nr. 46.) — 8. Auf der Fladnitz werden zwei Stellen bezeichnet, wo Salzbrunnen gewesen sein sollen. Eine derselben befand sich auf der Hochebene unmittelbar bei dem Alpendorfe selbst; heute weiß Niemand mehr anzugeben, wo sie hervorkam. Die andere war südlich davon im Graben des Jauernigbaches am Fuße des Kusters. Unweit des sogenannten Hemmoofens war hier die Pfanne, in der das Salz gesotten worden. Schon zur Zeit der heil. Hemma gewann man hier Salz. (Mündlich aus dem Gurkthale, ähnliche Sage auch mittgetheilt in der Carinthia, Jahrgang 1833, Nr. 21, S. 87 und 88.) — 9. Zwischen Reichenau und Pattergassen liegt auf der Ostseite des Gurkthales der stellenweise steil abfallende Höllenberg oder Hellenberg. Derselbe führte vor Jahren eine Quelle salzigen Wassers. Als einmal mehrere Thiere, die davon getrunken hatten, umgestanden waren, wurde man auf die Quelle aufmerksam und untersuchte sie näher. In der That schmeckte das Wasser stark salzig. Da fieng man dort an, dasselbe aufzusammeln und daraus Salz zu sieden. Allein das war den Ständen von Salzburg, welche bis dahin den Reichenauern Salz geliefert hatten, nicht recht. Die Salzgewinnung an diesem Punkte los zu werden, zahlten sie eine große Ablösungssumme an die Stände von Kärnten, worauf dann die Quelle am Höllenberge verschlagen wurde. Heute weiß kein Mensch mehr anzugeben, wo sie einst hervorgebrochen sei. (Schriftliche Mittheilung aus Pattergassen und Klagenfurt.) — 10. Auch auf dem Lurnfelde im obern Drauthale war einmal ein Salzbrunnen. Seine Stelle wird nicht genau angegeben; es heißt nur, dass er auf der Schattseite gelegen gewesen wäre. Vom Salzkofel im Süden von Mühldorf wird ferner erzählt, dass auf ihm Steine gefunden wurden, die salzig schmeckten. (Mittheilung aus Spital und Mühldorf.) — 11. Bei Mörtschach im oberen Möllthale liegt die Gegend und Ortschaft Lassach. Bei dem Gehöfte des hintern Pleßnig (Plöschnig nach der Generalstabskarte) daselbst ist einmal eine Salzquelle gefunden worden. Ihre

Digitized by Google

Spur gieng jedoch später wieder verloren. (Mündlich aus dem Möllthale; auch erwähnt bei F. X. Hohenauer: das Möllthal in der kärntnerischen Zeitschrift VIII., Bdch. S. 150.)

Manche dürften vielleicht die hier mitgetheilten Nachrichten der lebendigen Volksüberlieferung mit vornehm ablehnender Miene entgegennehmen. Sie werden einwenden, Sage sei Sage und meist nichts anders als eitel Aberglaube und müßige Fabelei, nicht wert, beachtet, noch weniger aber als historische Quelle benützt zu werden. Auf diesem Standpunkte oberflächlicher Aufklärung begegnen sich leider noch vielfach die Gebildeten der verschiedensten Kreise mit einzelnen Vertretern ernster wissenschaftlicher Arbeit im Gebiete der Naturforschung und der Bergbaugeschichte. Seitdem die Sagenkunde in den Kreis der Wissenschaften eingetreten ist, und für Erhebung, Aufzeichnung und Verwertung der Sagen strenge Methoden aufgestellt worden sind, geht es nicht mehr an, diese Erzeugnisse der Volksepik ohne Weiters als für die Wissenschaft unbrauchbar bei Seite zu schieben. Sowohl der Sprach- wie der Alterthums- und Geschichtsforschung können diese Sagen oft von besonderem Nutzen werden. Freilich sind sie keine Quellen ersten Ranges. Auch kommt nicht jeder Sage gleicher Quellenwert zu. Man muss eben zwischen Sage und Sage zu unterscheiden wissen. Da giebt es sagenhafte Traditionen, welche das Andenken an vergangene Ereignisse und Zustände mit einer Schärfe bewahrt haben, in welcher etwa uns der Bernstein der Ostseeküste oft die Leichen verlorener Insectenarten zu zeigen pflegt. Daneben laufen aber auch andere Stücke, welche nichts anders sind als die Erzeugnisse freischaffender Fantasie, geboren entweder aus jenem epischen Drange der Menschenbrust, den Göthe einmal so glücklich als die „Lust am Fabuliren" bezeichnet hat, oder aber entstanden aus dem ebenso begreiflichen Bestreben, sich gewisse seltsame Bezeichnungen, Vorfälle, Erscheinungen in eigener Weise zurechtzulegen und zu erklären. Aber selbst bei den Sagen der letzteren Gruppe, welche ich kurzweg die etymologischen und aetiologischen nenne, kann man häufig die Wahrnehmung machen, dass in ihnen Züge und Umstände verwoben sind, welche wirklichen alten Erinnerungen entspringen. Wenn nun auch von den vordem mitgetheilten Sagen vielleicht die eine oder andere in diesen Kreis gestellt werden muss, so dürfte doch die Mehrzahl derselben entschieden gehaltvollerer Natur sein. Was nämlich von ihnen berichtet wird, findet auch von anderer Seite her vielfach Bestätigung. Die geografische und geologische Beschaffenheit

Digitized by Google

der betreffenden Örtlichkeiten bietet zunächst eine solche Stütze für die Wahrscheinlichkeit der sagenhaften Meldung. Eine weitere ebenso gewichtige Bestätigung kommt aus der Sprache der Berg-, Flur- und Ortsnamen jener Punkte, welche eben von diesen Sagen umspielt sind.[1])

Es liegen aber auch Nachrichten strengerer Beglaubigung in einer Reihe von Urkunden und Amtsvermerken vor, welche, wenn sie auch nicht auf bestimmte Örtlichkeiten sich durchwegs beziehen, doch im Allgemeinen beweisen, dass in Kärnten in früheren Zeiten Salz gewonnen worden ist. Dieselben sind folgende:

Über Verwendung des Bischofs Wolfgang von Regensburg überlässt König Otto II. für die Dauer seines Lebens im Jahre 978 an Bischof Albuin von Säben-Brixen den Hof Villach mit Schloß, Kirche und allem Zugehör. Die betreffende Stelle der Urkunde vom 25. October 978 lautet: curtem quae vocatur **Fillac** in regione **Karintina** in comitatu **Hartuuici** sitam et castellum cum aec-

[1]) Die in den obigen Sagennotizen enthaltenen Namen zerfallen in drei Gruppen: 1. in Namen mit dem Grundworte **Salz** als: Salzbach, Salzberg, Salzerkopf, Salzgraben, Salzkofel, Salzlacken, Salzmühle; 2. in Namen mit dem Grundworte Hal, Hall. Hieher gehört nur der einzige Fall des Bergnamens Höllenberg oder Hellenberg in der Reichenau. Dieser kärntische Bergnamen hat sein Analogon in dem ebenfalls einen Salzort bezeichnenden Namen: Hallesbere, Hallisberch, Halesperg siehe: Würtemberg'sches Urkundenbuch II., Nr. 358. Victor Hehns Werkchen: „Das Salz." Eine culturhistorische Studie, Berlin 1873, dem ich dies Datum entnehme, bemerkt, dass die Worte mit Hall durchwegs Sudstätten zu bezeichnen pflegen, niemals aber Legorte oder Salzflüsse, zu deren Bezeichnung aber vorherrschend das Wort Sal, Sale gebraucht wird. (S. 40, 51). Ob das Wort Hal keltischen Ursprungs sei, wie vielfach angenommen wird, oder ob es ein germanisches oder slavisches Wort darstelle, muss hier unerörtert bleiben. 3. in Namen mit dem slavischen Grundworte sol (sol = Salz) woraus dann das Adjectiv slan (contrahirt aus solan) und das Substantiv solenice, solnice stammt; siehe Miklosich, F. Die slavischen Ortsnamen aus Appellativen, Wien 1874 II., S. 96, Nr. 611.) — Diese in den Sagen vorkommenden Namen scheinen auf den ersten Blick hin echt topographische Bezeichnungen zu sein. Doch könnte bei einzelnen deren Ableitung von dem betreffenden angegebenen Appellativum immerhin einem Zweifel unterliegen. Es wäre keineswegs ausgeschlossen, dass die betreffenden Örtlichkeiten von dem Personen- oder Vulgarnamen des Gehöftes benannt worden sind, zu welchem sie gehören oder einmal gehört haben. Der Salzerkopf im Gurkthale beispielsweise kann von der Salzerrealität in der Schneßnitz, der Salzkofel südlich von Mühldorf nach der Salzerhube (heute Sulzer) in Lanzewitzen, zu denen sie gehörten, ihre Bezeichnung empfangen haben. Ob die eine oder andere Bildungsweise die richtige sei, kann so lange nicht entschieden werden, als nicht urkundlich verbürgte ältere Formen der Namen aufgefunden sind.

Digitized by Google

clesia inibi constructa, cum omnibus adpertinentiis, terris cultis et incultis, vineis, agris, campis, pratis, pascuis, silvis, nemoribus, venationibus, aquis aquarumque decursibus, piscationibus, molendinis, pontibus, salinarum fontibus, viis et inviis, exitibus et reditibus, quaesitis et inquirendis etc. (Die aus dem Archiv von Brixen stammende Urkunde findet sich vollinhaltlich bei Resch Annales eccles. Sab. Tom. III. p. 635 und ist daraus auch in Amb. Eichhorns Beiträge zur alten Geschichte und Topographie von Kärnten, Klagenfurt 1817, 2. Sammlung S. 211 u. 212 übergegangen.) Hier also ist schon von salinarum fontibus, quaesitis et inquirendis die Rede, die ein Zugehör des vergabten Villacher Hof- und Schloßbesitzes gebildet haben. Wo diese Salzquellen gewesen sein dürften, läßt sich nicht genau ersehen. Da aber das Gebiet der Grafschaft Hartwigs, die Villacher Grafschaft, das nachmals bambergische Gebiet mit Ausnahme des Wolfsberger Antheiles umfaßte (s. Gottl. Freih. v. Ankershofen Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten III. Bd., S. 364, 365 u. flg.) und auch in das obere Gurkthal bis in die Gnesau und Reichenau sich erstreckt hat, so dürfte die Annahme nicht zu gewagt sein, dass die erwähnten Salzquellen dort gelegen waren. Denn hier ist das Vorhandensein einer solchen auch durch Name (Hellenberg) und Sage verbürgt. Weiters sprechen für diese Annahme noch zwei beachtenswerte Umstände. Einmal der, dass in diesem Gebiete etwas später einer der größten Salzherrn Innerösterreichs, nämlich das Benedictinerstift Admont, ausgedehnten Gutsbesitz erwarb. Ihm gehörten 1460 ein eigenes Amt und Zehente in der Reichenau, (s. Wichner Geschichte des Stiftes Admont, III. Band, S. 204); auch in den Jahren 1534 und 1576 wird des Probsteiamtes in der Reichenau als eines Admonter Besitzes Erwähnung gethan (s. Czerwenka B. die Rhevenhüller, Wien 1867, S. 60, 61, 81), ferner, dass die Reichenauer durch längere Zeit für den Salzbezug besondere Begünstigungen genossen, die nur erklärlich erscheinen, wenn man sie als Äquivalent für deren Verzicht auf eigene Salzgewinnung ansieht. In den Acten der innerösterreichischen Hofkammer ist bei Nr. 39, Fol 186 des Jahres 1662 die Thatsache verzeichnet, dass die Unterthanen von St. Lorenzen und St. Margarethen in der Reichenau „seit alten Zeiten" die Freiheit genössen, ihr Salz zu eigener Nothdurft aus dem Lungau mauthfrei über die Gebirge abführen zu dürfen.

Digitized by Google

Eine weitere für das Salzwesen Kärntens belangreiche Nachricht bezieht sich auf Punkte des obern Drauthales, beziehungsweise des untern Möllthales. Pabst Alexander III. bestätigt nämlich dem Abte Heinrich und dem St. Salvatorkloster Milstat am 6. April 1177 die Besitzungen, welche sie damals hatten und in Zukunft erlangen könnten, namentlich den beim Kloster gelegenen Hof, nebst Gerechtigkeit, die Höfe Postratingin und Sirnuwich, den Weiler bei Chirichem, die Höfe Dobrach und Lobinstorf, den Weiler Milstat genannt, die Weiler Mainach und St. Vocati, die Höfe Eberstein, Lomarsdorf, Puech, Mühldorf **tria loca frixoriorum** u. s. w. (Die betreffende von F. X. Grüninger aus dem Milstäter Copialbuche abgenommene Urkunde findet sich abgedruckt in Jaffes Reg. Pontif. Rom. p. 770, Nr. 8472 und ist daraus in Gottl. Freih. v. Ankershofen Regesten zur Geschichte von Kärnten Nr. CCCCLXV. übergegangen.) Da nach dem übrigen Inhalte und den topographischen Angaben der Urkunde weder an das steirische noch an das salzburgische Mühldorf gedacht werden kann, so dürfte man kaum fehlgehen, in dem erwähnten Orte, wo sich die drei Salzsudstätten (**tria loca frixoriorum**) befunden haben, das kärntische Mühldorf im Anfange des Möllthales zu bestimmen. Dieser Deutung steht auch die oben unter Nummer 10 mitgetheilte Sage, wie der Umstand zur Seite, dass thatsächlich ein Berg im Süden von Mühlorf den Namen „Salzkofel" führt, und nicht weit davon, noch in einem Auslaufe desselben Bergstockes, ein Gehöfte früher den bedeutungsvollen Namen Salzhube getragen hat. Eine von Ambros Eichhorn in seinen bereits citirten Beiträgen zur alten Geschichte und Topographie des Herzogthumes Kärnten zweite Sammlung S. 286 bis 288 mitgetheilte Urkunde (Kaufbrief) vom 29. September 1477 führt nämlich eine „Huebe, genannt die Salz-hueben in der Lantzwitzen" an, die bis dahin im Eigen des Sigmund von Lind gestanden. Zweifellos ist es dieselbe Realität, die heute die „Sulzerhube" heißt und zur Ortschaft Lanzewitzen bei Obergottesfeld gehört.

In größerer Menge treten uns Nachrichten über Salzwerksbetrieb in Kärnten in Urkunden entgegen, welche sich auf Bisthum und Stift Gurk, seine Besitzungen, Transactionen und Erwerbungen beziehen. Schon die Schenkungsurkunde Kaiser Heinrich II. vom 18. April 1015 (Ankershofen Regesten, Nr. XCIV.) erwähnt neben den Salinen im Admontthale, deren dritter Theil an den Grafen Wilhelm von Zeltschach und dessen Mutter Hemma gegeben wird, auch Gruben von

Digitized by Google

Erzen und Salzen, die auf den weiter vergabten Besitzungen gefunden wurden (**Fodinae cujusque metalli et salinae.**) Eine spätere Urkunde vom 27. Mai 1045 (ebenfalls Ankershofen Urkundenregesten Nr. CXVIII) spricht ebenfalls von Salinen und Metallgruben, welche der Gräfin Hemma nach dem Tode ihres Gatten und ihrer Söhne zugefallen waren. Die beiden sich auf die Gründung des Bisthums Gurk bezüglichen Urkunden vom 9. Jänner 1072 (Ankershofen Reg. Nr. CLIII und CLIV) gedenken ebenfalls der Erz- und Salzbergwerke auf dem Grunde der Kirche von Gurk. In der Urkunde vom 13. October 1130 wieder (Ankershofen Regesten CCXVII) bestätigt K. Lothar der Kirche von Gurk unter andern auch die Benutzung der auf ihrem Besitze befindlichen Erzgruben und Salinen. Am 15. März 1184 erneuert Kaiser Friedrich I. dem Bischofe von Gurk und dem dortigen Chorherrnstifte die schon unter Bischof Heinrich verliehenen Rechte auf alle Erz- und Salzgruben, welche auf ihren Grundstücken oder den von dem Bischofe oder der Kirche als Beneficium verliehenen gefunden **wurden**, oder noch werden gefunden werden, oder welche sie sonst erhalten würden. Die Erzgruben und Salinen, welche auf bischöflichem Grunde gefunden werden, soll der Bischof benutzen, jene aber, die auf dem Besitze der Chorherrn sich befänden, diesen zu Nutzen gereichen, vor allem darunter die **cathmia Propat**, welche vor Friesach aufgefunden wurde (Ankershofen Regesten Nr. DIII). Es kommen noch andere Urkunden vor, welche Angaben über Salzwesen und Salzrechte enthalten; allein dieselben beziehen sich auf den außerkärntischen Besitzstand des Bisthums und Stiftes und können daher hier, wo es sich um die Salinen Kärntens handelt, füglich übergangen werden.

Wenn die im Vorausgegangenen mitgetheilten Daten genauer überblickt werden, so fallen einem mehrere charakteristische Erscheinungen auf und zwar: 1. Die Salzbergwerke in Kärnten finden sich großentheils auf dem Boden der alten geistlichen Grundherrschaften, auf freisingischem, brixnerschem, bambergischem, salzburgischem und gurkischem Besitze. 2. Dieselben gehören zu den Nutzungen der großen Stifte (Milstat, Gurk, Admont u. s. w.) eine Thatsache, welche schon J. E. Ritter von Koch-Sternfeld in seinem 1836 zu München erschienenen Werke: „Die deutschen und insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke" constatirt und so formulirt hat: Keine Saline ohne Kloster ꝛc. 3. Der eigentliche Salzbergbau in Kärnten fällt in den Anfang des Mittelalters. Seine historischen Spuren verlieren sich in der neueren Zeit.

Digitized by Google

Angesichts der in dieser Abhandlung beigebrachten mehr oder minder verbürgten Nachrichten über Vorkommen und Gewinnung des Salzes dürfte es eigentlich weiter müßig sein, die Möglichkeit der Sache noch weiter zu erörtern und da auf die geologischen und geographischen Verhältnisse jener Punkte zu reflectieren, von denen Vorkommen wie Gewinnung des Salzes berichtet worden. Doch will ich zum Schlusse hier nur die Bemerkungen mittheilen, welche mir ein hervorragender Salinist Österreichs, der k. k. Oberbergrath A. Aigner in Aussee, welchem wir eine ebenso umfassende wie gründliche Arbeit über den Salzbergbau in den österreichischen Alpen (j. berg- und hüttenmännisches Jahrbuch, Wien 1892, XL. Bd, S. 203—381) verdanken, an die Hand zu geben die Güte gehabt hat. Derselbe schreibt: „Am Südgehänge der Alpen ist uns bisher kein Salzvorkommen, wenigstens kein größeres, bekannt. Aber es liegt die Triasformation über dem Schiefergebirge an mehreren Orten von Tirol und Kärnten in so eclatanter Weise da, dass die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, es können die Buntsandsteine in der Nähe auch Salz in der Tiefe bergen. Die Trias geht in Kärnten ob Lienz bis Villach am rechten Ufer der Drau, Werfnerschiefer oder bunter Sandstein bei Paternion aufwärts bis Staffberg und Gajach. Bunter Sandstein befindet sich ferner ob Klagenfurt, wo die Gurk einen andern Fluss (Görtschitz?) aufnimmt, und bei Griffen östlich von Völkermarkt. Wir können daher nicht sagen, dass für Kärnten das Vorkommen von Salz ohne Weiters ausgeschlossen sei. Aber wo es steckt und wie tief, dies ist die Frage."

Vielleicht giebt die vorliegende Abhandlung den Impuls, dass man im Lande anfängt, sich mit der Frage eingehender zu beschäftigen, als es demjenigen möglich ist, der ferne von Kärnten lebt. Gemeinsame Arbeit von Historikern und Montangeologen könnte da vielleicht zu Entdeckungen führen, die nicht nur für die Wissenschaft von Interesse wären, sondern auch zum Segen des Landes verwertet werden könnten.

Digitized by Google

Berg und gruben Reim

Welcher am Graß Fragantner[1]) Berg bei Einsperung[2]) Gesprach(en) wird.

Gluck auf! wer da! was giebts? ihr Herrn!
Waß fall alhier sein ihr Begehren,
daß sie die gruben befahren still[3])
ist diß wal unsers gwärcken Will!
Wer Hier nach Berg Recht Hat Vermuth
Flachgäng[4]), wa van er frahnen[5]) Thnt!
Wir Zeigen sie Van Vatter Her[6])!
die gatt[7]) sehr mächtig stätts Vermert
der erst ein Gatten Harnisch[8]) führt
in gälings feles[9]) bearbit wird
der andre wakein altr[10]) gwesſ(en)
Seynd wir mit gattes Hilf angfesſ[11])(en):

[1]) Groß-Fragant. Der Kupferbergbau in Inner-Fragant im Möllthal führt den Namen Großfraganter Kupferbergbau. Ein alter Bau, der 1834 eingestellt, von Baron May de Madiis aber im Sommer 1890 wieder aufgenommen wurde.

[2]) Das Feld „einsperren oder sperren" heißt „hinsichtlich eines bestimmten, bereits mit rechtlicher Wirksamkeit von einem Bergbautreibenden in Anspruch genommenen Feldes (Banrayons) die Bergbaufreiheit ausschließen, so daß eine gültige Muthung (Gesuch um Verleihung eines Bergwerksgutes) in demselben von andern nicht mehr eingebracht werden kann." (Veith, Deutsches Bergwörterbuch S. 181.)

[3]) In der Grube darf nicht gelärmt werden.

[4]) Flachgang. Ein Stunde 9 bis 12 (von Südost nach Süd) streichender Gang, schräges Minerallager (Veith 212). Vermuthen. Siehe oben 2 und (Veith 344.)

[5]) frohnen, durch Entrichtung des Zehnten versteuern. (V. 204 und 542.)

[6]) vererbt.

[7]) Gott.

[8]) „Gatten Harnisch führt," ein lapsus calami des Schreibers und soll wohl heißen: ein „glatten Harnisch." — Harnisch,- Spiegel, Gangspiegel — eine an den Sahlbändern (Saum) im Bestege (eine schmale, mit milder Gesteinsmasse, besonders Letten, ausgefüllte Lage zwischen der Gangmasse und dem Nebengestein) zuweilen auch im Innern der Gangmasse sich vorfindende, glatte oder gefurchte, wie poliert aussehende Gesteins- oder Erzfläche, wahrscheinlich durch Bewegungen des Nebengesteins oder der Gangmasse selbst entstanden. (V. 264 und 96.)

[9]) Gälings feles = Gellig von gellen = tönen. Gestein das so hart ist, daß es klingt. Gälliger fels = festes Gestein.

[10]) Wackein = Wacke, alter Ausdruck für grauen, grobkörnigen Sandstein.

[11]) angfessen = angefangen, beginnen, Bergbau zu betreiben.

Digitized by Google

Fäld Örther [1]) wir mit ſträcken Treübe [2])(n)
Wo Erz Zu Hauen wir Verbleuben!
wier ſeind verdingt auf Vſteng und Veſt [3])
Zu ſchrämmen [4]), Barren [5]), ſchieſſ auf Veſt,
Wir fahren auf und Teufen ab [6]),
nach ſchienneres zeug, und Klafter ſtab [7])
wir Hafen Kliſt und gäng auß Richte (n)! [8])
Zu Halten Rattlich [9]) unſeren ſchichten,
Am arſchläder unß der Huttmann ſäz [10]),
daß Heuer, ſchäder [11]) Seiber [12]) ſchwizt,
Hunſtaſſer [13]) muß an der Hallen [14]) fahren,

[1]) u. [2]) Feldort — ein vorzugsweiſe zur Unterſuchung vorliegender unbekannter Theile der Lagerſtätte oder des Gebirges getriebenes Ort. — Feldſtrecke — jede zu vorgenanntem Zwecke getriebene Strecke. (V. 357 und 473.)

[3]) Vſteng und Veſt — „mild und feſt" iſt der jetzige Ausdruck mit Bezug auf die Beſchaffenheit des Geſteins.

[4]) ſchrämmen. — Schram iſt jede in einer zu gewinnenden Geſteinsmaſſe u. zw. parallel der Schichtung derſelben eingehauene ſchmale und weitreichende Vertiefung. (V. 427.)

[5]) Barren = bohren.

[6]) auffahren = aufwärts fahren, im Gegenſatze zu abteufen.

[7]) ſchienneres Zeug und Klafter ſtab. — Schiner, auch Schinner und Schiener iſt ein alter auch in Kärnten ſtark gebräuchlicher Ausdruck für Markſcheider. — Sch—zeug = Inſtrumente; alſo iſt die Bedeutung: nach Angabe des Markſcheiders.

[8]) gäng auß Richten. Ausrichten = aufmachen, auffinden. — Jene Arbeiten ausführen, welche zum Aufſchließen einer Lagerſtätte oder eines Feldes ſowie zur Herſtellung der für die Förderung, Waſſerhaltung und Wetterführung erforderlichen Grubenbaue nothwendig ſind (V. 45).

[9]) rattlich = genau, pünktlich.

[10]) Jemandem am Arſchleder ſitzen = ihn bei ſeiner Arbeit fortwährend ſtreng beaufſichtigen. (V. 29.) ſäz irrthümlich für ſitzt.

[11]) ſchäder, vermuthlich Scheider. Gänge auseinander ſcheiden.

[12]) Seiber. — Säubern, die bei der Gewinnung oder Förderung abgefallenen, in den Bauen zerſtreut umherliegenden Stücke ſammeln und fortſchaffen. (Beith a. a. O. 394) - Das Ort rein machen.

[13]) Hunſtaſſer = Hundeſtößer — ein Bergarbeiter, welcher den Hund ſtößt. Hund — länglich 4eckiger, auf 4 Rädern ruhender Kaſten zur Förderung auf Stollen, Strecken (V. 277 und 470).

[14]) Halle = Halde, eine Aufhäufung von in der Regel tauben Geſteinsmaſſen in der Nähe des Schachtes oder Stollens, durch welchen dieſe Maſſen aus der Grube gefördert worden ſind. (V. 257.)

Digitized by Google

der ſchmit mus bſtach [1]) und Eiſſ(en) Bahren,
nach Stempel [2]) langt der Zimerman,
nihmt gruben Tſcherper [3]) ſucht ſein gſpan [4])
Alles iſt auf Eerz und gäng gemeint [5])
Waß derber Stuf in ſall Band leint [6]);
daß Ligend und daß Hangend gſtein,
Muß gſchrämt, gebart, geſchaff(en) ſeyn;
die Fugs Lächer, und Pigſen macher [7])
Verblenden [8]) ſeind Verbattne Sachen,
und Gugl an die Kaue nagen [9]);
daß Wetter muß geführet ſeyn [10])
Sanſt finden ſich die ſchwaden [11]) ein;
Sa Bergwerke zu ſumpfe Treibt [12]),
und Berg ſucht [13]) an daß Herze ſchreibt,
Dach nehmen wir nie Zuel Vars Eiſſ(en),
Die arbeit wir an Schlägl weiſſ(en) [14]);

[1]) bſtach — Werkzeug, um die Beſchaffenheit der Zimmerung zu unterſuchen. (B. 96) — Bahren = bohren.

[2]) Stempel — ein zwiſchen zwei gegenüberliegenden Seiten eines Baues zur Unterſtützung entweder des Geſteins oder der bereits vorhandenen Zimmerung freiſtehend oder freiliegend entweder ſenkrecht, wagrecht oder in geneigter, ſchräger Richtung angebrachtes ſtarkes und langes Holz. (B. 461.)

[3]) Tſcherper, Tzlcherper — ein Meſſer, welches die Häuer bei ſich tragen. (B. 506.)

[4]) gſpan, jedenfalls Span = Rabiſch = Kerbholz. „Es ſoll ein jeder Hut-Mann gegen den Schmid einen Span oder Rabiſch haben, und . . die Örter treulich aufſchneiden" (B. 371.)

[5]) Die Vorbereitungen ſind auf Erz gerichtet.

[6]) Wo das derbe Geſtein an den Gangſaum anlehnt.

[7]) Fuchslöcher und Büchſenmachen — „Nicht bergmänniſch bauen, bald da bald dort ein Loch machen" (B. 206.) — Büchſe — der nach erfolgter Exploſion des Schuſſes öfter ſtehen bleibende untere Theil eines Bohrloches (Bohrpfeife) (B. 121.)

[8]) Verblenden — die Strecke verſperren, vor andern verbergen. Techn. Ausdruck: verſchmieren.

[9]) Unfug treiben.

[10]) Friſche Luft einem Grubenbaue zuleiten. (B. 206 unter „führen.")

[11]) Schwaden — ſtickende Wetter. (B. 437.)

[12]) Bergwerke zu Sumpfe treiben = dieſelben durch unwirthſchaftlichen Bau verwüſten. (B. 485.)

[13]) Bergſucht — eine Lungenkrankheit der Bergleute. (Schwindſucht.) (B. 89.)

[14]) Hauptſächlich verwenden wir den Schlägel. — Zuel vielleicht iſt das Stieleiſen im Gegenſatze zum Handeiſen gemeint.

Digitized by Google

Auf Sper, und Trib[1]) wir aft anſteken,
Vm (Um) Zu verlängen Straß(en) und ſträcken[2]),
Viel Waſer nätig Zech abwalt,
Der Erb Bau es zu Sumpfe halt[3]),
Die Beleüchtung macht Bequem,
Die Kieß, und gelb Erz[4]) angenehm,
Wird Endlich einer Dach erſtachen[5]),
ſo wird ihm ſtracks die löhnung Brach(en)[6]),
Kan er Beym Schuſſ nicht flücht auflang(en),
ja wird er van der wand[7]) gefang(en),
Er Hat zu fürchten Hangend Bruch
Wan nicht Berg Veſte über ſich,
und Trag Halſe ihm bewahren[8]),
Hat er Tadt, und Tauſend gefahren
Zu vermuten, und zu gewarten,
Dieſes wezt dach auß die ſcharten,
Daß wir durch ein Reines gwiſſ(en);
Durch daß Berg gebett Beſtüſſ(en),
Gatt umb dem Beiſtand Rufen an,
Der unß in näthen Halfen Kan[9]);
Zum Beſchluſſ muß ich Dach fragen,

[1]) Sper und Trieb — ſchwierige Verpfählungsarbeiten. (B. 26. 2 b.)

[2]) Straß(en) und ſträcken = Stroßen und Strecken — Abbau plattenförmiger Lagerſtätten von ſteilem Fallen (B. 54 Bau.) Strecke — Grubenbau von regelmäßig-m Querſchnitte, welcher in ſeiner Länge mehr einer horizontalen Richtung folgt und (in der Regel) von einem anderen Grubenbau aus angelegt iſt. (B. 472.)

[3]) Wo viel waſſerreiche Bergwerke vorhanden ſind, muſs das Waſſer beſtändig aus den Bauen ausgeſchöpft werden, ſo daſs die Arbeiten ungehindert fortgeſetzt werden können. (B. 484) — Erbbau der tiefſte, wo die Waſſer ſich ſammeln und abfließen.

[4]) Goldhältige.

[5]) erſtechen — einen Bergarbeiter nicht an dem ihm zur Arbeit angewieſenen Orte antreffen. (B. 160.)

[6]) Abzug am Lohne.

[7]) Wand — ein aus ſeinem natürlichen Zuſammenhange losgelöſtes Geſteinsſtück. (B. 551.)

[8]) Stehen gebliebene Geſtemmsmittel zur Sicherung des Baues, ſogenannte Gurten (Tragholz.)

[9]) Gebet der Bergleute vor dem Einfahren und nach dem Ausfahren. In dem Barbara-Gebet der Knappen auf dem Knappenberge bei Hüttenberg lautet die bezügliche Stelle: „Durch die Fürbitte der hl. Barbara wolleſt uns, o Gott, mit

Digitized by Google

Ob ſie nichts mit ſich weg Tragen,
Stuffen, Berg gezäch [1]), und Eiſſ(en),
Mnß Beym mundlach Hier Bal weiſſ(en),
Es rufen wir die Heuer nach
ſie manglet Schlägl, und andre ſach,
die ſänberer ſa am gſtänge fahren [2]),
der Hund ſtaſſer mit ſeinen garn [3]),
die ſcheider in der Kram [4]) nit ſchlafen,
Sie Schreien, man ſall die Herrn ſtrafe(n),
Die da Heut gefahren an
Zechen Thaller geſtraffen ſey,
Dach ſiech ich, ſie Thun mir wincken,
ſie Verlangen nur zn Trincken,
auch ihr Gſundheit und Berg Seegen [5])
den der liebe Gatt wall geben,
Gatt Ehre daß gelach [6]),
Heut margen, und den ganzen Täg,
iſt es nicht graſſ,
ſo iſt dach nicht an Ehren Blaſſ,
Glück auf in denen Berg lenten
in denen grnben, und an Tag ihr wnnſch, —

deiner göttlichen Majeſtät jederzeit zu Hilfe kommen, auf daſs wir in allen Nöthen den tröſtlichen Beiſtand genießen, uns vor gachen, böſen Tod bewahren, und daſs wir das hl. Sacrament vor unſerm End empfangen mögen, durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn. Amen."

[1]) Bergezäh = Zeug. Jedes Werkzeug, welches der Bergmann bei ſeinen Arbeiten gebraucht. (V. 243.)

[2]) Geſtängefahrt — eine durch Geſtänge gebildete Fahrt. — Auch wohl die Bretter, Bohlen oder Schienen, welche in Stollen, Strecken oder über Tage behufs Herſtellung eines Bahngeleiſes zur Fortſchaffung von Verſchiedenem gelegt werden, auch das hiedurch gebildete Bahngeleiſe. (V. 234/35. [2])

[3]) garn = Karren.

[4]) Kram — Vorrathshütte (alter Ausdruck), wo die Erze kleingeſchlagen und geſchieden werden. — Auch wohl Zeugkammer (V. 297.)

[5]) Berg-Segen — Ertrag des Bergbaues.

„Glück auf! ihr Berckleut, ich halt es mit euch
vnd wüntſche euch allen berckſegen zugleich,
Gott laſſe das Berckwerck in Flor fort gan
Gott laſſe das Berckwerck in ſegen beſtan."

Alter Bergreim V. 89.)

[6]) gelach = verleihn.

Digitized by Google

Vorstehende Spruchdichtung, die ich vor einiger Zeit in Oberkärnten erworben habe, stammt der Schrift nach aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ist auf geripptem, schon ziemlich vergilbten Papier geschrieben und noch gut erhalten. Die Schrift ist sehr deutlich und regelmäßig mit charakteristischen Formen und von fester, sicherer Hand ausgeführt, daher auch sehr leicht leserlich. Die Majuskeln der Aufschrift **A** und **A**, sowie das **G** am Beginn des Spruchtextes in Glückauf! sind mit seltsamen Verzierungen und Windungen in einem Zuge ausgeführt und zeugen daher von einer ungewöhnlichen Handfertigkeit des Schreibers.

Weniger ängstlich und sorgfältig als mit der Schrift ist unser Schreiber mit der Sprache und der Orthographie umgegangen. Weiß man auch, dass letztere gerade um die Wende des 17. und 18. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast ebenso unsicher und willkürlich war, wie im 15. Jahrhundert — welches man als die Zeit der Schreibsündflut bezeichnet — so wird man doch durch die außerordentliche Ungezwungenheit geradezu verblüfft, mit welcher in unserer Schrift das und daß, was und waß, uns und unß, seynd und seindt, Eerz und Ertz neben einander einherstolzieren. Auch mit der Gemination der Consonanten spart der Schreiber nicht und wendet sie nach Diphthongen und Consonanten an, wie in schiessen, Eissen, Stuffen, schienner, gewärck ꝛc. — Die im kärntn. Dialecte so häufige Verwechslung von Dehnung und Schärfung kennt er ebenso gut. So fällt gewiss die Schreibung des Wortes Vatter (Vers 7) entgegen der von Waser (V. 42) sehr auf. Die größte Freiheit aber herrscht im Gebrauche der großen Buchstaben und die Zahl derselben ist wahrlich keine kleine. Manches Substantiv, darunter sogar Gott muss sich mit einer Minuskel begnügen, während in nächster Nähe desselben vielleicht eine Partikel mit großem Anfangsbuchstaben sich breit macht.

An Provincialismen trifft man neben so manchem technischen Ausdruck, wie Wacken, Schiener, Gelberz ꝛc. manche noch jetzt sehr gebräuchliche Sprechformen, wie Gstein, seind, brochen (statt des participialen **ge**), gwärten, bäl (statt bald, Superlativ bälester = baldigst) Gärn = Karren, zechen = zehn u. s. w.

Eine Eigenthümlichkeit des Schreibers ist der häufige Gebrauch des **a** anstatt des **o**. Er schreibt z. B. graß statt groß, Gatt, Barren (bohren), vars (vor das) margen ꝛc. Auch dies liegt meinem Dafürhalten nach in dem Dialecte. Dieser steigert gerade im kärnt. Oberlande sehr häufig das **o** zum **a**, so dass man eher diesen hellen Laut als

Digitized by Google

das dumpfe **o** vernimmt. Ähnliches ist mit dem **e** der Fall, welches in vielen Thälern Oberkärntens eigenthümlich hell gesprochen wird (**ä**), ja im Möllthale sich in einigen Fällen sogar diphthongiert, indem ein deutlich vernehmbares **a** mitklingt, also wie **eä** lautet. So erkläre ich mir die Gewohnheit des Schreibers, ein **ä** statt des üblichen **e** zu setzen.

Eine weitere Eigenthümlichkeit desselben, die schon in der Überschrift auffällt, ist das Abkürzen der Endsilbe **en**. Statt derselben macht der Schreiber häufig nur einen Ringel oder Haken, wie beim **x** der deutschen Currentschrift.

Mit Ausnahme der Verszeilen 70—81 ist der ganze Spruch in regelrechten, vierfüßigen Versen mit steigendem Rhythmus und in Reimpaaren abgefasst. Kleine Unregelmäßigkeiten — jedenfalls Schreibfehler — sind in den Versen 8, wo statt vermehrt sicherlich vermehr stehen soll, ferner Vers 21, wo es statt säz wohl sitzt heißen soll, so auch Vers 31 machen als Reim zu Sachen. In Vers 51 würde das sich ein vorausgehendes Brüch verlangen; in Vers 80 endlich soll es statt „in denen" gewiss ist denen heißen. Von Vers 70 an wechselt die Zahl der Hebungen, und es scheint, dass dem Verfasser auch die entsprechenden Reime ausgegangen sind, daher er kurzweg abgebrochen hat.

Ich halte dieses Bruchstück schon deshalb für einen sehr interessanten Beitrag zur Volkskunde unseres Heimatlandes, weil es gerade den seinerzeit für das ganze Land bedeutungsvollsten Industriezweig zum Gegenstande hat. Wer der Verfasser? Vielleicht ist er mit dem Schreiber eine und dieselbe Person. Dass den Spruch ein Bergmann gedichtet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Wer verfügt denn sonst mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit ebenso über die vielen Fachausdrücke wie über eine so genaue Kenntnis der Bergarbeiten und der verschiedenen Bräuche im Bergmannsleben? Aber auch nach einer andern Richtung ist diese Dichtung von großem Werte. Wie mir Professor Brunnlechner versicherte — dem ich sowie Herrn k. k. Oberbergcommissär Dr. Canaval hiemit zugleich meinen Dank für die mir ertheilten Aufschlüsse ausspreche — haben wir aus der Zeit, der diese Spruchdichtung angehört, keine ähnliche, in das Bergfach einschlägige poetische Schöpfung.

Den größten Theil der erläuternden Anmerkungen, deren Beigabe ich für den Nichtfachmann als nothwendig erachtete, habe ich dem Werke Deutsches Wörterbuch von Heinrich Veith (Breslau 1871) entnommen und verweise auf dasselbe. Dürnwirth.

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Inschriften an Haus und Geräth. Was ich hier bringe ist eine nur kleine Sammlung von Inschriften, die mir in Kärnten an Haus und Hausrath aufgefallen sind, und die ich nun mittheile, weniger in der Meinung, damit etwas Bemerkenswertes zu bieten, als mit dem Wunsche, weiterhin zum Auflesen und Festhalten ähnlicher Erinnerungen anzuregen. Denn wie sehr man auch all den Segen des Fortschritts unserer Tage preisen, wie leicht man es auch hinnehmen mag, dass die sogenannte „gute, alte Zeit" immer tiefer in die Schatten der Vergessenheit rückt, es würde doch keine eitle Mühe sein, so Manches an Sitten, Gedanken, Lebensäußerungen jener entschwindenden Welt in die rastlos vorwärts dringende hinüber zuretten, die wir die „unsere" nennen, und die doch mehr unsere übermüthige Herrin, als unsere willfährige Magd ist.

Der alte Hausrath, nach den bürgerlichen die ländlichen Trachten, die frommen Inschriften über Thor und Thür verschwinden, und was, gerade dafür, in unser Leben einzieht, die wertlose Schablone in jeder Gestalt, kann den eigenartigen Zug jener schon verdämmernden Tage nimmer ersetzen. Es wäre darum ein Act der Pietät und kein solcher der Mode, die ja heute für Renaissance- und morgen für Empiremöbel mit demselben Eifer schwärmt, wenn gerade in Kärnten, das später als die Nachbarländer in den nivellirenden Strom des gegenwärtigen Lebens gezogen wurde, alle irgend bemerkenswerten Spuren jener andern, stilleren Tage gesammelt, und treulich vor der völligen Vernichtung bewahrt würden. Wie leicht und wie lohnend jede solche Mühe wäre, mag der Beitrag zeigen, den ich hiemit aus meiner nächsten Umgebung mittheile.

Vor Allem die Inschrift, die unter einer Sonnenuhr am Maiereigebäude des Johann Ertl, Peterwirth in Techendorf, in lateinischen Buchstaben steht:

„Ich schein einem jeden gleich,
den Armen, wie den Reichen,
O Mensch, betracht die Stund,
Wann du wirst von hier weichen"

Eine Jahreszahl fand ich nicht, ebenso wenig an Sonnenuhren, die noch am Stiftsgebäude in Millstatt und an der Südwand des zur Jesuitenzeit als Spital auch dazu gehörigen sogenannten Klotzhauses ebenda erhalten sind. Beide haben auch keine Inschrift und ich gedenke ihrer nur deshalb in Kürze, weil sie in ihrer Ausführung eigenthümlich genug, und vielleicht weniger durch Wind und Wetter, als durch die Schicksale der Gebäude selbst, in ihrem Fortbestande gefährdet werden. Wenigstens das Bild im Stiftshofe selbst ist durch den Umbau des nördlichen Tractes arg mitgenommen, mit Kalk und Mörtel so überspritzt worden, dass es nur mehr ein halbes Leben fristet. Es stellt die an einen Baum gebundene nackte Jünglingsgestalt des heil. Sebastian dar, hinter welchem eine „heroische" Landschaft und vor dem offenbar das Paradies liegt, da ein Engel mit der Palme des Märtyrers schon zu ihm niederschwebt. In der Brust des Jünglings steckt ein eiserner Pfeil, und dieser dient als Stundenzeiger.

Der Gedanke wiederholt sich bei der Sonnenuhr am Klotzhause, deren Ziffern unter einem fast lebensgroßen, in einem rothen Abendhimmel hängenden Bild des Gekreuzigten stehen, und von einer Lanze in der Brust des Erlösers gewiesen werden. Beide Bilder haben keinen künstlerischen Wert, allein sie bezeichnen eine Zeit, in der das religiöse Leben alles Dasein erfüllte, und der gläubige Sinn daran kein Ärgernis nahm, wenn die Gegenstände seiner Verehrung auch praktisch dienstbar gemacht wurden.

Digitized by Google

Beiläufig aus derselben Zeit stammt eine Brunnendecoration, die in der Villa Margarethe zu Millstatt angebracht und aus Villach dahin gekommen ist. Sie ist in rothem Marmor (wahrscheinlich aus dem Kraßthal) ausgeführt und trägt über der Schale und dem wasserspeienden Löwenkopf unter einem muschelförmigen Abschluß den nachdenklichen Spruch: „Nit vill Brangens.“ 1662. „Johann Keller.“

Nun noch eine einfältigfromme Aufschrift, die ich zu Schwarzwald in der Gemeinde Radenthein beim Oberegger neben dem Hausthor fand:

„Gott segne mich, mein Weib und meine Kinder,
das Pferd sammt den kleinen Vieh und auch die Rinder“ 1823,

und die Sprüche, die auf einem mir gehörigen, kunstvoll gravirten Bierglase aus dem Jahre 1675 stehen. Auf der einen Seite über einem Wappen, das als „Erlb'sche Wappen“ ausdrücklich bezeichnet ist und unter einem geschlossenen Helm einen springenden Geis- oder Rehbock im getheilten Felde zeigt, läuft ein Band mit der Inschrift: „Gedult zalt alle Schuldt“ — auf der andern um die nackte Gestalt der Glücksgöttin, die auf der beflügelten Weltkugel stehend, in den Händen einen flatternden Wimpel trägt, ein zweites Band mit dem tröstlichen Reim:

„Liebe Fortuna, kehr ein bei mir,
Hab' ich nicht Wein, so hab ich Bier.“ —

Ich schließe mit zwei, offenbar auch schon altehrwürdigen Versen, die auf einem angeblich vom jugendlichen Hanns Gasser bemalten Uhrkastenbrette, das ich in Gmünd gefunden habe, stehen und wahrscheinlich die Aufschrift einer ähnlichen, älteren Tafel wiedergeben. Die Gestalt eines auf seinen Stock sich stützenden Greises umgiebt der eine:

„Mein Uhr wird bald ausschlaggen;
Ville kümmerliche Stunden
Hab' ich in diesen Leben funden,
Ich hof auf das ewige Leben,
Welches mir Gott auch wird geben.
Auf Gott vertraut, ist wohl gebaut,“ —

während der andere unter dem Bild eines Reiters steht, dem eine Dirne noch einen Wandertrunk kredenzt:

„Ich leb, weiß nicht wie lang,
Ich stirb, und weiß nicht wann,
Ich reith, weiß nicht wohin,
Mich wundert, das ich so frölich bin.“ —

Max Freiherr zu Aichelburg

Die bemalten Holzreliefs im Kreuzgange der Stiftskirche zu Griffenthal. Diese Holzreliefs (in der Kunsttopographie p. 84 kurz erwähnt) stellen Scenen aus dem Leiden Christi dar und sind durchaus, namentlich aber das größere Mittelstück, welches die Kreuzigung vorführt, von wahrhaftem Kunstwerthe. Sie stammen nach den Costümen der dargestellten Personen jedenfalls aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhundertes und sind gut erhalten. Die Polychromie aber hat durch grelle Bemalung in aufdringlichen Farbentönen leider die ursprüngliche Wirkung eingebüßt. Das größere und figurenreiche Mittelstück hat die Breite von 1 Meter 80 Centimeter und die Höhe von 2 Meter 70 Centimeter. Links von diesen sind getrennt an der Wand zwei kleinere polychrome Reliefs angebracht, welche Christi Todesangst am Ölberge und die Kreuzschleppung darstellen. Rechts aber vom großen

Digitized by Google

Mittelstücke gewahrt man in gleicher Weise an der geweißten Wand die bemalten Holzschnitzereien, welche die Geißelung und Dornenkrönung geben. Die erwähnten vier kleineren Reliefs haben je die Breite von 86 Centimeter und die Höhe von 1 Meter 31 Centimeter. Wir geben im folgenden eine Beschreibung dieser in kunsthistorischen Kreisen noch sehr wenig bekannten Schnitzereien.

1. Die Kreuzigung in wahrhaft großartiger, realistisch wirksamer und figurenreicher Anordnung. Christus und die Schächer hängen am Kreuze, und zwar ist Christus angenagelt, die Schächer aber sind angebunden. Christus hat einen hageren, langen Leib, der naturwahr gegeben ist, vor Allem im Ausdrucke und der Muskulatur der Brust. Von schmerzlicher Verzerrung hält sich der Künstler jedoch maßvoll ferne. Der rechte Schächer hat nach Gesichtsausdruck und Haltung ein mildes Aussehen; der linke aber, der krampfhaft die Füße krümmt und den robusten Körper gewaltsam nach der Seite dreht, zeigt im Gesichte den Ausdruck brutaler Verzweiflung. Die Arme des Unglücklichen sind in blutiger Weise zerbrochen. Eine Menge von Menschen, theilweise in übersichtliche Gruppen geordnet, gewahrt man zu Füßen der hochaufragenden Kreuze. Links vorne sehen wir Maria, die zusammengesunken ist, mit gramverzerrtem Antlitze. Johannes, als edler Jüngling, barhaupt dargestellt, stützt die Gottesmutter; zwei andere Frauen bilden mit Maria und Johannes eine wirkungsvolle Gruppe. In dämonisch burlesker Art wird der Schmerz der heil. Frauen verhöhnt von einem halbnackten Kerl, der in teuflischer Weise die Zunge herausreckt und grinst. Er trägt auf dem Rücken einen Schild mit einer Gesichtsmaske im Sinne der Renaissance. Rechts daneben sehen wir Maria Magdalena, gebildet als stattliche Bürgersfrau im Costüme der damaligen Zeit. Ihr Gesicht ist nicht schön, aber von sprechender Porträtwahrheit; sie trägt einen an der Brust ausgeschnittenen und gegürteten Rock und langen Schleppmantel, der in gutem Faltenwurfe zum Boden gleitet. Rechts im Vordergrunde erblickt man den hohen Priester, der als Bischof vorgeführt wird. Statt des Stabes trägt er aber ein Lanzenstück. Mit ihm spricht ein Türke mit einem Turban um das Haupt. Diese Personen tragen gleich anderen auf den Reliefs die Kuhschnabelschuhe, welche gleich den Costümen auf die erste Hälfte des XVI. Jahrhundertes hinweisen. Hinter der Frauengruppe links sehen wir einen Mann hoch zu Rosse, den ein anderer, der auf braunem Pferde sitzt und über den Kopf eine Kapuze geschlagen hat, mit sprechender Geberde auf den gekreuzigten Heiland hinweist. Dieser Mann hat das scharfgeschnittene Gesicht eines Asceten und auch der Hauptmann zu Ross, mit welchem der Ascet spricht, ist als echte Porträtfigur zu betrachten. Der Mittelgrund neben diesen Figuren und der ganze Hintergrund ist erfüllt von zahlreichen Menschen, Kriegsknechten und Volk in Zeitcostümen des XVI. Jahrhundertes, unter denen die martialische Gestalt eines Türken besonders auffällt. Es ist die ganze Handlung durch Costüme und Porträtköpfe der Personen völlig in die Gegenwart gerückt. Viele Köpfe könnten den Historienmalern prächtige Motive geben, denn vom Ehrwürdigen bis zum derb Burlesken und vom seelisch Ausdrucksvollen bis zum Stumpfsinnigen finden sich individuell markierte, völlig lebenswahre Gesichter. Im Hintergrunde ragen Berge meist mit kegelartigem Gipfel auf. Auf der rechten Bergkuppe zeigt sich ein Schloss. Die mittlere Bergkuppe erklimmt ein Pilger. Oben liegt ausgestreckt der nackte Leichnam eines Mannes, daneben gewahrt man eine weinende Frau. Links steigen die Berge noch höher auf und tragen eine Kirche und eine Burg.

Digitized by Google

2. Die Todesangst am Ölberge (am weitesten links von der Kreuzigung), in herkömmlicher Weise dargestellt. Das Relief zerfällt in drei Streifen. Unten gewahrt man drei schlafende Apostel, darüber auf bergigem Abhange kniet Christus, dem der Engel den himmlischen Kelch der Tröstung reicht. Oben im Hintergrunde links, ganz klein dargestellt, bemerkt man hinter einem Zaune eine Menge Gestalten, von einem Wegweiser geführt. Es ist die feindliche Rotte, von Judas geleitet.

3. Die Kreuzschleppung (rechts neben der Ölbergstation). Christus fällt soeben unter der Kreuzeslast. Simon hilft Jesum das schwere Kreuz tragen; eine Frau mit wallendem Kopftuche, das durch einen Reif zusammengehalten wird, entfaltet ein weißes Tuch. Ein Scherge sticht mit einer zweizackigen Gabel in Christi Schultern. Rechts daneben zeigen sich zwei Krieger im Zeitcostüme, von denen einer ein Körbchen trägt. Links im Hintergrunde gewahren wir die Gruppe der heil. Frauen mit Johannes. Die Darstellung des Zuges, der so gegeben ist, dass Christus über unebenes Terrain mit dem Kreuze fällt, wird ganz rückwärts überragt von zwei Männern zu Pferde in Zeittracht mit konischen Spitzhüten. Auch in dieser Darstellung herrscht Mannigfaltigkeit und individuelle Naturwahrheit in Gesichtern und Bewegungen der handelnden Personen.

4. Die Dornenkrönung (das erste Relief rechts von der Kreuzigung), vorgeführt in einer Gruppe von sieben Personen. Der gemarterte Heiland sitzt auf einem Stuhle. Ein Scherge sticht von oben mit einer langen Gabel auf Christi Haupt, ein zweiter, eine scheußliche Gestalt, drückt einen Knittel auf die Dornenkrone, damit sich diese dem Haupte tief einpresse, ein dritter Henkersknecht haut zu, ein vierter kniet höhnend vor dem Herrn und gibt ihm das Rohr. Links aber stehen zwei vornehme Männer im Zeitcostüme, die dem Vorgange zusehen.

5. Christus wird an die Säule gebunden und gegeißelt. Ein bekleidetes Scheusal nagelt den Heiland an. Zwei halbnackte Kerle steuben ihn. Alle sind mit großem Realismus gegeben, es sind Gestalten aus den Passionsspielen gleich denen im Relief der Dornenkrönung. Links erblicken wir eine Gruppe von drei Personen, von denen zwei als Türken gebildet und gekleidet sind.

Es fehlt in diesen Reliefs überhaupt nicht an Zügen eines weitgehenden Naturalismus. So sind die Strümpfe des einen Schergen bei der Geißelung zerrissen, so dass die große Zehe herausschaut und einer der Schergen zeigt die fletschenden Zähne, indem er teuflisch grinst. Den Hintergrund der Reliefs nehmen größtentheils Berglandschaften ein. Es fallen dabei pyramidenartige Gebäude mit Fenstern auf, (am Bilde der Kreuzschleppung und des Ölberges) sowie ein abgebrochener Thurm im Hintergrunde des dritten Reliefs. Rückhaltlose Naturwahrheit, herbe aber eindringende Porträtirung, Streben nach Mannigfaltigkeit in den Bewegungen und eine reiche Phantasie, welche nach Kräften die Handlungen in die Gegenwart versetzt und anschaulich zu erzählen versteht, characterisieren diese höchst beachtenswerten Kunstleistungen der Holzschnitzerei eines leider unbekannten Meisters.

Literaturbericht.

Die Erzstatue vom Helenenberge. Festschrift zur Begrüßung der XLII Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Wien im Auftrage Seiner Excellenz des Oberstkämmerers Seiner kaiserlichen und königlichen apostolischen Ma-

Digitized by Google

ieität Ferdinand Grafen zu Trauttmansdorff-Weinsberg verfaßt von Robert von Schneider. Wien, Druck von Adolf Holzhausen, 1893. — 23 S. Fol. mit 4 Tafeln in Heliogravure und 8 Textillustrationen.

Diese Abhandlung, die im XV. Bande des „Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses“ erscheinen wird und in der obigen Sonderausgabe nicht für den Buchhandel bestimmt ist, bietet auch für die Leser der Carinthia ein besonderes Interesse: Beschäftigt sie sich doch mit dem wichtigsten antiken Kunstwerke, das auf heimischen Boden gefunden worden ist. Leider war diese schöne Statue — eigentlich die schönste, die nördlich der Alpen aus dem Alterthume zum Vorschein gekommen ist — bald nach ihrer Auffindung im Jahre 1502 außer Land gewandert, um nie mehr dahin zurückzukehren. Heute giebt uns wenigstens ein in neuerer Zeit in der Eintrittshalle des Rudolfinums aufgestellter Gypsabguß einen Begriff von der edlen Schönheit dieser nackten Jünglingsfigur.

Die ausgezeichnete und den Gegenstand völlig erschöpfende Abhandlung gliedert sich in drei Theile. Im ersten Theile werden die Nachrichten über den Fund zusammengestellt, werden ferner die späteren Schicksale der Statue und ihr Bekanntwerden in Gelehrten-Kreisen erzählt und werden endlich die verschiedenen Deutungen, die sie in der Literatur gefunden, kurz verzeichnet. Die Erzstatue war zugleich mit einem Schild und einer Streitaxt im Jahre 1502 auf dem Helenenberge (Magdalensberg) von einem Bauer beim Ackern aus der Erde gehoben worden. Der Cardinal Mathäus Lang von Wellenburg brachte sie dann, nachdem eine Erwerbung derselben durch Kaiser Maximilian I. aus uns unbekannten Gründen nicht stattfand, schwerlich vor 1519 nach Salzburg, wo sie eine zeitlang hoch in Ehren gehalten, dann aber merkwürdig verunstaltet als Brunnenfigur benützt und schließlich in der sogenannten Gemäldegalerie in einer Nische aufgestellt ward. Im Jahre 1806 kam sie nach Wien in Hofbesitz und fand im Münz- und Antikencabinet ihre bleibende Unterkunft. Und nun wurde sie eigentlich erst auch unter den Gelehrten nach und nach allgemeiner bekannt. Sie galt früher gewöhnlich als Antinous, wurde aber von einigen auch nur ganz allgemein als Porträtfigur bezeichnet. Der gelehrte Bibliothekar Peter Lambeck machte aus ihr den in einer Inschrift aus Laibach genannten Decurio von Emona, Tiberius Barbius Titianus, ohne damit viel Anklang zu finden. In neuerer Zeit wurde die Statue als Hermes Logios, als Athlet, als eine Idealgestalt, als eine heimische kriegerische Gottheit (Latobius), auch als Germanicus gedeutet.

Im zweiten Theile der Abhandlung wird die Statue und ihre Erhaltung genau beschrieben. Leider hat eine barbarische Hand sich an derselben arg versündigt, indem sie auf recht rohe Weise die alte dunkelgrüne Patina entfernte und dabei auch die Feinheiten in der Modellierung des Körpers und seiner zarteren Theile schonungslos vernichtete. Aus der genauen und richtigen Beschreibung der Figur und aus Vergleichung mit Bildwerken ähnlicher oder gleicher Stellung erzielt der Verfasser die richtige Deutung derselben. Darnach stellt die Statue „das Bild eines Siegers im Fünfkampfe vor, der in scheuer Ehrfurcht vor den Gott hintritt, ihm für den errungenen Sieg zu danken.“ Auf Grund dieser zutreffenden Deutung der Statue und aus Vergleichung mit anderen erhaltenen Werken der griechischen Plastik kommt der Verfasser dann auch zur richtigen Beurtheilung ihres Stiles. Dr. Schneider erklärt sie für ein griechisches Kunstwerk der polykletischen Schule, kann sich aber infolge der argen neuen Überarbeitung nicht entscheiden, ob ein Original oder nur ein treuer Nachguß eines solchen vorliegt.

Digitized by Google

Im dritten Theile wird ein dieser Deutung scheinbar entgegenstehender Umstand entkräftet und erklärt. Die Statue trägt nämlich am rechten Oberschenkel eine eingeschnittene lateinische Inschrift, die besagt, dass zwei Freigelassene, Aulus Publicius Antiochus und Tiberius Barbius Tiberi(a)nus dieselbe geweiht haben. Die Echtheit dieser Inschrift wurde früher nie bezweifelt, und selbst Professor Mommsen, der unbestritten als die erste Autorität in der römischen Epigraphik gielt, hat sich früher für die Echtheit ausgesprochen. Aber eine abermalige, sorgfältige von ihm im Vereine mit anderen Kennern vorgenommene Prüfung der Inschrift führte zu einem anderen Resultate. Mommsen und Hirschfeld erklären nun, „dass die Inschrift, sowie wir sie sehen, von einer Hand des 16. Jahrhunderts herrührt." Damit aber lösen sich die Schwierigkeiten keineswegs. Denn der Inhalt der Inschrift kann nicht von einem Fälscher des 16. Jahrhunderts erdacht sein. Die Beobachtung, dass alle ähnlichen bekannten griechischen wie etruskischen Inschriften Graffiti, meist flüchtig in die Bronze mit dem Stichel eingeritzte Schriftzüge, waren, und dass ein technisches Analogon für die Inschrift, wie sie jetzt vorliegt, aus dem Alterthume sich nicht erbringen lässt, veranlassten schon Mommsen, die Vermuthung auszusprechen, dass auch die Inschrift an unserer Statue ursprünglich ein Graffito war. Schneider nimmt nun an, dass erst bei der barbarischen Überarbeitung, welche die Statue im 16. Jahrhunderte zu erleiden hatte, auch diese früher als Graffito vorhandene Inschrift in einer dem antiken Gebrauche so entgegengesetzten Art hergestellt worden sei. In der That erscheinen durch diese Annahme alle Schwierigkeiten gelöst. Wie aber dieses griechische Kunstwerk von Griechenland weg nach Norden gelangte, entzieht sich unserer Kenntnis. Wahrscheinlich war die Figur von den zwei genannten Freigelassenen in Aquileja erworben und von da nach Virunum gebracht worden. Wenigstens ist das Geschlecht der Barbier, dem der eine der Donatoren angehörte, an beiden Orten nachzuweisen. Die Statue mag von den Widmern möglicherweise als Geschenk an die Gottheit zu anderen Votivgaben in das Heiligthum, das auf dem Helenenberge stand, gestellt, oder was noch wahrscheinlicher ist, auf einen Gott selbst umgedeutet und als Tempelbild gestiftet worden sein. Jedenfalls in dieser Zeit war die Widmung mit leichten Strichen in das Erz eingeritzt worden. Durch Vergleichung mit verschiedenen Marsdarstellungen und hauptsächlich mit Rücksicht auf ein Mars-Relief in Maria Saal, das offenbar nach unserer Statue copirt ist, gelangt der Verfasser zum Schlusse, dass die Figur im Tempel auf dem Helenenberge den alten norischen Kriegsgott Latobius, der in römischer Zeit dem Mars gleichgesetzt wurde, dargestellt haben dürfte. „Jedenfalls", meint Schneider, „würden die mit unserer Bronze gleichzeitig gefundenen Gegenstände, der runde Schild und das Schlachtbeil, passende Weihgeschenke für eine solche Gottheit sein. Vielleicht erstanden die beiden Freigelassenen unser Erzbild, um es an die Stelle eines alten barbarischen Götzen zu setzen, zu einer Zeit, als das siegreiche Römerthum in friedlichem aber steten Vorschreiten keltische Sitte immer mehr zurückdrängte, als Virunum in seiner Blüte stand und der Statthalter der Provinz, wie auch noch in der ersten Kaiserzeit in seinen Mauern residierte."

Die Ausstattung der Festschrift ist eine in Druck und Illustration sehr splendide und so der Veranlassung und des Widmers höchst würdige. Wir aber können uns nur freuen, dass die schöne und interessante Statue eine solche Publication und einen solch sachkundigen und scharfsinnigen Interpreten gefunden hat, so dass die Resultate, zu denen der Verfasser gelangt, als feststehend und fast durchwegs als unanfechtbar gelten können.

Simon Laschitzer.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

83. Jahrgang.

Nr. 5.

Klagenfurt 1893.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Über einen Visitationsauftrag an den Bischof Christof von Gurk im Jahre 1592. Von Dr. A. Starzer 129

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde. 4. Krapfeld. Von Dr. Richard Müller 140

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen. (Nachtrag.) Von Prof. J. Scheinigg (Fortsetzung) 154

Kleine Mittheilungen:

Aus dem Berichte des Conservators Karl Baron Hauser an die k. k. Centralcommission 155

Neue Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. Von Prof. Dr. F. G. Hann.
1. Die Kirche St. Nicolaus in der Kremsbrücke 161
2. Die Kanzel in der Kirche zu Plaßnitz 161
3. Die Kirche zu Ober-Buch bei Gmünd 162

Zum jüngsten Gerichtsbilde in der Kirche zu St. Lorenzen im Lesachthale. Von Dr. F. G. Hann 162

Literaturbericht.

Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl den Großen. Von Karl Baron Hauser. Besprochen von Dr. F. G. Hann . . 162

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 5. Dreiundachtzigster Jahrgang. 1893.

Über einen Visitationsauftrag an den Bischof Christof von Gurk im Jahre 1592.

Von Dr. A. Starzer in Rom.

Ungemein rasch hatte sich die Lehre Luthers im Laufe eines halben Jahrhunderts in Kärnten verbreitet. Da der Adel wie überall sehr bald fast ausnahmlos der neuen Lehre zugethan war und sich eifrig bemühete, ihr neue Anhänger zu verschaffen, da Mönche, Nonnen und Weltgeistliche, sei es durch den Reiz ungebundener Neuheit, sei es durch die Lust des Fleisches, sei es durch Aussicht auf irdische Vortheile aller Art, sei es — wohl der seltenste Fall — durch innere Überzeugung sich an die Lehren des neuen Evangeliums anschlossen, so folgte auch der Bürgerstand ihrem Beispiele, und das Landvolk wurde, soweit es noch nicht durch den Adel veranlaßt worden war, den Glauben der Väter zu verlassen, gerade durch den Clerus dem Lutherthume zugeführt. Wohl suchte Kaiser Ferdinand I. durch energische Maßregeln dem Umsichgreifen der neuen Lehre Einhalt zu thun, aber die Durchführung dieser Maßregeln hatte nicht den gehofften Erfolg. Dürfen wir einem in die Diarien des Marino Sanuto eingeschalteten Brief vom 13. November 1531 Glauben schenken [1]), so forderten die Maßregeln Ferdinands in diesem Jahre (meines Wissens) die ersten Opfer. In diesen Tagen waren 20 Meilen (wohl italienische) jenseits Villach zwei Schwestern wegen ihres lutherischen Glaubensbekenntnisses in einen Fluss geworfen worden. Darüber entstand bei den Lutheranern eine solche Aufregung, dass die weltliche Obrigkeit

[1]) Abgedruckt im Jahrbuch der Gesellschaft f. d. Geschichte des Protestantismus in Österreich. 4. Jahrg S. 188.

Digitized by Google

es für gut fand, von jeder weiteren Verfolgung der Bekenner der neuen Lehre abzustehen.

Was durch Strenge nicht zu erreichen war, suchte Ferdinand in den letzten Jahren seiner Regierung durch Milde und Reformen zu bewirken; aber erfolglos. Als sein jüngster Sohn Karl in Innerösterreich 1564 die Regierung übernahm, hatte der Protestantismus bereits so sehr das Übergewicht erreicht, daß er die katholische Kirche ganz zu absorbieren drohte. Die Brucker Religions-Pacification von 1572 sowie der Ausschußlandtag zu Bruck 1578 schienen den Bestand der letzteren zu sichern, hatten aber thatsächlich die weitere Ausdehnung des Protestantismus zur Folge. Da die Stände mit ihrem Streben nach religiöser Freiheit auch das Verlangen nach größerer politischer Selbstständigkeit verbanden, daher immer mehr und mehr dem Landesfürsten den Gehorsam versagten, so war Karl gezwungen, der protestantischen Partei schärfer entgegenzutreten, wollte er nicht ganz und gar um sein landesfürstliches Ansehen kommen. Unterstützt wurde er in seinem Streben, die wachsende Macht dieser Partei auf die engsten Grenzen der Brucker Concessionen zu beschränken, eventuell ihr dieselben ganz zu entziehen, durch die Curie, welche 1580 für Innerösterreich eine ständige Nuntiatur in Graz errichtet hatte. Wie weit der Einfluss des Nuntius reichte z. B.[1]) bei Vertreibung der protestantischen Prediger aus St. Veit und Völkermarkt[2]) und bei der Ent-

[1]) Ich beschränke mich nur auf Kärnten.

[2]) Der Nuntius Germanico Malaspina berichtet darüber am 3. Februar 1583 von Graz aus an den leitenden Staatsmann der Curie, den Cardinal Tolomeo Gallio, nach seinem Geburtsort Como gewöhnlich Cardinal von Como genannt. (Orig. im Vat. Archiv. Nuntiature di Germania Bd. 101, S. 12.) Speciell über die Entfernung der Prediger aus St. Veit war er hocherfreut, denn der Protestantismus jener handeltreibenden Stadt bildete für Italien eine stete Gefahr: quella città (St. Veit) è vicina a l'Italia et mercantile et il traffico con italiani; non potrà se non esser di molto giovamento l'haver'la liberata di cosi contagioso morbo. St. Veit war nach den Aufzeichnungen des Cardinals Johann Franz Commendone (der 1563 zum päpstlichen Legaten in Polen ernannt, seinen Weg dahin durch Kärnten nahm, wo er in Villach, St. Veit und Friesach einige Tage verweilte und sich nach der Lage der katholischen Religion erkundigte) nebst Klagenfurt die Stadt Kärntens, in welcher alle Bewohner Protestanten waren. Bei St. Veit macht er die Bemerkung „schon seit fünf Jahren wird keine Messe mehr gelesen". Zu Klagenfurt bemerkte er, das Präsentationsrecht hat der Dechant von (Maria) Saal. — Völkermarkt war damals „sehr katholisch"; wenigstens berichtete man so dem Legaten. Vgl. Graziani, De scriptis invita Minerva. Florentiae 1745/6,

Digitized by Google

fernung des Vicedoms der bambergiſchen Beſitzungen in Kärnten, Johann Friedrich von Hoffmann,[1]) im Jahre 1585 oder bei der

Bd. 2. S. 118. (Graziani, Secretär Commendones, ſchöpfte aus den Original-aufzeichnungen, Ephemerides, ſeines Herrn. Sie ſind nebſt 12 Bänden Correſpondenz Commendones wohl nicht mehr erhalten; vgl. Mittheilungen des Inſtituts f. öſter. Geſchichtsforſchung Bd. 13. S. 666. Anmerkung 1.)

[1]) Vgl. die Bände 9, 12, 14 der Nunt. di Germania im Vat. Archiv, die Weiſungen der Curie an den Nuntius am Kaiſerhofe (ſeit 1584, G Malaspina) enthaltend. Die Weiſungen an den zunächſt intereſſierten Nuntius in Graz, Johann Caligari, Biſchof von Bertinoro, G. Malaſpinas Nachfolger in Graz, aufzufinden iſt mir bis jetzt nicht gelungen. Dieſelben ſind in keiner Überlieferungsform im Vat. Archiv vorhanden. Überhaupt ſteht es mit den Nuntiaturberichten aus dem 16. Jahrh. etwas miſslich in Rom. Es war damals nämlich noch nicht Sitte, daſs die Staatsmänner der Curie und ihre Vertreter an den Höfen Europas nach Ablauf ihrer Amtszeit die amtliche Correſpondenz an die Centralſtelle in Rom ablieferten, ſondern ſie vereinigten ſie mit ihren Familienpapieren und hinterließen ſie ihren Erben. Manche Familie bewahrte dieſe Schätze durch Jahrhunderte hindurch ſorgfältig auf, andere überließen ſie ihrem eigenen Geſchicke. Zu erſteren gehört z. B. die Familie Farneſe. Cardinal Aleſſandro Farneſe, erſt 18 Jahre alt, wurde von ſeinem Großvater Papſt Paul III. (Farneſe) 1537 mit der Führung der geſammten auswärtigen Correſpondenz der Curie betraut; er hatte dieſes Amt bis zum Tode Paul III. 1549 inne. Durch Cardinal Aleſſandro gelangten dieſe päpſtlichen Papiere an das Haus Farneſe und wurden deſſen Archive einverleibt, das in Parma, dem Sitze des Geſchlechtes, verwahrt wurde. 1735 nahm ſie der Erbe der Farneſe, Karl von Spanien, nach Neapel mit, von wo nur ein kleiner Theil 1759 nach Parma zurückgeſtellt wurde. Die nach Neapel gebrachten Papiere ſind heute im Archivio grande daſelbſt aufbewahrt und bilden den Fond Carteggio farnesiano. Die nach Parma zurückgebrachten befinden ſich im Archivio di stato daſelbſt und bilden den gleichfalls Carteggio Farneſiano genannten Fond dieſes Archivs. Nur ein verſchwindend kleiner Theil, für politiſche Geſchichte faſt belanglos, blieb in Rom zurück; er gehört hauptſächlich der Zeit nach 1549 an und wurde von Conſalonero, dem Cuſtos des Engelburg Archives in Rom, in den erſten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts geſammelt; da das Engelsburg-Archiv im vorigen Jahrhundert mit dem Vaticaniſchen vereinigt wurde, befinden ſich dieſe Papiere (Carte farnesiane) jetzt in letzterem. — Um noch ein Beiſpiel zu geben, ſei auf das in Kärnten und Friaul begüterte Geſchlecht Porcia hingewieſen. Zwei Mitglieder dieſes Hauſes, Bartolomäus und Gerolamo (Hieronymus), waren Nuntien in Deutſchland; erſterer in Wien und Köln von 1573 bis 1578. Seine Berichte nach Rom finden ſich zum Theil in den Bänden 80, 81 und 82 der Nuntiature di Germania im Vatic. Archiv; die Weiſungen der Curie an ihn vereinigte er mit ſeinem Archive und blieben Eigenthum der Familie. Heute iſt ein Theil davon im Beſitze des mit den Porcia verwandten Marcheſe Paul von Colloredo (in Colloredo di Monte Albano bei Udine), der ſie in dankenswerter Liberalität den Hiſtorikern zur Verfügung ſtellt. Er beſitzt auch einen Theil von Bartolomäus Original-Regiſter. (Ein Band dieſer Regiſter iſt im Vat. Archiv. Nunt. di Germa 82 A.)

Digitized by Google

Rückkehr des Grafen Kollnitz zur katholischen Kirche im Jahre

Es war nämlich schon vom Beginne der Institution ständiger Nuntien Usus, dass sie ihre an die Centrale gesandten Berichte in chronologisch geordnete Bücher eintrugen, Registri genannt. Die erste Erwähnung solcher Registri finde ich im Jahre 1538. Am 8. Mai d. J. schreibt der Nuntius in Frankreich, Filiberto Ferrerio, Bischof von Ivrea, an Cardinal Farnese: ho visto nel mio registro quello, ch'io scrissi in cifra delle cose d'Angelterra. (Vat. Archiv. armarium VIII. vol. I.). Im Laufe der Entwicklung der Institution ständiger Nuntien, ich vermag das Jahr nicht anzugeben, wurde die Führung solcher Registri den Nuntien zur Pflicht gemacht. An der Curie selbst wurden von den an die Nuntien ergangenen Weisungen anscheinend nicht regelmäßig Registri geführt, wenigstens sind bis jetzt nur die M. Minucis bekannt geworden. (Vgl. Anm. 2 der nächsten Seite.) Dafür bewahrte man aber die Concepte mehr oder weniger sorgfältig auf, die bisweilen, unbestimmt zu welchem Zwecke, durch Copien vervielfältigt wurden. Ich kehre zurück zu den Nuntien aus dem Hause Porcia und komme auf Girolamo. Er war von 1592 bis 1607 Nuntius in Graz. Die nach Rom gesandten Berichte sind zum Theil in dem (seit dem Winter 1891 mit dem Vaticanischen Archive vereinigten) Archiv des Hauses Borghese, zum Theil wohl verloren. Die Originalregister sowie die Weisungen der Curie an ihn bewahrte er auf und vererbte sie auf die Nachkommen seines Hauses; der Zweig des Hauses, welchem sie bei einer Theilung zugefallen waren, veräußerte sie vor einigen Jahren; heute sind sie Eigenthum der Biblioteca nazionale in Florenz.

Andere Familien hatten weniger Acht; so z. B. die venetianische Familie Delfino. Ebenfalls zwei Mitglieder dieses Hauses waren Nuntien in Deutschland; Zacharias unter Ferdinand I, Johann unter Maximilian II. Das Familienarchiv in Bassano besitzt nicht ein Stück dieser beiden. — Nur wenige Staatsmänner hinterließen ihre diplomatische Correspondenz direct der Curie; so Alcander, Erzbischof von Brindisi und Cardinal Johann Morone, beide Nuntien am Kaiserhofe. (Vgl. Nuntiaturberichte aus Deutschland 1. Abtheilung. Bd. 2 und Bd. 3., Gotha 1892 ff.). Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, welche Mühe es kostet, die diplomatischen Acten der Curie des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts zu sammeln. An der Curie selbst wurden sie planmäßig aufbewahrt seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Schon Pius IV. (1559—1565) gedachte, wie sich aus den Consistorialacten ergibt, im Vatican ein Archiv zu gründen, wo die diplomatische Correspondenz hinterlegt werden sollte. Doch er starb vor der Ausführung dieses Planes; seine Nachfolger Pius V. (1566—1572) und Gregor XIII (1572—1585) nahmen den Gedanken wieder auf, ohne ihn jedoch durchzuführen (Mailand, Biblioteca Ambrosiana F. inf. 42 Nr. 28). Paul V. (1605—1621) dachte gleichfalls an die Gründung eines solchen Archivs; doch es kam nur zur Scheidung von Vatic. Archiv und Vatic. Bibliothek, in welch letzterer bisher fast alle handschriftlichen Schätze ohne Rücksicht auf ihren Inhalt aufbewahrt waren. Erst Urban VIII (1623—1644) bestimmte, dass die Staatsmänner der Curie ihre amtliche Correspondenz bei Strafe der Excommunication an das Vaticanische Geheimarchiv, heute gewöhnlich Vaticanisches Archiv kurzweg genannt, abzuliefern haben. Die Nachkommen der bereits verstorbenen Staatsmänner wurden aufgefordert, Abschriften der in ihrem Besitze befindlichen Acten diesem neuen Theile des Vat. Archivs einzuliefern; manche thaten es, viele konnten nicht oder es fehlte

Digitized by Google

1582[1]) vermag ich nicht anzugeben. Entschieden ist es aber den Vorstellungen des Nuntius zuzuschreiben, dass Papst Clemens VIII. im Jahre 1592 dem Patriarchen von Aquileja und dem Erzbischof von Salzburg befahl, Kirchenvisitationen vorzunehmen in den Theilen ihrer Diöcese, welche in den Ländern des (noch minderjährigen) Erzherzogs Ferdinand liegen. Über die Person des Visitators war die Curie einige Zeit schwankend. Zunächst dachte man an die Absendung eines eigenen päpstlichen Visitators, ähnlich wie Pius V. dem Grafen Bartolomäus Porcia die Visitation der Länder des Erzherzogs Karl übertragen hatte; dann aber entschloss man sich, den Salzburger Antheil durch den Erzbischof von Salzburg Wolf Dietrich von Reitenau, den von Aquileja durch den Patriarchen visitieren zu lassen[2]). Wohl sprach gegen den Erzbischof

---

der Wille. So kam keine Copie o. dgl. in das Vat. Archiv aus der Correspondenz des Cardinals Cinthius Aldobrandini (nach seiner Titelkirche S. Giorgio gewöhnlich Cardinal S Giorgio genannt, Nepote Papst Clemens VIII. 1592—1605) mit den Nuntien und Kirchenfürsten. Sie kam nebst andern Theilen des Familienarchives der Aldobrandini nach dem Aussterben dieses Zweiges der Aldobrandini im 17. Jahrhundert an das verschwägerte Haus der Borghese. Hier waren diese für die Geschichte der religiösen Bewegung in Österreich so wichtigen Documente vereinigt mit denen aus dem nächstfolgenden Pontificate, in welchem der Nepote Papst Paul V., Cardinal Scipio Caffarelli Borghese, die Geschäfte der Curie führte, bis sie in unseren Tagen der Vatican erwarb und dem Vat. Archiv einverleibte. Hier bilden sie die Abtheilung Borghesiana. In ihr findet sich auch die Correspondenz des Bischof Christof von Gurk mit Cardinal Cinthius Aldobrandini und M. Minucci, welche ich in der hier vorliegenden Abhandlung als Quelle benützte. Eine andere Quelle waren die gleichfalls im Vat Archiv aufbewahrten **Nuntiature di Germania**; über sie vgl. Friedensburg im I. Bde der I. Abth. der Nuntiaturberichte aus Deutschland, Gotha 1892, S. XVI. ff — Die hier in Betracht kommende Correspondenz ist in italienischer Sprache abgefasst.

[1]) **Nunt. di Germ.** 100 f. 513!

[2]) Minucci an den Patriarchen von Aquileja 1593 Jänner 16. Rom in **Lettere di Monsre Minucci** Bd I. f. 387. — Über Minuccio Minucci (latinisiert **Minutius de Minutiis**) vgl. **Memorie intorno alla vita di Monsre Minuccio Minucci, arcivescovo di Zara ... descritte dal conte Federigo Altan de' conti di Salvarolo, Venezia 1757** (ein ziemlich ausführlicher Auszug davon in Liruti, **Notizie delle vite ed opere scritte da'letterati del Fruili. Venezia 1830, Bd. 14.** S. 425—440) und Hansen im I. Bde der 3. Abth. der Nuntiaturberichte aus Deutschland, Berlin 1892 S. 736—743. — Einen großen Theil der Originalregister Minuccis erwarb im verflossenen Herbst die k. preußische Archivverwaltung für das historische preußische Institut in Rom. Für die freundliche Erlaubnis die Bände einsehen zu können, bin ich dem ersten Secretär dieses Instituts, Herrn Prof. W. Friedensburg zu Dank verpflichtet. (Citiert **Lettere di Monsre Minucci**).

Digitized by Google

sein bisheriges Verhalten. Nach dem Tode des Georg von Kuenburg im Jahre 1587 zum Erzbischof erhoben, zeigte er sich zunächst strenger als sein Vorgänger gegen die Lutheraner und erliefs am 3. September 1588 ein scharfes Edict gegen sie [1]); doch bald erlahmte sein Eifer. Deshalb mufste der Bischof von Chiemsee, Sebastian Cattaneus, als er 1592 für Wolf Dietrich die Visitatio limirum apostolorum in Rom vollzog, aus dem Munde des neugewählten Papstes Clemens VIII. so manches bittere Wort über dieses Verhalten seines Metropoliten hören. Wessen der Papst Wolf Dietrich beschuldigte und was er an ihm zu tadeln hatte, können wir nur aus dem Rechtfertigungsschreiben des Erzbischofs an den Papst vom 17. Juni 1592 aus Salzburg [2]) schliefsen. Einer der Hauptpunkte in diesem Schreiben ist die Verwahrung W. Dietrichs, dafs er „in einer ihm gehörigen Stadt Kärntens“ [3]) einen protestantischen Prediger dulde; er weist ferner darauf hin, dafs er wiederholt in Kärnten auch in solchen Theilen die in temporalibus unter der Jurisdiction des Erzherzogs stehen, gegen die Häretiker eingeschritten sei u. zw. so, dafs der nun verstorbene Erzherzog Karl ihn zur Mäfsigung ermahnte, da er fürchtete, darob könnten heftige Unruhen entstehen. Zum Schlusse seines Schreibens gibt Wolf Dietrich zu, dafs er für die Religion in Kärnten weniger gesorgt habe: seine Diöcese sei eine weitausgedehnte, es sei nöthig gewesen das eigene Land von den Häretikern zu reinigen, doch habe er in den Klöstern und Pfarreien der Steiermark die alte Ordnung wiederhergestellt; eben dasselbe gedenke er demnächst in Kärnten zu thun.

Die curialen Kreise hofften, ein ermahnendes Breve würde den Erzbischof anspornen, den gleichen Eifer für die katholische Religion wie einst zu zeigen und die Visitation im Sinne der Curie durchführen. Minucci [4]) wurde beauftragt, eine diesbezügliche Instruction

[1]) Lünig, Spicilegium Ecclesiasticum Bd. I. S. 1041 Nr. 71. und Joh. Bapt. de Gasparis, Archiepiscoporum Salisburgensium res adusque Westphalicos conventus in Lutheranismum gestae, Venetiis 1779. S. 171.

[2]) Orig. im Vat. Arch. Borghese. III. 68[a] (nicht foliiert).

[3]) Der Name der Stadt wird nicht genannt; ich vermuthe Friesach; denn stets wird von Seiten der Nuntien am Kaiserhofe wie in Graz geklagt, dafs in dieser Stadt der Erzbischof den Protestantismus dulde. Am 1. October 1582 brannte Friesach vollständig ab. Nuntius G. Malaspina meldete das Unglück der Stadt nach Rom und fügt hinzu, seit fünf Jahren sind alle Bewohner Häretiker. (Nunz. di Germ. Bd. 100 f. 575).

[4]) über Minucci und C. Aldobrandini vgl Anm. S. 135 und 137.

Digitized by Google

auszuarbeiten und sie dem Cardinal Cinthius Aldobrandini vorzulegen. Minucci meinte, die Visitation sollte sich nicht nur auf Kärnten erstrecken, sondern auf alle Länder des Erzherzogs Ferdinand, soweit sie zum Salzburger Kirchensprengel gehörten. Bei der Visitation sollte sich der Erzbischof des Beistandes eines oder mehrerer Kanoniker oder Prälaten bedienen, die aber nicht aus den Ländern des Erzherzogs sein sollten; nur als Assistent sollte ein diesen Ländern angehöriger Archidiacon oder Prälat beigezogen werden. Sämmtliche Klöster sollten nicht nur mit Rücksicht auf ihre ihnen incorporierten Pfarren und Kirchen visitiert werden, sondern auch mit Rücksicht auf ihren Personalstatus, auf die Beobachtung der Ordensregel u. dgl. Als Metropolitan sollte der Erzbischof dann die Bisthümer Gurk, Lavant und Seckau visitieren: bei den ersteren Bisthümern wäre vor allem darauf zu sehen, ob die Pfarren den Seelsorgern den nöthigen Lebensunterhalt liefern; wo dies nicht der Fall ist, aber von den Häretikern noch nicht alle einfachen Benefizien entfremdet sind, sollten diese mit den Pfarren vereinigt werden.

Am Schlusse dieses Entwurfes der Instruction bemerkt Minucci, vor Absendung der Instruction wäre es angezeigt, mit dem Erzbischof zu verhandeln, ihn um seine Meinung zu fragen, und sollte er aus irgend welchem Grunde die Visitation ablehnen, den Nuntius in Graz damit zu beauftragen. Dieser sollte dann auch die dem hl. Stuhl unmittelbar unterstehenden Häuser der Malteser, des Deutschen Ordens, das Kloster S. Lambert und das Bisthum Laibach visitieren [1]).

Thatsächlich wollte der Erzbischof von einer durch ihn selbst vorzunehmenden Visitation nichts wissen und schlug den Bischof von Gurk, Christof Andreas von Spaur, als seinen Vicar vor [2]). Die Curie gieng auf diesen Vorschlag ein, war doch Christof ihr bekannt als ein der Schäden des Landes kundiger und für die katholische Religion eifrig bemüther Prälat [3]). Christof wurde im Namen des Papstes vom Cardinal C. Aldobrandini aufgefordert, dieses Amt anzunehmen [4]). Er lehnte nicht ab, wies jedoch in einem vertraulichen Schreiben an

[1]) Orig. im Vat. Arch. Borghese. III 68a.

[2]) Bischof Christof an den Papst 1593 Februar 6. Straßburg. Orig. im Vat. Arch. Borghese. III. 68b f. 56.

[3]) Minucci an den Patriarchen von Aquileja 1593 Jänner 16. Rom in Lettere di Mons^re Minucci Bd. I. f. 387.

[4]) Das Concept des Schreibens Aldobrandinis an Christof findet sich in Rom nicht. Kunde über diese Vorgänge geben die einleitenden Worte des gleich zu erwähnenden Briefes Christofs an Aldobrandini.

Digitized by Google

Cardinal C. Aldobrandini vom 16. September 1592 ddo. Straßburg [1]) auf die Schwierigkeiten hin, welche sich der geplanten Visitation entgegenstellen dürften. Er führte aus, dass in dieser Provinz durch 40 Jahre keine allgemeine Visitation vorgenommen worden ist, weshalb die Geistlichen so tief gesunken sind, dass man sie nicht mehr Geistliche oder Priester nennen könne, sondern sie Naturungeheuer nennen müsse, die sich nicht einmal bekehren würden, öffnete sich vor ihren Füßen der Abgrund der Höhle, um sie zu verschlingen [2]). Viele von ihnen sind Katholiken mit den Katholiken, Protestanten mit den Protestanten, und durch ihre Charakterlosigkeit und ihr scandalöses Leben veranlassen sie viele von dem einzig wahren Glauben abzufallen. Er weist dann auf den Mangel an tüchtigen Geistlichen hin, der stets fühlbarer wird, da keine Seminare vorhanden seien, auf den noch immer geduldeten Gebrauch des Kelches, den rasch zu beseitigen nicht rathsam sei [3]). Zu beklagen sei, fährt er fort, dass die Häretiker so viele Concessionen bereits erhalten haben, infolge dessen sie glauben, niemanden mehr gehorchen zu müssen, und dass zwischen den geistlichen und weltlichen Fürsten Streitigkeiten sind wegen der Vermögens- und geistlichen Rechte der Kirchen (Temporalia und Spiritualia). Wo nur letztere die Bischöfe haben, beanspruchen die Laien freies Verfügungsrecht über erstere nach ihrem Gutdünken. Zum Schlusse weist er auf die exemten Klöster hin die sich jeder Visitation weigern. Würden nun die nicht exemten Klöster visitiert und reformiert, die exemten aber nicht, so entstünde dadurch eine fürchterliche Verwirrung und der Erfolg der ganzen Visitation wäre ein sehr geringer.

Zur Überwindung dieser Schwierigkeiten meinte er, dass er oder wer immer zum Visitator bestellt werde, nicht vom Erzbischof von Salzburg mit gewissen Machtbefugnissen ausgestattet werde, sondern

[1]) Orig. im Vat. Arch Borghese. III. 68b f. 114.

[2]) Ii preti sono deventati tanto tristi et scelerati et scandalosi ma monstri della natura et sono cosi inveterati nel mal, che si vedessero l'inferno aperto per devorarli, non si convertirebero.

[3]) Bischof Christof wollte im Gegensatz zu seinem Vorgänger Bischof Urban v. Österreich (Brandstetter) von der Ausspendung des Altarssacramentes unter beiden Gestalten nichts wissen und hob bald nach seinem Amtsantritt den Gebrauch des Kelches auf; er hebt hier auch hervor, che nel mio vescovato la (la concessione del calice) ho levato affatto. — Von Bischof Christof enthält der Bd. VII. des Armarium 64. des Vat. Archives ein Gutachten über die Unzulänglichkeit des Gebrauches des Kelches.

Digitized by Google

vielmehr die Gewalt eines päpstlichen Commissärs haben müsse, um reformieren, entsetzen und providieren zu können auf Grund der Canones der Concilien, hauptsächlich jener des Concils von Trient; ferner müsste der Visitator die weitgehendsten Facultäten haben ähnlich denen der Nuntien in Deutschland u. zw. deshalb, weil viele so sehr in Censuren und in Irregularität verfallen sind, dass sie ein bloßer Visitator im Namen des Erzbischofes nicht dispensieren könnte. Endlich gäbe es so viele Fälle, wo rasche Entscheidung allein Erfolg hat; müsste er sich jedesmal nach Salzburg oder gar nach Rom wenden, gehe die kostbarste Zeit verloren und zuweilen auch der gute Wille so mancher, die sich bessern wollten. Von der Curie wäre ein tüchtiger Theologe dem Visitator beizugeben. Auch sei zu überlegen, wie die sich ergebenden Kosten gedeckt werden könnten.

Da eine der Hauptursachen der steten Abnahme des Katholicismus der Mangel an gebildeten katholischen Geistlichen war, sollte, führt Christof aus, dem Visitator das Recht zustehen, von dem Collegium Germanicum in Rom [1]) und von den Seminarien in Wien und Graz je nach Bedarf Geistliche zu verlangen, um erledigte Pfarren zu besetzen: das Seminar in Salzburg decke nicht einmal den Bedarf für Salzburg selbst.

Der Visitator sollte den Gebrauch des Kelches behutsam zu beseitigen trachten. In allen seinen Bestrebungen sollte er von der weltlichen Macht unterstützt werden: deshalb wäre Erzherzog Ernst vom Papste durch ein Schreiben aufzufordern, sobald der Visitator seine Hilfe anrufe, ihm dieselbe angedeihen zu lassen, die nicht in Befehlen allein bestehen sollte, sondern in geeigneten Mitteln die Ungehorsamen zum Gehorsam zu zwingen „in diesen von der Häresie vollständig ver-

[1]) Das Collegium Germanicum wurde 1552 durch Papst Julius III. auf Veranlassung des h. Ignaz v. Loyola und des Cardinal Marone gegründet zur Heranbildung frommer, seeleneifriger, an Wissenschaft und Tugend ausgezeichneter Priester deutscher Nation. Gregor XIII. dotierte 1573 das Colleg so, dass mindestens 100 Zöglinge aus sämmtlichen Theilen des deutschen Reiches un erhalten und in Theologie und Philosophie unterrichtet werden konnten. Trotz der im vorigen Jahrhundert erlittenen Einbußen an Besitz ist die Zahl der Zöglinge auch heute noch bei hundert. Sie sind leicht kenntlich unter der großen Anzahl der jungen und alten Theologen Roms durch ihre Kleidung — ein scharlachrother Habit. — Im Cod. Ottob. der Bibl. Vaticana 2473 findet sich fol. 88. ff. eine Relatio status collegii Germanici für Papst Sixtus V. Unter den 113 namentlich aufgezählten Zöglingen befindet sich auch ein Kärntner Michael Michetz aus der Aquilejer Diöcese, 23 Jahre alt, seit 1584 Mitglied des Colleg, Theolog im zweiten Jahr.

Digitized by Google

derbten Landen". Zugleich könnte der Papst versuchen, die Streitigkeiten zwischen den geistlichen und weltlichen Fürsten über die Vermögens- und geistlichen Rechte der Kirche beizulegen. Endlich sollte dem Visitator der Titel apostolischer Commissär zuerkannt werden, damit auch die exemten Klöster visitiert werden könnten. Bischof Christof versichert, dass er für seine Person sich diesen Titel nur dann beilegen würde, wenn gegebenen Falls seine Autorität als Vicar seines Erzbischofes zu gering wäre. Diese Gewalt hätte sich nur auf den Theil Kärntens zu erstrecken, welcher zur Salzburger Diöcese gehört, nicht aber auf das Gebiet des Patriarchen von Aquileja, wo es um die Religion auch nicht besser bestellt ist [1]).

Am selben Tage, an welchem Christof diesen seinen Brief an Cardinal C. Aldobrandini absasste, erhielt er vom Erzbischofe aus Salzburg die Aufforderung, sich in der Metropole einzufinden, damit sie über die Visitaton persönlich verhandeln könnten [2]). Christof beeilte sich dieser Aufforderung nachzukommen. Wolf Dietrich ernannte ihn zu seinem Vicar und Stellvertreter in spiritualibus in Kärnten, wollte aber von einer Deckung der Christof erwachsenden Auslagen nichts wissen; nur zu einer Unterstützung seiner Zeit erklärte er sich bereit und wies auf den ewigen Lohn hin, welcher seiner wartete für diese Bemühungen zur Rettung so vieler Seelen. Der Vermittlung des Bischofes von Chiemsee war es zu danken, dass die Verhandlungen an diesem Punkte nicht scheiterten. Christof erklärte sich bereit, für die Dauer eines Jahres aus Eigenem die Auslagen bestreiten zu wollen; überstiegen diese seine Mittel, so wolle er sich wieder auf die Verwaltung seines kleinen Bisthums (vescovatello) beschränken [3]).

Ungewöhnlich rasch war man an der Curie über die Christof zu ertheilenden Facultäten schlüssig geworden, wobei man vollständig seinen Wünschen zu entsprechen suchte. Papst Clemens VIII. ernannte ihn Ende 1592 zum Visitator und apostolischen Commissär in Ober- und Unterkärnten und in der Steiermark, soweit diese Länder zur Salzburger Diöcese gehörten, für die Dauer der Visitation, eventuell bis auf Widerruf von Seite des Papstes. Als solcher konnte er so

[1]) in quella parte è il medemo stato (della religione).

[2]) Postscript zu dem Briefe vom 26. September a. a. O.

[3]) Christof an Minucci 1592 October 24. Straßburg. Orig. im Vat. Arch. Borghes. III. 68b f. 40. — Zwischen Christof und Minucci waren in der Visitationsangelegenheit bereits mehrere Briefe gewechselt worden, wie sich aus den einleitenden Worten dieses Briefes ergibt. Ich fand von ihnen in Rom keine Spur.

Digitized by Google

oft es ihm gutdünkte, 1. Collegiat-, Pfarr- und andere Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöster, Priorate, Propsteien und Hospitäler, mochten sie exemt sein oder nicht, visitieren, ihre jeweiligen Inhaber in capite quam in membris reformieren, corrigieren, doch nie in Widerspruch mit den h. Canones; 2. verfallene Kirchen, Möchs- und Nonnenklöster, die verlossen oder dem Aussterben nahe waren, wiederherstellen, herumwandernde Religiosen zur Residenz verhalten, ihnen aber auch einen neuen Aufenthaltsort anweisen oder sie in ein anderes Kloster versetzen; überhaupt die Zahl der Bewohner eines Klosters vermehren oder vermindern, an Kirchen Schulen errichten, bei Hospitälern die Zahl der aufzunehmenden Kranken entsprechend ihrer Dotation festsetzen, überhaupt alles thun, was zur Ehre Gottes, zum Nutz und Frommen des Landes, zur Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes ihm das beste erscheine; 3. gegen Häretiker, Schismatiker und Rebellen, mögen sie dem Laien- oder geistlichen Stande angehören, bei letzteren, selbst wenn sie exemt sind, den Process einleiten, ohne Rücksicht auf Stand und etwaige Privilegien, sei es, dass er selbst als Ankläger auftritt, sei es auf Grund einer vor ihm erhobenen Anklage, endlich sei es im summarischen Verfahren. Gegen die den canonischen Bestimmungen entsprechende oder ihm gut dünkende Buße und Strafe, welche er über solche Personen verhänge, gibt es keine Appellation; 4. in allen Kirchen-, Ehen-, Beneficial-, Civil- und bürgerlichen, sowie gemischten Prozessen, auch in solchen gegen Exemte Delegierte erwählen, die Termine bestimmen und vorgehen nach eigenem Ermessen, ohne Präjudiz für den Erzbischof von Salzburg, der nach den Decreten des Tridentiner Concils die erste Instanz bildet. Gegen seine Entscheidung gibt es keine Appellation; 5. jeden vorladen durch öffentliche Bekanntmachung; 6. jedem beliebigen Richter verbieten, unter Censuren oder kirchlichen oder Geldstrafen, in einem Processe weiter vorzugehen; 7. Censuren und Strafen verhängen über Ungehorsame und Rebellen, das kirchliche Interdict aussprechen und die weltliche Macht um ihre Hilfe angehen; 8. in Processen Subdelegierte bestellen mit gleicher oder beschränkter Machtvollkommenheit; 9. die Restitution aussprechen gegen Verjährung; 10. von Eiden absolvieren; 11. Censuren und Strafen ganz oder unter gewissen Voraussetzungen nachlassen; 12. Verwalter des Vermögens von Kirchen bestellen nach den Bestimmungen des Concils von Vienne; [1])

[1]) Clement 2 de relig. dom. III. 11. am besten in der Richter'schen Ausgabe des Corpus iuris canonici tom 2.

Digitized by Google

13. Urtheile sprechen, Contracte und gerichtliche Entscheidungen cassieren; 14. Absolution ertheilen a) allen jenen, die persönlich darum ansuchen, von Häresie, Apostasie, wirklicher oder mentaler Simonie, wissentlich oder unwissentlich begangen bei Erwerbung von Beneficien oder zur Erlangung von Weihen; b) jenen, welche im Kriege niemand mit eigener Hand getödtet haben; c) jenen, welche sich Gewaltthätigkeit erlaubt hatten gegen Cleriker und Priester, ausgenommen aber jene, welche Bischöfen körperliche Verletzungen zugefügt haben; d) jenen, welche unrechtmäßig oder vor Erlangung des gesetzlichen Alters die niedere oder gar die Priesterweihe und endlich jenen, welche mit Überspringung niederer Weihen eine höhere Weihe zu erhalten wußten; e) jenen, welche im Besitze von Beneficien innerhalb der vorgeschriebenen Zeit sich nicht zu Priestern ordinieren ließen, aber doch die Beneficien behielten und den Fruchtgenuß davon bezogen; f) jenen, welche die canonischen Horen zu beten vernachlässigten; g) Häretikern, aber nicht rückfälligen, nach vorhergegangener Abschwörung, die je nach seinem Ermessen öffentlich oder geheim geschehen kann; h) Abtrünnigen, wenn sie reuig zurückkehren; i) jenen, welche sich der Simonie bei Erwerbung von Beneficien schuldig gemacht haben, doch nur, wenn sie diese aufgeben; ausgenommen sind Religionsfrevler und alle, die Kirchengüter unrechtmäßig sich aneigneten; k) von allen Sünden und Censuren auch solchen, welche dem apostolischen Stuhl reserviert sind, ausgenommen die in der Bulle „In Coena domini“ näher bezeichneten;[1]) l) Excommunicierten und jenen, die mit kirchlichen Sentenzen, Censuren, kirchlichen und weltlichen Strafen belegt sind, wenn sie die auferlegte

[1]) Die Bulle in Coena Domini oder auch Bulla Coenae Domini genannt, ist eine Sammlung von Excommunicationssentenzen, die von den Päpsten alljährlich am Gründonnerstag feierlich verkündet wurden Die Entstehung der Bulle reicht ins 12. Jahrh. zurück; das erste uns bekannte Exemplar gehört Urban V. an und stammt aus dem Jahre 1364; sie enthält sieben reservierte Fälle. Daß alle in dieser Bulle erwähnten Fälle dem Papst reserviert sind, erklärte ausdrücklich Martin V. im Jahre 1420. Die Zahl dieser Fälle stieg bis auf 21, wurde von Paul V. 1610 auf 20 herabgesetzt, die auch in der letzten Fassung vom Jahre 1627 beibehalten wurden. Solche reservierte Fälle sind z. B.: Freisprechung bei Beeinträchtigung und Störung der kirchlichen Gerichtsbarkeit, bei Seeräuberei im päpstlichen Meere u. s. w. Pius V. (1566—1572) wollte, daß diese Bulle in der ganzen Christenheit verkündet werde, stieß aber selbst bei streng katholischen Fürsten wie Philipp II. von Spanien auf Widerstand. Papst Clemens XIV. ließ sie 1770 auch in Rom nicht mehr verkünden und Pius IX. hob ihre rechtliche Verbindlichkeit auf. (Vgl. Hausmann M., Geschichte der päpstlichen Reservatfälle, Regensburg 1868).

Digitized by Google

Buße verrichten; m) von Irregularität ausgenommen jenen, welchen infolge von Mord, Majestätsbeleidigung, Bigamie darin verfallen sind; 15. dispensieren wegen Inhabilität und Infamie; 16. die Erlaubnis geben, dass Besitzer von kirchlichen Beneficien von ihrem Erzbischofe oder dessen Stellvertreter oder mit Ermächtigung desselben von irgend einem katholischen Kirchenvorsteher, der von dem apostolischen Stuhl dazu überhaupt die Vollmacht hat und in der betreffenden Diöcese residiert, an irgend welchen drei Sonntagen oder Festtagen auch außerhalb der bestimmten Zeit die Weihe erhalten; 17. kirchliche Beneficien verleihen, auch solche die mit Seelsorge verbunden sind, welche dem Verfügungsrechte des Salzburger Erzbischofes, des Capitels von Salzburg, der Äbte oder anderen auch exemten Personen unterstehen, selbst in den Monaten, in welchen solche Beneficien dem apostolischen Stuhl reserviert sind;[1]) 18. dispensieren a) wegen defectus natalium, aber nur dann, wenn der betreffende frei ist von der väterlichen Incontinenz und durch Gelehrsamkeit und gute Eigenschaften sich auszeichnet; b) wegen physischer Gebrechen, wenn sie nicht derart sind, dass durch sie bei der Gemeinde Anstoß, Ärgernis, Anlass zu Spott gegeben und dadurch die Ehrfurcht von den heiligen Handlungen oder dem Ansehen und der gedeihlichen Wirksamkeit des geistlichen Standes Eintrag gethan werden könnte. Ist dies nicht der Fall, so kann er die so Dispensierten zu Priestern ordinieren und ihnen kirchliche Beneficien mit oder ohne Seelsorge übertragen; 19. Eheleute dispensieren wegen Verwandtschaft im dritten oder vierten Grade, wenn sie vor Eingehung der Ehe dieses Hindernis nicht kannten oder doch die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass sie davon keine Kenntnis hatten; die Kinder solcher Ehen sind legitim; 20. Kranken erlauben, in der vierzigtägigen Fasten und an andern gebotenen Fasttagen Eier, Butter, Käse, selbst Fleisch zu genießen.

Diese Facultäten, die weitgehendsten, welche bisher nach dem Tridentiner Concil je einem apostolischen Commissär gegeben worden waren[2]), veranlassten aber, dass die geplante Visitation in

[1]) Durch das Wiener Concordat von 1448 zwischen Nicolaus V. und Kaiser Friedrich III. waren alle in den ungeraden Monaten (Jänner, März, Mai, Juli, September, November) erledigten Beneficien Deutschlands dem Papste reserviert. Dieses Concordat blieb im ganzen und großen in Kraft bis zur Auflösung des deutschen Reiches.

[2]) Mir sind im vollen Wortlaut nur die für Cardinal Commendone, apostolischen Legat auf dem Reichstage zu Regensburg 1566 bekannt, welche jenen Christofs fast gleich sind. Eine Geschichte der Entwicklung der Facultäten fehlt bis heute.

Digitized by Google

Kärnten durch Bischof Christof nicht durchgeführt werden konnte. Sobald Erzbischof Wolf Dietrich von ihnen Kenntnis erlangt hatte, wandte er sich an den damaligen Regenten der Länder des noch unmündigen Erzherzogs Ferdinand, Erzherzog Ernst, mit der Bitte, den päpstlichen Commissär nicht zu unterstützen, und er selbst fand recht bald Gelegenheit, Bestimmungen „seines Vicars" aufzuheben. Nachdem nämlich Bischof Christof ziemlich viele Pfarreien visitiert und die Inhaber derselben bewogen hatte [1]), den Concubinat, in welchem sie lebten, aufzugeben und ihre Bestätigungen durch den Erzbischof von Salzburg einzuholen, beschloss er, das Benedictinerkloster Ossiach zu visitieren. Dort bekleidete Zacharias Gröblacher „den Katholiken und Häretikern zum Ärgernis" die Würde eines Abtes, führte den denkbar schlechtesten Lebenswandel und „verwaltete die Besitzungen des Klosters aufs unglücklichste". Wiederholt war er von seinem Erzbischof zur Verantwortung nach Salzburg geladen worden, doch nie war er erschienen. So hatte er Grund, die Visitation zu meiden. Er entfloh aus Ossiach beim Herannahen Bischofs Christof, Geld, Kirchenparamente u. s. w. mit sich nehmend und begab sich nach Salzburg. Dort wusste er von dem Erzbischof nicht nur Verzeihung für seinen Ungehorsam zu erhalten, sondern ihn auch zu bestimmen, an Christof den Befehl ergehen zu lassen, in Ossiach keinen Visitationsact vorzunehmen. Christof legte dies alles durch Schreiben vom 6. Februar 1593 dem Papste dar und bat um Unterstützung gegen seinen Erzbischof [2]). Dieser hatte sich gleichfalls nach Rom gewendet, heftig klagend über den päpstlichen Commissär und seinen Vicar, Bischof Christof [3]). Die Curie stellte sich auf Seite Christofs, an welchen am 24. März ein Breve abgieng [4]) „voll von Milde und Besorgnis" [5]). Gleichzeitig scheint der Erzbischof von Salzburg aufgefordert worden zu sein, die Visitation nicht weiter zu stören. Er antwortete am 5. April, dass er die Visitation nicht zu hindern gedenke, sondern im Gegentheile zu ihrer Förderung beab-

[1]) Die Namen der von ihm visitierten Pfarren gibt Christof nicht an.

[2]) Orig. im Vat. Arch. Borghese. III. 68b f. 56.

[3]) Dieser Brief findet sich nicht. Die Nachricht entnehme ich dem Briefe Bischofs Christof vom 6. Februar 1593 an Cardinal C. Aldobrandini. Orig. in Vat. Arch. Borghese. III. 68b f. 58.

[4]) Dasselbe finde ich nicht.

[5]) Am 10. April, acht Tage nach Empfang des Breves, dankt Bischof Christof dafür dem Papste. Orig. in Vat. Archiv. Borghese. III. 68b f. 62.

Digitized by Google

sichtige, sich in nächster Zeit in die Diöcesen von Lavant und Gurk zu begeben, um persönlich gegen die Häretiker einzuschreiten. Bischof Christof aber, der ohne sein, des Metropoliten Wissen und Willen so weitgehende Facultäten erhalten habe, gebrauche diese nicht zur Bekämpfung der Häresie in Kärnten, sondern zur Herabsetzung der erzbischöflichen Würde [1]). Ohne sich um die Curie weiter zu kümmern, gieng Erzbischof Wolf Dietrich einen Schritt weiter: er enthob Bischof Christof seines Vicariats, hieß den Abt von Ossiach in sein Kloster zurückkehren, ernannte zur Untersuchung der Beschwerden, welche gegen den Abt erhoben worden waren, eigene Commissäre, welche ohneweiters die von Bischof Christof angelegten Siegel entfernten und in allen ihren Amtshandlungen auf den von diesem ernannten Commissär keine Rücksicht nahmen [2]). Bevor noch die Curie eine Entscheidung getroffen hatte, war Christof des Streites mit seinem gewaltthätigen und rücksichtslosen Gegner [3]) müde geworden und hatte sich auf sein Bisthum zurückgezogen mit dem Wunsche, daselbst ruhig leben zu können, und dass sich keine Gelegenheit finde, von seinem Metropoliten mit Unrecht verfolgt, mit Unbilden überhäuft zu werden [4]).

Wolf Dietrich ließ durch Erzpriester die Visitation durchführen [5]), welche bekanntlich geringeren Erfolg hatte [6]) als die im Antheil der Aquilejer Diöcese. Hier nahm sie im Auftrage der Curie nicht der greise und gebrechliche, erst vor kurzem von schwerer Krankheit genesene Patriarch von Aquileja, Johann Grimani, sondern dessen Coadiutor Franz Barbaro vor. Er war angewiesen, stets mit dem erfahrenen Bischof von Gurk im Einverständnis vorzugehen [7]). Thatsächlich begab

[1]) W. Dietrich an den Papst. Orig. in Vat. Arch. Borghese. III. 68a.

[2]) B. Christof an den Papst 1593 April 10. Straßburg. Orig. im Vat. Arch. Borghese. III. 68b f. 62 und ebenda f. 64. B. Christof an M. Minucci.

[3]) Vgl. Meyr-Deisinger. Wolf Dietrich von Raittenau, Erzbischof von Salzburg, München 1886.

[4]) B. Christof an M. Minucci 1593 April 10. Straßburg. a. a. O.

[5]) Über das fernere Verhalten der Curie in dieser Angelegenheit fehlt in Rom jede Spur. Hat etwa Cardinal Marcus Sittich von Altemps, Oheim Wolf Dietrichs, zu dessen Gunsten interveniert?

[6]) Vgl. Archiv des historischen Vereines für Kärnten. Jahrgang 2 und 3.

[7]) Minucci an den Patriarchen von Aquileja 1593 Jänner 6. Rom a. a. O.— Über die Visitation durch Barbaro vgl. Relazione della visita apostolica in Carniola, Stiria e Caringia fatta da Francesco Barbaro, patriarca eletto d'Aquileja l'anno 1593 e presentata a papa Clemente VIII. herausgegeben von Dr. B. Joppi, Udine 1862.

Digitized by Google

sich Barbaro Ende November 1593 nach Straßburg, wo Christof gerne und gewöhnlich sich aufhielt, um trotz der eingetretenen Veränderungen mit ihm die Mittel zu besprechen, wodurch in den Grenzbezirken ihrer Sprengel sie der Häresie Herr werden könnten [1]). In dem Salzburger Antheil Kärntens waren und blieben die Zustände verrottete, bis Erzherzog Ferdinand in allen seinen Ländern die Gegenreformation durchführte [2]). Diese Zustände zu bekämpfen und eine Besserung herbeizuführen blieb dem Bischofe von Seckau, Martin Brenner, vorbehalten, der im Jahre 1604 eine Visitation in Kärnten vornahm.

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde.[3])

Von Dr. Richard Müller.

4. Krapfeld.

Was dieser Name eigentlich besage, ist unaufgehellt. Die bisher versuchten Erklärungen leiden mehr oder weniger an sprachlicher Unmöglichkeit. Es seien hier nur die beiden jüngsten erwähnt. Fr. von Krones in seiner 1889 erschienenen Schrift „Die Besiedelung der östlichen Alpenländer", in der man den verdienten Historiker auf dem ihm fremden Gebiete der etymologischen Namenforschung sich abmühen sieht, deutet (S. 41 des Sonderabdruckes) „Grab- oder Gräberfeld". Diese Erklärung ist unannehmbar. Denn davon abgesehen, dass sie auftritt ohne Rücksicht auf die urkundliche Überlieferung, so kann, dass altoberdeutsch eine Zeitlang im VIII./IX. Jahrhundert krap gesagt wurde für grap, Genetiv grabes, hier nicht angerufen werden, weil in allen diesen früher als „strengalthochdeutsch" unterschiedenen Fällen sehr bald die gemeinhochdeutsche Form wieder durchdringt und allein das Feld behauptet: wie es neuhochdeutsch grab lautet, müsste es auch Grabfeld heißen, was bekanntlich als fränkischer Gaunname thatsächlich existiert. Mit Recht hat daher A. von Jaksch 1891 diesen Erklärungs-

[1]) B. Christof an Cardinal C. Aldobrandini 1593 December 4. Straßburg. Orig. in Vat. Archiv. Borghese. III. 68b f. 126.

[2]) vgl. F. M. Mayer in Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. 20. S. 505 ff.

[3]) S. Carinthia I., 1893, Maiheft.

Digitized by Google

versuch abgelehnt [1]). Aber was er dafür vorschlägt, erscheint leider ebenfalls nicht beifallswürdig. Er meint, Krapfeld bedeute „Kroatenfeld", und zwar im Hinblick auf die Absetzung des Herzogs Adalbero von Kärnten im Jahre 1035, weil er confisus Cruvvatis [2]) sich Kaiser Heinrich III. entgegengesetzt habe: „Vielleicht bezeichnete man auch die Kärntner Slaven mit dem Namen Kroaten". Was das Letztere angeht, so ist, glaube ich, wegen des Kroatengaus, althochdeutsch Chrouuatigauui oder Chrauuatigauui [3]) und wegen der theils eigentlich kärntnischen theils obersteierischen Ortsnamen Kraut (am Millstätter See) [4]), Krobaten (bei Feldkirchen) [5]), Kraubath (an der Mur, ob Leoben) [6]) wohl eher an wirkliche kroatische Ansiedelungen in der Diaspora zu denken. Umso unwahrscheinlicher dann, dass mitten drunter das Krapfeld, soferne es ein „Kroatenfeld" sein sollte, von einer bestimmten historischen Begebenheit eines bestimmten Jahres den Namen trüge. Die Vermuthung entfällt aber schon dadurch, dass das Krapfeld mindestens hundert Jahre vor jener Absetzung des Herzogs Adalbero, wahrscheinlich aber schon anderthalb Jahrhunderte früher unter diesem seinem Namen bezeugt ist, und dass dessen älteste urkundliche Formen jeden Gedanken an Kroaten beseitigen.

---

[1]) Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung, mit besonderer Rücksicht auf Kärnten, S. 35. Trotzdem bringt Baron Hauser in seiner vor kurzem erschienenen Schrift „Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Karl den Großen" (Klagenfurt 1893), S. 113 f. diesen unbrauchbare Nothbehelf nochmals vor; glaubt, das kärnt. Krapfeld und der fränkische Gau Grabfeld (738 Grapfeld: Oesterley, Historisch-geographisches Wörterbuch des Mittelalters, S. 236a) trügen einen und denselben Namen und „Grab" bezeichne darin das Gebiet zusammenhängender, urbar gemachter Grundstücke!

[2]) Vgl. Ankershofen, Handbuch der Geschichte Kärntens 2, 646.

[3]) Diese althochdeutsche Form ist mit Sicherheit zu erschließen aus den Belegstellen in pago Crouuati 954, in pago Crauuati 961, in pago Chrouuat 979: Urkundenbuch von Steiermark 1, 792b. Altslavisches Thema hruvat- „Croate"; s. Anmerkung 3 auf S.

[4]) Crouuat Chrouuat Chrôuat Chrôat 1065—1097, Acta Tirolensia I, 230a. Zu lesen durchaus Chrowat. Zur neuen Form Kraut mit aufgelöstem w zwischen umgebenden Vocalen vgl schon 993 in pago Croudi (Cod. diplom. austr. fris. [Fontes II. 31], p. 47. Nr. 45) vom Kroatengau: Miklosich, Slavische Ortsnamen aus Appellativen Nr. 156.

[5]) Chrouat c. 1125, Urkundenbuch von Steiermark 1., 792a.

[6]) Chrowat(h) 1050—1190 a. a. O. 1, 791a.

Digitized by Google

Diese ältesten und die Namenform belangend echtesten Belege stehen bereits seit 1784 in Kleimayrns „Juvavia". Das Krapfeld tritt da auf in jenen Königsurkunden, welche der Salzburger Kirche ihre Besitzungen bestätigten. Zuerst nennt das bekannte gefälschte Diplom König Arnolfs ddo. Mattighofen, 20. November 890 [1]) in der Zahl der Güter in Carantanien Trebina Astarvvizza Chrapucfeld Vitrino Friesach Curea Grazluppa ꝛc. Das ältere echte Diplom König Ludwigs des Deutschen ddo. Mattighofen, 20. November 860 [2]) hat gerade an dieser Stelle eine Lücke, durch die das Krapfeld hinausgefallen scheint: ad Trebinam ... (Lücke), ad Astarvvizam, ad Friesach, ad Crazulpam (l. Crazlupam) ꝛc. Die Bestätigungsurkunde Kaiser Ottos III. ddo. 25. April 984 [3]) stimmt zu der von angeblich 890: Trebina Astarwiza Chrapuchfelt Vitrino Friesach ꝛc. Zwischen 890 und 984 fällt ein Diplom Kaiser Ottos I. ddo. 10. December 953 [4]), womit er dem Erzbischofe Herold von Salzburg in loco crapofeld nominato ... curtem quandam et castellum mit Zubehör schenkt.

Ankershofen regiſtriert, wenn ich nichts übersehe, von diesen Belegen nur den von 890 und den von 953 [5]). Doch nur dem letztgenannten läßt er die für ihn überlieferte Form crapofelt; dem ersten gibt er (woher?) Chrapofelt (ſtatt Chrapucfeld). Die etwas jüngern Belegstellen im steirischen Urkundenbuche zeigen die andern Abnützungen, welche die Grundform im Laufe des XI. und XII. Jahrhunderts erfuhr: ad Chraphfelde A, Chrapuelde B c. 1074—1087 (Abschriften des XIII. Jahrhunderts); Leo de Chrapfelt c. 1130 (moderne Abschrift); Rudigerus de Chraphelde c. 1140 (Abschrift des XIII. Jahrhunderts); apud Chraphelt 1146; factum in Karinthia apud Houchirchen in Crapfelde 1155 (Original fehlt); in Chraphfeld 1162; Chrapfelde 1171, 1185, 1187 in päpstlichen Bestätigungsurkunden. Chraphelt 1189, 1254 Urkundenbuch von St. Paul, p. 549[b].

[1]) Juvavia, Anhang, p. 114, Nr. 54 = Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 34—38 Nr. 27 = Böhmer-Mühlbacher 1. Nr. 1801.

[2]) Juvavia, Anh., p. 95, Nr. 38 = Böhmer-Mühlbach r Nr. 1403.

[3]) Juvavia, Anh., p. 207, Nr. 77.

[4]) Juvavia, Anh, p. 180, Nr. 66 = Böhmer-Ottenthal Nr. 247.

[5]) Urkundenregesten zur Geschichte Kärntens im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Band 1. (1848), Heft III., p. 12 f. Nr. 22 und p. 20 f. Nr. 39; Handbuch der Geschichte Kärntens, Urkundenheft zur vierten Periode, p. 12, Nr. 9[a] und p. 6 Nr. .

Digitized by Google

Die Urkunden von 890 und 984 versichern uns unzweifelhaft der echten Grundform, die in genauer althochdeutscher Schreibung lautet Crapuhfeld oder mit Verschiebung des Anlautes Chrapuhfeld. Sie entfernen sich von dieser normalisierten Schreibung nur ganz unbedeutend; über das in dem Chrapue- von 890 für h (ch) geschriebene e — in Aufzeichnungen althochdeutscher Zeit nicht selten — gibt Weinholds Bairische Grammatik, § 173 Auskunft. Alles übrige erklärt sich aus jener Grundform. Das frühe Verhauchen des -h (-ch) am Schlusse des ersten Worttheiles führt bereits im X. Jahrhundert zu crapofelt; die überwiegende Betonung der Stammsilbe zur Zerrüttung der Ableitungssilbe: aus chrapuh- wird chrapech, chrapch, chraph. Indem so ein, wie wir vorläufig sagen müssen, scheinbares ph als Wortauslaut gewonnen ist, verfliefst damit der Anlaut f des zweiten Theiles der Zusammensetzung: daher wird das eben erst herausgebildete Chraphfeld (c. 1074—87, 1162) einerseits erleichtert zu Chraphelt, anderseits zu Chrapfeld, welch letztere Form sich zuletzt und bis heute behauptet hat.

Was ist nun dies chrapuh?

Dafs es mit althochdeutsch Chrouuat oder Chrauuat (lies Chrowat Chrawat) aus altslavisch hruvat-[1]) nichts zu schaffen habe, ist klar. Der Wurzelvocal ist ein anderer, der Vocal der Ableitung ist ein anderer; der Consonant des Suffixes ist dort h (ch), hier t, ebenso der Ausgang des reinen Stammes dort p, hier w: und wenn der Dialect jüngerer Zeit (XIV./XV. Jahrhundert), nach seiner Art den Unterschied zwischen b und w aufzuheben, den Kroaten Krabat ausspricht[2]), so gilt dies in keiner Weise für das IX./X. Jahrhundert.

Aus einer fuldischen Tradition des VIII. oder IX. Jahrhunderts notierte sich Jacob Grimm, Deutsche Grammatik, Band 2 (zweite Ausgabe 1878), S. 286 den Frauennamen Crapucha. Ihn kannte auch Karl Weinhold schon 1851, da er ihn in der ersten Ausgabe seiner „Deutschen Frauen aus dem Mittelalter", S. 20 f. Anmerkung in der Zahl der ihm mehr oder minder unverständlichen Frauennamen aufführte. Dies Crapucha (oder in genauerer Schreibung Chrapuhha ist jedesfalls das Femininum zu dem in Chrapuhfeld enthaltenen männlichen chrapuh (Genetiv chrapuhhes). Doch dies letztere ist hier

[1]) Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen, S. 91[a]; Slavische Personennamen Nr. 432; Slavische Ortsnamen aus Appellativen Nr. 156.

[2]) Vgl. Deutsches Wörterbuch 5, 1908 f. und vorhin Kraubath, Krobaten.

Digitized by Google

nicht wohl als Mannsname — mithin als Chrapuh — zu faſſen. Denn wäre es dies, d. h wäre Krapfeld das „Feld eines Chrapuh“, ſo müſste der Namengeber im Genetiv erſcheinen. Aber keine noch ſo leiſe Spur weder in den ältern noch neuern Formen, die darauf führte, das Krapfeld habe urſprünglich *Chrapuhhes feld geheißen und der genetiviſche Ausgang des erſten Theiles ſei, wie dies öfter und zum Theile ſchon ſehr frühe eintritt [1]), ſpäter abgeſchliffen. Jenes chrapuh muſs alſo wohl Appellativum ſein.

Mit dem Conſonanten k (hochdeutſch h = ch) und einem vorherkommenden Vocale, der a, i oder u ſein kann, abgeleitete Bildungen ſind nämlich, wie die einſchlägigen Partien des zweiten Bandes der „Deutſchen Grammatik (auch Band 3., S. 676), dann Weinholds „Bairiſche Grammatik“ in § 216, ſowie Fr. Kluge's „Nominale Stammbildungslehre der altgermaniſchen Dialecte“ in §§ 45 und 61 lehren, Deminutivbildungen, und zwar entweder für perſönliche Koſenamen oder für Thier- (insbeſondere Vogel-) namen. Die alten Beiſpiele, zahlreich für die erſte Gruppe — doch darin gerade nicht für ſtarkformige Mannsnamen auf -uh; bloß Partuh, Môruh, Wituh, und dieſe theils durch ſtarke Nebenformen auf -ah -ih, theils durch ſchwache auf -ahho -ihho -uhho noch mehr iſoliert — ſind ſpärlich für die zweite: gotiſch ahaks „Taube“, angelſächſiſch bulluc „junger Ochſe“, althochdeutſch belihha (mittelhochdeutſch belche) „Bläßhuhn“, cranuh „Kranich“ (mittelhochd. kranech), habuh „Habicht“ (mittelhochd. habech), mittelhochd. sperke „Sperberweibchen“. In die Reihe dieſer Beiſpiele tritt nun unſer crapuh (ſo nach Crapucha) oder chrapuh und nimmt ſeinen Platz unmittelbar neben den ſtarken Masculinis cranuh und habuh. Gleich dieſen wird es Vogelname ſein. Und zwar, wie belihha Ableitung von einfachem bala- [2]), und cranuh von crano (neuhochdeutſch krahn „Hebevorrichtung“), wie hinter habuh die Wurzel hab- (lateiniſch cap- in capere „fangen, ergreifen“) geſucht wird: ſo wird auch chrapuh von einem ſtammhaften chrap- herkommen.

Althochdeutſch crapo, merkwürdig wegen der mangelnden innern Verſchiebung, mit derſelben crapho und chrapho, mittelhochdeutſch krapc und kraphe heißt etwas Gekrümmtes, inſonderheit „Haken,

[1]) S. im zweiten dieſer kleinen „Beiträge“, Carinthia I. 1892, Maiheft Nr. 3, S. 85 f.

[2]) Edward Schröder Zeitſchrift für deutſches Alterthum 35, 238.

Digitized by Google

Sparren" und, für uns wichtig, „Klaue" oder „Kralle"; eine Glosse hat „ungulas craphen". Damit ursprünglich ein und dasselbe Wort ist das in der Bedeutung unterschiedene crapho, mittelhochdeutsch krapfe, eine Art hakenförmigen Backwerkes, uns Allen als „Krapfen" wohl vertraut und wohl mundend. Für die spätere Abzweigung dieses crapho von dem ersten crapho spricht, dass die archaistische Form crapo auf dies letztere beschränkt bleibt. Man schreibt beide Wörter auch mit langen â, also crâpo chrâpho. Durch Nasalierung (Einschub eines m) wird aus derselben Wurzel kramph: hieher unser krampf, von der krümmenden, zusammenziehenden Gewalt des Krampfes; dann althochdeutsch chrimphan, mittelhochdeutsch krimpfen „krampfhaft zusammenziehen" [1]). Ein anderes, ganz nahe liegendes chrimman, mittelhochdeutsch krimmen wird von Raubvögeln gebraucht, die mit ihren Schnäbeln oder Klauen zerhacken [2]): den Lesern des Nibelungenliedes bekannt aus der es eröffnenden Erzählung von Kriemhildens Traum:

Ez troumte Kriemhilte in tugenden der si phlac,
wie si einen valken züge manegen tac,
den ir zwêne arn erkrummen u. s. w.

Erinnern wir uns noch an das althochdeutsche Adjectiv chraphoht „sich einhakend, sich einklammernd", so wird das erschlossene althochdeutsche crapuh oder chrapuh als Bezeichnung eines Klauen oder Krallen tragenden Raubvogels wahrscheinlich gemacht sein [3]).

Freilich welches Raubvogels? ist so genau nicht zu sagen. Von dem — allerdings nur alemannischen und rheinischen — krapp (altrheinisch crave) „Rabe" her [4]) können wir uns vielleicht mit dem Raben begnügen. An ihn dachte für den Frauennamen Crapucha schon Weinhold [5]), da er letztern in Hrabanawiha auflösen wollte: letzteres natürlich unstatthaft, ohne dass man im Jahre 1893, wo Weinhold selbst wohl längst nicht mehr an dies Wagestück seines jugendfreudigen Erstlingswerkes glaubt, dagegen zu Felde ziehen dürfte.

[1]) Über alles dies s. die Wörterbücher; insbesondere Deutsches Wörterbuch 5, 2062 ff. und Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache[5], S. 213 f.

[2]) Lachmann zu Nib. 13, 3.

[3]) In der jüngern Form Craphfold (oben S. 150) könnte selbst zum Simplex crapo chrapho „Klaue" zurückgekehrt sein? — Weniger glaublich ist Beziehung auf krabbe krebs, die man jetzt gleichfalls zu crapo chrapho „Haken" (als „Scheerenträger") hält: Kluge, a. a. O. 5, S. 211, 214.

[4]) Deutsches Wörterbuch 5, 2066. Zum pp. vgl. die allgemein hochdeutsche Verhärtung von rabe zu rappe.

[5]) Deutsche Frauen, S. 12, Anm. 3.

Digitized by Google

So bewahrt das altkärntnische Keapfeld — was so unendlich selten ist — ein sonst aus der Geschichte der althochdeutschen Sprache verlornes Appellativum — darin zugleich ein umso werthvolleres Zeugnis für die frühe Germanisierung des im Alterthume keltoromanischen, am Eingange des Mittelalters slavisierten Carantaniens.

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen.

(Nachtrag.)

Von Professor J. Scheinigg.

(Fortsetzung)

21. Der Bildung nach rührt von einem Personennamen der Ortsname Lovanke = Gablern bei Eberndorf her. Personennamen dieser Art sind mit Hilfe eines doppelten Suffixes gebildet. z. B. von dragũ entsteht Drag + an und daraus Drag + an + ka. Schwieriger ist es, das Thema mit einiger Sicherheit festzustellen. Die Aussprache des Dialectes Vovánke kann auf Lovanke, Lolanke, Volanke zurückgeführt werden. Zum ersten von diesen dreien wäre als Thema lovũ = venatio, zum dritten volu = alacritas animi zu verzeichnen. Vielleicht hilft uns die deutsche Benennung Gablern zu einem Auswege. Dass diese ebenfalls ein Personenname und zwar ein sogenannter elliptischer ist, d. i. bei den Gablern, kann nicht bezweifelt werden. Die Gabel heißt slovenisch vile. Bildet man davon einen Personennamen Vilanko, so erhält man eine Übereinstimmung zwischen der deutschen und slovenischen Bezeichnung. Möglich wäre es auch, Vilanko als Bildung von Vila, dem bekannten heidnischen Götterwesen der Südslaven und Gablern als mißverständliche Übersetzung desselben zu betrachten, veranlaßt durch den Gleichklang von Vila und vile. Die Urkunde bietet schon frühzeitig 1105 die Form Gablern. (Ebernd. Reg. p. 18).

22. Leidenberg im Lavantthal erscheint urkundlich c. 1217: Lvden (Urkb. von St. Paul p. 73) und in der Stiftungsurkunde von Stift Griffen 1236 Luden (Eichhorn Beitr. I. 232); im Jahre 1276 heißt es schon: am Berge Leuden (Arch. f. vaterl. Top. u. Gesch. 76), aus dieser ist durch Zusammensetzung die jetzige Form Leidenberg hervorgegangen. Der darin enthaltene Personenname ist vom Thema ludũ = stultus (Miklosich Etym. Wörtb. 175) mit Hilfe des Suffixes

Digitized by Google

-enũ gebildet: Luden, wie Milen von milũ, Miren von mirũ u. s. w. (Miklosich X. 222). Die jetzige Schreibung mit ei in der Stammsilbe ist jedenfalls durch die Volksetymologie hervorgerufen worden.

23. Launsdorf. Im Jahre 1206 heißt es: Lunez iuxta ecclesiam s. Georii (Ankh. Reg.): 1138, 1204 Lunsdorf (l. c.); in den Viktringer Urbaren bereits Lawnstorff, ebenso in dem Verzeichnis der Pfarreien Kärntens vom Jahre 1571: Launstorff. Das Thema ist lunĭ = vultur, im Neuslovenischen lunj = milvus, davon mit dem Suffixe ĭeĭ der Personenname Lunec, wie er in der urkundlichen Überlieferung des Jahres 1206 unverändert erhalten ist. Es gab auch ein Launsberg im Möllthal. Weiß (l. c. p. 88) sagt: „Von der Burg Launsberg gegenüber Sebriach ist kein Stein mehr übrig".

24. Miselče, zu deutsch Michelhofen in der Gemeinde Emmersdorf, beruht auf dem Personenname Michel. Das Patronymicum desselben lautet Mihelič und ist heutzutage sehr oft anzutreffen. Die Erweichung des h zu š ist in dem Dialecte begründet, vergleiche Šmišelica = der Michaelitag.

25. Vom Thema milũ = misericors stammt Mailsberg, zur Gemeinde Pulst gehörig. Das bei Zahn (Urkb. d. Hrz. Steierm. II. p. 250 u. f.) aus dem Jahre 1220 verzeichnete Milperch kann mit gutem Grund damit identificiert werden, da die Mehrzahl der übrigen Zeugen auf St. Veit und das Glanthal hinweist. Ein zweites Meilsberg befindet sich in der Gemeinde Maria Saal und im Lavanttal ein Maildorf.

26. Ein reiner Personenname ist Milje in der Urkunde von 893: ad confluentia Milse in Motniz (Zahn Urkb. v. Steierm. I. 45), er lautet Milša.

27. Mörtschach im Möllthal ist aus der slovenischen Localform v Moričah hervorgegangen, sowie die vielen Görtschach aus v Goričah. Zugrunde liegt der in Kärnten so häufige Personenname Morič, der als Appellativ rana nigra bedeutet (Miklosich Etym. Wörtb. 202) und von moru = dunkelblau abgeleitet ist.

28. Meiselberg bei Maria Saal ist ein Berg des Misel, von mysl = mens, cogitatio. Das Patronymicum davon (Mislič) enthält der urkundlich beglaubigte Name für das heutige Kirschentheuer; 1386: Menzling, 1488: Mewslich oder Churfentewr.

29. Zur Gemeinde Ebenthal gehört der Weiler Nagost, na Nágosti und der vorbeifließende Bach heißt der Nagas-Bach (Kärnt. Ztschft.

Digitized by Google

VI. 152). Sowie von milũ gebildet ist der Personenname Milost, von radũ Radost, so ergibt sich vom Thema nagũ = nudus Nagost, welches nomen proprium als Ortsnamen fungiert.

30. Portendorf, slovenisch Pártovca = Partovica, beruht auf dem deutschen Personennamen Parto, der uns urkundlich öfters begegnet. Dass dem so ist, zeigt nicht blos die Bildungsweise der slovenischen Form, sondern auch die urkundliche Schreibung der deutschen Bezeichnung 1321: Hermann der Partendorfer (Weiß l. c. p. 115).

31. In der Nähe von Hochosterwitz an der Gurk steht ein Haus, das die Bezeichnung „auf, in der Pliemitsch" trägt. Der darin enthaltene Personenname ist somit zum Flurnamen geworden. Das Thema zu demselben ist plemen = soboles, nobilitas, davon Plemič. Noch heutzutage sind die Pliemitscher im Görtschitzthale bodenständig.

32. Poltnig in der Gemeinde Maria Feicht ist ein unveränderter Personenname, abgeleitet von plũtĩ = caro; im Neuslovenischen bedeutet polt Haut, Hautfarbe.

33. Prasster in der Gemeinde Berg ist ebenfalls ein reiner Personenname in der Function eines Ortsnamens; das Thema dazu ist prasturũ = pronepotis filius (Miklosich Etym. Wörtb. p. 344).

34. Pisweg. Die älteste urkundliche Form aus dem Jahre 1124 lautet Pissinnich (Meiller p. 11), von der wir, da sie den Lautbestand am vollständigsten bewahrt, auszugehen haben. Als Thema ist pĩsũ = Hund anzunehmen. Davon das Patronymicum Pĩsovič, welches der Urkunde entspricht. Bemerkenswert ist es jedenfalls, dass sich in derselben Gemeinde auch ein Hundsdorf befindet.

35. Söbriach bei Obervellach. Thema sebrũ = plebeius, jedoch frei, nicht rab (Miklosich Etym. Wörtb. 289). Die Bildung ist dieselbe wie die von Ottmanach. Die Urkunden stimmen mit derselben vollkommen überein: c. 1065—c. 1075: Sebriach (acta Tirol I. 74 und 77), c. 1075—10 0: Sebriach (l. c. I. 123), 1271: Sebriach und Söbriach (Kärnt. Ztschft. VIII. 130).

36. Zemross in der Gemeinde Pisweg. Die Erklärung dieses Namens ist allerdings nur durch Analogie möglich. Zur Gemeinde Ludmannsdorf gehört die Ortschaft Sodraževa, 1488: Zedcras, 1515: Zedras geschrieben; desgleichen bei Pfannhof ein Zedross. Wie nun aus Sodraževa ein Zedross geworden ist, so kann aus Semedraževa entstehen Zemross; umso leichter, da man nicht absolut genöthigt ist, die volle Adjectivform anzusetzen; es genügt vielmehr, wenn wir den

Digitized by Google

substantivischen Personennamen Semedraž als Grundlage der jetzigen Gestalt des Ortsnamens annehmen.

37. Schnesnitz im Gurkthal. Das Thema ist snêg = Schnee. Mit dem Suffixe -enū entsteht der Personenname Snežen und der von einem Snežen besiedelte Ort heißt Snežnica = Schnesnitz. Die Urkunde vom Jahre 1217 hat Nezniz (Eichhorn Beiträge II. 125) mit abgefallenem Anlaut; dagegen das Gurker Urbar: Snesniz und Snosniz.

38. Das öfters erwähnte Gurker Urbar enthält im Amte Feistritz im Mettnitzthal den Flurnamen: am Striellz, welcher auch 1199 Strelz (Aukershofen Reg.) überliefert ist. Strelec heißt der Schütze von strelii = schießen, ist also ein reiner Personenname.

39. Striholice, zur Gemeinde Waisenberg gehörig, ist die Siedelung eines Strigol vom Stamme strig- = tondere (Miklosich Etym. Wörtb. 326). Der slovenische Dialect Kärntens spricht g gleich dem deutschen h aus.

40. Supersberg im oberen Drauthal. Thema sumporū = Schwefel (Miklosich Etym. Wörtb. 329). Der Personenname Sumper (aus Sumpor) kommt in Kärnten öfters vor.

41. Sveče = Svetschach im Rosenthal. Thema sventū = stark, heilig. Interessant ist die Schreibung der beiden Viktringer Urbare, 1488 Zwegkach, Zwekach, 1515 Zweckach deshalb, weil sie ein Beispiel liefert, wie schwierig der Palatal č für die deutsche Transcription war. Miklosich leitet Sveče von dem Appellativ svet ab, dessen Bedeutung er als dunkel bezeichnet. Da wir jedoch gesehen haben, dass das Suffix -janin nicht blos an Ortsnamen aus Appellativen, sondern auch an als Ortsnamen fungierende Personennamen treten kann, so entfällt der Grund, weshalb man nicht auch hier dieselbe Erklärung versuchen soll, wie bei Ditmarje, Otmanje u. s. w. Dass es ein mit -janinū gebildeter Ortsname ist, zeigt uns der jetzige nom. plur. Svečani, der aus Svet + janinū entstanden sein muss. Svetschach ist also die Siedelung eines Svet; der Verlust des Nasals ist im Slovenischen nichts Auffälliges, im Gegentheil die Erhaltung desselben ist als seltene Ausnahme zu bezeichnen.

42. Schulterndorf bei Grafenstein wird von den Slovenen dialectisch Štarče genannt. Will man eine Beziehung zwischen beiden Bezeichnungen herstellen, so muss man das Dialectwort in Ščitariče reconstruieren. Der Accent, der auf die letzte Silbe fällt, verursacht die Zusammenziehung der vorangehenden Silben in eine einzige. Das

Digitized by Google

Thema ist jedenfalls štitū = der Schild. Daraus štitarĭ = der Schildmacher. Miklosich (XIV. 8) zählt dieses unter jene Ortsnamen, die nach der Beschäftigung der Bewohner gebildet sind, wie in Kärnten Mlinare = Müllnern, Ribiči = Fischern, (= bei den Fischern). Die Frage, ob dies auch bei unserem Ščitariče der Fall ist, oder ob man das Wort als reinen Personennamen zu fassen hat, wird dadurch beantwortet, dass wir ein Patronymicum vor uns haben, das nur gestattet, an die zweite Möglichkeit zu denken. Die Bezeichnung ist übrigens in der slavischen Namengebung sehr beliebt, wie man dies aus den bei Miklosich (XIV. 8) angeführten Beispielen ersieht. Damit jedoch zwischen der deutschen und slovenischen Form vollkommene Übereinstimmung hergestellt wird, muss Schulterndorf als Volksetymologie für Schilterndorf bezeichnet werden. Dasselbe finden wir sogar in Urkunden bei den Ortsnamen Schultern oder Schiltern auf der Saualpe, das bald Skiltaren, bald Schultarn heißt. Ein zweites Schilterndorf befindet sich im Jannthal, heißt jedoch slovenisch Cirkovce. Von demselben Personennamen ist Sitára ves adjectivisch gebildet (Šitarja ves), im Deutschen Sittersdorf, urkundlich bereits 1362 als Siterstorf überliefert (Eberh. Reg. 40). Eine slovenische Schreibung ist erst aus dem Jahre 1789 vorhanden. Gutsmann in seinem Wörterbuche hat Šitarec, womit er den Sittersdorfer Wein bezeichnet.

43. Im Glanthale befindet sich die Ortschaft Pflansach. Ich leite es von plugŭ = der Pflug folgendermaßen ab. An das Thema tritt das Suffix -janinŭ: Plugŭ-janinŭ, was ein Plužaninŭ ergeben muss. Der Plural davon ist Plužani der Local v Plužaneh oder in gekürzter Form Plužah. Diesen haben wir glücklicherweise in der urkundlichen Schreibung vom Jahre 1230 erhalten: Plusach (Zahn Urkb. v. Steiermark II. 365). Daraus ergiebt sich die Andeutschung Pflansach mit Nothwendigkeit. Wollte man den Ortsnamen v Plužah übersetzen, so würde er heißen: bei den Pflügern. Und siehe da, in derselben Gemeinde finden wir auch die Ortschaft Pflugern, d. i. bei den Pflügern. Wir haben hier wiederum dieselbe Erscheinung wie oben bei Pisweg und Hundsdorf, dass neben der slovenischen Ansiedelung eine deutsche mit derselben Bedeutung und sogar derselben Bildungsweise entsteht. Eine Rotte Pflugern, was wohl dasselbe bedeutet, giebt es noch bei Maria Saal und ein drittes Pflugern in der Gemeinde St. Georgen am Längsee.

44. Schurianhof bei Maria Saal ist vom Thema šurĭ = uxoris frater, Schwager abzuleiten. Der Name kommt auch urkundlich

Digitized by Google

vor; z. B. c. 1160: Chonrat cognomento Schur (Zahn Urkb. von Steiermark I. 398), 1185: Chonradus Schur (Zahn l. c. I. 628). Aus šurъ ist abgeleitet Šurjan, welches sich ebenfalls urkundlich nachweisen läßt, 1195: Chunradus Surian (Zahn l. c. II. 25). Nach einem Šurjan ist also jener Hof benannt. Auch zu diesem bietet sich eine deutsche Namensparallele in der Bezeichnung Schwager in der Friesacher Vorstadt von St. Veit.

45. Trežiče (Dröschitz) in der Gemeinde Velden hat zum Thema tragъ = posteri (Miklosich Etym. Wörtb. 360). Das Patronymicum dazu ist Tražič, der dem Orte den Namen gegeben hat.

Kleine Mittheilungen.

Aus dem Berichte des Conservators Karl Baron Hauser an die k. k. Central-Commission. Die Alterthumsforschung hat eine doppelte Schwierigkeit zu überwinden, indem sie neben positiver Thätigkeit auch noch eine negative oder ablehnende Aufgabe zu erfüllen hat; denn einerseits wird von Seite gewisser Localstreber dahin getrachtet, für jeden obscuren Ort merkwürdige Alterthümer sunde zu erschwindeln, anderseits wollen auswärtige Forscher am liebsten auf fremden Forschungsgebieten überraschende Entdeckungen machen, um sich hervorzuthun. Zu ersterer Richtung muß man sich fortwährend der Zumuthung erwehren, Vereinsgelder für offenbar erfolglose Untersuchungen zu vergeuden, in letzterer kostet es oft Zeit und Mühe, sich zu rechtfertigen und Schwindeleien klar zu legen. Es ist noch nicht lange her, dass ein Professor aus Triest hierzulande einen Inschriftstein des Hunnenkönigs Attila entdeckt zu haben vermeinte, und dass ich beauftragt wurde, womöglich einen Abklatsch dieses Steines, der eine notorische Fälschung war, einzusenden und darüber zu berichten. Im vorigen Herbste war es wieder ein Correspondent aus Steiermark, der einen merkwürdigen Urnenfund auf der Celtschnighube nächst Warmbad Villach gemacht haben wollte, welcher den einheimischen Forschern entgangen wäre. Es sind beide Entdeckungen als gegenstandlos befunden worden, aber Zeit und Mühe, auch Kosten, dies klar zu legen, hätten gewiß besser angewendet werden können.

Die Celtschnighube bei Warmbad Villach liegt in der Nähe der Militär-Schießstätte auf der Napoleonshöhe. Ganz nahe davon ist ein Steinbruch, wo sich wahrscheinlich aus den längst durchforschten und ihres Inhaltes entledigten Gräbern der Hallstätterzeit Urnenscherben vorfinden, welche als wertlos möglicherweise dorthin verschleppt worden sind. Auf dem Celtschnigkegel aber, welcher oberhalb der gleichnamigen Hube oder Keusche liegt, stand möglicherweise auf dem jetzt bewaldeten Felsengrunde irgend ein alter Thurm oder ein sonstiges Gebäude, wovon sich noch spärliche Reste vorfinden. Ein formloser Stein, welcher für ein Säulencapitäl gehalten wird, und etwas Mörtel sind alles, was davon übrig ist. Dagegen heißt es, dass in den Fünfzigerjahren ein k. k. Hauptmann in Villach gewesen sei, welcher den Namen einer Burg zu nennen gewußt habe, welche einst auf dem Celtschnigkogel

Digitized by Google

gestanden haben soll. Mehr weiss Niemand zu sagen. Ob dieser Name, selbst wenn man ihn wüsste, eine historische Bedeutung hätte, ist eine andere Frage. Der Stein aber und die Mörtelreste, sowie die Urnenscherben, welche die Villacher Fachschule für evident keltische hält, weil die Keltengräber auf der Napoleonshöhe so nahe liegen, sind Thatsachen, die kaum der Erwähnung werth sind, zumal für Fachleute, welche wissen, dass die Eigenschaft jener Gräber als Keltengräber noch lange nicht festgestellt ist.

Ich habe alle diese, im Gymnasialmuseum zu Villach aufbewahrten Alterthümer bei meiner dortigen Anwesenheit am 19. und 20. Juni besichtiget, bin auch nach Warmbad Villach gefahren und habe den fraglichen Steinbruch und den Celtschnigkogel genau besichtiget, ohne davon klüger geworden zu sein, als ich früher war.

Von größerem Interesse wäre jedenfalls die Mittheilung des Herrn Pieco, des verdienstvollen Museumsgründers in Villach, dass er bei dem Orte Thörl im Gailthale, wo er im Jahre 1891 die bekannte Ara gefunden, einen Felsen entdeckt habe, worauf römische Bauten, wahrscheinlich eine Thalsperre gestanden, unter deren Schutt er unlängst eine Bronzefibula gefunden habe, die ich ebenfalls im Museum gesehen habe.

Zunächst galt es mir Friesach zu besuchen, wo bei dem Orte St. Stephan an der Straße im Schotter merkwürdige Dinge vorkommen, von denen mir Gaucorrespondent Oberlehrer Ambros Zußner wiederholt Proben gebracht hatte. Von St. Stephan sind zwei römische Inschriftsteine bekannt, der eine ältere (Nr. 5027 (Momms. C. J. L.) ist schon in Jabornegg's röm. Alterthümern erwähnt; der andere eigentlich aus Schratzbach bei St. Salvator, wurde erst im Herbste 1888 gefunden, (arch. ep. Mitth. XIII. pag. 155). Es ist kein Zweifel, dass hier eine römische Niederlassung war. Die neuesten Funde sind aus Gräbern, welche allerdings schon früher einmal ihres Inhaltes beraubt worden zu sein scheiner. Herr Zussner fand in einem derselben ganz interessante aus Stein gemeißtelte Bausstücke, darunter jene schöne römische Säulenbasis, deren Dr. Ilg in den Mittheilungen der Central-Commission T. XIX. Seite 100 erwähnt. Ich hatte diese Stücke schon im Frühjahre vorigen Jahres, als ich in Friesach war, gesehen, allein nicht für die Steinsammlung unseres Museums erworben, weil wir uns aus Raummangel nur auf Inschriftsteine oder besondere Kunstwerke beschränken müssen.

St. Stephan war jedoch ebensowenig als Friesach (Jab. röm. Alt. Seite 5) oder Grades (Momms. C. J. L. III. II. Thl. p. 622) der einstige Standpunkt der römischen Straßenstation Veliandrum. Der fragliche Staßenzug, an welchem diese Station lag, gieng durch das Gurkthal. Dort wurde, wie wir aus der Juvavia (Salzburg 1784 pag. 54) wissen, ein römischer Meilenstein gefunden. Ankershofen (Handb. I. p. 560) vermuthet daher, dass Veliandrum an der Stelle des heutigen Straßburg stand, und nur ein Irrthum des sonst sehr verdienstvollen Forschers Koch-Sternfeld, welcher glaubte, dass Grades im Gurkthale liege, gab Veranlassung den Standort Veliandrum's ins Metnitzthal zu verlegen, wie Jabornegg und Mommsen irrthümlich gethan. (Siehe „Römerstraßen Kärntens" von K. V. Hauser Wien 1886 pag. 20—21).

Es war mir von großem Interesse nachzuforschen, wie jene evident römischen Funde nach St. Stephan kommen, trotzdem dass weder dort noch in Friesach eine

Digitized by Google

römische Straßenstation war. Nun scheint diese Frage durch die Bemühungen des Herrn Zußner nahezu gelöst zu sein.

Von St. Stephan zieht sich nämlich eine alte, tief ausgefahrene, aber sorgfältig angelegte Fahrstraße bis auf die, drei Stunden entfernte Höhe, „Königreich" genannt, hinauf, wo Herr Zußner sehr starke, ohne Mörtel zusammengefügte Steinmauern und Höhlen fand, welche einst von Menschen bewohnt gewesen sein mußten. Auf dem ganzen Wege, vom Thale bis hinauf, finden sich alte, nicht mehr benützte Stollen auf Eisenstein, und nicht weit von St. Stephan ist ein merkwürdiger, in Terrassen abgebauter felsiger Kogel, wo allem Anscheine nach eine längst verlassene menschliche Niederlassung war. Allenthalben in und um St. Stephan finden sich unter der Erde alte Bauten und Eisenschlacken sowie Urnenscherben und Ziegel. Ich habe die zuletzt aufgedeckten Fundstellen in St. Stephan sowie jenen Kogel in Begleitung des Herrn Zußner am 22. und 23. Juni d. J. eingehend besichtigt und jene Stellen bestimmt, wo nachgegraben werden müßte; denn ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß auf den Höhen des Königreich, welche gleichweit von St. Stephan wie von Dürrenstein und Einöd liegen, jene alten Eisengruben lagen, deren Strabo in der Nähe von Noreja erwähnt. (Strabo. Geogr. V.) Von diesen Eisenwerken hielten sich die Römer gewiß nicht ferne und St. Stephan wäre also ein römischer Industrieplatz gewesen, von welchem Verkehrsstraßen zur Verfrachtung der Eisenproducte nach mehreren Richtungen ausgiengen. Es finden sich auch in der That Spuren solcher Wege sowohl gegen Friesach, als gegen Neumarkt als auch über Precova auf die Höhen der Fladnitz, wo die große Römerstraße nach Juvavum gieng.

Ich habe Herrn Zußner im Namen des Geschichtsvereines ermächtiget, sowohl in St. Stephan selbst als in der Umgebung auf Kosten des Vereines Grabungen vorzunehmen, die ich gelegentlich inspiciren werde. Inschriftsteine und kleinere characteristische Stücke würde ich für den Verein zu erwerben trachten. Größere, zumal Baustücke, würden besser an Ort und Stelle bleiben, insbesondere in Friesach, wo die Ruinen des Petersberges der geeignetste Platz für solche Sammlungen wären.

Neue Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens von Prof. Dr. F. G. Hann.

1. **Die Kirche St. Nikolaus in der Kremsbrücke**, ein spätgothischer Bau aus dem XV. Jahrhundert ist in der Kunsttopographie p 148 eingehend und richtig beschrieben. Hier sei aber der Umstand erwähnt, daß die Kirche einst romanisch gewesen sein muß. Dies bezeugt der viereckige Thurm, der im Glockenhause noch die romanischen Doppelfenster mit attischer Basis und romanischen Kämpfern, die den Übergang zum Rundbogen bilden, zeigt.

2. **Die Kanzel in der Kirche zu Pleßnitz.** Diese durch ihren spätgothischen Baldachinaltar, die bemalte Holzdecke und Orgelchorbrüstung (siehe Kunsttopographie p 281) höchst merkwürdige Kirche hat auch eine Kanzel, die im hohen Grade Beachtung verdient, und auf welche ich daher hiemit hinweise. Dieselbe zeigt eine sehr edle Renaissanceschnitzerei. Zwischen Säulen mit Compositenkapitälen, die von schön profilierten Gesimsen getragen werden, befinden sich Felder mit reich und stilistisch anmuthig umschlungenen Blattwerk. Dieses Blattwerk verräth gothische Nachklänge, während die Vorragungen unter den Säulenbasen akantusartiges Blattwerk, also Renaissancecharakter zeigen. Auch der Deckel ist gut geschnitzt und auch profiliert. Der friesartige

Digitized by Google

Streifen daselbst hat ebenfalls akantusähnliches Blattwerk. Bei meinem Besuche dieser Kirche im Juli 1891 fand ich an der Altarrückseite auch drei Marienbilder, von denen eines freilich mit stark beschädigter abgeblätterter Malerei, das die hl. Maria mit dem Kinde, welches die Mutter herzt, zur Darstellung bringt, mir wegen entschiedenen Schönheitssinnes, der sich besonders im Auge und Gesichtsausdruck zeigt, nicht unbeachtenswerth erschien.

3. Die Kirche zu Ober-Buch bei Gmünd, welche jetzt als Scheune dient, zeigt außen beachtenswerthe alte Malereien. Man gewahrt einen riesigen Christoforos mit Spruchbande, ähnlich wie in der Kirche am Altersberge, rechts davon zeigt sich Andreas, links der Einsiedler. An der Westseite sind die Spuren gothischer Malereien sichtbar. Man sieht noch einen Heiligen mit turbanartiger Kopfbedeckung, rechts und links zwei Engel. An der Südseite ist ein großes Gemälde unter der Tünche. Die Befreiung dieses Bildes von der Tünche und die Erhaltung der nicht handwerksmäßig gewöhnlichen Malereien wäre wünschenswerth. Ueberhaupt zeigt die Umgebung von Gmünd, wie sehr in der gothischen Zeit die Wandmalerei blühte. Auf die Reste in der Kirche am Altersberg habe ich bereits in dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht. Spuren von durchgängiger Bemalung im größeren Maßstabe aus der gothischen Zeit unter der Tünche zeigt auch die aufgelassene Kirche zu Platz

Zum jüngsten Gerichtsbilde in der Kirche zu St. Lorenzen im Lesachthale. Meine in diesem Jahrgange der Carinthia I. p. 2—3 gegebene Beschreibung dieses Wandgemäldes bedarf, da ich wegen schlechter Beleuchtung bei strömendem Regen einige Details nicht und andere nicht ganz richtig zu erkennen vermochte, einiger ergänzender und berichtigender Nachtragsbemerkungen nach der unterdess von A. Gnädiger in Feldkirch aufgenommenen Photographie. Der Zug der Seligen wird wie am Milstätterbilde vom Petrus empfangen, vor dem der Papst kniet und Petrus die Hand küsst. Wie am Milstätterfresco haben auch in Lorenzen Kirchenfürsten im Zuge der Seligen den Vortritt. Der Heilige, welcher am Milstätterbilde neben Kaiser Max I. Kinder in segelartigem Tuche in den Himmel trägt, kehrt in Lorenzen im Zuge der Erwählten genau wieder, ebenso der nackte gekrönte Fürst mit ringenden Armen im Knäuel der Verdammten. Im mittleren Vordergrunde des Bildes in St. Lorenzen trennt ein Hirte, der vor einem Wegkreuze steht, Böcke und Schafe. Ein Hündchen ist nicht sichtbar. Auch gehen von Christus nicht Lilien und flammende Strahlen aus, sondern zwei Schwerter, welche mit diesen Zeichen verbunden sind. Auf der Seite der Verdammten entfalten Teufel ein Buch. Die posaunenblasenden Engel enthüllen die Streifen mit den Kreuzen an ihren Blaseinstrumenten. Die Analogie mit dem gleichzeitigen Milstätterfresco ist deutlich zu erkennen.

Dr. Haun.

Literaturbericht.

Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl den Großen, nach Quellen bearbeitet von Karl Baron Hauser, Klagenfurt 1893. Ferdinand v. Kleinmayr. 147 S.

Da seit dem Erscheinen von Ankershofens Handbuch der Geschichte Kärntens im Jahre 1850 die älteste Geschichte dieses Landes auf Grund der Originalquellen

Digitized by Google

keine Bearbeitung mehr gefunden hat, so unternahm es der um die prähistorische und römische Culturperiode in Kärnten hochverdiente Autor auf Grund der neuen Forschungen im Gebiete der Anthropologie über die prähistorische und der Arbeiten Mommsens und anderer römischer Forscher über die römische Aera eine neue Bearbeitung der älteren Geschichte Kärntens zu schreiben. Die Abschnitte des Hauser'schen Buches über die Hallstätter-, die Kelten- und die Römerzeit (p. 1—84) sind den Lesern der Carinthia aus dieser Zeitschrift bekannt. Sie bilden unstreitig eine wertvolle Bereicherung unserer heimischen Literatur von bleibendem literarischen Werte. Eine Auctorität I. Ranges, Prof. Dr. Hirschfeld in Berlin, sagt darüber, dass man überall fühle, dass der Verfasser in gleicher Weise das Land wie die Quellen seiner Geschichte durchforscht habe. Gewiss, so äußert sich Dr. Hirschfeld, wird die Schrift in weiten Kreisen mit Freude begrüßt werden. Baron Hauser fügt aber p. 84—138 einen vierten neuen Theil bei, den er Bajuvarenzeit betitelt. In diesem Abschnitte erörtert der Verfasser die schon von Muchar aufgestellte Hypothese, dass die Deutschen überall dort, wo sie in Kärnten *heute* in dichten Beständen wohnen, schon vor den Slaven im Lande ansäßig waren, und dass die Slaven in den jetzt *deutschen* Theilen Kärntens sich nur in zerstreuten Niederlassungen unter den Deutschen angesiedelt haben, im Laufe der Zeiten aber von der Überzahl der Bewohner daselbst aufgesaugt wurden, während in dem heute noch slovenischen Theile Kärntens, den die Slovenen bei der Einwanderung *dicht* besiedelten, sie ihre Nationalität behaupteten. Diese Anschauung steht im Gegensatze zu der von Baron Ankershofen mit allem kritischen Vorbehalte begründeten, von Otto Kämmel und seinen Nachschreibern aber zum Dogma erhobenen Hypothese, dass die Slaven bei ihrer Einwanderung *ganz* Kärnten besiedelten, dass sie also keine Deutschen im Lande vorfanden, und dass Kärnten erst allmählich durch die allerdings schon in der Karolingerzeit beginnende Colonisation deutsche Bevölkerung erhielt. Natürlich hat eine solche seit den Karolingern immer mehr zunehmende deutsche Colonisation von außenher stattgefunden, aber der Beweis, dass es bei der Einwanderung der Slaven in Kärnten im Lande *keine* Deutschen gegeben hat, ist niemals erbracht worden, und Paulus Diaconus sagt ausdrücklich, dass die Provinz Noricum, die gegen Mittag an Italien grenzt, von dem Volke der Baiern zur Zeit Karls des Großen bewohnt wurde. Wir begrüßen Hausers Ausführungen zu Gunsten der bajuvarischen Hypothese besonders darum mit Freude, weil sie dazu geeignet sein wird, dass man dieser wichtigen Streitfrage in der Gegenwart erhöhte wissenschaftliche Aufmerksamkeit schenkt. Nur durch den Streit entgegengesetzter Meinungen kann wissenschaftliche Klarheit erfolgen. Nach Hausers Ausführungen, die auf einzelnen Quellennachrichten und deren Deutung beruhen, war vor der Einwanderung der Slovenen ein Theil Kärntens erst im Besitze der Ostgothen, dann später der Longobarden, während das heutige Ober-Kärnten von den Bajuvaren bevölkert war, die zeitweilig unter fränkischer Herrschaft standen. Als die Longobarden nach Italien zogen, nahmen die Avaren deren ungarische Wohnsitze ein und die Slovenen rückten allmählich vorwärts an die Westgrenze des avarischen Gebietes, also auch in jenen Theil von Kärnten, der früher zum longobardischen Antheile gehört hatte. Im Bajuvarischen Oberkärnten aber drangen zwar auch die Slovenen vor, ja noch weiter bis ins Pusterthal, ließen sich dort schichtenweise nieder, aber daneben behauptete sich das von früherher daselbst heimische bajuvarische Element. Dies wird wohl auch durch die gewiß uralten Übertragungen

Digitized by Google

heidnisch germanischer Mythen und Bräuche und durch die Einwirkung des deutschen bajuvarischen Volksliedes auf das slovenische bewiesen. Denn nur wenn in heidnischer Zeit Deutsche und Slovenen im Lande „mosaikartig“ in Nachbarschaft wohnten, ist eine solche Übertragung uralter heidnischer Religionsvorstellungen und Sitten begreiflich[1]). Dass eine solche aber stattgefunden, wird von berufenen neuen slovenischen Autoren betont. Hauser erwähnt auch mit Recht, dass Rhamm erwiesen hat, dass das bajuvarische Haus in vielen Theilen Kärntens nicht zu verkennen ist. Ich schließe mich daher im Ganzen der Hauser'schen Hypothese an und glaube auch, dass die schon in unseren Karolingischen Urkunden vorkommenden Deutschen in Kärnten nicht durchwegs deutsche Einwanderer sind, sondern theilweise ursprünglich freie bajuvarische Ansiedler. Ich glaube auch, dass dieser bajuvarischen Hypothese die Zukunft gehört, und dass die vielen slavischen Ortsnamen, die sich im heutigen deutschen Theile Kärntens z. B. im Möllthale finden, nicht dagegen sprechen, da in allen deutschen Theilen auch in Oberkärnten sehr alte deutsche Namen und Siedlungen nachweisbar sind, und das bajuvarische Element gewiß durch die eindringenden Slaven nur theilweise zeitlich verdrängt wurde, woraus sich auch die Kämpfe unter Tassilo I. und Garibald II. erklären[2]). Eines möchten wir allerdings in Hausers Geschichte der Bajuvarenzeit geändert wissen. Hauser erzählt im löblichen Bestreben die Quellen (Paulus Diaconus und die Conversio) reden zu lassen, vieles, was sich auf fremden Boden abspielt, mit Kärntens Geschichte in keinem sichtlichen Zusammenhange steht und in die bairische und longobardische Geschichte gehört, so Seite 102 und ff. ferner Seite 116 und ff. Ich möchte dafür eine ausführlichere Erörterung der deutschen Cultureinflüsse auf das Slavische empfehlen, sowie eine Siedlungsgeschichte auf Grund der Ortsnamenforschung.

Auch wäre bei einer II. Auflage eine Fundkarte für die I. Theile sehr erwünscht. Zum Schlusse sprechen wir den Wunsch aus, dass die literarische Thätigkeit des geschätzten Autors zum großen Nutzen des Landes nicht erlahmen möge.

Dr. Hann.

---

[1]) Siehe Hauser a. a. Orte p. 129. ferner meine Recension in der Carinthia 81. p. 136 und 137.

[2]) Im Lavanthale ist wohl die Mehrzahl der Ortsnamen deutschen Ursprunges. Hier wie im oberen Gailthale scheinen die Ortsnamen für eine alte deutsche Besiedelung zu sprechen, hingegen sind die Bezeichnungen im Gurkthale vorwiegend slavisch, im Glanthale und um Feldkirchen gemischt. In Oberkärnten scheinen sich die Slaven mehr auf den Höhen, die Deutschen im Thale angesiedelt zu haben. All' dies bedarf durch die fortgesetzte, für die Geschichte wichtige Ortsnamenforschung einer Bestätigung im Einzelnen. Auch die Ortsnamenforschung kann durch Controverse, soweit dieselbe wissenschaftlich und nicht rein national und politisch ist, nur gewinnen.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

83. Jahrgang.

Nr. 6.

Klagenfurt 1893.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Die Reisen der deutschen Kaiser und Könige durch Kärnten von Karl dem Großen bis Max I. Von Prof. Dr. F. G. Hann (Schluss) . . 165

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde. 5. Klagenfurt. Von Dr. Richard Müller 179

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen. (Nachtrag.) Von Prof. J. Scheinigg (Schluss) 185

Kleine Mittheilungen:

Neue Alterthümer-Funde in und nächst Himmelberg, sowie in der Umgebung von Feldkirchen. Von Karl Baron Hauser 190

Die wilden Friedhöfe auf der Pfarralpe in der Inneren Krems bei Gmünd. Von Karl Baron Hauser 191

Neue Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. Von Prof. Dr. F. G. Hann.

4. Die gothische Pfarrkirche St. Peter im Katschthale 192

5. Zur Beschreibung der Kirche St. Peter im Holz 193

Literaturberichte:

Die gothische Kirchenbaukunst in Kärnten. Von Prof. Dr. F. G. Hann. Besprochen von Simon Laschitzer 193

P. Willibald Hauthaler: Ein Salzburgisches Registerbuch des 14. Jahrhunderts. Besprochen von A. v. Jaksch 194

Gmünd in Kärnten und Umgebung. Ein Führer durch das Malta- und Lieserthal. Besprochen von R. Waizer 195

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 6. Dreiundachtzigster Jahrgang. 1893.

Die Reisen der deutschen Kaiser und Könige durch Kärnten von Karl dem Großen bis Max I.

Nach den Regesten und Scriptores bearbeitet von Professor Dr. F. G. Hann.

(Schluss.)

Die ersten Herrscher aus dem Hause Habsburg weilten nur wenig in Kärnten. Rudolf von Habsburg kam nie nach Kärnten und auch Albrecht I. war nur einmal als Herzog in St. Andrae, nämlich am 14. August 1297, woselbst auch zugleich mit ihm Herzog Heinrich von Kärnten und Tirol anwesend war[1]). Den ersten Aufenthalt seines Sohnes, des nachmaligen deutschen Königes Friedrich III. des Schönen, in Kärnten erwähnen wir nur ganz in Kürze. Es war in der Zeit des für Kärnten verhängnisvollen Krieges zwischen Heinrich von Kärnten und den Habsburgern wegen der Krone Böhmens, als Friedrich von Österreich im April selbst in Kärnten erschien und in der eroberten Landeshauptstadt St. Veit weilte, wo er am 5. April 1308 den Bürgern von St. Veit die Stadtrechte in 12 Artikeln bestätigte.[2]) Betrachtete er sich doch in den großentheils eroberten herzoglichen Gebieten Kärntens als Landesherr. Der zweite Aufenthalt Friedrichs in Kärnten aber hängt mit seiner Wahl zum deutschen Könige zusammen und muss daher (in diesem Aufsatze) näher erwähnt werden.

Nachdem Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg im Jahre 1313 gestorben war, trachtete der Habsburger Friedrich nach der deutschen Krone. Zu diesem Zwecke schloss er eine Allianz mit seinem früheren Gegner, dem Herzog Heinrich von Kärnten, und hatte darum mit diesem

[1]) Regesten zu Lichnowsky II. Nr. 74.

[2]) Diese Urkunde, die des Herzogs Aufenthalt in St. Veit bezeugt, findet sich im Originale im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines.

Digitized by Google

zu Feldkirchen am 22. Jänner 1314 eine Zusammenkunft.[1]) Mit dieser Begegnung in Feldkirchen war aber zugleich der Empfang der Braut des Herzoges Isabella, der Tochter des Königs von Aragonien, verbunden. Der Abt Johannes von Victring erzählt in seinem Buche wahrer Geschichten über den festlichen Tag zu Feldkirchen Folgendes:[2]) „Es kamen die Tochter des Königs von Aragonien und Katharina, die Braut des verstorbenen Kaisers Heinrich VII., im Jänner auf ihrer Reise nach Österreich bis Kärnten. Hier (in Feldkirchen) kam ihnen Friedrich heiteren Sinnes entgegen, begrüßte seine Braut, sobald er sie erblickte, entfernte die Decke von ihrem Wagen, ergriff ihre Hand und redete sie kurz in züchtigen Worten an. Seine Schwester (die Braut des verstorbenen Kaisers) tröstete er, verhieß ihr einen anderen Bräutigam und hatte die größte Freude, weil er sie wohlerhalten erblickte. An diesem Tage der Freuden wurde zu Feldkirchen auch das Bündnis zwischen Friedrich und Heinrich von Kärnten und König von Böhmen sowie dem Grafen von Görz abgeschlossen.[3]) Hierauf reiste Friedrich nach Judenburg in Steiermark, wo sich Erzbischof Wichard von Salzburg ihm anschloss und ein Bündnis einging (2. Februar 1314.[4]) Durch diese und andere Allianz bahnte sich Friedrich von Österreich den Weg zum deutschen Königthron und schon am 9. October 1314 erfolgte seine Wahl durch die Kurfürsten Heinrich von Böhmen, Rudolf von Sachsen und den Pfalzgrafen Rudolf.[5])

Auch als deutscher König reiste Friedrich im Jahre 1318 durch Kärnten. Über Steiermark[6]) kam er anfangs Jänner desselben Jahres nach Villach, wo er am 9. Jänner sich aufhält und dem Könige und Herzoge Heinrich verspricht, ihm zu dem verlorenen Königreiche Böhmen wieder zu verhelfen,[7]) was sich freilich nicht verwirklichte, so dass darob später wieder ein gespanntes Verhältnis zwischen den beiden Fürsten eintrat. Von St. Veit begiebt sich König Friedrich nach Feldkirchen, wo er am 10. Jänner urkundet.[8]) Darauf tritt er die Rückreise nach

[1]) Regesten zu Lichnowsky III. Nr. 231. (23. Jänner.)

[2]) Johannes von Victring. Böhmer fontes rer. Austr. I. p. 380 bis 381.

[3]) Lichnowsky III. Regesten Nr. 231.

[4]) Lichnowsky, Regesten III., Nr. 233.

[5]) Lichnowsky, Regesten Nr. 277.

[6]) Er kam von Rotenmann über Dürrenholz nach Kärnten (siehe Lichnowsky Regesten III. Nr. 435 und 436.)

[7]) Lichnowsky, Regesten III., Nr. 437.

[8]) Lichnowsky, ibidem Nr. 438.

Digitized by Google

Steiermark an und ist am 21. Jänner schon in Graz nachweisbar.[1])

Im Jahre 1354 konnte man durch Kärnten wieder einen deutschen König nach Italien ziehen sehen, um sich dort die Kaiserkrone zu verschaffen, welche noch immer, wenn auch nicht die höchste Macht, so doch den höchsten Rang verlieh. Es ist dies Karl IV. von Luxenburg, der zwar nicht die Staufischen Ideen der realen Kaisermacht in Italien vertrat, aber in Italien als Schiedsrichter auftreten und kaiserliche Rechte geltend machen wollte. Am 4. October 1354 urkundet Karl IV. in Braunau und noch am gleichen Tage in Salzburg.[2]) Von da bricht er mit glänzendem Gefolge nach Italien und zwar zunächst nach Friaul auf. Mag er von Salzburg aus was immer für einen Weg gewählt haben, jedesfalls kam er über den Neumarkter Sattel nach Kärnten, zog durch dieses Land vorüber am Zollfelde über Villach und durch das Canalthal. Über seine fürstliche Reisebegleitung giebt eine im Archive zu Udine liegende Aufzeichnung Nachricht.[3]) Mit Karl zog demnach seine Gemahlin, sein Hofmeister, der Burggraf von Magdeburg, sein Kämmerer, Küchenmeister und die Marschälle, die Bischöfe von Metz, Speier, Augsburg, der Herzog von Sachsen und viele böhmische Herren. Einige andere schloßen sich erst ohne Zweifel in Friaul an. Am 13. October ist Karl in Gemona, am 14. in Udine, das auf Deutsch Weiden heißt.[4]) Der Kaiser erreichte in Italien Manches durch seine Klugheit als unparteiischer Schiedsrichter über den Parteien und wurde in Rom von den Cardinälen gekrönt. Den Rückweg nahm er von Cremona nach Zürich. Am 4. Juli 1355 ist er wieder in Augsburg.

Auch der zweite italienische Zug im Jahre 1368 führte Karl IV. durch Kärnten. Der Kaiser zog, nachdem sich der schon nach der Rückkehr aus Arelat geplante Römerzug längere Zeit verzögert hatte, dem

[1]) Lichnowsky, ibidem Nr. 439. Im März 1320 scheint Friedrich der Schöne noch einmal durch Kärnten gereist zu sein, denn er urkundet am 27. und 29. März zu Judenburg (Lichnowsky Regesten, Nr. 530 und 531), am 7. April aber desselben Jahres treffen wir ihn schon in Bozen, (Lichnowsky Regesten, Nr. 532.) Dies läßt schließen, daß er von Steiermark durch Kärnten nach Tirol gieng. Der Kaiser starb bekanntlich im Jänner 1330 auf seinem Gute Gutenstein in Niederösterreich.)

[2]) Böhmer-Huber, Regesten Karls IV. p. 154, Nr. 1927 bis 1930—34.

[3]) Siehe darüber Böhmer-Huber, Regesten Karl IV. p. 154 in den Noten.

[4]) Chronicon patriarch. Aquilej. apud Rubeis, Monum. appendix 13. Die XIII. Octobris serenissimus dominus Carolus, qui electus erat rex Romanorum, applicuit Glemonam et in castrum equitavit Utinum. (Huber Regesten, Nr. 1934.)

Digitized by Google

ungestümen Drängen des Papstes folgend, der inzwischen wieder zeitweilig seinen Sitz in Rom genommen hatte, über die Alpen in die Lombardei. Am 11. und 13. April ist der Kaiser in Wien,[1]) von da begiebt er sich wahrscheinlich über den Semmering nach Steiermark und urkundet am 20. April zu Unzmarkt.[2]) Damit ist das Itinerar des Kaisers durch Kärnten über Friesach, das Zollfeld und Villach bis Tarvis gegeben. Von da ab wird die Route zweifelhaft, da wir nicht wissen, ob der Kaiser durch das Canalthal nach Udine zog oder ob er die neue Straße über den Predil nach Cividale wählte. Nach einem Schreiben eines kaiserlichen Reisebegleiters nämlich, das Palacky mitgetheilt hat,[3]) kam der Kaiser am Sanct Marcustage, d. h. am 25. April in einem Orte mit dem Anfangsbuchstaben C. an, am 1. Mai aber ist er sicher schon in Weiden (Udine), wo er urkundet.[4]) Da der Reisebegleiter nur den Anfangsbuchstaben C. des fraglichen Ortes angiebt, so kann darunter Cividale oder Chiusa (Clusa) zu verstehen sein. Setzen wir für C. Cividale, so zog der Kaiser offenbar über den Predil und Karfreit. Dies ist das wahrscheinlichere, da Cividale ein historisch bedeutender Ort ist und der Kaiser kaum den St. Marcustag in dem ganz kleinen Ort Chiusa verbracht haben wird. Sicheres läßt sich jedoch nicht sagen.[5]) In Weiden ruhte der Kaiser aus und erwartete die Ankunft der Truppen. Am Tage darauf kamen zwölf Vornehme aus Venedig, die den Kaiser huldigten, indem sie sich vor ihm zur Erde neigten, ein Beweis, wie hoch moralisch noch die Würde des Kaisers stand.[6]) In Italien kämpfte Karl IV. im Vereine mit der lombardischen Liga gegen den mächtigen Visconti in Mailand, schloß aber bald Frieden, zog nach Rom und erntete in Italien wieder Anerkennung, aber ohne bleibenden wirklichen Erfolg. Den Rückweg nahm der Kaiser im August 1369 wahrscheinlich per Canales durch Kärnten. Am 11. bis 12. August ist der Kaiser nämlich in Udine nachweisbar,[7]) am 1. September aber urkundet er zu Brnne.[8]) Dieses

[1]) Böhmer-Huber, Regesten Karl IV. p. 380, Nr. 4648 und 4649.

[2]) Böhmer-Huber ibidem, Nr. 4650.

[3]) Bericht der böhm. Gesellschaft 5. Folge Bd. V. 24.

[4]) Böhmer-Huber, Regesten Nr. 4653.

[5]) Siehe über das Ganze die kritischen Noten bei Böhmer-Huber, Regesten p. 380. Darnach referiert auch Oehlmann p. 278.

[6]) In den Schreiben des kaiserlichen Begleiters bei Palacky ist dies zu lesen.

[7]) Böhmer-Huber, Regesten p. 397, Nr. 4777 bis 4781 a.

[8]) Böhmer-Huber ibidem, Nr. 4782 a. (Der Kaiser hält sich dann im September in Schlesien auf, 4782 a. bis 4783 ff. Reg.)

Digitized by Google

Brun kann entweder Brunn bei Wiener-Neustadt oder Brunn bei Eibiswald in Steiermark oder ein Ort dieses Namens in Böhmen bei Budweis sein.[1]) Mag man was immer für einen Ort annehmen, so führte den Kaiser der Weg durch Kärnten.

Auch König Ruprecht von der Pfalz kam auf seinem italienischen Feldzuge nach Kärnten. Er war im September 1401 über den Brenner und über das Sarvathal nach Italien und der Lombardei gegangen und stand mit Franz von Carrara im Bunde gegen Johann Galeazo Visconti von Mailand. Der unglückliche Kampf bei Brescia am 24. October 1401 entschied den Feldzug zum Nachtheile des Königs.[2]) Die unbezwungene Stadt, sagt Lindner, verhinderte den Weitermarsch nach Mailand und die vorgerückte Jahreszeit lies einen längeren Aufenthalt im Gebirge unräthlich erscheinen. Auch war durch die Macht des Visconti die große Straße über Verona verlegt, und es mangelte Geld und Nahrung. Der Rückzug erfolgte am Abende des 24. October und am 30. October ist Ruprecht mit seiner Kanzlei schon in Trient nachweisbar.[3]) Von Trient gieng der König nach Bozen[4]) zurück, wo er noch am 6. November sich aufhielt, am 8. und 9. treffen wir ihn in Lunze (Lienz), und von da zog er am 9. November über den Gailberg nach Manthen, wo er nach einem Briefe sich unzweifelhaft aufhielt.[5]) Am 11. hatte er bereits den Pleckenpass überschritten, denn er urkundet am 11. in Puschelsdorf, ebenso am 13. in Venzone, was ja nur der italienische Name für Puschelsdorf ist.[6]) Über den Zweck dieses ganzen Zuges giebt uns Sozomenus, der Geschichtsschreiber von Pistoja, Aufschluss. Der König beabsichtigte nach Padua zu seinem Bundesgenossen Franz von Carrara zu kommen, und es begleiteten ihn

[1]) Oehlmann die Alpenpässe, p. 278. Die Kaiserin Elisabeth kehrte schon vor dem Kaiser von Udine jedenfalls auch durch Kärnten nach Prag zurück. (Böhmer-Huber, Regesten p. 397.)

[2]) Lindner, die Schlacht bei Brescia im October 1401 (Mittheilung des österreichischen Institutes 1892 p. 377 ff.)

[3]) Lindner a. a. O. p. 392.

[4]) Chmel, Regesten Ruperts Nr. 1014 ff.

[5]) Die ganze Route ergiebt sich aus den Regesten Ruperts von Chmel Nr. 1038 ff. Es ist das Verdienst Fickers auf diesen Brief hingewiesen zu haben und so den richtigen Zug des Königs gegenüber Oehlmanns falschen Behauptungen eruiert zu haben. Siehe Ficker Mittheil. des Institutes Nr. I. p. 301, hingegen Oehlmann Alpenpässe S. 243. Oehlmann lässt Ruprecht über den tirolischen Kreuzberg ziehen vom Pusterthale aus, was falsch ist.

[6]) Das Itinerar in Chmels Regesten Nr. 1038 ff.

Digitized by Google

auf seinem Zuge über die Plecken seine Frau und 4000 Reiter, der Rest von seinem Gefolge.[1]) Am 18. November erreichte Ruprecht Padua, wo er zwar von Franz von Carrara ehrfurchtsvoll empfangen wurde, aber bald, wohl namentlich aus Geldmangel, erfolglos zurückkehren mußte.

Kein Kaiser hat sich so oft in Kärnten aufgehalten als der Habsburger Friedrich IV. (Reg. von 1440 — 1493). Zwar hinderten ihn nach seiner Erwählung zum deutschen Könige anfangs die stürmischen Zeitverhältnisse, namentlich der Kampf mit seinem Bruder Albrecht, mit den der mächtige Ulrich von Cilly verbündet war, nach Kärnten zu kommen und dort die Huldigung zu empfangen.[2]) Erst als der römische König Friedrich mit dem unruhigen Bruder am 30. März 1443 den Neustädter Frieden abgeschlossen hatte, konnte Friedrich IV. in das Land Kärnten kommen, um sich daselbst als Herrscher huldigen zu lassen.[3]) Am 11. December 1445 war Friedrich noch in Graz, am 17. in Leoben, von da zog er über den Neumarktersattel an Friesach vorüber nach St. Veit. Dort nun hielt sich König Friedrich jedenfalls einige Wochen auf.[4]) Er bestätigte in Kärntens Landeshauptstadt die Landesfreiheiten der Steiermark. Da er es mit seiner königlichen Würde nicht verträglich fand, mit dem Herzogsbauer am Fürstensteine zu sitzen und den alten volksthümlichen Inaugurationsact in der Weise seines Vaters Ernst des Eisernen zu vollziehen, so fand die feierliche Huldigung und Austheilung der Lehen nicht am Herzogsstuhl, sondern am 27. December, nach den Weihnachtsfeiertagen in St. Veit statt, und der König stellte jenen bekannten Revers aus, der an Stelle der

[1]) Sozomeni Pistoriensis specimen historiae. Muratori SS. XVI. p. 1174. Rupertus imperator iterum deliberavit redire Paduam cum quatuor millibus equitibus dimissis reliquis ad partes suas, et honorabiliter ibi receptus a Domino Paduae. Gataro, istoria Padovana Muratori SS. ital. XVII. 843 sagt nur, das Ruprecht mit Frau und Gefolge von Trient abreiste und nach Treviso zog und am 18. November in Padua ankam. Die Route aus Kärnten geht aus dem urkundlichen Itinerar bei Chmel und aus dem Briefe vom 9. November hervor. Über den ganzen Römerzug Ruprechts handelt Donemiller, Römerzug Ruprechts, Programm von Rudolfswert 1880 bis 1881 (siehe dort p. 48) ferner Lindner im II. Band der deutschen Geschichte unter den Habsburgern und Luxenburgern.

[2]) Die allgemeine Situation und die vorausgehenden Ereignisse siehe bei Hermann, Geschichte Kärntens I. S. 144 ff.

[3]) Chmel, Regesten Friedrichs Nr. 1571 und 1572.

[4]) Siehe die Chmel'schen Regesten Nr. 1572 und ff.

Digitized by Google

feierlichen Einsetzung den in St. Veit festlich versammelten Ständen dem königlichen Worte gleich galt. [1]) Auch im Jänner weilte Friedrich noch in St. Veit, denn von dort aus sind mehrere Actenstücke datiert und zwar noch vom 13. Jänner 1444, wo der König der Landschaft in Kärnten unter goldener Bulle die von Herzog Ernst, seinem Vater, ertheilten Freiheiten bestätigt. [2]) Dann verließ der König Kärnten und reiste nach Krain, wo er am 27. Jänner urkundet. [3]) Am Schlusse des Jahres weilte der König noch einmal in St. Veit, wo er auch dem Stifte Victring die Handfesten bestätigte. [4])

Die folgenden Jahre sind durch die Sorge um die Vormundschaft über den jungen Ladislaus und die Wirren mit Ungarn, die damit zusammenhängen und Plünderungszüge zur Folge hatten, erfüllt. Friedrich IV. hatte am 1. September des Jahres 1449 einen Landtag nach Krems in Niederösterreich berufen, um über die räuberischen Einfälle der Ungarn zu verhandeln und denselben zu begegnen. [5]) Er selbst aber begab sich nach Steiermark, wo wir ihn zu Judenburg und Murau actenmäßig nachweisen können. [6]) Am 26. August ist der König in St. Veit, wo er am 30. der bambergischen Stadt Wolfsberg im Lavantthale das Halsgericht in ihrem Burgfriede verleiht. Noch am 2. September urkundet er in Kärntens Landeshauptstadt zu Gunsten des Klosters St. Paul [7]) und begibt sich dann nach Laibach, wo er am 13. September nachweisbar ist. Wir wissen nicht, ob der König den Weg über den Loibl benützt hat, diesmal in der guten Jahreszeit ist es wohl anzunehmen, ob es aber im Winter 1444 der Fall war, ist bei dem damaligen Stand des Weges über den Loibl vielleicht nicht anzunehmen.

In das Jahr 1452 nun fällt der denkwürdige Römerzug Friedrich IV., der letzte, den ein deutscher König nach Rom unternahm, welcher die erste und letzte Krönung eines Habsburgers in der ewigen Stadt durch den Papst zur Folge hatte. Wir müssen den Zug des

---

[1]) Chmel, Regesten Nr. 1575.

[2]) Chmel, Regesten Nr. 1586—1594.

[3]) Chmel, a. a. O. Nr. 1596.

[4]) Diese Urkunde ist gegenwärtig im Besitze des Buch- und Kunsthändlers Kende in Wien.

[5]) Hermann, Geschichte Kärntens I. p. 149 und 150.

[6]) Chmel Regesten S. 264, Nr. 2583 und 2584, am 7. August ist er in Judenburg, am 10. August erlässt er in Murau für Steiermark eine Eisensatzung.

[7]) Chmel, Regesten Nr. 2587 ff. Nr. 2590 die Bestätigung der Freiheiten und Privilegien für das Stift St. Paul.

Digitized by Google

Kaisers durch Kärnten und seine Rückkehr durch dasselbe Land etwas ausführlicher besprechen.

Als der Kaiser von Graz aus im December 1451 sich anschickte, nach Italien zu gehen, war in Österreich unter Eyzinger ein Aufstand ausgebrochen, und die Ungarn forderten des jungen Königs Ladislaus Auslieferung von Friedrich IV., ja es erschien auch der Legat des Papstes Heinrich Sanftleben und theilte dem Kaiser mit, Papst Nicolaus V. sei zu den Krönungsfeierlichkeiten nicht genügend gerüstet, die Stadt Rom habe nicht die nöthigen Lebensmittel, das Volk sei getheilt, Italien in der Treue schwankend, der Winter sei rauh, der Papst sähe es lieber, wenn der Kaiser im Sommer nach Rom käme. Als die kaiserlichen Räthe dies hörten, riethen sie großentheils in Anbetracht des Aufstandes in Österreich vom Zuge ab. Aber Friedrich bestand hartnäckig trotz der Ungunst der Verhältnisse auf der sofortigen Ausführung. [1]) Friedrich brach nun eilig von Graz auf, führte nach Thomas Ebendorfers Chronik den jungen König Ladislaus mit sich und feierte in St. Veit das Weihnachtsfest. [2]) In St. Veit entwich Reinbert von Wallsee heimlich, [3]) und als der Kaiser von St. Veit am 30. December nach Villach kam, erschien eine große Anzahl von Räthen, die den Kaiser dringend riethen, erst den Aufruhr in Österreich zu schlichten; die römische Krone könne er sich später holen. Als aber der König schon ängstlich zweifelte, wurde ihm ein Brief von seinem Geheimsecretär Aeneas Silvius Piccolomini und das apostolische Schreiben überbracht, und da dieses ihm günstig zu lauten schien und auch des Kaisers Braut, die portugiesische Prinzessin Leonore, demnächst in einem italienischen Hafen landen sollte, so beschloss er den sofortigen Aufbruch und ließ Neiperg und Zebinger zur Regierung des Vaterlandes zurück. [4]) Nun zog der Kaiser durch das Kanalthal, von dem Aeneas Silvius eine kurze Schilderung entwirft, die wir wörtlich wiedergeben.

[1]) Die folgenden Berichte nach Aeneas Silvius, Geschichte Friedrichs. Diese Berichte sind nach Lorenz, deutsche Geschichtsquellen II, 311, tagebuchartig in wahrscheinlich fast gleichzeitigen Notaten niedergeschrieben.

[2]) Thomas Ebendorfer, Caronicon Austriacum V. Pez Script. II. p. 869. Imperator, vigilia Sancti Thomae a Graz egressus cupidum iter aggreditur, ducens secum in sua comitiva infantem Ladislaum. Sed dum in vigilia nativitatis ad Sanctum Vitum in Carinthia deduceretur et tandem per Villacum ad oras Italiae sequeretur... (in Villach auch nach Chmel Reg. 2753).

[3]) Aeneas Historia Friderici, Kollar 223. (Ilgens Übersetzung 279 und 280).

[4]) Das Ganze nach Aeneas Hist. Friderici, Kollar 226 bis 227 (Ilgens Übersetzung S. 283 ff.) Aeneas lässt Ladislaus erst in St. Veit zu Friedrich

Digitized by Google

Hier verengen zur rechten und linken bis in die Wolken aufsteigende Berge, die von ewigem Schnee starren, den Weg in merkwürdiger Weise. Als die Böhmen und Ungarn hieher kamen, staunten sie über die Wildheit der Gegend, die engen Schluchten, die Saumpfade an steilen Abgründen und die Höhe der Berge: sie meinten in einer anderen Welt zu wandern und waren ganz richtig der Meinung, dass dem römischen Reiche von Natur die Grenzen gezogen seien [1]). Die Einwohner bedienen sich hier dreier Sprachen, sagt weiter Aeneas, der deutschen, italienischen und slovenischen, sprechen jedoch keine derselben rein aus. Der Kaiser zog nun über Pontafel, schickte seinen Bruder Albrecht mit einem Theile der Truppen voraus und betrat dann mit Ladislaus am 1. Jänner Italien. In Venzone begrüßten ihn venetianische Gesandte mit Jubel und Ehrerbietung. [2]) Die weitere Schilderung dieses Römerzuges, die Vermählung des Kaisers mit Leonore von Portugal, die Kaiserkrönung mit allem Ceremoniel sowie die Beschreibung des Rückzuges bis zum Aufenthalt in Friaul, gehören nicht hieher. [3]) Ich erwähne nur, dass nach der Relation eines Augenzeugen [4]) auf der Engelsbrücke in Rom einige kärntnerische Herren zu Rittern geschlagen wurden und zwar Wolfgang von Kreig, Ulrich Schenk von Osterwitz, der kaiserliche Rath Hans von Frauenberg, die Ministerialen Wolfgang Ungnad, Veit von Rechberg, Christof von Rechberg, Daniel von Kolnitz, Heinrich von Himmelberg, Sigmund Mordax und ein Hans Sibenharter.

Im Mai 1452 kam der Kaiser mit seiner Gemahlin und dem Gefolge nach Venedig und blieb dort nach des Aeneas Bericht zehn Tage. [5]) Am 5. Juni ist er in Portenau nach den Regesten nachweisbar. [6]) Den weiteren Verlauf der Reise können wir nach dem

kommen. Zu beachten ist, dass Aeneas von uralten Denkmälern spricht, die bei Solium (am Zollfelde) in großer Zahl gezeigt werden und deren Inschriften in alterthümlicher Schrift bekunden, dass hier eine Stadt der Liburner gelegen habe. Aeneas bezieht auf diese Stadt sogar nach der damaligen Meinung vieler die Verse in Vergils Aeneide I. 242—245 (Ilgens Übersetzung der Geschichte Friederichs von Aeneas II. p. 5).

[1]) Aeneas Silvius, Gesch. Fried. III., Kollar 229. (Ilgens Übersetzung II. 4).

[2]) a. a. O. II. 5.

[3]) Siehe darüber am besten Gregorovius, Geschichte Roms VII. p. 113 ff

[4]) Bei Pez, SS. II. 566 ff. eine dem Enenkel zugeschriebene Relation eines Augenzeugen nennt diese Namen.

[5]) Aeneas Geschichte Friedrich III. Kollar 338 Ilgen p. 140.

[6]) Chmel, Regesten Nr. 2283 ff.

Digitized by Google

Berichte eines Augenzeugen Lankmann angeben.[1]) Der Kaiser zog mit seiner Gemahlin, dem Könige Ladislaus und der glänzenden Begleitung durch das friaulische Gebiet über Cividale und Görz nach Tolmein im Isonzothale. Der Augenzeuge Lankmann nennt den Fluss daselbst einen bösen Fluss. Denn als der Kaiser aufwärts über den Predil zog, da brach nach der Geschichte des Aeneas Silvius ein furchtbares Unwetter los. Aus einem ganz heiteren Himmel ward plötzlich ein mit dichten Wolken umzogener, sofort dampften die Berge, Blitz folgte auf Blitz, der Donner rollte, dichter Regen fiel vom Himmel, die Gießbäche stürmten jählings dahin, Felsen wurden mit fortgerollt und die Flüsse schwollen an. Keine Kleidung bot hinreichend Schutz gegen diese Sintflut von Regen. Der Kaiser und seine Begleiter mussten deshalb in Villach zwei Tage Rast halten.[2]) Dort kam der Getreue Neuperg zum Kaiser und erzählte ihm, dass in Österreich Anarchie sei und nur das Schwert Ordnung schaffen könne. Nun zog der Kaiser durch Kärnten nach Bruck und von da nach Neustadt, wo er wahrscheinlich am 20 Juni ankam.

Ein weiterer Aufenthalt Kaiser Friedrichs in Kärnten hängt mit der Ergreifung der Cilly'schen Erbschaft nach der Ermordung Ulrichs von Cilly im Jahre 1457 zusammen.[3]) Nachdem der Kaiser in Cilly belagert worden war, erließ er bewaffnete Aufgebote und belagerte Radmannsdorf in Krain. Ehe dieses sich ergeben hatte, zog der Kaiser nach Kärnten. Er nahm im Sommer den Weg über Tarvis nach Villach und von da nach Sternberg und nahm dieses Schloss des feindlichen Feldhauptmannes Witowitz ein.[4]) Am 5. August ist der Kaiser in Spital, dem Hauptsitze der ortenburgisch-cillyschen Herrschaft und nimmt von selbem Besitz.[5]) Am 14. ertheilte er in Milstatt dem

[1]) Pez Script II. p. 603 Historia desponsationis et coronationis Friederici III. a Lankmann. Consequenter Dominus Imperator, ejus Augusta Domina, Ungarie Rex cum eorum comitiva venerunt per terram Dominorum ad Dominium Portus Naonis ibique pausam faciendo et ulterius itinerando per Patriarchatum Forum Julii et per aquam fluentem, proprie Tulment (Tolmein) (est malus fluvius) et postea veniendo ad Ducatum Karinthie ad Villacum et ad Ducatum Stiriae ad Judenburgam ibidem pausando. Die decima nona mensis Junii veniunt cum gaudio Novam Civitatem.

[2]) Kollar 342. Ilgens Übersetzung der Geschichte Friedrich IV. von Aeneas Silvius p. 145. Chmel Reg. Nr. 2891. Ilgen a. a. O. p. 147 und 151. (Kollar 346.)

[3]) Das Allgemeine siehe bei Hermann, Geschichte Kärntens I. p. 164 ff.

[4]) Unrest Chronicon Austriacum apud Hahnii coll. I. p. 546.

[5]) Chmel, Regesten Nr. 3555.

Digitized by Google

Kloster das Fischereirecht am unteren Theile des Sees und im Dobriacherbache [1]). Anfangs September hält sich dann der Kaiser in St. Veit auf, wo er vom 4.—26. September urkundlich nachweisbar ist. [2]) Noch Anfangs October treffen wir ihn dort, dann zieht er nach Völkermarkt, wo er am 19. October den Herzogsbauer Gregor Schatter die freien Besitzungen für sich und seine Erben bestätigt. [3]) Innerhalb der Mauern der landesfürstlichen Stadt Völkermarkt verweilt der Kaiser nicht blos den Rest des Octobers, sondern auch den ganzen November und noch am 1. December stellt er daselbst eine Verleihung an das Frauenkloster Göß aus. [4]) In Völkermarkt traf ihn auch die Nachricht von dem Tode König Ladislaus, der bekanntlich eine heftige Fehde zwischen Friedrich und seinen Bruder Albrecht wegen des Besitzes Österreich zur Folge hatte. Von Völkermarkt begab sich Friedrich nach Graz, wo er am 15. December amtlich thätig ist. [5])

Im Jahre 1468 unternahm Kaiser Friedrich seinen zweiten Römerzug zu Papst Paul II. Am 9. December schreibt Papst Paulus II. von Rom nach Graz an Friedrich mit Beziehung auf des Kaisers beide Schreiben vom 3. und 17. November, dass er sich freue über die Reise des Kaisers nach Rom und sich gleichzeitig wegen des Mangels an Anstalten entschuldige; sei ihm doch die kaiserliche Ankunft zu spät angezeigt worden. [6]) Der Kaiser zog nun im December durch Kärnten nach Italien und kam in der Weihnachtszeit über Cesena nach Rom, [7]) wo er, wie J. Unrest berichtet, einen neuen Orden stiftete und den Hans Sibenhirter, der lang sein Küchenmeister gewesen war, zum Hochmeister dieses St. Georg-Ordens machte. [8]) Am 9. Jänner 1469 verliefs Friedrich die heilige Stadt, welche während des kaiserlichen Aufenthaltes zum letztenmale die Häupter der Christenheit nebeneinander durch die Straßen ziehen sah. Am 1. Februar ist Friedrich schon in Ferrara,

[1]) Chmel Regesten 3556.

[2]) Chmel, ibidem Nr. 3559—3561.

[3]) Chmel, ibidem Nr. 3562.

[4]) Chmel, ibidem Nr. 3563—3567.

[5]) Chmel, ibidem 3568.

[6]) Chmel, ibidem Nr. 5522.

[7]) Dass der Zug von Graz durch Kärnten gieng ist anzunehmen. Die Descriptio adventus Friderici ad Paulum Papam II. von August von Siena. (Pez. SS. II. 610) berichtet wieder über die Route nichts. Sie sagt nur, dass der Papst, als er gehört hatte, der Kaiser habe Italien betreten und sei nach Cesena gekommen, dahin Reiter zum Empfange schickte.

[8]) Jacob Unrest Chronicon, Hahnii collectio I. p. 559.

Digitized by Google

dann einige Tage im selben Monate in Venedig. [1]) Von da zog der Kaiser per Canales oder über den Predil nach Kärnten, wo er am 1. März zu St. Veit amtlich fungiert. Am 9. März treffen wir ihn schon in Judenburg, sein Aufenthalt in Kärnten war also diesmal ein kurzer. [2])

Das Jahr 1470 bringt wieder einen längeren Aufenthalt des Kaisers in Kärnten, der mit der Türkengefahr und dem wilden Aufstande Baumkirchers in Steiermark zusammenhängt. Bekanntlich hatte Baumkircher auch in Kärnten Bundesgenossen. [3]) Im März war der Kaiser in Wiener-Neustadt, Anfangs April reist er über Steiermark nach St. Veit, wo er am 9. April sich aufhält und von da sich nach Villach begibt, wo wir ihn am 13. treffen. [4]) Von da zog er nach Triest und begab sich von dort nach Laibach, wo er vom 7.—12. Mai nachweisbar ist. [5]) Von Krain kann sich damals der Kaiser, da er noch am gleichen Tage nach Völkermarkt kam, nur über den Loibl dahin begeben haben. Dort in Völkermarkt wurde nun im Mai im Beisein des Kaisers der große Landtag der Länder Kärnten, Steiermark und Krain abgehalten. Es ist das erstemal, dass die Stände Kärntens hier förmlich mit anderen Ständen zu einem Landtage vereint waren. Die landesfürstliche Stadt Völkermarkt sah damals eine herrliche Versammlung hoher Herren in ihren Mauern. Berichtet uns doch Unrest, [6]) dass außer der Person des Kaisers die Bischöfe von Salzburg und Sekkau, von Lavant und Chiemsee, von Triest und Laibach, ja der Erzbischof von Mainz zugegen waren, welch letzterer hier seine Lehen empfieng. „Auch waren, sagt Unrest, daselbst an Grafen: Graf Lienhart von Görz, der auch seine Lehen empfing, ein Graf Schacha,

[1]) Gregorovius Geschichte der Stadt Rom VI, 224 ff. So gering Friedrich's Macht war, so groß war noch immer der moralische Rang des Kaisers. Der Papst behandelte den Kaiser als Gleichgestellten und der Kaiser demüthigte sich nur freiwillig vor Paul II. Auch aus Lankmann Gesandschaftsbericht ergibt sich das Gleiche (Lorenz, Geschichtsquellen II. p. 306). In Galicien wurden die kaiserlichen Gesandten von den Räubern freigelassen, als der Hauptmann den kaiserlichen Geleitbrief des Gesandten gewahrte. Die angegebene Reiseroute über Ferrara und Rom nach Chmel, Regesten Nr. 5531 und 5532.

[2]) Chmel, Regesten Nr. 5534—5536.

[3]) Siehe J. Unrest Chronicon, Hahn I. p. 560 ff.

[4]) Chmel, Regesten Nr. 5979—5988 in St. Veit, Chmel ibidem Nr. 5989, in Villach Nr. 5990.

[5]) Chmel ibidem Nr. 5991—5998, ferner 6001—6009.

[6]) Unrest Chronicon, Hahn Collect. Monum I. p. 565.

Digitized by Google

ein Graf von Nassau, und der Kaiser hatte bei sich den Grafen Rudolf von Sulz und den Grafen Hugen von Weinberg, Grafen Hans von Eberstein, den Grafen von Leiningen, den Grafen von Warba, einen jungen Grafen von Krabat,[1]) da war auch von ganz Kärnten der Adel, von Steyr viel Landstand und von Krain, darunter zehn Ritter waren und es war von Prälaten und Pröpsten eine große Zahl". Während nun die Versammelten daselbst wegen der Türkengefahr und wegen des Baumkirchers beriethen, hatte dieser die Frechheit, das kaiserliche Jagdschloß Dobel bei Graz wegzunehmen.[2]) Ja er kam bis an die Koralpe „und nahm des Bauerlein Hof bei Schwammberg ein, und that Schaden". Da lagen nun die Landstände, besonders die Steirer, den Kaiser zu Völkermarkt an, er möge Frieden machen mit dem Baumkircher. Die Abgesandten Andreas von Kraig, Christof Ungnad und Balthasar von Weispriach brachten nun Baumkircher nach Völkermarkt und es kam schließlich, nachdem man den drei Ländern darob eine schwere Steuer aufgelegt hatte, zu einem Abkommen mit dem Baumkircher. Daß derselbe dann dessenungeachtet und trotz des kaiserlichen Geleitsbriefes in Graz überfallen und getödtet wurde, ist bekannt.[3]) Der Kaiser weilte damals lange in Völkermarkt. Er urkundet daselbst die ganze zweite Hälfte des Monates Mai und hielt sich auch noch bis 7. Juni dort auf.[4]) Nachdem er sich hierauf auf kurze Zeit nach Villach[5]) über St. Veit begeben, treffen wir ihn am 27. Juni wieder urkundend in Völkermarkt, wo er die letzten Tage dieses Monates und im Juli bis zum 16. wohnt.[6])

Hierauf geht der Kaiser nach Villach. In dieser bambergischen Stadt nimmt er vom 19. Juli bis 1. August Amtshandlungen vor und begibt sich dann über Friesach nach Graz[7]). Im Jahre 1469 brachte der Kaiser, wie wir aus den erhaltenen Rechnungen nachweisen können, den jungen Prinzen Max, den nachmaligen Kaiser, als Knaben mit 10 Jahren nach Kärnten. Das kaiserliche Kind verweilte einige Zeit im Schloße Finkenstein bei dem Landesverweser Sigmund Kreutzer

[1]) Alle diese Namen genannt bei Unrest a. a. O. Die als besondere Begleiter des Kaisers genannten Adeligen sind Ausländer.

[2]) Jacob Unrest a. a. O. p. 566.

[3]) Darüber berichtet sehr ausführlich Unrest a. a. O. p. 566.

[4]) Chmel, Regesten Nr. 6009—6031, ferner 6033—6043, 6045—6056.

[5]) Chmel, Regesten 6057 und 6063.

[6]) Chmel a. a. O. Nr. 6065—6081 in Villach nach Reg. Nr. 6082—6090.

[7]) Ahmel, Reg. 6093 und 6094.

Digitized by Google

und in Villach. Dem Vicedom von Kärnten, Jacob von Ernau, kam der Befehl zu, die Reisekosten für den Prinzen und sein Gefolge auszulegen. Wir erfahren aus den Quittungen, die Jacob von Ernau ausstellte,[1]) daß für die Zehrung des jungen Max und seines Gefolges zu Finkenstein und zu Villach „vom St. Mertentage bis auf den Palmtag" die Summe von 1089 Pfund, 3 Schilling und 10 Pfennig ausgegeben wurde. Für Pferdefutter aber wurden 1311 Vierling Haber Villacher Maß ausgelegt. Auch über die Ausgaben für Friedrich IV. wird in diesen Rechnungen genau referiert.[2]) Auch zu Tazenberg weilte der Knabe Max, und daraus hatte sich die falsche Tradition entwickelt, dass er daselbst geboren sei.

In den nächsten Jahren wuchs die Türkengefahr für Kärnten. Im Jahre 1471 fielen dieselben in Krain ein und kamen bis ins Kankathal,[3]) das nächste Jahr verlief für Kärnten ruhig. Im darauffolgenden Jahre, kurz bevor die Türken ins Land verwüstend einbrachen, treffen wir den Kaiser noch einmal in Kärnten. Am 16. März ist der Kaiser in Graz, am 25. wohnt er schon in St. Veit, wo er sich nur mehr einige Wochen aufhielt. Noch am 8. April kann man ihn nach Chmels Regesten daselbst nachweisen. Hierauf reiste er mit seinem Sohne Max über Salzburg nach Augsburg.[4])

Dieser Aufenthalt ist als der Abschied des Kaisers von Kärnten zu bezeichnen, denn wenn er auch im Jahre 1479 am 7. April noch einmal in St. Veit urkundet,[5]) so kann doch dieser Aufenthalt nur sehr kurz und flüchtig gewesen sein, weil der Kaiser nachweisbar am

[1]) Chmel p. 588 Nr. 6049.

[2]) Chmel a. a. O. Ort Nr. 6049 und 6059. So betrug die Zehrung des kaiserl. Hofgesindes in St. Veit im Jahre 1469 193 Pfund 3 Schilling 11 Pfennig und es wurde für Pferdefutter daselbst bei des Kaisers Anwesenheit 113 Vierling Haber St. Veiter Maß verausgabt. Auch erfahren wir, dass zu Völkermarkt 700 Vierling Haber Bleiberger Maß verfüttert wurden und alles in allem daselbst 2887½ Vierling verbraucht wurden. Von 800 fl. die der Kaiser dem Leminger zu Villach schuldig war, hat Jacob von Ernau 360 fl. dran gezahlt.

Am 12. Juni 1470 lesen wir von einer Quittung Ernaus zu Straßburg über 379 Pfund, 4 Schilling und 12 Pfennig und 1253 Vierling Haber, die für Max und das Hofgesinde „und meine junge Frau" zu St. Veit und zu Tanzenberg und Villach und Völkermarkt, desgleichen für die Futterung des kaiserlichen Pferdes zu Völkermarkt, verausgabt wurden (Chmel Reg. 6059).

[3]) Unrest in Hahnii collectio I. p. 574.

[4]) Chmels Regesten Nr. 6678 ff.

[5]) Dies war nach einer bei Hermann Geschichte Kärntens I. p. 206 citirten Urkunde der Fall.

Digitized by Google

3. und 5. April zu Graz weilte und auch am 15. desselben Monates in der Landeshauptstadt der Steiermark wieder amtlich fungierte.[1] Noch in demselben Jahre brach der für Kärnten so furchtbar verheerende Krieg zwischen Mathias Corvinus von Ungarn und dem Kaiser wegen Besetzung des Salzburger Erzbisthumes aus.

Kaiser Friedrich IV. Nachfolger, der ritterliche Max I., kam als Kaiser niemals nach Kärnten. Sein Entschluss sich am Zollfelde nach altem Herkommen huldigen zu lassen, kam wegen der Verwicklung des Kaisers in alle europäischen Angelegenheiten nie zur Ausführung. Einmal, am weißen Sonntage des Jahres 1506 waren die Landleute und Unterthanen schon zur Belehnung am Fürstensteine zur Huldigung einberufen, aber der Kaiser fand nicht Zeit, im Lande zu erscheinen und verschob die Feierlichkeit. Am 29. December desselben Jahres erließ der Kaiser noch einmal ein Schreiben an den Landesverweser von Kärnten, in welchem er ankündet, er wolle in Kürze nach Kärnten kommen, sich am Zollfelde huldigen lassen und die Lehen durch einen Stellvertreter vom Edlingbauer am Fürstensteine empfangen. Er befahl gleichzeitig, dass vier Prälaten und vier Adelige sich nach all' den alten Bräuchen zu erkundigen hätten.[2] Aber der Einfall der Franzosen in Italien und die folgenden weitausgreifenden Weltpläne Max I. verhinderten auch diesmal die Ausführung.

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde.[3]

Von Dr. Richard Müller.

5. Klagenfurt.

Der Name der Hauptstadt Kärntens scheint eingehenderer Betrachtung wert als ihm bisher zu Theil geworden.

Bekanntlich galt „Klagenfurt" lange als Umdeutschung eines angeblichen antiken Claudii forum. Förstemann[4] nahm diesen Aber-

[1] Siehe die Regesten bei Lichnowsky VIII. Nr. 157—164 und bei Chmel Seite 693.

[2] Die beiden darauf bezüglichen Urkunden sind enthalten in der kärntnerischen Landhandfeste.

[3] Sieh Carinthia I. 1893, Mai- und Septemberheft.

[4] In Kuhns Zeitschrift, für vergleichende Sprachforschung 1, 15.

Digitized by Google

witz noch 1852 an. Aber schon 23 Jahre früher hatte das sonst nicht sehr kritische „Vergleichende Wörterbuch der alten, mittleren und neueren Geographie“ von Fr. Bischoff und J. H. Möller [1]) einen Zweifel daran nicht unterdrücken können, den 1863 A. Bacmeister [2]) bestimmter formulierte, indem er das Ganze als bloße Vermuthung hinstellte. Seitdem hat sich herausgestellt, dass jenes Claudii forum ein Fabrikat des Humanisten Caspar Brusch 1554 sei [3]). Man hält sich nunmehr an die schon von Megiser 1612 vorgebrachte Erklärung, Klagenfurt sei eine Umformung von Glanfurt, d. h. Furt der Glan, an der die Stadt liegt: so dass also ein Unterschied aufgestellt wird von dem etwas südlich von Klagenfurt bleibenden, zur Glan gehenden, als Glanfurt bezeichneten Ausflusse des Wörther Sees. [4]) In dieser Weise fasst auch soeben Egli [5]) unter dem Artikel „Klagenfurt“ den Sachverhalt zusammen.

„Klagenfurt“ aus „Glanfurt“ — das klingt ja ganz annehmbar und vielleicht ist es sogar richtig? Aber nachprüfen wollen wir es doch, ehe wir es gläubig hinnehmen. In der Wissenschaft gilt vor allem das Wort „Im Anfang war der Zweifel“.

Zunächst muss man fragen nach einem directen Zeugnisse jener Umformung. Die andere Frage, ob letztere sprachgesetzlich möglich, tritt in zweite Linie. Ein solches directes Zeugnis gibt es nicht: sonst brauchten wir uns ja gar nicht zu bemühen. Zu belegen ist, doch auch nur aus dem spätesten Mittelalter, die Glanfurt des Wörther Sees allein; die angeblich hinter „Klagenfurt“ versteckte andere bleibt problematisch, und das macht schon mistrauisch gegen sie. Die Stadt tritt am Ende des XII. Jahrhunderts bereits unter ihrem heutigen Namen auf (mittelhochdeutsch Klagenvurt). Sehr viel älter wird sie auch gar nicht sein. Nach dem „Liber certiarum historiarum“ des Abtes Johann von Victring, Buch I, Capitel 5 zum Jahre 1256 wäre Herzog Bern-

[1]) Gotha 1829, S. 323a, 325b.

[2]) Alemannische Wanderungen, S. 23, Anmerkung 1.

[3]) Jakisch, Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung, mit besonderer Berücksichtigung auf Kärnten, S. 38.

[4]) Jakisch, S. 15. Vgl. Leo von Rožmital (Bibliothek des literarischen Vereines in Stuttgart, Band 7, S. 132) im Jahre 1467: Villaco Clagenfurtum quatuor sunt milliaria. Oppidum est muro cinctum, in planitie situm, non adeo amplum, quod praefertluit torrens nomine Glan, ponte ligneo non longo stratus.

[5]) Nomina geographica, 2. Auflage (1893), S. 497a.

Digitized by Google

hard (1202—1256) der Gründer; und wie man zu seiner Zeit ihren Namen verstand, ergibt sich aus der von ihm angefügten lateinischen Übersetzung Querimonie vadus. Ganz genau ist diese Angabe über den Ursprung der Stadt freilich nicht zu nehmen: denn derselbe reicht hinter die Epoche der Alleinherrschaft Bernhards zurück in das Ende des XII. Jahrhunderts. In einer undatierten St. Pauler Urkunde nämlich, die der Herausgeber vor den 31. März 1199 setzt, weil der darin als Verleiher auftretende Herzog Ulrich II. von Kärnten (1181—1202) seit dem genannten Tage nicht mehr allein handle, sondern stets im Vereine mit seinem Bruder und Nachfolger Bernhard, erhält das Stift St. Paul von diesem Herzoge Ulrich die Mauthfreiheit omnium bonorum ad cameram siue ad cellarium cenobii sancti Pauli pertinentium in foro Chlagenuurt [1]). Eine andere Form des Stadtnamens ist nicht zu erbringen. In demselben Urkundenbuche von St. Paul Heinricus de Chlagenfurt 1250, Johannes comes de Chlagenfurt 1314 [2]). Im Diplomatarium miscellum saeculi XIII.: Dominus Hainricus in Chlagenvurt et dominus Mathias de Chlagenvurt 1278; Actum et datum in Chlagenvurt anno domini 1281; Daz ist geschehen da ze Chlagenfurt in der vrouen chirchen 1283; der geberve (mittelhochdeutsch gewerve) ist geschehen ze Chlagenvurt 1294 [3]). Ebenso in den Chroniken des XIII./XIV. Jahrhunderts: Chlagenfurte 1268, Chlagenfurt 1307 [4]). Klagenvurt mit abgeleitetem Klagenvurtære beim steirischen Reimchronisten. [5]) Glanvurt für die Stadt ist unerhört.

Nun wäre immer noch die behauptete Differenzierung (Klagen- aus Glan-) aus Gründen der Zweckmäßigkeit denkbar — oder um es weniger teleologisch auszudrücken, gleichsam von selbst konnte sich in dem Munde der Ein- und Umwohner, als die Stadt aufzublühen anfieng und häufiger genannt ward, diese Scheidung beider Örtlichkeiten vollziehen. Doch hält diese allgemeine Erwägung genauerer Prüfung nicht Stand. Die hier in Betracht kommenden lautlichen Vorgänge

[1]) Urkb. von St. Paul [Fontes rer. austriacar. II. 39], S. 102, Nr. 30.

[2]) Ebenda S. 139, Nr. 74; 202, Nr. 178.

[3]) Fontes II. 1, S. 199, Nr. 24; 206, Nr. 33; 215, Nr. 44; 262, Nr. 93.

[4]) Monumenta Germaniae, Scriptores 9, 798, 818. Vgl. Oesterley a. a. O., 8, 346o f.

[5]) Sieh die neue Ausgabe Seemüllers in den Monum. German., Abtheilung „Deutsche Chroniken", Band 5, S. 1292c, Register.

Digitized by Google

sind in der Geschichte unseres Dialectes um 1190—1200 zwar im Allgemeinen nachzuweisen. k für g im Anlaute belegen die in Weinholds Bairischer Grammatik § 172 angeführten Beispiele (das häufige, schon in älterer Zeit vorkommende **kegen** für **gegen** zählt nicht) aus der Zeit 1299—1488; ng für n (wie nn für ng) ist zum Theile sogar alt (a. a. O., § 170, vergl. § 168): gn aus n, um das es sich in unserem Falle handelt, fände sein Gegenstück in n aus gn, welcher Vorgang im österreichischen **Mengoz** für **Megengoz** (althochdeutsch **Magangoz**, ein Mannsname) [1]), und in **gastein** für **gasteigen** [2]) erscheint. Aber wenn so klagen- aus glan- schlecht und recht für das Ende des XII. Jahrhunderts zu rechtfertigen wäre, so fragt sich doch immer noch, warum steht gar niemals die angebliche Grundform **Glanvurt** als Stadtname, und warum setzt dieser von allem Anfange an mit der angeblichen Umdeutung **Klagenvurt** ein? Muss nicht schon dieser Umstand den Verdacht erregen, dass es mit der Umdeutung nichts sei? Woher will man überhaupt von ihr wissen? Dabei ist zu bedenken, dass in der nächsten Umgebung Klagenfurts nicht nur der keltische Flussname **Glana** („die reine, lautere") unangetastet bleibt, sondern auch die mit ihm gebildeten **Glanafurt**, **Glanadorf**, **Glanecke**. **Glanahovum**: warum gerade bei **Klagenfurt** die einzige Ausnahme? etwa weil es späte Bildung? Und was wird damit am Ende erreicht? Ist „Furt der Klage oder der Klagen" etwa von vorneherein verständlicher und sinnvoller als „Ort an der Furt der Glan"?

Es bleibt wohl nichts übrig als von der durch Megiser aufgebrachten Umformung abzusehen, **Klagen vurt** für die echte und ursprüngliche Form zu erklären und zu versuchen, wie man damit zu Rande komme.

Querimonio vadus, sagt Abt Johann von Victring. Besser hätte er gesetzt **Querimoniarum vadus**. Denn der Genetivus Singularis von mittelhochdeutsch **klage** lautet gleichfalls **klage**, und eine eigentliche Zusammensetzung hätte **klagevurt** gefordert [3]). Der (im

[1]) Todtenbuch des Stiftes St. Florian in Oberösterreich aus dem XII. Jahrhundert, 27. December. (Archiv f. österr. Gesch. 56, 320).

[2]) Salbuch von Klosterneuburg (Fontes II. 4), Tradition Nr. 791 XII/XIII. Jahrhundert.

[3]) Es gab ein wahrscheinlich bairisches Clagedorf, das um 1140 an Kloster Prüfling vergabt ward (Meiller, Regesten der Babenberger, S. 27, Nr. 17 aus Monum. Boic. 28, 98, Nr. 84).

Digitized by Google

Altdeutschen dem) „Furt der Klagen“ steht zu allernächst die (der) „Furt der Kümmernisse (oder der Thränen)“ im „Parzival“ Wolframs von Eschenbach. Die Übereinstimmung beider Verbindungen ist so groß, dass ich anfänglich geneigt war, eine Reminiscenz an dies berühmte höfische Epos anzunehmen und damit zugleich die Umgestaltung von **Glanvurt** zu **Klagenvurt** begreiflicher und beifallswürdiger zu finden. Damit ist es nun allerdings nichts, da der „Parzival“ zwischen 1203 und 1210 geschrieben, Klagenfurt aber spätestens Anfangs 1199 bezeugt ist. Immerhin könnte die Erinnerung an das auch im mittelalterlichen Kärnten wohl bekannte Rittergedicht die Landeskinder bewogen haben, eine „Furt der Klagen“ im Namen ihrer Stadt zu erkennen: obwohl ich auch das nicht glaube. Jene Stelle berichtet von Parzivals Mutter Herzeloide, die durch die Geburt ihres Sohnes und den Tod ihres Gatten Gahmuret gleichzeitig in Freude und Leid versetzt war; das drückt der Dichter aus

114, 1 **beidiu siufzen unde lachen**
kunde ir munt vil wol gemachen.
si vreute sich ir suns geburt:
ir schimpf ertranc in riwen furt.

„So Seufzen als Lachen wusste ihr Mund hervorzubringen. Sie freute sich der Geburt ihres Sohnes: ihre Lust ertrank (gieng unter) in der Furt der Thränen“.

Ohne Beziehungen und Anspielungen zu suchen, die unverweislich bleiben müssen, dürfen wir so viel sagen, die von Wolfram, der freilich viel Eigenerfundenes hat, gebrauchte allegorische Verbindung **riuwen furt** benimmt auch der örtlichen **klagen vurt** von ihrer Seltsamkeit. Denn wie hier spielt auch im Namen der Heimat Neidharts von Reuenthal Örtliches und Allegorisches ineinander. Einen Ort **Riuwental** „Thal der Betrübnisse (oder Thränen)“, beziehungsweise ein Geschlecht, das sich nach ihm schrieb, muss es in Baiern oder der Pfalz gegeben haben, wenn es auch bisher nicht gelungen ist, ihn oder es nachzuweisen: Neidhart nennt dies **Riuwental** sein **eigen**, und **eigen unde lêhen** [1]). Aber wenn er sagt [2]) **Swie Riuwental mîn eigen sî, ich bin doch disen sumer aller mîner sorgen frî** „obgleich Reuenthal mein Eigen ist, so bin ich doch diesen Sommer aller meiner Sorgen frei“, so übt er selbst das Wortspiel, zu dem der Name seiner Heimat herausfordert.

[1]) **Keinz, Die Lieder Neidharts von Reuenthal (Leipzig 1889), S. 1—3.**
[2]) **5, 32 f. Haupt.**

Digitized by Google

Anderswo ist die allegorische Auffassung allein da: ein Lied verbindet Riuwental Siuftenhein (Seufzerheim) und Sorgenrein (Rain der Sorgen); im „jüngeren Titurel" heißt es: **ir freude wart in Riuwental versenket** [1]). Neidhart hat noch eine andere allegorische Namenbildung dieser Art: als er sein bäurisches Liebchen bezwungen und munter von dannen geht, während sie in Reu und Leid zurückbleibt, drückt er das aus: **dô liez ich der vrouwen Siuftenecke** (Seufzereck [2]).

Durften wir früher ob der Verbindung mit vurt den allegorischen riuwen furt zum örtlichen klagen vurt halten, so tritt anderseits das bairische riuwen tal als ein wirklicher Ortsname dem Namen der Hauptstadt Kärntens noch näher zur Seite. Es bedarf — so erkennen wir nun — gar nicht der bisher behaupteten Umdeutung, beziehungsweise Umformung, um Klagen vurt zu erklären: es erklärt sich aus sich selbst. Ist ein „Thal der Reue" als Ortsname möglich und vorhanden — warum nicht auch eine „Furt der Klagen"? Zudem fehlt es nicht an den erwarteten Gegennamen: Freudenthal in Schlesien, Freudenstadt in Würtemberg sind bekannt, und mittelhochdeutsch Vröudental ist als wiederum fingierter allegorischer Ortsname im ausdrücklichen Gegensatze zu Riuwental zu treffen [3]): vröudenberc, mendelberc, sælegenberge, sælegenstat, lateinisch mons gaudii sind bekannte wirkliche Ortsnamen [4]). Nun schlagen aber die letzteren Ausdrücke ebenfalls wieder ins Allegorische um und gehen auf den Aufenthalt der Seligen im Jenseits: da darf denn erinnert werden, dass ebenso „Paradies" (mittelhochdeutsch pardîse, altslavisch raj) auf deutscher Erde, und nicht zuletzt in Innerösterreich (Kärnten und Krain), als Ortsname Verwendung findet [5]). Vielleicht ist also bei Ortsnamen riuwen tal, klagen vurt an das kirchliche vallis lacrimarum (von der Erde) gedacht, das freilich in altdeutschen Gedichten anders übersetzt zu werden pflegt: wuofklamme und wuoftal im österreichischen

[1]) Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 2, 875.

[2]) 47, 39 Haupt. Über diese und andere derartige Namenbildungen s. Wackernagel, Kleine Schriften 3, 120 ff. (insbesondere 123 f. 127).

[3]) Wackernagel, a. a. O. 3, 124.

[4]) Jac. Grimm, deutsche Mythologie[3], S. 154. 780 ff.

[5]) Codex diplomaticus austriaco-frisingensis [Fontes II, 35], S. 355b; Raach in Niederösterreich am Semmering, das alte Rage (= raj), s. mich Blätter für Landeskunde von Niederösterreich 1886, S. 158 Anmerkung.

Donauthal [1]), der zâri (Zähren) tal in Kärnten [2]). — Der Sinn ist nur zu rathen: gab heitere Lage hier, traurige dort Anlass zu diesen gegensätzlichen Benennungen? oder regte sich einmal mehr die ascetische Stimmung des mittelalterlichen Menschen, dann wieder seine Freude an der Schönheit der Welt, der auch er in seiner Weise zugänglich war, dass er seine Ortsgründungen einmal als Paradiese und Freudenthäler, dann wieder als Thäler der Thränen und Fürte der Klagen ansprach? Soferne derlei Namen gerade den Alpen angehören, darf vielleicht auch an die diesen mehr abholde als entgegenkommende, aber jedesfalls zwiespältige Auschauung des Mittelalters erinnert werden, worüber weitere Ausführung hier unmöglich ist.

Slovenische Ortsnamen aus Personennamen.

(Nachtrag.)

Von Professor J. Scheinigg.

(Schluss).

48. Trušnje = Trixen fasse ich als Personennamenbildung auf. Das Thema hiezu ist truhū = trudū = Mühe (Miklosich Etym. Wörterb. 362). Von truhū entsteht mit Hilfe des Suffixes -enū das Adjectiv trušen, wie aus plahū plasen, strahū strašen u. s. w. Ähnlich gebildete Personennamen sind in Kärnten, Čuden von čudo, res mira, Muden (tardus) von muditi = cunctari, Truden von trudū, die ziemlich häufig vorkommen. So kann auch trušen = truden (homo fessus) als Personenname verwendet werden. Der Bewohner des von einem Trušen besiedelten Ortes heißt Trušnjanin, im Plural Trušnjani, der Local v Trušnjanch = v Trušnjah, woraus sich der jetzige Nominativ Trušnje ergiebt. Wie unverlässlich unser kärntisches Ortsrepertorium ist, zeigt sich auch hier wieder. Denn während das Volk Trušnje spricht, hat das Repertorium p. 89 Tružnje, p. 86 aber sogar Tružje.

49. Am Sattnitzplateau liegt die Ortschaft Tuče auch Tuze (= Tuzach). Da das Victringer Urbar vom Jahre 1488 Tulez, Tuliz, Tultz schreibt, so müssen wir annehmen, dass in der jetzigen slovenischen Form der L-Laut eingegangen ist, da er dialectisch in v

[1]) In Heinrichs Litanei und bei Heinrich von Melk: s. Leger 3, 1003. 1004.

[2]) Auslegung des Paternoster in Müllenhoff-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa³, XLIII, 18, 4.

Digitized by Google

sich verwandelte. Es ist daher ein mit l auslautendes Thema zu statuieren. Dasselbe findet sich im Stamme tuli-, der im altslovenischen prituliti = accomodare und neuslov. prituliti se = sich ducken enthalten ist. Aus diesem ist der Personenname Tulec gebildet, welcher der urkundlichen Form vollkommen entspricht. Mit diesem Ortsnamen steht in enger Verbindung Tultschnig, slovenisch Čánjče. Der Bewohner des von einem Tulec gegründeten Ortes heißt Tulčán. Dieses kann wiederum als Personenname gefaßt werden. Das Patronymicum dazu ist Tulčánič. Da die von einem Patronymicum abgeleiteten Ortsnamen meistens Pluralformen sind, so erhalten wir Tulčániče. Dieses giebt die Grundlage für die deutsche und slovenische Form ab und zwar ähnlich, wie wir es bei Rötsch – Čajna gesehen haben. Im Slovenischen, das aus Tulčániče Tuvčániče macht, fällt infolge des Accentes die erste Silbe aus. Dies können wir durch eine ältere Lesart beweisen. Bei dem Grammatiker Oswald Gutsman finden wir in seiner „Windischen Sprachlehre" 4. Aufl., 1799, p. 146 noch die volle Form: Tučánče, während es jetzt nur Čanjče heißt. Das Deutsche dagegen zieht den Ton auf die Stammsilbe zurück und bildet demgemäß Tultschnig durch Unterdrückung der zwei unbetonten mittleren Silben. Urkundlich erscheint es schon 1136 Tulsnihc, im Verzeichnis von 1571 Tultschnidh geschrieben.

50. Ukve – Uggowitz im Canalthale. Die deutsche Form ist wie schon öfters die ursprüngliche. Das Thema ist vŭlkŭ = lupus, was ohne weiters als Personenname fungieren kann. Wir erhalten somit Volkovice, die Siedelung eines Volk, wie Hrenovice die eines Hren u. a. Auch das Böhmische hat ein Vlkovice. Da l in v übergeht, entsteht Vonkowitz – Vukowitz oder Ukowitz. Die urkundlichen Schreibungen stimmen mit der jetzigen deutschen Form vollkommen überein 1326: Vkhowiz (Eichhorn Beiträge, II. 263), ebenso 1460; das Verzeichnis der Pfarreien vom Jahre 1571 hat Wkouez. Daß wir an Volk als das namengebende Thema zu denken haben, sehen wir auch daraus, daß sich in der Nähe von Uggowitz eine Ortschaft Wolfsbach befindet, slovenisch Volčja ves genannt. Auch dieses haben wir den Bildungen von Personennamen beizuzählen. Ein zweiter Ort dieses Namens befindet sich in der Gemeinde Weißenstein bei Paternion.

51. Zur Gemeinde Haimburg gehört die Ortschaft Wandelitzen, von den Slovenen Vodovnica geheißen. Der Bezeichnung liegt ein deutscher Personenname zugrunde und zwar ein weiblicher. Er lautet

Digitized by Google

Wendel oder Wandel und kommt öfters in Urkunden vor; so finden wir im Urkundenbuche von St. Paul p. 191 eine Frau Wendel aus dem Jahre 1311 und aus dem Archiv f. vaterl. Topogr. u. Geschichte (XVI. p. 53) erfahren wir, dass ein gewisser Wilhelm Kirchenfeind und seine Frau Wandel am 24. April 1465 dem Propste Johann von Griffen ein Gut zu Enzersdorf um 50 Pfund Pfennige verkauft haben. Hiemit ist das Vorkommen des in Rede stehenden Personennamens gerade für die Gegend um Haimburg erwiesen. Enzersdorf ist in der Nähe des Ortes Wandelitzen. Die slovenische Form Volovnica lässt sich, so verlockend es ist, sie mit voda = Wasser in Verbindung zu bringen, von Wandelitzen nicht trennen. Sie ist nichts anderes als die dialectisch umgewandelte Aussprache von Wandelica. Es kann auch nicht eingewendet werden, dass der gleiche Name auch als Flurbezeichnung in derselben Gegend vorkomme, somit müsse irgend ein Appellativ zugrunde liegen. Ein Acker, eine Wiese ꝛc. kann ja als Besitz irgend einer Frau Wandel ebensogut Wandelica heißen, wie ein ihr gehöriges Gehöfte.

52. Židinja ves in der Gemeinde Rückersdorf ist die Niederlassung eines Židin, welcher Personenname auf žid-, žьd- = exspectare beruht. Die Andeutschung lautet 1598: Seidendorf (Ebernd. Reg. 184); in der Carinthia (1821, Nr. 18) findet sich die Schreibung Scheidendorf, welche dem slov. tönenden Palatal näher steht.

53. Sirnitz. Das Thema ist žirũ = vita und die reconstruierte slovenische Form muss lauten Žirovnica. Dieselbe wird uns auch durch die urkundliche Überlieferung erschlossen 1199: Sirovniz (Ankershofen Reg.); meistens heißt es Sirouiz, bis durch den Ausfall des mittleren Vocals Sirnitz entstand. Der Ortsname Žirovnica ist auch im Serbischen vorhanden. Ebendieselbe Ableitung ist anzuwenden auf den Flurnamen Schirnitzgraben im oberen Lavantthal und dem angrenzenden Theile von Steiermark. Im Jahre 1184 heißt er Sirniz maior et minor (Zahn, Urkundenb. v. Steierm., I. 602). Im Victringer Urbar des J. 1515 finden wir in officio apud Villacum ein Zyronigkh, was einem Žirovnik gleichkommt und das Urkundenbuch von St. Paul führt wiederholt zwei Gehöfte an, die im Amte „am windischen Weinberg“ gelegen waren. Das erste heißt a. 1115 Sirnowik (l. c. 12) und ist ebenfalls gleich einem Žirovnik. Die Umstellung des n darf uns nicht beirren; auch die überlieferten Formen von Sirnitz weisen ähnliches auf: 985—993 Sirnvuiza (acta Tirol I. 7), c. 1065—1075

Digitized by Google

Sirnniza (l. c. I. 76) und Sirnoniz (l. c. I. 70). Das zweite Gehöfte hieß a. 1115 Sirneeö (Urkundenb. v. St. Paul 12), 1196 Syernekone (l. c. 100) und 1184 Sirneckowen (l. c. 92), was die Adjectivform zu Žirovnik darstellt: Žirovnikovo. Beide sind heutzutage nicht mehr nachweisbar, da die Weingärten schon lange eingegangen sind. Endlich wird 1174 ein Hof Sirnowich bei Millstatt erwähnt, dessen Bedeutung mit der des St. Paules Sirnowik übereinstimmt.

54. Žužalce (Susalitsch), Gemeinde Finkenstein und Sošavče (Schusawitsch) im Gailthal mögen den Schluss unserer Erklärungen bilden. Dass die letzte Form dialectisch stark abgeschliffen ist, unterliegt keinem Zweifel. Als Thema ist žuželī = scarabaeus anzusetzen. Dasselbe findet sich heutzutage noch als Personenname verwendet z. B. in Kentschach Žužu, was die dialectische Aussprache für Žužel bildet, ebenso Žužev, in Kázaze bei Eberndorf; erwähnt sei auch der Name Schuselka = Žuželka (= das Insect). Der von einem Žužel besiedelte Ort heißt Žuželice. Ein Punkt bedarf noch der Aufklärung, der Wechsel von l und v in den zwei Formen Žužalce und Sošavče. Die volle Form ist, wie wir gesehen haben, Žuželice. Daraus wird durch Ausfall des i Žuželce oder dialectisch Susalče. Im sloven. Dialecte Kärntens wird l vor Consonanten zu v und so erhält man Žužovče = Sošavče. Die zwei Formen sind also nur der Zeit nach verschieden; die eine zeigt den ursprünglichen Lautbestand, während die zweite zu einer Zeit durch die Schrift fixiert wurde, da sich die Umwandlung des l zu v bereits vollzogen hatte. Wir wollen das noch durch ein anderes Beispiel klar legen. Wenn heute die slovenische Benennung für Ebenthal durch die Schrift wiedergegeben werden sollte, so würde sie heißen Žrieve; die Urkunden aber bieten ohne Ausnahme die Form Schrelz; dass heißt, die Namensform wurde zu einer Zeit verzeichnet, da die Slovenen Kärntens l vor Consonanten noch als l sprachen. So ist Žužálce zu eben solcher Zeit aufgenommen, Sošávče dagegen weist bereits den dialectischen Umwandlungsprocess auf.

55. Lavant. Dieser Ortsname, der vielfach für vorrömisch angesehen wird, ist ein slovenischer Personenname, der sich bis auf den heutigen Tag in reiner Gestalt erhalten hat. Das zugrunde liegende Thema ist lab-, das „weiß" bedeutet und mit dem lateinischen albus und dem griechischen ἀλφός = weißer Ausschlag zusammenhängt. Im Althochdeutschen entsprechen ihm albo, albila, alfan. Es ist somit ein

Digitized by Google

zur Bildung von Personennamen gewiss recht passendes Thema. Im Russischen kommt vor **Labuta** und daraus der Ortsname **Labutin**, im Serbischen der Ortsname **Labič**. Von **lab-** entsteht mit Hilfe des Suffixes **-enta** der Personenname **Labenta**, ähnlich wie aus **radŭ** **Radenta** (davon Radenthein), aus **malŭ** **Malenta** (davon Malentein = Maltein = Malta) hervorgegangen ist. Die Burg Lavant stand an Stelle des heutigen St. Andrä und hat ihren Namen nach ihrem Begründer **Labenta**. Von der Burg gieng der Name auf den Fluss und von diesem auf das ganze Thal über. Das letzte wird durch die Urkunde vom Jahre 888 ausdrücklich bezeugt: **in valle Lavant, a flumine eiusdem nominis ibi manente sic nominata.** Die Schreibung der Urkunde stimmt mit der gegebenen sprachlichen Deduction seit der Mitte des 11. Jahrhundertes überein. Die gewöhnliche Form derselben lautet Laventa, Lavent, Laventinus, Laventmunde (= Lavamünd). Dass die Wiedergabe des slavischen Nasallautes en schwankt, indem hie und da auch die Schreibung Lavant für Lavent eintritt, kann nicht Wunder nehmen. Ganz dieselbe Unsicherheit sehen wir auch bei der Fixierung von Malta, welches zumeist Malentin, aber auch Malatin, ja sogar Malintin geschrieben wird. Der Übergang des b in f — das Volk spricht nämlich Läfut — ist eine gerade bei der Übernahme slovenischer Ortsnamen ins Deutsche regelrecht vorkommende Erscheinung sowohl im An- als auch im Inlaute. Es sei hier nur auf Feistritz aus **Bistrica**, Saisnitz aus **Žabnice**, Grifen (dies die ältere, richtige Schreibung) aus **Grebinj**, Treffen aus **Trebinje** verwiesen.

Außer dem kärntischen Lavant gibt es noch einen Ort gleichen Namens im Pusterthal in Tirol. Er liegt am rechten Ufer der Dran auf einem Berge und gehörte kirchlich bis auf Kaiser Josefs II. Zeit zu Aquileja und nach Aufhebung des Patriachates zum Erzbisthume Görz. Urkundlich finden wir den Ort schon 1085—97 erwähnt: **ecclesia in monte Lovant** (Redlich acta Tirol. I. 367), in welcher Form sich bereits die dem Pusterthaler Dialect eigenthümliche Verdumpfung des fremdsprachigen A-Lautes ausdrückt (vgl. Stronach = Stranach). Im Jahre 1237 wird ein Syboto Pfarrer von Lowant angeführt (Sinacher Beiträge IV. 309). Auch der in einer Vietr. Urkunde vom Jahre 1190 vorkommende Gebolf de Lowant dürfte aus dem tirolischen Lawant gewesen sein, wie denn auch Weiß (Kärntens Adel p. 89) meint, dass einige des Namens de **Lavent** aus Lauent, einem zwei Meilen von **Lienz gelegenen Orte, stammen und nicht noch Kärnten gehören.**

Digitized by Google

Von demselben Thema abgeleitet ist labod = der Schwan. Als Personenname gefaßt, bedeutet es den Kärntner Slovenen den Ort Lavamünd. Die dialectische Form lautet Vôb'd.

Reine Personennamen aus dem gleichen Grundworte sind ferner Labon in der Gemeinde St. Georgen am Längsee, mittels des Suffixes -on gebildet, wie Dragon von dragŭ, und Labinče (Labientschach) im Gailthal, das das Patronymicum zu einem Labin darstellt: Labinič Sohn oder Nachkomme des Labin.

Kleine Mittheilungen.

Neue Alterthümer-Funde in und nächst Himmelberg, sowie in der Umgebung von Feldkirchen. Am 22. und 23. August d. J. unternahm ich die Besichtigung der Alterthümer-Funde, welche in jüngster Zeit in der Gegend von Feldkirchen gemacht worden sind. Zunächst begab ich mich nach Himmelberg, wo mir Realschulprofessor Dürnwirth mitgetheilt hatte, daſs durch den Sensengewerken Herrn Karl Platzer, gelegentlich eines Baues, zwei hochinteressante Reliefsteine gefunden worden sind. Ich sah diese Steine in dem Magazine des Hammerwerkes an passender Stelle geborgen. Es sind zwei schwere dreieckige, rechtwinklige Steine, deren Längseiten ungefähr meterlang sein dürften. Auf jedem derselben ist in Medaillonform ein behelmter bartloser Kopf ausgemeißelt. Die Arbeit sowohl als die Erhaltung des Reliefs ist vorzüglich, doch halte ich sie nicht für römisch, sondern nach der Ornamentierung der Helme, welche getriebene Arbeit darstellen, für Erzeugnisse der Renaissance. Diese beiden Steine dürften als Schmuck eines gewölbten Thores gedient haben und sind jedenfalls sehr beachtenswert. Herr Ritter von Standenheim in Feldkirchen, welchen ich folgenden Tags Gelegenheit fand darauf aufmerksam zu machen, hatte die Güte mir zuzusagen, diese Steine für den Geschichtsverein photographieren zu wollen, was bereits geschehen ist. Die sehr gelungenen Photographien befinden sich in den Vereinssammlungen. Noch an demselben Tage führte mich Herr Prof. Dürnwirth in Gesellschaft mehrerer Herren auf eine nahe gelegene Anhöhe „Eden beim Studeniger" genannt, wo im Walde behauene Felsen, wie ein alter Opferplatz, liegen. Nicht ferne davon ist auf einem großen Felsenblocke eine Inschrift eingehauen, welche kaum erkennbare Buchstaben hat, nur die letzten drei dürften etwa „EOS" zu lesen sein. Ähnliche abgemeißelte Felsenblöcke mit verschiedenen Flächen, Kanten und Vertiefungen, kommen an mehreren Orten Kärntens vor, und soll ein solcher Platz auch kürzlich erst durch Herrn Baron Mai in der Gegend der Ruine Landskron aufgefunden worden sein. Noch haben sich keine sicheren Anhaltspunkte zur Beurtheilung des Alters und der Bestimmung solcher Plätze feststellen lassen.

Am folgenden Morgen des 23. August begab ich mich unter Führung des Herrn Pfarrers Martin Krabath von St. Urban auf das Plateau, welches südlich des Glanflusses liegt und über welches sich die alte Straße zwischen Feldkirchen und Glanegg hinzieht, „Göschelsberg" genannt. Noch findet sich auf einer Felsenwand die Jahreszahl 1692 als das Datum dieses Straßenzuges eingegraben. Wir fuhren

im Einspänner bis zum Gastwirth beim Kollitsch und giengen dann zu Fuß weiter. Beim Bauer Hoisel in Grentschach fand sich in der Umfassungsmauer seines Hofraumes eingemauert eine 62 Centimeter hohe und 50 Centimeter breite Steinplatte, welche angeblich vor zwei Jahren unweit dieses Hofes auf freiem Felde ausgegraben wurde. Darauf ist in Relief eine weibliche Figur in der Tracht der Eingeborenen aus der Römerzeit dargestellt, ähnlich jenem Steine Nummer 200 der Monumentenhalle des Rudolphinums, dessen Charakteristisches in den zwei großen Fibeln besteht, welche das Obergewand der Figur über den Achseln zusammenhalten. In dem Vereinsmuseum befinden sich mehrere solche auffallend große Broncefibeln von sorgfältiger durchbrochener Arbeit. Es war nun von hohem Interesse, dass in einem nahen Bauernhofe auf demselben Plateau, beim vulgo Zeisler Hausnummer 4, im Frühjahre drei Heidengräber aufgedeckt wurden, in deren einem, noch mit Steinplatten ausgelegten, nebst Kohlen- und Knochenresten, auch zwei solche Broncefibeln von circa 7 Centimeter Länge lagen, welches daher offenbar das Grab einer solchen Eingebornen aus der Römerzeit war. Der Bauer, welcher diese Fibeln auf seinem Grunde fand, war nicht zu bewegen, sich derselben zugunsten des Vereinsmuseums zu entäußern, doch ist Aussicht vorhanden, dass der Verein den oben erwähnten Reliefstein erwerben wird.

Noch besichtigten wir die sehr interessante alte Kirche in Hart, wo alte Wand- und Deckenmalereien ein gesticktes Messgewand und geschnitzte Leuchter sehenswert sind. Doch muss ich die Beschreibung dieser kunsthistorischen Dinge einem kundigeren Berichterstatter anheimstellen. Hauser.

Die wilden Friedhöfe auf der Pfarralpe in der Inneren Krems bei Gmünd. Als ich im September des vorigen Jahres die Höhen der Pfarralpe bestieg, um die sogenannten „Wilden Friedhöfe“ zu sehen, von welchen die Volkssage jener Gegend zu erzählen weiß, so war es nicht allein die Meinung, dass doch ein Körnchen Wahrheit in der Sage liegen könnte, sondern mehr noch die Thatsache, dass Oberlehrer Zußner auf der nahen Atzesbergeralpe unter ähnlichen Verhältnissen ein Bronzebeil gefunden hatte, welche mich dazu bestimmte. Es wäre ja leicht möglich gewesen, auch in den wilden Friedhöfen einen solchen Fund zu machen. Zumal auf der Raufnig-Alpe zunächst der Pfarralpe sind merkwürdige Hügelformen zu finden. Man denke sich ein kleines Wiesenplateau mitten im Nadelwalde, dessen durchsichtige Bäume einen Ausblick auf die jenseits des stillen Alpenthales gelegene sonnenbeschienene blutige Alm gestatten. Da liegen in unentweihter Waldeinsamkeit die thaufeuchten Grabhügel und nichts stört den idillischen Frieden, als das laute Pochen des Spechtes oder das Rauschen des Windes. Diese Hügel gleichen vollkommen jenen, welche ich im Gräberfelde Frögg bei Rosegg kennen gelernt hatte. Es sind entweder kleinere, kegelförmige, oder größere, wallförmige mit einer Mulde, wo sich das locker aufgeworfene Erdreich gesenkt hat. Hier müssen, dachte ich, Gräber sein! — Ich bestieg Ende dieses Sommers abermals die von der Inneren Krems etwa 400 Meter hoch gelegene Raufnigalpe in Begleitung zweier, mit Schaufeln und Hauen ausgerüsteten Knappen des nahen Altenberges, um die vermeintlichen Gräber auf ihren Inhalt zu prüfen. Es war ein vergebliches Unternehmen! Zuerst ließ ich einen ziemlich großen Ring mit eingefasstem Mittelpunkte aufgraben, wo ich am sichersten ein Grab vermuthete. Nachdem der Rasen entfernt und eine Schichte von ungefähr 20 Centimeter Humus abgehoben war, zeigte sich der natürliche Alpenboden, grauer Schutt mit

Digitized by Google

Schieferträmmern vermengt, nicht die Spur einer Bestattung. Hier waren offenbar niemals Gräber, sondern natürliche Hügelgebilde. Auch ein anderer kugelförmiger Hügel, den ich von der Seite öffnen und bis über den Mittelpunkt durchschneiden ließ, zeigte ganz dasselbe Ergebnis. Entweder waren niemals Gräber auf dieser Alpe gewesen, oder falls die Volkssage dennoch Recht behalten soll, so müssen sie anderswo liegen und könnte uns nur ein Zufall, wie auf der Atzesbergeralpe, einen Gräber-Fund in die Hände spielen. Ich hatte volle Muße, zu dieser Einsicht zu gelangen; denn ich war mehrere Stunden oben, und hatte noch von Glück zu reden; denn auf so unwirtlichen Höhen konnte mich leicht ein heraufziehendes Unwetter auf den Heimweg treiben, ehe die Erfolglosigkeit erwiesen war.

Karl Baron Hauser.

Neue Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens von Professor Dr. F. G. Hann.

4. Die gothische Pfarrkirche St. Peter im Katschthale. Da diese große Kirche in der Kunsttopographie weder erwähnt noch beschrieben ist, so folgt hier eine eingehendere Beschreibung dieses Gotteshauses. Das Innere der spätgothischen Kirche ist zweischiffig. Zwei wuchtige Pfeiler im westlichen Theile und zwei Säulen im östlichen Theile erheben sich im Langhause. Der östliche Theil der Kirche ist mit einfachen Kreuzgewölben bedeckt und die westliche Partie über der später eingebauten Emporkirche hat reiche und schöne gothische Netzgewölbe, welche gleich den rippenlosen Kreuzgewölben ins Innere der Kirche gezogene, aus den Wänden viereckig heraustretende Strebepfeiler als Wiederlager haben, bekanntlich ein Charakteristikon mancher spätgothischen Kirchen. Besonders auffällig und eigenartig ist es aber, dass sich in der Mitte der Kirche der von zwei schlanken Säulen getragene, mit einem Holzgitter umgebene Orgelchor erhebt, auf welchen von der Empore oder dem Musikchore aus eine Treppe führt. Das Presbyterium, das den Eindruck eines jungen Zubaues macht, öffnet sich im weiten Rundbogen gegen das Schiff und ist mit einem decorativ gehaltenem Gewölbe oben abgeschlossen. Die Emporkirche im westlichen Theile des Schiffes, erst später eingebaut, wird durch zwei mächtige Pfeiler mit vorgelegten Halbsäulen gegliedert. Die schon erwähnten Rippen der Netzgewölbe wachsen aus halbrunden massiven Kämpfern mit ringförmigen Profilirungen aus. Den Eingang auf der Südseite bildet eine einfache gothische Thür mit zwei Hohlkehlen und Rundstäben. Der massive hohe Thurm, der sich an der Südostseite erhebt, hat im obersten gemauerten Theile doppelgetheilte rundbogige, aber ganz modern incrustierte Fenster. Der ursprüngliche Bestandtheil der Kirche ist das zweischiffige, spätgothische Schiff, der Chor oder das Presbyterium ist ein späterer Zubau; im Jahre 1873 wurde laut Inschrift am Triumphbogen die Kirche restauriert und leider auch modern gefärbelt. Außen im Westen an der Wand zeigt sich ein Bild vielleicht noch aus spätgothischer Zeit, St. Peter mit Schlüssel und Buch darstellend. Im Presbyterium erhebt sich ein reicher Barokaltar, getragen von Säulen mit reichen vergoldeten Compositencapitälen. Im unteren Altartheile sehen wir ein Barokgemälde, welches die Übergabe der Schlüssel an Petrus darstellt. In den Lüften zeigen sich Gott Vater auf Wolken mit Engeln. Im säulengetragenen Obergeschosse des hohen Altares ist ein nicht unbeachtenswertes Ölgemälde, das in figurenreicher Darstellung den Moment vorführt, wo der Apostel Paulus durch die himmliche Erscheinung zu Boden geschmettert wird. Ganz oben im Altar-

Digitized by Google

abschlusse ist ein heil. Pilgrim mit dem Hute am Rücken und einem Kreuzstabe gemalt. Dieser Barokaltar gehört zu den reichsten und prächtigsten in Kärnten. Die Grabsteine der Pfarrer Plabueber 1754 und Georg Prodhauser † 1703 (errichtet 1711) und des Johannes, Priester und Wohlthäter der Kirche, † 1753, im Chore sind nicht von Bedeutung. Am Triumphbogen unten links gewahrt man den Gedenkstein des Johannes Nicolaus Weck, Baccalaurus und Pfarrer, mit lateinischer Inschrift ohne Datum.

5. Zur Beschreibung der Kirche St. Peter im Holz (Kunsttopographie p. 124) sei erwähnt, dass auch diese nach ihrem jetzigen Baue spätgothische Kirche einst romanisch gewesen sein muss. Dies zeigt noch der Thurm mit seinen zweigetheilten Fenstern. Sehr merkwürdig ist auch eine romanische Säulenbasis mit Ecklöbchen im Friedhofe, die als Basis eines Grabkreuzes (Grab des Johann Gritschacher) dient. Da die Ecklöbchen an den romanischen Säulen circa mit Beginn des XIII. Jahrhunderts verschwinden, so stammt diese Säule, die offenbar ein Überrest der einstigen romanischen Kirche ist, mindestens aus dem XII. Jahrhunderte

Literaturbericht.

Die gothische Kirchenbaukunst in Kärnten. Von Prof. Dr. F. G. Hann. 20 S. 8°.

In den „Xenia Austriaca, Festschrift der österreichischen Mittelschulen zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien" IV. Abtheilung, S. 165–186 und im diesjährigen „43. Programme des Staats-Obergymnasiums in Klagenfurt" hat Professor Hann eine sehr interessante und instructive Übersicht und eine ausgezeichnete Charakterisierung der gothischen Kirchenbaukunst in Kärnten veröffentlicht. Einleitend hebt er die ausgebreitete kirchliche Bauthätigkeit der romanischen Periode in Kärnten als Grund hervor, warum aus der Übergangszeit der Romanik zur Gothik und in der ersten Periode der Gothik verhältnismäßig so wenig Kirchenbauten in unserem Lande sich finden. Nur zwei monumentale Kirchenbauten fallen in die Übergangszeit: Die Cistereienserkirche in Victring und die Dominicanerkirche in Friesach. Sie werden, ihrer Bedeutung entsprechend, eingehend besprochen. Daran werden einige Bemerkungen über die Überdeckung der Schiffe in dieser frühgothischen Zeit geknüpft.

Auch die erhaltenen Denkmäler aus der Zeit der reinen Hochgothik im 14. und 15. Jahrhundert sind nicht zahlreich. Zudem findet sich unter ihnen kein besonders hervorragendes Bauwerk. Da größere Kirchenbauten eben meist längere Zeit in Anspruch nehmen, so kommen an ihnen auch die verschiedenen Wandlungen des Stiles zum Ausdruck. Daher lassen sich viele der vorhandenen Denkmäler dieser Zeit nicht streng nach den Perioden der Hochgothik und Spätgothik scheiden. An der schönen Kirche St. Leonhard im Lavauthale zum Beispiele, die Prof. Hann ausführlich bespricht, zeigt sich der Entwicklungsprocess des ganzen gothischen Stiles

Eine reichere Bauthätigkeit entwickelte sich in Kärnten dann erst wieder in der spätgothischen Zeit, aus welcher viele Denkmäler, die den ausgesprochenen Character dieser Stilperiode tragen, nachgewiesen werden Als Beweis für die große Entwicklung des Bauwesens in Kärnten im 15. und 16. Jahrh. kann das Bestehen einer

Digitized by Google

Steinmetzen- und Maurerzunft in St. Veit und Klagenfurt gelten. Auch bringt Prof. Hann theils aus Inschriften an Bauten, theils aus urkundlichen Quellen die Namen verschiedener Baumeister aus dieser Zeit der Gothik bei. Er weist ferner den Zusammenhang der hiesigen Zunftordnung mit den auf dem deutschen Steinmetzentag im Jahre 1459 zu Regensburg aufgestellten Normen nach. Daraus erklärt es sich auch, dass der Typus der kärntnischen Kirchenbauten mit der Regensburger und Wiener Bauhütte zusammenfällt. Dieser Zusammenhang wird dann in sehr lehrreicher Weise im Einzelnen nachgewiesen, wobei insbesondere die Hallenanlage der gothischen Kirchen in Kärnten eine eingehende Betrachtung erfährt. Interessant ist der Nachweis, dass die meisten Abweichungen von der Hallenform durch die ursprüngliche romanische Basilikaanlage der Kirchen, also durch einfache Umbauten der alten romanischen Kirchen, erklärlich erscheinen. Dies alles wird in durchaus zutreffender und exacter Weise erörtert. Nur beim Dom in Maria Saal scheint mir der Einfluss von St. Stefan in Wien in nicht ganz gerechtfertigter Weise zu stark betont.

Einige charakteristische Eigenthümlichkeiten der gothischen Kirchenbauten in Kärnten werden besonders hervorgehoben so die wiederholt auftretende Anlage von Krypten unter den Presbyterien und das Vorkommen zweistöckiger Kirchen. Daran wird eine Erörterung über die Anlage der Schiffe und des Chores und über die Anlage und Ausführung der Thürme geknüpft. Dann folgt eine Übersicht über die baugeschichtlich und urkundlich nachweisbar in der Zeit der Spätgothik entstandenen Kirchen und eine zutreffende Charakteristik dieser spätgothischen Bauten in ihrem mehr decorativen als constructiven Wesen der Netzgewölbe, im Maßwerke und im Zierrath an den sonstigen Bautheilen. Dies gibt dem Verfasser Veranlassung, auch einiger hervorragender in dieser Periode entstandener Sacramentshäuschen besonders zu gedenken.

Die Auflösung der Gothik durch Trennung der Construction von dem Wesen des Stiles und durch Überwuchern von rein decorativen Spielereien zeigt sich in Kärnten in ganz ausgesprochener Weise in den Bauten des zu Anfang des 16. Jahrhunderts wirkenden Baumeisters Bartlmä Firthaler, dessen Bauweise eine vortreffliche Charakteristik erfährt.

Schließlich werden noch einige Bauten besonders hervorgehoben, an welchen der Übergang zum neuen Stile der Renaissance deutlich hervortritt.

Simon Laschitzer.

P. Willibald Hauthaler: **Ein Salzburgisches Registerbuch des XIV. Jahrhundertes.** Beilage zum Programm (44. Ausweis) des k. k. Gymnasiums Collegium Borromäum zu Salzburg 1893. 52 SS.

Der verdienstvolle Durchforscher der Salzburger Landesgeschichte P. Willibald Hauthaler, von dem wir ja auch in nicht allzuferner Zeit ein Salzburgisches Urkundenbuch zu erwarten haben, publiciert hier Regesten aus einem Registerbuch der Erzbischöfe Ortolf (1343—1365 und Pilgrim II. 1366—1396), welches in der erzbischöfl. Kanzlei unter der unmittelbaren Aufsicht des Kanzlers und Protonotars geführt wurde und sich im Originale im reichen Archive des altehrwürdigen Stiftes St. Peter erhalten hat. Die Eintragungen in die Pergamenthandschrift umfassen die Zeit September 1364 bis December 1379 und rühren 31 Urkunden von Ortolf und 161 von Pilgrim her. Wir wollen diejenigen Stücke, welche für Kärnten besonders

Digitized by Google

wichtig sind, hervorheben und müssen da eine das Bistum Gurk betreffende Urkunde (n 142) an die Spitze stellen. Erzbischof Pilgrim bevollmächtigt am 2. März 1376 nach dem Tode Bischof Johann III. von Gurk († Februar 22) für die vorzunehmende Bischofswahl den Bischof Heinrich von Lavant als seinen Vertreter und schlägt als die drei von ihm zu nennenden Candidaten: Eberhard v. Perneck, Chorherr und Custos der Salzburger Kirche, Johann v. Neitperg, Chorherr v. Passau und Pfarrer in Laufen, und Albrecht, Propst und Archidiacon von Gurk, vor. Wurde auch keiner der drei Candidaten gewählt, sondern durch Einfluss Herzog Albrechts von Österreich der Propst Johann von St. Stephan in Wien, so bemerkt H. S. 20 ganz richtig, diese Urkunden beweisen entgegen der bis jetzt geltenden Ansicht (vergl. Hirn, Kirchen- und reichsrechtliche Verhältnisse 54, Gruber Eberhard II. 2, 10, Juvavia 251), dass man dennoch von Seiten Salzburgs an dem Übereinkommen mit Gurk vom 9. October 1232 betreffs der Bischofswahl festhielt.

Aus einer anderen Urkunde (n 12) dto. 1364 erfahren wir, dass Erzbischof Ortolf die Collegiatkirche St. Bartholomä zu Friesach, also zwischen den Jahren 1343 und 1364, neu erbaut hat. Er schenkt zur Dotierung des Dreifaltigkeits-Altares und zur Stiftung einer täglichen Messe in der genannten Kirche einen Hof zu St. Michael im Lungau.

Aus den Regesten n. 115—115 a ersehen wir das Bestreben Erzbischof Pilgrims, die ganz ungenügend dotierte Kathedralkirche Lavant und die bischöfliche Mensa daselbst aufzubessern. Am 25. September 1371 wendet er sich im Vereine mit Bischof Heinrich von Lavant an den Papst Gregor XI. damit die Einkünfte der Kirche St. Florian an der Lasnitz nach Lavant inkorporiert würden, welche Incorporation der Papst 1373 bestätigte.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Collegiatcapitels St. Maria Magdalen zu Völkermarkt bietet Reg. n 107. Zu Friesach den 17. November 1370 bestimmt Erzbischof Pilgrim über Antrag des genannten Capitels, dass zur Erleichterung der großen Schuldenlast alle Früchte und Einkünfte der abwesenden Canoniker zunächst nur durch den Dechant und die residierenden Canoniker oder durch einen eigenen Procurator eingehoben und verwahrt werden, um damit die Schulden zu tilgen, die Gebäude auszubessern und die Kirche zu restaurieren. Sollten abwesende Canoniker sich darüber beschweren wollen, so mögen sie sich bis nächste Weihnachten bei der erzbischöflichen Curie persönlich melden.

Wir müssen auch hier zwei Gmünd betreffende Urkunden erwähnen, von denen die erste für die Rechts- und Culturgeschichte Kärntens von besonderer Bedeutung ist Erzbischof Pilgrim bestätigt zu Friesach 3. April 1368 (Reg n. 62) die Ordnung des Strafrechtes seiner Stadt Gmünd, welche Ortolf von Leobenegg, Richter zu Gmünd, nach Rath Bischof Heinrichs von Lavant, Vicedoms zu Friesach, der Bürgergemeinde zu Gmünd und der Landleute erfunden und gesetzt hat In der zweiten Urkunde confirmiert derselbe zu Salzburg den 29. November 1374 (Reg. n. 136) über Bitten des Pfarrers Stefan Eppelhauser in Gmünd und der Pfarrgemeinde daselbst die von dieser gemachte Stiftung einer Frühmesse in der St. Pangratiuskirche zu Gmünd (vergl. Hann in dieser Zeitschrift 82 [1892], 28) unter wörtlichem Einschlusse des Stiftsbriefes vom 23. April 1371.

Auch Friesach betreffen zwei Urkunden. Am 13. December 1375 zu Salzburg (Reg. n. 141) überlässt Erzbischof Pilgrim auf Bitten Meister Ulrich des Gold-

Digitized by Google

schmiedes, Bürgers zu Friesach, und der Stadtgemeinde daselbst eine Hube, genannt „an dem Schawerspüchel“ enthalb der Olsa, der Stadt zu einem allgemeinen Weideplatze. Den 3. Juni 1365 stiftet Erzbischof Ortolf kurz vor seinem Tode (Reg. n 25) den Dominikanern zu Friesach zwei Güter zu einem Jahrtage für sich, seine Vorgänger und Nachfolger am nächsten Tage nach Allerseelen.

Zu Sachsenburg schließt den 19. Juli 1369 Erzbischof Pilgrim (Reg. n. 89) ein Bündnis mit Graf Meinhard VII. v. Görz, welch' letzterer auch am 7. Novemb. 1373 zu Radstadt (Reg. n. 131) mit ersterem sich zu wechselseitiger Hilfe auf zwei Jahre verpflichtet und zwar zunächst zu Hilfe für Meinhard gegen den von Ortenburg wegen dessen Bau zu Spital, ohne dass wir erfahren, was das für ein Bau gewesen ist. A. v. Jaksch.

Gmünd in Kärnten und Umgebung. Ein Führer durch das Malta- und Liesertthal. Herausgegeben vom Gau Gmünd der Section Klagenfurt des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines. Druck von Ferdinand v Kleinmayr in Klagenfurt.

Wenn ein Führer seinen Zweck erfüllen soll, so muss er leicht orientirbar und verlässlich sein. Diese beiden Eigenschaften besitzt der soeben erschienene Führer von Gmünd und Umgebung in vollem Maße. Man darf sich demselben vollkommen anvertrauen, denn stets wird er uns den richtigen Weg führen und die für mittelmäßige Touristen normirte Zeit in den diversen Distanzen genau einhalten. Im übersichtlichen Theile des Buches wird man über die Topographie, Meteorologie, Flora, Fauna, Agricultur, Industrie, Mythe und Historia des Malta- und Liesertthales eingehend unterrichtet, indes im touristischen Theile die verschiedenen Einbrüche in die Station Gmünd als Touristenstand-Quartier von Spital, Millstatt und St. Michael, dann Gmünd selbst in eingehender Weise und die allseitigen Ausflüge, Bergbesteigungen und Übergänge im Malta-, Lieser- und Katschthal eine eingehende Besprechung erfahren. Speciell der touristische Theil, als Nachschlagebuch jedes Fremden, der dieses Gebiet betritt, ist mit einer Sorgfalt und Accuratesse abgefasst, die nicht genug lobend anerkannt werden muss. Zur besseren Orientierung ist diesem Abschnitte auch eine Übersichtskarten-Skizze der näheren Umgebungen von Gmünd, entworfen und gezeichnet von F. Kordon, angefügt, die vollkommen zweckentsprechend ist. Den Text zieren hie und da recht gelungen ausgeführte Illustrationen nach Zeichnungen Oberlerchers und Kordons und bieten im Büchlein eine angenehme Abwechslung, die sicherlich jedem Leser willkommen sein wird. Damit jeder Fremde auch sofort weiß, zu welchem Preis dortselbst ein Führer in Sold genommen werden kann, ist in dem Anhange ein „Bergführer-Tarif“ nominiert, der in bestspecifizierter Weise in dieser Richtung jede Auskunft zu ertheilen imstande ist. Für eine geschmackvolle und elegante Ausstattung des circa 200 Seiten starken Buches hat die Firma v. Kleinmayr das Ihre in bewährter Weise geleistet. Man kann nur wünschen, dass dasselbe in Touristenkreisen die weiteste Verbreitung finden möge!

R Waizer

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

84. Jahrgang.

Klagenfurt 1894.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

Digitized by Google

Inhalt.

Artikel.

	Seite
Die Tafelgemälde aus der Vituslegende in den Sammlungen des kärntnischen Geschichtsvereines in Klagenfurt. Eine kunstgeschichtliche Betrachtung von Prof. Dr. F. G. Haun 1,	33
Hexen und Zauberer. Nach Acten im gräflich Lodron'schen Herrschaftsarchiv in Gmünd von A. v. Jakſch	
1. Kunigund und Gredl	7
2. Lucia Neinegger und Hans Träxler	9
3. Caſpar Hainz	43
Kleine Beiträge zur altkärntniſchen Ortsnamenkunde. Von Dr. Rich. Müller.	
6. Debern und Lurnfeld 15,	53
Die Appellativa **gora** und **dolū** in den Ortsnamen Kärntens. Von Prof. Joh. Scheinigg 22,	59
Sirenendarſtellungen auf kärntniſchen Chriſtoforosbildern. Beſprochen und erläutert von Dr. F. G. Haun	38
Über bemalte Urkunden im Archive des kärntneriſchen Geſchichtsvereines zu Klagenfurt. Von Prof. Dr. F. G. Haun	65
Biographiſches über Hanns Gaſſer. Von Rudolf Waizer	
1. Jugendzeit und Künſtlerberuf	71
2. Lehrjahre	77
3. An der Münchener Kunſtakademie	103
4. Meiſter Hanns Gaſſer	106
5. Gaſſers Kunſtvollendung	110
6. Gaſſer im Zenith ſeines Ruhmes	148
7. Gaſſers Heim und des Meiſters letzte Lebenstage	178
Das Paradeis-Spiel. Mitgetheilt von Simon Laſchitzer	
1. Die Erſchaffung	82
2. Der hölliſche Rath	85
3. Scene im Paradieſe	87
4. Adam und Eva vor Gericht	114
5. Die Strafe und Verheißung	120
Kunſtgeſchichtliches und Geſchichtliches über Schloſs Stein bei Oberdrauburg. Von Prof. Dr. F. G. Haun	97
Heiligenblut und der heilige Briccius. Von Dr. Rich. Müller	129
Über einzelne romaniſche Bauüberreſte in Frieſach. Von Prof. Dr. F. G. Haun	161
Die älteſte Urkunde des Stadtarchives in Frieſach. Mitgetheilt von A. v. Jakſch	166
Aus den Märztagen 1848 in Klagenfurt. Mitgetheilt von Dr. Alois Egger Ritter von Möllwald	170

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Seite

Alterthümer-Funde und -Erwerbungen im Jahre 1898. Von Karl Baron Hauser 27
Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. Von Prof. Dr. F. G. Hann 27, 90
Das Münzcabinet. Von A. v. Jaksch 28
Ein bisher nicht beschriebener Dietrichstein'scher Thaler. Von A. v. Jaksch 28
Eine Grabinschrift auf Holz aus Maria Wörth. Von A. v. Jaksch . . . 28
Ein Millstättisches Zunftprotokoll. Von Joseph Seemüller 29
Über „Camillo Sitte, Erhaltung des Gurker Domes und dessen Malereien". Von F. Seeland 62
Das Grabmal Bischof Heinrich I. von Bamberg in der Minoritenkirche zu Wolfsberg. Von A. v. Jaksch 62
„Unterm Hütel spielen." Von Fr. Franziszi 63
Hirtenlieder aus dem Möllthal. Mitgetheilt von Fr. Franziszi 93
Die Nonne. Mitgetheilt von Fr. Fanziszi 95
Neue Beiträge zur Kunsttopographie von Kärnten. Von Prof. Dr. F. G. Hann 127, 154, 183
Zur Geschichte des Peterberges in Friesach. Von A. v. Jaksch 157
Ducaten-Funde in Kärnten. Von A. v. Jaksch 158
Ein Denkmal von 1594 im Schlosse zu Bleiburg 187

Literaturberichte.

Camillo Sitte, über die Erhaltung des Gurker Domes und dessen Malereien. Besprochen von A. Schnerich 30
„Im Wolschart." Besprochen von Rudolf Waizer 63
Das ländliche Wohnhaus in Krain, Oberkärnten und Nordsteiermark. Von K. B. Hauser 159
Die beiden biblischen Gemäldecyclen des Domes zu Gurk. Von Dr. F. G. Hann 188
Das Einhorn und seine Jagd in der mittelalterlichen Kunst. Von Simon Laschitzer 192

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

84. Jahrgang.

Nr 1.

Klagenfurt 1894.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Inhalt.

Seite.

Die Tafelgemälde aus der Vituslegende in den Sammlungen des kärntnischen Geschichtsvereines in Klagenfurt. Werke der Schule Michael Wolgemuts. Eine kunstgeschichtliche Betrachtung von Prof. Dr. F. G. Hann . . . 1

Hexen und Zauberer. Nach Acten im gräflich Lodron'schen Herrschaftsarchiv in Gmünd von A. v. Jaksch . . . 7

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde. 6. Debern und Lurnfeld. Von Dr. Richard Müller (Schluss) . . . 13

Die Appellativa gora und dolu in den Ortsnamen Kärntens. Von Prof. Joh. Scheinigg . . . 22

Kleine Mittheilungen:

Alterthümer Funde und Erwerbungen im Jahre 1893. Von Carl Baron Hauser . . . 27

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. Von Prof. Dr. F. G. Hann
1. Die Kirche zu Platz . . . 31

Das Münzcabinet. Von A. v. Jaksch . . . 38

Ein bisher nicht beschriebener Dietrichstein'scher Thaler. Von A. v. Jaksch . . . 38

Eine Grabinschrift aus Holz aus Maria Wörth. Von A. v. Jaksch . . . 39

Ein Villstättisches Zunftprotokoll. Von Joseph Seemüller . . . 39

Literaturberichte:

Camillo Sitte, Über die Erhaltung des Gurker Domes und dessen Malereien. Von A. Schnerich . . . 40

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 1. Vierundachtzigster Jahrgang. 1894.

Die Tafelgemälde aus der Vituslegende in den Sammlungen des kärntnischen Geschichtsvereines in Klagenfurt.

Werke der Schule Michael Wolgemuts.

Eine kunstgeschichtliche Betrachtung von Prof. Dr. F. G. Hann.

Die genannten, auf Holztafeln in Tempera gemalten und im ganzen gut erhaltenen Tafelgemälde, welche Theile eines Flügelaltares zu sein scheinen und aus der Spitalskirche in St. Veit stammen, sind von hohem kunstgeschichtlichen Interesse. Sie behandeln erstlich in ausführlicher Weise die Vituslegende, einen verhältnismäßig selten behandelten Stoff, und haben daher ikonographisch eine Bedeutung. Außerdem fesseln den Betrachter sofort die reichen, hochentwickelten Landschaften auf diesen Bildern, die nach den Trachten und Costümen unstreitig ins XV. Jahrhundert gehören, und wenn man die Formen stilvergleichend prüft, so scheint es wohl mehr als eine Annahme zu sein, wenn wir sagen, dass der Maler dieser Tafelgemälde in Nürnberg bei Wolgemut gelernt hat, dass er den Hofer'schen Altar dieses Meisters studiert, dass er aber auch den berühmten Peringsdörffer'schen Flügelaltar gesehen hat, an welchen die Landschaften unserer Bilder gemahnen, kurz, dass wir es hier mit Leistungen der Nürnberger Malerschule aus der Zeit Meister M. Wolgemuts zu thun haben, ausgeführt von einem trockenen, aber tüchtig handwerksmäßig geschulten Meister. Diese noch nie beschriebenen, in der Kunstwelt gänzlich unbekannten, leider bis jetzt auch noch nicht photographisch oder sonst irgendwie reproducierten Gemälde sollen daher im Folgenden eine wissenschaftliche Besprechung erfahren.

Digitized by Google

Die Tafelgemälde, acht an der Zahl, 1 Meter 28 Centimeter hoch und 64 Centimeter breit, zeigen sich als Theile eines Flügelaltares. Vier derselben sind nämlich auch rückwärts handwerksmäßig bemalt, indem man daselbst vier Bischöfe gewahrt, jeder in vollem Ornate, mit Inful und Stab. Bei den übrigen Tafeln, deren Rückseite nicht bemalt ist, sieht man deutlich die Conturen des hölzernen, gothischen Stabwerkes, das als gegliedertes Maßwerk die Rückseite schmückte und herabgerissen wurde. Wir haben es also jedenfalls ursprünglich mit einem beiderseits geschmückten Retabulum zu thun.[1]

Wir geben zunächst eine Beschreibung dieser Gemälde nach der **Legenda aurea** des Jacobus de Voragine.

Veit, ein glaubensstarker Knabe, erlitt schon im zarten Alter ein Martyrium, indem der Präfect Valerianus, als er erfuhr, dass Veit trotz wiederholter Ermahnungen seines Vaters den Götzen nicht opfern wollte, den Knaben zu sich rufen und ihn auf das unbarmherzigste mit Ruthen züchtigen ließ.

Diesen Vorgang zeigt die erste Tafel. Der Heilige ist nackt an eine Säule gebunden und wird von den zwei Schergen mit Knütteln geschlagen. Links steht Valerian, gekleidet als vornehmer Mann in kostbarem Brocat mit reicher Bordure, nebst zwei jugendlichen Begleitern, der Mann rechts ist wohl Vitus' Vater. Die Handlung geht in der Folterkammer vor sich. Rückwärts öffnet sich der Blick in eine weite Landschaft. Links zeigt sich ein durch eine schlanke Säule getheiltes Fenster, dessen Formen an das Bild aus der Vituslegende im Germanischen Museum in Nürnberg erinnern, wo Vitus von den Frauen versucht wird. Der Ausblick in eine Ebene, bewachsen mit regelmäßig vertheilten, rundlichen Bäumen, begrenzt durch einen Gebirgszug, bildet den landschaftlichen Hintergrund. Der Maler hat sich bemüht, eine bestimmte Stimmung, wenigstens für die Betrachtung von der Ferne, durch intensiveren Farbenton in diesen Theil der Landschaft zu legen. Im Hintergrunde rechts zeigt sich im Freien eine stattliche Gebäudegruppe

[1] Wer diesen Altar stiftete, wissen wir nicht, vielleicht waren es die Bürger von St. Veit, welches damals, das heißt im XV. Säculum, bekanntlich noch Hauptstadt des Landes Kärnten war. Befanden sich doch die Gemälde aus der Vituslegende in der Kapelle des bürgerlichen Spitales daselbst. Diese Kapelle erscheint in den Regesten des kärntn. Geschichtsvereines zum erstenmale im Jahre 1422, in welchem Jahre die Bürger eine ewige Messe stiften und einen Caplan zur Kapelle des Spitales einsetzen. Der erste Caplan ist Niclas der Lawser.

Digitized by Google

mit vielen Rundthürmen, deren Wände in mehreren Geschossen übereinander durch rundbogige Wandarkaden und schmale Fensterschlitze gegliedert sind und conische Dächer haben. Diese Art der Gebäude kehrt mehrfach wieder. (Von den Costümen und der Charakteristik der Figuren wird später die Rede sein.)

Die Legende erzählt weiter, wie der Vater S. Veits den Jüngling durch schöne Mädchen verführen wollte, wie aber St. Vitus im Brautgemache auf sein Gebet vom himmlischen Lichte umflossen und von Engeln behütet wird. Der Vater, der durch die Thürspalte ins Innere des Gemaches blickte, wurde, so erzählt die Legende, vom himmlischen Glanze geblendet, so dass er erblindete. Da er nun im Tempel vergebens der Götter Hilfe anrief, so bittet er seinen Sohn, ihm das Augenlicht durch Fürbitte bei seinem Gotte wieder zu verschaffen.

Diese Handlung hat der Maler auserlesen. Wir sehen am zweiten Bilde, wie Vitus seinem Vater die Hände auflegt, damit er das Tageslicht wieder schaue. Vitus als Jüngling gebildet und wie gewöhnlich auf diesen Bildern angethan mit einem langen bis zu den Knöcheln reichenden gegürteten Rocke und Mantel, steht vor seinem Vater, der ihn flehentlich bittet und legt die eine Hand auf dessen Auge. Links gewahrt man die beiden christlichen Gefährten Viti, nämlich Modestus, seinen Erzieher, und seine Amme Crescentia, letztere hier wie auf allen übrigen Bildern in nonnenartiger Tracht. Im Mittelgrunde schaut man die erstaunten Zeugen der wunderbaren Handlung, einen altehrwürdigen Mann, vielleicht der Präfect Valerian, welchem Vitus die verdorrte Hand heilte und noch vier Gestalten. Die letzteren als anmuthige, vornehme junge Leute gebildet, gehören offenbar zu der Gesellschaft, welche der Vater des heil. Vitus einlud, um die Seele des Jünglings durch Musik und schmeichelnde Liebkosungen zu verführen. Den Hintergrund nimmt eine echt niederdeutsche Landschaft ein. Man gewahrt vorne einen ebenen lichtgelb gehaltenen Plan, mit vielen regelmäßig angeordneten Sträuchern bewachsen. Über einen daran angrenzenden Fluss führt eine Brücke in eine Stadt mit Mauern und Rundthürmen der bezeichneten Art, die in größerer Anzahl zu sehen sind. Hinter der Stadt sehen wir wieder Wasser mit inselartigen Streifen. Nach rückwärts zu verliert sich der Blick in eine Ebene mit Baumwuchs, eingerahmt durch flache Höhenzüge. Links thront weiter nach vorne auf einer Höhe ein weißschimmerndes Schloss.

Das nächste dritte Bild schildert die Fahrt des heil. Vitus mit Modestus und Crescentia über das Meer von Luca nach Silo. Der

Digitized by Google

Vater des Heiligen nämlich wurde durch die Wohlthat, die ihm der Sohn erwies, nicht bekehrt, im Gegentheile, er dachte vielmehr daran, den Sohn zu tödten. Da erschien dem Erzieher des Knaben, Modestus, ein Engel und befahl ihm, ein Schiff zu besteigen und Veit in ein anderes Land zu bringen. Diese Überfahrt unter göttlichem Schutze führt der Maler in sehr ansprechender Weise vor. Das Meer ist dargestellt als ein großer gewundener Fluss mit niedrigen Ufern. Im Schiffe, das vorne auf der glatten Fläche des Wassers fährt, sehen wir einen rudernden Fergen, daneben steht ein junger Mann, der leitend die Hand des Modestus ergreift, offenbar der geleitende Gottesbote. Modestus, Crescentia und Vitus sind wie immer als Heilige durch die scheibenförmigen Nimben kenntlich; außer den genannten Persönlichkeiten ist noch eine Person im Schiffe sichtbar. Die Landschaft ist sehr mannigfaltig. Es zeigt sich eine Insel am großen Flusse mit einzelnen Gebüschen und einem isolierten kegelförmigen Berge. Dahinter erhebt sich am anderen Ufer des Stromes eine von Mauern umgebene Stadt mit den charakteristischen Thürmen, in welcher sich auch wie am nächsten Bilde ein vielstöckiges, sehr hohes, in Etagen abgestuftes, thurmartiges Haus und außerdem ein gothischer Dom zeigt. Ganz im Hintergrunde gewahrt man im oder am Wasser bebaute Inseln, und ein Berg schließt den Horizont ab. Auf diesem abschließenden Höhenzuge zeigen sich Bestände von ganz regelmäßig in Reihen gelagerten konischen oder fast kugelförmigen Gewächsen, aber auch Bäume mit feingefiedertem Blattwerk ragen empor. Diese schlanken Bäume mit den gefiederten Blattbüscheln sind überhaupt ein Charakteristikon dieser Landschaften. Der Maler liebt es auch, im Mittelgrunde und mehr in der Ferne kleine Figuren als Staffage der Landschaft anzubringen, so fährt auf dem Flusse ein zweites bemanntes Boot.

Das vierte Bild schließt sich der Handlung nach unmittelbar an das dritte. Als nämlich Vitus mit seinen Begleitern landete, da kam ein Rabe und brachte den Heiligen Nahrung. Wir sehen die drei Heiligen in idyllischer Waldeinsamkeit im Gebete. Der Rabe schwebt über der Gestalt des Modestus und hält eine Hostie im Schnabel. Der Vordergrund ist von Waldeinsamkeit erfüllt. Wo der Wald aufhört sehen wir wieder den bei unserem Maler beliebten gelblichen Plan, der regelmäßig von Anpflanzungen durchschnitten wird, ein niederländisches Landschaftsmotiv. Hinter dieser Ebene erblicken wir denselben Fluss, auf dem die Heiligen angefahren kamen, dieselbe Stadt liegt am

Digitized by Google

Strande, wir sehen dasselbe Wasser und denselben den Horizont abschließenden Berg wie früher; man gewahrt also im Hintergrunde die Gegend, von der die Heiligen hergeführt wurden.[1]) Das dritte und vierte Bild ist am anziehendsten und am besten erhalten.

Die **Legenda aurea** berichtet weiter, wie gerade damals des Kaisers Diocletian Sohn von einem Dämon besessen war, den nach des Teufels eigener Aussage nur Veit aus Luca austreiben kann. Veit, den man daher suchte und ihn vor den Kaiser brachte, trieb den Dämon aus und rettete des Kaisers Knaben; da aber Vitus sich beharrlich weigerte, den Götzen zu opfern, so wurde er mit Modestus in den Kerker geworfen, aber die Ketten fielen wunderbarer Weise ab. Da dem Kaiser dieses berichtet wurde, ließ er den Knaben Veit in glühendes Pech werfen, aber auch aus diesem gieng derselbe unverletzt hervor. Gewöhnlich wird ein Kessel mit siedendem Blei, Harz und Pech dargestellt, auf unseren Bildern aber gewahren wir in der fünften Darstellung einen Ofen, in welchen man Veit soeben werfen will. Der Heilige ist nackt bis auf das Lendentuch und wird soeben von den Schergen ergriffen. Links steht Diocletian, welcher ebenso gebildet ist, wie der Stadtpräfect Valerian am ersten Bilde. Ein markirtes Gesicht mit weißem Barte und tiefem, fast feurigen Blick, bekleidet mit dem rothen Mantel mit reicher Bordure, auf dem Haupte trägt er eine hohe, conische Mütze. Er wendet dem Beschauer das nahezu porträtartig gebildete Antlitz zu. Um ihn gewahren wir sein Gefolge. Darunter fällt eine jugendliche, nahezu weiblich aussehende anmuthige Gestalt mit langem Lockenhaare auf, welche die Hände wie fürbittend erhebt, es ist wohl des Kaisers Knabe, den Vitus heilte. Die Scene spielt in einem Gemache.

Die Legende erzählt weiter: „Da ließ man einen Löwen auf den Heiligen los, der ihn verschlingen sollte, aber durch die Kraft des Glaubens zähmte er die Wuth desselben." Wir sehen den heiligen Knaben auf dem sechsten Bilde im Zwinger. Vor ihm lagert sich das Unthier, der Heilige betet, das Thier thut ihm nichts zu Leide. Diocletian mit seinem Gefolge, bestehend aus fünf anmuthigen jugendlichen Personen, sieht vor dem Gitter zu. Den Hintergrund nimmt eine Ebene mit reichem Buschwerk und Baumwuchs ein.

Im siebenten Bilde hängen die drei Heiligen Vitus, Modestus und Crescentia und zwar Modestus in der Mitte an einem Galgen, der

[1]) Diese Darstellung könnte auch auf das Lebensende der Heiligen bezogen werden.

Digitized by Google

als caudinisches Joch gebildet ist und zwar mit den Köpfen nach oben, den Füßen nach unten, mit den Händen, die nach rückwärts aufgezogen, sind sie angebunden. Vor dem Galgen steht ein Jüngling in besonders charakteristischer Tracht des 15. Jahrhunderts, der uns den Rücken zukehrt. Hinter dem Kaiser, der immer als gleiche Individualität dargestellt ist, werden mehrere Personen sichtbar, darunter eine Gestalt mit einer Kapuze besonders auffällt. Eine ebene Landschaft mit den gefiederten Bäumen und ein weißes Schloss zeigt sich rückwärts, Höhenzüge begrenzen den Gesichtskreis. Es ist merkwürdig, wie ruhig und harmlos dieser Vorgang dargestellt ist. Die Legende erzählt nämlich, dass, als man die drei Heiligen an den Galgen hängte, sich plötzlich die Luft verdunkelte, die Erde bebte, die Götzentempel zusammenstürzten und viele tödteten. Der Kaiser aber, in wildem Schreck flüchtend, schlug sich mit den Fäusten und schrie: „Weh mir, dass ich von einem Knaben besiegt bin." Von dieser dramatischen Scene, welche z. B. in den Bildern aus der Vituslegende im Germanischen Museum zu Nürnberg in dramatischer Weise gegeben wird, gewahren wir hier gar nichts. Der Maler der Tafeln der Vituslegende in unseren Sammlungen (ohne Zweifel rühren nämlich alle acht Tafeln von einer Hand her) hat überhaupt Scheu vor wildbewegten momentanen Actionen, er schildert vielmehr ruhig, ich möchte sagen, ohne viel Erregung und etwas spießbürgerlich, daher zeigt er auch nicht die Marter als solche, sondern nur den Beginn derselben. So wird St. Vitus nicht dargestellt blutig von der Geißelung, sondern die Schergen beginnen soeben die Knüttel zu schwingen, sie sind im Begriffe, ihn in den Ofen zu werfen. Und so hängen denn auch die drei Leidensgenossen, angethan mit langen Talaren, ganz ruhig, ohne Erregung am caudinischen Joche. Überhaupt herrscht in den ganzen Darstellungen nur eine handwerksmäßig routinierte Äußerlichkeit ohne tiefes Seelenleben.

Das letzte achte Bild setzt Folgendes aus der Legende zur Erklärung voraus. Die Heiligen, von einem Engel ihrer Bande entledigt, fanden sich am Ufer eines Flusses wieder und dort rastend übergaben sie ihre Seelen dem Herrn. Ihre Körper aber wurden von Adlern bewacht, bis eine Frau mit Namen Florentina sie begrub. Wir sehen nun auf dem letzten Bilde die Heiligen, bekleidet, so wie sie am Joche hingen, in offenen Särgen als Leichen. Rückwärts erblickt man einen anmuthigen Jüngling und eine Matrone, ersterer weist auf die Todten hin. Vor den Särgen aber kniet eine Frau, welche das Gesicht im Profile zeigt, ihr langes Kleid macht einen felsig brüchigen Faltenwurf am Boden.

Digitized by Google

Hinter einer schrankenförmigen Mauer, innerhalb welcher der besagte Vorgang spielt, sehen wir wieder die beliebte, gelbgefärbte, geometrisch regelmäßig mit Bäumen bewachsene Ebene, in der sich ein isolierter konischer Hügel erhebt, dahinter ein Fluß mit Buchten, links ein Schloß, rechts ein größerer Gebäudecomplex mit den beschriebenen Thürmen, ganz nach rückwärts verliert sich der Blick in eine hügelige Ebene.

(Schluss folgt.)

Hexen und Zauberer.

Nach Acten im gräflich Lodron'schen Herrschaftsarchiv in Gmünd von A. v. Jaksch.

1. Kunigund und Gredl.

Bei der Herrschaft Bieberstein wurde 1591, als Hans Halfinger Pfleger derselben war, Margaretha, des Mertl an der Lapien Ehewirthin, wegen Zauberei gefänglich eingezogen. Gleichzeitig wurde auch in Gmünd eine andere Weibsperson, Kunigund, wegen desselben Verbrechens gefangen gesetzt. Da beide Hexen in ihren Aussagen sich aufeinander bezogen, so traten Halfinger und der damalige Unterhauptmann zu Gmünd, Daniel Aschauer, deswegen in Correspondenz. Ersterer übermittelt letzterem das mit Margarethe am 2. October 1591 im Beisein des Bartlme Vorwalder, Pfarrers zu Himmelberg, des Oswald Schleicher, Pfarrers zu Gnesau, des Wolfgang Piberauer, des Ruep Schlindenpuech, Landrichters zu Himmelberg, und zweier Bauern aufgenommene Verhör.

Margaretha bekennt, dass sie der Kunigund, „gleichwohl sie nicht eigentlich weiß, dass sie sich kennt haben sollen oder nicht", gegeben habe: Wolle, Haar (Flachs), Speck und Hanf, damit diese das in den Gurkfluss trage, wofür Gredl ihr auch einen Zehrpfennig zu geben zugesagt. Sie sagt ferner aus, dass man sie überredet, das Wetter zu machen, und seien ihre Helfershelferinnen gewesen Blandl Purschenmacherin und ein altes Weib namens Gredl. Mit diesen beiden habe sie vor zwei Jahren das Wetter in der Gnesau gemacht, indem sie sich anfangs in der Gurk gebadet und das Wasser dreimal über sich selbst gegossen. Auch hätten ihre Genossinnen Beine damals vergraben, daraus das Wetter mit Schnee und Schauer entstanden. Auch heurigen Jahres „im Außwert, als man angesait", habe sie und die Purschenmacherin ein Schnee- und Hagelwetter in der Gnesau gemacht. Sie und die alte

Digitized by Google

Gredl hätten ferner auch ein Schauerwetter in Görz, das aber nur wenig Schaden verursacht, weil ihr „Fürnehmen durch andere Leute erwehrt worden", und am Lorenzitage das starke Schauerwetter in der Teuchen angerichtet. Margarethes Verhör schließt mit den Worten: „Gott verleihe wahre Buße ihres gräulichen sündlichen Lebens."

Schon am 10. October wird Margaretha in Bieberstein mit Hilfe des Freimanns peinlich befragt. Die Wolle, von der sie gütlich ausgesagt, bekennt Margarethe, habe sie und ihre Genossinnen Gredl und Apollonia von drei dem Reuner an der Gurk gehörigen weißen Frischlingen an deren Hals bei der Nacht abgeschoren, Haar, Hanf und Speck aber aus Eigenem dazu gegeben. Ihre Genossinnen haben sie aufgefordert, mit ihnen das Wetter zu machen und ihr gesagt, dass es keine Sünde sei, „sondern Gott werde es ihnen wohl vergeben". Sie bekennt ferner, dass Apollonia voraus, sie in der Mitte und Gredl hinter ihr dreimal miteinander auf einer Ofenschüssel in die Lüfte von dem Flusse Gurk hinein in die Gnesau gefahren, nachdem sie sich früher dem Teufel befohlen, damit derselbe sie, wohin sie begehren, führe. So geschah es auch am Lorenzitag dieses Jahres. Der Teufel sei auf ihren Wunsch in schwarzen Kleidern, wie eine Mannsperson, gekommen, sie habe ihm die Hand geboten, dass sie seinen Willen vollbringen wolle, wenn er hilft; darauf sei er wiederum verschwunden. Vor zwei Jahren im „Außwert" (Frühling) habe sie mit den Zaubereien begonnen. Ferner meldet Margarethe, dass ihre Gesellinnen Blandl und Gredl ihr angezeigt haben, dass beide von der Frau Neumannin[1]) zu solchen Geschäften bestellt seien und die Frau ihnen deswegen Geld zu geben versprochen, doch sei ihnen bis jetzt noch nichts erfolgt.

Von Margaretha und ihren Helfershelferinnen erfahren wir nichts mehr. Wir hören nur noch, dass über die zu Gmünd liegende Kunigund auf den 10. December 1591 das Malefizrecht angesetzt wird.

---

[1]) Diese hier und später genannte Frau v. Teufenbach ist keine andere als die berühmte Anna, geb. Neumann von Wasserleonburg, die nicht weniger als fünf Ehemänner überlebte und 1617 als 82jährige Matrone zum sechsten Male zum Altare schritt, um den 31jährigen Grafen Georg Ludwig v. Schwarzenberg die Hand zum Ehebunde zu reichen (vgl. Beckh-Widmannstetter, Studien an den Grabstätten 119). Sie scheint wirklich im Rufe einer Hexe gestanden zu sein (vgl. Bar. Hauser, Hexen und Zauberer, S. 19).

Digitized by Google

2. Lucia Reinegger und Hans Träxler.

Anna, des Christian Ott in der Gamschitz Frau, wurde den 27. Juni 1603 vor das Gericht in Gmünd gerufen, weil ihre Muhme Susanna, des Meßners in der Nöring Schwester, wider ihre gewesene Gästin (Inwohnerin) Lucia Reinegger ausgesagt, dass diese am verwichenen Charfreitag auf etlichen Wegscheiden Erde ausgehoben und nach Hause getragen haben soll. Anna sagt aus, dass Lucia wirklich am genannten Tage um die Vesperzeit mit Erde, welche diese auf etlichen unterschiedlichen Orten ausgehoben, nach Hause gekommen und ihr davon angeboten. Da ihr die Sache bedenklich vorkam, weigerte sich Anna, dieselbe anzunehmen und sagte zu Lucia, sie möge die Erde derjenigen Person geben, welche sie darnach geschickt habe und derselben zu gebrauchen wisse. Was aber Lucia mit der Erde angefangen und wohin sie selbe getragen, sei ihr ganz unbewusst.

Auf das hin wurde Lucia vor Gericht geholt und im Beisein des Christoph Schwaiger verhört. Lucia erzählt, sie sei Charfreitag morgens von Raicheubach herein zur Stadt gegangen, als ihr einfiel, sie solle an etlichen Orten Erde ausheben und nach Hause tragen, die Erde nachmals „an die Gründe werfen" und wohin man die austrage, thue der Schauer nicht Schaden. Dies habe sie vor vielen Jahren von der alten Nicolaschin am Seepoden gelernt und dieses Tages aus frei eigenem Muthe ohne eines Menschen Anleitung fürgenommen und gebrauchen wollen. Die Erde habe sie an vier Orten und Wegscheiden nämlich: bei dem untern Stadtthor, am Drethalbichl, bei der Nöringbrücke und in der Gamschitz ausgehoben, in ihre Herberge getragen und davon der Bäuerin Anna Ott angeboten, welche ebenso wenig, wie die Meßnerin in der Nöring, der sie am Tauf-(Char-)Samstag Erde angetragen, solche angenommen. Einen Theil dieser Erde habe Lucia auf freier Straße ausgeschüttet, weiters aber nichts damit angefangen oder zur Zauberei gebraucht. Die Meßnerin sagt vor Gericht aus, dass Lucia ihr gerathen, die Erde auf den Krautgarten zu legen, damit das Wetter keinen Schaden thue. Das habe sie aber nicht gethan, sondern die Erde in einem Scherbel stehen gelassen.

Als am 28. Juni Christof Schwaiger vor Gericht meldet, wie Lucia vor etlichen Wochen bei seines Nachbars Striedinger Garten Erde ausgehoben, was ihr im Beisein des Bürgers Veit Grassenig vorgehalten wird, sie sich unschuldig bekennt und verneint, damit Zauberei getrieben zu haben, Striedingers Frau noch aussagt, dass sie

Digitized by Google

Lucia bei ihrem Hause unter dem (Traid-)Kasten dreimal habe Erde ausheben sehen, wird sie in gefängliche Verwahrung genommen und am 3. Juli im Beisein Grassenigs und des Christof Hilgartners, beider Bürger von Gmünd, neuerlich verhört. Lucia bekennt nun, dass sie am heiligen Ostermontag der Hörmanin in der Nöring auch Erde zugetragen und auf die Äcker, damit das Wetter nicht Schaden thue, zu tragen befohlen, ferner, dass die Meßnerin in der Nöring um die Erde, so sie ihr am Taufsamstag gebracht, gebeten habe und gefragt, wozu sie selbe gebrauche, geantwortet: „wolle damit Wetter machen". Weiters meldet Lucia, dass vor ungefähr drei Jahren dieselbe Meßnerin sie gebeten, sie solle an einem Orte, wo solche zu bekommen, eine alte Kopfbürste (Khopfpersten) stehlen, was Lucia auch in des Blasy Haus am Hattenberg gethan und die Kopfbürste der Meßnerin auf deren Bitten eingehändigt, welche ausdrücklich gesagt haben solle: „Woll damit ain Pad, das Aines woll zu baden hab, zuerichten." Auch des Peter und Christian Ott Weiber haben Erde von ihr begehrt.

Doch plötzlich gesteht Lucia, dass sie am 22. Juni d. J. das Wetter in der Nöring gemacht, indem sie die Erde, welche sie am Charfreitage an vier Wegscheiden ausgehoben, beim Laimbkofel in den Nöringbach geworfen, dreimal durch den Bach barfuß hin- und hergegangen und mit der linken Hand hinterrücks Erden gestreut und geworfen, dabei nachfolgende Worte sprechend: „So wahr ich diese Erden in Pach wirffe, als wahr soll die Giß über des Ruep Gamper Gründ hergehen." Während sie durch den Bach gieng, hat ihr der böse Feind eingegeben, öfters solches zu thun, wie ihr dies auch der böse Feind gelernt. Dann sei sie nach Hause gegangen. Eine Stunde hernach sei das Wetter gekommen, habe aber den Ruep Gamper, welchem sie es deshalb vermeint, weil dessen Söhne sie, Lucia, durch einen Wurf an dem einen Auge geblendet, am wenigsten getroffen.

Am 7. Juli wird Lucia im Beisein des Gmündner Unterhauptmannes Anton v. Athems, des Urbaramtmannes Christof Zechner und der Bürger Grassenig und Christof Hilgartner abermals gütlich verhört und verbleibt bei ihrer früheren Aussage, ebenso am 9. Juli; doch nimmt sie das zurück, was sie gegen die vier Weiber gemeldet. Diese falsche Aussage habe sie in der Hoffnung gemacht, dadurch früher aus dem Gefängnis zu kommen. Dass sie den Weibern unrecht gethan, giebt sie auch im Verhöre am 8. August zu, welchem auch der

Digitized by Google

Landrichter von Gmünd, Michael Zauchenperger, beiwohnte. Doch leugnet sie ihr ganzes früher gemachtes Geständnis und sagt, dass sie sich selbst Unrecht gethan. Auf viele Ermahnung und ernstes Zusprechen hin gesteht sie wiederum alles ein und bittet nebstbei um Gnade und um Erlassung des Gefängnisses.

Die peinliche Befragung Lucias wird am 13. und 14. August vorgenommen. Sie bekennt, dass der böse Feind ihr beim Laimbkofel dreimal durch das Wasser zu gehen und das Wetter, wie sie gütlich bekannt, zu machen befohlen. Sie habe ihm gehorcht und er sei indes ganz schwarz in Gestalt eines großen Mannes am Ufer des Möringbaches stehen geblieben. Die Erde, welche sie bei des Striedinger Kasten ausgehoben, hat ihr des Philipp Weib, dass sie sich „das Gehör damit rauche", gerathen, was sie gethan, aber zu einiger Zauberei ferner nicht gebraucht. Sie wiederholt auch die Geschichte von der Messnerin, welche mittelst der gestohlenen Kopfbürste ein Bad richten wollte.

Sie bekennt endlich, dass ihre Muhme Susanna zu dreimalen in der Sommerszeit Milch von der Alpe getragen und dieselbe eines Samstags auf den brennenden Badstubenofen gegossen, „daraus sie das Bad ausmachen wollen". Darauf sei sie, Lucia, alsbald in große Schwachheit gefallen, so dass man sie nach Hause tragen musste. Des andern Tages hernach habe gedachte Saudl ihr vertraut: „Ich habe gestern an den Ofen Milch gossen, dadurch Du erkrankt bist, welches aber nicht Dir, sondern meiner Schwägerin, der Meßnerin, dass sie etliche Wochen krank soll liegen, gegolten hat". Dies sei vor vier Wochen geschehen. Nun aber das Schlimmste. Am 26. August hat Lucia in des Landrichters Behausung, als sie dem Priester gebeichtet und darauf communiciert worden, das hochwürdige Sacrament mit einem Tüchel wieder aus dem Mund genommen, von welchem etwas Weniges weggekommen. Darauf wurde es ihr vom Priester weggenommen und wieder an seinen Ort getragen. Als man Lucia gütlich und peinlich befragt, warum sie das gethan oder wozu sie es gebrauchen wollen, hat man aus ihr nichts Anderes herausbringen können, als, es reue sie genug, dass sie das Sacrament wieder herausgenommen. Es hat auch Lucia für sich selbst ungefragt im Gefängnis geredet, da ihr Gott heraushelfe, wolle sie sich rächen, dass es Gott und die Welt sehen soll.

Fast zugleich mit Lucia Reineggerin wurde auch ein angeblicher Zauberer namens Hans Träxler, aus dem Weißbriacher Winkel im

Digitized by Google

Lungau gebürtig, gefänglich eingezogen, welcher, wie wir später sehen werden, gleichzeitig mit Lucia gefoltert und dann vom Leben zum Tode befördert wurde. Die Ursache von Träxlers Verhaftung war folgende: Am 15. Juli 1603 kam der Bäcker Abraham Hilgarter zu Gmünd zu Gericht und zeigte an, dass, als er mit den vier Gmündner Handwerksgesellen Lucas Stierlegger, Erasmus Khirchamer, Wolfgang Mayr und Mathes Fleiß von der Kremsbrücke aus der Stadt zugieng, er und seine Genossen auf der gemeinen Landstraße beim Deusdorfer Weg einen armen Menschen namens Träxler angetroffen, welcher mit seinem Stabe in die Kothlacken schlug. Da ihnen dieses Gebahren verdächtig schien, so fragten sie den Träxler, warum er das thue, worauf dieser antwortete, er wolle dem Steiger an der Laungen, bei dem er vergangene Nacht geherbergt, einen Regen machen, damit dieser sein Heu, dessen eine ziemliche Anzahl Fuder auf der „Weit" liege, nicht einbringen möge und zwar deshalb, weil Steiger ihn des Morgens und Abends mit dem Essen zu schlecht tractiert.

Darauf ward Träxler auf Befehl des Landrichters Michael Zaucheuperger zu Gericht gebracht und im Beisein einiger Personen gütlich verhört. Träxler erklärte die gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung für wahr und erzählt nebstbei, dass, als er verschienenes Jahr im Herbste, beiläufig vierzehn Tage vor Martini, nach Muran in das Schloss gekommen sei, habe er dort die Frau von Teufenbach in eigener Person angetroffen und um ein Almosen angelangt. Diese gab ihm darauf in der Küche ein junges Fleisch zu essen und einen Becher Wein zu trinken. Der Trunk sei seinem Bedünken nach mit Blut vermischt gewesen. Dann habe er Urlaub genommen, die Frau ihm aber vorher ein Stück Brot und Käse, sowie zwei Kreuzer zur Zehrung geschenkt und ihm des andern Morgens wiederzukommen befohlen. Er sei aber erst drei Wochen nach Martini wieder in das Schloss Muran gekommen und die Frau abermals um Brot gebeten, was sie ihm bereitwillig gegeben. Am dritten Tag hernach „sei der böse Feind zu ihm kommen mit Begehren, solle sich ihm zu bedienen untergeben oder wolle ihm zerreißen, welchen er es aus Furcht zu thun bewilligt". Darauf der böse Feind geschaffen, er soll auf Vellach ziehen und von demselben Orte bis nach Klagenfurt Wetter machen, jedesmal drei Fäuste voll Weizenmehl säen und dabei nachfolgende Worte sprechen: „So geschwind ich das Mehl say, also bald soll es zu Schauer werden, hart wie Stein". Solches habe er auf Geheiß des bösen

Digitized by Google

Feindes doch nicht verrichtet, sondern bei dem Augustin zu Mauterndorf ein „Dresch“ angenommen und sei daselbst bis Weihnachten verblieben.

Träxler erzählt ferner, dass, als er ungefähr drei Wochen vor Sonnwenden dieses Jahres bei Klagenfurt an einem Bergl bei einem Bauer im Futterstadl über Nacht gelegen, habe ihn der böse Feind zu Mitternacht vom Schlafe aufgeweckt. Derselbe sei auf einer Ofenschüssel vorn an der Breiten sitzend gekommen und habe begehrt, dass er sich in seinen Schoß setzen, die Füße über den Stuhl kreuzweise halten und mit ihm ins Lurnfeld fahren solle. Er sei mitgefahren und im Lurnfeld habe ihn der böse Feind Mehl zu säen und Wetter zu machen angelernt, dabei die Worte sprechend: „So geschwind ich zu drei Malen das Mehl say und ein Kugel aus dem Büchsenlauf geht, so bald soll es schaiern“. Das geschah und erschlug zwei Bauern einen Gerstenacker. Dieses habe er beiden Bauern aus Rache gethan, weil er bei denselben drei Wochen gearbeitet und sie ihm keinen Lohn gegeben.

Zu Schladming sei er auch mit dem bösen Feind in ein Feld hinausgefahren, daselbst ihm dieser einen Besen in die Hand gegeben und kehren heißen, was er gethan, worauf es alsbald geregnet. Auch zu Prugg im Pinzgau habe er mit dem bösen Feind Regen gemacht, aber keinen Hagel.

Hernach sei er auf Murau in das Schloss gekommen und habe alldort mit drei Tafeln voll armer Leute drei Speisen, als erstlich Brein, Kraut und zuletzt Suppe, gegessen. Die Suppe sei nicht gut gewesen, er habe sich derselben entsetzt. Als er aber weggehen wollte, habe ihn die Frau angesprochen, zwei oder drei Wetter wöchentlich zu machen, auf dass sie ihre sieben Kästen Getreide versilbern möge,[1]) und auf jeden Tag 2 Kreuzer Kostgeld geben, sowie 3 Pfennige zur Besoldung verheißen und bezahlt.

Acht Tage vor seiner Gefangennahme sei der böse Feind bei ihm gewesen und habe gesagt: „In acht Tagen komme ich zu Dir und werde Dein Gast sein, iss Dich voll an, auf dass Du die Reise nach Vellach zu fahren und dort Wetter zu machen überstehen magst“.

Am 21. Juli wiederholt Träxler diese gütliche Aussage auch vor dem Unterhauptmann Anton v. Athems, ebenso am 8. August, doch

[1]) Dieselbe Beschuldigung auch 1591 im Processe der Kunigund Punzin zu St. Lambrecht, vgl. Br. Hauser l. c. S. 19.

Digitized by Google

widerruft er am letzten Tage, dass die Frau v. Teuffenbach ihm, als er mit drei Tischen voll armen Leuten gespeist, Besoldung oder Kostgeld gegeben, sondern sie habe ihm nur etlich wenige Kreuzer Trinkgeld verehrt. Dagegen habe sie ihm Kostgeld und Besoldung versprochen, wenn er das drittemal wiederkommen und was Fruchtbarliches ausrichten werde. Mehr bekennt Träxler, dass zwei, namens Paul und Georg, so auch mit ihm die Mahlzeit eingenommen, acht Tage später ihm geklagt, wie sie gleichfalls der böse Feind, Zauberei zu gebrauchen, anmuthe. Wer und von welchem Orte diese beiden gewesen, sei ihm unbekannt. Auch zu St. Veit habe er acht Tage später als am Dürnfeld Schauer gemacht. Träxler zeigt endlich freiwillig an, dass der böse Feind ihn im Gefängnisse dreimal besucht und ihm Geld angeboten, damit er sich des Gefängnis entledigen und loskaufen möge, habe es aber nicht angenommen, sondern geantwortet, er begehre seines Geldes mit Nichten, und ihn dann weggeschaffen.

Am 13. und 14. August muss Träxler seine peinliche Aussage abgeben. Dieselbe gleicht im Wesentlichen der gütlichen. Nur bezüglich der Frau von Teufenpach nimmt er das Gravierendste zurück. Er glaube, dass der Trunk mit Blut vermischt war, weil er sich darob so entsetzt, doch Zauberei oder Wetter zu machen, sei ihm nicht befohlen worden. Als er am Erchtag nach Martini um Almosen gebeten, habe er solches mit der Ermahnung empfangen, fleißig zu beten. Auch als er mit den armen Leuten gespeist, sei ihm gar nichts geschaffen worden, auch kein Geld oder Besoldung versprochen. Mit dem bösen Feinde sei er fünfmal auf der „Ofenkrucken" gefahren, der ihm jedesmal eine Salbe an das Hirn gestrichen und 5 Gulden zu Lohn versprochen, ihm aber nie etwas gegeben. Ferner gesteht Träxler, dass, als er bei Klagenfurt nächst am Bergl daselbst bei dem Bauer nächtigte, der böse Feind ihm ein Kuhhaar gebracht habe, solches „mit ain Werch" angezündet, dazu er sprechen musste: „Sobald das Haar verbrennt, so eilends soll mir die Milch von des Bauern Kuh zukommen". Darüber habe er bald ein Maßl Milch gehabt, woraus ihm der böse Feind einen Koch gemacht, womit er sich auf des bösen Feindes Befehl voll gegessen, worauf beide ins Dürnfeld gefahren. Träxler bekennt auch, der böse Feind habe die ganze linke Hand von ihm begehrt, er ihm aber nicht mehr, als das kleine Fingerl geben wollen, wofür ihm der böse Feind 5 fl. zugesagt, aber nichts gegeben. Er hat es aber thun müssen, weil ihm der Feind mit dem Erwürgen gedroht. Da ihm der Feind nichts

Digitized by Google

von dem gegeben, was er ihm versprochen, so seien sie einstmals uneinig geworden. Der böse Feind habe ihm auch den Besuch der Gotteshäuser, sowie das viele Beten verboten und hoch verwiesen, dass er Herrn Hansen, Caplan in Gmünd, welcher jüngst bei ihm gewesen, mit Bezeichnung des heiligen Kreuzes und Eingebung des geweihten Salzes gefolgt. Er solle dies nicht mehr thun, widrigenfalls werde ihn der böse Feind zerreißen.

Am 27. August 1603 wurden Lucia Reinegger und Hans Träxler zu Gmünd hingerichtet; auf welche Weise ist nicht gesagt. Auf Befehl des Unterhauptmanns mussten drei Rotten Bauern die Malefizpersonen zur Richtstätte begleiten und dort bewachen. Die Bauern erhielten 9 Viertel Wein und um 20 kr. Brot. Die Zehrungskosten für die vom 27. Juni bis 27. August verhaftete Lucia (täglich 24 kr.) betrugen 6 fl., für Träxler, welcher seit 15. Juli gefangen saß, 4 fl. 1 β 18 δ, die gesammten Kosten für das ganze Verfahren 91 fl. 6 β 26 δ. (Schluss folgt.)

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde.

Von Dr. Richard Müller.

(Schluss.)

6. Debern und Lurnfeld.

Der Sachverhalt, aus dem die zu behandelnden Fragen sich erheben, ist der folgende: Im Thale der oberen Drau, beiläufig zwischen der Einmündung der Möll im Westen und der Lieser im Osten, dehnt sich die fruchtbare Niederung des Lurnfeldes aus. In demselben liegen unter anderem die Orte Debern und St. Peter im Holz. In die Nähe des letzteren versetzt man (s. Mommsen, **Corpus inscriptionum latinarum** 3, 593) die alte Römerstadt **Teurnia** oder **Tiburnia**. Nach deren Verschwinden an der Wende des VI./VII. Jahrhunderts taucht in derselben Gegend ein Ort **Liburnia** oder **Liburna**, zusammengezogen **Lurna** auf, nach dem zweifelsohne das Lurnfeld heißt. Es fragt sich nun erstens, wie verhält sich dieses **Liburnia** zum antiken **Tiburnia**, und zweitens klingt dies letztere im modernen Ortsnamen „Debern" nach?

Man war bisher geneigt, die zweite Frage zu bejahen: so Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter [5] 1, 46

Digitized by Google

so Kaemmel, Entstehung des österreichischen Deutschthums 1, 138 Anmerkung 2. Hinsichtlich der ersten Frage meint man sprachlichen, geschichtlichen und örtlichen Zusammenhang zwischen **Teurnia** und **Liburnia** abweisen zu sollen. Der eigentliche Gewährsmann für diese Verneinung ist Fritz Pichler, der in seinem Aufsatze „Studien über Teurnia“ (in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, Neue Folge, 3. Jahrgang 1877, S. XCV—CXI) nicht blos die vor ihm von dem treuherzigen Antershofen, nur in etwas unbeholfener Weise, vertretene Identität von **Teurnia** und **Liburnia**, sondern auch die des letzteren mit **Lurna**, mit den Worten leugnet: „Die Zusammenhänge (!) von Lure [? diese Form existirt gar nicht!] **Liburnia** **Teurnia** sind viel untersucht und nicht bewiesen worden. Auf eine absichtliche Verwechselung des alten T mit dem L des mittelalterigen (!) Namens ist nicht einzugehen. Aus Abschriftfehlern entsteht keine volksgebräuchliche Benennung. **Liburnia** ist ein anderer Begriff (!) als der Stadtumkreis von **Teurnia**, und **Lure** (?) **Lurn** fußt nicht auf der Wurzel und dem Begriffe von **Liburnia**“ (p. XCVI[b] des genannten Aufsatzes). Kaemmel schließt sich zwar a. a. O. dieser krausen Argumentation an, es scheint ihm aber dabei doch nicht geheuer gewesen zu sein; denn S. 198 seines Buches redet er von der „räthselhaften Stadt **Liburnia**“: mit vollstem Rechte, wenn diese, auf dem Boden oder doch in nächster Nähe des antiken **Teurnia** oder **Tiburnia** stehend und in ihrem Namen bis auf den einzigen Anlaut buchstäblich gleichlautend, doch eine in jeder Hinsicht verschiedene Neugründung sein soll, und überdies **Lurna** wieder ein von beiden verschiedenes Drittes. Verfolgt man überdies Pichlers bis p. XCVII[b] fortgesetzte Bemerkungen über keltische, altdeutsche und altslovenische Ortsnamen des Lurnfeldes, wobei er durch Aufstellung der ungezügeltsten Etymologien Förstemanns erträumte Wortstämme und Deutungen mit denen der Keltomanen Mone, Diefenbach und Brandes um die Palme des Widersinnes ringen läßt, so muß man sich leider gestehen, daß bei so unphilologischem und unmethodischem Betriebe der einfache und ziemlich klare Sachverhalt nur in die ärgste Verwirrung gebracht sei. Ihn wieder einzurenken und aufzuhellen, sei das Ziel der nachfolgenden Erörterungen.[1])

[1]) Ich kann hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß Nichtgermanisten endlich aufhören möchten, mit Förstemanns „Altdeutschem Namenbuch“ zu operieren.

Digitized by Google

Ankershofen hatte (Handbuch der Geschichte Kärntens 1, 509—515) die erste zusammenhängende Darstellung von **Teurnia** gegeben, auch die seither in das „**Corpus inscriptionum latinarum**“ 3, 593 f., n° 4716—4751 aufgenommenen antiken Inschriften des Lurnfeldes vereinigt und im Quellenhefte zur zweiten Periode, S. 198—201, Anmerkung 261 unter Anderm geäußert, **Liburnia** gehe aus **Tiburnia** durch „Verwechslung des Buchstabs T in L“ hervor. Gegen diesen, wie gesagt, unbeholfenen Versuch, die Identität beider Namen und Orte zu erweisen, wendet sich Pichlers vorhin mitgetheilte Einrede in erster Linie. Aber dass es sich dabei um einen blos graphischen Wechsel handle, davon sagt Ankershofen kein Wort; und es wird sich noch zeigen, dass es nicht gut war, seine Erklärung, die das Richtige dunkel ahnte, so kurzer Hand bei Seite zu schieben.

Zunächst handelt es sich um die antike, besage um die keltische Grundform des Stadtnamens. Denn hätte Pichler (p. XCVII[a]) Recht, dass **Tiburnia** mit seinen weiteren Nebenformen, unter denen freilich viel Plunder, lediglich „kirchenlateinisch ohne Volksgebrauch“ sei, dann freilich wäre jedem Versuche, ja dem bloßen Gedanken, **Liburnia** auf **Teurnia** zurückzuführen, im Vorhinein der Boden entzogen.

Die Inschriften, sowie Plinius in seiner Naturgeschichte (3, 24) und Ptolemaeus in seiner Weltbeschreibung (2, 14) lassen vorab keinen Zweifel darüber, dass die gangbare Form während der Römerherrschaft **Teurnia** war. Dies steht überdies fest durch die Autorität eines so gewiegten Keltologen wie Christian Wilhelm Glück (Die Bisthümer Noricums und Pannoniens, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 17, 71 f., Anmerkung 3). Dass dies jedoch nicht den Stamm **taur-** (**teur-**) von **Taurus Taurisci** (**Teurisci**), noch viel weniger den in Namen abweichenden Anlautes und Wurzelvocales als **Duro-** und **Turicum** (Zürich) **Turones** ꝛc. enthalte, wie Pichler, keltisches Sprachgut aus den entlegensten Winkeln herbei-

Es giebt kaum ein Werk, das gerade außerhalb der eigentlichen Fachkreise eines solchen Ansehens sich erfreute — „Meisterwerk“ nennt es Egli, **Nomina geographica** [2] (1893), S. II! — und das doch mit so viel Vorsicht gebraucht werden will, wie eben dieses. In seinen ersten Theilen vor mehr als 40 Jahren angelegt, voll schon für jene Zeit schwer verzeihlicher Fehler nach Kenntnis und Verständnis, gegen die Müllenhoff nicht müde ward seine Autorität zu gebrauchen, hat es lediglich den Wert einer Materialiensammlung; in den Händen Unberufener kann es nur Unheil stiften, womit — wie gerade in dem uns hier beschäftigenden Falle — dem Sammelfleiße seines Verfassers doch wieder Unrecht geschieht.

Digitized by Google

ſchleppend, meint; daſs auch **Tiburnia** mit ſeinem kurzen ĭ mit dem latiniſchen **Tibur**, das langes ī beſitzt, nichts zu ſchaffen habe; daſs vielmehr **Teurnia** nur auf jüngerer Sprachſtufe das ältere **Tiburnia** (* **Teburnia**?) wiederhole: dies hätte Pichler aus Bacmeiſters (nicht „Baumeiſter", wie bei ihm p. XCVI[b] gedruckt ſteht) „Keltiſchen Briefen", auf die er den Auskunft Suchenden verweiſt, S. 42 unter dem Artikel **segusius** lernen können. Dies **segusius** oder **sigusius**, ſpäter **seusius sūsius**, woraus das Altdeutſche, Anlehnung an „ſauſen" ſuchend, **sûso sûse** macht — es iſt Bezeichnung einer Art Jagdhunde — ſowohl als der Name der Stadt **Segusium**, woraus ſpäter **Sūsa** (in Piemont) ward, lehren zunächſt, daſs ein zwiſchen einem e (oder i) und u der Wurzel ſtehendes **g** in der Ausſprache aufgelöst und ſo ein ſcheinbarer Diphthong **eu, iu**, beziehungsweiſe langer Vocal **ū** erzeugt ward. Ganz denſelben Vorgang der keltiſchen Umgangsſprache bethätigt **Teurnia** aus ***Teburnia** oder **Tiburnia**: nur daſs der zwiſchen beiden Vocalen aufgelöste Conſonant nicht g, ſondern b, d. h. bh iſt, weshalb auch der neueſte Herausgeber der **Vita S. Severini** in den **Monumentis Germaniae, Auctores antiquissimi**, H. Sauppe zwar **Tiburnia** in den Text ſetzt, aber dazu anmerkt „**fortasse Tiuurnia (d. i. Tivurnia) scribendum est**". Vgl. **Sabaria: Savaria**, althochdeutſch **Sévira** (Steinamanger). Es fehlt auch nicht an weiteren Analogien dieſer zweiten Art der Auflöſung. Der Ort Eugendorf an der dem Wallerſee entſtrömenden Fiſchach bei Salzburg wird im **Indiculus Arnonis** einmal geſchrieben **Eondorf** (3, 2), einmal **Iubindorf** (6, 26) — beide Male ſteht die **Fiscaha** daneben — in den **Breves Notitiae Salzburgenses** (6, 2) mit altoberdeutſcher Lautgebung **Iupindorf**. Hier iſt zwar der Diphthong (**eo, iu**) ſchon von Hauſe aus da, aber die Auflöſung des **b** zwiſchen ihm und dem nachfolgenden i der Genetivendung fällt hieher; in der modernen Form **Eugendorf** iſt Wechſel **b : g** eingetreten [1]) Häufiger ſind zumeiſt reindeutſche Fälle im öſterreichiſchen Donauthale. Schlagendſte Einſtimmung, da die durch Auflöſung des innern b von antikem **Ibusa** (althochdeutſch **Ipusa** oder **Ipisa**) entſtandene mundartliche Form „**Ois**" für den Oberlauf dieſes Fluſſes, der bekannten Ips oder Ybbs. Ein niederöſterreichiſcher **Obizarpach** (der Ötzbach bei Kottes im Viertel ob dem Mannhartsberge) wird auch geſchrieben **Auzarpach** (Salbuch von

[1]) Grienbergers Bemerkungen darüber (**Die Ortsnamen des Indiculus Arnonis und der Breves Notitiae Salzburgenses**, S. 38. 51 f.) treffen ſchwerlich das Richtige.

Digitized by Google

Göttweih, S. 364ª, c. 1100—1145); ganz gewöhnlich ist **chreuz** für **krebez** (Krebs), sowohl als Appellativum wie im Ortsnamen **Krebezbach**, dialectisch **Chreuzpach** (Kreisbach bei Lilienfeld im Viertel ob dem **Wienerwalde**); endlich **steuch, stiuch** aus **stübich** (Packfaß). Diese Auflösung eines zwischen einem i und u stehenden b war also Kelten und Hochdeutschen gemeinsam; und wir sind berechtigt, **Tiburnia**, das am Ende des V. Jahrhunderts die **Vita S. Severini** bietet, als Grundform aufzustellen, zu der das gangbare **Teurnia** im Verhältnisse der Vulgärform steht. Die **Vita S. Severini** nennt die Stadt (**cap. 21, 2**) **metropolis Norici** und erzählt von der Belagerung, welcher sie zu Ende des V. Jahrhunderts durch die Ostgothen unterworfen ward und widerstand. Varianten des Codices zu diesen Stellen sind **tigurnia** (mit jenem hier blos graphischen Wechsel b : g) **tugurnia tiburtinia**. An sich wertlos: aber sie bestätigen Tiburnia (nicht **Teurnia**), und man erkennt Reminiscenzen an den keltischen **Tigurinus pagus** und an lateinisch **tugurium** „Zelt", wie für den genannten Gau allein schon Baemeister a. a. O., S. 53 bemerkte. Was die Bildung betrifft, so ist **Tiburnia** wie altkeltisch **tigernus**, als zweiter Theil von Personennamen beliebt, kymrisch tigern tigirn, irisch **tigerne tigerna** „Herr, Fürst, König" von *tiga, kymrisch tig, armorisch ti, irisch teg „Dach, Haus"; dazu die Ortsnamen **Tigernum, Tigernense castellum** (neben dem mit anderer Ableitung auftretenden Flussnamen **Tigantia** der **Vita S. Severini**: Zeuß, Die Deutschen, S. 21. 224 (wo aber „Tegernsee" zu streichen); Glück, Keltische Namen bei Caesar, S. 30. 179. 180. Wie es freilich um die Wurzel *tib- und folglich die Bedeutung von **Tiburnia** stehe, bekenne ich meine Unwissenheit. Bei dem Feststehen des b selbst noch in **Liburnia** ist nicht zu denken, dass es nur aus g vertauscht wäre und der Name ursprünglich ***Tigurnia** gelautet hätte, obwohl nach **segusius : sūsius, Segusium : Sūsa** (vorhin S. 18) die Auflösung in dieser Lage zwischen i (e) und u ebensowohl für das g gilt wie für das b: die Varianten **tigurnia tugurnia** haben natürlich als bloße Schreiberlaunen keine Beweiskraft.

Ein altkeltischer Name war es übrigens gewiss. Dafür zeugt außer den Personennamen **Ateboduus Ategnata Jantumarus** u. a. auf den Inschriften des Lurnfeldes vor allem der Name der letzteres im Osten begrenzenden Lieser, die, einer Bildung mit dem gleichnamigen Nebenfluss der Mosel, eine altkeltische Lesura ist

Digitized by Google

und Ableitung von les „Kraut, Pflanze“ (Zeuß, **Grammatica celtica** ², -p. 10. 121. 779). Daraus althochdeutsch * **Lisura**, mit Aufsteigen des e von les- zu i bei nachfolgendem u der Ableitung; belegbar aber nur, mit verschiedenem Schwanken dieses secundären Vocals, **Lisara Lisira Lisra** ꝛc. (s. hernach, und meine ausführlichere Darlegung in den „Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich“ 1888, S. 64 f.). Pichler beschwört für die Leser, die er für eine Zusammensetzung aus zwei keltisch sein sollenden Phantasiewörtern zu nehmen geneigt ist, p. XCVII[a] wieder den famosen Brandes: wie lange noch werden für unsere Keltomanen Zeuß und Glück vergebens gelebt haben?

Bekanntlich war **Tiburnia** (gleich wie **Celeia** und **Poetovio**) bis ans Ende des VI. Jahrhunderts Sitz christlicher Bischöfe, dessen Sprengel die Drau entlang reichte, worüber Glück in seinem bereits erwähnten Aufsatze „Die Bisthümer Noricums und Pannoniens“ ausführlich gehandelt hat: vgl. daselbst zumal S. 137—141. 149 f. Noch 591 begegnet ein Bischof von Tiburnia (Kaemmel 1, 138); dann aber erlag die Stadt und ihr Episcopat — so nimmt man wenigstens an — den Slovenen, die bereits im Jahre 610 die Baiern unter Herzog Garibald an der obersten Drau im Pusterthale bei **Aguontus** schlugen (Kaemmel 1, 135; Wattenbach a. a. O.).

Aber ward sie wirklich ganz vom Erdboden vertilgt?

Zwar ein Nachklang von 816 scheint Trug. Am 5. Februar dieses Jahres gab Kaiser Ludwig I. zu Aachen Kloster Innichen an Freising zurück; die Lage wird bezeichnet in **confinio uidelicet Pudigin . . .** (Lücke) **et Carniensi** (Var. **Tiburniensi**), **ubi Draus fluuius oritur** (**Codex dipl. austriaco-frisingensis 1, 11 n° 9** — Böhmer-Mühlbacher, **Regesta imperii 1 n° 587**). Die Urkunde ist nur in einem Vidimus und in einem Freisinger Codex, beide des XII. Jahrhunderts, erhalten; das Vidimus hat (in **confinio**) **Carniensi** „an der Grenze Carniens oder Kärntens“, der Codex **Tiburniensi** „an der Grenze Tiburniens oder des tiburnischen Gebietes“. Letzteres scheint gelehrte Nachklickerei. Etwa von der **Vita S. Severini** her? die ja auch im selben XII. Jahrhundert dem Bisthum Passau für das von ihm benöthigte „Erzbisthum Lorch“ herhalten musste, und den Markgrafen von Österreich für den Aufputz ihrer neuen Residenz Wien als angebliches **Favianae** (vgl. Wattenbach a. a. O. 1, 48 f.). Denn im übrigen ist **Tiburnia** im eigentlichen Mittelalter unerhört.

Digitized by Google

Dafür taucht, wie bereits am Eingange dieſes Aufſatzes bemerkt, in derſelben Gegend ſeit dem VIII. Jahrhundert ein Liburnia auf. Hier die Belegſtellen:

qui [missi a S. Virgilio] venientes Carantanis dedicaverunt ibi ecclesiam sanctae Mariae (Maria-Saal auf dem Zollfelde) et aliam in Liburuia civitate etc., c. 752—769: Conversio Bagoariorum et Carentanorum von c. 871, cap. 5 (MG. SS. 11, 7 mit Anmerkung 29). Dazu Kaemmel 1, 198.

Beatus Virgilius . . . episcopum Modestum dictum in loco Lyburnia dicto instituit, mit Bezug auf dasſelbe Ereigniß, Vita Gebehardi, cap. 6 (l. c. 11, 88).

quandam nostri iuris capellam in Sclauinie partibus ad curtem nostram, que Liburna uocatur, consistentem gibt König Arnolf ddo. Mattighofen, 21. Juli 891 an Freiſing: Cod. dipl. austr.-fris. 1, 23 n° 25 = Böhmer-Mühlbacher 1, n° 1812. So das Original; die Fälſchung aus dem XI. Jahrhundert (Böhmer-Mühlbacher n° 1813; Cod. dipl. a. a. O.) hat que vulgo Lurna uocatur.

quedam loca in medio horum comitatuum constituta qui vulgo uocantur Pustrussa (Puſterthal) Lurno Catubria, Kaiſer Otto I. angeblich für Freiſing, ddo. Altſtädt, 28. Mai 973 (Otto I. war ſeit 7. Mai dieſes Jahres todt); in Wahrheit Fälſchung des XII. Jahrhunderts: Cod. dipl. austr.-fris. 1, 35 n° 86.

in tribus locis Vualaha Lurna Lisara uocitatis ecclesias duas decimatas c. 975: ebenda 1, 40 n° 39.

in Carinthie partibus hobas sclauaniscas, quarum quinque iuxta Tra fluuium in uilla quam dicunt ad Stallun [„zu den Ställen"; die obige Urkunde von c. 975 hat dafür den Locativus Singularis oder Nominativus Pluralis Stalla], sexta uisum per ripam eiusdem fluuii apud uillam Lescah, septima uero et octaua penes uicum qui vocatur Goriah, site sunt in ualle Lurna, c. 1030: ebenda 1, 67 n° 66.

de basilicis, quas in Liburnia fisingensis (ſo) ecclesia habet, una scilicet sancti Petri (St. Peter im Holz) apud Frezna, altera sancti Michaelis apud Bosanriza (lies Bosarniza); excepta decimatione prediorum, que tunc temporis in Liburnia sancta Frisingensis possedit ecclesia, c. 1060: ebenda 1, 82 n° 79.

Schenkungen an das Hochſtift Brixen in comitatu Lurnienis in loco Cetulic dicto (Zedlach bei Windiſch-Matrei); in comitatu

Digitized by Google

Lurniensi in loco Aznic dicto (Aſsling bei Lienz); in monte Aznic in comitatu Lurnensi; in comitatu Lurniensi in loco Luenzina (Lienz) XX mansos sclauaniscos; predium Góduna dictum (Göbnach bei Lienz) in pago Lienzina (lies Luenzina) in comitatu Lurnensi, alles zwiſchen 1022—1039; praedium . . . in loco qui dicitur Lurna in comitatu Ódalschalchi c. 1067—1075: Acta Tirolensia 1, 27—29. 78 n° 66. 68. 69. 71. 216.

ecclesiam Lurne sitam nomine Cholmincze (Kolbnitz) 1126: Urkundenbuch von Steiermark 1, 132 n° 117.

Ayn gut im Lurenfeld am alten markt 1447, Pichler p. XCVI[b] aus Eichhorn 2, 284.

Am 14. October 1477 meldet Walthasar von Welsperg dem Biſchof von Brixen, daſs die Türken mit merklicher Macht im Lurenveld ſeien: Lichnowsky, Geſchichte des Hauſes Habsburg, Band 7, Regeſt n° 2099 (= Sinnacher, Beiträge 6, 592). Am 4. Auguſt 1478 ſchreibt dann der genannte Biſchof dem Marſchall und Secretär Herzog Sigmunds von Tirol, wie die Türken wieder ins Gailthal eingefallen, wie ein Hauſe zu Spital (an der Drau), bei Ortenburg und auf dem Lurnfelde überall Schaden gethan, auch gegen Dranburg gezogen ſei: Lichnowsky 8 n° 95. Ebenſo berichtet der Feldhauptmann Sebaſtian von der Alben dem Erzbiſchof von Salzburg ddo. Mosheim, 10. Auguſt 1480 von dem Einfalle der Türken in dem Lurlfeld: Monumenta Habsburgica 3, 722 n° 269[a].

(Schluſs folgt.)

Die Appellativa gora und dolŭ in den Ortsnamen Kärntens.

Von Prof. Joh. Scheinigg.

Von den Appellativen, die den Slovenen Kärntens zur Ortsnamengebung gedient haben, erſcheint wohl keines häufiger vertreten als die beiden genannten **gora** = Berg, Hügel, Wald und **dolŭ** = Thal. Dies hat ſeinen guten Grund. Die einfachſten und deshalb am leichteſten erkennbaren Bodenformationen ſind eben Erhöhung und Vertiefung, Berg und Thal. Es dürfte daher nicht unintereſſant ſein, die angeführten Appellativa in den Ortsnamen zu verfolgen und ſo einen ſtatiſtiſchen Beitrag zur Beſiedelung Kärntens durch die Slovenen zu liefern.

Digitized by Google

I. gora.

1. Das einfache Appellativ erscheint als Ortsname sechsmal, und zwar in den Gemeinden Maria-Saal, St. Martin am Techelsberg, Mieger, Rosegg, Velden, Victring. Das in der zuletzt genannten Gemeinde liegende **Gora** ist urkundlich überliefert in der Form Gorh c. 1143 (Ank. Reg.); die Victringer Urbare 1488 und 1515 schreiben es: am perg, entsprechend dem slovenischen **na Gori** = auf dem Berg — Als Flurname dient der Plural **Góre** (dialectisch **Húre** gesprochen) den Rosenthalern, welche damit den Gebirgszug der Sattnitz bezeichnen.

2. **Gorjani, Gorje.** An den Ortsnamen **Gora** tritt das Suffix **-janinŭ** und das daraus entstandene Wort **Gorjanin** bezeichnet einen Bewohner von **Gora.** Gewöhnlich wird die Pluralform gebraucht: **Gorjáni,** die Bewohner eines **Gora** benannten Ortes. **Gorjáni** ist wieder ein neuer Ortsname. Aus dem Local dieses Wortes, der in verkürzter Form **v Gorjah** lautet, geht durch Analogiebildung der Nominativ **Gorje** hervor. Ein **Gorje** findet sich in der Gemeinde Kötmannsdorf, 1204: Puhelen, 1488: Goriach überliefert; ein zweites bei Ottmanach, 1134: Goriach **superior,** 1163: Goriach); eines bei Hohenthurn 1571: Goriach; ferner bei Moosburg zweimal, dann in der Gemeinde Velden, c. 1150: Goriach (Zahn **cod. dipl. austriaco-fris.** III. 11), 1515: Göriach); endlich in der Gemeinde Sachsenburg Göriach, schon 1030 in derselben Form überliefert (Zahn l. c. I. 67). Außerdem sind uns vier Goriach urkundlich erhalten, deren Identität sich nicht mit Bestimmtheit erkennen läßt. Im Jahre 1143 kommt ein Merbote de Goheriach vor, 1163 Albert von Goriach, 1191 Hartwich von Goriach und 1236 Henricus de Goriach.

3. Das Deminutiv zu gora lautet **gorica.** Auch dieses hat mehreren Siedelungen den Namen gegeben. Maria-Loretto heißt im Slovenischen **Gorica.** Urkundlich ist es im Jahre 1154—1156 Gorciz (Schumi Urk. u. Reg. I. 109) und 1488: an der Goritzitz beim See bezeugt. Diese Formen gehen auf ein secundäres, aus **gorica** abgeleitetes Deminutiv **goričica** zurück. Ein **Gorica** befindet sich bei Unterdrauburg, ein anderes in der Gemeinde St. Kanzian, 1601: an der Goritzen (Reg. v. Ebernd. p. 191). Hieher gehören auch die Ortsnamen Görzberg, eigentlich eine Tautologie, und Görzwinkel, beide in der Reichenau gelegen, und Göritz oder Goritz bei Sagritz im Möllthal (Kärnt. Ztschft. VIII. 158). Als Flurname erscheint **Gorica** in Ferlach und bezeichnet die Stelle, wo die Kirche steht, und urkundlich an zwei

Digitized by Google

Stellen in der Umgebung von Villach: 1579 hinter der Goritzen (in Goritschach bei St. Martin) und bey Goriza (bei Schmölzing in derselben Gemeinde).

4. Tritt das Suffix **-janinŭ** an den Ortsnamen **Gorica**, so erhalten wir **Goričanin** — ein Bewohner von Gorica. Daraus erhalten wir auf demselben Wege, wie oben bei **Gorje** gezeigt worden ist, die Ortsnamenformen **Goričani** und **Goriče**. Dieser Ortsname ist besonders beliebt. Das Deutsche hat die Localform aufgenommen und sie nach seinen Sprachgesetzen in Görtschach umgestaltet. Es gibt nun Orte mit dem Namen **Goriče** oder Görtschach in den Gemeinden Görtschach, Hörtendorf, Krumpendorf (1488, 1515: Görtschach), Lendorf, Mieger, Ottmanach (1192—1221 Goresce Urkb. v. St. Paul 65, 1289 Goertscha l. c. 65), Pörtschach (1488 Görtschach), Schiesling (1488, 1515: Gorinschigk), St. Thomas zweimal (1217 Gornse Urkb. v. St. P. 73; 1134: Goriach **secundum, tertium**), Unterloibl (1488 Goritschach, Gortschach, 1515 Görtschach), Arnoldstein, Finkenstein, St. Martin bei Villach (1579 Goritschach), Rojegg (zweimal), Treffen, Velden, Wernberg, Rückersdorf (1508 Goritzach Reg. v. Ebernd. 102), Milstatt, Sittersdorf (1441 Gorsach l. c. 60); ferner ein Görtschachhof in der Glödnitz und ebenda ein Görtschachbach, der in die Gurk mündet (Carinth. 1815, Nr. 13), endlich hat das Gurker Urbar c. 1500 ein Görtschach im Amte Rastenfeld; somit nicht weniger als 23 Bezeichnungen.

5. Das Deminutiv **gorica** kann nochmals verkleinert werden und lautet dann **goričica**. Darnach sind benannt **Goričica** — die Goritschitzen bei Klagenfurt, ferner **Goričica** in den Gemeinden Lendorf, Moosburg, St. Thomas, Victring (1488 Gorintzig, 1515: an der Göritschitz), Windisch-St. Michael; als Flurname tritt er auf in Pogöriach oberhalb Villach, schon 1579 an der Goritschitzen überliefert.

6. Auch an **goričica** tritt das Suffix **-janinŭ** und ergibt den verkürzten Nominativ **Goričiče** oder wie der Dialect spricht **Górčiče**. Orte dieses Namens sind in den Gemeinden St. Thomas und Haimburg; das letztere lautet urkundlich 1314 Goritschach (Arch. f. vat. Top. v. J. 1886, p. 32), was einem slovenischen **Goriče** entspricht.

7. Die bisher genannten Ortsnamen **Gora, Gorje, Gorica, Goriče** können mit den Präpositionen **med** (zwischen), **na** (auf), **po** (an), **pod** (unter), **pred** (vor), **za** (hinter) zusammengesetzt werden und ergeben neue Appellativa, die als Ortsnamen fungieren können. So entstehen folgende Ortsnamen: **Medgorje**, von den Deutschen

Digitized by Google

Mieger genannt, was aus der dialectischen Aussprache der Slovenen (**Miegarje**) entstanden ist. Die Victringer Urbare bieten die Übersetzung Zwitschenperg (1488) und Zwischenpergen (1515), ebenso die Ebern-dorfer Regesten im Jahre 1553. Ein zweites **Medgorje** liegt in der Gemeinde Victring und lautet in den Victringer Urbaren Mygoriach (1488) und Mygariach (1515), das letzte spiegelt getreu den Dialect. Die Ortschaft Ober-Federaun heißt slovenisch ebenfalls **Medgorje**. Als Flurname erscheint das Wort im Jahre 1579 Miegern bei Wollanig in der Gemeinde Landskron. Aus Miegern geht nach dem bekannten Lautgesetze Maigern hervor. Ein Ort dieses Namens befindet sich in der Gemeinde St. Georgen am Längsee.

Nagoriče in der Gemeinde Arnoldstein, 1579 Nagorschieckh über-liefert. Das Volk sagt heutzutage, wie mir versichert wurde, **Zagoriče** (Hinterbergen). Das Ortsrepertorium vom Jahre 1883 hat die Form Agoritschach mit Abfall des anlautenden Consonanten, die slovenische Form fehlt in demselben ganz.

Podgora in der Gemeinde Unterloibl; das Victringer Urbar vom Jahre 1488 hat die lateinische Übersetzung: **sub monte**, jenes vom Jahre 1515 die deutsche: undern pergen. Ein zweites **Podgora** liegt bei Eberndorf und heißt im Jahre 1562 Unterbergen (Reg. v. Ebernd. 148), ferner in den Gemeinden Haimburg, Velden, Ruden, Lavamünd und Waisenberg, dieses ist aus dem Jahre 1245 **sub monte** bezeugt (Urkundb. v. St. Paul S. 131). Endlich kommt bei Hohen-thurn der Flurname **Podgora** vor.

Podgorje oder **Podgorjani** sind in den Gemeinden St. Martin bei Villach, 1579: Pogöriach; Finkenstein; Fettengupf, 1608: Unter-bergen, Rojegg; ein Podgoriach wurde im Jahre 1349 durch den Dobrač verschüttet; ferner ein Pogöriach bei Paternion. **Podgorica** erscheint als Flurname bei Maria-Rain, 1488: Podgaritz im Jazbinagraben. In der Gemeinde Lendorf befindet sich eine Ortschaft Poppichl. Die urkundlichen Formen lehren uns, den Namen zu er-klären. Im Jahre 1387 heißt er Pugaryts (Carinth. 1818 Nr. 45), im Victringer Urbar von 1488 Podagritz = **Podgorica**. In Poppichl (= Podpichl) steckt also die Präposition **pod**, während der zweite Theil die Übersetzung des slovenischen **gorica** darstellt. Ein zweites Poppichl liegt in der Gemeinde Maria-Saal.

Pregern, ein Flurname im Gurkthal (Carinth. 1826) ist aus **Predgorje** = vor den Bergen zu erklären.

Digitized by Google

Zagorje (= Hinterbergen), im Deutschen Saager, in der Gemeinde Mieger; ein anderes bei Rückersdorf 1395 Seyger (Reg. v. Eb. 45), 1588 Sager (l. c. 178), ein drittes in der Gemeinde Sittersdorf. **Zgurn** bei Spittal ist aus **za Goro** entstanden. Sagritz im Möllthal ist aus **Zagorica** hervorgegangen; urkundlich erscheint es c. 1155 Sagerize (Zahn, Urkb. v. Steierm. I. 360), 1184 Segeritz (l. c. 595); aber noch Valvasor schreibt 1688 Sagoritz.

Eine Zusammensetzung mit zwei Präpositionen (po + na) ist der Flurname **Ponagorje**, womit nach Jarnik (Car. 1826) der höher gelegene Theil von St. Georgen im Gailthale bezeichnet wird.

8. Zu den bisher genannten Appellativen tritt ein differenzierendes Adjectiv, z. B. **mal** = klein. Ein **Mala gora** liegt in der Gemeinde Ludmannsdorf; im Deutschen heißt es Großkleinberg, was aus Zusammenschweißung zweier Ortsnamen entstanden sein muss: Groß- und Kleinberg; ein zweites **Mala gora** findet sich bei Rosegg. Dialectisch verdorben ist **Megvarje** aus **Male Gorje**; die deutsche Form Maglern ist aus Malgern zu erklären. In der Gemeinde Moosburg ist ein **Mala gorica**, deutsch Ameisbüchl, 1447 Almanspuhl, 1529 Samespühel überliefert. In der Gemeinde Windisch-St. Michael giebt es ein **Slamene gorice**, deutsch gleichfalls Ameisbichl genannt.

9. Ein Derivat von **gora** ist **gorina**. Davon ist benannt Gurina im Gailthal, die bekannte Fundstätte vorrömischer Gegenstände. Das Deminutiv zu **gorina** ist **gorinica**, woraus mittelst des Suffixes **-janinŭ** der Ortsname **Goriniče** und verkürzt **Gorinče** entsteht. Ein Gorintschach finden wir bei Villach, 1579 schon so lautend, dann Grintschach in den Gemeinden Glanegg und Himmelberg. Das oben erwähnte Gurker Urbar hat den Flurnamen: ze Gorinzig. Hieher gehört auch **Gorenče** bei Ruden; denn die ältesten urkundlichen Formen weisen darauf hin: 1091 Gorinsig (Urkb. v. St. Paul 6) 1144 Gorinsig (l. c. 30); erst später taucht die Form Gorensch auf, ein Beweis, dass sie durch den Einfluss des Dialectes entstanden ist. Ein zweites Deminutiv ist **gorinčica**. Tritt wieder das Suffix **-janinŭ** hinzu, so bekommt man **Gorinčiče**. Es giebt zwei Orte dieses Namens, in der Gemeinde Annabichl und bei Rosegg.

Es sind somit im Ganzen 99 Namen von Ortschaften und Fluren, welche auf **gora** und dessen Ableitungen beruhen, davon entfallen 70 auf das slovenische, 29 auf das deutsche Sprachgebiet.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

Alterthümer-Funde und -Erwerbungen im Jahre 1893. 1. Am Südufer des Wörther Sees, innerhalb des Bahnkörpers bei Velden, 1½ Meter tief im Schutt, wurde ein Broncebeil mit vier Schaftlappen von 10·03 Centimeter Länge gefunden und käuflich für den Verein erworben.

2. Von dem einstigen Gräberfelde beim Bauer Strappel am Forst im Lavantthale wurden nachträglich noch käuflich erworben eine Thonperle und eine Thonspule.

3. Aus Lading, Pfarre St. Michael im Lavantthale, wurde käuflich erworben ein Broncebeil mit vier Schaftlappen, wovon einer abgebrochen ist. Länge 18¼ Centimeter.

4. Vom Reißberg im Lavantthale wurden käuflich erworben: der Bogen einer kleinen Bronce-Fibula, ein Broncebknopf, Bruchstück eines eingekerbten Reifes, ein kleiner Broncering, ein Broncepferdchen ohne Nadel als Fibula.

5. Aus St. Johann im Lavantthale wurde angekauft eine eiserne, stark verrostete Lanzenspitze, 44 Centimeter lang.

6. Aus St. Salvator bei Friesach aus einer Schottergrube bei Engelsdorf erhielt der Verein durch den Oberlehrer Zußner mehrere alterthümliche Funde geschenkt und zwar vier eiserne Schlüssel verschiedener Formen, eine eiserne Pfeilspitze, eine eiserne Sichel, eine Broncenadel und einen anderen Gegenstand aus Bronce von unbestimmbarer Verwendung.

7. Eine Lampe aus Thon, blos gebrannt mit altvenetischen Schriftzeichen, gefunden beim Bahnbaue im Gailthale bei Traschez unweit Feistritz, wurde angekauft.

8. Vom Reißberg im Lavantthale erhielt der Verein geschenkt durch den Gendarmerie-Wachtmeister Lackenbucher eine kleine keltische Silbermünze.

9. Aus dem Zollfelde wurde angekauft eine kleine keltische Silbermünze.

10. Der bedeutendste Alterthümerfund in diesem Jahre war der Depotfund von Augsdorf bei Velden gelegentlich des Straßenbaues am Südufer des Sees. Es fanden sich ungefähr 60 Centimeter unter der Oberfläche auf dem flachen Felsengrunde eine große Menge Broncegegenstände der Hallstätter Cultur, wovon durch die Sorgfalt der k. k. Gendarmerie im Wege der k. k. Landesregierung über 40 Stück in den Besitz des Vereines gelangt sind. Die Mehrzahl der Fundstücke waren Broncesicheln, theils ganze Exemplare, theils Bruchstücke, im Ganzen 18 Stück, außerdem mehrere ganze und gebrochene Broncebeile, ein schwerer Hammer aus Bronce, das Stück einer Schwertklinge, mehrere größere und kleine Broncekuchen und verschiedene Gegenstände von unbestimmbarem Gebrauche.

11. Im Monate November 1893 wurde bei Thörl-Maglern im sogenannten Hoischhügel von Herrn Picco in Villach das Bruchstück einer Ara gefunden und dem Gymnasialmuseum zu Villach geschenkt. Darauf stehen folgende Buchstaben:

I. O. M. DDC
GENIO
SCELO
CE

Karl Baron Hauser.

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. 1. Die Kirche zu Platz. Dieses aufgelassene gothische Kirchlein mit abgetragenem Thurme, deren Glocken sich am Kreuzbichl befinden, hat eine Vorlaube, einfache gothische Thüre, oblonges

Digitized by Google

Schiff mit flacher Decke, welche mit einem in Leimfarben bemalten Holzplafond bedeckt ist, der, in Felder getheilt, bemalte und verzierte Längsstreifen und Kreise mit sich durchschneidenden Kreissegmenten im Innern zeigt. Der Chor hat Netzgewölbe, die gothischen Fenster sind schmal und schießschartenartig. Der ganze Chor ist noch jetzt unter der Tünche mit Malereien aus der besseren gothischen Zeit bemalt. Dies zeigen die schönen Bordüren und Malereien, die fleckenweise blos liegen. An der Außen-Westseite der Kirche befinden sich handwerksmäßige Malereien noch aus der gothischen Zeit, nämlich ein überlebensgroßer Christoforos, links davon Maria mit dem Kinde und die Spuren einer Verkündigung. Die ganze Westwand ist bemalt, man sieht auch noch Spruchbänder. Die Kirche ist entweiht und dient als Krumpelkammer. Bei meiner Besichtigung wurde mir vom Küster mitgetheilt, dass ein altes bemaltes Tuch, das unter anderem Sonne, Mond und den heil. Geist zeigte, um 50 fl. an einem Händler verkauft wurde. Die Conservierung dieser Kirche wäre wegen der Malereien im Chore, die von der Tünche befreit werden sollten, wünschenswert. Prof. Dr. F. G. Hahn.

Das Münzcabinet des Geschichtsvereines erwarb durch gütige Vermittlung des Herrn Gendarmerie-Wachtmeisters Lackenbucher in St. Andrä eine Goldmünze (Nr. 2144) welche ein Bauernbursche zu Rieding im Lavanttale in einem Hohlwege fand, indem die Wagenachse seines Gefährtes neben dem Wege an einen Stein stieß, welcher in den Weg rollte. Hinter dem Steine lag die Goldmünze, ein Zecchino des Dogen Pasquale Malipiero von Venedig 1457—1462 (Schweizer, Serie delle monete n. 381). A. v. Jaksch.

Ein bisher nicht beschriebener Dietrichstein'scher Thaler. Im Monatsblatt der numismatischen Gesellschaft in Wien 1893 Nr. 116 (März) macht Herr Tauber auf einen Thaler Sigmung Ludwigs Grafen v. Dietrichstein vom Jahre 1653 aufmerksam. Solche Thaler befinden sich im Münzcabinet des Geschichtsvereines aus dem Jahre 1641 und 1646 und sind der äußeren Ausstattung gleich jenem von 1653. Tauber's Exemplar zeigt einen Stempelriss, demnach der Stempel durch einen Sprung unbrauchbar geworden sein mag, woraus auch die Seltenheit dieses Thalers zu erklären ist. A. v. Jaksch.

Eine Grabinschrift auf Holz aus Maria Wörth. Grabsteine mit Inschriften sind in Kärnten seit dem XIII. Jahrhunderte nicht selten. Allein Grabinschriften auf Holz dürften aus älterer Zeit schwerlich viele zu finden sein. Neulich ward eine solche behufs Restaurierung von Maria Wörth nach Klagenfurt gebracht worden. Dieselbe, eine achteckige große Tafel, hat in der Mitte zwei nebeneinander gebrachte bemalte Holzreliefs, links das Wappen der Familie Peuscher v. Leonstein, rechts das der Waldecker. Ringsum an den acht Enden der Tafel läuft in zwei Zeilen eine Schrift auf blauem Grunde, und zwar sind es Bleibuchstaben, die mittelst gegossenen Stiftchen am Holze befestigt sind. Die größte Zahl der Buchstaben ist abgefallen, aber dadurch, dass jedem Buchstaben eine besondere Anzahl von Stiftchen, und zwar in verschiedenen, bei dem gleichen Buchstaben stets gleichbleibenden Stellungen zukommen, war es möglich, das Fehlende mit Sicherheit zu ergänzen. Die Umschrift lautet: h(ie) lig(en) (be)g(ra)ben d(er) (e)d(l) (er)n(vest) ge(s)t(ren)g he(r)r . (Ulrich) (Pewscher) . z(w) (Le)onst(a)i(n) (ri)t(er) (der) g(e)st(orben ist) am 1? tag Frebrnar) . **anno domini ec.** (1)53? (un)d (d)i(e) e(d)l (er)n(uest)t ; Frau (E)l(i)sab(e)t(h) g(e)bo(r)n vo(n) (Wal)d(eck). sein el(i)e(hes) g(e)mac(hl) . d(ie)

Digitized by Google

g(e)ſt(o)r(b)en iſt am mitboch (in) (W)eihnac(h)t(feierta)g(e)n (anno e) c (im 1)50? iar . d(e)m(e)n . ſelen g(o)t genedig ſey. Die Ziffern ließen ſich leider nicht mehr mit Sicherheit beſtimmen. Ulrich Penſcher lebt noch 1532. Allein das Todesjahr und den Todestag beider habe ich bis jetzt in den uns zu Gebote ſtehenden Quellen vergeblich geſucht. A. v. Jakſch.

Ein Müllſtättiſches Zunftprotokoll. Im Beſitze des Freiherrn Felix von Pino auf Kohlhof bei Völkermarkt befindet ſich eine Handſchrift des XVIII Jahrhunderts in 4°: **Protocol Buech Eines Ehrsamben Handtwerckhs der Zimmerleitn, Bey der Khayl. Viertl-Laad in dem hochfürstl. Markht Müllstatt, in Erzhörzogthumb Oberkhärndten,** deren Inhalt ich im Folgenden ſkizziere.

Die Aufzeichnungen enthalten zunächſt auf Blatt 3ª ff. — Blatt 1 und 2 ſind leer — eine Abſchrift des Contractes der mit der **Haubt-Laad zu Klagenfurth** am 20. October 1728 geſchloſſen wurde:

Zu wissen, das Anheünt vndter gesezten dato zwischen Einem Ehrsamben Hanndtwerckh der Haubt Laad dern Zimmermaistern zu Klagenfurth in beysein Herrn Bangräz Sammernigg als Herrn Vattern dises Handtwerckhs, Urban Pötscher alss Zöchmaistern, Primussen Melchior Laa vnd Mathias Perchmann Schöffmaistern, dan der neu aufgerichten Viertl Laad bey dem Fürstl. Stüfft vnd daran negst angelegenen Markht Müllstatt, durch von deroselben Viertl Laad Abgeordneten, Als Ruepp Mitterman vnd Mathiasen Zaucher, Beede Zimmergesellen daselbst, nachuolgender Contract geschlossen worden, wie volgt:

Erstlichen versprechen die abgeordnete auf deroselben Bittliches anlangen der Haubt-Laad alda zu Klagenfurth wegen erthaillung Einer viertl Laad achtzechen Gulden par zu erlegen, welche Summä sye viertl Laad dan auch Wirkhlich erlegt.

Andertens obligiert sich die viertl Laad, Einem Ehrsamben Handtwerkh der Haubt Laad alda nicht nur zu Schurzgelt oder Jahrsschilling Ein Gulden ohne anstandt zum Fronleichnambstag zu entrichten, auch bey Vorfallenheit einer Confirmation das Ihrige in billichkheit bey zutragen.

Dahin Gegen verobligiert sich eine Haubtlaad alda zu Klagenfurth, ihre Viertl Laad in aller Begebenheit vnd vorfallenden rechten möglichist an die Handt zugehen.

Alles bey[1]) **Gethreülich vnd ohne Geferde, auch mit vnd Bey Verbindung des allgemainen Landtschadenbunts in Kärndten. Dessen zu wahren Urkhundt sein zwei Gleichlauthente Contract aufgericht, vnd iedwedern Theill Einer vnter des andern Fertigung Erthailt worden.**

Klagenfurth den 20. October an. 1728.

Auf Blatt 4ᵇ bis 99ª folgen die Protokolle der Verhandlungen der Lade. Zweimal jährlich wurden ſolche gehalten: am St. Joſephstag (19. März) und am „Bruderſchafts-Sonntag", deſſen Datum ein wechſelndes iſt (ſeine äußerſten Grenzen ſind einerſeits der 19. Mai, andererſeits der 27. Juli). Mit ganz geringen Ausnahmen wird dieſe Ordnung in den Jahren 1729 bis 1764 eingehalten; von 1765 bis 1772 fällt mehrmals die Sommerverhandlung aus, bis ſie 1773 **wegen allzu kleinen Gefählen und bey so harten zeiten grossen Handtw: unkosten**

[1]) unterpungiert, alſo getilgt.

Digitized by Google

aufgehoben wird. Die Verhandlung am 19. März wird aber beibehalten bis zur letzten Eintragung im Jahre 1808 und fällt innerhalb dieser Zeit nur zweimal, 1788 und 1791, auf einen anderen Tag (den 24. und 20. März). Von 1801 ab wird kein Datum mehr ausdrücklich genannt, doch ist die Verhandlung auch in diesen letzten Jahren zweifellos am 19. März zu denken. Im Jahre 1802 scheint gar keine Sitzung der Lade abgehalten worden zu sein.

Die Gegenstände der Verhandlung sind zu allermeist Freisagen und Aufdingen von Lehrjungen, seltener Aufnahme neuer Meister und Uebertragung einer Meisterschaft (interessante Einzelnheiten finden sich Blatt 22b ff., 32a f., 37a f., 47a f., 62a, 64a), Einschreibung, Einkaufen, „Unterkaufen" von Gesellen, Erwählung von **„Bixengsölln"** (Blatt 5a), Abstrafungen (meistens wegen unehelichen Geschlechtsverkehres), einmal Bestrafung zweier Meister, **umb das sie zum opfer gehen zu spath in die Kirchen khomben** (Blatt 40b f.), einmal eine Lohnbestimmung (Blatt 13b in der Sitzung vom 19. März 1736.)

Die Formeln der Aufzeichnungen halten sich ziemlich fest bis in das Ende der 50er Jahre. Die Handschrift enthält die Originalprotokolle; verschiedene Hände lösen einander ab.

Es folgen 26 leere Blätter.

Blatt 126a f. enthält ein **„obrigkheitliches Decret"** der Kanzlei des Stiftes Millstatt, durch welches vor Übergriffen der Zimmerleute in Befugnisse des Tischlerhandwerks gewarnt wird, **so eingegangen den 19. März** 1730 (Abschrift), Blatt 127a ff. einen **Abschid**, durch welchen die Befugnisse des Tischler- und Zimmerhandwerks im fürstl. Stifte Millstatt ins Einzelne abgegrenzt werden, vom 16. August 1749 (Abschrift).

Die folgenden fünf Blätter sind leer; auf Blatt 134a bis 145b sind die Beträge verzeichnet, welche der Lade für Meisterwerden, Freisagen, Strafen, u. s. w. geschuldet werden (auch diese Aufzeichnungen sind zeitgenössisch). Blatt 146 bis 156a sind wieder leer; auf Blatt 156b stehen **Handtwerckhs Taxen**, auf 157a Schreibtaxen. Blatt 158 ist leer.

In den Band ist lose eingelegt eine Quittung vom 7. Juni 1736 über richtige Bezahlung des Jahrescontingents (im Betrage von 1 fl.), welche **Ein löbl. Handtwerch der Zimmerleit zu Millstatt der haubt Laad in Klagenfurth** geleistet habe.

Joseph Seemüller.

Literaturbericht.

Camillo Sitte, Über die Erhaltung des Gurker Domes und dessen Malereien. Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Neue Folge. Band 18, S. 53 ff.

Es erscheint seit einigen Jahren kaum eine Bemerkung über den Dom zu Gurk, dass nicht irgend Andeutungen über eine Restauration gemacht würde. Auffallend lang handelt über den Gegenstand der im Nachfolgenden zu besprechende Aufsatz; derselbe füllt volle vierzehn Spalten der Zeitschrift aus. Gleich zu Eingang sagt Sitte, dass eine Restauration des Domes in keiner Weise dringlich sei; er betrachtet das Monument vielmehr als Demonstrationsobject für seine Ansichten in

Digitized by Google

Bezug auf Restaurationen. Der Aufsatz gliedert sich in drei Theile. Der erste behandelt die architektonische Restauration. Wir wollen gerne zugeben, dass die Vorschläge in dieser Hinsicht im Ganzen annehmbar sind. Neues finden wir aber in der langen Abhandlung außer einer Anzahl unten näher zu beleuchtender Fehler wohl nicht. Es sind lauter Dinge, die man von einer guten Restauration ohnehin verlangt, nämlich vollkommene Schonung des Vorhandenen. Auffallend reich erscheinen die Illustrationen. Fig. 2 das Quaderngefüge, wie die späteren Verputzarten, Fig. 1 sogar die verstümmelten Gesimse mit den darauf wachsenden Pflanzen. Gegenüber diesem Reichthum sticht die dürftige Literaturbenützung allerdings ab. Wenn man eine Arbeit schreibt, sollte man sich vorher doch umsehen, was vorher über den Gegenstand verbreitet wurde, um doch Neues zu bringen, nicht aber um Altes überflüssig zu wiederholen, und alte, längst berichtigte Fehler wieder aufzuwärmen oder neue zu begehen. Ich will davon absehen, dass Sitte meinen Aufsatz, der doch zwei Jahre vorher in derselben Zeitschrift erschienen ist, nicht kennt, aber auch die ältere Literatur ist sehr wenig benutzt. Am meisten sind noch die Arbeiten von Schellander und Haas benützt, die wichtigen von Ankershofen und Quast dagegen nur vorübergehend erwähnt. Es lässt sich darnach leicht errathen, wie die historischen Erläuterungen aussehen. So lässt Sitte den sogenannten „Nonnenchor" schon 1203 fertig sein und das Langhaus später entstehen (S. 76). Bekanntlich wurde der erstere am spätesten, erst unter Bischof Dietrich II. (1254 bis 1278) fertig. Die weiteren für den Dom so wichtigen baulichen Veränderungen, wie dessen schließliche Einwölbung interessieren Sitte gar nicht, dagegen ergeht er sich in sehr gewagten Zusammenbringungen der Seligsprechung der Stifterin Hemma mit den Malereien. Sehr gewagt ist auch die S. 54 gemachte Behauptung, dass das Material des ganzen Domes aus den auch für unsere Verhältnisse stark entlegenen Brüchen bei Pörtschach am Wörthersee genommen seien. Die Brüche für den Dom hat mir in Gurk ein Steinmetz im nördlichen Höhenzug angegeben.

Recht auffallend ist auch ein anderer Umstand: Wir finden S. 55 die Arkadenspuren an der Nordseite beschrieben — und illustriert — von denen ich nachgewiesen habe, dass sie vom alten Kreuzgange, und zwar wahrscheinlich von einem in der Gothik aufgesetzten Stockwerke, herrühren. Sitte erblickt hier einen nachträglich angebrachten Gang, damit die „Nonnen" in den (angeblichen) Nonnenchor gelangen konnten. Nun stand aber das alte (Chorherrn) Kloster an der Nordseite der Kirche, und zwar, wie gewöhnlich, mit dem Kreuzgang an das Langhaus angebaut, während der sich an das Querhaus anschließende Stiftstrakt, mit dem sich Sitte offenbar den „Nonnenchor" verbunden denkt, erst dem vorigen Jahrhundert angehört. Ob dieses gleichzeitigen Anbaues hatte die Nordseite demnach auch keineswegs, wie Sitte S. 55 meint, das regelmäßige Quaderngefüge wie die Südseite, und ist ohne Zweifel auch schon seit Abbruch des Kreuzganges verputzt. In Bezug auf die ebenfalls sehr umständlich beschriebenen Arten des Verputzes sind nicht auseinandergehalten die mit aufgemalten Quadern der Oberlichtmauer, welche ohne Zweifel aus der Zeit der Einwölbung des Innern herrühren, und den der Thürme aus neuester Zeit.

Praktisch viel bedenklicher müssen die im zweiten Abschnitt „Die alten Domfresken" gemachten Vorschläge gelten. Auch hier ist die breitest auseinandergesetzte Thatsache, dass der Dom im Laufe der Zeiten allmählich ausgemalt wurde, keines-

Digitized by Google

wegs neu. Sitte geht einigen Spuren nach (ebenfalls illustriert), übersieht dabei sonderbarer Weise die Plumenthal'schen Fresken in der Apsis. Stets hofft der Leser auf eine Untersuchung über die Technik der Gurker Malereien, erfährt aber dabei nur lauter ohnehin aus Handbüchern bekannte Dinge.

Wie aber gedenkt Sitte die Bilder zu erhalten? Die „berühmten" Gemälde der Empore und Vorhalle interessieren ihn weiter nicht. Sie sind eben in „traurigem Zustande" (S. 80). Könnten dieselben nicht doch besser geschützt werden? Ein Aufsatz, der sich über die Erhaltung der Malereien des Domes verbreitet, sollte doch in erster Linie darüber handeln. Die wirklich sehr traurig aussehenden Plumenthal'schen Bilder kennt Sitte, wie bemerkt, nicht, die unter der Tünche schlafenden Bilder aber will er absägen und in ein Museum geben. Wenn wir erwägen, dass der ganze Dom innen bemalt war, es finden sich außer den von Sitte genannten Stellen noch deutliche Spuren an den Gewölben, hinter der Orgel u. s. w., so denken wir unwillkürlich an den seinerzeit anlässlich der famosen Theseusübertragung vom trefflichen Wiener Witzblatt „Figaro" gemachten Vorschlag: Man demoliere das Belvedere und gebe die Stücke ins Hofmuseum. Man merkt leicht die Absicht: Sitte ist bestrebt, ein Fresken-Museum zu gründen. Das ist gewiss im Grundgedanken sehr löblich, aber um ein Museum zu füllen, eignen sich die Gurker Bilder doch nicht, es sind ja doch viel zu viel! Sitte wünscht u. a. freilich auch das Millstätter Bild in sein Museum und verspricht sich davon eine große Wirkung. Schöner ist es aber sicher an dem Ort, für den es gemalt ist! Mit dem Fresken-Museum soll auch eine Restaurierschule in Verbindung gebracht werden. Da frägt es sich, ob die Bilder nicht auch am Originalplatze derart restauriert werden könnten, ohne ihren Kunstwert einzubüßen? Auch die Vorschläge (S. 55) in Bezug auf Aufstellung der im Boden sich befindlichen Grabplatten (diesmal doch wenigstens in der Kirche), möchten gerade in Gurk einigen Bedenken unterliegen. Ihre Stellen sind die alten und daher richtig. Bei den meisten dürfte eine Einzäunung oder auch Überdecken mit Brettern genügen.

Im dritten Capitel „Verschiedenes" kommt Sitte S. 79 auf die sechs Reliefs mit dem Leben der seligen Hemma zu sprechen und weist denselben die oben genannten Arkaden — Fig. 3 stellt deren sieben dar — an der Nordseite als ursprüngliche Stelle zu. Vorerst müsste in dieser Zeit ein Analogon namhaft gemacht werden. Sonderbar wäre es auch, dass von den Arkaden, die ohne Zweifel den ganzen Kreuzgang umgaben, gerade nur sechs mit Reliefs versehen waren. Was sollten auch die anderen Reliefs dargestellt haben? Ich habe seinerzeit meine Ansicht dahin ausgesprochen, dass diese sechs von den Flügeln eines Altares, wahrscheinlich des alten Hochaltares herrühren. Zu der Fig. 8 abgebildeten Inschrift wäre es nöthig gewesen, doch im Texte Erläuterungen zu geben.

In unseren Tagen, wo die **Phylloxera renoratrix** derart arbeitet, dass selbst an unseren schönsten Basiliken die Apsiden nicht fest genug sitzen, ist freilich eine Restauration stets zu fürchten. Wollen wir hoffen, dass das Land Kärnten, und speciell das Gurker Domcapitel, dessen Fürsorge diese unvergleichlichen Kunstwerke „conserviert" hat, sie auch weiterhin vor den vielfach bedenklichen Vorschlägen Sitte's, wie auch vor anderen, schützen wird. Der wissenschaftliche wie praktische Gewinn solcher Arbeiten ist wohl ein sehr zweifelhafter.

Linz-Wien. A. Schnerich.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

84. Jahrgang.

Nr. 2.

Klagenfurt 1894.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Die Tafelgemälde aus der Vituslegende in den Sammlungen des kärntnischen Geschichtsvereines in Klagenfurt. Werke der Schule Michael Wolgemuts. Eine kunstgeschichtliche Betrachtung von Prof. Dr. F. G. Hann (Schluss) . . . 33

Sirenendarstellungen auf kärntnischen Christophorusbildern. Besprochen und erläutert von Prof. Dr. F. G. Hann 36

Hexen und Zauberer. Nach Acten im gräflich Lodron'schen Herrschaftsarchiv in Gmünd von A. v. Jaksch (Schluss) 45

Kleine Beiträge zur altkärntnischen Ortsnamenkunde. 6. Debern und Lurnfeld. Von Dr. Richard Müller (Schluss) 63

Die Appellativa gora und dolu in den Ortsnamen Kärntens. Von Prof. Joh. Scheinigg (Schluss) 70

Kleine Mittheilungen:

Über „Camillo Sitte, Erhaltung des Gurker Domes und dessen Materialien". Von F. Seeland 82

Das Grabmal Bischof Heinrich I. von Bamberg in der Minoritenkirche zu Wolfsberg. Von A. v. Jaksch 82

„Unterm Hütel spielen." Von Fr. Franziszi 83

Literaturberichte:

„Im Wolschart." Besprochen von Rudolf Waizer 83

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 2. Vierundachtzigster Jahrgang. 1894.

Die Tafelgemälde aus der Vituslegende in den Sammlungen des kärntnischen Geschichtsvereines in Klagenfurt.

Werke der Schule Michael Wolgemuts.

Eine kunstgeschichtliche Betrachtung von Prof. Dr. F. G. Hann.

(Schluss.)

Dass diese Gemälde aus dem 15. Jahrhundert und zwar aus der zweiten Hälfte desselben stammen, ist zweifellos. Auf das 15. Jahrhundert weisen nämlich die Costüme hin. Die Trachten der Personen sind mit Ausnahme derer der drei Heiligen in der Mode dieses Jahrhundertes gehalten, wegen der reichentwickelten landschaftlichen Hintergründe aber, welche die indirekte Einwirkung der flandrischen Kunst voraussetzen, können die Bilder erst nach 1450 gesetzt werden, denn erst um diese Zeit macht sich der niederländische Einfluß in allen Hauptsitzen der deutschen Kunstübung bemerkbar. Die Costüme sind aber mit Ausnahme der sehr langen und spitzen Schnabelschuhe ziemlich decent gehalten. In den Kopfbedeckungen zeigt sich bei den Männern eine Vorliebe für turbanartige Mützen, von denen einige noch von einem conischen Aufsatze gekrönt sind. Crescentia und andere weibliche Gestalten tragen gerne die weiße schleierartige Kopfumhüllung, welche, freilich oft zum Turbane zusammengelegt, in der Nürnberger Schule bei Hans Pleydenwurff, Wolgemut ꝛc. beliebt ist. Die Darstellungen aus der Vituslegende sind nicht häufig. Nun finden sich aber im Germanischen Museum zu Nürnberg solche, welche mit denen in St. Lorenz Theile

Digitized by Google

des berühmten Peringsdörfferschen Altares bilden.[1]) Auch dort ist unter Anderen dargestellt, wie Vitus mit Knütteln geschlagen und den Löwen vorgeworfen wird. Darauf wäre nun freilich noch kein Gewicht zu legen. Aber die Nürnberger Darstellungen aus der Veitlegende haben in manchen Einzelnheiten auffallende Ähnlichkeit mit unseren Bildern, so z. B. in der Form der Bäume, in dem schloßartigen Gebäude auf dem Bilde, wo Veit den Löwen vorgeworfen wird, in den Kopfbedeckungen ꝛc. ꝛc.

Wenn wir dies erwägen und überhaupt bemerken, dass sich in unseren Bildern aus der Vituslegende jene stark seelenlose Manier geltend macht, die sich mit geschicktem äußeren schablonenhaften Zeichnen und Malen verbindet, wie sie eben auch Michael Wolgemut eigenthümlich ist, so werden wir auf den Gedanken kommen, dass wir in den Bildern aus der Vituslegende Werke der Schule Wolgemuts vor uns haben. Diese Vermuthung wird nun dadurch bestärkt, dass die Person des Mannes, der am Hofer'schen Altare M. Wolgemuts im Bilde der Kreuzabnahme links am Kreuze Christi Leichnam stützt, nach Gestalt, Kleidung, Gesichtszügen, Profil und Kopfbedeckung auf unseren Bildern bei St. Vitus sichtlich wiederkehrt, und zwar am zweiten, dritten, vierten, sechsten, siebenten und achten Bilde. Auch die Gesichtsbildung des Diocletian mahnt im Allgemeinen an jene des alten, weißbärtigen Mannes, der als zweiter rechts neben dem Kreuze steht am Bilde der Kreuzigung Christi am Hofer'schen Altare M. Wolgemuts, der sich in München in der alten Pinakothek befindet. Dort, sowie überhaupt bei Wolgemut und den Nürnbergern dieser Zeit finden sich auch die gleichen Kopfbedeckungen und Mäntel mit Säumen, ähnlich wie solche auf unseren Bildern Diocletian trägt.

Sind nun solche Analoga schon auffallend, so kommen dazu noch Anklänge in der Landschaft an Nürnberger Gemälde aus Wolgemuts Schule. All dies muss also zu einer Stilvergleichung unserer Bilder mit Bildern Wolgemuts und seiner Schule verlocken. Diese Vergleichung aber dürfte völlig die Annahme bestätigen und beweisen, dass wir es hier mit Gemälden aus der Schule Wolgemuts zu thun haben. Wir

[1]) Henry Thode, die Malerschule von Nürnberg, 1891, p. 170 ff. beschreibt diese Darstellungen und erkennt in ihnen Theile des Peringsdörfferschen Altares, dessen Gemälde er großentheils dem Wilhelm Pleydenwurff zuschreibt. Jedenfalls zeigen aber, wie auch Thode sagt, die Bilder aus der Vituslegende dieses Altares verschiedene Hände.

Digitized by Google

verweisen auf die eingehende Beschreibung der Formensprache Wolgemuts, welche H. Thode p. 130 ff. in seinem Buche über die Nürnberger Malerschule gibt, stützen dieselbe auf uns vorliegendes Abbildungsmateriale und finden, dass viele und geradezu individuell charakteristische Züge der malerischen Handschrift Wolgemuts auf unseren Bildern vorkommen.

Um mit den Gesichtern zu beginnen, sei zunächst Folgendes bemerkt. Bei den Frauen findet sich die hohe Stirne, die kleinen Augen, ferner sind den Personen vielfach die rundlich geschwungenen Brauen wie bei Wolgemut eigenthümlich. Bei Wolgemut ist das untere Augenlid etwas angeschwollen, wie entzündet. Dieses charakteristische Merkmal ist in unseren Bildern durchaus und scharf ausgeprägt, denn die an das Auge unten unmittelbar angrenzenden Hautpartien sind angeschwollen, stark betont und abgegrenzt, ja sie sind wie entzündet, was man vor Allem am ersten Bilde bei Vitus sehr deutlich sieht, wo dadurch ein leidender Ausdruck erzielt wird. Die Nase ist lang und bei den Männern gerne gekrümmt, sowie bei M. Wolgemut, ebenso haben auch auf unseren Bildern wie bei Wolgemut die Nasenflügel häufig etwas gekniffenes, indem sie unausgebildet schmal sind. Die Lippen sind wie bei Wolgemut mit hervorstrebender Unterlippe gebildet. Der dreieckige Nasenansatz, der auch bei M. Wolgemut vorkommt, ist auf unseren Bildern mehrmals, so vor Allem auf dem Bilde, wo Vitus seinem Vater die Hand auflegt, ganz deutlich ausgesprochen. Allerdings gewahrt man neben den Personen von mittlerer Größe auf unseren Bildern auch einige kürzere Gestalten mit kräftiger Nase, doch dieses kann auch auf den Einfluss eines anderen Meisters zurückgehen. Hingegen ist der Hals, wo er zu sehen ist, auf den Klagenfurter Bildern, wie bei Wolgemut voll und anscheinend geschwollen. Die Backenknochen sind bei den Männern theilweise stark entwickelt. Bei den Frauen und jungen Personen ist der Blick öfters lebendiger und seelischer wie bei Wolgemut, hingegen die Haltung mehrmals leicht zur Seite geneigt. Ich möchte aber glauben, dass diese größere Lebendigkeit und ein gewisser Anflug von Lieblichkeit daher kommt, dass unser Meister auch jene Wolgemuts Leistung weit übertreffenden vier Tafeln der Vituslegende des Peringsdörffer'schen Altares als ideales Muster nach Kräften auf sich einwirken ließ, welche Thode wohl mit Recht dem jüngeren Pleydenwurff zuschreibt, der Wolgemut weit überragte.[1]) Was

[1]) Thode; Die Malerschule von Nürnberg a. a. O.

Digitized by Google

aber ganz besonders für unsere Annahme spricht, sind die Hände der Personen auf unseren Bildern. Die Hände sind nach Lermolieffs Methode besonders sprechende kritische Signa der Stilvergleichung. Die Hände auf unseren Bildern sind länglich geformt und ohne jede Betonung der Knöchel geht die Fläche in die knochen- und gelenklosen, schlanken Finger über. Beim Agieren aber bewegen sich die Finger, als ob sie, ohne fest in den Gelenken zu sitzen, aus einer kraftlosen, fast weichen Masse wären (vergleiche über Wolgemuts Formensprache H. Thode, Die Malerschule von Nürnberg, p. 131). Die Form der Ohren läßt sich leider, da dieselben von den langen, wallenden, gelockten Haaren, welche unser Maler liebt, oder auf andere Weise verdeckt werden, nur bei einer Person constatieren, weshalb sie nicht in Vergleich gezogen werden können. Die nackten Körpertheile sind mager, aber durchaus nicht knochig, sondern in gewisser Weiche gegeben und in den Schatten grau abschattiert, ähnlich wie am Hofer'schen Altare M. Wolgemuts. Wenn sich ferner bei Wolgemut am genannten Altare eine Vorliebe für lebhaftes Roth und Grün neben Blau verräth, so ist auch auf unseren Bildern dieselbe Neigung für Roth und Grün neben mäßigerer Verwendung des Blauen zu finden; so prangt das Kleid Diocletians in heftigem Roth und auch ein intensives Blau fehlt nicht, so am Kleide des betenden Modestus im vierten Bilde. Gleich Wolgemut strebt unser Maler überhaupt nach einer glänzenden Farbengebung, aber das Medium macht sich als schwer und zähflüssig bemerkbar, trotz des Bestrebens, dasselbe durch Verreibung zu glätten. Die Fleischfarbe der Gesichter ist braunroth, die Wangen sind in energischem Roth gehöht, geradeso wie bei Wolgemut. Wir glauben nach all dem die Meinung aussprechen zu können, dass ein Schüler M. Wolgemuts, der jedenfalls den Hofer'schen Altar und das Werk des jüngeren Pleydenwurff, das berühmte Altarwerk Peringsdörffers, gesehen und studiert hat, und ein tüchtiger Handwerker, keineswegs aber ein wahrer, seelenvoller Künstler war, diese Altartafeln, welche einst in der Spitalskirche in St. Veit waren, gemalt habe.

Auffällig ist es, dass sich auf den Gewandsäumen des rothen Rockes Valerians und Diocletians, sowie am unteren Rande der conischen Mütze daselbst, sowie auch an der des rudernden Engels Schriftzüge in römischen Majuskeln vorfinden, welche durchaus keinen Sinn geben. Bekanntlich werden diese frühmittelalterlichen Schriftzüge

Digitized by Google

in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf Gemälden, Siegeln und anderen Denkmälern infolge einer archäologischen Neigung für ihre schöneren Formen wieder modern. Aber woher erklären sich in diesen und anderen Fällen diese Majuskeln in der gegebenen sinnlosen Combination. Der mit altarabischen Schriftzeichen am Rande geschmückte berühmte Kaisermantel gab hiezu Anlass, indem man weder den Sinn noch die Form der Zeichen verstand und sie daher sinnlos und willkürlich in römische Majuskeln übertrug. Die berühmten Kaiserinsignien befanden sich damals, als unsere Bilder entstanden, noch in Nürnberg und die sinnlosen Chiffern auf den Bildern aus der Vituslegende sind um so leichter erklärlich, wenn dieselben aus Nürnberg stammen.

Es darf uns durchaus nicht befremden, in Kärnten einem Werke aus der Schule M. Wolgemuts zu begegnen, denn Kärnten war wie fast kein zweites Gebiet ein Land des Durchzuges zwischen Süddeutschland und Italien. Ist doch erst jüngst erkannt worden, dass das Grazer Dombild, welches die Kreuzigung in figurenreicher Darstellung gibt, gleich dem mit der Inschrift „**8. Pfenning 1449 als ich chun**“ signiertem, altdeutschen Gemälde der Kreuzigung Christi in den kaiserlichen Kunstsammlungen in Wien ein Werk Pfennings und damit wahrscheinlich der Nürnberger Malerschule ist.[1]) Wenn sich aber in Graz ein solches Werk findet, warum nicht auch in Kärnten?[2]) Weisen doch in Salzburg die älteren Malereien im 15. Jahrhunderte sogar auf kölnischen und erst die jüngeren auf schwäbischen Einfluss hin, wodurch es zu erklären ist, dass ein Bild der älteren Kölner Richtung in Dornbach in Kärnten sich findet, steht doch selbst „die Madonna im Rosengarten“ in der deutschen Ordenskirche zu Graz ganz unter niederrheinischem Einflusse.[3]) Ich glaube, dass sich bei genauerer Untersuchung und Stilvergleichung der altdeutschen Gemälde in Kärnten mit auswärtigen überhaupt zeigen wird, dass nicht blos italienische, namentlich Mantegneske Einflüsse sich mehrfach geltend machen, dass nicht blos Michael Pacher auf Kärntens Flügelaltäre Einfluss genommen hat, sondern dass die süddeutschen Malerschulen, so auch Schonganers Stilweise deutliche Spuren auf manchen altdeutschen Bildern in Kärnten zurückgelassen haben. Doch

[1]) In den Blättern des christlichen Kunstvereines der Diöcese Seckau, 1891, Nr. 5, wird nachgewiesen, dass das Grazer Dombild, welches die Kreuzigung darstellt, auch ein Werk Pfennings ist.

[2]) Ich fand ein Werk der Schule Pfennings in der Nöring (Carinthia 88, p. 55—59).

[3]) H. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei, p. 298 u. 308.

Digitized by Google

wir sind in Kärnten diesbezüglich noch am Anfange des kunstgeschichtlichen Beginnens und weit entfernt von dem Glauben, sichere Bildertaufen vornehmen zu können, wollen wir doch in nächster Zukunft in dieser Zeitschrift kunstgeschichtliche Aufsätze über altdeutsche Malereien in Kärnten publicieren, bei denen eine wissenschaftliche Beschreibung die Hauptsache sein wird und die daran geknüpften Versuche einer Bestimmung der Provenienz lediglich anregend wirken sollen. Denn wenn irgendwo, so gilt auf diesem Gebiete der Grundsatz Heraclits: „Der Streit ist der Vater der Dinge"; nur allmählig können wir mit Zugrundelegung der bewährten Methode Lermolieff's zur Wahrheit kommen.

Sirenendarstellungen auf kärntnischen Christoforosbildern.

Besprochen und erläutert von Prof. Dr. F. G. Hann.

Der griechische Mythos in den Kunstwerken des Mittelalters lebt nicht blos in Gestalten der Götter- und Heldensagen,[1]) sondern auch in den symbolisch-mythologischen Figuren der Sirenen und Centauren fort. Von dieser zweiten Art der antiken Überlebsel haben wir auch in Kärnten Beispiele. Es sei hier der Sirenendarstellungen auf Christoforosbildern in unserem Lande gedacht. Ich kenne hievon drei besonders auffällige Beispiele, nämlich die auf dem großen Christoforosbilde außen an der Kirche zu Rittersdorf bei Irschen, ferner die Darstellungen in Laas und in Faak.[2]) In all diesen Darstellungen sind die Sirenen ebenso wie in einer aus der romanischen Zeit stammenden und gegenwärtig an der Südseite des Thurmes der Kirche St. Leonhard im oberen Lavantthale eingemauerte Sculptur als Weiber mit Fischschwänzen, und zwar in der Regel mit Fischdoppel-

[1]) Siehe C. Meyr, Der griechische Mythos in den Kunstwerken des Mittelalters, Repertorium für Kunstwissenschaft, XII. p. 159 ff. und 235 ff.

[2]) Das interessante Christoforosgemälde in Rittersdorf wird genannt (aber nicht beschrieben) in Lind's Reisenotizen über Denkmale in Steiermark und Kärnten. Die betreffende Notiz, welche lautet: „An der Außenseite ein riesiges Christoforosgemälde, theilweise mit Reliefs, eine Krönung Mariens und St. Florian", ist p. 296 in der Kunsttopographie abgedruckt. Das Bild in Laas ist in der Kunsttopographie nicht erwähnt, hingegen hat auf das in Faak schon Ilg in den Mitth. der C. C. N. F. V. p. XXXVII besonders aufmerksam gemacht und dasselbe beschrieben. Diese Beschreibung ist in etwas verkürzter Form in die Kunsttopographie p. 36 übergegangen.

Digitized by Google

schwanze gebildet. [1]) Ich gebe im Folgenden zunächst eine Beschreibung und dann eine Erklärung dieser auf Außenwänden von spätgothischen Kirchen gegebenen Darstellungen. Das reichste Spiel entfalten diese Gestalten am Christoforosbilde zu Rittersdorf. Im Wasser, welches dieser christliche Riese, eine martialische Gestalt, mit dem Kinde am Rücken, das die Weltkugel trägt, durchwatet, wimmelt es von diesen Meerungeheuern und von Fischen; Krebse und Sirenen scheinen die Füße des Christoforos fast zu bedrohen, ähnlich wie dies im Christoforosbilde an der Außenwand der Kirche zu Libis bei Melnik in Böhmen der Fall ist (siehe Mitth. der Central-Commission N. F. III. p. LXXXI. Dort ist auch dieses Bild, das sachlich mit dem in Rittersdorf Ähnlichkeit hat, abgebildet). Wir sehen in Rittersdorf vor Allem eine Sirene, die als gekröntes Weib mit Fischdoppelschwanz dargestellt ist, ein anderes Weib auf einem geschuppten Seepferde führt einen Stab, neben demselben kauert eine jugendlich schöne Gestalt mit einer spitzkegelförmigen Kopfbedeckung nach der Zeittracht, der Leib dieses Wesens geht ebenfalls in einen Fisch aus. Die Frau rechts ist auch bekleidet; sie hat ein üppiges Gesicht mit blondem Haare gleich einer Perrücke, der Unterleib ist mit Flossen versehen. Darunter erblickt man ein pferdeartiges Wesen mit seltsamer Kopfbedeckung. Krebse bewegen sich außerdem im Wasser, und am Boden der Flut wimmelt es von Fischen. In Laas tauchen am Christoforosbilde aus dem Wasser sieben nackte Gestalten, nach der Zahl der sieben Todsünden, auf. Eine davon, die sich in der Mitte erhebt, ist ein gekröntes Wasserfräulein, gleich der Melusine des Volksbuches. Das Bild in Faak hat, wie gesagt, schon Ilg beschrieben und auf den Kunstwert desselben aufmerksam gemacht. Man gewahrt im Wasser Krebse, Sirenen, Fische und ein Seeungeheuer, auf dem eine weißgekleidete Gestalt, wohl als Nonne zu erklären, sitzt. Die Sirene ist am Oberleibe bekleidet und zweiflossig. Ein Boot ist im Untergehen begriffen. Eine Sirene mit doppeltem Fischschweife findet sich außerdem am Christoforosbilde außen in Gerlamoos und an der Rückseite des Flügelaltares in der Kirche zu Gayach.

[1]) Siehe Kunsttopographie, Figur 176. Die abgebildete Figur ist unzweifelhaft eine Sirene; die Fischschuppen beginnen bei dieser Sirene, die doppelschweifig ist, schon unter dem Halse des weiblichen Kopfes, während sonst in der Regel die Fischgestalt erst unter dem Nabel beginnt. (Siehe Piper, Mythologie der christlichen Kunst, I, 382.)

Digitized by Google

Gehen wir nun zur Erklärung dieser Darstellungen über. Die wiederkehrenden weiblichen Gestalten mit Fischunterleib und Doppelflossen sind unzweifelhaft Sirenen. Es leben in ihnen antike Gestalten in veränderter Form und Deutung fort. Bei Homer ist freilich die Sirene ein mit der Gabe des Gesanges ausgestattetes Weib von berückend schönem Aussehen. Sie hat nicht einmal ein musikalisches Instrument, da sie erst in der nachhomerischen Zeit Lyra oder Flöte erhielt.[1]) Wenn also die Sirenen nach heidnischen Überlieferungen den Schiffer durch ihren Gesang verführende und berückende Weiber, gleich der Lorelei, sind, so erklärt sie schon Cyrillus von Alexandrien in der altchristlichen Zeit als singende Vögel.[2]) In der Gestalt von Jungfrauen mit Flügel und Vogelkrallen leben sie sich in der christlichen Vorstellung ein und finden im Mittelalter in der Plastik mehrfach Darstellung.[3]) Schon im 6. Jahrhunderte aber und zwar zuerst in einem **Liber monstrorum** begann man sie als Meerweiber, vom Kopf bis zum Nabel menschlich gestaltet, mit schuppigem Fischschwanze, mit dem sie sich im Wirbel verbogen halten, zu schildern.[4]) Beide Darstellungsformen lebten sich in der Phantasie ein und bestehen noch im 12. Jahrhunderte nebeneinander. So lebt die Vogelgestalt fort im altdeutschen Physiologus, die Fischgestalt aber bei **Alanus ab insulis.**[5]) Im späteren Mittelalter, vollends aber im Übergange des Mittelalters in die Neuzeit (aus welcher Ära unsere Christoforosbilder stammen) gewinnt die weibliche Gestalt mit den Fischschwänzen die Oberhand in Phantasie und Kunst. Man verwechselte nämlich die Sirenen mit den Nereiden, da sie ja, wie schon der griechische Physiologus sagt, im Meere leben.[6]) Dieser Art sind also auch die erwähnten Weiber mit Fischunterleib und Fischschwänzen, für welche C. Meyer in seinem Aufsatze (Repert. XII p. 236 u. ff.) viele Beispiele aus der französischen und deutschen bildenden Kunst anführt. Die Sirenen bedeuten nun in der mittelalterlichen Kunst stets symbolisch die Versuchung und Verlockung zum Bösen; sie führen nach **Alanus ab insulis** zum Schiffbruche des

[1]) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Jahrgang 39, S. 317.

[2]) Siehe Piper, Mythologie der christlichen Kunst. Abth. I. p. 381.

[3]) Siehe Carl Meyer im Repertor. für Kunstwissenschaft. XII. 236.

[4]) Piper a. a. O. 382 ff.

[5]) **Alanus ab insulis, de planetarum nat.** Opp. p. 285 co. 12 citiert bei Piper.

[6]) **Meyr a. a. O. p. 236.**

Digitized by Google

Götzendienstes. Nach Konrad von Megenberg (Buch der Natur, herausgegeben von Pfeiffer, S. 240) schläfern sie die Schiffer ein und bewirken so, dass das Schiff und die Schiffer ihre Beute werden. Daher gewahren wir noch am Faaker Christoforosbilde, das aus dem Anfange des 16. Jahrhundertes zu stammen scheint, neben der Sirene das untergehende Schiff. Nach Konrad von Würzburgs goldener Schmiede (herausgegeben von W. Grimm, S. 5, Vers 148 bis 151) erscheint die heilige Maria als Retterin der bedrohten Schiffe und Bezwingerin dieser Unholde. Am Faaker Bilde scheint die gottgeweihte Nonne, die siegreich auf dem Meeresungeheuer thront, an Stelle der Gottesmutter getreten zu sein. Um das Verführerische dieser Teufelinnen recht darzustellen, sind diese bösen Wasserweiber in Laas in der Siebenzahl der Todsünden gegeben und am Rittersdorfer Bilde einige derselben mit üppigem Liebreiz des Gesichtes ausgestattet. Möglich ist es auch, dass die vielen Fische im Wasser zugleich als Symbole der der Versuchung und Verführung stets ausgesetzten Menschenseelen zu betrachten sind, im Hinblick auf Tertullian de Baptismo, Cap. I. Halten doch die Sirenen öfters Fische in den Armen oder an den Brüsten oder sie verfolgen dieselben im Wasser, was wohl [1]) die Verfolgung der Seelen bedeutet.

Die Sirenen finden sich ebenso wie die Centauren öfters auf Capitälen schon in der romanischen Zeit dargestellt. Die Sculptur, welche gegenwärtig an der Südseite des Thurmes der Leonhartskirche im Lavantthale eingemauert ist und, wie erwähnt, eine Sirene darstellt, war jedenfalls ursprünglich ein Gesims- oder Capitälsträger. Es scheint, dass die Sirenen wie andere böse Dämonen in dieser Function das überwundene und in den Dienst der Kirche gezwungene und bezwungene Böse bedeuten. Wie kommen aber die Sirenen auf die Christoforosbilder? Das erwähnte Bild in Libis bei Melnik, das mit dem in Rittersdorf große sachliche Ähnlichkeit hat, macht uns diese Übertragung klar. Die Krebse und Sirenen sind die Feinde des Christoforos und als solche des Contrastes halber im Wasser, das er mit dem Jesuskinde durchschreitet, zur Darstellung gebracht. Christoforos wurde nämlich darum so häufig an das Äußere der Kirchen gemalt, weil im Mittelalter allgemein der Glaube verbreitet war, dass derjenige, welcher diesen Riesen mit dem Jesuskinde gewahre, an dem-

[1]) Meyr a. a. O. 239.

Digitized by Google

selben Tage nicht sterben, noch seelisches Unheil erleiden könne.[1]) Er ist also gleich dem Erzengel Michael der Hort und Schutzpatron gegen die Nachstellungen und Berückungen des Bösen. Dieses, das heißt die Sünde und ihre Folge, den ewigen Tod, repräsentieren die die Seelen der Gläubigen bedrohenden Sirenen. Daher sehen wir diese im Wasser ihr Spiel treiben[2]), während der christliche Riese Christoforos mit seiner himmlischen Last unentwegt vor den dämonischen Bedrohungen durch die Gewässer siegreich dahinschreitet.

Die Darstellung der Sirenen als fischgeschwänzte Nixen auf den Christoforosbildern hat ein antikes, ganz ähnliches Vorbild in den dämonischen Wasserjungfrauen mit Fischschwänzen auf Römersteinen, die sich in Kärnten vorfinden (unter Anderem auch in den Sammlungen des Geschichtsvereines). Die Römer dachten sich nämlich nach Pausanias IX 21 und Horatius A. P. 5 (**atrum desinit in piscem mulier formosa superne**)[3]) die Nixen in dieser Doppelgestalt als Unholdinnen des Wassers, die mit den Seemenschen zusammen spucken. So konnte auch in Kärnten die Sirene als verführerische Meerteufelin nach den Nereiden auf den Römersteinen auf die Christoforosbilder übertragen werden.

---

[1]) Daß dies die eigentliche Ursache des Daseins von Christoforosbildern an so vielen Außenwänden der Kirchen ist, kann nicht geleugnet werden. Der erste datierte Holzschnitt von 1423, der den Christoforos darstellt, besagt dies durch seine Inschrift in gleichzeitigen gothischen Minuskeln. Siehe darüber unter Anderem Kreuser, Der christliche Kirchenbau, I. p. 139 bis 141, wo auch auf eine Reihe von Inschriften unter Christoforosbildern hingewiesen wird, die alle dem lateinischen Spruche auf dem besagten Holzschnitte ähnlich lauten, der sagt: „**Christofori faciem die quantumque tueris | Illa nempe die morte mala non morieris.** Siehe auch Otte, Kunstarchäologie I. 565, wo weitere Speciallitteratur angegeben ist. Der dort citierte lateinische Vers lebte im Volksglauben des Mittelalters. Er lautet:

„**Christofore sancte, virtutes sunt tibi tantae,**
Qui te mane vident, nocturno tempore vident.
Christofori sancti speciem quicunque tuetur
Iste nempe die non morte mala morietur.“

[2]) Nackte Gestalten der Verführung ähnlich den Sirenen tauchen unter Anderem am Christoforosbilde außen an der Kirche zu St. Lorenzen im Lesachthale aus den Fluten auf.

[3]) Baumeister, Denkmäler des classischen Alterthums, p. 1010.

Hexen und Zauberer.

Nach Acten im gräflich Lodron'schen Herrschaftsarchiv in Gmünd
von A. v. Jakſch.

(Schluſs.)

8. Caſpar Hainz.

Als 1653 am 1. April Dr. Johann Klettenhammer, Pfleger der Herrſchaften Gmünd und Someregg, ſich mit dem Millſtätter Hofrichter Sebaſtian Stiegg in Treffling befand, um wegen Vergütung des den Unterthanen zu Treffling und Seeboden (am Millſtätter See) durch Waſſergüſſe zugefügten Schadens zu verhandeln, deuteten die Nachbarn daſelbſt erſterem an, daſs bei Georg Someregger jüngſt ein Bub in Dienſt gekommen, welcher ſich berühmt hat, er ſei auch dabei geweſen, als die Güſſe gemacht worden; die Nachbarſchaft ſolle keine Vorkehrungen dagegen thun, es ſei eine vergebliche Arbeit, es würden noch viel ſtärkere Güſſe herabgehen und großen Schaden thun. Sofort wurde der Beſchuldigte verhört. Es war Caſpar, des Peter Haintz, eines Raders zu Matzelsdorf (Matſchdorf), Sohn, bei 18 oder 20 Jahre alt. Derſelbe diente früher bei verſchiedenen Bauern. Caſpar gibt an, er ſei früher mit den zu Spital verhafteten zwei Zauberern, deren Namen er nicht wiſſe, bei drei Wochen herumgegangen. Als er jüngſt im Herbſte von einem Bauer in Lamersdorf auf die Millſtätter Alpe geſchickt wurde, um die Ochſen heimzutreiben, ſeien die zwei Spitaler Gefangenen und die zu Millſtatt verhaftete Khollrauchin das erſte Mal zu ihm gekommen, welche ihn aufgefordert, er ſolle helfen Stein und Waſſer treiben, deſſen er ſich geweigert. Er ſei von ihnen dann weggegangen und habe die Ochſen heimgetrieben. Noch früher habe er beim Wenzl zu Labendorf oder Lamerstorf gedient und als er einſt im Berg „gezeint", ſei Stängl Adam und der „ſchilchende oder Monath-Blaſy", zu ihm gekommen und haben ihn angeſprochen, er ſoll helfen Reif machen, denn man reiche ihnen Geld dafür, ſo Peter Düregger bei St. Jacob und Adam am Glanz, die haben jedem zwei Groſchen gegeben. Der Stainer in Mooswald habe den beiden Spitaler Verhafteten auch Geld verabreicht, was er ſelbſt geſehen und dieſe Worte gehört, ſie ſollen Reif machen und den Haiden verderben. Damals alſo im Berg haben ſie angefangen Reif zu machen, und zwar haben ſeine Genoſſen Adam und Blaſy ein Rad gehabt, „welches ausgeſehen, als wenns lauter Agen (Abfälle von Werg) wären, und ſolches ſtark herumgedreht".

Digitized by Google

Dann sei alles in die Höhe geflattert und vergangen. Caspar habe nicht geholfen, sondern blos zugesehen. Er sei auch dabei gewesen, wie die zwei Spitaler Gefangenen vor einem Jahre am Stoggenboier Egg, Spital gegenüber, Schauer gemacht. Caspar denunciert weiter. Auch der Zeiner und der Tusch in Mooswald könnten Reif machen, hätten ihm die Gefangenen mitgetheilt.

Das nächste war, dass Klettenhammer sich brieflich an den Spitaler Landrichter J. H. Hueber wandte, da Caspar betreffs der dort liegenden Gefangenen, sowie betreffs einiger Spitaler Unterthanen Gravierendes ausgesagt. Am 3. April antwortete Hueber, dass die Gefangenen eigentlich nicht mehr hätten examiniert sollen werden, „sintemalen sie mit dem Gebet zu thun gehabt und sich zum Sterben richten müssen". Nichtsdestoweniger habe er die beiden Zauberer befragt, welche angaben, den Caspar Haintz niemals gesehen zu haben, von ihm nichts zu wissen und ihn nicht zu kennen, was sie mit ihrem Tode bezeugen wollen, welchen sie heute erlitten. Hueber gibt weiter an, dass Stängl Adam ihm unbekannt sei. Der „schilchende" Blasy sei zu Millstatt in Verwahrung. Die Hingerichteten hätten den Peter Düregger bei St. Martin auch beschuldigt, dass er ihnen drei Groschen gegeben, damit sie Reif machen, jedoch nach der Beichte widerrufen und dem Peter öffentliche Abbitte geleistet. Endlich schreibt Hueber, es seien ihm zwar alle Mooswalder Unterthanen bekannt, aber Zeiner und Tusch nicht.

1653 den 5. April wird im Schlosse Gmünd das gütliche Examen mit Caspar Haintz im Beisein des Bürgermeisters Paul Wenger, des Stadtschreibers Balthasar Zeiner und vor vier Bürgern vorgenommen. Nicht weniger als 114 Fragen werden an ihn gerichtet. Ich gebe hier nur das Wesentlichste aus den Antworten. Caspar sagt aus, dass er seit 13 Jahren von seinen Eltern weg sei. Seinen Dienst habe er deshalb so oft gewechselt, weil er den Bauern zu schwach vorgekommen. Er sei viermal dabei gewesen, als Schauer, Reif und Güsse gemacht wurden: vor fünf Jahren auf der Millstätter Alpe, wie die ersten Güsse zu Treffling und der Schauer am Laufenberg gemacht wurde, vor drei Jahren auf derselben Alpe, als die zweiten Güsse über Treffling niedergingen, vor vier Jahren auf der Kirchheimer Alpe im Herbste, als man Schauer und Schnee fabricierte, und endlich auf dem Stoggenboier Egg, wo Schauer gezaubert wurde. Bekannt sei er mit den Zauberern auf der Millstätter Alpe um Unserfrauentag im Herbste geworden, als er oben die Schweine gehütet. Sie fragten, was er

Digitized by Google

thäte, er antwortete, er suche Ochsen und nicht „zunichte“ Leute. Man wollte wissen, woher es ihm, Caspar, bekannt, dass sie letzteres seien. Er meint, das habe er wohl gewusst, denn es habe ein Jeder ein Zeichen und der böse Geist habe ein Buch gehabt, worin sie eingeschrieben gewest. Das Zeichen seien geschorene Platten auf dem Kopf. Der Richter fragte ihn, woher Caspar wisse, dass die Zauberer im Buche eingeschrieben gewesen. Caspar antwortet, der böse Feind habe das Buch offen gehabt, und er habe sie mit ihrem Blute eingeschrieben gesehen, welch' letzteres durch einen Einschnitt in den Finger gewonnen wird. Er selbst habe sich nicht einschreiben lassen. Auf die Frage, was er und andere von ihm Genannte auf der Alpe gethan, sagt er, Rath geschlagen, wie sie Güsse und Schauer machen sollen, dann haben sie eine Mahlzeit und einen Tanz gehalten. Weiter befragt gibt Caspar an, dass sie ihn auch zum Essen eingeladen, er sei aber nicht hinzugesessen, sondern vor dem Tisch gestanden, man habe ihm etwas Weniges zu essen und zu trinken gegeben. Speise und Wein verschaffen sie sich auf der Alpe folgendermaßen. Sie nehmen Gais und Frischlinge, wo sie die bekommen, den Wein haben sie dem Wirthe Paul in einem Fassel aus dem Keller genommen und mit zwei schwarzen Katzen hinaufgeführt und zwar bei hellichtem Tage, nachdem sie sich alle unsichtbar dadurch gemacht, dass sie und er sich eine schwarze Sache, als wie ein Spinneweben, angehängt. Einige seien dann vom Thal zu Berg gefahren, er aber und noch zwei andere von ihm Genannte seien mit dem Wein, den die schwarzen Katzen hinaufgeführt, gegangen und haben dazu vier Stunden bis hinauf gebraucht. Hinab seien sie auf einer Ofenschüssel gefahren. Auch Teufel waren bei der Mahlzeit gegenwärtig, und zwar fünf, in Kleidung und Gestalt wie Herren, aber die Klauen an Händen und Füßen haben sie nicht verdecken können, woran Kaspar sie eben erkannt. Während des Essens wurde nur von Schauer-, Güss- und Wettermachen gesprochen. Nach dem Essen ging das Tanzen und Trinken an. Auch er habe getanzt und getrunken. Tänzerinnen seien gewesen die Kollrauchin und zwei Sennerinnen, welche als Witwen beisammen in einer Kenschе zu Lamersdorf wohnen, namens Stina und Barbara, die vier Kinder haben. Das Gericht frägt hier den Haintz, ob der Sennerinnen Kinder auch zaubern können und ob diese auch mit auf der Alpe gewesen. Caspar verneint Letzteres, vermuthet aber, dass die Kinder die Kunst so gut verständen, wie die Mutter. Spielleute waren ein Geiger

Digitized by Google

und ein Pfeifer, die haben „ins aufanachen“ auch gesungen: „Hängen und Brennen, das ist enkher Lohn“. Nach dem Tanze haben sie sich getheilt, die einen haben Schauer, die anderen Güsse gemacht. Bei den letzteren war er, habe aber blos zugesehen. Zu den Güssen wurden gebraucht: alte Schuhfleck, Agen (Abfälle von Werg), Frischlingwolle, Birkenlaub und alte Schuhriemen. (Am Rande des Protokolls steht, jedoch durchstrichen, dass das alles in einen Todtenkopf und dieser ins Wasser gelegt wurde.) Gefragt, wie daraus die Güsse gemacht wurden, zeigt Caspar an, dass sie die genannten Sachen dem bösen Geist gegeben, der diese in die Lüfte geführt, worauf stracks Nebel und gewöhnliches Regenwasser gekommen. Endlich muss er angeben, wer alles dabei war, als sie das zweite Mal auf der Millstätter Alpe beisammen waren. Caspar nennt die zwei Sennerinnen, sowie alle jene Personen, welche das erste Mal dabei waren, ferner noch sieben Knechte und ein „Neufängl“, so beim Ganggler zu Matzdorf gedient, welcher aber aus Furcht, er möchte eingezogen werden, nach diesen Güssen ausser Land gezogen. Er sei mit drei anderen Genannten auf eine Ofenschüssel aufgesessen und auf die Millstätter Alpe gefahren, woselbst die Übrigen schon versammelt waren. Sie haben sich dann berathen, wie sie die Güsse machen werden, welche dann theils auf Treffling, theils auf Mäzstorf niedergingen und großen Schaden anrichteten. An einem Mittwoch zu Mittag um Jacobi seien sie zusammengekommen und Samstag darauf folgten die Güsse und zwar deshalb, weil der böse Geist nicht gleich bei der Hand war, und da sie ohne ihn nichts richten können, haben sie auf ihn warten müssen. Gegen das Wetter sei das Läuten und Räuchern mit weißem Eltzenholz und geweihten Sachen, besonders wenn vor dem dritten Donnerschlag geläutet wird, gut, ferner auch das Wetterschießen, wann geweihtes Wachs und Papier geladen wird. Indes seien sie auf der Alpe hin- und wiedergegangen und des Nachts in den „Prendtler“-Hütten gelegen. Beim Verfertigen der Güsse habe er nur zugesehen, aber nicht geholfen. Nachdem die Güsse gemacht worden, seien alle sammt und sonders und auch er in Gestalt eines Geiers vor dem Wetter hergeflogen, und zwar Sonntags bis auf Zienetzeggen ob Radenthal (Radenthein). Sie machten Schauer, welcher am Erchtag das Getreide in Mooswald erschlug. Dazu gebrauchten sie Schuhflecke, Birkenlaub, Kuhhaare, Frischlingswolle und Schnee. Sie gaben das dem bösen Feinde, welcher Kugeln daraus gemacht und solche in die Wolken geführt, worauf das Wetter alsbald erfolgte. Auch Caspar

Digitized by Google

sei mitgeflogen. Vor drei Jahren waren die Zauberer am Stoggenboier Egg, wohin Haintz von seinem Bauer, dem Näggler in Stockenboi, um Heu einzumarbeiten geschickt worden war. Es wurde ihm sofort bedeutet, er solle auch mithelfen Schauer und Güsse machen. Die Zusammenkunft erfolgte an einem Pfingsttag (Donnerstag) um Bartholomei und am Freitag wurde der Schauer gemacht, welcher in Stoggenboi viel Schaden verursachte. Er habe aber nicht mitgeholfen, sondern sei schon Donnerstag wider der Andern Willen heimgegangen.

Weiter berichtet Caspar Haintz über eine Zusammenkunft auf der Kirchheimer Alpe vor vier Jahren zu Jacobi, gleich vor dem Roggenschnitt an einem Erchtag (Dienstag). Caspar denunciert wieder eine Anzahl von Genossen und sagt aus, dass sie zweimal auf dieser Alpe beisammen gewesen seien, das erstemal um Jacobi zwei Tage, das anderemal um Bartholome drei Tage, und dass sie Schauer sowie Schnee gemacht haben und zwar auf die Getreidefrüchte bei Peter im Radenthal (Radenthein) und hinab durch Kirchheim (Klein-), beziehungsweise zu St. Oswald und auch in Kirchheim (Klein-). Haintz war damals als Viehhalter bei der Sennerin bis zur Abfahrt auf der Kirchheimer Alpe verblieben. Diese Sennerin, namens Dorothe, sei in Zaubereien gut erfahren. Sie hätten auch oben gegessen, aber keine rechte Mahlzeit nicht gehalten und nicht getanzt. Haintz habe beim Wettermachen nicht geholfen, sei auch nicht mitgefahren, sondern beim Viehhalten verblieben. Das Essen haben sie sich auf diese Art verschafft, dass sie auf der Alpe Kleinvieh gefangen, abgestochen und zum Essen gerichtet. Den Wein aber haben sie beim Mayr im Radenthal (Radenthein) aus dem Keller genommen und mit einem schwarzen Hund hinaufgeführt. Haintz habe den Wein hinaufschieben helfen, zwei andere seien neben dem Hund gegangen, die übrigen hinaufgefahren, was alles bei hellichtem Tage geschehen. Hinunter sei er gleich den anderen auf einer Ofenschüssel geritten. Zwei Tafeln voll saßen sie damals bei einander, an der ersten in Herrenkleidern fünf Teufel und andere Zauberer, von denen er wieder eine Anzahl Namen nennt, bei der andern Tafel die Übrigen, welche er bereits früher namhaft gemacht, und ein Geiger und ein Pfeifer, sowie neun fremde Sennerinnen. Er sagt wiederum aus, dass er beim Wettermachen nur zugesehen, aber nicht mitgeholfen. Nachdem sie die Güsse erzeugt, sind sie alle sammt und sonders, so auch er in Gestalt von Geiern vor dem Wetter her in der Luft geflogen. Des Sonntags kamen sie so bis auf Zienetzeggen ob den Radenthal und machten am

Digitized by Google

Erchtag einen Schauer über Mooswald. Im Ganzen gesteht er beim Wettermachen gewesen zu sein zweimal auf der Millstätter Alpe, je einmal am Zienezegg und am Stoggenbvier Egg und wieder auf der Millstätter Alpe. Auch als das dritte Mal die Güsse über Treffling fabriciert wurden, sei er dabei gewesen. Jeder Theilnehmer ist allein hinaufgeritten und haben sich alle erst oben zusammengefunden. Ihm habe des Leitgambs zu Afritz Knecht die Ofenschüssel „geschmirbt". Ferner habe er zugeschaut, als man fruchtbaren Regen verhindert und schädliches trockenes Wetter gemacht, und zwar dreimal im Lungau, Katschthal, in der Krems und Nöring. Es wurde Wind erzeugt, der den Regen verhindert, und zwar auf folgende Weise, wie er selbst heimlich gesehen. Die sechs Zauberer, die beisammen waren, haben unterschiedliche Stücke, die er nicht zu nennen wisse, an einem Stäbel gebunden und dieses sodann dreimal ins Wasser geschlagen, worauf stracks der Wind entstanden. So viel Wassertropfen nämlich durch das Schlagen in die Höhe springen, so viel Windwellen oder Windstöße hingegen kommen.

Befragt gibt Haintz genauer an, wie Reif gemacht wird. Die Zauberer haben ein Rad, größer und höher als ein Spinnrad in Form eines „Kumpfmühlrades".[1]) In dem „Kumpf" waren neue Agen und als die Zauberer das Rad stark umgetrieben, sind die Agen ausgeflattert. So dick nun die Agen ausflattern, so dick fällt auch der Reif. Wie früher, so denunciert Haintz eine Anzahl Personen als Theilnehmer. Endlich wird Haintz über sein Verhältnis zum Teufel scharf examiniert. Er bekennt, dass er sich vom Monath Blasy auf vielfältiges Ansprechen habe in einen Finger der rechten Hand schneiden lassen. Das hieraus geflossene Blut hat der böse Feind in die Feder gefasst und ihn damit ins Buch geschrieben, was vor der Mahlzeit auf der Millstätter Alpe geschehen, als die ersten Trefflinger Güsse gemacht wurden. Der Teufel habe Haintz auch gezeichnet, ihn nämlich an der linken Seite mit etwas angeschmiert, worauf sich bald ein braunes Mal bildete, welches Haintz beim Verhöre vorwies. Auch habe ihm der Teufel etwas Haar vom Kopfe weggeschoren, was aber wiederum verwachsen. Haintz, befragt, ob er im Gefängnisse Anfechtungen vom Teufel zu bestehen habe, erzählt, dass er in der ersten Nacht vor der Keichen wohl „luspern" gehört, was die bösen Geister gewesen seien. In der zweiten Nacht sei aber der böse Geist leibhaftig vor das Fenster gekommen, habe die feuerige Zunge sammt seinen Krallen zu

[1]) Mühlrad mit Schaufeln.

Digitized by Google

ihm durchs Fenster hineingesteckt und ihm „vorgebildt“, er, Haintz, sei nunmehr verloren und verdammt, dasjenige, was man ihm um den Hals gehängt, [1]) sei nicht geweiht, warum er denn solche Sachen annehme, da er sich doch ihm verschrieben, werde ihn zu seiner letzten Stunde wohl finden. Der böse Geist blieb eine Stunde vor der Leichen, war seitdem aber nicht mehr zu sehen. Schließlich fragte man Haintz, woher er gewusst und warum er gesagt, dass dieses Jahr ein noch größeres Wetter über Treffling kommen werde, worauf er antwortet, es sei durch die Zauberer, als die zweiten Güsse auf der Millstätter Alpe gemacht wurden, beschlossen worden.

Die gütliche Aussage des Haintz veranlasste eine lebhafte Correspondenz des Landgerichtes Gmünd mit den benachbarten Gerichten Spital und Millstatt, um sich so schnell als möglich der von Haintz Denuncierten zu versichern. Landrichter Hueber schreibt, in seinem Gerichte säßen nur zwei diesbezügliche: Düregger, welcher befragt werden soll, und Steiner, der gewiss ganz unschuldig ist. Landrichter Dr. Klettenhammer von Gmünd antwortet, dass dem Caspar Haintz heute den 23. April die gütlich abgelegte Aussage vorgelesen wurde und dass er bei derselben verharre. Er schlägt sohin Confrontierung der beiden Bezichtigten mit Haintz vor. Denselben Vorschlag macht Klettenhammer am 20. April auch dem Millstätter Hofrichter. Dortselbst nämlich war der von Haintz der Zauberei bezichtigte „schilchende oder Monath-Blasy“, sonst Blasy Kofler genannt, schon längst vor Haintz dieses Verbrechens wegen hinter Schloss und Riegel gebracht worden und hatte bereits den 4. und 5. März 1653 sein peinliches Verhör zu bestehen gehabt, dessen Aussagen am 20. April Hofrichter Stieg an Klettenhammer sandte, der aber von Haintz nichts wissen wollte.

Auf welchem Standpunkte die Richter jener Zeit standen, zeigt so recht die Antwort des Dr. Klettenhammer an Hofrichter Stieg vom 24. April. Er sagt wörlich: „Es kommt mir vor, Blasy hat des Casparn Aussage ratione der angesagten Gesellschaft mit seiner Bekenntnis in diesen Punkten bekräftigt, dass er vermeldt, er sei aus dem Zamelsberg auf Feldkirchen mit Buben aus dem Oberland, die er nicht gekannt, gefahren. Bild mir ein, es werden diejenigen Buben oder Knechte gewest sein, die der Caspar namhaft gemacht. Denn wenn man zu Feldkirchen ist, nennen sie die Gerichte, so hinaufwärts liegen, das Oberland. In Summa ich halte gewiss davor, dass die

[1]) Wahrscheinlich ein Amulett.

Digitized by Google

von Caspar Benannten sämmtliche, in Sonderheit des Ganglers Hansel des Starfflachers Riepl, zu Matzdorf, unfehlbar mit der Zauberei behaftet sein. Denn der Caspar ist so einfältig nicht, als wie man ihn dafür haltet, hat die Aussage so ordentlich gethan, als wie der Witzigste und Gescheiteste thun kann. Unter den Vieren, worauf der (Millstätter) Blasy bekennt, die in allhiesiger Herrschaft sein sollen, kennen wir keinen, als den Stoff Salztrager, so ein rothes Haar und einen rothen Bart hat. Diesen Vogel wollen wir hoffentlich bald fangen, ins Häusel sperren und singen lehren." Blasy hatte in seinem Verhöre zu Millstatt auch einen Simon am Pressenberg namhaft gemacht. Bezüglich dessen schreibt Klettenhammer an Stieg wie folgt: „Allhier unseres Wissens sind drei, so Simon heißen und am Pressenberg gebürtig sein, alle arme Tropfen, die sich bei einem oder dem andern Haus aufhalten. Der eine ist ohne Bart mit einem großen Kopf, kann zwar etwas reden, aber man versteht ihn hart. Der andere hat rothe trübe Augen und sieht gar wenig. Der dritte ist eine untersetzte und nicht lange Person, hat einen Blähhals und einen dicken braunen Bart, also wissen wir nicht, ob und welcher unter diesen dreien der Rechte sei. Mein hochverehrter Herr wolle gebeten sein, mehrere Umstände von Blasy zu erforschen, wie der Simon aussieht und wo er anzutreffen."

Am 29. April wird dem Vorschlag Dr. Klettenhammers gemäß zu Millstatt Caspar mit Blasy confrontiert. Anfangs hat letzterer den ersteren nicht erkennen wollen. Doch als ihm Caspar vorgehalten, wie Blasy vor fünf Jahren auf der Millstätter Alpe, als sie Wetter und Schauer gemacht, ihn in den Finger geschnitten, damit der böse Geist das Blut auffangen und ihn, Caspar, in das Buch schreiben könne, gestand Blasy ein und bedeutete, dass der böse Geist ihm zu dem Ende das Wasser gegeben. Weiters hielt Caspar dem Blasy vor, dass sie vor drei Jahren mit den Zauberern auf der Millstätter Alpe beschlossen, sie werden in demjenigen Jahre, wann der Reichstag werden wird, Güsse machen, welche das ganze Dorf Treffling überschütten würden, und sollten dann noch etliche Häuser übrig bleiben, so wollten sie diese mit Kugeln und Schwefel, Pech und Pulver hinwegbrennen. Auch dem widersprach Blasy nicht und meldete, dass er wohl solches beabsichtigt, aber nicht mehr habe thun können.

Indessen hatten die von Caspar beschuldigten zwei Ortenburger Unterthanen Steiner und Düregger erklärt, dass sie dessen Ver-

Digitized by Google

läumdung nicht auf sich beruhen lassen und sich freiwillig in Gmünd einstellen wollten. Am 2. Mai meldete dies Landrichter Hueber von Spital dem Dr. Klettenhammer. Er fügt hinzu, der Graf v. Ortenburg wünsche, Klettenhammer möge dem Caspar ins Gewissen reden, die Wahrheit zu sagen, da beide aufrichtige und gehorsame Unterthanen seien, von denen man niemals etwas Böses und Widriges gespürt.

Am 3. Mai fand zu Gmünd die Confrontierung des Steiner und Düregger mit Caspar Haintz statt. Er widerruft, gesehen zu haben, dass Steiner den zu Spital Hingerichteten Geld für das Reifmachen gegeben, sondern es hätten ihm die Hingerichteten nur erzählt. Den Düregger kenne er gar nicht, es sei ein ganz anderer Mann gewesen, der Geld den Spitaler Hingerichteten in seiner Gegenwart zum Wettermachen gegeben. Er nennt noch zwei Knechte, denen er Unrecht gethan, und an welchen er sich nur rächen wollte, weil sie ihn in einem früheren Dienste stark „feziert".

Den 4. Mai berichtet Klettenhammer an die Landeshauptmannschaft über den Caspar Haintz. Derselbe sei etwas jung und daher furchtsam, infolge dessen zu besorgen, wenn man wider ihn mit scharfem **„examine"** verfahren sollte, er vielmehr, als wahr ist, aussagen würde und keine **„indicia"** vorhanden seien, daß er etwa mehr begangen, als er bekannt hat. Klettenhammer hält es daher, ohne einem höheren Entschlusse vorgreifen zu wollen, für unnöthig, gegen Haintz mit der Tortur vorzugehen. Dennoch befiehlt der Landeshauptmann Georg Andre Herr von und zu Kronegg am 13. Mai dem geschworenen kaiserlichen Bannrichter Otto Heinrich Kröll, den Freimann nach Gmünd zur Torquierung des Haintz abzuordnen. Am 16. Mai befiehlt Kröll wörtlich dem Freimann: „Dass Du nach der Herrschaft Gmünd pro Torquierung eines allda Zauberei halber verhafteten Dienstbuben auf den 22. Mai, damit des folgenden Tages die Tortur zeitlich fürgenommen werden sollte, zu Abend unfehlbar anlangen solleſt." Doch erst am Abend des 25. Mai stellt sich der Freimann dem Dr. Klettenhammer vor. Am folgenden Tage findet das peinliche Examen des Haintz im Schlosse Gmünd im Beisein des Bürgermeisters Paul Wenger, des Stadtschreibers Balthasar Zeiner und des Michael Hofer, sowie des Adam Regatschnig, beider des Raths, statt. Haintz wird auf die Reckstatt im Schlossthurm geführt, zur Aussage der Wahrheit mit scharfer Bedrohung vermahnt und zunächst über seine gütliche Aussage examiniert. Haintz hält an derselben fest und gibt nur noch mehr Umstände und mehr Genossen an. Hierauf werden ihm

Digitized by Google

noch speciell sieben peinliche Fragestücke vorgehalten. Sie zielten darauf hin, zu erfahren, wie oft Haintz bei den Zaubereien dabei war, ob er mitgeholfen und noch Genossen angeben könne. Im letzteren war er nicht verlegen, leugnete aber, bei den Zaubereien selbstthätig mitgeholfen zu haben. Deswegen nun und weil Bedenken aufstiegen, er gebe die Genossen theils aus Leichtfertigkeit, theils aus Passion an, wird er sodann ohne Gewicht aufgezogen. Er bittet, ihn herabzulassen, da er die lautere Wahrheit bekennen wolle. Hierauf gestand er, bei Machung der zwei Güsse auf Treffling habe er schieben und ziehen helfen und bekennt des weiteren seine öftere Theilnahme ein, wobei er wieder eine große Anzahl Complicen nennt, theils die alten und theils neue. Unter Anderem sagt er aus, er habe Dürre machen helfen auf dem Stangegg, indem er Feuer gemacht, damit der Todtenkopf, so sie zu dieser Dürre gebraucht, verbrannt ist worden, und dass er den Todtenkopf am Friedhofe geholt und auf die Alpe gebracht. Er gesteht auch, auf unbekannten Alpen, als schwere Platzregen gemacht wurden, welche das Gras verderben sollten, dabei gewesen zu sein.

Als man ihn dann abermals aufziehen wollte, hat er lamentier und vermeldet, er wolle noch mehr aussagen, man sollte ihn nur von der Tortur lösen. Es geschah. Hierauf nennt er neue Genossen, die Wetter machen geholfen haben, aber vom Teufel noch nicht eingeschrieben sind.

Hierüber wurde er ohne Gewicht aufgezogen und in der Luft hängend befragt, ob dasjenige wahr, was er wider sich selbst so gütlich als peinlich ausgesagt und über seine Genossen, deren Namen ihm vorgehalten werden. Er bekannte auf jeden einzelnen, es sei Alles wahr, was er ausgesagt, es gehe ihm, wie es wolle.

Darauf entließ man Haintz der Tortur und brachte ihn ins Gefängnis zurück. Am 27. Mai begaben sich die Beisitzer Wenger, Hofer und Zeiner zu ihm ins Gefängnis und befragten ihn in Güte. Er hält alles aufrecht bis auf drei Personen, die er fälschlich der Zauberei beschuldigt, weil er vermeinte, schneller von der Tortur loszukommen und die Beschuldigten ihn allzeit stark geplagt haben. Auch am 28. Mai wird Haintz ernstlich examiniert, worauf er abermals die gegen einige Personen erhobenen Beschuldigungen zurücknimmt.

Über alle diese Geschehnisse erstattet Kleitenhammer unterm 29. Mai dem Landeshauptmann Bericht. Mit der Tortur sei der

Digitized by Google

Wahrheit bei Caſpar Haintz nicht auf den Grund zu kommen, da er ſich vor derſelben ſolchermaßen fürchtet, daſs er alle Unwahrheit, auch unmögliche Dinge bekennen würde in der Hoffnung, dadurch der Pein zu entgehen. Auf Befehl des Landeshauptmannes wird endlich den 9. Juni 1653 das Malefizrecht niedergeſetzt. Das Urtheil lautete folgendermaßen: „Auf Klage und Antwort, Rede und Gegenrede, alles rechtlichen Für- und Einbringen, dann genugſam gerichtlich gepflogener Erkundigung, auch des Thäters ſowohl gütlicher als peinlicher Ausſage und Bekenntnis iſt durch den kaiſerlichen Baumichter, Rechtſprecher und Beiſitzer zu Recht dahin erkannt worden, daſs der vor Gericht ſtehende Caſpar Haintz, von Mätzdorf gebürtig, wie wohl er ſeiner verübten Zaubereien und dadurch Mäniglich zugefügten Schaden halben weit eine größere Strafe verdient hat, doch aus Verſchonung ſeiner Jugend und vielmehr Vorſorge ſeiner armen Seele ihm zu einer Strafe, anderen aber zu einem Exempel zur gewöhnlichen Richtſtatt geführt, allda mi dem kaiſerlichen Schwert vom Leben zum Tode gerichtet und ſein Körper mit dem Feuer zu Staub und Aſche getilgt werden, geſchehe ferner was Recht iſt." Am ſelben Tage wurde die traurige Execution vollzogen. Die geſammten Koſten derſelben einſchließlich der Verpflegung des Haintz ſeit ſeiner Verhaftung betrugen 190 fl. 7 kr.

Kleine Beiträge zur altkärntniſchen Ortsnamenkunde.

Von Dr. Richard Müller.

6. Debern und Turnfeld.

(Schluſs.)

Wir haben alſo dreimal **Liburnia**, einmal als **civitas** c. 752—769, zweimal, zweifelsohne als Thal oder Gebiet, c. 1060 (dazu **Lyburnia** mit Bezug auf das Ereignis des VIII. Jahrhunderts); einmal **Liburna** (**curtis**) 891; zweimal **Lurna** (**locus**) c. 975, c. 1065—75 (dazu **Lurna** der Fälſchung zum Jahre 891); einmal **uallis Lurna** c. 1030; einmal **Lurne** (Thal oder Gebiet) 1126; **comitatus Lurniensis**, zu **Liburnia**, und **comitatus Lurnensis** zu **Liburna** ſtimmend, 3+2mal 1022—1039 (dieſe Grafſchaft als **Lurno** angeblich ſchon 973), **Lurenveld** (für **Lurnvelt** mit dem aus der Liquida r abgelöſten Vo-

Digitized by Google

cal) zweimal, und mit Tausch n : l einmal **Lurlfeld**, zu Ende des 15. Jahrhunderts. Anders gewendet, von einem Bisthum und seinem Sprengel ist nicht mehr die Rede; aber noch von einem Orte **Liburnia : Liburna** (vgl. **Bagantia : Paginza Pegnitz, Radantia : Radinza** Rednitz oder Regnitz u. s. w.). bald althochdeutsch **Lurna**, mittelhochdeutsch **Lurne** (das angebliche **Lurno** von 973 könnte höchstens locativischer Dativ sein), welcher Ort dem Drauthale zwischen Möll und Lieser den Namen **uallis Lurna** (althochdeutsch ***Lurnatal**?), dem Gefilde erst viel später den Namen **Lurnvelt** leiht; und wie angeblich 816 das **confinium Tiburniense** (richtig **Carniense**) sich bis dahin erstreckt **ubi Draus** (d. i. **Drauus**) **fluuius oritur** (oben S. 20), so reicht der im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts von einem **Uodalscalh** verwaltete **comitatus Lurniensis** oder **Lurnensis** westlich über Lienz hinaus gegen Windisch-Matrei.

Nach einem Thema **lur- lurn-** zu fragen, darum für unsere altkärntnische Örtlichkeit in westdeutschen und westnorddeutschen Gegenden Umschau zu halten — selbst wenn man nicht mit Förstemann und Pichler (a. a. O. S. XCVI[a]) unbefugter Weise die Themata **lür-** (**laur-**) und **lurz-** einmengt — und endlich herauszubringen, Lurnfeld bedeute „Waldfeld" (wobei das nahe St. Peter **im Holz** Helferdienste thut): dies alles ist ganz müßige Spielerei. Wenn etwas, so ist aus den angeführten Belegen klar, dass ***Lurnia** (anzusetzen wegen **Lurniensis**) und **Lurna** seit etwa dem 10. Jahrhundert (ins 9. wird diese Contraction nur von Fälschern eingeschwärzt) durch Zusammenziehung hervorgehen aus **Liburnia** und **Liburna**; der Vorgang vollzieht sich vor unseren Augen: es ist mir unbegreiflich, wie Pichler dies bestreiten konnte. Ähnlich war vormals im Alterthume **Teurnia** aus **Tiburnia**: nur mit dem Unterschiede, dass die jüngere (mittelalterliche) Zusammenziehung auf Rechnung der Deutschen des 10. Jahrhunderts kommt, die antike auf die der Kelten — und dass bei letzterer (wie in **Segusium : Süsa**) eine Ersatzlänge, beziehungsweise ein Ersatzdiphthong sich ergab, in der mittelalterlichen Zusammenziehung aber der Vocal kurz bleibt. Auch dies lässt sich erklären. War nach deutschem Betonungsgesetze der Accent in **Liburna** auf die erste Silbe zurückgezogen und das b aufgelöst, so konnte sich das i hinter dem ihm verwandten l nicht halten, sondern verschmolz mit diesem und das kurze u blieb allein in der Aussprache übrig. Statt ***Liurna** ergab sich ***Ljurna Lurna**. Schon die also gewonnene Gleichung **Tiburnia**:

Digitized by Google

Teurnia = Liburnia: Lurn(i)a widerräth mithin die von Pichler vertheidigte Trennung beider Gruppen in zwei oder gar drei Orte. Noch unzulässiger wird letztere, wenn man sich erinnert, dass die Romanen anlautende Tenuis c, t zur Media g, d senken und dass anlautendes d in l übergehen zu lassen ein gerade im Lateinischen häufiger Vorgang ist, den Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 853—855 behandelt hat: Musterbeispiele lateinisch lacrima lingua levir aus *daerima (griechisch δάκρυ) *dingua (gothisch tuggô, althochdeutsch zungâ), *devir (griechisch δᾶήρ), oder inlautend Ulixes aus Ὀδυσσεύς. Folglich setzt Liburnia aus Tiburnia eine jüngere romanische Zwischenform *Diburnia voraus[1]). Unbefangenem Sinn ist diese gelehrte Vermittelung gar nicht nöthig: er wird es sofort als Künstelei erkennen und verwerfen, ein in ganz derselben Gegend erscheinendes und auch zeitlich das alte Tiburnia fortsetzendes Liburnia örtlich von jenem loszureißen, und Lurna, beziehungsweise das Lurnfeld von allen beiden. Was Pichler zur Begründung dieser Zerreißung vorbringt (oben S. 16), ist taubes Gestein. Die Einrede aber, der antike Ort sei ja um das Jahr 600 von den Slaven zerstört worden, kommt gegen diese natürlichen und sprachlichen Erwägungen nicht auf. Gänzliches und sofortiges Erlöschen des romanischen Lebens ist — hier wie anderswo (Niederösterreich ausgenommen) — deshalb nicht anzunehmen (ich spreche sogleich davon), und es thut gar nichts, wenn das mittelalterliche Liburnia etwa nicht genau auf der Stelle des zerstörten antiken Tiburnia erbaut ward, sondern etwas mehr flußauf- oder flußabwärts: derlei Verrückungen sind auch sonst bezeugt, die Continuität tasten sie nicht an.

Dass die Romanen des tiburniensischen Gebietes von den Slaven nicht ausgerottet wurden und erst viel später der steigenden Fluth der deutschen Besiedelung erlagen, dies folgt sogleich unwiderleglich aus dem (jetzt verschollenen) Orte Walaha, den die Freisinger Urkunde von c. 975 mit Lurna und Lisara zusammen und als diesen benachbart nennt. Die Carantanien im 8./9. Jahrhundert besiedelnden Deutschen — die Franken Pipins, die Baiern der Agilolfinger — sie fanden somit an der Lieser und im Lurnfelde noch Romanen, althoch-

[1]) Bekanntlich heißen die Dalmater in alter Zeit Liburni und Strabo gibt ihnen eine Stadt Liburnia (Zeuß, Die Deutschen, S. 253). Aber dass Erinnerung an diese Namen bei Umwandlung von *Diburnia in Liburnia irgendwie eingeholfen hatte, ist weder erweislich noch auch wahrscheinlich.

Digitized by Google

deutsch **Walhê**. Auch haben nur Romanen, nicht Slovenen, den Deutschen den Flußnamen **Lesura** überliefert, so daſs letztere daraus ***Lisura, Lisara** machen konnten (oben S. 19); die Slovenen nennen den Fluß mit Tausch l : j und Umdeutung auf jezero „See" — an sich nicht uneben wegen des nahen Millstätter Sees, dessen Ausfluſs die Lieser aufnimmt — **Jezero** (Kaemmel 1, 147 f.) Endlich ist das im Möllthale am westlichen Ende des Lurner Gebietes gelegene **Kolbnitz** (Cholminoze 1126, S. 22) höchst wahrscheinlich eines der vielen antiken **Calamantia**, die in westdeutschen Gegenden zu „Kalmunz", „Kelmunz" werden und deren reine Verdeutschung in Kärnten und Niederösterreich durch slavische Mitarbeit einigermaßen getrübt wird.[1])

Der Schluſs für **Tiburnia : Liburnia**: althochdeutsch **Lurna** ergibt sich daraus von selbst.

Die oben für Liburnia angeführten Belegstellen lassen überhaupt blicken in das Völkergemische Oberkärntens, zumal des Lurnfeldes im frühesten und früheren Mittelalter[2]). Dies hat auch Pichler herausgefühlt, nur leider durch seine unmöglichen und dabei ergebnislosen Etymologien sofort wieder verwischt und verdunkelt. Ich kann unmöglich im Einzelnen darauf eingehen und nur zur Charakterisirung dieses Versuches hervorheben, daſs **Lurna** germanisch oder lieber keltisch sein soll, **Teurnia** keltisch allein, **Freſsnitz** (**Frezna** c. 1060, oben S. 21) gleichwie Friesach Erinnerung an die Friesen (!) oder wieder keltisch, ebenso die Lieser (oben S. 19 f.); Malta, Möll, Molzbüchel, Millstatt sollen der Wurzel nach zusammengehören und durch die Bank deutsch sein — wofür die heterogensten deutschen Themata Förstemannischer Factur ins Gefecht treten — ja sogar **Pusarnitz** (**Bosarniza** in der Urkunde, von 1060) u. s. w. Wie man sieht, fallen bei Pichler die Slaven ganz durch: aber die Kelten und Germanen haben keine Ursache sich dieser Bevorzugung zu freuen, denn das Keltisch und das Germanisch, das er ihnen gibt, weiß nichts von Sprachgesetzen und besteht zumeist aus Hirngespinsten seiner Gewährsmänner. Entwirren wir nur mit ganz oberflächlicher Hand dies Durcheinander, so haben die Keltoromanen Oberkärntens die Völkerwanderung über-

[1]) Ausführlicher legt dies in anderm Zusammenhange dar mein Aufsatz „Wien und die Germanen", der in den „Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich" 1894 erscheinen wird.

[2]) Besonders gilt dies von der soeben betrachteten Urkunde von c. 975, die deutsche und slavische Hörige mit ihren Namen ununterschieden in Menge aufzählt.

Digitized by Google

dauert und auch gegen die eindringenden Slovenen in Resten sich behauptet; sie haben **Tiburnia** nach romanischen Sprachgesetzen zu ***Diburnia** und zuletzt **Liburnia** gewandelt — man kann in dieser Differenzirung die nach der Zerstörung der antiken Stadt an benachbarter Stelle als Fortsetzung neuerbaute mittelalterliche ausgedrückt sehen — sie haben, als **Walaha** auf dem Lurnfelde noch am Ende des X. Jahrhunderts ausdrücklich bezeugt (S. 21), den Namen des **Dravus** und der **Lesura**, sowie des Ortes ***Calamantia** über die Köpfe der Slaven hinweg, die nirgends in der Welt antike Namen in directer Fortpflanzung behielten, den Hochdeutschen zu neuem Fortleben übergeben und sind dann erst im ungleichen Kampf ums Dasein erstorben. Die Deutschen entwickelten **Liburna** zu **Lurna, Lurne, Lesura** zu **Lisara**, ***Calamantia** zu **Chalaminza**, das sich aber leichte slovenische Färbung zu **Cholminze** mußte gefallen lassen; sie benannten **Mulzpuhil** (so 1066, d. i. Malzbühel, mit dem im Ablaute zu **malz** stehenden **mulz**, und dem Sinne nach was der obersteirische Prebühel zwischen Vordernberg und Eisenerz = Brenbühel), **Baltramesdorf** und **Milistat** („Stätte des Milo“ [1]); und sie unterwarfen — hier wie überall — was slavisch benannt war, als **Malentina** (Malta, von **malŭ** „klein“ [2]), **Molna** (die Möll, von **mlŭnija** „Blitz“ [3]), **Bosarniza** (von **božurŭ** „Safran“? [4]), **Frêzna** (gleichwie **Frisah** von **brêza** „Birke“ [5]), **Goriah** (aus altslovenisch **gorje** von **gora** „Berg, Bühel“ [6]) ihren eigenen Lautgesetzen und bequemten es ihrer eigenen Aussprache an. Dem Überblicke zeigt sich das Lurnfeld als lange behauptete romanische Sprachinsel, die, von den Slovenen nur gestreift — ihnen gehören hier nur **Bosarniza Frêzna Goriah** — nachmals ganz an die Deutschen fiel.

Die beiden an der Spitze dieses Aufsatzes stehenden Fragen erscheinen damit beantwortet. Ist romanisch **Liburnia Liburna**, das die Altdeutschen zu **Lurna** verkürzten, mit differenzirtem Anlaute, worin

[1]) Sieh den zweiten dieser meiner „Kleinen Beiträge“, im März- und Maiheft der „Carinthia“ 1892.

[2]) Miklosich, Slavische Personennamen nº 213; Ortsnamen aus Personennamen nº 186.

[3]) Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 1891, S. 298—301.

[4]) Miklosich, Slavische Ortsnamen aus Appellativen nº 29; Blätter für Landeskunde 1893, S. 90 f.

[5]) Miklosich, Slavische Ortsnamen aus Appellativen nº 22.

[6]) Miklosich, a. a. O. nº 119.

Digitized by Google

auf seine Weise der Unterschied der mittelalterlichen Stadt von der antiken zum Ausdrucke kommt, sprachlich und örtlich eins mit dieser letztern, eins mit altkeltisch Tiburnia, das in der Umgangssprache Teurnia lautete: so kann nicht wohl dieses auch in Debern auf dem Lurufelde nachleben. Da an die Belagerung Tiburnias durch die Ostgoten am Ende des 5 Jahrhunderts keine germanische Fortentwickelung des Namens sich knüpfen läßt, zumal die althochdeutsche Verschiebung des Anlautes (z- aus t-) fehlt, wäre directe Überlieferung aus dem Alterthum ohnedies nur zu behaupten unter der Voraussetzung, daß die kärntnischen Deutschen des 8./9. Jahrhunderts von den Romanen an der obern Drau nicht mehr **Tiburnia** gehört hätten, sondern bereits jenes im Anlaute gesenkte ***Diburnia** (S. 55). Nun ergab sich uns aber, daß diese blos theoretisch aufzustellende Zwischenform vor dem Eintreffen der Hochdeutschen in Kärnten liegen müsse und diese jedesfalls nur den allerletzten Ausläufer der Entwickelung des Stadtnamens auf romanischer Seite zu hören bekamen, nämlich **Liburnia**. Und woher käme die Brechung (dëb- aus dib-) bei erhaltenem u der Ableitung **-urnia** (vgl. das S. 19 f. zur Lieser Bemerkte)? oder wie dürfte man (wegen **-ern** in Debern) eine modificirte Grundform *Dibarnia aufstellen? Dies alles ist nichts. Debern[1]) muß slavisch, der Anklang an den antiken Stadtnamen Zufall sein. Bei dem Abgange urkundlicher Zeugnisse für den Ort (mir wenigstens sind keine bekannt) jedoch läßt nicht wohl ausmachen, ob altslavisch dabū „Baum, Eiche" oder dibrī „Thal, Gießbach" (Miklosich, Slavische Ortsnamen aus Appellativen n° 75. 95) zu Grunde liege. Döbriach bringt Miklosich ohne Belege als neuslovenisch dobrijah unter der ersten, als debrije (aus *dībrijane) unter der zweiten Nummer; einen steirischen Bach Doberna, dem scheinbar Debern zunächst stünde, unter dabū.

Die Ergebnisse vorliegender kleiner Untersuchung versinnliche folgender Stammbaum:

Altkeltisch **Tiburnia**, vulgär **Teurnia**

|

romanisch (ab 6. Jahrhundert?)

***Dibúrnia**

|

[1]) Warum schreibt Pichler a. a. O., p. XCVII[a] — und nach ihm Kaemmel — „Tebern"?

Digitized by Google

romanisch (8./9. Jahrhundert)
Libúrnia Liburna
|
althochdeutsch (durch *Líburnja *Líburna)
seit dem 10. Jahrhundert **Lurna**
|
mittelhochdeutsch (ab 11./12. Jahrhundert)
Lurne.

Die Appellativa gora und dolŭ in den Ortsnamen Kärntens.

Von Prof. Joh. Scheinigg.

(Schluſs.)

II. dolŭ.

1. Ein in einer Thalsenkung gelegenes Dorf heißt am einfachsten Dol = das Thal. So ist benannt Duel bei Paternion. Da der Ort jetzt auf deutschem Sprachgebiete liegt, so ist er ein interessanter Zeuge dafür, daſs die dialectische Differenzierung des langen o zu ue, wie sie heutzutage in den slovenischen Dialecten Kärntens zu beobachten ist, schon in sehr frühe Zeit zurückreicht. Als Flurname verwendet finden wir das Wort im Villacher Urbar des Martin Beheim (1579): im Duel, Duell, im untern Duell bei Schmölzing, Gemeinde St. Martin bei Villach, im Gurker Urbar (c. 1500): im Duhell, Duell unter der Alm im Amte Mettnitz; bei Guttenstein 1561: im Duel (Reg. v. Ebernd. 1561) und der Dolgraben in der Gemeinde Rosegg. Das letzte ist eine ähnliche Tautologie wie oben Görzberg. Auch Dullberg bei Wieting scheint hieher zu gehören.

2. Das Suffix -janinŭ bildet mit dolŭ die Form Doljanin, was den Bewohner eines Dol genannten Ortes bezeichnet. Davon die zahlreichen Doljani oder Dolje, deren Local in verschiedenen dialectischen Nüancierungen als Dullach, Duelach, Döllach, Dellach, Dielach in das Deutsche aufgenommen wurde. Orte des Namens Doljani oder Dolje befinden sich in den Gemeinden Ferlach, Ponfeld, Maria-Saal, Lendorf, Moosburg, Schiefling, Toppelsdorf zweimal, Tainach 1518: Dullach (Reg. v. Ebernd. 115), Egg, Emmersdorf 1579: untern Duell; Maria-Gail, Rosegg, Velden c. 1143 Dulach,

Digitized by Google

Wernberg, Haimburg 1330 Duelach (Arch. f. vat. Top. 35), St. Kanzian zweimal, 1431 Dull (Reg. v. Eb. 55), Sittersdorf 1599: Duellach (l. c. 185); Dörfl. Endlich als Flurname bei Kötmansdorf und Niederdörfl. Das in der Gemeinde Toppelsdorf liegende Dolje heißt im Victringer Urbar von 1488: Teller, Tellern, Ober-Teller, und in dem von 1515 Obertellern, heutzutage Töllern. Ich glaube, dieses ist nichts anderes als Thalern und ist als elliptischer Ortsname zu fassen: bei den Thalern = bei den Thalbewohnern. Es wäre somit Tellern nach Analogie von Dolje gebildet, ähnlich wie unzweifelhaft Farchern (bei Klagenfurt), d. i. bei den Farchern, Pichlern, d. i. bei den Pichlern, Winklern, d. i. bei den Bewohnern des Ortes **Winkel**, nach Analogie der slovenischen Ortsnamen **Borovlje, Goriče, Voglje** gebildet sind. Nun wird es auch begreiflich, warum gerade diese Form der elliptischen Ortsnamen, die eigentlich die Bewohner eines nach einem Appellativ benannten Ortes bezeichnet, auch deutschem Sprachgebiete so häufig ist. Sie sind theilweise durch den Einfluss oder durch Übersetzung der slovenischen mit dem Suffix **-janinŭ** gebildeten Ortsnamen entstanden.

In der Form Döllach erscheint der Ortsname zweimal: Döllach im Möllthal, das Valvasor 1688 auch Tällach schreibt, und ein Döllach wurde 1348 vom Dobrač verschüttet.

Dellach giebt es mehrere, nämlich bei Kötschach, in der Gemeinde Steindorf; bei Greifenburg; bei Milstatt c. 1070 Dölach (Redlich **act. Tirol I.** 88); St. Georgen am Längsee; Herzendorf 1248 Delach, 1488 Dölach; Landskron 1579 Dellach; Radentheiu.

Endlich finden sich Orte, die Dielach genannt werden, in den Gemeinden Pfannhof c. 1500 Duelach (Gurk. Urb. im Amte Rastenfeld); Straßburg c. 1500 Duelach (Gurk. Urb.) und Weitensfeld.

Zusammensetzungen mit dol sind: Črezdol bei Kötmannsdorf 1204 **ceresdol** (Auk. Reg.) überliefert. Ferner **Zadoljani** in den Gemeinden Unterferlach 1488 Sydolach, Seydolach, 1515 Seidolach geschrieben, Pörtschach am See 1303, 1488, 1515 Niederdorf beim See, heutzutage jedoch von den Deutschen Sallach (aus Zadoljah) genannt. Wahrscheinlich ist auch Sallach bei Luggau so zu erklären, während Sallach bei Himmelberg urkundlich Scalach überliefert, von **skala** = Fels, Stein abzuleiten ist. Als Flurname erscheint **Zadolje** bei Köttmannsdorf. Ein Deminutiv von dol ist dolec, davon Dolz bei Weitensfeld, 1175 Dolz, und der Flurname 1579 aufm Dolz bei **Völkendorf in der Gemeinde St. Martin bei Villach.**

Digitized by Google

Podolec (= po + dolec) nennt der Rosenthaler das untere Rosenthal, während die obere Hälfte Rož heißt.

Dolič ist ein Flurname bei Kötmannsdorf. Ein Derivat von dol ist dolina. Eine Ortschaft Dolina befindet sich bei Grafenstein; der Flurname Dolina kommt vor bei Hohenthurn und in Turdanitsch bei Maria Gail 1579 Tolina. Das Deminutiv von dolina lautet dolinica. Dieses liegt dem Ortsnamen Dölnitz in der Gemeinde Steierberg zugrunde. Dolinica nochmals verkleinert giebt dolinčica. Von diesem sind gebildet mit Hilfe des Suffixes -janinŭ die Ortsnamen Dolinčiče in den Gemeinden Feistritz bei Bleiburg, Galizien 1570 Tolientscher Gemain (Reg. v. Ebernd. 153) und Rosegg; auf diesem beruht auch Dolintschig bei Steindorf.

Ein im dol wohnender Sasse heißt Dolnik = Thaler, davon der Ortsname Dolling bei Mauthen.

Von dol sind ferner abgeleitet Dolnja ves (Unterdorf) bei Bleiburg und Dolinja ves 1236 Niderndorf (Arch. f. v. Top. 9) in der Gemeinde Waisenberg.

Die Ortschaft Gottesthal heißt slovenisch jetzt Skočidol, was durch dialectische Verderbnis aus Kačji dol (= Schlangenthal) entstanden ist, wie schon Kozler 1854 und nach ihm Krek (Einl. in die slav. Literaturg., 2. Aufl., 1887 p. 555) erklärt haben. Ob nicht auch Kadöll im Glanthal so zu erklären ist?

Die Zahl der nach dol und dessen Derivaten benannten Orte und Fluren beträgt demnach 62, wovon 25 auf jetzt deutschem Sprachgebiete gelegen sind. Beide Appellativa gora und dol zusammen ergeben die stattliche Summe von 161 Ortsbezeichnungen, von welchen 54, genau ein Drittel, auf die deutschen Gegenden entfallen.

Solche Ergebnisse sind doch wohl geeignet, die von Muchar aufgestellte, neuerdings von Baron Hauser aufgenommene und weiter ausgeführte Behauptung, dass die deutsch-slovenische Sprachgrenze schon vor 1000 Jahren so verlaufen habe wie heutzutage, als mit der topographischen Statistik im Widerspruche stehend erscheinen zu lassen. Bei Muchar freilich hatte die Toponomastik keinen Einfluss, da sie sich eben in ihren Anfängen befand. Heutzutage liegen jedoch die Dinge anders.

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen.

In „Carinthia I", 84. Jahrgang, 1894, 1. Heft, Seite 31, im Literaturberichte über „Camillo Sitte, Erhaltung des Gurker Domes und dessen Materialien" wird angeführt: „Sehr gewagt ist auch die Seite 54 gemachte Behauptung, dass das Materiale des ganzen **Domes** aus dem auch für unsere Verhältnisse stark entfernten Brüchen bei Pörtschach am Wörthersee genommen sei. Die Brüche für den Dom hat mir in Gurk ein Steinmetz im nördlichen Höhenzuge angegeben."

Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht der Umstand, dass auf der Südseite der Kirchenmauer, wie Jedermann leicht sehen kann, sich ein Urkalkquader befindet, welcher deutlich einen Spatheisensteingang enthält. Solche Spatheisensteingänge kommen in dem Marmor von Pörtschach am Wörthersee nicht vor, sind dagegen häufig in dem gelblichen Lagerkalke des Spatheisensteinzuges, der aus dem Lavantthale über Pölling, Hüttenberg und Weitschach nach Friesach streicht. Auch zeigt die Structur des Urkalkes, aus dem der Gurker Dom gebaut ist, vollkommene Ähnlichkeit mit dem Lagerkalke des genannten Erzzuges. Es spricht das deutlich für die Ansicht, dass die Quadern des Gurker Domes nicht von Pörtschach am Wörthersee stammen, sondern aus einem nördlichen Höhenzuge, und zwar höchstwahrscheinlich aus dem Eisenspath führenden Urkalke in der Kulmitzen südwestlich von Friesach, wo ein größerer Steinbruch existiert. F. Seeland.

Das Grabmal Bischof Heinrich I. von Bamberg in der Minoritenkirche zu Wolfsberg. Bei Revision der Druckschriften, welche der Geschichtsverein durch Tauschverkehr erwirbt, fand ich im 38. Berichte über Bestand und Wirken des historischen Vereines für Oberfranken zu Bamberg 1875, S. 83 ff. einen Aufsatz von Joseph Metzner, betitelt: „Die Grabstätte des Bamberger Bischofs Heinrich von Schmiedefeld", welcher, obwohl von Interesse für Kärnten, kärntnerischerseits noch keine Beachtung gefunden hat. Bischof Heinrich gründete nämlich circa 1242 das Minoritenkloster in Villach (Frieß im Archiv f. öst. Gesch. 64, 113) und starb zu Wolfsberg 1257 (**Notae sepulcr. Babenberg. Mon. Germ.** S. S. 17, 641). Er verlangte, dass sein Haupt in der nun seit 1816 profanierten Kirche beigesetzt werde (Mayer in der Carinthia 1820 n. g.), was auch geschah, und bezeichnet die Bamberger Chronik einen Ort unter dem Chore nächst dem Hochaltare zur Epistelseite als Grabstätte. Nach dem Brande von Wolfsberg am 10. October 1661, dem auch das Minoritenkloster sammt der Kirche zum Opfer fiel, wurde beides neu aufgebaut. 1676 erweiterte der Vicedom Franz Otto Kottwitz von Aulenbach die Klosterräume und erbaute eine Capelle zu Ehren des heiligen Antonius von Padua mit einer Gruft für die Mönche in der Kirche, in welcher Capelle ein Sarkophag für den Stifter Bischof Heinrich I. aufgestellt wurde. Von diesem nun verschwundenen Sarkophag hat sich, wie Metzner aufmerksam macht, eine Federzeichnung im kgl. Archive zu Bamberg erhalten, welche dem Aufsatz in lithographischer Abbildung beigeschlossen ist. Der Bischof liegt in vollem Ornate auf einem Bette. Sein Haupt ruht auf einem Polster, die Hände sind über den Unterleib gekreuzt. Zur linken Seite sieht unter dem Gewande der Knotenstrick heraus, da nämlich der Bischof selbst dem Franciskanerorden angehörte. Zu beiden Seiten des Hauptes

Digitized by Google

steht rechts und links je ein Engel, in der rechten Hand eine brennende Kerze haltend, die linke über die Brust gelegt. Zu Füßen des Bischofes steht hinter dem Bette ein dritter Engel, welcher sich zu dem Todten neigt und mit beiden Händen ein Rauchfäs schwingt. Auf der Vorderseite des Bettes gewahren wir ein Wappenschild, welches im ersten und dritten Quartier das Wappen des Bisthums, im zweiten und fünften das bischöfliche Familienwappen zeigt. Wie Metzner erzählt, waren auf der Wandfläche hinter dem Denkmale Mitra, Schwert und Bischofsstab in Hautrelief ausgeführt und mit jonischen Capitälen geschmückte Lisenen schlossen den Hintergrund ab. A. v. Jaksch.

„Unterm Hütel spielen." In der heiligen Weihnacht, in der selbst die Thiere leise miteinander reden sollen, ist es Brauch im Metnitzthale wie auch anderwärts, „unterm Hütel zu spielen". Dreizehn Hüte werden auf den Tisch gestellt und unter jedem etwas gelegt, das eine gewisse Bedeutung hat. Unter dem einen ein Goldring, unter dem anderen ein Blumenkranz, unter dem andern ein Messer, weiter ein Geldstück, weiter ein Tuch, in welchem Tuchlappen eingewickelt sind. Nun kommen die Leute herein, sie wissen nicht, was unter jedem der Hüte verborgen ist. Da sucht einer lange herum, endlich hebt er einen Hut auf und darunter liegt der Blumenkranz, also wird er das nächste Jahr sterben. Der den Ring erhält, wird sich verehelichen, das Tuch mit den Lappen, er wird das nächste Jahr wandern, Messer bedeutet Fleischhacker, Geldstück, wird reich werden.

Fr. Franziszi.

Literaturbericht.

„Im Wolschart." Graz 1894. Druck und Verlag „Leykam". Im Jahre 1856 erschien in der „Carinthia" eine Erzählung unter dem Titel „Das Bild im Walde", welche von Conrad Linder nach einer alten Räubersage bearbeitet worden ist und welche sich im berüchtigten Wolschartwalde und seiner nächsten Umgebung, sowie im einstigen Frauenkloster St. Georgen am Längsee abspielt. Der in den Catastralgemeinden Dellach und Osterwitz einliegende, an 700 Joch umfassende Wolschartwald war noch in letzter Zeit ein gut bestockter, dichter Föhrenforst, der sich hinter St. Veit bis nach Dürnfeld hinauf ins Krappfeld erstreckte, und durch den sich fast eine Stunde lang die Reichsstraße, die über Friesach nach Obersteier und Wien geht, dahinzog. Noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Wald der Aufenthalt von Räuberbanden und Wegelagerern, die den harmlosen Reisenden oder durchziehenden Kaufmann gewaltsam seiner Habe entledigten. Jetzt ist der Wald an den Holzindustriellen Stefan Kleinszig von dem Besitzer des Gutes St. Georgen am Längsee, zu dem er gehörte, um 106.000 fl. verkauft worden, der Axt fällt um Stamm um Stamm zum Opfer und es lichten sich die dunklen Schlupfwinkel dereinst verübter Verbrechen. Hinter St. Veit, am Eingang in den Wolschart, sieht man noch die Mauerreste des einstigen Galgens auf einem Bühel stehen, wo so mancher Raubgeselle und Mordbrenner seine schwarze Seele aushauchte. Zur Zeit des Ausganges des dreißigjährigen Krieges war der Wald als Räuberherberge am berüchtigsten. In diese Zeit fällt auch die Handlung der Sage, welche unser vaterländischer Dichter Ernst Rauscher sich zum Vorwurf eines

Digitized by Google

Epos genommen hat. Das Sujet ist kurzgefasst folgendes: Durch die Eifersucht einer Köhlerstochter, Brigitte genannt, gelangt deren Freundin Priska, die im Kloster St. Georgen am Längsee bedienstet ist und der der schmucke Junker Otto von Glauthal seine Gunst und sein Herz zugewandt, indess Brigitte resultatlos nach ihm fahndet, infolge eines geplanten Ueberfalles in die unterirdische Burg der „Wolschartritter", die das Wegelagerergewerbe **en gros** betreiben. Der Bande, der auch der Köhler Bernhard, der Vater der schwarzäugigen Brigitte, als Raubgenosse angehört, steht ein sicherer Curt als Hauptmann vor. Infolge eines Zechgelages, das die Räuber nach einem ausgiebigen Raubzug abhalten, macht der Wein seine Wirkung, sie werden alle berauscht, und diesen Moment benützt die blauäugige Priska mit den goldnen gewellten Haarlechten, um zu entfliehen. Planlos eilt sie durch den Wald und sinkt von Schreck erfasst und vom dornigen Irrwege ermattet, bei einem Gnadenbilde im Walde ohnmächtig zusammen. Dort trifft sie Junker Otto, dessen Schloss die Mordbrenner angezündet, der sich mit seinen Reisigen auf der Streifung und Suche nach den Brandlegern im Walde befindet, und bringt die Arme, nachdem sie ihm von ihrer Flucht aus der Räuberhöhle Mittheilung gemacht hatte, in die Obsorge Brigittens, wo sie in der Köhlerhütte eine schwere Krankheit durchzumachen hat. Otto hat mittlerweile die Wolschartritter dem Galgen überliefert und ihr Raubnest zerstört. Priska geht der Genesung entgegen. Bei ihrem ersten Ausgang trifft sie mit Otto zusammen, der ihr seine Liebe gesteht und ihr Herz und Hand anbietet. Gelegentlich dieser Scene, zu der sich später auch Brigitte gesellt, erfährt sie von der von Reue und Gewissensqual gemarterten Brigitte, dass sie infolge eines mit dem Köhlerburschen Peter geschlossenen Complots auf deren Veranlassung in die Räuberburg gebracht worden war. Otto erklärt die falsche Freundin Priska's Freundschaft nicht wert und wünscht, dass diese als sein Weib all' die Unbill vergessen möge. Priska weist jedoch den Antrag mit dem zurück, dass sie bei der Flucht aus der Höhle ein heiliges Gelübde gemacht, wornach sie im Falle, als ihr die Flucht gelingt, ihr Leben der Gnadenmutter weihen wolle. Da sie auf ihrem Beschluss beharrt, kommt eine Verbindung der Beiden nicht zustande, sie geht ins Kloster St. Georgen am Längsee, wo dereinst auch Wallenstein's Tochter Thekla geweilt, und nimmt — den Schleier. Dieses der kurze Inhalt der in fünf Abtheilungen metrisch hübsch bearbeiteten Sage. Die Dichtung kann als eine gelungene bezeichnet werden. Die Charaktere eines Otto, Peter, Curt, Sepp und der beiden Mädchen Priska und Brigitte, sowie der Äbtissin Cordula sind scharf gezeichnet, die Verse sind fließend und voll Wohlklang und einzelne Partien sind von solcher Anmuth und Innigkeit der Empfindung umduftet, dass man an deren Gelingen seine rechte Freude hat. Die Ausstattung des Büchleins ist eine sehr geschmackvolle, dem Inhalte würdige, und steht es zu erwarten, dass dasselbe eine recht weite Verbreitung finden wird.

Rudolf Waizer.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

84. Jahrgang.

Nr. 3.

Klagenfurt 1894.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Über bemalte Urkunden im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines zu Klagenfurt. Von Professor Dr. F. G. Hann 65

Biographisches über Hanns Gasser. Von Rudolf Waizer 72

Das Paradeis-Spiel. Mitgetheilt von Simon Laschitzer 80

Kleine Mittheilungen:

Beiträge zur Kunsttopographie Kärntens. Mitgetheilt von Prof. F. G. Hann

1. Die Filialkirche Maria Höfl bei Metnitz 90
2. Die Filialkirche zu Gayach im oberen Drauthale 92
3. Die Kirche St. Ruprecht zu Staudachhof 93

Hirtenlieder aus dem Möllthal. Mitgetheilt von Fr. Franziszi . . . 94

Die Nonne. Von Fr. Franziszi 95

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 3. Vierundachtzigster Jahrgang. 1894.

Über bemalte Urkunden im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines zu Klagenfurt.

Von Professor Dr. F. G. Hann.

Urkunden mit farbigen Bildern sind bekanntlich selten. Um so größere Beachtung verdienen drei bemalte Indulgenzbriefe, die noch unbekannt sind und sich im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines befinden. Die älteste und beachtenswerteste dieser Pergamenturkunden gehört zu der merkwürdigen Gruppe jener in Avignon zur Zeit des Pontificates Papst Johannes XXII. ausgestellten Indulgenzen und hat nicht blos eine kirchliche und diplomatische, sondern auch eine kunstgeschichtliche Bedeutung, auf welche hier eingegangen werden soll. Die Urkunde, 83 cm breit und 60 cm lang, ist im Besitze des Fürsten Rosenberg und wird gegenwärtig im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines verwahrt. Sie ist am 24. Juni 1334 zu Avignon ausgestellt und zwar für die Schlosscapelle des Schlosses Stein bei Oberdrauburg, Erzdiöcese Aquileja, welche Burgcapelle zu Ehren der heil. Maria, des heil. Pancratius und der heil. drei Könige, wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt, gegründet war.[1]) Es wird allen Christgläubigen, welche an den Altären der Kirchenheiligen beten, eine Indulgenz von vierzig Tagen verliehen. Einleitung und Stil ist formelhaft, es werden, wie in den ähnlichen Urkunden dieser Art aus Avignon,

[1]) „Capella in castro ad lapidem super aquam Trab (Drau) Aquilejensis diocesis fundata in honorem Sancte Marie, Sancti Pancratii et trium regum."

Digitized by Google

die Bischöfe genannt, und zwar hier 18 an der Zahl, welche die Urkunde ausstellten.[1]) Die Siegel derselben in den Blechkapseln sind nicht mehr erhalten, hingegen hängen noch 18 Hanfschnüre an der Urkunde, welche die Siegelkapseln der 18 Bischöfe trugen. Die Namen der bischöflichen Aussteller der Indulgenzen sind, worauf schon Nordhoff in seiner für die Kenntnis der illustrierten Urkunden aus Avignon grundlegenden Abhandlung in Löhers archivalischer Zeitschrift V., p. 143 ff. hingewiesen hat,[2]) oft schwer zu bestimmen. Nach Gams, Series Episcop. vermag ich jedoch die meisten Aussteller, dalmatinische, italienische, griechische und orientalische Bischöfe, zu ermitteln, was ich in der Anmerkung angebe.[3])

Fragt man, woher es denn kam, dass für eine Schlosscapelle in Kärnten zu Avignon eine Indulgenz ausgestellt wurde, so gibt uns eine Notiz Beda Schrolls im Archive für kärntn. Topographie XV. S. 20 einen willkommenen Aufschluss. Bischof Lorenz I. von Gurk war nämlich Gesandter Österreichs in Avignon und starb dort am 5. August 1337. Wenn man auch nicht die Behauptung aufstellen kann, dass *dieser* den Ablass für Stein erwirkte, so zeigt diese Nach-

---

[1]) **Universis sancte matris ecclesie filiis, ad quos presentes litterae pervenerint, nos miseratione divina Guilelmus Antiparensis archiep., Gorzias Veltrensis et Belunensis, Petrus Montismaranus, Bonifacius Carbaviensis, Nicholaus Scarpatensis, Gerardus Epicensis, Alamannus Suanensis, Thomas Timensis, Johannes Terrae Albensis, Guilelmus Taurisiensis, Philippus Salonensis, Natubene Avalinensis, Andreas Coronensis, Vincentius Maranensis, Raymundus Catarensis, Thomas Dulcinensis, Galganus Aleriensis et Nicholaus Olinensis.**

[2]) Nordhoff a. a. O. handelt über Avignonenser Urkunden aus der Zeit der Päpste Johannes XXII. und Benedict XII., welche für westfälische Kirchen ausgestellt wurden und in den Archiven von Osnabrück und Münster liegen. Man vergleiche über derartige Indulgenzen ferner Uhlirz, Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung XI. p. 450—452 (auch Urkundenbuch ob der Enns VII. p. 6.)

[3]) Wilhelm Erzbischof von Antivari, Peter II. von Monte marano (Königreich Neapel), Bonifacius von Corbavia, einer dalmatinischen Diöcese, jetzt Zeng (Kroatisches Litorale). Thomas Dimensis ist muthmaßlich Thomas von Stein in Dalmatien; Johannes Terrae Albensis ist Johannes Rubeo von Terralba in Sardinien. Wilhelm Taurisiensis ist ein Dominicaner de Zigiis in partibus (Nordasien). Andreas Coron war ein griechischer Bischof, ebenso Nicolaus Olinensis. Galganus ist als Bischof von Aleria (Sardinien) zu dieser Zeit nachweisbar. Raimund war Bischof von Kattaro, ein Carmeliter (1331—1334 nachweisbar), Thomas von Dulcigno. Die Bischöfe von Salona, Veltre, Belluno und Avellino (Königreich Neapel) sind ebenfalls unter den Ausstellern.

Digitized by Google

richt doch so viel, dass es an Beziehungen kirchlicher Würdenträger Kärntens zu Avignon nicht ganz fehlte. [1])

Gehen wir nun zur Beschreibung des bildlichen Schmuckes der Avignonenser Urkunde über.

Wie in allen Indulgenzen aus Avignon ist das U in Universis **sancte Matris** als große Initiale in Gold gemalt und enthält die größte Miniatur, und zwar in der Mitte Gott Vater sitzend, der den gekreuzigten Sohn in den Armen hält, rechts davon einen knienden Mönch mit dem Spruchbande, das die Inschrift in Minuskeln trägt, **sancta trinitas unus deus miserere nobis.** Links sieht man die Vollgestalt der Madonna stehend mit dem Kinde im Arme. Der Schöpfer thront in einer romanischen Halle, ein gemusterter Grund nach Art eines Vorhanges bildet den Hintergrund. Auch das R des Wortes Universis ist, wie es nach Nordhoff [2]) auch bei anderen derartigen Urkunden aus Avignon vereinzelt vorkommt, als goldgefärbte Majuskel mit farbiger gothischer Blattwerkverzierung auf farbigem Grunde gebildet, ebenso das S und M, die Initialen der Worte **Sancte Matris.** Hingegen ist das Wort **ecclesie** schon in die zweite Zeile gerückt, daher in einfacher Minuskel gebildet und nicht mehr durch größere Schrift ausgezeichnet. Den Raum oberhalb der in besagter Weise hervorgehobenen Anfangszeile nimmt eine Miniatur ein, welche in der Mitte den Erlöser mit lehrender Geberde als Brustbild vorführt, rechts davon Paulus mit dem Schwerte und links Petrus mit dem Schlüssel gleichfalls als Brustbilder. Den Rand der Urkunde rechts nehmen zwei in statuarischer Größe gebildete Heiligengestalten ein, nämlich oben Johannes im Mantel mit bis zu den Knien nackten Füßen, der das Bild des Lammes in einer Scheibe [3]) zeigt, und darunter die heil. Magdalena, in jugendlicher

[1]) Nach Mittheilung meines Freundes Archivar R. v. Jaksch findet sich in einem Copialbuche eine Abschrift über einen anderen aus Avignon für Kärnten ausgestellten Ablassbrief. Drei Erzbischöfe und 17 Bischöfe verleihen einen Ablass zu Gunsten der Schusterbruderschaft in Villach (1329, 15. August, Avignon). Ferner urkundet am 5. Juni 1334 Papst Johannes XXII. zu Gunsten von Arnoldstein. Derjenige, der dies vermittelte, war ohne Zweifel auch der Vermittler des Ablasses an Schloss Stein.

[2]) Siehe Nordhoff a. a. O. p. 148.

[3]) Maria mit dem Kinde und Johannes mit dem Lamme in der Scheibe sind auch gemalt auf einer Avignonenser Urkunde vom 31. Mai 1333 (Nordhoff p. 144 a. o. O.) dort auch Magdalena mit Palme und Flasche. Die heil. Magdalena außerdem auch auf einer westfälischen Urkunde dieser Art vom 20. Nov. 1344, ein betender Mönch auf einer Indulgenz für Minden vom 9. Jänner 1341 (Nordhoff a. o. O.).

Digitized by Google

Anmuth gebildet, mit Palme und Flasche. Auf der linken Seite der Urkunde ist wegen der größeren Ausdehnung des Hauptbildes nur die Vollgestalt eines Bischofes mit Inful und Stab ohne jedes Symbol gemalt.

Was die Auswahl der Darstellung anlangt, so ist zwar, wie in den verwandten Urkunden dieser Gruppe, auch hier das U so groß gebildet, dass es die hier besonders reich ausgeführte Hauptdarstellung enthalten kann, es ist aber auffällig, dass in unserer Urkunde von dem sonst in der Regel üblichen Gesetze abgegangen wird, nach welchem die Patrone der Kirche, für die der Ablass ertheilt wird, am Rande in Miniaturen dargestellt werden. Es fehlen in der Urkunde für Schloss Stein die Bilder der heil. drei Könige und des heil. Pancratius, welche doch im Texte als Schutzheilige genannt werden, und nur die Apostelfürsten Petrus und Paulus sind am oberen Theile als Kirchenpatrone abgebildet. Im übrigen lehrt, was die Malerei anlangt, ein Vergleich mit den bei Nordhoff beschriebenen Urkunden derselben Art und Zeit evident, dass eine Illuminatorenschule am päpstlichen Hof zu Avignon in den Zeiten Johannes XXII. und Benedict XII. bestand, welche die Ablassdocumente in einem wiederkehrenden Stile bemalte. Wie in den westfälischen Urkunden ist auch in der für Stein die Behandlung der Figuren (besonders bei Christus, Petrus und Paulus) schematisch. Die Ausführung der Figuren bezweckt nicht Formvollendung, hingegen eine gewisse Großheit, ja in den einzelnen Gestalten ein Streben nach monumentaler Würde. Bei nicht eingehender Behandlung sind doch die Gestalten des heil. Johannes, der Maria Magdalena und des heil. Bischofes statuarisch gehalten, der Wurf der Gewänder ist, wie in den westfälischen Urkundenbildern, mächtig und entweder ungebrochen hinabwallend oder wie bei Johannes der Quere nach im großen Falten wurfe gegeben. Ohne Zweifel waltet schon in dieser Hinsicht der Einfluss der italienischen Kunst des Trecento, den wir im Folgenden noch weiter constatieren werden. Auffallende, intensive Farben herrschen auf der Urkunde von Stein bei den Gewändern vor, ein glänzendes Roth, Gelb und eine Art von Violett ist dafür charakterisch, ähnlich wie dies auch in den westfälischen Urkundenbildern vorkommt. So hat die heil. Magdalena rothen Mantel und gelbe Tunika, Johannes und der kniende Mönch im großen Bilde violettes Kleid. Beim Bilde Gottvaters ist das Oberkleid roth, darunter schaut eine braune Kutte hervor. In den Zierbuchstaben mit gothischem Blattwerk herrschen die

Digitized by Google

Farben roth, weiß und grün vor. Die Umrisse der Initialen zeigen Goldton. Charakteristisch ist es auch, dass die Gewandfalten, ganz ähnlich wie in den bei Nordhoff beschriebenen Urkunden, auch hier in dunkleren Zügen unter der Farbe oder auf ihr aufliegen. Ebenso sind die nackten Theile auch auf unserer Urkunde aus der Grundfarbe ausgespart und die Gesichtszüge mit Feder und Tinte gezogen. Die Lippen sind roth, die Haare, wo nicht Kahlköpfigkeit beliebt ist [1]) wie bei dem knieenden Mönche, blond und die Lage derselben regelmäßig, bei dem Täufer und bei Paulus ganz schematisch. Die Augensterne sind eigenthümlicher Weise durch schwarze Punkte gegeben. Bei den Männern wird, wie auch Nordhoff von den westfälischen Darstellungen sagt, eine würdevolle Haltung erstrebt, die aber namentlich bei Christus, Petrus und Paulus leblos starr erscheint. Wenn ferner Nordhoff betont, dass die Avignonensischen Illuminatoren bei den weiblichen Gestalten Anmuth und Lieblichkeit anstrebten, so ist dies auch auf den Bildern des Ablassbriefes für Stein erstrebt. Das Gesicht der heil. Magdalena erinnert an Darstellungen weiblicher Heiligen auf giottesken Gemälden, und im Gesichte Mariens wird ebenfalls ein holdseliger Ausdruck nach Kräften erzielt. Am merkwürdigsten ist aber, dass das Kind in den Armen der Madonna nach Haltung, Bekleidung und vor allem nach der Art, wie es segnend die Rechte erhebt, deutlich der berühmten Madonna Cimabues in Sta. Maria novella in Florenz nachgebildet erscheint. So hat sich der Illuminator trotz des gebundenen Stiles italienische Vorbilder, die er gesehen, theilweise zum Muster genommen. Passte doch der grandiose Stil und die strenge Haltung in dem gefeierten Bilde Cimabues, das nach Vasaris Bericht in feierlicher Procession aus des Künstlers Werkstatt geholt und in die Kirche getragen wurde, zu den in diesen Ablassbriefen intentionierten bildlichen Streben.

* * *

Es ist merkwürdig, dass sich nicht nur die Indulgenzen aus Avignon, sondern auch die später in Rom ausgestellten Gnadenbriefe einer ähnlichen bildlichen Ausschmückung als Zeichen besonderer Auszeichnung erfreuten. Unser Vereinsarchiv hat als Eigenthum zwei Indulgenzen aus Rom, von denen die eine vom 10. November 1512 datiert ist, die zweite hingegen am 25. April 1515 gleichfalls zu Rom erlassen ist.

[1]) Man sehe hierüber vor allem: Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Westfalen I. S. 108 und Wilmanns in Picks Monatsschrift für rheinisch westfälische Geschichtsforschung und Alterthumskunde II. 67.

Digitized by Google

Die Größe der ersten Pergamenturkunde ist 78 cm Breite und 48 cm Höhe. Sie trug die Siegel von 12 Cardinälen [1]) als Aussteller, die in der Urkunde genannt werden; die Hanfschnüre sind noch erhalten. Sie ist ausgestellt als Ablassdocument für die Capella sancte trinitatis sita in castro Pfannhof, also für Pfannhof bei St. Veit in Kärnten in der Diöcese Gurk: „Gurcensis diocesis, ad quam Ursula relicta quondam Georgii Waldenburger singularem gerit devotionem. Da also eine Frau Namens Ursula um die Ausstellung dieses Ablasses von 100 Tagen bat, ist auch die heil. Ursula auf dieser Urkunde gemalt. In glänzend gefärbten Buchstaben gold und blau, gold, roth, gold, blau, roth ist das Anfangswort Raphael in Majuskeln dargestellt. Das R ist mit einer Miniatur geschmückt, welche Christus am Kreuze in den Armen Gottvaters zeigt. Oben in der Mitte ist Veronica gemalt, welche das Schweißtuch entfaltet. In der Ecke rechts oben ist in einem Medaillon Christus am Kreuze mit Maria und Johannes in einer Landschaft dargestellt. Auf der rechten Seite ist die heil. Ursula gemalt, links Georg der Drachentödter in Medaillons. Die heil. Ursula hält den Pfeil in die Höhe und birgt unter ihrem weiten Mantel die schutzbefohlenen Jungfrauen, ganz ähnlich wie sonst auf Wandmalereien in Gerlamoos und auf Flügelaltären in Kärnten (in den Sammlungen des Geschichtsvereines) Maria ihren schützenden Mantel über die Gläubigen ausbreitet. Von Bild zu Bild zieht ein reiches bunt und glänzend gefärbtes Blattgewinde mit Blumen und naturalistisch ausgeführten Ranken. In den satten Farben walten roth und blau, grün und gold vor. Gold ist reicher verwendet als auf der Urkunde vom Jahre 1515. Der Untergrund ist gesprengelt braun. Eine künstlerische Wirkung oder eine besonders beachtenswerte Ausführung haben aber die Miniaturen nicht.

Die dritte Indulgenzurkunde auf Pergament, 71 cm breit und 43 cm lang, ist zu Rom am 25. April 1515 von 12 Cardinälen [2])

[1]) Raphael Ostiensis, Dominicus Portuensis, Jacobus Albanensis et Franciscus Sabinensis episcopi, Nicolaus tituli s. Prisce, Robertus tit. s. Anastasie, Cristophorus tit. s. Praxedis, Petrus tit. s. Eusebii et Bendinellus tit. s. Sabine presbiteri, Alexander s. Eustachii, Sigismundus s. Marie nove ac Alfonsus s. Theodori diaconi . . . cardinales.

[2]) Dominicus Portuensis, Jacobus Albanensis et Franciscus Tiburtinensis episcopi, Franciscus tituli ss. Johannis et Pauli, Nicolaus tit. s. Prisce, Adrianus tit. s. Grisogoni et Bendinellus tit. s. Sabine presbiteri, Alexander s. Eustachii, Marcus s. Marie in Via lata, Amaneus s. Nicolai in Carcere Tulliano, Sigismundus s. Marie nove et Alfonsus s. Theodori diaconi .... cardinales

Digitized by Google

ausgestellt. Die Hanfschnüre sind noch sichtbar, auch einige Bleche daran aber ohne Siegel. Die Indulgenz sagt, dass der Ablass auf Fürbitte des Rupertus Lochmaier magistri fabricae dictae societatis d. h. Handwerkmeisters der Schuster und Lederer für den heil. Kreuzaltar der Bartholomäuskirche zu Friesach für 100 Tage erlassen wurde. Die Bruderschaft der Schuster und Lederer in Friesach hat durch Vermittlung dieses Meisters die Indulgenz begründet (ad quod quaedam laudabiliter sutorum et cerdonum societas institutum fore dinoscitur.) Daher ist auch oben links im Anfangsbuchstaben D in Miniatur der Schutzpatron der Schuster St. Crispinus gemalt.

In der ersten Zeile ist das Anfangswort Dominicus in großen abwechselnd roth und blau bemalten Buchstaben besonders hervorgehoben. Das noch viel größer gebildete D enthält auf Goldgrund das Bild des heil. Crispinus mit dem Schuhe auf einem Brette. Von diesem Bilde geht reich gefärbtes Rankenwerk mit Blättern und Blumen aus, von dem die Urkunde oben rechts und links begrenzt wird. Oben ist noch das Schweißtuch der Veronica mit dem Antlitze Christi, an der rechten Seite Petrus und Paulus in Medaillon gemalt. Blau und Roth, Grün und Gold walten in den Farben vor, jedoch ist die Ausstattung weniger prächtig als auf der früher beschriebenen Urkunde. Ein besonderer kunstgeschichtlicher Wert kommt den Bildern nicht zu.

Biographisches über Hanns Gasser.

Von Rudolf Waizer.

1. Jugendzeit und Künstlerberuf.

Das Leben eines Künstlers, wie es eben unser Heimatsohn Hanns Gasser einer im edelsten Sinne des Wortes gewesen ist, bietet in all' seinen Phasen so viel des Wissenswerten, dass alle die biographischen Einzelnheiten, die uns über denselben von seiner Kindheit bis zur Vollendung seiner Künstlerschaft bekannt werden, Streiflichter auf dessen Genialität und seinen intellectuellen Bildungsgrad, wie sich derselbe eben gradatim weiter und weiter vervollkommnete, werfen, die speciell für den Verehrer des viel zu früh heimgegangenen Meisters von bedeutungsvollem Interesse sind. Ich habe in meinem Büchlein: „Hanns Gasser's Jugendleben" (1872), einen Versuch gemacht, Hanns Gasser auf Grund mündlicher Mittheilungen seiner intimen Freunde und nach mir

Digitized by Google

zur Verfügung gestellten Briefen des Verewigten in seinen Jugend- und Lehrjahren zu charakterisieren und hoffe damit seinen Biographen einen kleinen Dienst geleistet zu haben. Hofrath R. v. Eitelberger in Wien, der mit Gasser persönlich befreundet war, hat in der Zeitschrift für bildende Kunst VI. Hanns Gasser's Biographie von der Wiege bis zu seinem am 24. April 1868 zu Pest erfolgten Tode verfasst, aber sie ist noch immer nicht eingehend genug bearbeitet. Es ist noch vieles über Gasser unbekannt, was wert ist, bekannt gegeben zu werden. In dieser Richtung ergänzt sich der Künstler selber. Es ist nicht unbekannt, dass Gasser in seinen nach Jahrgängen geordneten Skizzenbüchern auch zuweilen Momenteindrücke, Tagesgedanken, Erlebnisse ꝛc. niederschrieb, die mitunter ein wertvolles biographisches Material abgeben könnten. Ein solches Skizzenbuch vom Jahre 1848, das ich einer eingehenden Besprechung ein andermal unterziehen werde, befindet sich in Händen meines Freundes Adolf Stipperger, der es bei einer Gasser-Licitation erstanden hat. Wo die andern Skizzenbücher in aller Welt zerstreut sind? Wer mag es wissen!? Es existiert aber auch eine Autobiographie Hanns Gassers, welche der akademische Maler August W. Wagner in Wien, ein Intimus Gassers, nach dessen eigenen mündlichen Mittheilungen niederschrieb, wozu Gasser, wie es im Manuskript ersichtlich ist, seine eigenhändigen Bemerkungen machte, und die sich in dem Besitze der Frau Medetz, Eigenthümerin des Gutes Gundersdorf, welche, als sie in Pest domicilierte, eine Freundin Gassers bis zu dessen Tode gewesen ist, befindet. Durch deren Sohn, den Besitzer des Herzogbauerhofes in Blasendorf, gewann ich die Einsicht in das bezeichnete Manuscript und demselben verdanke ich die nachfolgenden Daten. Bezüglich der Knabenzeit Gassers, in der wir so manchem Streiflicht begegnen, das als ein bedeutsamer Fingerzeig für das bildnerische Talent Hanns Gassers angesehen werden kann, erfahren wir unter Andern, dass Gasser mit den übrigen Schulkindern täglich zum Besuche der eine Stunde von dessen Geburtsorte Eisentratten entfernten Schule in Gmünd den Weg durch den Graben zu machen hatte. War es nun Winter und lag fußhoher Schnee auf Straße und Rain, so versuchten sich die Jungen öfters im Gestalten von Schneemännern. Hierbei bekundete Gasser in der Regel eine feinere Ausarbeitung der Gesichtszüge und Extremitäten. Zu öfteren erhielt der junge Hanns vom Lehrer Verweise, weil häufig auf der Decke des Schreibheftes mehr Figürchen gemalt und Bilder gezeichnet waren, als drinnen im Hefte selbst geschrieben und Aufgaben

Digitized by Google

bearbeitet waren. Die angenehmste Erinnerung ans Vaterhaus, welche Gasser aus seinem Knabenalter bewahrte, war die an die heil. Weihnachtszeit, wo allemal die das ganze Jahr verpackte und unter Verschluss gehaltene, von des Vaters Meisterhand geschnitzte, kunstreiche Weihnachtskrippe, die schönste im Dorfe und in der ganzen Gegend, den Gasser'schen Kindern in alljährlich vermehrter Auflage zur Schau gestellt ward, welches Schaustück die ganze Dorfjugend nebst Besuchern von Nah und Fern begeistert mitgenoss, und das schon früh den plastischen Sinn des Knaben weckte.

Hanns Gasser sah seinen Vater Jakob, der das Tischler- und Holzschnitz-Handwerk ausübte, häufig mit Anstreichen und Vergolden, Bildermalen und Bildschnitzerei beschäftigt. An den beiden letzteren Arbeiten fand Hanns bald Geschmack und es regte sich in ihm die Lust, auch einmal seine schöpferische Kraft zu üben, was zunächst zu kleinen heimlichen Versuchen führte, um den Vater damit zu überraschen. Hannsens älterer Bruder Franz, (er hatte noch 5 ältere Brüder) betrieb gleichfalls neben der Tischlerei (womit er später nach Wien übersiedelte) das Malen, insbesonders die Porträtmalerei mit Glück und Geschick und cultivierte dieselbe auch in der Residenz. Hanns zeigte, wie schon gesagt, frühzeitig Hang und Anlage zum Schnitzen kleiner Bilder und Figuren aus Holz in malerischen, aus dem Leben gegriffenen Situationen. Die geniale Conception, das Compositionstalent und eine gewisse Originalität der Empfindung, welche sich in diesen Genre-Figürchen aussprach, lies sich, wie auch später der akademische Maler Ammerling und Gassers akademischer Lehrer Professor Schaller anerkannte, durchaus nicht verkennen. Der Kampf mit der zähen Sprödigkeit der Masse spornte den Eifer des Jünglings an, und jeder mangelhafte, oder unvollkommene Versuch reizte seinen Schaffungstrieb zu neuen, gelungeneren Proben, zum Nachdenken über Bewältigung der Schwierigkeiten, geschicktere Handhabung der Werkzeuge, sorgfältigere Auswahl geschmeidigeren Materials und zu tieferem Studium der Holzgattungen ꝛc. Endlich trat er eines Tages vor den Vater hin mit dem Schnitzbilde eines Waldbäuerleins, in charakteristischer Stellung aufgefasst, was ihm besonders gelungen schien. Wenn nun auch Vater Gasser anfangs just keine große Freude über die Spielerei bezeigte und geringschätzend meinte: „Nun, es ist wohl recht gut, aber bei derlei Arbeiten wirst du wohl schwerlich lange zu leben haben" — so mag er von diesem praktischen Gesichtspunkte aus wohl auch nicht so unrecht gehabt haben; allein Hanns ließ

Digitized by Google

sich durch dieses Urtheil nicht abschrecken. Anderseits machte der richtige Tact der Mutter alles wieder gut und legte ein besänftigendes, beschwichtigendes Pflaster auf die durch den harten Ausspruch des Vaters geschlagene Wunde, indem sie dafür sorgte, dass dem armen Jungen die Lust zu weiterem Streben nicht verging und er nicht entmuthigt, oder ihm das Geschäft verleidet wurde. So begütigt, vermochte die in ihm schlummernde Neigung und das prononcierte Talent, als Bildner zu schaffen und zu formen, sich, wenn auch langsam und stetig, so doch merklich fortschreitend, zu entwickeln und endlich zum Durchbruch zu kommen.

Namentlich lag es dem jungen Bildschnitzer sehr viel am unmittelbaren Studium der Natur: Scenen mitten aus dem primitiven Volksleben aufzugreifen und urwüchsige, markige Figuren aus dem rüstigen Stamme der Waldbewohner nach der Natur zu zeichnen und in Holz zu schnitzen, um seinerzeit doch selbsteigene Versuche, Originalauffassungen und Proben selbstständigen Schaffens von seiner Hand aufweisen zu können, ein Verfahren, das seine Beobachtungsgabe und seinen Schönheitssinn wenigstens am Anblick der athletischen, gesunden, lebensfrischen und kräftigen Gestalten der Gebirgswelt, sowie am Studium ihrer starkknochigen Formen und der sehnigen, musculösen Glieder schärfte. Hatte er doch sonst kein anderes Vorbild, als die gute Mutter Natur, mangelte ihm ja doch in seiner abgeschiedenen Dorfeinsamkeit fast jede Abwechslung, jede Gelegenheit zur Aufnahme neuer Eindrücke, fast jede Nahrung der Phantasie, jedes gute Muster zur Ausbildung seines Kunsturtheiles und zur Läuterung des Geschmackes, — so wie das in der Antike verkörperte Ideal der schönen Menschengestalt.

So war Hanns zum Jüngling herangereift und mehr und mehr erstarkt. Nun musste er im Geschäft des Vaters wacker mitthun und nur der Sonntag und die Feierstunde blieb ihm frei, wo er noch schnitzen oder malen konnte. Diese anscheinende Zersplitterung seiner Thätigkeit zu Hause war übrigens für Gasser kein Anstoss, sich eine zerstreute, leichtfertige und oberflächliche Behandlung anzugewöhnen, sondern reizte ihn, seine ganze Kraft und Anstrengung auf seine Lieblingsbeschäftigung zu concentrieren. Auch war eine solche Vorübung in der Geduld eben nicht überflüssig, sondern nur mehr eine heilsame Vorbereitung auf die Wechselfälle eines schicksalsreichen Lebens. Und wahrlich, es geschah dies alles gewissermaßen instinctiv, gleichsam in dunkler Vorahnung der seiner wartenden herben Erfahrungen einer stürmischen

Digitized by Google

Jugendperiode, voll Entbehrungen, Entsagungen, Mühen, Schwierigkeiten und selbstverläugnenden Opfer, wie sie dem Kunstjünger und fahrenden Schüler auf seinem Dornenwege bevorstehen.

Das einzige Vergnügen, das unserm Hanns Gasser daheim — neben seiner Bildnerei — von Zeit zu Zeit vergönnt war und etwas Abwechslung in die monotone Alltäglichkeit seines heimatlichen Wirkungskreises brachte, bestand darin, dass er zuweilen auf die Jagd mitgenommen wurde, was den Vortheil für ihn hatte, seiner jugendlichen Phantasie Nahrung zu geben und ihm Bekanntschaften in der nächsten Umgebung seiner Heimat zu verschaffen. Die wichtigste dieser Connexionen für den Künstler war die mit dem Hause und der Familie des Grafen von Lodron in Gmünd, wo sein Pinsel das Porträt einer der Comtessen verewigte. Diese Bekanntschaft hatte für Gasser den wesentlichen Nutzen, dass er, als er später die Heimat verließ, um nach Wien zu gehen, Empfehlungen des Grafen mitnehmen konnte. Nebenbei hatte sich der junge Mann zu Hause und auswärts mit seinen Malereien ein kleines Taschengeld verdient, so dass er mit 35 Thalern in der Tasche seine Wanderfahrt antreten konnte.

Anfänglich verstiegen sich die Wünsche des jungen Künstlers nicht weit, und er strebte nicht höher hinaus, als wenigstens einmal nach Graz zu kommen, wo er zunächst im Plane hatte, zur Sicherung seines Unterhaltes als Gehilfe bei einem Vergolder in Arbeit zu treten und dann nebenbei den Zeichenunterricht eines tüchtigen Meisters und die Feiertags-Gewerbeschule zu besuchen, auch sich in seinen Freistunden durch Versuche und Selbststudium weiter auszubilden, so wie durch Betrachtung all' des Schönen und Großen, durch Benützung der reichen Hilfsmittel und öffentlichen Anstalten, welche Graz bot, seinen Gesichtskreis zu erweitern, seine Anschauungen zu berichtigen, Kunstsinn, Geschmack und ästhetisches Urtheil zu üben und zu läutern, tausend neue, schöne Eindrücke in seine Phantasie aufzunehmen und erfrischende Geistesnahrung einzusaugen. Doch wie er es beginnen sollte, um dahin zu kommen, darüber war er sich selber noch unklar. Da sollte ihm sein älterer Bruder Franz in Wien, für den er eine besondere Anhänglichkeit und Neigung besass, rathend an die Hand gehen. Einen dringenden Brief um den andern schrieb Hanns an Franz und bat ihn, ihm zu seiner ersten Wanderung in die Fremde behilflich zu sein. Endlich ließ sich Franz doch herbei, auf Hannsens Wünsche einzugehen, indem er ihm antwortete, dass er es ihm anheimstelle, zu ihm nach

Digitized by Google

Wien zu kommen. Und so kam es, dass im Frühlinge 1838 [1]) der 21jährige Jüngling dem Vaterhause Valet sagte. Wehmüthig schied er von seinen Lieben, dem heimischen Herde und all' den süßen und theuren Jugend-Erinnerungen. Doch unaufhaltsam trieb es ihn fort in die Ferne, aus dem engen Gebirgsthal seiner Heimat hinaus in die große, weite Welt.

Schon unterwegs that sich Hannsen eine neue Welt auf. Der biedere Consistorialrath Herrman [2]) in Klagenfurt, an dem Gasser empfohlen war, empfieng ihn herzlich und freundlich entgegenkommend, und als derselbe den jungen Mann in die Familie Moro einführte, wo junge Herren und Damen eifrig mit Landschaftsmalerei beschäftiget waren, da lachte ihm vor Lust das Herz im Leibe und es ging ihm sein eigenes Licht auf. Bewältigt von den neuen Eindrücken, die er auf der Reise bekommen, betrat Hanns zum erstenmal am 4. April 1838 das Weichbild der vielgepriesenen Kaiserstadt, die ihm anfangs zwar wohlgefallen, wo ihn aber eine Zeit schwerer Prüfungen erwartete, wo er eine stürmische, unruhige und peinliche Entwicklungs- und Übergangsperiode durchleben sollte, die wohl in der Hauptsache an Wilhelm Meister's Lehr- und Wanderjahre erinnert, aber wahrlich für Gasser ungleich härter, drückender, empfindlicher und schmerzlicher war. Denn kaum erst angelangt, traf ihn schon der härteste Schicksalsschlag. Gasser befand sich nämlich noch nicht sehr lange in Wien, während welcher Zeit er seinen Bruder bei seinen Malereien und sonstigen Berufsarbeiten treulich unterstützte, als sein Bruder, auf einer seiner kleinen Kunstreisen als Maler nach Mähren begriffen, dort erkrankte. Auf erhaltene Nachricht hievon reiste Hanns ihm nach und kam gerade noch zurecht, um seinem armen erst 38jährigen Bruder die letzten Liebesdienste zu erweisen. Auf das Sterbebett des Bruders gelehnt, hielt er ihm mit der einen Hand die Palette, mit der andern den Leinwandrahmen, seinem Bruder zugleich als Staffelei und Stützpunkt für den, den Pinsel führenden Arm dienend. Doch die Kräfte nahmen zusehend ab, und Hanns hatte nur noch die tief erschütternde Aufgabe, dem Sterbenden die Augen zuzudrücken. Der jähe Tod des Bruders raubte Gasser den letzten Anhaltspunkt, riss ihm die einzige Stütze im Leben von der Seite. Verlassen stand er jetzt da unter fremden Leuten, auf sich selbst angewiesen. Zum erstenmale musste er nun versuchen,

[1]) Nach dem Manuscript kam Gasser im Jahre 1840 nach Wien.

[2]) Heinrich Herrman, der kärnt. Geschichtsschreiber.

Digitized by Google

seinen eigenen Kräften vertrauend, auf eigenen Füßen zu stehen und selbständig für eigene Rechnung zu leben. Die Hauptaufgabe war nun, sich eine selbständige, unabhängige Existenz zu schaffen und für einige Zeit zu sichern. Es handelte sich für Gasser um die Alternative, entweder seine Mission zu erfüllen und den Kelch bis zur Neige zu leeren, oder seinem Lebenszweck, dem Künstlerberuf, ganz zu entsagen.

Es galt daher jetzt, sich mit saurem Schweiße seinen Lebensunterhalt mühselig zu erwerben und nebenbei an der künstlerischen Ausbildung nichts zu versäumen, — ernsten akademischen Studien zu obliegen unter schweren Nahrungssorgen und fortwährenden, peinlichen Verlegenheiten. Dem Drucke nicht zu erliegen, dieses bittere Gefühl zu verschmerzen und dabei nicht alle Lebenslust und künstlerische Begeisterung zu verlieren, — dieses erfordert Selbstbeherrschung, Selbstverläugnung, Überwindung, Charakterstärke und eine eiserne Geduld. Und diese Eigenschaften besaß zu seinem Glücke Hanns Gasser, der sich auch eine bereits ziemliche Kunstfertigkeit im Ölmalen und Bildschnitzen erworben hatte. Diese Geschicklichkeit sollte nun fruchtbringend gemacht, sein ausschließlicher Erwerbszweig werden. Mit der Schnitzerei war in Wien nicht viel zu machen, und schon Maler Ammerling meinte, als Hanns von seinem Bruder dem Meister einmal vorgestellt wurde und derselbe einige Arbeiten von Hanns kennen lernte: „Er solle sich lieber der Kunsttischlerei zuwenden. Bildhauerei ist so gut wie Hungerleiderei: wollen sie auch so ein Hungerleider werden?“ So wenig tröstlich schon damals dieser Bescheid lautete, ließ er sich doch nicht irre machen und schwur im Stillen der Kunst treu zu bleiben.

2. Lehrjahre.

Die Existenzfrage des angehenden Künstlers regelte sich zunächst durch Übernahme der bisher von seinem Bruder besorgten Arbeiten, er malte Porträts und andere Bilder auf Bestellung und arbeitete fleißig, um, mit Noth und Mangel kämpfend, sich in Wien zwei Jahre lang sauer sein Brod zu verdienen. Erst nach langer Mühe und Anstrengung gelang es Gasser, endlich von Professor Käßmann die Erlaubnis zu erwirken, an dem freigewordenen Platze seines Bruders im Modellliersaale der k. k. Kunstakademie nach dem lebenden Modell zeichnen und Akt modellieren zu dürfen, sowie endlich auch nach mehrmaliger Zurückweisung vom Concurs an der Modellier-Preisbewerbung Antheil nehmen zu können. Obwohl Gasser lieber gleich in

Digitized by Google

runden, vollen Formen aus freier Hand und nicht lange erst en relief modelliert hätte, so bequemte er sich doch dem hergebrachten Studienplane an, indem er möglichst viel Nutzen für sich aus dieser Lection zu ziehen suchte.

Morgens besuchte Gasser bis 9 Uhr den Unterricht in der Akademie, dann malte er zu Hause für die Uhrmacher Bilderuhren, die damals Mode waren, oder an bestellten Porträts und ging sofort Nachmittags wieder in die Akademie, um Studienköpfe zu zeichnen. An Feiertagen übte sich Gasser im Nachzeichnen und Malen der von Ammerling erbetenen guten Mustervorlagen, da er dessen Malerschule ob des mangelnden Sectionsgeldes nicht besuchen konnte. Ammerling, der nun die Malereien Gassers beifällig anerkannte, zeigte dessen Privatstudien und Arbeiten als nachahmungswerthes Beispiel einigen seiner Schüler, die nichts besonderes leisteten, und beschämte hiedurch dieselben.

Auf diese Weise ergab sich für Gasser ein Vorzug, dass er endlich selbst oft an den in die Hand bekommenen Mustern die Fehler erkannte und in seiner Nachbildung sie zu vermeiden suchte, auch in keine einseitige Manier eines Meisters verfiel und nicht sclavischer Nachtreter irgend einer Schule wurde.

Nebenbei wurde aber von Gasser fleißig modelliert und gezeichnet, er unterzog sich der anatomischen Prüfung und erhielt von der Akademie das Admissions-Zeugnis, den Modellier- und Antikenpreis.

Dieses war ungefähr die schwierige, autodidaktische, jugendliche Bildungslaufbahn Hanns Gassers in seiner ersten Entwicklungsphase.

Die trockene Katheder-Weisheit der Professoren, welche die theoretischen Lehrfächer, Kunstgeschichte ꝛc. an der Akademie vortrugen, vermochte jedoch Gasser nicht zu befriedigen; denn selbst bei gründlichem Wissen fehlte es den Lehrern meist an Lehrgeschick, an der Kunst, ihren Zuhörern den Gegenstand durch fesselnden und besonders klaren Vortrag interessant, anziehend, anschaulich und nützlich zu machen, damit sie vor Allem richtige Grundbegriffe sich zu eigen machen konnten und nicht im Nebel herumtappen.

Wenn auch Gasser aus den ziemlich ungenießbaren akademischen Vorträgen über Kunstgeschichte und Kunsttheorie nur wenig Vortheil zu ziehen vermochte, so spornte doch gerade dieser Umstand umso mehr seinen Eifer zum Privatstudium in den theoretischen Fächern, wozu er theils die reiche Bibliothek des Erzherzogs Karl, theils in Gemein-

Digitized by Google

schaft seiner Kunstgenossen und akademischen Mitschüler, Maler Bucher und Böhm, die reichhaltigen Bücherschätze des als Graveur ausgezeichneten Münzdirectors Böhm, fleißig benützte und durch solchen Privatfleiß und Selbstforschung das Mangelhafte des ungenügenden Unterrichtes ergänzte. Die ihm in Wien von den Bildhauern Käßmann und Schaller gemachten Anträge zum Eintritt ihre Ateliers als Gehilfe glaubte Gasser aus dem Grunde ablehnen zu müssen, weil sein weiter strebender Geist lieber seinen eigenen Weg gehen, als dem Stil dieser Meister und dem in Wien herrschenden Modegeschwätz zu lieb seine Individualität aufgeben und dem imitatorum servum pecus sich anreihen wollte. Längere Zeit hindurch plagte sich Gasser in Wien mit Arbeiten, die an sich weniger geeignet waren, ihn in seinen Studium zu fördern, als vielmehr nur seine materielle Existenz zu sichern. In die Zeit seines Wiener Aufenthaltes fällt die Modellierung eines Genius mit dem Wiener Stadtwappen en relief von 18 Fuß Höhe auf Veranlassung seines Mäcens Baron Hügel, die Statuette eines knienden Mädchens in Terracotta für den Fürsten Lobkowitz u. a. Um mit der Heimat in Contact zu bleiben, sandte er zu den jeweiligen provinziellen Ausstellungen kärnt. Kunst- und Industrieproducte jedesmal auch seinerseits eine kleine Arbeit. Fürst Lobkowitz hatte Gasser in Wien freies Quartier und Atelier im Deutschen Hause eingeräumt.

So verlebte Gasser gegen drei Jahre in Wien, bis endlich einmal ein glücklicher Wendepunkt in seinem Lebensschicksal eintrat,[1]) wodurch er in den Stand gesetzt wurde, nach München zu reisen und mit Empfehlungen an Meister Kaulbach und Schnorr von Karolsfeld versehen, die dortige Akademie der Künste zu besuchen und in Schwanthaler's Atelier in die Mysterien der plastischen Kunst eingeweiht zu werden, überhaupt freundliche Aufnahme zu finden.

Außer dem Kampfe des Genius mit dem steifen Formenkram und geisttödtenden Regelzwang der Schulpedanten und Kunsttheoretiker hatte Gasser, wie in Wien mit Director Klieber's exclusiv antiker Richtung, so auch in München der herrschenden Hadrian'schen Kunstrichtung gegenüber seine liebe Noth, um für die deutsche Richtung muthig in die Schranken zu treten und, ohne blinder Anhänger einer Schule zu werden und sich als Nachbeter unterzuordnen, oder die Manier eines Meisters anzunehmen, unbeirrt selbständig seinen

[1]) Durch seine fleißigen Arbeiten hatte er sich Ersparnisse gesammelt, und Kärnten verlieh ihm ein Stipendium.

Digitized by Google

eigenen Weg zu verfolgen. Es war dies der Kampf zwischen Romantik und Classicität. So hatte Gasser z. B. seinen „Fechter“ zur Ausstellung in München geliefert, ohne ihn vorher Schwanthaler sehen zu lassen, worauf letzterer meinte: „Jetzt sei es allerdings zu spät, etwas abzuändern und zu verbessern, was umso bedauerlicher sei, als die Aneignung der classisch-schönen Formen des antiken borghese'schen Fechters doch so nahe gelegen hätte.“ —

In der Familie des berühmten Schnorr von Karolsfeld fand Gasser eine freundliche Aufnahme und zweite Heimat, so dass er sich dort bald so glücklich und heimisch wie ein Kind im Hause fühlte. Durch Schnorr wurde Gasser in die Münchener Kunstakademie eingeführt und mit Schwanthaler bekannt. In der Akademie schloss sich Gasser hauptsächlich an seine Mitschüler Piloty, Thiersch und Löffler an, mit denen er auch regelmäßig beisammen war und die, obwohl verschiedenen Fächern der bildenden Kunst zugethan, dennoch und vielleicht gerade deshalb umso mehr zusammen hielten, sich gegenseitig unterstützten und ohne Neid und Eifersucht in ihren Bestrebungen einen edlen Wetteifer entfalteten, wobei keiner hinter dem andern zurückbleiben wollte. Der eine malte Akt nach der Natur, der andere Landschaften, der dritte Thierfiguren. So fehlte es den jungen Leuten nicht an dem nöthigen Sporn zur Aufmunterung ihrer Thätigkeit im künstlerischen Schaffen. Sie kamen häufig zusammen, gaben sich gegenseitig ihre regelmäßigen Thee's und Pikniks, wobei jeder bemüht war, eine neue Schöpfung mitzubringen und möglichst viel Interessantes auszukramen.

Durch den Verkehr im Hause Thiersch's und Schnorr's, welche damals (1842) einen der geistigen und artistischen Brennpunkte des Münchener Residenzlebens bildeten, fand Gasser Gelegenheit zu diversen interessanten Bekanntschaften, die für ihn von intelectuellem und materiellem Nutzen waren, da sie ihm zur Lieferung von Arbeiten geeigneten Anlaß gaben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Paradeis-Spiel.

Die Veröffentlichung des folgenden Paradeis-Spieles geschieht nach dem Wortlaute zweier Handschriften, worüber einige Worte zur Orientierung vorauszuschicken sind:

Digitized by Google

Die eine Handschrift (= A) stellte Herr Professor R. Dürnwirth zur Verfügung. Sie stammt aus St. Leonhard im oberen Lavantthale, von wo er sie im Jahre 1879 erhalten hat, und rührt von jemanden her, der nur eine geringe Schulbildung genossen haben muss. Sie zeigt zwar eine moderne, gut leserliche Handschrift, ist aber so voll von orthographischen Fehlern, dass fast keine Zeile frei von solchen erscheint. Auch manches Dialectische tritt hervor wie z. B. erhöben, wöckt, Nepel u. s. w. Inhaltlich ist diese Handschrift vollständiger als die folgende.

Gespielt wurde das Spiel auf Grund des Textes dieser Handschrift in mehreren Orten des oberen Lavantthales so z. B. in Schiefling.

Die andere Handschrift (= B) lieferte Herr Bürgerschullehrer Balthasar Schüttelkopf. Seine Abschrift hat er nach einem Manuscripte in Knappenberg hergestellt. Der frühere Besitzer desselben gab an, es im Jahre 1860 nach einer verrissenen alten Handschrift und nach mündlicher Vervollständigung seitens mitspielender Leute aufgezeichnet zu haben. An der Spitze dieser Handschrift steht ein Verzeichnis der handelnden Personen als: Gott Vater. — Gott Sohn. — Erzengel Gabriel. — Der Engel der Barmherzigkeit, der Engel der Gerechtigkeit. — Adam. — Eva. — Lucifer. — Satan (die Schlange). — Belial. — Der Tod. Diese Handschrift ist inhaltlich kürzer als die vorhergehende, bietet aber mehrfach einen correcteren Text.

Wann in Knappenberg das Paradeis-Spiel das letztemal aufgeführt wurde, konnte nicht ermittelt werden, jedenfalls aber nicht mehr nach dem Jahre 1862.

Abgesehen von den fehlenden Partien in B ist der Wortlaut beider Handschriften im Großen und Ganzen derselbe, so dass sie sicher auf ein und dieselbe Vorlage zurückgehen. Bei dem einstigen regen Verkehre, der zwischen dem oberen Görtschitzthale und dem oberen Lavantthale, vermittelt durch die Straße von der Stelzing über die Saualpe nach St. Leonhard, herrschte, kann uns eine Übertragung und Vermittlung des Spieles von dem einen Thale in das andere nicht Wunder nehmen.

Eine genaue Vergleichung mit anderen bereits veröffentlichten Paradeis-Spielen hier durchzuführen, kann nicht verlangt werden. Doch auf das nächstliegende derartige Spiel, auf das von Dr. A. Schlossar aus Steiermark veröffentlichte, [1]) sei mit einigen Worten hinzuweisen

[1]) Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten, herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. 2 Bde. Hllae, 1891. 8°.

Digitized by Google

gestattet: Was das Verhältnis beider Spiele zu einander anbelangt, so stimmen sie ungefähr zur Hälfte wörtlich miteinander überein, weichen jedoch in der anderen Hälfte mehr oder weniger von einander ab. Manche Scenen und Reden des einen fehlen in dem andern und auch umgekehrt. Ferner erscheint die eine oder andere Rede in dem einen gegenüber der in dem anderen verkürzt, während bei anderen wieder das umgekehrte Verhältnis beobachtet werden kann. So sind z. B., um nur Einiges namentlich anzuführen, von dem durchgehenden Chorgesang in dem steiermärkischen Spiele in unserem nur ein paar Anklänge zu finden. Ferner ist der Schluss des steiermärkischen durch die den Antritt der Erlösung betreffenden Reden zwischen Gott Vater und Gott Sohn und durch die Schlussrede des Belial erweitert. Hingegen fehlt dort die Scene zwischen Gott Sohn und dem Engel der Barmherzigkeit; auch ist dort die Rolle des Todes eine geringere.

Alles in Allem genommen sind der Abweichungen in beiden Spielen so viele und inhaltlich so bedeutend und interessant, dass eine ungekürzte Veröffentlichung des Kärntner Spieles wohl gerechtfertigt erscheint.

S. Laschitzer.

I. Die Erschaffung. [1])

Erster Auftritt für den Engel:

Ich tritt herein des Abends spät,
Einen glückseligen Abend, das gebe euch Gott,
Und eine glückselige, eine fröhliche Zeit,
Die uns Gott Vater vom Himmel hergeit.
Ihr hochweise und günstige Herren,
Ihr tugendsame Frauen und Jungfrauen in Ehren,
Ich bitte euch, ihr wollet uns nichts verübel haben,
Eine geistliche Vorstellung zu fangen an,
Wie ich's von Adam und Eva weis,
Wie sie sind geschlagen worden aus dem Paradeis.
Denn wer solches vernehmen will in guter Ruh,
Der schweige still und höre eifrig zu. (Geht ab.) [2])

Zweiter Auftritt: Gottheit.

Im Anfang erschuf ich Himmel und Erde sammt ihrer Zierde und Herrlichkeit. Den Himmel erfüllte ich mit zwölf Chören der schönsten [3]) Engel, die Erde aber mit zwei großen Himmelslichtern, nämlich Tag und Nacht, Sonn und Mond und sehr viel deren [4]) Sterne. Auch viel Wässer, Bäume, Kräuter und Thiere brachte ich aus dieser Erde herfür,

[1]) Die Überschrift nur in B. [2]) Dieser Auftritt nur in A. [3]) „schönsten" fehlt in B. [4]) „deren" fehlt in B.

Digitized by Google

denn dieſe ſollen mich als ihren Gott und Herren in Ewigkeit loben, lieben, dienen [1]) und ehren. Aber von dieſen Geſchöpfen iſt mir untreu geworden Luzifer, der ſchönſte Engel, ſammt ſeinem ganzen Anhange. Sie wollten ſich über mich erheben, ich aber habe ſie auf ewig verſtoßen [2]), ſie ſollten in Ewigkeit nicht mehr erlöſt werden wegen der unendlichen Gerechtigkeit. Aber ihren Platz will ich erſetzen mit einer anderen Kreatur: Laſſet uns den [3]) Menſchen machen nach unſerem Ebenbilde [4]), der uns gleichförmig [5]) iſt, auf daſs er herrſche über Fiſche im Waſſer und Vögel in Lüften und über die ganze Erden, und daſs auch der Platz des Luzifers erfüllet werde.

Den Leib mach ich aus der Erden,
Darzu er letzlich muß wieder [6]) werden.

(Gott blaßt den Adam dreimal an und ſpricht:)

Adam! Nimm an [7]) den lebendigen Athem und fange an zu leben an Seele und Leib [8]) und tritt herfür auf deine Füße und ſei lebendig und beſchaue alle deine Geſchöpfe [9]), die ich aus nichts erſchaffen habe, und ſage, wie ſie dir gefallen.

Adam ſpricht:

O Herr! Es iſt ſehr gut fürwahr,
Was deine Vorſichtigkeit erſchaffen gar. [10])
Ich will dir als meinem Gott und Herren
Allzeit dienen in Furcht und Ehren.

Gott ſpricht:

Du Adam baue und bewahre den edlen Garten: das Paradeis. Aber von der Frucht des Baumes der Erkenntnis des Guten und Böſen ſollſt du nicht eſſen, denn an denſelben [11]) Tag, da [12]) du davon wirſt eſſen, ſollſt du des Todes ſterben.

Adam ſpricht:

Herr, ich bin bereit dein Gebot zu halten und [13]) allzeit dir zu gehorſamen deiner Lehr.

Gott:

Adam, lege dich jetzt in Schlaf!

(Gott geht ab, Geſang vor der Thüre:) [14])

Gott ließ fallen einen Schlaf ſo tief
Auf Adam, daſs er ſchlief.

---

[1]) „dienen“ fehlt in B. [2]) B = verworfen. [3]) B = einen. [4]) „nach unſerem Ebenbilde“ fehlt in B. [5]) in B. folgt: und nach uns gebildet. [6]) B. = wieder muß. [7]) „an“ fehlt in B. [8]) B. = Leib und Seele. [9]) A. und B. = Geſchäfte. [10]) A. = hat. [11]) B. = am ſelbigen. [12]) B. = wo. [13]) „und“ fehlt in A. [14]) „Gott bis Thüre“ fehlt in A.

Digitized by Google

Wir loben Gott schon
In dem [1]) höchsten Thron.
Der Adam schlief und war allein,
Macht Gott ihm [2]) ein Weib aus sein' [3]) Gebein.
Eine Rippe nahm er aus Adams Leib,
Und formieret [4]) daraus das Eva-Weib.

Gott tritt auf und spricht: [5])

Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist auf Erden, denn unter allen Thieren und Vögeln finde ich keines, das dem Adam zu einer Gehilfin gleiche. Darum will ich im Schlaf aus seinem eigenen Fleisch und Bein [6]) ihm eine Gehilfin machen.

Eine Rippe nehme [7]) ich aus Adams Leib
Und formiere [8]) daraus das Eva-Weib.

(Gott weckt den Adam aus dem Schlaf und spricht zu ihm:) [9])

Adam wache auf vom Schlaf also [10]) bald,
Hier hast du [11]) eine Gehilfin nach deiner Gestalt.

Seid fruchtbar und vermehret euch und erfüllet die Erden. Auch sollen euch unterworfen sein alle Fische im Wasser, alle Vögel in den Lüften, alle Thiere auf Erden, alle Kräuter zu euerer [12]) Speis. Bleibet in meiner Gehorsamkeit allezeit.

Adam spricht:

Das ist mein [13]) Bein von meinen Beinen [14]) und mein [15]) Fleisch von meinem Fleische. Diese will ich meine Eva heißen, weil sie von Menschen [16]) genommen ist.

Gott spricht:

Du Adam wache und siehe, ich gebe dir [17])
Alle Thiere, die [18]) auf dieser Erde leben,
Alle Vögel, die in Lüften schweben,
Alle Fische, die im Wasser schwimmen,
Die [19]) sollen dir dienen;

und erwählet euch das [20]) bequemste Ort zur Wohnung. Eine gewisse Zeit sollst du ohne Sorgen und Mühe [21]) leben [22]) und [23]) auch keinen Mangel leiden.

Und wann du [24]) recht [25]) gelebt wirst [26]) haben,
So werden dich [27]) die Engel in den Himmel tragen.

---

[1]) B. = vor dem. [2]) ihm fehlt in B. [3]) B. = seinem. [4]) B. vermehrte, [5]) „tritt" auf und" fehlt in A. [6]) B. = Gebein. [7]) A. = nahm. [8]) B. = vermehre. [9]) „Gott — ihm:" fehlt in B. [10]) „Vom Schlaf also" fehlt in B. [11]) „du" fehlt in A. [12]) B. = einer. [13]) B. = ein. [14]) B. = meinem Bein. [15]) B. = ein. [16]) B. = mir. [17]) B. = euch. [18]) B. = so. [19]) „die" fehlt in B. [20]) so in A. und B. Im Dialect ist Ort sächlichen Geschlechtes. [21]) B. = Mühe und Sorgen. [22]) „leben" fehlt in A. [23]) „und" fehlt in B. [24]) B. = ihr. [25]) „recht" fehlt in B. [26]) B. = werdet. [27]) B. = euch.

Digitized by Google

Und dies geschieht, wenn du wirst [1]) folgen und halten, wie es sich gebührt. Im Paradeis hier [2]) steht ein Baum, Erkenntnis heißt sein Name. Von diesem darfst [3]) du nicht essen, von andern Früchten könnt ihr alles essen [4]). Wenn du aber von dieser verbotenen Frucht wirst essen,

So wirst du des Todes sterben
Und dabei erkränken [5]) deinen Gott,
Der dir hat das Leben geben [6])
Und auch euch kann strafen mit dem Tod. (Gott geht ab.)

(Jetzt geht der Adam mit der Eva auf und ab und spricht zur Eva:)

Siehe, meine Eva, wie lieb uns Gott hat vor allen anderen Kreaturen auf Erden, denn er hat uns alles unterworfen und in unsere Gewalt gegeben. Allein von dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen, von diesem hat Gott gesagt, sollen wir nicht essen, daſs [7]) wir nicht des Todes sterben. So soll es sich gebühren,

Daſs wir ihn lieben und halten sein Gebot,
Daſs wir ihn nicht erzürnen unsern guten Gott. [8]) (Geht ab.)

Eva:

Halten wollen wir sein Gebot,
Daſs wir nicht erzürnen unsern Gott.
(Adam und Eva gehen ab. [9])

II. **Der hölliſche Rath,** wie sie den Menſchen zum Fall bringen möchten. [10])

Satan [11]) Luzifer tritt auf und spricht laut:

O Schrecken-Wort, [12]) o Jammer und Noth!
O großes Leiden ohne End und Ewigkeit!
O Sterben und nicht Verderben noch Leben [13])!
O großer Zorn ohne Weinen und Heulen!

O wir arme Teufel all, entsetzliche und häßliche Satan, [14]) vom Himmel verstoßene und Feuer ausspeibende und elende Satan.

Belial spricht:

Wir geängstigte und gequälte und von Gott verworfene Satan Belial, [15]) in den ewigen Höllenwust verstoßene Teufel, [16]) wir [17]) alle geschwächte und überwundene Geister!

Luzifer spricht:

O wir Elende! Was haben wir gethan: Wir wollten zuvor [18])

[1]) B. = ihr werdet. [2]) „hier" fehlt in A. [3]) B. = dürft ihr. [4]) „von — essen" fehlt in A. [5]) B. = erkenne. [6]) B. = das Leben hat gegeben. [7]) B. = damit. [8]) Diese Zeile fehlt in B. [9]) Dies und die Worte der Eva nur in B. [10]) „wie — möchten" fehlt in B. [11]) „Satan" fehlt in B. [12]) B. = Mord. [13]) „noch Leben" fehlt in A. [14]) in B. steht für Satan „Qual" und die folgenden Worte spricht der Satan. [15]) „Satan Belial" fehlt in B. [16]) B. = in die ewige Hölle Verstoſſene. [17]) „wir" fehlt in A. [18]) „zuvor" fehlt in B.

Digitized by Google

Gott gleich sein und jetzt sind wir uns selbst nicht mehr [1]) gleich! Wir haben Gott seine Ehre mißgönnt, jetzt werden alle Kreaturen uns diese große Schand vom Herzen vergönnen [2]) und uns verspotten [3]) und auslachen!

Belial spricht:

O großer Jammer, o ewige Rach, [4])
So [5]) Gott auf uns verübet hat!

In Ewigkeit haben wir keine Erlösung zu hoffen, ja der allerkleinste Trost ist uns versagt. Darum sei verflucht jene Stunde, in welcher wir sind erschaffen worden und verflucht und vermaledeit sei jener Augenblick, da wir seint erschaffen worden [6]), verflucht und vermaledeit sei jener Augenblick, da [7]) wir sind wieder Gott aufgestanden! O wir in alle Ewigkeit verfluchte und vermaledeite Geister!

Satan spricht:

Ei, was hilft und nutzt unser so vieles Klagen? Wir können ja unsere Peinen nicht das mindeste mehr ändern, sondern vielmehr vergrößern und verbittern. Wir müssen [8]) doch immer und ewig der Höllen unglückselige Geister verbleiben.

Luzifers Rede:

Freilich wohl können wir es nicht mehr ändern! Aber unter allen meinen Peinen ist noch diese die größte, so mir zum schwersten fallt, dass ich weiß, daß Gott zwei Personen erschaffen hat, die unseren Fall sollten erfüllen und mit der so schönen Kron, die wir so liederlich verscherzt haben, sollten gekrönt werden. Dieses erwecket in mir Zorn, Haß und allen Grimm.

Satan spricht:

Gott hat den Menschen einen Baum verboten,
Von welchem sie nicht essen sollten. [9])
Werdet ihr essen von dieser Frucht, spricht Gott,
So werdet ihr sterben den ewigen Tod. [10])
Wenn wir also diese Leute werden anreizen, dass sie von dieser Frucht essen,
So sind sie schon in unserer Gewalt: Wir sind Fürsten der Erden,
Und das ganze Menschengeschlecht [11]) muß in die Hölle verstoßen werden.

Luzifers Rede:

Wohlgethan mein Satan!
Geh' hin und stelle das beste an;

---

[1]) „mehr" fehlt in B. [2]) A. = vergunnen. [3]) A. = unser spotten. [4]) A. und B. = ewiger Rath. [5]) A. und B. = das. [6]) und „verflucht und — worden" fehlt in B. [7]) B. = in welchem. [8]) „müssen" fehlt in A. [9]) B. = dürfen. [10]) A. = des ewigen Todes. [11]) A. = menschliche Geschlecht.

Digitized by Google

In einer Schlangen Weis'
Verführe Adam und Eva im Paradeis.

Satans Rede:

Alles nach deinem Befehl. [1])

Luzifer redet zu Belial:

Auch du, Belial, gehe hin zur Eva und spare keinen Fleiß
Und macht mir es nur fein [2]) bald,
Ehe [3]) sie Gott befestigt mit seiner Gewalt [4])

Belials Red:

Ja dieses soll alsobald geschehen. [5])

(Alle drei gehen ab).

III. Scene im Paradiese. [6])

Lied vor der Thüre: [7])

Es hat Gott erschaffen in sechs Tagen allbereit
Den Himmel und Erde und alles zugleich,
Alle Bäume und Kräuter und grünes Gras,
Luft, Erden und Feuer und [8]) die Wässer so groß,
Alle Thierlein auf Erden, alle Fische im Meer,
Alle Vögel in Lüften und Anderes [9]) mehr.
Den Menschen hat Gott aus Erden bereit,
Die Eva genommen [10]) aus Adams Leib.
Gott hat sie gesetzt in das Paradeis,
Hat ihnen erlaubet alle [11]) Speis,
Nur einen Baum ihnen Gott verbot,
Durch den sie die Schlange verführet hat.

(Schlange und Belial kommen herein. [12])

Schlange: [13])

Ich komme herein ins Paradeis
Geschlichen in einer Schlangen Weis!
Gott hat erschaffen zwei Person [14])
Und hat sie gezieret so wunderschön.
Jetzt will ich diese zwei Leute betrügen
Und sie aus dem Paradeis verführen.

(Adam und Eva treten auf.) [15])

Schlange:

O meine Eva, warum hat euch Gott verboten, dass ihr nicht sollt essen von allerlei Früchten auf Erden?

---

[1]) B. = Diese werden wir gleich haben. [2]) B. = mach' es nur sehr. [3]) A. = ehe als. [4]) A. = Macht. [5]) Belias Red fehlt in B. [6]) A. = Adam und Eva werden im Paradeis versucht. [7]) A. = Belial-Gesang. [8]) „und" fehlt in A. [9]) B. = anders noch. [10]) „genommen" fehlt in A. [11]) B. = einjegliche. [12]) „kommen herein" fehlt in A. [13]) fehlt in A. [14]) A. und B. = Personen. [15]) A. = Eva tritt auf.

Digitized by Google

Eva's Red:

Essen dürfen wir von allen Früchten der Bäume, nur von dem Baum der Erkenntnis, hat Gott gesagt, sollen wir nicht essen, daſs wir nicht des Todes sterben. [1])

Der Schlange Rede:

Ihr werdet nicht sterben des ewigen Todes, denn in welcher Stund ihr davon werdet essen, so werden euch die Augen aufgethan und ihr werdet sein wie die Götter und werdet alles wissen, hören und sehen, [2]) was gut und böse ist.

Ich bin gar ein heiliger Engel.
Der Apfel bringt euch gar kein Mängel!
O Eva, nimm den Apfel zu dir
Und iß ihn nach Herzensbegier. [3])

Evas Rede:

Ich schau hin, ich schau her,
Es gefällt mir die Frucht des Baumes [4]) je länger je mehr.
Ich will meine Hand ausstrecken und will [5]) eine Frucht dieses Baumes abbrechen. In der Wahrheit schmeckt mir die Frucht dieses Baumes sehr wohl!

O Adam, so esse [6]) auch du davon,
Darnach [7]) werden auch dir die Augen aufgethan!

Adams Rede zu Eva:

Eva, wie gedunkt dich: Ist alles wahr, was die Schlangen [8]) sagt? [9])

Die Schlangen [10]) ist ein schlaues Thier,
Ist listig und betrogen,
Darum mach ich mich [11]) auf von hier,
Sie möcht uns haben vorgelogen. [12])

Schlange: [13])

Juh Victoria! Jetzt haben wir Adam und Eva betrogen
Und so erschröcklich vorgelogen, [14])
Daſs sie öfter in die Sünd fallen.

Die Teufel zusammen: [15])

Juh Victoria! Der Sieg ist erworben.
Juh Victoria! Das ganze Menschengeschlecht
Ist in unserer Sclaverei [16]) als dienstbare Knecht.

---

[1]) A. = sollet ihr nicht essen, damit wir nicht sterben. [2]) A. = sehen, hören. [3]) Die vier letzten Zeilen fehlen in A. [4]) B. = Die Frucht des Baumes gefällt mir. [5]) „will" fehlt in B. [6]) = B. iß. [7]) B. = dann. [8]) B. = Schlange. [9]) Nach B. spricht das Folgende die Eva. [10]) B. = Schlange. [11]) B. = machen wir uns. [12]) B. = angelogen. [13]) B. = Schlange und Belial. [14]) B. = schändlich angelogen. [15]) fehlt in B. [16]) A. = in der G'schlaferey.

Digitized by Google

Vor Freuden wollen wir jubelieren und ſpringen
Und mit Freuden das Victoria ſingen.

Luzifer:

Wer ruft um Sieg und Victoria?

Schlange:

Großer Höllenfürſt, durch deinen Befehl haben wir erhalten Sieg und Victoria.

Belial:

Durch unſere Liſt und Reizerei
Brachten wir dieſes zuwegen frei
Und übergeben ſie dir [1]) deiner Botmäßigkeit.

Luzifers Rede:

O Zeitung glückſelig [2]), o Botſchaft ſo heilig, ſo ihr mir habt gebracht,
Denn ihr habt das ganze menſchliche Geſchlecht [3]) zu Höllenſclaven [4]) gemacht.
Euch aber gebührt viel Ehre, Lob und Ruhm, daſs ihr ſo viel habt ausgerichtet.
Denn ihr habt den Menſchen den Himmel verſchloſſen
Und alle zuſammen in die Hölle verſtoßen,

und deswegen wir Teufel alle [5]) zuſammen jubelieren und [6]) triumphieren, wegen dieſen Ehren erwerben. [7])

Auftritt der Gottheit mit den Engeln [8]) zwiſchen dem Teufelsjubel und Barmherzigkeitrede [9])

Barmherzigkeit:

Ich bin anjetzt ſo ſehr betrübet
Und gegen den Menſchen ſo ſehr verliebet,
Deswegen will ich bei Gott wagen eine Bitt
Und mit dem Teufel haben einen Stritt.

Darum o Luzifer, halt ein mit deinem Jubelieren und Triumphieren und erwarte, was ich bei Gott vornehmen werde. [10])

Ich heiße die Liebe und bin ſo mächtig,
Daſs ich Gott ſchier [11]) zwingen kann, zu was ich will.
Darum du Höllenhund ſei mit deinem Victoria ſtill!

Luzifer:

Ich ſchreie zur Gerechtigkeit um Rache und Strafe wider Adam und Eva.
Und du Liebe und Barmherzigkeit ſollſt ſie nicht erretten
Aus meinen Händen und Ketten [12])
In Zwigkeit! Belial! Belial! [13])

---

[1]) „dir" fehlt in B. [2]) A. = geſellig. [3]) B. = Menſchengeſchlecht. [4]) A. = zur Höllen Gſchlaferey. [5]) „alle" fehlt in B. [6]) „und" fehlt in A. [7]) „wegen dieſen Ehre erwerben" fehlt in B. [8]) „mit den Engeln" fehlt in A. [9]) „und Barmherzigkeitrede" fehlt in B. [10]) B. = erwarte. [11]) „ſchier" fehlt in B. [12]) „und Ketten" fehlt in A. [13]) „Belial! Belial! fehlt in A.

Digitized by Google

Belials Rede:

Hier bin ich!

Luzifers Rede:

So[1]) nimm hier meine Ketten! Bind Adam und Eva gar[2]) feſt; und ſie ſollen auf ewig gebunden ſein.

Binde ſie mit Ketten und Banden,
Und niemand ſoll ſie reißen aus meinen Handen.

Barmherzigkeit Rede:

O Luzifer, nicht poch' ſo ſehr!
Ich werde einen Liebespfeil[3]) wagen auf den göttlichen Sohn:
Ich will mit dem Liebesſener ſein Herz durchſchießen,
Daraus wird den Menſchen die Erholung entſprießen.
Deine Bande brechen dann,
Sieg und Victoria trag' ich davon.

Luzifers Rede:

Ich trag den Sieg davon! Herr! gerechter Richter, ich ſchrei' um Rach und Straf wider Adam und Eva.[4])

Weil ſie dein Gebot haben gebrochen,
Soll ihnen[5]) nicht bleiben ungerochen.
Ich will ſie ſtellen her vor dein Gericht,
Auf daſs du ſtrafſt, was ungerecht iſt.
Und wenn dieſes nicht geſchieht,[6])
Biſt du kein gerechter Richter nicht.

(Luzifer und die übrigen Teufel gehen ab).

(Fortſetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Beiträge zur Kunſttopographie Kärntens von Prof. Dr. F. G. Hann. 1. Die Filialkirche Maria Höfl bei Metnitz[7]). Unter den vielen archäologiſch merkwürdigen Filialkirchen Kärntens verdient auch dieſe vor allen wegen ihrer gothiſchen Glasgemälde Erwähnung. Die Kirche hat ein rechteckiges Hauptſchiff, durch zwei maſſive Pfeiler in vier Theile getrennt. Die Seitenſchiffe ſind niedriger. Das Hauptſchiff hat gothiſches Kreuzgewölbe, deren runde Schlufsſteine alle modern

[1]) „So" fehlt in B. [2]) „gar" fehlt in B. [3]) B. = Liebesſtrahl. [4]) A. = Eva und Adam. [5]) A. u. B. = Sollt ihnen. [6]) „gechieht — nicht" fehlt in A.

[7]) Von Maria Höſt wird in der Kunſttopographie bei Beſprechung der Kirche von Metnitz p. 219 uns geſagt: „In der Filialkirche Marie Höſt gothiſche Reſte, in zwei Fenſtern Glasgemälde." Ich gebe darum hier eine ausführlichere Beſchreibung.

Digitized by Google

incrustiert sind. Die Gewölbe ruhen auf Consolen. Der Triumpfbogen ist spitzbogig. Der gothische Chor hat schöne Netzgewölbe auf schildartigen Consolen. Vor dem Schlusssteine das Lamm Gottes mit der Fahne. Der Chor schliesst mit fünf Seiten aus dem Achtecke und hat außen abgestufte Strebepfeiler. Der viereckige Thurm schliesst mit spitzem gothischen polygonen mit Schindeln gedeckten Helme. Ein sehr spitzes gothisches Dach deckt das Mittelschiff, während die niedrigen Seitenschiffe ansteigende Zeltdächer haben. Oben im Mittelschiffe sind runde Lichtöffnungen angebracht. Das nördliche Seitenschiff ist durch Schwibbögen außen mit einer Mauer verbunden. Die Seitenschiffe sind entschieden jüngere Zubaue. Mittelschiff und Chor scheinen mindestens aus dem 15. Jahrhundert zu stammen, da sie ebenso wenig wie die Glasgemälde spätgothischen Charakter tragen. Zwei Fenster der Kirche haben interessante Glasmalereien. Jedes derselben ist der Länge nach in zwei Reihen getheilt, jede Reihe hat vier Abtheilungen übereinander. Die Malereien sind im einfachen Verfahren gegeben. Die verschieden gefärbten Glasstücke sind verbunden und die Conturen mit Schwarzloth markiert. Jedoch kommen mehrere Farbentöne vom Roth zum Violett auf den Scheiben vor, vor allem bemerkt man ein dunkles Grün und ein intensives Orangegelb, der Grund ist in der Regel wechselnd roth und blau; das Blattwerk Weinlaub auf schwarzem Grunde. Die Fenster zeigen Maßwerk und gefüllte Rosetten. Die obere Bekrönung der Glasfenster unter dem Maßwerke bilden rechts und links Spitzgiebel, der mittlere Spitzgiebel ist höher und durch eine Filiale mit Krabben bekrönt. Die Gesichter der Heiligenfiguren, die im Schwarzloth gegeben sind, zeigen starre Züge. Die weiblichen Gestalten sind theilweise nicht ohne Ausdruck, so die heil. Katharina von Alexandrien. Die Madonna hat eine ganz anmuthige, echt gothische Kopfneigung. Die männlichen Figuren zeigen hingegen grämmliche Züge. Das linke Fenster hat, soweit ich die Bilder deutlich erkennen konnte, folgende Darstellungen. In der linken Reihe von oben nach unten 1. einen heil. Bischof mit Inful, der, wie es scheint, Brode im Schosse hält. 2. Eine Heiligengestalt mit weiblichen Zügen mit Palmzweig. Neben einem zerbrochenen Gefässe gewahrt man eine Schlange; es ist demnach wohl der heil. Apostel Johannes dargestellt. 3. St. Wolfgang mit Hacke und Kirche. 4. Die gekrönte heil. Katharina von Alexandrien mit Schwert und Rad. Die rechte Reihe hat von oben nach unten folgende Glasbilder. 1. Der heil. Martin, der den Mantel mit dem nackten Bettler zu seinen Füßen theilt. 2. Eine heil. Königin, gekrönt, mit einer Hacke. 3. Ein heil. Ritter mit Schwert und Schild. 4. St. Georg mit dem Drachen. Das rechte Glasfenster zeigt nachfolgende Darstellungen: Linke Seite von oben nach unten 1. Petrus mit dem Schlüssel und Paulus mit dem Schwerte. 2. Eine Heiligenfigur, die nur theilweise erhalten ist, fast puppenhaft. 3. Zwei Heiligengestalten, die rechte mit entblößtem Schwerte. 4. Die heil. Barbara mit dem Thurme. Rechts oben 1. die heil. Maria mit dem Kinde. 2. und 3. je zwei Heiligenfiguren (Apostel?), der rechts im zweiten Felde mit einer Keule dürfte Judas Taddäus sein. 4. Die heil. Agnes mit Lamm und Palme. Ein Wappen ist nicht zu sehen. Die Glasfenster sind an Wert nicht zu vergleichen mit anderen in kleineren kärntnerischen Kirchen, wie mit dem in Egg im Gailthale, in Gayach oder mit den farbenprächtigen in Neuhaus bei Leisling (siehe Kunsttopographie p. 241); sie sind, wie gesagt, von handwerksmäßigem Charakter, aber als Werke jenes Stiles der gothischen Glasmalerei, der die Fenster als Theil der Architektonik betrachtet, immerhin beachtenswert, umso mehr

Digitized by Google

als sie zu den ältesten dieser Art in Kärnten (wie ich glaube aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts) zählen dürften.

2. Die Filialkirche zu Gayach im oberen Drauthale. Diese in der Kunsttopographie p. 62 nur in drei Zeilen erwähnte interessante Kirche, deren Flügelaltar Ritter v. Staudenheim jüngst photographirt hat, bedarf einer eingehenden Beschreibung, die ich hier zum erstenmale gebe. Die Kirche ist spätgothisch, der Thurm an der Nordseite über der Sacristei, so dass diese das Erdgeschoss desselben bildet. Außen hat das Langhaus zwei Strebepfeiler, beiderseits abgestuft durch Gesimse, dann folgt an der Nordseite der unausgebaute Thurm ohne Helm. An den Ecken des Thurmes sind Strebepfeiler ebenso wie am Chore, der mit fünf Seiten aus dem Achtecke schließt und im Inneren Netzgewölbe auf kapitällosen bis zum Boden reichenden Diensten hat und sich im spitzbogigen Triumphbogen gegen das in drei Traveen getheilte Langhaus öffnet. Dieses ist mit einer flachen Tonne mit Zwickeln, in welche decorative Rippen eingezogen sind, gedeckt. An den Rippenkreuzungen und am oberen Ende derselben gewahrt man Wappen. Die Kirche ist besonders merkwürdig wegen eines sehr kunstvollen Flügelaltares und zweier Fragmente von Glasfenstern, welche von Werte sind. Das eine derselben, laut Inschrift 1496 von Andre Lindner gestiftet, stellt den heil. Andreas dar, das andere in Medaillonform klein, aber in sehr zierlicher Zeichnung und Malerei auf weißem Glase in schwarzen Tönen zeigt die Geburt Christi. Das erst genannte Fenster zeigt links einen rothen Wappenschild mit grünem Lindenblatt, also das redende Wappen der Lindner. Der Hochaltar ist ein Flügelaltar von höchst eleganter, ebenso reicher als feiner Bekleidung. Er gehört zu den künstlerisch besten aus der Zeit der spätesten Gothik in Kärnten. Die hintere Fläche desselben stellt in bleicher Bemalung und sehr leichtem Farbenauftrage den heil. Christoforos mit dem Kinde dar. Im Wasser wiegt sich, ganz ähnlich wie in Gerlamoos, eine Sirene, das Bild der Versuchung; auch schwimmen in den Fluten Enten. Ganz unten sieht man eine Drollerie (eine scherzhafte Darstellung, ähnlich wie in einer Handschrift im kärnt. Geschichtsvereine), indem ein kauernder behaarter Mensch mit einer Scheibe gemalt ist. Zu beiden Seiten dieser Mitteldarstellung ist einerseits der heil. Josef mit dem Winkelmaße, andererseits ein Heiliger mit dem Messer in der Linken, wohl St. Bartholomäus, aufgemalt. Die Rückseite der Predella zeigt, wie dies öfters auf Flügelaltären der Fall ist, in der Mitte das Veronikahaupt, rechts und links aber Engel mit Kreuz, Geißel, Ruthe und den drei Nägeln, also den Leidenswerkzeugen. Die Vorderseite des Altares bei geöffneten Flügeln führt bemalte Schnitzereien vor und zwar im Mittelschreine St. Andreas, dem diese Filiale von Lind ob Sachsenburg geweiht ist, und rechts und links davon die Apostelfürsten. Über der Predella ist der leere Mittelschrein bedeckt durch einen Barocktabernakel, rechts aber sieht man den heil. Simon mit der Säge, eine sehr ausdrucksvolle, markige, trefflich modellierte Statue mit porträtartigen Zügen, links aber Matthäus mit der Hellebarde (und einen leeren Wappenschild). Bei geschlossenen Flügeln zeigen sich heil. Gestalten auf spätgothischen Postamenten, auf blauem, gestickten Hintergrunde gemalt: Links der heil. Sebastian, wie gewöhnlich nackt, mit gut modelliertem Leibe, der mit Pfeilen gespickt ist, daneben der Engel der Verkündigung mit Krone und Kreuz, den Stab in der Hand mit dem Spruchbande, das die Verkündigungsworte trägt. Rechts ist die heil. Jungfrau mit Buch und der Taube über dem Haupte gebildet,

Digitized by Google

eine sehr edle Gestalt mit schönem Faltenwurfe, daneben der heil. Jacobus major mit Pilgerstab aber in Spitzschuhen. Naturalistisches Astwerk umrahmt den Schrein. Links und rechts am Rande über den Consolen steigt ein Ast auf. Die Bekrönung ist ein zartes und echtes spätgothisches Kunstwerk, graziös geschnitzt. Rechts und links zwei Felder, durch die feinsten, schlanken, stabartigsten Fialen getheilt, deren Ende wie echte Pflanzenstengel gebogen sind. Dazwischen eine in schwungvollen Linien verlaufende zarte Ornamentalfüllung.

Im Schiffe, das breiter ist als der Chor, stehen noch zwei gothische Altäre. Der rechte Seitenaltar hat nämlich noch Reste eines alten Flügelaltares. Man gewahrt auf der Vorderseite dieses gothischen Flügels den heil. Christoforos gemalt, wie er mit aufgeschlagenen Hosen durchs Wasser geht, und rechts davon den heil. Georg. Die Rückseite zeigt einen heil. Papst mit Buch und Stab, das allgemeine Emblem der Kirchenlehrer und Bischöfe. Die Predella führt in schöner und ausdrucksvoller Weise den segnenden Christus mit Johannes vor. Links vom Eingange erhebt sich ein gothischer Flügelaltar, der in einen Renaissancealtar umgewandelt wurde. Oben ist Maria Verkündigung vorgeführt, unten ein Bild aus dem 13. Jahrhunderte. Die Stifterin Rauchin kniet in der Tracht vom Anfange des 17. Jahrhundertes vor dem Crucifixus, daneben zeigt sich ihr Wappen. Die Inschrift meldet: Gott und der Himmelskönigin zur Ehr, gestiftet von Anna Maria Rauchin von München, hat diesen Altar von neuem auffrischen und machen lassen 1621.

Außen an der Westseite der Kirche zeigt sich noch eine halbverblaßte Malerei, nämlich der heil. Andreas, der Kirchenpatron, blond gelockt und lieblich mit dem Andreaskreuze. Dr. F. G. Hann.

3. Die Kirche St. Ruprecht zu Staudachhof[1]) (Filiale von St. Salvator). Wir haben es hier wohl mit einer romanischen Anlage zu thun. Das oblonge Schiff hat flache Decke, die Apsis an der Ostseite ist rund. Die Kirche hatte runde Lichtöffnungen. Der hölzerne Dachreiter erhebt sich am westlichen Theile des Schiffes. Im Chore jetzt gothisches Gewölbe mit Rippen. Der Hochaltar ist barock. Am Altare links vom Hochaltare ist in bemalten gothischen Figuren die Krönung Mariens dargestellt (Maria, Gott Vater, Sohn und jubelnde Engel).

Hirtenlieder aus dem Möllthal, mitgetheilt von Fr. Franziszi.

I.

1. Auf! auf,
   Ihr Hirten steht's alle g'schwind auf,
   Und geht's mit mir außen,
   Sie thun so schön blasen
   Da draus.
2. O Freud!
   Weil einmal ist kommen die Zeit,
   Um die die alten Propheten

[1]) Die Ruprechtskirche ist in der Kunsttopographie nicht erwähnt.

Digitized by Google

Schon lang hab'n gebeten
Und g'seufzt.

3. Nur g'schwind!
Dem Kindlein ein Opfer mitbringt:
Ein Lamp'l, und was sein Willen.
Wir wollen's zuhüllen
Das Kind.

4. Zum Stall,
Die Engel sind alle schon da,
Thun's Gloria singen:
Wir sollen g'schwind springen
Zum Stall.

5. O Gott!
Steigst selbsten vom Himmel herab
Die Lieb hat dich zwungen,
Hast Menschheit ang'nommen
Mein Gott!

6. Allein,
Das Kindlein geboren will sein.
Es liegt in der Krippe
Beim Vieh in der Mitte
Allein.

7. Zum End
Ich mich zu der Mutter hinwend,
Sie wird uns bewahren
Vor Seel- und Leibs-G'fahren
Zum End.

II.

1. Steh'ts auf liebe Hirten, mein, schlaft's nicht so lang,
Der Tag blickt schon einer, die Nacht ist vergang';
Seh't was das bedeut, das der Kucku so schreit,
Singt das Zeiserl so schön, müßt's woll dechter aufstehn,
I kann gar nicht mehr schlafen, möcht vor Freuden vergeh'n.

2. O Urban, was träumt dir, was fallt dir denn ein,
Daſs z'mitten im Winter der Kucku soll schrei'n.
Geh't der Wind, daß lei saußt, hat a Kält, daß mir graußt,
Ei was muß denn das sein, daſs der Kucku soll schrein,
Ist ja z'mitten im Winter, wie träumts dir so fein.

3. Du talgeter Limml, sei nicht so verblend't,
Schau auf gegen Himmel, wie viel Engel dort sind.
Sie glanzen so schön, daſs ein's G'sicht möcht vergeh'n,
Sie singen so rar, alleweil: Gloria!
Messias ist geboren, wanns etwa wahr war.

Digitized by Google

4. Jetzt laſſet uns eilends nach Bethlahem geh'n,
Um dorten zu ſehen, was heu't iſt geſcheh'n;
Ein Opfer tragt's mit, juſt leer gehn thut's nit,
I hab a Lamp'l bei mir, du trag a was mit dir.
Grüß dich Gott, o ſchönes Kindelein, kömm' mir a einmal zu dir.

5. O herzig ſchönes Kindelein, wir bitten dich All,
Dieweil du biſt kommen von himmliſchen Saal:
Wenn wir vom ganzen Leben müſſen Rechenſchaft geben,
Sei gnädig uns dort, vergiß nit das Wort.
Behüt dich Gott, mein ſchönes Kindelein, heut geh'n wir amal fort.

Die Nonne. Nach dem Dictat einer alten Magd aus dem Glanthale mitgetheilt von Fr. Fanziszi. [1])

Ich ſtand auf hohem Felſen,
Schaut hinunter ins tiefe Thal;
Ein Schifflein ſah ich ſchwimmen,
Drein drei Grafen waren.
Der jüngſte von den Grafen
Gab mir einmal zu trinken
Den Wein von ſeinem Glas.
Er zog von ſeinem Finger
Ein golden Ringel ab:
„Nimm hin, du hübſche, du feine,
Das ſoll dir zum Denkmal ſein."
„Was ſoll ich mit dem Ringe?
So ich dir nicht werden kann,
Bin ein armes Mädchen,
Ich bin verlaßen ganz."
„Biſt du ein armes Mädchen,
Haſt weder Geld noch Gut,
So denk' doch an die Liebe,
Die zwiſchen uns beiden ruht." —
„Ich weiß von keiner Liebe,
Weiß auch von keinem Mann,
Ins Kloſter will ich gehen,
Will werden eine Nonn."

[1]) Prof. R. Dürnwirth bemerkt zu dem Gedichte: „Die eingeſandte Volksballade dürfte von ihrer urſprünglichen Geſtalt viel eingebüßt und durch Weglaſſungen und Anſchweißungen manche Änderung erlitten haben. Ihr Inhalt erinnert lebhaft an eine in Tirol ſtark verbreitete Sage vom Kloſter Wolkenwiegt bei Wolkenſtein und theilweiſe an die von Ida von Toggenburg, die wieder mit der von Jutta von Braunsberg und unſerer Hildegard in Verbindung ſteht."

Digitized by Google

„Willst du ins Kloster gehen,
Willst werden eine Nonn,
So will ich die Welt durchreisen,
Bis daß ich zu dir komm".

* * *

„Geh' Reitknecht sattel
Mir und dir ein Pferd,
Wir wollen den Weg durchreisen,
Der Weg ist reisenswerth".
Und wie sie zu den Kloster kommen,
Zu dem schönen Gotteshaus,
„Gebt mir heraus die jüngste Nonn,
Die zuletzt ist kommen an." —
„Es ist keine angekommen,
Kommt auch keine mehr heraus."
„So wollen wir das Kloster stören
Das schöne Gotteshaus:" — —
Da kam sie wol geschritten
In ein' schneeweißen Kleid.
Die Haar waren ihr beschnitten;
Zur Nonn war sie geweiht.
„Wer hat euch heißen kommen?
Willkommen seid daher" —
Da ihm die Red verdroß,
Da ihm die heiße Thräne
Über die Wangen floß,
Gab sie ihm zu trinken
Aus einem golden Becher Wein.
In 24 Stunden starb er
Im stillen Hain.
Mit ihren Fingerspitzen
Grub sie ein Grübelein,
Mit ihren zarten Händen
Legt sie ihn selber darein,
Mit ihrer schönen Zungen
Gab sie den Glockenklang,
Mit ihrer hellen Stimme
Sang sie ein Lobgesang.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

84. Jahrgang.

Nr. 4.

Klagenfurt 1894.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Kunstgeschichtliches und Geschichtliches über Schloss Stein bei Oberdrauburg. Von Professor Dr. F. G. Hann 97

Biographisches über Hanns Gasser. Von Rudolf Watzer (Fortsetzung) . 103

Das Paradeis-Spiel. Mitgetheilt von Simon Laschitzer (Schluss) . . 114

Kleine Mittheilungen:

Neue Beiträge zur Kunsttopogr. Kärntens. Mitgetheilt von Prof. F. G. Hann
4. Die Filialkirche Hart oberhalb Glanegg 127

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 4. Vierundachtzigster Jahrgang. 1894.

Kunstgeschichtliches und Geschichtliches über Schloss Stein bei Oberdrauburg.

Von Professor Dr. F. G. Haun.

Das sagenumwobene Schloss Stein in reizender Höhenlage verdient wegen seiner Doppelcapelle, welche die besterhaltendste in Kärnten und außerdem durch ihre Malereien sehr merkwürdig ist, umsomehr kunstgeschichtlich Beachtung, als sich inschriftlich nachweisen lässt, dass Barthlmae Virtaler, der Baumeister der Kirchen von Laas und Luggau, das Schloss gebaut hat. Da Schloss Stein kunsthistorisch noch gar nie gewürdigt wurde,[1] so scheint es geboten, an diesem Orte einige Daten zu geben. Das kunsthistorisch merkwürdigste Object im Schlosse ist die Doppelcapelle. Die Doppelcapellen (oratorium duplex), welche sich häufig in Schlössern[2] aber auch in Kirchen und Klöstern finden, bestehen aus zwei übereinander gebauten Capellen, von denen das obere Stockwerk stets, so auch in Stein, größere Höhe und reichere Decoration hat als das untere. Von diesen, von den einfachen Burgcapellen wohl zu unterscheidenden, kirchlichen Räumen[3] gibt es wieder mehrere Arten. Das Obergeschoss kann nämlich, wie z. B. in der Capelle im Schloss Tirol, nur aus einer, sich an drei Seiten herumziehenden Em-

[1] In der Kunsttopographie wird der Name des Schlosses nur p. 256 genannt.

[2] Über Doppelcapellen existiert eine reiche Literatur; man sehe dieselbe in dem Artikel über Doppelcapellen nach bei Otte, Kunstarchäologie I. p. 25 ff. (Schnaase, Geschichte der bildenden Künste IV. 196.)

[3] Die älteste Doppelcapelle scheint das Oratorium zu sein, das Erzbischof Adalbert I. 1135 in Verbindung mit dem erzbischöflichen Palaste als Hofcapelle zu Mainz bauen ließ. (Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst p. 363.)

Digitized by Google

pore, welche die vierte Seite frei läßt, bestehen, oder es sind beide Capellen selbständig. Zu dieser Art gehört in Kärnten auch die Doppelcapelle auf der Grünburg bei Wieting, wo die beiden Stockwerke durch eine Balkendecke ursprünglich getrennt waren.[1]) Eine dritte Art aber, zu der die Doppelcapelle in Stein gehört, ist so gebaut, dass eine Öffnung im Fußboden der Obercapelle, die mit einem Gitter umgeben ist, den Einblick in die untere Capelle gestattet. Beide Capellen im Schlosse Stein haben oblongen Grundriss mit einer Rundung nach außen. Die untere, dem heil. Valentin geweihte Capelle, in der zahlreiche Wahlfahrer ihre Vota an den Wänden hinterlassen haben, ist modern verballhornt und mit archäologisch wertlosen Gerümpel eingerichtet, die obere hingegen, dem heil. Martin gewidmete, ist kunstgeschichtlich von desto höherem Interesse.

Die obere Capelle ist gleich der unteren gewölbt, hat als Decke ein decorativ gehaltenes Netzgewölbe, dessen Rippen von Consolen getragen werden. Die Schlusssteine sind mit Wappen geschmückt, die Traveen bemalt, jedoch sind in den westlichen Gewölbefeldern die Malereien überstrichen, ebenso die zwei Wappen an den Schlusssteinen. Hingegen zeigen die Schlusssteine in den östlichen Theilen zwei gemalte Wappen, von denen das eine links im Schilde einen Löwen im blauen Felde vorführt, während das zweite rechts einen durch ein Kreuz vierfach getheilten Schild zeigt. Die vier Quatiere im Schilde zeigen jedes einen schwarzen Adler auf weißem Grunde. Das mittlere Viereck im Kreuze aber, von welchem die Kreuzarme auslaufen, ist gleichfalls in vier Felder getheilt. Das Feld rechts unten und links oben zeigt einen weißen Löwen, die übrigen zwei Felder sind dreimal der Quere nach durch zwei schwarze Querstriche auf gelbem Grunde getheilt. (Das Kreuz scheint roth gewesen zu sein.) In den Gewölbefeldern vorne in der Rundung sind in Medaillons die vier Evangelistensymbole mit Spruchbändern sauber gemalt, dann folgen in den Gewölben nach Westen zu: rechts Augustinus und Ambrosius und links Papst Gregor I. und Hieronymus. Die Kirchenväter, in runde Medaillons gemalt, sind von trefflicher, malerischer Wirkung. Die Gesichter sind ausdrucksvoll, fast porträtartig. Die Heiligen sitzen alle an ihren Schreibpulten mit gespitzten Federn in den Händen. Der heil. Geist inspiriert sie, indem

[1]) Die Doppelcapelle der Grünburg ist beschrieben von Max von Moro (Mitthl. der CC. II, 327 ff.) Eine Doppelcapelle hat auch die Schlossruine Hardegg bei Pulst im Glanthale.

Digitized by Google

er ihnen in Taubengestalt ins Ohr flüstert. Unter dem Hieronymusbilde lesen wir deutlich in gothischen Minuskeln: „das pav hat gemacht maister partlme viertaler 1505 jar." Daneben das Steinmetzzeichen des Meisters. [1])

Der westliche Theil der Decke ist mit Renaissanceornamenten malerisch decoriert, welche mit denen in Gesiarn bei Schlanders in Tirol Ähnlichkeit haben. In den Pflanzenornamenten gewahren wir unter andern ein mohnartiges Gebilde und andere, unstreitig aus Italien stammende Motive. Jedoch ist die ganze Arbeit ungeschickt und unbeholfen ausgeführt, wobei jedoch ein gutes Muster zu Grunde lag. Es scheint übrigens, als ob die ursprüngliche, bessere Arbeit, welche vielleicht ähnlich den reizenden Deckenornamenten in der Kirche zu Laas gewesen sein mag, später in ungeschickter Weise überarbeitet und dadurch ruiniert worden wäre. [2])

Fragen wir nach der Bestimmung dieser Doppelcapelle, so scheint es uns unzweifelhaft, dass die obere Capelle, die im gleichen Stockwerke mit den Gemächern der Herrschaft liegt und durch einen, gleich zu erwähnenden Vorraum von diesen aus betreten werden kann, für den Gottesdienst der Schlossherrschaft bestimmt war, während die untere Capelle mit eigenem Eingang für die Dienerschaft und das Gesinde zum kirchlichen Gebrauche eingerichtet gewesen zu sein scheint. Jedesfalls waren beide Locale geweiht und für gottesdienstliche Handlungen ausersehen. Da aber die Öffnung, durch welche man von der unteren in die obere Capelle sehen kann, nicht überflüssig gewesen sein kann, so wird wohl

[1]) Neben der Sacristeithüre in der Kirche zu Laas kniet im Gemälde dieser Meister; daneben sehen wir das gleiche Steinmetzzeichen wie in Stein, und die Inschrift sagt, dass er 1535 die Kirche gebaut habe. (Siehe die Abbildung in der Kunsttopographie p. 154). An dem Thurme der Kirche zu Luggau ist in gothischen Buchstaben der Name Virtalers als des Erbauers zu lesen. (Kunsttop. p. 186.) Hingegen ist er nicht als Erbauer sondern als Erneuerer der Kirche von Kötschach anzunehmen. Denn wie in der Kunsttopographie richtig bemerkt wird, bezieht sich die decorative Restaurierung dieses Gotteshauses mit den Rippen aus Stucco, welche allein dem Stile nach von Virtaler herrühren, erst auf das Jahr 1518 (nach dem Brande). Übrigens sehen wir auf den zweiten Pfeiler links ein ganz anderes Steinmetzzeichen. Wenn sich also nicht für Virtaler irgendwo eine urkundliche Beglaubigung für seine Bauthätigkeit in Kötschach findet, so scheint mir sein Antheil an dieser Kirche auf das decorative Rippennetz und die Pfeilergliederung beschränkt.

[2]) Auch die Wände der Capelle waren bemalt. Es zeigen sich noch deutliche Spuren unter der Tünche, welche hart und fast emailartig sich über den Malereien lagert.

Digitized by Google

auch in Stein wie in anderen Doppelcapellen die untere Capelle auch zum Todtencultus verwendet worden sein. In diesem Falle diente also die Öffnung im Fußboden der oberen Capelle dazu, um dem Schlossherrn und seiner Familie den Blick auf die Abhaltung des Todten-Gottesdienstes und der Todtenmessen in der unteren Capelle zu gestatten. [1])

Vor der oberen Capelle ist ein quadratischer Raum mit schönem, spätgothischen Sterngewölbe. Über der Thüre, die von da in die Gemächer der Herrschaft führt, zeigt sich der Adler und das Rosenberg'sche Wappen mit der Jahreszahl 1681. Im Trakte, der die besagten Gemächer enthält, welche zweckmäßig aber nicht einheitlich eingerichtet wurden, ist ein Gang erwähnenswert, der eine Decke mit einem sehr reichen, feinen und zart ausgeführten Sterngewölbe aufweist. Diese Gewölbe verrathen wohl zur Genüge, dass Bartlmä Virtaler, der Meister in decorativ spielenden Gewölbezieraten, auch hier seine Hand im Spiele hat; wir werden also nicht irre gehen, wenn wir die Nachricht, „diesen Bau hat gemacht Viertaler", nicht blos auf die, aus der Mauerflucht vorspringende Doppelcapelle, sondern auf das ganze Schloss beziehen, umsomehr als dieses durchaus nicht einen älteren, mittelalterlichen Baucharakter zeigt. Offenbar ist aber Stein Virtalers Jugendwerk, da er erst 1535 die Kirche in Laas baute und die in Luggan jedesfalls auch ein späteres, leider nunmehr barok ganz umgestaltetes Werk dieses Meisters ist. In den Arbeiten Virtalers, (dieses lehrt ein Blick auf sein Hauptwerk, die Kirche von Laas), ist alles constructive Verständnis, alles Formempfinden für die Gesetze der Gothik, verloren und erloschen, der Rahmen in reicher, phantastischer Krümmung, Verflechtung und Verschlingung der Stuccorippen und des pflanzlichen Astwerkes überwuchert völlig den Bauorganismus, alles

[1]) Anfänglich glaubte man (Stieglitz, Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst, II., 77 ff.), dass es für sämmtliche Doppelcapellen gelte, dass die obere für den Gottesdienst der Herrschaft, die untere nur für den des Gesindes bestimmt gewesen sei. Es ist jedoch durch Scheiger, Weingärtner und Alwin Schultz erwiesen, dass so manche untere Capelle dem Gottesdienst für Verstorbene diente, ja dass in einzelne von solchen Capellen sogar nachweisbar Leichen überführt wurden. (Schultz, Höfisches Leben 88 ff.) Mit Recht sagt aber Schnaase (Geschichte der bildenden Künste IV. p. 196—197), dass beide Functionen nicht blos getrennt, sondern auch vereint für die Untercapelle in Anwendung kamen. Vor Allem in Stein musste der beschränkte Raum, verbunden mit der nachgewiesenen Sitte der Ständeabsonderung beim Gottesdienste, dazu führen, die unter der herrschaftlichen Capelle gelegene, von der Dienerwohnung aus zugängliche, untere Capelle zugleich für den Gottesdienst des Dienstpersonales und den Todtencultus zu benützen.

Digitized by Google

erscheint flüssig, beweglich und stillos, und so haben wir es hier wahrhaftig mit einem Rokoko in der Gothik zu thun, in welchem sich dieser Stil ebenso auslebt, wie die letzte Entwicklungsstufe der Renaissance in dem zierlichen Genre rocail. Diese Erscheinung, welche die Kirche in Laas so eindringlich vorführt, ist für den Architekten zwar unerfreulich, für den Kunstfreund aber ebenso anziehend wie die leichte, französische Decorationsmanier der besseren Zeit Ludwig XV.[2])

Die sicheren, exact beglaubigten, historischen Nachrichten über Schloss Stein bei Oberdrauburg sind sehr dürftig. Dies lehrt sowohl eine kritische Durchsicht des Archives des kärntn. Geschichtsvereines als auch des Fürst Rosenbergischen Archives. (Bekanntlich ist Stein im Besitze des Fürsten Rosenberg.) Die genannten Archive haben zwar viele Nachrichten, welche sich auf Stein beziehen, da es aber in Kärnten und auch in Krain mehrere Orte und Schlösser dieses Namens gibt, und da viele der genannten Urkunden sich ausdrücklich auf Stein im Jaunthale oder Stein in Krain sich beziehen und andere, bei denen einfach der Name Stein fungiert, sich keineswegs auf Stein im oberen Drauthale zu beziehen brauchen, so kann man nur jene Nachrichten auf das, hier in Rede kommende Schloss anwenden, wo ausdrücklich der Beisatz Stein bei Oberdrauburg oder ein ähnlicher gemacht wird. So befindet sich im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines eine Originalurkunde Alberts Grafen von Görz und Tirol, mit dem großen Reitersiegel dieses Grafen geschmückt und datirt vom 10. Juni 1297. In dieser Urkunde wird ein Schloss Stein erwähnt, aber da kein weiterer, orientierender Beisatz daneben steht, so ist es (siehe Tangl, Geschichte Kärntens 692) sehr fraglich, ob Stein in Oberkärnten darunter gemeint ist. Man hat die einstigen Besitzer von Stein bei Oberdrauburg zu Vasallen der Grafen von Ortenburg gemacht. Dies ist aber sehr fraglich und nach den vorliegenden, urkundlichen Belegen nicht zu erweisen. Die erwähnte Behauptung kann sich nämlich nur auf eine Urkunde vom Jahre 1197 stützen, in der Otto von Ortenburg dem Kloster Victring eine Hube am Hünersberg schenkt. In dieser Urkunde kommt

[2]) Über Bartlmä Virtaler fehlen im Archive des kärntner. Geschichtsvereines leider Nachrichten. Jedoch kommt urkundlich ein Leonhard Virtaler vor, welcher Bürger und Spitalmeister zu St. Veit war. Da dieser 1481, 1490 und 1491 urkundlich nachweisbar ist, so könnte er der Vater oder ein älterer Bruder Bartlmä's sein. (Entnommen den Regesten im Archive des Geschichtsvereines vom Archivar von Jaksch.)

Digitized by Google

ein Heidenricus et filius ejus Reinhardus et Adalbertus de Lapide d. h. von Stein vor; aber wer kann sagen, da es einfach von Stein heißt, welcher Adelssitz dieses Namens hier erwähnt wird.

Wir wissen nicht einmal, wann Schloss Stein in den Besitz der Rosenberge gekommen ist[1]); 1681 muss diese Besitzergreifung freilich schon vollzogen gewesen sein, wie die Jahreszahl neben dem Rosenberg'schen Wappen im Schlosse lehrt. — Am 24. Juni 1334 wurde noch während des Pontificates Papst Johannes XXII. in Avignon ein Ablassbrief für das Schloss Stein an der Drau von 18 Bischöfen ausgestellt.[2])

Die übrigen, sicheren, urkundlichen Nachrichten über Schloss Stein stammen aus dem Ausgange des 15. Jahrhundert; sie sind alle gegeben nach den, aus den Urkunden vom Archivar von Jaksch angelegten Regesten im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines. Daraus geht hervor, dass damals das Schloss kaiserlich war und von den Kaisern Friedrich IV. (1446—1493) und Max I. Pflegern in Obhut gegeben wurde gegen Entrichtung eines Pachtschillings.

1467 am 5. Mai gibt Kaiser Friedrich IV. dem Anton Haemel über die Verschreibung des Schlosses Stein bei Oberdrauburg bis auf Widerruf einen Revers, 1468 kommt derselbe Pfleger vor.

1470, 30. Juni bekennt Hartmann Reutter, dass ihm Kaiser Friedrich Schloss Stein pflegeweise mit Nutznießung und Renten verliehen habe gegen Zahlung von 10 Pfund Pfenning auf Widerruf. Der Kaiser liebte es, diese Verträge zu künden und das Schloss wieder anderen Pflegern zu überantworten, denn schon 1478 am 26. März erscheint in der Person des Wolfgang Fleck urkundlich ein neuer Pflegverweser und im Jahre darauf hauste schon wieder ein anderer, Hanns Döllacher, als Pfleger und Pächter auf der Burg. Die Inhaber wechselten rasch. Bezeugt doch Georg Malentheiner am 4. April 1487, dass ihm das, früher von Leonhard Weideker innegehabte Stein pflegweise bis auf Widerruf überlassen worden sei. Doch auch der Malentheiner musste als Pfleger und Schlossverweser bald dem Leonhard

[1]) Mein Freund Archivar Ritter von Jaksch, der das Rosenberg'sche Archiv durchgearbeitet hat und aus demselben reiche Regestenauszüge anlegte, hat keine Nachricht hierüber gefunden.

[2]) Die betreffende Pergamenturkunde gehört dem Fürsten Rosenberg und wird im Archive des kärntnerischen Geschichtsvereines zu Klagenfurt aufbewahrt. (Man sehe darüber meinen Aufsatz „Bemalte Urkunden im Archive des Geschichtsvereines", Carinthia, 84. Jahrgang Nr. 3 p. 65—69.)

Digitized by Google

Platzer weichen. Diesem wird nämlich von Friedrich IV. Stein bis auf Widerruf am 1. December 1491 verliehen. Dieser Pfleger tritt uns urkundlich auch 1492 entgegen, und auch Kaiser Max I. verlieh das Schloss pflegweise einem Herrn Pankraz Platzer, wie dieser 1494 urkundlich bekennt. Damit hören die sicher beglaubigten Nachrichten auf. Diese Padeligen fleger hatten jedenfalls nicht die Macht und Gewalt jene Tyrannis im Thale zu üben und jene Gewaltthaten zu begehen, von denen die Sagen über Schloss Stein zu erzählen wissen. Jedenfalls aber war damals noch der Burgsitz das alte Schlossgebäude, von dem noch jetzt, ähnlich wie im nahen Flaschberg, der Wartthurm als Überrest, wie für die Ewigkeit geschaffen, emporragt. Man muss über die sorgfältige Verbindung der wuchtigen Bruchsteine dieser Thürme, welche an den Ecken, namentlich bei Flaschberg, durch massive Quadersteine eine noch dauerndere Festigkeit erlangten, wirklich staunen. Solche Thürme sind monumentale Zeugnisse für die unverwüstliche Bauweise gewisser Burgbestandtheile im Mittelalter.

Biographisches über Hanns Gasser.

Von Rudolf Waizer.

(Fortsetzung.)

3. An der Münchener Kunstakademie.

Zu den Bekanntschaften Gassers in München gehörten namentlich die der Münchener Kunstheroen: eines Cornelius, Schwanthaler, W. v. Kaulbach, Gärtner, Amsler, Schlotthauer u. s. w. Zu den Arbeiten, die aus der Zeit seines Münchener Aufenthaltes stammen, gehört die Statuette einer sinnenden Muse, nach der Figur eines Fräulein von Schnorr modelliert, die Statuetten-Gruppe dreier Mädchen, Statuetten von Schnorr's verstorbener Tochter, die Portraitbüste eines jungen Mädchens, die Portraitbüsten des Malers Fritz Kaulbach, des Professors Redtenbacher, des Philologen Professor Dr. Krug, des Julius v. Schnorr, des Cornelius, des W. v. Kaulbach, der schwedischen Sängerin Jenny Lind und des Bergrathes Schuler. Den jungen Maler Fritz Kaulbach hatte Gasser in der Akademie kennen gelernt, und da dieser seine Portraitbüste von Gasser ausgeführt wünschte, wozu er demselben sitzen musste, so wurde Gasser eingeladen, ihn in dem Atelier seines berühmten Oheim's zu modellieren. Hiebei war dieser häufig gegenwärtig und überzeugte sich,

Digitized by Google

wie herrlich dem jungen Künstler die Büste seines Neffen gelang, daher er Gasser auszuzeichnen beschloss, indem er ihn auch mit der Ausführung seiner Portraitbüste betraute. Da aber Gasser den berühmten Historienmaler nicht anders zum Sitzen bringen konnte, so musste dies in seinem Atelier geschehen, währenddem Kaulbach an der Skizze für das berühmte Berliner Frescobild, den Sturz Babels vorstellend, malte.

Während seines akademischen Studiums in München hatte sich Gasser auch der freundlichen Theilnahme, Aufmerksamkeit und Aufmunterung, sowie der Empfehlungen des österreichischen Gesandten am bairischen Hofe, des Grafen Colloredo, zu erfreuen, wodurch er einige Bestellungen von Kunstwerken erhielt, wie z. B. eines Friedhof-Monumentes für Professor Arndt's verstorbenes Töchterchen, ausgeführt durch die lebensgroße Statue eines knieenden Kindes, sowie der lebensgroßen Statue eines Engels, der den Weihbrunnbehälter darreicht, für eine Kirche im Auftrag des Fräuleins von Linder. Außerdem schuf Gasser aus eigenem Antriebe während seines Aufenthaltes in dem Isar-Athen mehrere Kunstwerke, z. B. eine Madonnenbüste, zwei Madonnenstatuen mit dem Kinde, stehend und sitzend en miniature, eine prächtige Statue „die Lieser Nymphe" für Kärnten, eine Statuetten-Gruppe: Tankred, die sterbende Chlorinde taufend, und eine andere: Christus am Kreuze darstellend, mit Maria Magdalena und Johannes, dem Lieblingsjünger. Endlich kam in München als Hauptresultat von Gasser's dortigen Studien seine lebensgroße Fechterstatue zu Stande, welche 1846 in der Münchener und 1847 in der Wiener Kunstausstellung verdienten Beifall fand und gerechtes Aufsehen erregte: Eine Arbeit, welche der Künstler vor Schwanthaler so lange verheimlichte, bis sie beinahe fertig war, worauf dann dieser unwillig meinte: „Jetzt sei es zu spät, an dem ganzen Plane etwas zu ändern, daher es Gasser nur nach seiner Originalidee vollenden möge, sonst aber hätte er es viel einfacher und bequemer gehabt, die classischen Formen der berühmten antiken Fechterstatue für diesen seinen Fechter auszuborgen." Der gute Altmeister war so sehr in seine Antiken verliebt, dass ihm der Hauptumstand ganz entging, worauf es unserem Künstler ankam, und übersah, dass Gasser den Hauptwert darauf legte, dieses Kunstwerk seine Fechterstatue nennen zu können und nicht eine bloße Copie der Antike.

Während des Aufenthaltes in München und seiner akademischen Studien machte Gasser mehrere Ferien-Ausflüge und Kunstreisen, u. a.

Digitized by Google

eine Partie in Begleitung des Architekten Lenge nach Augsburg, Nürnberg, Regensburg, um die altdeutschen Kunstdenkmäler zu studieren: Reisen, welche Gasser sehr viel Nutzen brachten, indem sie wesentlich zur Läuterung des Geschmacks, Erweiterung des Gesichtskreises und Berichtigung seiner Anschauungsweise beitrugen. Über diese Reiseeindrücke schrieb Gasser mehrere Briefe, welche in meinem Büchlein: „Hanns Gasser's Jugendleben." Klagenfurt 1872 auf p. 22—26 fast vollinhaltlich und wörtlich abgedruckt sind.

Eine andere Studienreise war die mit seinem Münchener Collegen, dem jungen Maler Thiersch, nach Salzburg, Steiermark, Krain und Kärnten: Eine ziemlich abenteuerliche Fußtour durch Gebirg und Wald, von der sich die beiden Touristen in Gasser's Heimat ein paar Monate lang ausruhten, während dieser Erholungszeit in Gasser's elterlichem Hause in Eisentratten aber keineswegs müßig blieben, sondern für die nächste Nachbarschaft und Umgebung diverse Kunstgebilde als Schöpfungen ihres Meißels und Pinsels hinterließen. Obwohl Gasser an München manche angenehme Erinnerungen und theure Freundschaftsbande fesselten, (was freilich nach dem Abgange der Schnorr'schen Familie nach Dresden nicht mehr im gleichen Grade der Fall war), so sehnte er sich doch nach vollendetem, akademischen Studium in München zurück nach Österreich, um in seinem Vaterlande zu wirken, wo noch ein so ungeheuer weites, unbebautes Feld urbar zu machen, der Kunstsinn erst wieder zu wecken und daher ein unstreitig größerer Spielraum für künstlerisches Wirken und schaffende Thätigkeit war.

Obschon daher Gasser bereits zu plastischen Arbeiten für das Siegesthor in München schmeichelhafte Anträge von Professor Gärtner erhalten hatte, und es ihm in München nicht an weiterer Beschäftigung gefehlt hätte, da er sich während der ganzen sechsjährigen Studienzeit durch künstlerische Arbeiten fortwährend seine Existenz zu sichern im Stande gewesen, so folgte Gasser doch dem Zuge seines Herzens, dessen Stimme ihn in das Vaterland zurückrief, lieber, als dass er sich nach dem kosmopolitischen Grundsatze: „ubi bene, ibi patria" eine Heimat in der Fremde gesucht hätte. Obzwar Gasser's Reise nach Wien im Jahre 1847 nicht bereits eine beabsichtigte Heimreise zur gänzlichen Übersiedlung, sondern nur mehr ein kurzer Ausflug in die Heimat sein sollte, ein kleiner Zwischenfall in seinem Münchener Kunstleben (denn er hatte alle seine Effecten, Zeichnungen, Studien, Bilder ꝛc. in München zurückgelassen), so musste dieser Ausflug für

Digitized by Google

den Künstler doch eine entscheidende Episode in seinem Leben werden. Gasser hatte in der Wiener Kunstausstellung einige seiner Kunstwerke, namentlich die Fechterstatue, die Statuetten von Schnorr, Jenny Lind und einige andere aufgestellt, welche Arbeiten sehr gut und beifällig aufgenommen wurden, und so konnte es denn nicht fehlen, dass Kunstfreunde auf ihn aufmerksam wurden und andere auf ihn aufmerksam machten. Der erste Auftrag, den er erhielt, kam von Director Carl, welcher allegorische Figuren für das neue Leopoldstädter Theater bestellte, nachdem ihm der von Gasser ausgestellte Fechter ungemein gefallen hatte.

4. Meister Hanns Gasser.

Die Aufgabe, welche Gasser durch die Bestellung Carl's erwuchs, war nichts weniger als eine leichte, insoferne Gasser die Zeit für die Lieferung der Statuen sehr kurz bemessen war und der Künstler-Brodneid eines Concurrenten (Rammelmayer) durch Intriguen Gasser den einzigen, tüchtigen Gehilfen, welchen er hier für Roharbeiten fand, abtrünnig zu machen wusste, so dass dieser Gasser während der Arbeit im Stiche liess, damit er mit derselben zur bestimmten Zeit nicht fertig werden sollte.

Außerdem hatte Gasser kein eigenes Atelier, da er sich in Wien noch nicht bleibend niedergelassen hatte. Wohl befanden sich in der Kunstakademie unbenützte Räume, welche hiezu geeignet und auch eigentlich zu nichts anderem bestimmt waren, als zu einem Local für selbständige Modellierübungen und Sculpturarbeiten angehender Meister und akademischer Künstler.

Hier war es denn, wo Gasser seine Werkstätte aufschlagen konnte, nachdem ihm die Erlaubnis hiezu vom Professor Remy anfänglich lange verweigert worden war u. zw. aus dem Grunde, weil ja Gasser nur Arbeiten für einen Privatmann, nicht aber für den Staat, oder Heiligenbilder für eine Kirche, und nun gar noch Figuren für ein Theater darinnen schaffen wollte.

So beschränkt und engherzig war damals noch die Anschauung der Wiener Akademie. Nicht viel fortgeschrittener war man auf unserer Kunstakademie in der Technik, so dass, als Gasser zu jener Zeit in seinem akademischen Atelier eines Tages etwas in Gyps modellierte und die Gypsform, worin der Abguss bewerkstelligt werden sollte, nicht nach der alten Manier mit Öl, sondern lediglich mit Wasser anfeuchtete (wie man es längst in München zu thun gewohnt war), der im

Digitized by Google

Modellierſaal fungierende Lehrer Schrott ſich förmlich entſetzte, als er es mit anſah, und höhniſch meinte: „Nun da wird etwas Sauberes daraus werden.“ So ſehr hing man in Wien noch an den Traditionen der älteren, franzöſiſchen und italieniſchen Schule.

Aus ſolchen Umſtänden erklärt ſich Gaſſer's erneute Fehde mit der Akademie, ſeine Zurücklegung der, ihm an derſelben übertragenen Lehrerſtelle, welche er unter diverſen Schwierigkeiten und ihm in den Weg gelegten Hemmniſſen ein Jahr lang bekleidet hatte, ſo daſs die Profeſſur der Plaſtik an der Akademie lange Zeit erledigt blieb. Aus dem Zerwürfnis mit der Akademie erklärt ſich Gaſſer's Abneigung gegen dieſelbe und ſein Widerwillen, um Arbeiten zu concurieren, wobei die Skizzen und Modelle der Künſtler dem Urtheile dieſer Körperſchaft unterworfen wurden. Wir müſſen Gaſſer in dieſem Punkte vollkommen Recht geben, wenn wir ſehen, daſs von Öſterreich aus ausländiſche Meiſter, wie z. B. Halbig in München und Hanſuel in Dresden, welche die Unfehlbarkeit des Kriteriums der Wiener Akademie gleichfalls perhorreszierten, Aufträge zu Kunſtwerken erhielten, ohne daſs ſie ſich einer ſolchen Concurrenz um den akademiſchen Preis ausſetzen muſsten. Nicht minder iſt es auch für Gaſſer ehrenvoll, daſs man ungeachtet ſeines geſpannten Verhältniſſes zur Akademie nicht umhin konnte, ſeine Leiſtungen öffentlich anzuerkennen, und daſs ſeine Werkſtätte von Kunſtkennern und hohen Gönnern beſucht ward, die ihm Beſtellungen für neue Kunſtwerke ertheilten, ohne daſs er es nöthig hatte, dergleichen aufzuſuchen und ſich um Aufträge zu bewerben. Wohl hatte ſich Gaſſer in München bei ſeinem theoretiſch praktiſchen Studium nicht nur die Kenntnis der Kunſttheorie (Äſthetik, Kunſtgeſchichte, Charakter der Kunſtepochen, Schulen und Stile ꝛc.) und die Technik für die Arbeiten in Marmor vollkommen angeeignet, allein die Carltheater-Figuren waren ſeine erſte Arbeit in Stein, worin ihm die Praxis noch fehlte.

Nichtsdeſtoweniger löſte er ſeine Aufgabe zur vollſten Zufriedenheit, indem er die Technik ſo bald bewältigt hatte, daſs er nicht nur die läſtige Bedingung erfüllte, ſondern auch die Arbeit noch vor der Ablieferungszeit fertig hatte, womit alſo die Chikanen Rammelmayer's, welcher ſich erboten, die Arbeiten billiger zu liefern, zu Nichte gemacht waren und Gaſſer's Feinde beſchämt daſtanden.

Während Gaſſer ſich mit dieſen Arbeiten beſchäftigte, empfieng er in ſeiner Werkſtätte den Beſuch des Grafen Grünne, welcher ihn mit Aufträgen für ſechs Königsſtatuen zum Ofner Reſidenzſchloſs im

Digitized by Google

Namen des Erzherzogs Palatin betraute und ihm fürs Studium des Costüms zum Krönungslandtag nach Preßburg einlud, sowie die Aufschlagung seiner Werkstätte im Schlosse zu Ofen veranlaßte. Von den sieben Carltheater-Statuen wurden Momus in Zink als Mittelfigur und die übrigen Figuren in Stein, fünf Fuß hoch, ausgeführt. Nach dieser Arbeit begann Gasser die colossale Portraitbüste des Professor Behres in Gyps und erhielt vom Fürsten Metternich den Auftrag zu Haut-relief-Büsten der vier Jahreszeiten für ein Stiegenhaus in seinem Palais, wovon eine, die Frühlingsgöttin Flora, von Gasser in Gyps vollendet, die Ausarbeitung der übrigen aber durch die Revolution des Jahres 1848 unterbrochen wurde.

Dazwischen hinein modellierte Gasser nach dem Leben die Statuette eines Mädchens mit einem Krug auf der Hüfte, dann ein Mädchen mit einem Korb auf dem Kopfe als Karyatide. Dem Rufe des Erzherzogs Palatin entsprechend, verlegte Gasser gegen Ende des Jahres 1847 sein Atelier nach Ofen, wo die Façade des königl. Residenzschlosses plastisch decoriert werden sollte, nämlich nach dem genehmigten Entwurfe Gasser's durch sechs Statuen ungarischer Könige und vier allegorische Figuren (die Regententugenden) nebst zwei Wappenschildern mit Schildhältern, den vier Hauptflüssen des Ungarlandes: Donau, Theiß, Drau und Save. Zum Studium der Costüme reiste Gasser von Ofen mit auf den Landtag nach Preßburg und wieder zurück nach Ofen, wo er sein Atelier im Schlosse hatte. Im Ganzen brachte Gasser ein halbes Jahr in Ofen zu, wo er die Arbeiten für die Frontons des Schlosses zum Theile bereits in Gyps modelliert hatte und die Blöcke zur Ausführung in Stein schon beigeführt wurden, als die Revolution ausbrach, welche die Vollendung hinderte. Die Steine erhielten eine andere Verwendung nicht künstlerischer Natur, und beim Brande des Ofner Residenzschlosses 1848 wurde alles demoliert, und gingen die sämmtlichen Gasser'schen Vorarbeiten schmählich zu Grunde. Für all' seine Zeit- und Geldopfer, Hin- und Herreisen, sechs Monate Aufenthalt in Ofen und Preßburg und die halbjährige Arbeit daselbst, deren Früchte die Revolution zerstörte, hatte Gasser das leere Nachsehen und blieb ohne Entschädigung.

Auch von der Ausführung der, für das Stiegenhaus der Villa Metternich bestellten, vier Jahreszeiten war späterhin nicht mehr die Rede.

In Wien, wohin Gasser nach dem Brande des Schlosses zurückkehrte, fand er gleichfalls alles in Aufregung und wenig Muse zum

Digitized by Google

arbeiten. Man war eben mit der Errichtung der Nationalgarde beschäftigt, und da die Kunstakademiker gleichfalls in dieselbe eingereiht wurden, so übernahm es Gasser auf den Wunsch mehrerer Collegen, ein kleidsames Costümmodell für Bürgermilitärs zu liefern, und so entstand seine Gypsstatuette eines akademischen Legionärs, welche allgemeinen Beifall fand und bei der Adjustierung zum Muster diente.

Für den damaligen Zusammentritt der Reichstagsversammlung wurde Gasser mit Aufstellung einer colossalen Austria-Statue im Sitzungssaale beauftragt, welche er in Sandstein ausführte; dort stand diese majestätische Figur von imponierender Größe bis zur Verlegung des Reichstages nach Kremsier, und wo sie jetzt sich befindet — wissen die Götter. —

Die ereignisreiche Zeit des Jahres 1848, welche überdies die Künstler mit Exercierübungen abhetzte, ließ Gasser nicht viel zum arbeiten kommen. Erst späterhin, nachdem wieder einigermaßen Ruhe und gewohnte Ordnung sich hergestellt hatte, fand auch Gasser wieder Muse zu neuen Arbeiten, deren erste eine Statuettengruppe in Gyps „das Herzeleid" war, zwei Mädchen darstellend, welche den Tod eines Vögelchens beklagen. Die nächste Arbeit Gasser's war eine, en miniature in Bronce und Zink ausgeführte Brunnenstatuen-Gruppe: Drei Nymphen im Bade, in verschiedenen Situationen darstellend, umgeben von drei Kindern mit Fischen und als Karyatiden dazu drei Knaben, eine Schale auf dem Kopfe tragend. Die Entwürfe und Croquis der Austria-Statue, der Herzleidgruppe und des Brunnens finden sich in Bleistiftzeichnung im eingangs erwähnten Tagebuche Gasser's, welches sich heute noch in Freund A. Stippergers Händen befindet.

Erst nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte kehrte Gasser, der erst nur mit einem einzigen Koffer nach Wien gekommen war, nach München zurück, um seine übrigen Effecten, Bilder, Zeichnungen und Studien nach Wien zu bringen, wo er sich nunmehr definitiv niederzulassen und bleibenden Aufenthalt zu nehmen beabsichtigte.

Hier waren nun seine nächsten Arbeiten eine Gypsstatuette des Kaisers Franz Josef I., welche in vielen hunderten von Abgüssen ins Publikum kam, sodann eine Gruppe von drei colossalen Statuen auf der Carnia des Bibliotheks-Traktes der Hofburg am Josefsplatz, an Stelle des abgebrannten Fronton, nämlich ein Atlas kniend, neun Schuh hoch, die Himmelskugel tragend, mit den beiden Figuren der Astronomie und Astrologie.

Digitized by Google

Um dieselbe Zeit etwa begann Gasser die Arbeit einer Venus (1851), halblebensgroß in Bronce und später 1854, lebensgroß in Gyps ausgeführt, welche Arbeit 1851 auf der Londoner Weltausstellung mit der Preismedaille gekrönt wurde. Eine, drei Schuh hohe Figurengruppe in Bronce, Kunst- und Industrie darstellend, welche Gasser für den, von Kaiser Franz Josef der brittischen Königin Victoria geschenkten Bibliotheks- und Leseschrank bearbeitet hatte, befand sich gleichfalls in der Ausstellung, welche Gasser Anlass gab, seine künstlerischen Anschauungen durch eine, 1852 unternommene Studienreise durch Holland nach England auf die Londoner Ausstellung zu erweitern und in den Hallen des Krystallpalastes einen seiner schönsten Triumphe zu feiern. Die nächste Arbeit Gassers waren die Statuen von sechs allegorischen Figuren in Bronce zum Hentzi-Monument auf dem Schlossplatze der Stadt Ofen. Diese Figuren, d. s. Aufopferung, Wachsamkeit, Fahnentreue, Religion, Wahrheit und Großmuth, sind an und für sich betrachtet eine künstlerisch vollendete, bedeutende Schöpfung des Meisters: Echte Nibelungen Heldengestalten von imposanter Wirkung.

5. Gassers Kunstvollendung.

Der Auftrag zur Aufstellung von zwei colossalen Figuren als Balkon-Karyatiden an der Façade der Brünner Zuckerfabrik rief Gasser in die Hauptstadt Mährens, wo er an Ort und Stelle diese beiden, neun Schuh hohen Figuren in Stein ausführte.

Der Aufenthalt in Brünn veranlasste Gasser zu einem Ausfluge nach Sachsen, der zugleich den doppelten Zweck einer Dresdner Studienreise und eines Besuches der befreundeten Familie Schnorr's von Carolsfeld erfüllen sollte, aber nur auf einige Tage beschränkt war.

Nach Wien zurückgekehrt, arbeitete Gasser seine Skizzen, Entwürfe, Modelle und Schablonen zur Feier der Semmeringbahn-Einweihung, zwei Gruppen von je drei Figuren, eine Austria, welche den Handel und die Industrie unter ihren Schutz nimmt, sodann eine Adria und Belt, welche sich die Hand reichen, bekränzt und gesegnet vom Genius des Jahrhunderts, waren zum Frontispice und der obersten Façade des Semmering-Eisenbahn-Tunnels bestimmt.

In das Jahr 1852 gehören auch die Skizzen und Modelle zu einer Neptunstatue, das Portrait des Finanzministers Baron Bruk auf einer Schiffsschnabelsäule (Rostrata) mit vier allegorischen Figuren: Europa, Asien, Afrika und Amerika (en miniature ausgeführt in Bronce

Digitized by Google

und Cement) für das Lloyd-Arsenal in Triest; sodann ähnliche Vorarbeiten zu Brunnengruppen für den Eisenbahnhof am Molo und Freihafen in Triest: ein Bassinbecken mit Figurengruppe, eine Austria und eine Tergeste, beide mit Flusspferden, oben auf einer, durch einen Säulenschaft getragenen Schale stehend.

Aus derselben Periode sind auch die ersten Entwürfe und Zeichnungen Gasser's für ein Mozart-Grabdenkmal. Unter Meister Gassers patriotischen Arbeiten in Wien gehören auch die 1853 und 1854 bearbeiteten Relief-Portraits en medaillon von Mozart und Haydn für das im Jahre 1855 gefeierte Mozart-Jubiläum. Bekanntlich warten die fünf berühmten, deutschen Maestri, Haydn, Gluck, Mozart, Bethoven und Schubert, obwohl sie in Wien lebten, wirkten und verstorben sind, zum Theil noch immer vergeblich darauf, dass ihnen die dankbare Nachwelt würdige, colossale Ehrendenkmale in der Kaiserstadt aufrichte. Aber der Künstler Gasser hat, wie wir später sehen werden, mit eigenen, schweren Opfern, wenigstens einen Theil der Nationalschuld des Dankes abgetragen, wofür ihn unsere, für die Musik dieser deutschen Tonsetzer begeisterten Kunstfreunde und Hypercnthusiasten der Jetztzeit billigerweise hätten entschädigen sollen.

Auch das Portrait des Feldmarschalls Grafen Radetzky en medaillon gehört in diese Periode, sowie ein fünf Fuß hoher Blumenständer im gothischen Geschmack mit einer Herme als Karyatide, ferner eine Statuengruppe von Handel- und Industrie mit Emblemen, sitzende Figuren in halber Lebensgröße für Kaufgewölbsportale, beide letzteren Werke in Terracotta ausgeführt mit öfteren Abgüssen. Zwischen 1853—1854 fallen weiters die vier allegorischen Kinderfiguren, lebensgroß auf dem Karnies der Balkons der Gerold'schen Buchdruckerei, darstellend die Buchdruckerkunst mit ihren Emblemen, sowie eine 32 Fuß hohe Statue der Austria mit zwei Genien von je fünfzehn Fuß und vier Adlern zum Triumpfbogen am Praterstern bei Rückkehr des Kaisers aus Ungarn nach Wien. Diese Statue der Austria zum Triumpfbogen war eine Zwischenarbeit Gasser's, mit welcher er mitten im Geschäftsdrange gleichsam überrumpelt wurde; denn in die Zeit von 1853 bis 1857 fallen die bedeutensten Arbeiten des Künstlers, worunter außer dem, schon 1852 skizzirten Wieland-Monument für Weimar die bedeutenden Arbeiten für das neue Arsenal und für den Rathhaussaal in Wien und mehrere kleinere Statuen und sonstige Kunstwerke.

Digitized by Google

Nehmen wir von den Schöpfungen dieser Periode, die sich nicht mehr so genau chronologisch auseinander halten lassen, eine um die andere in Betracht!

Wenn bisher der Ruf des Künstlers von seiner Heimat Kärnten und seinem Studien-Aufenthalte in Wien und München wohl einmal hinaus in die Ferne auf die Londoner Weltausstellung gedrungen war, aber noch keineswegs hervorragend im Auslande sich geltend gemacht hatte, und wenn im Innern sein Talent noch nicht so zur Kraftäußerung kommen konnte, um sich unbestrittene Geltung zu verschaffen, so galt es jetzt, zu Hause im heimischen Boden feste Wurzel zu fassen und sich durch Werke seiner Hand zu verewigen, sowie im außerösterreichischen Deutschland neues Terrain zu erobern und sich so ein Blatt in der Kunstgeschichte des deutschen Vaterlandes zu sichern.

Von den Arbeiten für Wien sind zunächst anzuführen: die Gasser vom Magistrate übertragene Theilnahme an der Renovierung und Decorierung des Wiener Rathhaussaales und zwar mittelst Ausführung von vier Karyatiden: Stärke, Weisheit, Gerechtigkeit und Religion, zwei Reliefgruppen: Eine Austria mit den Repräsentanten der verschiedenen Stände und eine Vindobona, mit Fürsorge für die Waisen beschäftigt, zwei Wappenschilder, das kaiserlich österreichische und das Wiener Stadtwappen, vier Halbfiguren für die Eckschilder im Plafond: Ackerbau, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, 42 Zunftwappenschilder und Gewerbs-Emblemen im Fries. Diese Arbeiten, welche ebenfalls wieder ein Wiener Concurrent (Bauer) durch niedriges Angebot unserem Künstler wegzuschnappen suchte, waren zur vollendeten Herstellung in hundert Tagen veraccordiert und wären wohl auch in diesem Zeitraume von Gasser hergestellt worden, wenn nicht die eben berührte, dringende Festarbeit störend dazwischen gekommen wäre und sein Wirken unterbrochen hätte. Allein trotz dieses Zwischenfalles wurden diese Arbeiten glücklich in Sandstein ausgeführt und der Termin verhältnismäßig wenig überschritten.

Die zweite Hauptarbeit war die plastische Decorierung des neuen Arsenals, für welches Gasser folgende Kunstwerke lieferte: Zunächst in die Thurmnischen der äußeren Hauptfaçade acht allegorische Figuren, theils mit charakteristischen Emblemen neuerer, origineller Erfindung Gassers, theils mit den conventionellen Symbolen und Attributen versehen, und zwar vier männliche: Wagner, Gießer, Waffenschmied und Maschinenschlosser, dann vier weibliche: Chemie, Mechanik, Mathematik

Digitized by Google

und Physik, je sieben Fuß hoch in Sandstein, ferner als Hauptfigur am Frontispice eine Austria, neun Fuß hoch, sodann an der Façade des Waffenmuseums am Balkon zwei sitzende Greifen als Schildhalter und an der Vorderfront des Waffenmuseums acht allegorische Figuren (heldenmüthige Aufopferung, Fahnentreue, Tapferkeit, Feldherrngenie, Stärke, Religion, Weisheit und Gerechtigkeit), je sieben Fuß hoch, in Sandstein, deren die vier männlichen auf Säulen am Portal und darüber, in der Höhe des ersten Stockwerkes, die vier weiblichen auf Consols stehen; endlich eine Sphinx und zwei Löwen im Vestibule.

Die colossale Statue des Dichters Johann Martin Wieland, welche in Erzguß sich auf dem Frauenplatze der Musenstadt Ilm-Athen erhebt, war inzwischen gleichfalls aus der schaffenden Hand des Künstlers hervorgegangen und erlangte die gelungene Ausführung dieses Monuments in solchem Grade den Beifall des Bestellers, des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, daß derselbe dem Meister Hanns Gasser eigenhändig die Decoration des Ernestinischen Hausordens der Wachsamkeit vom weißen Falken nach der Aufstellung der Statue angeheftet hatte. Auch wurde dem Künstler von der Stadt Weimar das Ehrenbürgerrecht verliehen und ein prachtvoll ausgestattetes Bürgerdiplom überreicht.

Kleinere Arbeiten in dieser Periode waren eine Statuen-Gruppe von zwei lebensgroßen Engeln, ein Gnadenbild haltend, in Zink gegossen, für die Stadtpfarrkirche St. Egyden in Klagenfurt, eine lebensgroße Mädchenfigur en relief, in Marmor ausgeführt, zu einer Gruft in Znaim für die Gräfin Ugarte, eine Statue der Madonna mit dem Kinde sammt gothischem Baldachin, lebensgroß in Stein, für die Fürstin Schwarzenberg in der Kirche zu Frauenberg in Böhmen, zwei lebensgroße Christusstatuen in Sandstein für die Fürstin Lobkowitz nach Böhmen und für den Grafen Lodron in Gmünd in Kärnten (aufgestellt im Mausoleum am Kalvarienberge), ein lebensgroßes Kind mit Weintrauben in Marmor für Dr. August Bach, Hygiena und Aesculap, Relief-Medaillons in Zink und Kupfer mehrfach ausgeführt, für Apotheken und Officinen, ein gothischer Schrank für Vasen und Trinkgeschirr aus hartem Holz, sowie endlich die lebengroße Marmorstatue einer, sich zum Bade entkleidenden Venus, ein wahres Meisterstück Gasser's.

Zu der Ehrenpforte beim Einzuge der Kaiserin Elisabeth von Österreich in die Stadt Wien (1854) lieferte Gasser's Meißel eine lebensgroße Sandsteinstatue des Genius der Stadt Wien mit dem

Digitized by Google

Stadtwappen, eine ähnliche Figur en relief von Gasser befindet sich auch auf der neuen Radetzkybrücke zwischen der inneren Stadt und den Weißgärbern. Für die Façade des Schweizerhauses im Prater modellierte Gasser drei Reliefs von Gruppen tanzender, musizierender und trinkender Kinder, 30 Fuß hoch, in Gyps und ebenso die vier Jahreszeiten für das Stiegenhaus des Leinwandhändlers Kraner. Zu der, am 24. April 1856 stattgefundenen Grundsteinlegung der Votivkirche lieferte Gasser die lebensgroßen Statuen des heil. Leopold und Maximilian.

Eine größere Arbeit Gasser's war das Welden-Monument für den Magistrat der Stadt Graz, die colossale Statue des Feldmarschall-Lieutenant in Bronce sammt vier Reliefs: Bellona, Humanitas und zwei Wappenschilder, aufgestellt 1859 in Graz. Im Zeitraume von 1857 bis 1858 entstanden ferner von Gassers Hand: Die, ans Ende der Adlergasse auf der Wieden bestimmte, beifällig aufgenommene, schöne Adlerbrunnen-Gruppe mit lebensgroßer Darstellung eines Knaben, welcher einen Adler aus einer Schale tränkt, sodann die Statue der heiligen Elisabeth von drei Schuh Höhe, in Gyps ausgeführt mit gothischem Betpult und Betschemmel nach Klagenfurt, und in Marmor ausgeführt für das Schloss Laxenburg als Geschenk der kärntischen Stände an die Kaiserin, sodann die lebensgroßen Statuen zweier Schlachtrosse für's Tableau vivant zum Maria Theresien-Ordensfeste 1857 ins Hofburgtheater, endlich das Mozart-Grabdenkmal auf dem Friedhofe in St. Marx in Wien.

(Fortsetzung folgt.)

Paradeis-Spiel.

(Schluss.)

IV. Adam und Eva vor Gericht.[1])

(Luzifer und Belial führen Adam und Eva gebunden herein.[2])

Luzifers Rede:

Allmächtiger und gerechter Richter! Hier stelle ich dir den[3]) ehrvergessenen Adam für, welcher wider dein ausdrückliches Gebot ein Apfel von dem verbotenen Baum gestohlen und gefressen hat. Gleich wie du mich und alle meine Gesellen wegen eines einzigen, hoffärtigen

[1]) Fehlt in A. [2]) A. = Auftritt: Luzifer, Schlange, Belial führen Adam und Eva gebunden. [3]) A. = deinen.

Digitized by Google

Gedankens vom Himmel verstoßen hast, so ist es ganz billig und recht, [1]) dass du Adam und Eva und das ganze Menschengeschlecht von dir und den Himmel [2]) verstoßest.

Gerechtigkeit:

Allmächtiger und gerechter Gott! Was der leidige Luzifer [3]) wider den sündhaften [4]) Menschen hervorbringt, das ist die [5]) gründliche Wahrheit, [6]) denn der Mensch hat nicht allein als wie die Engel, sondern er hat viel schwerer gesündigt, welches ich dir alles beweise: Die Engel haben gesündiget wegen ihrer Hoffart, weil sie Gott gleich sein wollten. Der Mensch hat auch eben darum gesündiget, weil er auch Gott gleich sein wollte, weil er die Frucht, so ihm Gott ausdrücklich verboten, und mit willigem Fleiß einen Apfel von dem verbotenen Baume gestohlen und 'gessen hat. Der Mensch kann auch nicht verwenden, [7]) dass er es nicht gewusst hat, dass es eine so große Sünde sein soll, dieweil er es mit seinen Ohren hat hören müssen: In welcher Stund ihr von dieser Frucht essen werdet, sollet ihr des Todes sterben. Daher folget, dass der Mensch keiner Barmherzigkeit, sondern der ewigen Strafe würdig sei.

Barmherzigkeit:

Allmächtiger und barmherziger Gott! Es haben Ihre [8]) Majestät mit den Engeln so streng verfahren, dass ich es ohne Herzenleid nicht habe ansehen können; wenn Sie aber mit den armen Menschen auch so wollten umgehen, was soll daraus werden? [was] [9]) mir und ihnen für ein Herzenleid sein? Es wäre ja besser, die Menschen wären nicht erschaffen worden, als dass sie in ein so großes Elend gerathen sollen!? Darum bitte ich Ihre göttlichen Majestäten, Sie wollten den Menschen nicht strafen nach seinen Verdiensten, sondern ihnen die Sünd' nach Ihrer größten Güte gnädigst nachlassen.

Gerechtigkeit Rede:

Es will sich gar nicht gebühren, dass Ihre göttliche Majestät wider Euer eigenes Wort sollen thun, denn Ihr habt es dem Adam gesagt, in welcher Stunde er von dieser Frucht essen werde, sollte er des Todes sterben. Weil Ihre Majestät dieses gesagt habet, so soll es auch gehalten werden. Gott thue das, was ich geredet habe, und [so] [8]) sollte [es] [10]) auch geschehen!

[1]) B. = gerecht. [2]) B. = von dir von Himmel. [3]) A. = Satan. [4]) „sündhaften" fehlt in B. [5]) „die" fehlt in B. [6]) Das Folgende bis S. 117 Z. 4 fehlt in B. [7]) sic! wohl vorwenden = zum Vorwand nehmen. [8]) A. = Ihrer. [9]) fehlt. [10]) fehlt.

Digitized by Google

Barmherzigkeit:

Allmächtiger und barmherziger Gott! Gedenk, was du thust. Wenn du den Adam verdammst, verdammst du das ganze Menschengeschlecht. Sollen dann so viele Tausende wegen eines einzigen Menschen zu Grunde gehen? Das würde ein unbeschreiblicher Jammer sein! Der Mensch ist aus listiger Weis' von der Schlange betrogen worden, sonst hätt' er nicht so leicht gesündiget. Er hat auch nicht verdient, dass ein einziger Apfelbiß eine so große Sünd' sein sollte. Darum bitte [ich] [1]) Ihre göttliche Majestät um Gnad' und Barmherzigkeit.

Gerechtigkeit:

Wann du, o Gott, dem Menschen ohne einzige Straf die Sünde nachlassest, so werdest du hernach dem Menschen Ursache geben, desto freier zu sündigen; so ist es ja nothwendig, dass du ihn strafest, denn sonst wird er sagen, es sei keine Gerechtigkeit in Gott, weil er nicht ein jeden belohnt oder bestraft.

Barmherzigkeit:

Ich begehre nicht, dass Gott dem Menschen die Sünde ohne einige Strafe nachläßt, allein er sollte [2]) ihn doch nicht ewig strafen, wie er will.

Gerechtigkeit:

Mit der zeitlichen Straf' bin ich gar nicht zufrieden, weilen dieselbige ganz und gar nicht giltig ist für die Sünd, die der Mensch begangen hat. Dieweilen er den unendlichen Gott so oft und schwer beleidiget hat, so hat er auch Strafe verdient. Angenommen, [3]) dass ich mit einer zeitlichen Strafe verliebnehme, wie könnt er aber seine Kinder, die er in die Sünd gestürzt hat, wiederum rechtfertigen? Wie kann einer geben, was er selbst nicht hat?

Barmherzigkeit:

Ich muss bekennen, dass Adam für sich und seine Kinder nicht genug thun könnte, wenn er schon sein Lebenlang Buse thun könnte. Darum bitte ich dich, o Gott, du wollest einen Engel schicken von dem Himmel, der für die Sünd Adams genug thut und sie von dem Joch Satans erlöse.

Gerechtigkeit:

Wie wird sich dieses aber ereignen? Wie dieses geschehen würde, [4]) so wären die Menschen schuldig, denselbigen Engel für ihren Heiland

[1]) fehlt. [2]) A. = wollte. [3]) A. = ausgenommen. [4]) A. = denn wie wird dieses aber geschehen (sic!)

zu erkennen und ihm aus allen ihren Kräften zu dienen, und so wären die Menschen [1]) schuldig, dem Engel als ihren Erlöser, sowie Gott als ihrem [2]) Erschaffer zu dienen.

Barmherzigkeit:

O allmächtiger und gerechter, [3]) barmherziger und gütiger Gott! Ich habe vermeint, ich wollte dem armen, sündigen Menschen helfen; nun sehe ich aber, daſs kein [4]) besseres Mittel mehr sein kann, den Menschen zu erhalten, als daſs [5]) du dich selbsten des Menschen annehmst und für seine Sünden genug thuest.

Gott: [6])

Wie soll ich für des Menschen Sünden genug thun? Wie kann sich der Richter für den Dieb henken? Wie soll der Herr für den Knecht leiden? Das wäre ein Wunderding! Gesetzt aber, ich wollte es thun: [7]) Adam hat durch seine Sünd eine schwere Straf verdient [8]) — ich kann nicht leiden; Adam hat durch seine Sünd den zeitlichen und ewigen Tod verdient — ich kann nicht sterben.

Barmherzigkeit: [9])

Weil du, o Gott, nicht leiden und sterben kannst, so will ich dich gebeten haben, daſs du die menschliche Natur annimmst und in derselbigen für die Sünd des Adams genug thust.

Gerechtigkeit:

Das wäre eine Wundersach! Adam hat die Straf verdient und verschuld't: Gott soll es bezahlen. Nimmermehr werde ich dieses gestatten! Es ist ja tausendmal besser, daſs der Mensch ewig leide, als daſs dem allerhöchsten Gott das allergeringste Übel widerfahren sollte.

Barmherzigkeit:

O, ich überbetrübte Liebe und unterliegende Barmherzigkeit, daſs ich mich könnt [10]) erquicken und finden einen Freund! Was hilft es mir, [11]) daſs ich die erste Tugend in Gott bin, und daſs ich Gott dem Vater einen Liebespfeil in das Herz versetzt habe, daſs er den Menschen erschaffen hat zu den ewigen Himmelsfreuden: und nun schwingt die Gerechtigkeit das Schwert und bringt den Menschen in das ewige Leiden! Dieses ist mir ein unerträgliches Herzeleid! Jedoch will ich mich verfügen zu der zweiten göttlichen Person.

[1]) A. = ist der Mensch. [2]) A. = als Gott ihren. [3]) „gerechter" fehlt in A. [4]) „kein" fehlt in A. [5]) „daſs" fehlt in A. [6]) A. = Gott Sohn. [7]) A. = gesetzt, ich es aber thun wollte. [8]) in B. folgt nur: Adam hat den zeitlichen und ewigen Tod verdient. [9]) Das Folgende bis S. 118 Z. 3 fehlt in B. [10]) R. = erkönnt. [11]) A. = mich.

Digitized by Google

Und will mit Liebesfeuer sein Herz durchschießen,
Vielleicht wird da dem Menschen die Erlösung daraus entsprießen.

(Die Barmherzigkeit kniet nieder und bittet mit ausgespannten Armen:)

Ich bitt' herum, ich schau' herum, ich bitt' alle heiligen Engel, sie wollten mir helfen bitten für den armen sündigen Menschen. O göttlicher Sohn und gleicher Gott, der du mit dem Vater und heiligen Geist regierst von Ewigkeit, [1]) siehe, du weißt ja wohl, [2]) dass ich dir schier [3]) obsiege und durch meine hitzige [4]) Liebe schier zwingen kann, [5]) zu was ich will. So will ich dir in dein Herz einen feurigen Liebesstrahl versetzen! (bläßt ihn an und redet weiter:) Ich bitte dich zugleich, du wollest dich des Menschengeschlechtes annehmen, um dasselbe von dem ewigen Untergange zu erretten

Und den Menschen als ein verlorenes Schäfflein
Zu bringen zu deines Vaters Herd in den Himmel ein. [6])

Gott Sohn: [7])

O Liebe, du hast mir zwar mein Herz mit Liebe erfüllt, also dass mir der Mensch erbarmet. Sieh' aber, dass ich als Gott für ihn sollt leiden, das wäre wider meine Ehre.

Barmherzigkeit:

Ob's zwar scheint, dass es wider deine göttliche Ehre ist, so gereicht es doch zu sonderbarer Vermehrung deiner Ehre, denn da werden alle Menschen Ursach haben, dich nach Gott ewig zu loben, um dir [für] [8]) dieses Wunderbarliche unendlichen Dank zu sagen. Es wird auch hieraus deine göttliche Gerechtigkeit desto klarer erscheinen, weil alle Kreaturen sagen werden, dass Gott gerecht ist, dass er lieber die Sünd auf sich selbst wollte abstrafen, als ungestrafter hingehen lassen. Es wird auch hieraus deine göttliche Güte, Freigebigkeit, Weisheit und Allmächtigkeit desto klarer erscheinen; ja dein verwundetes Herz und große Liebe wird alle Menschen zu einer Gegenliebe anreizen, wenn alle sehen werden, dass Gott solche Werke gethan hat, was über allen Verstand ist, dass Gott den Menschen auf eine so wunderbarliche Weise erlöst hat, [so dass sie] [9]) Tag und Nacht Gott danken und mit Leib und Seele sich ihm verschreiben werden. Darum, o gütiger Gott, um deiner großen Ehre und Glorie willen nimm dieses Werk auf dich!

---

[1]) „der du — Ewigkeit" fehlt in B. [2]) „wohl" fehlt in B. [3]) „schier" fehlt in A. [4]) A. = herzige. [5]) B. = zwinge. [6]) A. = Schä zu wieder bringen in deines Vaters Herz. [7]) Das Folgende bis S. 119 Z. 1 fehlt in B. [8]) fehlt [9]) fehlt.

Digitized by Google

Gott Sohn:

Die Liebe und Barmherzigkeit hat mir mein Herz erweicht und verwundet mit einem Liebespfeil. Liebster Vater, dich auch erbarme, wir wollen das menschliche Geschlecht [1]) nicht auf [2]) ewig verdammen.

Gott Vater:

Nun, dass Himmel und Erden erkennen, dass ich von unendlicher Barmherzigkeit bin, [3]) so will ich dem undankbaren Adam die ewigen Strafen nachlassen, und eine von uns [4]) drei göttlichen Personen soll die menschliche Natur annehmen und in derselben die menschliche Sünd abbüßen (bleibt bei der Liebe stehen). [5])

Gerechtigkeit: [6])

Weil du, o Gott, dich von der Barmherzigkeit hast überwinden lassen und von der Liebe zwingen, so will es sich gebühren, dass du mir auch ein Genügen leistest. Denn weil sich Adam an dem Baum vergriffen hat, so kann ich es auch nicht zulassen, dass [du für] [7]) den Menschen das Leben an einem andern Ort als am Kreuzesbaum wollest hingeben.

Die Barmherzigkeit

(überreicht dem göttlichen Sohn das Kreuz und redet weiter:)

O göttlicher Sohn! Damit der Gerechtigkeit auch ein völliges Genügen geschehe, so bitte ich dich, [du wollteſt] [8]) so gütiglich die Kreuzeslast auf dich nehmen, um an demselben das menschliche Geschlecht zu erlösen.

Gott Sohn:

O Liebe, ich kann dir [9]) deine Liebe nicht abschlagen, sondern ich werde sie dir gewähren.

Ich verlaß den Himmelsthron
Und nehme die Kreuzeslast an,
Dass du, o Menschenkind,
Erlöset wirst von deiner Sünd.

O herzliebster Herr [10]) Vater mein, zur Vermehrung deiner großen Ehre und Glorie und zur Erlösung des armen Menschengeschlechtes bin ich bereit, die menschliche Natur anzunehmen und in derselben für die Sünde des Adam genug zu thun.

---

[1]) B. = Menschengeschlecht. [2]) „auf" fehlt in A. [3]) A. = sei. [4]) A. = aus den. [5]) „bleibt — stehen" fehlt in B. [6]) Die folgenden Reden der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit fehlen in B. [7]) fehlt [8]) fehlt [9]) „dir" fehlt in B. [10]) „Herr" fehlt in B.

Digitized by Google

Gott Vater:

Es ist mir lieb, mein Sohn! Es wird dir aber übel ergehen in deiner Menschheit: Du wirst viel müssen leiden, Hunger und Durst, Hitz und Kälten, Verfolgung und Verachtung, ja selbst den schmerzlichsten Tod.

Gott Sohn:

Mit diesen bin ich gar wohl zufrieden.
Deine Gerechtigkeit zu begnügen
Und meine große Barmherzigkeit
Und Liebe allen Menschen anzuzeigen, bin ich bereit,

das Kreuzesholz auf mich zu nehmen und dem sündigen Menschen dadurch Trost, Freiheit, ja sogar das Leben zu erwerben. [1])

Luzifer (laut):

Nein [2]), der Sünder, der [3]) gehört mein und das ganze menschliche Geschlecht [4]) muß mit mir in die Hölle verstoßen werden, [5]) daraus von meiner Hand sie niemand soll erretten [6]).

Gott Sohn (schlägt mit dem Kreuz die Ketten ab):

Pack dich hinweg du Höllenhund!
Weil du so schändlich [7]) redest aus deinem Schlund,
Durch mein Leiden, Kreuz [8]) und Tod schlag ich dich in den Höllengrund!

Obschon ich die ewige Straf [9]) auf mich nehme, so befreie ich ihn von der zeitlichen [10]) nicht. Ich will es ihm und seinen Kindern an den Hals legen, ich will ihm auflegen erbliche Gebrechlichkeit [11]), ich will ihnen die Augen aufthun, dafs sie sehen, wie unrecht sie gethan. [12])

Ich will ihnen das Kleid [13]) der Unschuld benehmen
Und den Tod vorstellen, alsdann werden sie sich fürchten und [14]) schämen.

(Die Gottheiten [15]) gehen ab.)

V. Die Strafe und Verheifsung. [16])

Adam:

Ach [17]) weh, wie ist mir mein Gemüth verwandelt,
Weil wir haben unrecht gehandelt!
Ach dafs [18]) ich gefolgt hab dir!
Jetzt seh' ich schon den Tod und das blose Schwert vor mir.

---

[1]) „und dem — erwerben" fehlt in B. [2]) „Nein" fehlt in A. [3]) „der" fehlt in B. [4]) B. = Menschengeschlecht. [5]) B. = muß in die Hölle verdammt sein. [6]) „daraus — erretten") fehlt in B. [7]) „schändlich" fehlt in B. [8]) A. = mein Kreuz und Leiden. [9]) B. = die ewigen Strafen. [10]) B. = den zeitlichen. [11]) B. = Ich will ihnen und ihren Kindern Gebrechlichkeiten an den Hals legen. [12]) B. = was sie unrecht gethan haben. [13]) A. = Kreuz. [14]) „fürchten und" fehlt in B. [15]) A. = die Gottheit. [16]) Diese Überschrift fehlt in A., dafür nur „Adam und Eva". [17]) A. = O. [18]) B. = weil.

Digitized by Google

Der Tod bei der Thür und spricht: [1])

Und jetzt, o Adam, schau mich an,
Wie ich bin, mußt du auch werden,
Und deine Nachkömmlinge sind schon in meiner Gewalt,
Vor mir niemand sicher ist: [2])
Wer [3]) einmal lebt, muss wieder [4]) sterben.
Gewiß auf Weg und Straßen
Thu' ich dich nicht verlassen,
Sondern nachgehen [5]) dir.
Sobald die Uhr wird ausgelosen sein, [6])
Mußt du mit mir ins Grab hinein: [7])
Du bist aus Staub und Erden,
Dazu mußt du wieder werden.

Adam:

Ach wie ist [8]) mein Gemüth so schwer! Ach was hab ich gethan?! Ich sehe, dass ich nackend bin. Ich schäme mich. Mit was bedeck [9]) ich mich? Aus Feigenblättern werde ich mir Schürzen [10]) machen und meine Blöße bedecken.

Gott Vater allein:

Adam, wo bist du?

Adam:

O Herr! ich höre wohl deine Stimme, aber vor dein Angesicht [11]) zu kommen, schäme ich mich.

Gott Vater:

Adam, komm her zu mir! Warum schämst du dich?

Adam:

Weil ich nackend bin.

Gott Vater:

Wer hat dir das [12]) gesagt, dass du nackend bist? Hast du von der Frucht des Baumes [13]) gegessen, die ich dir verboten hab?

Adam:

O Herr! das Weib, das [14]) du mir gegeben hast, gab mir von der Frucht und ich aß.

Gott Vater:

Eva! warum hast du das gethan?

---

[1]) B. = Der Tod (an der Thür): [2]) B. = Die Menschenkinder sind in meiner Gewalt. [3]) B. = der. [4]) „wie der" fehlt in B. [5]) B. = stets nachfolgen. [6]) B. = ist ausgelaufen. [7]) B. = Ins Grab hinein mußt du mit mir. [8]) A. = O wie ist es mir. [9]) A. = decke. [10]) B. = will ich eine Schürze. [11]) B. — deine Augen. [12]) A. = hat dies. [13]) „des Baumes" fehlt in B. [14]) A. = was.

Digitized by Google

Eva:

O Herr! [1]) die Schlange hat mich betrogen und ich habe gegessen. [2])

Gott Vater:

Weil du, o giftige Schlange, dieses hast gethan, so bist du verflucht unter allen Thieren [3]) auf Erden! Auf deinen Bauch sollst du kriechen und Erdenkoth fressen dein Leben lang. Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibessamen. Denn aus dem Weibessamen wird ein Mensch geboren werden, der wird dir den Kopf zertreten. [4]) Und dir Eva will ich viel Kummer und Schmerzen machen, denn [5]) du sollst unter deines Mannes Gewalt sein [6]), er soll dein Herr sein. Und du Adam, weil du der Stimme deines Weibes gefolgt hast und von der Frucht gegessen, die ich dir verboten habe [7]), so soll [8]) der Acker verflucht sein, von dem du genommen bist: Mit vieler Arbeit sollst du dich daraus [9]) ernähren. Distel und Dornen wird er dir tragen, im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brod essen [10]), bis du wieder zu Erden werdest [11]), aus der du genommen bist,

Denn du bist aus Staub und Erden
Und du wirst zu Staub [12]) wieder werden.

(für sich allein:) [13]) Um dass [14]) der Mensch seine Hand nicht wieder [15]) ausstrecke und von dem Baume des Lebens abbreche und esse und dadurch ewig in diesen mühseligen Stand verbleiben müsse [16]), so will ich ihn aus dem Garten des Paradieses [17]) vertreiben lassen, damit er die Erde bebaue, aus der er genommen ist [18]). Erzengel Gabriel komm her zu mir!

Gabriel:

Herr! Hier bin ich, was sagst [19]) du mir?

Gott:

Gehe hin und treibe Adam und Eva aus dem Garten des Paradieses [20]) mit diesem zweischneidigen Schwert und [21]) bewahre den Weg zu dem Baume des Lebens, [22]) damit derselbe Baum [23]) bis zum End der Welt von niemanden [24]) gefunden wird.

[1]) „O Herr" fehlt in **B.** [2]) **B.** = ich aß. [3]) „Thieren" fehlt in **A.** [4]) „Ich will — zertreten" fehlt in **B.** [5]) „denn" fehlt in **B.** [6]) **B.** = stehen. [7]) „und von — habe" fehlt in **B.** [8]) **B.** = soll dir. [9]) „daraus" fehlt in **B.** [10]) „im Schweiß — essen" fehlt in **B.** [11]) „zu Erden werdest" fehlt in **A.** [12]) **B.** = dazu mußt du. [13]) fehlt in **A.** [14]) **B.** = damit. [15]) „wieder" fehlt in **A.** [16]) „und dadurch — müsse" fehlt in **B.** [17]) **B.** = aus dem Paradeis. [18]) „damit — ist" fehlt in **B.** [19]) **B.** = schaffst. [20]) **B.** = aus dem Paradeis. [21]) „und" fehlt in **A.** [22]) Zu **A.** folgt erst nach Lebens: „mit diesem zweischneidigen Schwerte." [23]) „Baum" fehlt in **B.** [24]) **B.** = derselbe von niemanden bis ans Ende der Welt.

Digitized by Google

Gabriel:

Ich empfange ein Gebot
Von dem allerhöchsten Gott:
Dieses Schwert soll ich tragen,
Um Adam und Eva aus dem Paradeis zu schlagen
Mit Gewalt und Kraft und Ehr,
Dass sie herein kommen nimmermehr. [1])

(Adam und Eva treten aus dem Gesträuch herfür.) [2])

Eva:

Ach ich arme Frauen!
Jetzt muß ich schon das Elend schauen. [3])

Adam:

O Weib, so komm nur her; wir bitten Gott, er wolle uns bald rufen wiederum [4]).

Gabriel:

Gehet nur langsam aus dem Garten, bald werd' ich euch rufen wieder. [5])

Eva: [6])

Ach mein Adam, hörst den Engel,
Wie er uns jetzt drohet an!

Adam:

Warum folgst dem Teufelsbengel,
Der dich hat gereizet an?

Eva:

Ach, die Schlange ist Schuld daran!

Adam:

Schau, mein Eva, dies hast zum Lohn!

Eva:

Ach, wo sind nun jene Freuden,
Die wir genossen im Paradies?

Adam:

Jammer, Trübsal, Tod und Leiden
Bringet uns der Apfelbiß [7])

Eva:

O du verfluchter Apfelbiß!

Adam:

Schau, mein Eva, darum mußt leiden dies.

---

[1]) Diese Worte Gabriels fehlen in **B.** [2]) „Adam — herfür" fehlt in **A.** [3]) **A.** und **B.** = bauen. [4]) Diese Worte Adams fehlen in **B.** [5]) **A.** = Geht aus dem Garten wieder, langsam werde ich euch rufen wieder. [6]) Der folgende Dialog zwischen Adam und Eva fehlt in **A.**, dafür nur die Bemerkung: Adam und Eva klagen und weinen. [7]) **B.** = der Apfelbiß, der bringt Leiden, Jammer und Trübsal.

Digitized by Google

Eva.

In Trübsal wir uns vergraben,
Bis dass wir uns finden ein.

Adam:

Die Kinderlast müssen wir nun tragen,
Weil wir ungehorsam sein.

Eva:

Ach, wir leiden große Noth!

Adam:

Du bist schuldig des ewigen Tod! (Gehen ab).

Gott (kommt):

Erzengel [1]) Gabriel, komm her zu mir!

Gabriel:

Herr, hier bin ich! Was schaffst du mir?

Gott:

Geh' hin zu den Menschen auf [2]) Erden
Und sag, dass sie erlöset sollen [3]) werden.

Engel: (geht Adam und Eva nach.) [4])

Ach Adam, thu dich nicht so sehr betrüben! Denn [5]) aus deinem Samen wird wiederum [6]) ein Mensch geboren werden, welcher [7]) ein friedsamer Held sein wird. [8]) Er wird [9]) seine Hand ausstrecken und von dem Baume des Lebens abbrechen die Frucht. Heil! [10]) Du und alle Menschen könnt [11]) hoffen!

Eva:

Ich bitte meinen Gott, er wird [12]) mich nicht verlassen!

Engel:

Du sollst keinen Zweifel fassen:
Gott wird dich nicht verlassen!
Du [13]) ehre deinen Mann, erziehe deine Kind' [14])
Gott verzeiht dir deine Sünd'. [15])

Gesang vor der Thür:

Adam lebt über 900 Jahr,
Doch keine Erlösung folget dar.
Wir loben Gott schon
Im höchsten Thron.

---

[1]) A. = Engel. [2]) A. — auf der. [3]) A. = ihm, dasser erlöst soll. [4]) „geht — nach" fehlt in A. [5]) „denn" fehlt in A. [6]) B. = wieder. [7]) B. = der. [8]) A. = wird sein. [9]) „Er wird" fehlt in A. [10]) A. = nehmen auf dieser Frucht ein Heil. [11]) A. = sollst. [12]) A. = du wirst. [13]) „Du" fehlt in B. [14]) B. = Kinder. [15]) B. = Sünden. Hier endet das Manuscript B. das Folgende nur in A.

Digitized by Google

Der Adam macht für seine Kinder
Vor seinem letzten End
Ein Testament.
Wir loben Gott.

[Adam]:

Ihr meine lieben Kinder, hört die Worte eines Vaters und bewahrt sie in eurem Herzen, denn ich hab schon 930 Jahre in diesem Jammerthale gelebt. Unser Leben auf Erden ist gleich wie ein Schatten und ist kein Bleiben, denn wir sterben alle und verschliefen unter die Erde, gleich wie die Wässer, die nicht wiederkommen, denn unsere Tage werden vergehen gleich dem Nebel vor der Sonnenhitze. Es hat mir zwar der gütige Gott versprochen, es werde aus meinem Samen ein Mensch geboren werden, der uns den Weg wieder ins Paradies zeigen wird, aber ich werde diese Gnade nicht mehr haben, diesen meinen Heiland zu sehen. Ihr aber, meine lieben Kinder, lebt nur fromm und gottselig, so werdet ihr die Gnade haben, diesen Heiland zu sehen. Ich aber gehe aus dieser Welt und gebe der Erden wieder, was ihr zugehört:

Denn ich bin von Staub [und Erden] [1])
Und werde wieder zu Staub werden.

Gesang des Todes:

Ich Tod von Gott bin gesendet
Zu nehmen dir das Leben,
Denn es ist verflossen hin,
Was dir Gott hat gegeben.
Mach dich nur auf
Und besinn' dich nicht zu lang.
Du mußt auf fremde Strassen,
Das Wehren macht dir nur bang.
Ich werde dich nicht verlassen.

Adam:

Ach, nit so, o Todesmann,
Thu' mich nicht hinreißen!
Hab' ich auf Erden gelebt [auch] lang,
Ach, nicht so, o Todesmann,
Laß mich noch hier verbleiben.
Sollt ich von meinen Kindern jetzt und scheiden?

Tod:

Verlaße deine Kinder hier
Und mach' dich auf mit mir! [2])
Ja, kein' Tag ich dich laß mit Ruh',

[1]) fehlt. [2]) A. = auf du dich machen mir.

Auf dein Leben ich warten thu'.
Weil du dich an den Baum vergriffen haſt
Und verwirket haſt das Leben [1]),
Muß dein Leib hinab als wie ein Aas,
[Wird] [2]) den Würmern übergeben.

Adam:

Behüt' euch Gott, ihr Kinder all',
Ich muß ſchon ſcheiden
Aus dieſem Jammerthal.
Thut ihr die Sünd und Laſter nur vermeiden,
Habt ihr Gott vor Augen allezeit
Und denket auf das Sterben,
Auf daſs ihr immer ſeid bereit,
Das Himmelreich zu erben.

Tod:

Nicht mehr eine Stund
Sei dir vergunt.
Was ſagſt von vielen Jahren?
Du mußt mit mir,
Hilft nichts dafür,
Thu' nur dein' Seel bewahren.
Die Uhr iſt ſchon gelofen aus.
[Da haſt du] [3]) den Todtenſtrauß,
Jetzt biſt du in meinen Schranken. (Adam geht ab.)
O Menſch, ſteh ab von deiner Sünd',
Richte dich zum Sterben,
Daſs du kannſt erben
Und erwerben
Ein ſeeliges End.
Adam, der erſte Menſch auf Erden,
Von Sünden wegen
Thut legen
Seinen Leib in die Erden.
Darum, o Menſch, ſieh, was du thuſt!
Du kannſt nicht weichen
Und ich desgleichen,
Auch ich muß ſterben.
Willſt du auf Erden
Dein Leben glückſelig beſchließen,
Wirſt du die Freuden hier wohl genießen, [4])
Wenn die Engel werden mit Fleiß
Auf deine Seele warten

[1]) **A.** = wirkt dort das Leben. [2]) fehlt. [3]) fehlt. [4]) **A.** = Willſt du auf Erden glückſelig ſein dein Leben beſchließen wirſt du wohl genießen in Freud und wenn . . .

Digitized by Google

Im schönen Garten.
Sie werden deine Seele bald einführen,
Gott wird sie zieren
Mit einer Kron.
Da wirst du sehen allezeit
Seine göttliche Gestalt
Macht und Gewalt
In Ewigkeit.

Kleine Mittheilungen.

Neue Beiträge zur Kunsttopographie von Kärnten. Von Prof. Dr. F. G. Hann. 4. Die Filialkirche Hart oberhalb Glanegg. Dieses romanische Kirchlein, zur Pfarre Klein St. Veit gehörig, ist in der Kunsttopographie nicht erwähnt und wird daher, da es wegen alter Malereien Beachtung verdient, hier zum erstenmale beschrieben. Die Kirche gehört der einfachsten Form der, in Kärnten zahlreich erhaltenen, romanischen Landkirchen an, denn sie besteht aus einem einfachen, rechteckigen Schiffe und einer, halbkuppelförmig überwölbten, runden Apsis mit runden Lichtöffnungen. Eine einfache, spitzbogig gewölbte Thür führt ins Innere. Sie erhielt den Spitzbogen erst in gothischer Zeit. Auch der Thurm stammt aus gothischer Zeit und ist ein Dachreiter aus Holz, mit schieferartigen Platten gedeckt. Außen an der Kirchenwand ist eine Sonnenuhr aus dem Jahre 1646. Das Schiff hat alterthümliche, sich nach außen etwas erweiternde Lichtöffnungen. Es hat eine, noch aus dem 15. oder 16. Jahrhunderte stammende, bemalte Holzdecke, wie sich solche in Kärnten, mitunter auch, wie in Radnig und Schlanitzen bei Dropolach im Gailthale, mit reichem Thierschmucke bemalt, öfters in kleinen Landkirchen finden. Die Decke zerfällt durch Längsleisten in 16 Längsfelder. In der Mitte ist eine spätgothische Monstranze aufgemalt, außerdem gewahrt man Streifen und Bandwerk, Ranken, Rauten und Rosetten. Als Chorbrüstung fungiert ein altes, gleichfalls bemaltes Brett. Die Apsis ist durch einen Barockaltar, bei dem, wie auch bei den anderen Altären, theilweise gothische Statuen verwendet sind, vom Schiffe aus verdeckt. Betritt man jedoch durch den schmalen Raum zwischen Altar und Seitenwänden die Apsis, so gewahrt man ziemlich vollständige Malereien, welche durch spätere Übermalung und theilweise Umgestaltung zwar verdorben sind, aber in die spätromanische Zeit zurückzugehen scheinen.[1]) Es ist die **Majestas domini**, d. h. die Hoheit des Herrn als Richter am Ende der Tage, dargestellt. In der Mitte gewahrt man, in der Mandorla sitzend, die mächtige Gestalt Christi. Das Haupt des Erlösers ist durch einen Kopf verdeckt, der den obersten Abschluss des baroken Hauptaltares bildet. Der Nimbus des Herrn hat im Ganzen die alterthümliche Form etwa des 12. Jahrhundertes. Rechts vom Herrn kniet Johannes bärtigen Angesichtes, in einem langen Mantel gehüllt, links Maria als Fürbitterin. Es ist also kein Zweifel, dass der Herr als Weltrichter dargestellt ist. Dies wird auch bewiesen durch die apokaliptischen Evangelistenzeichen.

[1]) Hart wird als **ecclesia St. Lamberti** schon 1136 urkundlich als Filiale von Tigring erwähnt.

Digitized by Google

Man gewahrt links auf der Seite Mariens den Marcuslöwen und darüber den Adler (Johannes) mit Spruchbändern, welche die Worte Marcus und Johannes in den Zügen der romanischen Majuskel enthalten, wie diese von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhundertes gebräuchlich war. Auf der rechten Seite gewahrt man das Zeichen des Stieres (Lucas) und darüber in voller, jugendlicher Gestalt den Engel, das Zeichen des Evangelisten Matthäus. Die Spruchbänder haben ebenfalls in romanischer Majuskel die Namen der Evangelisten. Diese Darstellung gehört zu demselben Typus wie jene in Helena am Wiesierberge bei Grafendorf im Gailthale und in Obergottesfeld bei Sachsenburg.[1]) Sie wurde jedenfalls in neuerer Zeit übermalt und so scheint namentlich die Gestalt Christi umgestaltet. Die Seitenwangen der Apsis zeigen zwei derbe, kräftige und untersetzte Heiligengestalten, und zwar ist rechts der heil. Wolfgangus mit Inful, Stab und Hacke aufgemalt, links aber der heil. Lambertus, Bischof von Maestricht, mit Inful und Stab, beide in Vollgestalt. Unter den Figuren stehen in gothischen Minuskeln, also in einer späteren Schrift als die auf den Spruchbändern der Evangelistensymbole, die Namen dieser zwei Heiligen. Ich glaube, dass an dieser Stelle in älterer Zeit die Auferstehung der Todten gemalt war, man brachte aber noch in gothischer Zeit die Bildnisse der beiden Kirchenpatrone an. Die Malereien des Schiffes, die theilweise übertüncht sind, theilweise aber wie an der linken Wand und an der Leibung eines Fensters im Schiffe vorne rechts zu Tage treten, sind so sehr verschmiert und entstellt, dass sie wertlos erscheinen. Man gewahrt links drei Scenen aus einer Heiligenlegende, wohl derjenigen des heil. Lambertus, rechts einen lesenden Heiligen (in der Fensternische), vor dem einige Männer knien. Sie sind roh und verdorben, wie ja auch die Blattwerkumrahmung der Apsis übermalt ist.[2]) In der Kirche befindet sich auch ein Messkleid aus dem 16. Jahrhunderte, ähnlich denen am Petersberge in Friesach. An der Rückseite im Kreuze sind gestickt: in der Mitte Maria mit dem Kinde, rechts und links und am Längsstreifen Heiligengestalten. Die geschnitzten Holzfenster aus neuerer Zeit sind ziemlich roh gearbeitet. Ein älteres Messkännchen mit eingravierter Ornamentik ist gleichfalls zu erwähnen. An der linken Wand hängt ein gemaltes Epitaph, den Auferstandenen darstellend. Die Inschrift besagt, dass das Epitaph Ludwig Schreiner, Pfleger zu Stein, zum Gedächtnis seiner Mutter hat machen lassen im Jahre 1610. Der Mutter Gottes geschieht hier keine Erwähnung, so dass es fast scheint, als ob dieses Epitaphium noch die Nachwirkung der Reformation in Kärnten verrathe. Im Thurme zwei Glocken, die größere von Christof Bolser in Villach 1670, mit der Devise „in Gotes namen bin ich gfloßen, Christof Bolser hat mich goßen."

[1]) Man sehe über die verschiedenen Arten des **Majestat domini** meinen Aufsatz in der Neuen Carinthia. S. 26 ff.

[2]) Eine Kanzel aus Holz, deren Felder Blattwerk zeigen, das aus Vasen aufsteigt, ganz roh und wertlos gearbeitet, zeigt einen Spruch in neuer Capitalschrift als Umschrift.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

---

84. Jahrgang.

Nr. 5.

Klagenfurt 1894.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Heiligenblut und der heilige Briccius. Von Dr. Richard Müller . . . 129
Biographisches über Hanns Gasser. Von Rudolf Waizer (Fortsetzung) . 145

Kleine Mittheilungen:

Neue Beiträge zur Kunsttopogr. Kärntens. Mitgetheilt von Prof. F. G. Hann
5. Die Schlossruine Glanegg 154
6. Die Pfarrkirche zu Mörtschach 156
7. Die Filialkirche St. Margareth in Lainach 156
Zur Geschichte des Petersberges in Friesach. Von A. v. Jaksch 157
Ducaten-Funde in Kärnten. Von A. v. Jaksch 158

Literatur-Bericht.

Das ländliche Wohnhaus in Krain, Oberkärnten und Nordsteiermark. Besprochen von K. B. Hauser 166

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

Nr. 5. Vierundachtzigster Jahrgang. 1894.

Heiligenblut und der heilige Briccius.

Von Dr. Richard Müller.

Was in unserer Zeit mit ihrer noch immer wachsenden, obgleich von der ursprünglichen Empfindsamkeit und naiven Romantik bereits weit entfernten und mit der Ausdehnung auf weite Kreise verflachten Begeisterung für die Alpen den historischen Sinn vornehmlich erfreute, ich meine die Namen dieser erhabenen Gipfel und Firne gleich denen der Thäler und Gewässer aus mittelalterlichen Zeugnissen in der echten Grundgestalt wieder zu empfangen: dieser an sich so berechtigte Wunsch findet nur selten seine Befriedigung. Denn da sich die Cultur vornehmlich in den Ebenen und Thälern, dem Lauf der Flüsse nach, und an den Ufern der Seen bewegt; da überdies der mittelalterliche Mensch von den Alpen durch tiefwurzelnde, zum Theil aus dem Alterthum überkommene Vorstellungen des Grausens und Schreckens innerlich geschieden bleibt: so erklärt sich zur Genüge, warum wir nach den Namen gerade der uns anziehendsten Alpengipfel in mittelalterlichen Urkunden, Chroniken und Itinerarien vergeblich suchen. Es erklärt sich daraus aber auch, warum die hochalpine Nomenclatur, die Namen der Gaue, Thäler, Seen und Flüße ausgenommen, wohl für immer auf geschichtliche Begründung und Festigung verzichten muss. Ein alpines Glossar des deutschen Mittelalters müßte sich in erster Reihe auf den appellativischen Alpenwörtern aufbauen.

Sehen wir nur nach den beiden gewaltigsten Bergmassiven der Ostalpen, der Venediger- und der Glocknergruppe. Die Namen ihrer einzelnen Gipfel und Gletscher auf der Nordseite, der salzburgischen, sind deutsch, die auf der Südseite, der tirolischen dort, kärntnischen hier

Digitized by Google

zumeist slavisch. Das lehrt ein einziger Blick auf die Karte. Aber will man daran gehen, urkundliche Formen dafür aufzutreiben, so stockt man, auch wenn man in den Geschichtsquellen dieser Länder leidlich bewandert ist, beim ersten Schritt. Man muss zu verhältnismäßig jungen Weisthümern greifen und darf froh sein, wenn sie wenigstens noch dem 16. Jahrhundert angehören. Für die Venedigergruppe lüftet da das im 17. Jahrhundert aufgezeichnete Taiding von Windisch-Matrei den Schleier, für die Glocknergruppe das Landrecht in der Rauris von 1565 und 1624, aber nur für die salzburgische Seite.[1]) Den Venediger und den Großglockner selbst nennt keines. Das reizt die Wißbegier umso empfindlicher: denn die Namen klingen fast mythisch. Aber wie leicht ist es Täuschung. Die schatzgrabenden „Venediger Männlein", die beispielshalber auf dem niederösterreichischen Ötscher ihr Wesen treiben, werden mit dem Venediger nichts zu schaffen haben, wenn es wahr ist, dass er noch im vorigen Jahrhundert „Keeskogel" hieß;[2]) und dass ein Riese der deutschen Heldensage **Glockenbôz**, d. i. Glockenschläger benannt war, dass Riesen gleich wie Hexen und Teufel den Glockenklang hassen, dass endlich ein mittelhochdeutsches **glockenære glockener** „Glöckner" existiert, alles dies hilft uns für den Glöckner nichts, so lange sein Name in geschichtlicher Beziehung einem unbeschriebenen Blatt Papier gleicht. Überhaupt scheinen viele Bergnamen in den Tauern jung: bei einzelnen, wie dem Johannisberg und der Hohenwartscharte, kennen wir sogar den ganz modernen Anlass, der sie schuf.

[1]) Jenes erbringt u. a. das Kaiserthörl als **Kalsertor**, den Krystallkogel östlich beim Großvenediger als Cristalwant, das Zetelnnizachkees des Venedigers als **Zettloch**, (zum Namen vgl. Zedlach bei Windisch-Matrei, c. 1032—1039 **Cetulic, Acta Tirolensia** 1, 27 Nr. 66; Miklosich, Slavische Ortsnamen aus Appellativen Nr. 567), das Säulkroßnitzkees als **Walbrosnitz** (dazu Blätter für Landeskunde von Niederösterreich 1892, S. 350) und vielleicht das Schlattenkees in der verderbten Stelle **steleschs** an das **kess**, (vlg. an den Schlätten Oester. Weisth. 1, 313); dieses den Moserboden in Kaprun als **Mosalbm** (mos „Sumpf"), das Wiesbachhorn als **Wiskarwant**, den Sunplickh (Var. Sunnenplickh) und den hohen **Arn**: Oesterreichische Weisthümer 1, 205. 206. 303. Für die Pasterze gibt es einen Beleg des 17. Jahrhunderts, nach dem die Möll entspringt am Rauriser Taur in der Pasterzn hinder den heiligen Pluet oder **Dolach**: Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien 1889, S. 369. Die in Band 6 der Österreichischen Weisthümer enthaltenen kärntnischen Taidinge täuschen in dieser Beziehung die Erwartung gänzlich.

[2]) „Keeskogel" heißt noch jetzt eine Spitze nordwestlich vom Großvenediger. Durch Uebertragung von diesem her?

Digitized by Google

In diese Lücke tritt nun gewissermaßen die Legende und Volkssage vom heiligen Briccius ein. Sie zeigt uns diesen Glaubensboten auf der Reise von Constantinopel nach dem Norden, ein Fläschchen mit etwas Blut des Erlösers mit sich führend, im Pasterzengletscher dem Frost erliegend, dort wo jetzt die Briccinscapelle steht. Sie weiß sogar ganz genau das Jahr anzugeben, in welchem dies Ereignis stattgehabt: das Jahr 914. Sie läßt alles andere, vor allem die Begründung der Reise gerade durch die Eiswelt der Tauern, sowie die Zustände derselben zu jener Zeit, außer Betracht und leuchtet wie ein Meteor, oder vielmehr wie ein — allerdings liebliches — Irrlicht, auf über dem Dunkel, das bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts über dem Thal der obersten Möll brütet.

Aus jenem Gefühle heraus, das, je seltener ins Einzelne gehende Kunde der Vorzeit aus den uns Modernen so interessanten Hochalpen wird, umso hastiger nach ihr greift, wo sie sich darbietet, ist ein Aufsatz geschrieben, der unter dem Titel: „Briccius. Eine historische Freske aus den Goldtauern" aus der Feder Fritz Pichlers in Graz in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien" 1889, S. 356—382 erschienen ist. An positiven Ergebnissen ist er nicht eben reich, bietet aber mehrfach Anregungen und Fingerzeige, die ihn nicht nur zu einer hübschen Lectüre machen, sondern auch von dem bloßen Herantreten an schwierige Fragen auf blumigen Seitenpfaden hinweg auf den dornigen Hauptweg verweisen, auf dem allein jene Fragen ihre Lösung finden können. Indem ich im Folgenden die erwähnten Anregungen und Fingerzeige dankbar benütze, werde ich mich zwar bemühen, über die Anläufe meines Vorgängers hinauszukommen, kann aber gleichwohl keine abschließende Erklärung der Briccinslegende versprechen, da Geschichte der Heiligen und Legendenforschung außerhalb meines Faches liegen.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts, wie gesagt, also reichlich zweihundert Jahre später als die fromme Sage den Heiligen hier wandern und umkommen läßt, öffnet sich zuerst der Blick auf jenen reizvollen Erdenwinkel, in dem das jetzige Heiligenblut liegt. Denn Pichlers Bezug der freisingischen Kirche sancti Martini apud Velach, d. i. St. Martin bei Obervellach, c. 1060 [1]) aus der verderbten Lesart

[1]) Cod. dipl. austr.-fris. 1, 82 Nr. 79, wo sie an dritter Stelle nach den Kirchen sancti Petri apud Frezna (St. Peter im Holz) und sancti Michaelis apud Bosarniza (Pusarnitz) als im Lurnfelde liegend aufgezählt wird. Es ist die von uns in unserem Aufsatze über Teurnia genützte Urkunde: oben S. 21.

Digitized by Google

Veluz heraus auf das bei der Fleiß in Heiligenbluts nächster Nähe gelegene St. Martin am Pockhorn (S. 370 des erwähnten Aufsatzes), wonach er weiterhin Veluz für Vleuz verschrieben glaubt und selber durchaus „Fleuß" schreibt, ist unzulässig. Nicht nur bietet der jüngste Abdruck der Urkunde im Codex diplomaticus austriaco-frisingensis die richtige Lesung Velach, sondern wir werden auch noch Gelegenheit haben, die echte Grundform der Fleiß (Bach und Almen) als Vliza aus steirischen Urkunden festzustellen, die schon Pichlern bekannt waren. Von der Fleiß ist noch um beiläufig achtzig Jahre später als von dem jetzigen Heiligenblut zuerst die Rede, nämlich 1232 und 1235.

Aus dem ersten Bande des Urkundenbuches von Steiermark gehören hieher die Nummern 344, 374, 492, 572, 573, 574, 612 von 1152, c. 1155, c. 1158, c. 1175 (dreie) und c. 1180. Daraus gestaltet sich folgendes Bild.

Was später Heiligenblut heißt (beziehungsweise die Gegend umher) trug damals den auch sonst in deutschen Gegenden häufigen Namen Kirchheim, d. h. Kirchdorf. Man bezeichnet es wohl auch als „Groß-Kirchheim" zum Unterschiede von dem in Mittelkärnten östlich vom Millstätter-See gelegenen Klein-Kirchheim. Die Urkunden schreiben Chyrchaim Chyrichaim, Chircheim, d. h. sie sparen das zweite h. Beachten wir die wenigen längs der Möll, von ihrer Mündung in die Drau bei Möllbrücken aufwärts, zwischen die zahlreichen altslovenischen Siedelungen eingesprengten deutschen Orte, so erscheint dieß Kirchheim als der jüngste: Stall zwischen Flattach und Winklern schon c. 975 (Velah et) Stalla, c. 1030 ad Stallun;[1]) Winklern selbst als Winchalâren „zu den Winklern, d. h. am Winkel Sitzenden" (nämlich dort, wo die von Norden kommende Möll plötzlich scharf nach Osten umbiegt) c. 1155,[2]) daß ältere Zeugnisse fehlen, mag Zufall sein; Kirchheim c. 1155. Die Deutschen sind also den Slovenen die Möll aufwärts ins Gebirge nachgefolgt, haben aber zunächst nur wenige selbständige Orte gegründet, sondern sich in altslovenischen niedergelassen und sie allgemach germanisiert. Ich habe

[1]) Cod. dipl.-austr. fris. 1, 40. 67 Nr. 39. 66. Zur Form oben S. 21

[2]) Megingoz de Winchalaren Urkundenbuch von Steiermark 1, 358 Nr. 369, eine vorgehende, auf Kärnten bezügliche Admonter Urkunde, darf hieher bezogen werden. Der Name „Winklern" ist übrigens in den Ostalpen ebenso häufig als alt: das Winchilarun (man beachte die alterthümlichere Form) im obern Ennsthale schon c. 1074—87 belegt (a. a. O. 1, 932, b. Register).

Digitized by Google

schon in meinem Aufsatze über Debern und Lurnfeld (oben S. 56) auf das bunte Gemisch altdeutscher und altslovenischer Hörigennamen in der eben angezogenen Urkunde von c. 975 hingewiesen.[1] In der Zeit, wo unser Kirchheim auftaucht, und noch später sitzen auf den Huben noch meist slovenische Bauern (sieh hernach); aber die grundbesitzenden Freien sind Deutsche, c. 1175 werden auch zwei deutsche Zinsholden Siegfried und Trautwein (sieh unten), c. 1180 ebenso eine deutsche Zinshörige Heilica (Koseform von Heilwîc) de Chircheim mit ihrer Nachkommenschaft gegen eine andere, Gerbirg von der Virgilskirche in Virgen losgekauft. Schon c. 1155 sind die Grafen von Görz in und um Kirchheim und Sagriz (Sagerice, d. i. Zagorica) begütert und widmen einen Lehenshof (curtale beneficium) und eine Schwaige mit Almen (in monte pecuariam curtem cum parte quadam alpium) als Seelgeräthe dem obersteirischen Benedictinerstift Admont. Kurz darauf (c. 1165) legte dies Kloster selbständig den Grund zu seinen Besitzungen am Fuße des Großglockners durch Erwerb einer Hube Landes bei Kirchheim von der St. Dionysiuskirche bei Bruck an der Mur. Um 1175 erfuhr dieser erste Erwerb bedeutende Vergrößerung durch die Widmung des Besitzes derer von Tovernich.[1] Die Mitglieder des Geschlechtes tragen deutsche Namen. An seiner Spitze der Edelfreie Reginher, der mit seiner gleichfalls edeln Gattin Petrissa und seinem noch kleinen Sohne Liutolt in Admont Converse werden will; weiterhin sein Bruder Gebhard und seine Schwiegermutter, die edle Matrone Judith von Feistritz: sie alle vergabten damals an Admont alles, was sie bei Kirchheim hatten an Gefilde, Bergen und Wäldern, mit alleiniger Ausnahme zweier Lehen und der darauf sitzenden Zinsholden Sigefrit und Trûtwin mit ihren Kindern.[2] Kurz darauf gab

[1] Das Register zu Band 1 des steirischen Urkundenbuches weiß den Ort nicht zu bestimmen. Pichler a. a. O., S. 370: „Dobernik zwischen Sagritz und Heiligenblut". Die Specialkarte hat da nichts.

[2] Aus dem Vergleich der Nummer 344 von Band 1 des steirischen Urkundenbuches mit dessen Nummern 492, 572 und 573 ergibt sich, was dessen Herausgeber entgieng und ich selbst erst nachträglich bemerke, dass diese Judith von Feistriz identisch ist mit der nobilis femina Juta nomine, nidua uidelicet Liutoldi de sancto Dionisio eben dieser Nummer 344 vom 29. Jänner 1152. Damals vergabte sie mit ihrem Sohne Liutold an das Erzstift Salzburg die zwei Burgen Weiz und Waldstein (bei Feistriz an der Mur, ihrem Wohnsitz), sowie die Kirche St. Dionysen und behielt sich nur ihren Grundbesitz in Chircheim und Mitterndorf vor. Da in Nr. 492 von c. 1164 die Kirche St. Dionysen eine Hube Landes bei

Digitized by Google

Reginher mit Frau und Kind allein noch einen Stadelhof (**curtem stabularium**) bei Tovernich zu. Das Stift theilte hierauf das ganze Anwesen in 32 **hobas sclauonicas**.

Gewiſs hat dieser Übergang des Beſitzes an das mächtige steirische Kloster der Germanisierung des obersten Möllthales nur Vorschub geleistet. Fürder saſs hier (wohl im Schlosse Kirchheimeck bei Zlap, unterhalb Heiligenblut[1]) oder auf Schloß Groß-Kirchheim bei Döllach?) ein admontischer Propst; admontische Dorfmeier, deren einer, Walto (Koseform eines Namens mit **walt-**) **villicus**, 1235 bis 1240 genannt wird, übten nach deutscher Sitte das Amt des Friedensrichters; unter den Bewohnern der Umgegend erscheinen um diese Zeit z. Th. bedeutsame altdeutsche Namen, wie **Herolt, Gelpfrât, Seûhmunt, Galgân** (nach der in der mittelalterlichen Heilkunde beliebten Galgantwurzel); 1235 hören wir von einem Pfarrer Ludwig in Kirchheim. Wir sind damit in den zweiten Band des steirischen Urkundenbuches gelangt, dessen Nummern 298, 331, 356, 387, 389 und 464 nun vorzunehmen kommen. Sie haben ihren besondern Werth, denn sie führen uns in der besten Zeit des 13. Jahrhunderts ins Herz der Glocknergruppe — wenngleich lange nicht so eindringend und ausführlich als wir gerne sähen.

Die Nummer 298 enthält einen zu Sagriz (**apud Segriz**) 1232 abgeschlossenen Vergleich zwischen Kloster Admont einerseits und den Dienstmannen des Grafen Meinhard von Görz, den Brüdern Cholo

---

Kirchheim (s. oben im Texte), welche sie von **Liutoldus de sancto Dyonisio** (also dem Sohne der Judith, der sich später von Gutenberg (bei Weiz) nannte: Urkundenbuch von Steiermark 1, 840 a) erhalten hatte, an Admont verkauft, so ist mit dem Kirchheim der Urkunde von 1152 das spätere Heiligenblut gemeint, und dies Jahr vielmehr, statt der im Texte genannten Zahl „c. 1155" für letztern Ort der älteste Beleg. Tritt nun in den Nummern 572 und 573 von c. 1175 die Frau Judith als die Schwiegermutter Reginhers von Tovernich auf, so war dessen Frau Petrissa als ihre Tochter die Schwester des jüngern Liutold und ist des Reginher da noch unmündiger Sohn entweder nach diesem jüngern oder auch nach dem ältern Liutold, dem schon 1152 verstorbenen Gatten der Judith, getauft. Die beiden andern Töchter des letztern, Wendelburg und Kunigund, waren, wie wir aus Nr. 572 erfahren, Nonnen in Admont, und um deren Aufnahme ins Frauenkloster daselbst vergabe die edle Frau damals ihren 1152 noch vorbehaltenen Besitz in Kirchheim. Ganz ohne Anhalt aus den Urkunden identificiert das Register zu Band 1 des steirischen Urkundenbuches, p. 814 b das Feistriz, nach dem Frau Judith hieß, mit dem in Kärnten bei Feldkirchen gelegenen Orte dieses Namens.

[1]) Vgl. Pichler a. a. O., S. 379. Schaubach die deutschen Alpen 5, 45.

Digitized by Google

und Volker von, Flachsberg nebst ihrem Neffen Chuno anderseits über die auf den Almen, die gewöhnlich in der Kleinen Fleiß genannt werden, gelegene Wiese Mukernitz und die Weideplätze in Kirchheim (**super prato Mukernice in alpibus, que uulgo nominantur in der Wenigen Flize, et pabulationibus in Chircheim**). Die Flachsberger verzichten auf Wiese, Weide und Almen und sollen dafür vom admontischen Amtmann zu Kirchheim jährlich 18 Scheffel Hafer (vermuthlich als die im rauhen Alpenthale allein noch gedeihende Feldfrucht) und 22 Käse erhalten.

Nummer 331 ist eine zu Kirchheim selbst vor den Grafen von Görz und Herrn Heinrich von Vilalta als von ihnen bestelltem Schiedsrichter 1235 getroffene Abmachung zwischen dem admontischen Propst Eberhard in Kirchheim und Shugoy, dem Sohne Bertholds von Flachsberg, über eine Hube bei Stadel (Stadelberg in Obersteier?).

In Nummer 356, ddo. Udine, 28. Mai 1237 bestätigt Patriarch Berthold von Aquileja den Verkauf aller Besitzungen des Klosters Moggio (**monasterium Mosacense**) zu Kirchheim an Kloster Admont.

Ebenso bestätigt in Nummer 387 von 1240 Graf Meinhard von Görz, daß sein Burggraf Heinrich von Lienz seinen Antheil an der bei Kirchheim gelegenen Alpe, die die große Fleiß heißt (**porcionem suam, quam habuit in quadam alpe aput Chirchaim, que dicitur Magna Vleiza**), an Admont abgetreten habe.

In Nummer 389 aus etwa demselben Jahre widmet Graf Meinhard von Görz zu seinem Seelenheile und auf Bitte des Abtes von Admont und des stiftischen Propstes Heinrich zu Kirchheim dem genannten Kloster einen Waldtheil in **prouincia Chirchaym**. Die Lage des gewidmeten Grundes erstreckte sich in die Länge vom Bache Mulinz, die von Admont vormals eingetauschte Wiese entlang, einen Steinwurf weit bis zur Brücke in **Brovniz**; die Breite ward durch Kreuzsteine innerhalb des Waldes selbst bezeichnet.

Endlich in Nummer 464 von c. 1245 kauft der genannte stiftische Propst Heinrich von Kirchheim von **Walther Mûrer** (Maurer) das Lehen, das dieser vom Kloster besessen, zurück.

Wir sehen Admont eifrig bemüht, seinen Besitz im obersten Möllthale zu erweitern und abzurunden. Es dringt dabei vor bis in die beiden Fleißalmen und, wenn wir richtig bestimmen, bis gegen die

Digitized by Google

Pasterze. Zwar diese selbst wird uns nicht belegt [1]) aber wir erhalten folgende Einzelnamen des obersten Thalbodens: in der wenigen Flize, Magna Vleiza, Mukornice, Mulinz, Brovniz, alles zwischen 1232 und 1240. So recht sicher ist freilich nur die Bestimmung der beiden ersten Namen, der kleinen und der großen Fleiß. Es sind zwei aus dem Goldberg- oder Rauriser-Tauern kommende Gletscherbäche, die sich bei dem Örtchen Fleiß vereinen und also unterhalb Heiligenbluts, bei Pockhorn in die Möll fallen. Wie die Belege, in denen allerdings bereits die Übertragung von den beiden Bächen auf die von ihnen durchflossenen Thäler und die diese einfassenden Almen vollzogen ist, lehren, ist ihre reinmittelhochdeutsche Namenform diu wênige vlîze und diu grôze oder besser diu michele vlîze (da hinter der Latinisierung Magna Vleiza beides stecken kann), dialectisch vleize. Diese glücklicherweise bezeugten Formen sind zugleich ein werthvolles Zeugnis für die fortgeschrittene Germanisierung des obersten Möllthales in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Ursprünglich werden sie undeutsch und denselben Altslovenen zu danken sein, die der Pasterze und den übrigen Gletschern des Glockners, dem Ködnitz-, Teischnitz-, Frußnitz- und Laperwitzkees, sowie dem Gößnitzbach ihre Namen liehen. Ich habe schon Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 1892, S. 346 f. bemerkt, dass sich zwar zur Noth eine weibliche Motion aus dem altdeutschen Masculinum vlîz (Fleiß), das die Bedeutungen „Eifer, Wetteifer, Streit" hat, annehmen und vlîza als die „in Raschheit wetteifernde, hastende Ache" erklären ließe: dass jedoch bei dem eben erwähnten altslavischen Charakter der Einzelbenennungen des obersten Möllthales der deutsche Ursprung der „Fleiß" unwahrscheinlich werde; wahrscheinlich liege ein altslavisches bliza (von

[1]) Anschlagen läßt sich für sie am füglichsten altslavisch pastva „Weideplatz", pastyrĭ pasturĭ „Hirte" (Miklosich, Etymolog. Wörterbuch, S. 232 d; Slavische Ortsnamen aus Appellativen Nr. 422), wozu man die pabulationes in Chirchaim der Urkunde von 1232 halte — und dann stammte der Name aus altslovenischer Alphirtenzeit. Vergl. Blätter für Landeskunde von Niederösterreich 1890, S. 219 f. Altslavisch *pastyrica wäre die Grundform, aus der neudeutsches pasterze folgt, wie einmaliges feinsterz c. 1185 statt des gewöhnlichen finstriz(a) aus bystrica (Blätter für Landeskunde von Niederösterreich 1891, S. 70—75) und statt des hier zu erwartenden pastriz oder pestriz. — Weniger wahrscheinlich ist mir Herleitung von altslavisch pastr- (Miklosich, Slavische Personennamen Nr. 279), das zu pistrĭ „bunt" gehören soll.

Digitized by Google

blizŭ „nahe, benachbart, verwandt") zu Grunde, wenngleich der damit zuerst verbundene Sinn kaum mehr zu erschließen. [1]).

Die Wiese **Mukernice** auf der kleinen Fleißalm erklärt Pichler (a. a. O., S. 369 Anm. 2) — es ist nicht klar ob als Übersetzung oder als örtliche Bestimmung — mit „die Blökalm". Da mir auf Autopsie beruhende Kenntnis der Umgebung von Heiligenblut mangelt, kann ich mich darüber nicht weiter äußern. Als Übersetzung wäre es unbedingt verwerflich, denn **Mukernice**, d. i. **mokronica** kommt von **mokrŭ** „naß", bedeutet „Naßbach" oder dergleichen, stimmt der Vorstellung nach zu der im „Naßfelde" der Gastein und in der „Mosalm" (S. 130) der Kaprun auf der Nordseite der hohen Tauern waltenden deutschen und ist mit unserm Belege bereits von Miklosich, Slavische Ortsnamen aus Appellativen unter Nr. 355, **mokrŭ** gebucht. Die große Fleißalm trennt die beiden Thäler der großen und kleinen Fleiß; ihr östlicher Abhang gegen das der letztern hin ist auf der Specialkarte der österr.-ung. Monarchie (Zone 17, Col. VIII, Section Hofgastein) als „Margritzen" bezeichnet; da dies zu dem Wortlaute der Urkunde von 1232 **pratum Mukernice in alpibus, que uulgo nominantur in der Wenigen Flize**, stimmt, so zweifle ich nicht, daſs in „Margritzen" eine Entstellung von **Mukernice** vorliegt.

Es erübrigen die etymologisch und örtlich gleich schwierig zu bestimmenden Gewässernamen **Mulinz** und **Brovniz**.

Mulinz, mit der gewöhnlichen Metathesis zunächst für **Mulniz**, halte ich für nichts anderes als ein altslovenisches **mlŭnica**, „die kleine Möll"; nach der urkundlichen Form für die Möll selbst, **Molna**

[1]) Miklosich kennt das Thema nur für Personennamen (daselbst Nr. 8 und Etymolog. Wörterbuch, S. 14 b.) Darf man vielleicht von der im abgeleiteten **blizničĭ** „Zwilling" gegebenen Vorstellung ausgehen, so hätten wir es bei der großen und kleinen Fleiß mit „Zwillingsbächen" zu thun; vgl. intra geminas fluminum Sabinicha et Tuminicha (Sarming- und Dimbach im oberösterreichischen Mühlviertel) ripas 1049, Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 85 Nr. 66. Anderswo — so bei den gleichfalls ineinander mündenden beiden Aistbächen desselben Landstriches und der großen und kleinen Erlaf in Niederösterreich — wird das Zwiefache als Gabelung, althochdeutsch zuisila (Zwiefel) gefaſst: Blätter für Landeskunde 1888, S. 67. 75. — Pichler, der von der Verderbnis Veluz für Velach (oben S. 132) her „Fleuß" schreibt, erklärt (Mitth. der geogr. Gesellsch. 1889, S. 369 Anm. 2) den Namen unter einer Anzahl anderer slavischer Benennungen der Umgebung von Heiligenblut „von Ergießen"; scheint also an deutschen „fließen" gedacht zu haben — denn im Slavischen fängt kein Wort mit f an.

Digitized by Google

c. 1060[1]), war **Molnica**, beziehungsweise **Molinz** zu erwarten. **Molna** (sowohl die kärntnische als die oberösterreichische) gehört zu altslavisch **mlũnija** „Blitz", wie ich Blätter für Landeskunde von N.-Ö. 1891, S. 299–301 dargelegt habe, und meint den blitzschnellen oder blitzgleich funkelnden Gießbach oder Bergstrom. Die neuslovenische Form **Bela** (wonach auch Möllbrücken **Belamost**) ist ein gänzlich verunglücktes Kunstproduct aus der neudeutschen „Möll", ohne Rücksicht auf die Zeugnisse der Urkunden. Welcher von den Nebenbächen des obersten Möllthales, deren sich einige wie die Gößnitz, Zirknitz und Wangenitz durch ihre slavischen Sondernamen von vorne herein ausschließen, unter der „kleinen Möll" zu verstehen sei, kann ich freilich nicht angeben. Wäre es die Möll selbst oberhalb Heiligenbluts, von ihrem Ausfluss aus der Pasterze an?

Denn hier eröffnet sich überhaupt eine Ausnahme von der Regel, nach der wir im Gebiete des Glockners und Venedigers die Gletscher von den Altslovenen benannt finden: sie tragen sonst die Namen der ihnen entströmenden Bäche. So ist es in der Venediger Gruppe (siehe Specialkarte, Zone 17, Col. VII, Section Großglockner) mit dem Frosnitz- und Säulfrosnitzkees, aus denen die Frosnitz kommt (aber auch hier weicht hierin das Zetelnitzachkees ab); so in der Glocknergruppe mit ihrem Frusnitzkees, dem die in den Kaiser Bach fließende Frusnitz entstammt, ferner mit der Teischnitz und Ködnitz aus dem Teischnitzkees und Ködnitzkees. Es sind lauter weibliche Flussnamen auf -ica. Ein solcher scheint ursprünglich auch **pastyrica**. Aber der große Firn des Glockners hat diesen Namen (Pasterze) allein behalten, der Gletscherstrom ist mit bedeutsamer Sonderbenennung als **mlũnija** differenziert: ist es nicht schön?

Ich weiß nun aus der **Brovniz** nichts zu machen, wenn nicht ein Fehler aus **Brozniz** oder auch jüngerem **Brosniz** darf angenommen werden. Allerdings v aus ſ ist nicht sehr wahrscheinlich[2]) und ich kann mich irren; die Urkunde ist zwar im Originale vorhanden, aber ihr Abdruck wenigstens bietet auch sonst Fragezeichen, wie **Vhpaldum** (d. i. **Uobaldum**; vlg. **Upertus, Fuhstriz** c. 1240, Urkundenbuch von Steiermark 2, 506 Nr. 393) und **Leonardum** (für das dem 13. Jahrhundert gemäßere **Leunardum** oder **Lienhardum**). Und

[1]) Beileibe nicht 862, wie Pichler a. a. O., S. 369 annimmt.

[2]) ſ für ſ genommen (wie auch das Umgekehrte vorkommt) und als v dargestellt? Aber dann müsste eine ältere Vorlage angenommen werden.

Digitized by Google

die Beſchreibung der Grenze des darin an Admont vergabten Waldesantheils, die ſich allein auf den zwei verſchollenen Bachnamen Mulinz und Brovniz aufbaut, iſt überhaupt verſchwommen.[1]) Von brañ „Kampf“ (Miklosich, Slaviſche Perſonennamen, Nr. 17) kann Brovniz nicht kommen; von bobrũ „Biber“ müßte es mindeſten Bobrovniz lauten (wie in einem tſchechiſchen Ortsnamen: Miklosich a. a. O., Nr. 10). Mit Brozniz oder Brosniz aber, ſcheint gleich dann jene Grenze etwas weit nach Weſten auszugreifen, kommen wir ſofort auf feſten Boden, nämlich auf die Frußnitz aus dem Frußnitzkees des Glockners. Einfaches brũznica ſowohl als durch vertretendes val- verſtärktes kehrt, wie wir geſehen haben (S. 130, 138), für Gletſcherbäche und Gletſcher des Venedigers und Glockners wieder; zu Grunde liegt wahrſcheinlich altſlaviſch brũzĩ „ſchnell“ (Miklosich, Slaviſche Ortsnamen aus Appellativen, Nr. 40; Blätter f. Landeskunde von Nieder-Öſterreich 1892, S. 349 — 352).

Dem ſei nun wie immer, wir hören nicht nur bis tief ins 13. Jahrhundert, dem die eben behandelten Namen des oberſten Möllthales angehören, ſondern auch noch lange darüber hinaus nicht ein Wort von Heiligenblut. Nicht etwa, weil die Gegend noch überwiegend ſloveniſch geweſen wäre; es hat ſich uns gezeigt, daſs ſie ſchon ſeit mindeſtens der Mitte des 12. Jahrhunderts ſo ziemlich germaniſiert war und daſs unſer Alpendorf ſchon damals den gutdeutſchen Namen „Kirchheim“ trug. Der Grund iſt ein anderer — der Grund, aus dem, wie Pichler (a. a. O., S. 374) feſtgeſtellt hat, erſt am Ausgange des Mittelalters, und zwar am 3. April 1430 der Ort ze dem heiligen pluet genannt wird. Fürder iſt in Admonter Urkunden, aus deren einer eben dieſer früheſte Beleg wird, in combinierter Weiſe vom Amte „Kirchheim zum heiligen Blut“ (1474) und (ſeit 1491) von der „Kirche des heiligen Vincenz zum heiligen Blut“ die Rede (Pichler, S. 374. 376).

Zweifelsohne war der Name ze dem heiligen bluote damals neu. Seine officielle Geltung muſs zuſammenfallen mit der kirchlichen Reception der Legende vom heil. Briccius, der, ein Fläſchchen mit dem Blute Chriſti aus Conſtantinopel nach ſeiner nordiſchen Heimat flüchtend,

[1]) Ohneweiters würde meine auf die Froßnitz gehende Vermuthung hinfällig, wenn die in der Urkunde von 1240 als vormals von Admont eingetauſchte Wieſe zwiſchen Mulinz und Brovniz identiſch ſein ſollte mit der Wieſe Mukernice des Diploms von 1232. Denn dieſe lag in der kleinen Fleiß, in der „Margritzen“ erkannten wir ſie wieder.

Digitized by Google

am Fuße der Pasterze umgekommen wäre, wodurch sein Leichnam und das heilige Blut in den Besitz der Kirche des Dorfes gelangte. Wann die Briccius-capelle an der angeblichen Stätte des Unfalles zuerst erbaut wurde, ist unbekannt; die jetzige Pfarrkirche von Heiligenblut, die eine unterirdische Briccius-capelle besitzt, deren Patrone übrigens die heiligen Vincenz und Anastasius sind (Pichler, S. 360. 377), ist als Bau schwerlich vor 1425 zu setzen; ihre auf Briccius bezüglichen bildlichen Darstellungen gehören der Zeit von c. 1496—1520 an (Pichler, S. 375—377 nach den „Mittheilungen der Centralcommission" und der „Kunsttopographie von Kärnten"; aber so schon Schaubach, die deutschen Alpen 5, 45). Es ist nichts als ein Luftgebilde, den Bau der Capelle oder der Kirche ins Jahr 914 zurückzuschieben, d. h. in das Jahr, wo Briccius angeblich an der Pasterze umkam; diese Jahreszahl nennt der Benedictiner Albert Reichart von St. Paul, der in seinem 1675 erschienenen „**Breviarium historiae carinthiacae**" die Legende zum ersten Male erzählt (Pichler S. 359), und sie hat nicht die mindeste geschichtliche Gewähr. Was für Anhalte aber die nach dem Namen **Kirchheim** schon um 1150 bestehende ältere Pfarrkirche (deren Pfarrer 1235 erwähnt wird: oben S. 134) für die Briccius-legende etwa möchte geboten haben, das wissen wir nicht.

Pichler hat sich eifrige Mühe gegeben, in der byzantinischen Geschichte des 9. bis 10. Jahrhunderts ein Ereignis und eine Persönlichkeit ausfindig zu machen, das und die für den heil. Briccius, für sein vor Verfolgung gerettetes Fläschchen mit Christi Blut und für seine Alpenwanderung festigend und aufklärend könnte verwerthet werden. Er hat weiter in der dänischen Geschichte Umschau gehalten, weil Briccius aus Dänemark stammen soll. Diese Mühe ist vergeblich gewesen, und das war eigentlich vorauszusehen. Es erscheint nämlich unkritisch, der Briccius-legende den Werth einer geschichtlich beglaubigten Thatsache beizumessen, ihre chronologischen und historisierenden Einzelheiten, die, wie bei jeder andern Legende, zum guten Theile auf Ausschmückung und späterer Zudichtung beruhen werden, ernstliches Glaubens zu würdigen und in allen den Möglichkeiten, die sie zu eröffnen scheint, die herumschwärmende Phantasie zu ermüden. Gerade dieser Umstand hinderte Pichlern, die Wahrheit, der er an andern Stellen seines Aufsatzes nahekam, zu erreichen. Indem ich mir die Sammlung dieser „Vorahnungen" in einem Brennpunkte und ihre Beleuchtung aus ihm auf den Schluss verspare, wohin beides gehört, will ich zunächst darlegen, was ich —

Digitized by Google

soweit dies ohne Kenntnis der ganzen Geschichte der Heiligen möglich ist — über St. Briccius denke.

Zunächst ist der Name (wie schon Pichler in seiner Weise erkannte, a. a. O., S. 377) ein altkeltischer. Die urkundlichen Schreibungen schwanken im Allgemeinen zwischen **Briccius** und **Brictius**, d. h. sie werfen zwei ursprünglich verschiedene Namen in einen zusammen. Alfred Holders „Altkeltischer (oder wie er schreibt Alt-celtischer) Sprachschatz" hat S. 529 a—582 b diese und andere Formen von den Stämmen **bric-** (**brig-**) und **brict-**. Zum Stamme **bric-** gehören **Bricos** oder **Briccos** mit Femininum **Brica**, **Bricco** (antik aus Kärnten), **Bricio** (desgleichen), **Bricius** mit Femininum **Bricia**, **Briccius** mit Femininum **Briccia** (diese letztern sind Gentilia von **Bricco**), ferner der hybride christliche Frauenname **Bricciofrida**, endlich Ortsnamen wie **Briciâcus** **Bricciâcus** (vom Personennamen **Bricio Briccio**). Zum Stamme **brict-** gehören **Brictio** und **Brictius**.

Einige dieser Namen, vor allem **Bricco** und **Bricio**, haben also zu antiker Zeit in Kärnten gelebt; und wenn aus **Teurnia** (**Lurnia**) **Lisara Walaha** (Januar- und Märzheft der „Carinthia" 1894) Fortbestehen der keltoromanischen Bevölkerung bis ins 10./11. Jahrhundert mit Wahrscheinlichkeit zu muthmaßen ist, so trifft es sich merkwürdig, dass jener altkeltische **Bricco** sogar noch 1139 als Beiname eines deutschen Kärntners bezeugt ist: **Wecilo cognomento Bricco** in einer zu Friesach ausgestellten Urkunde Erzbischof Konrads I. von Salzburg für Admont [1]). Gäbe es aus dem obersten Möllthale ein antikes Zeugnis für einen dieser altkeltischen Namen, so wäre dies unter Umständen für den Ursprung der Bricciuslegende von Wichtigkeit: eine Grabschrift im Corpus inscript. latin. 3, Nr. 4725 erbringt aus dieser Gegend nur die Namen **Nonia**, **Enobux**, **Gnavo**, **Adnamius** (Pichler, S. 370).

Briccius oder **Brictius** ward durch das ganze Mittelalter von Geistlichen als Name geführt. Im 9. Jahrhundert hießen so — in beiden Schreibarten — Mönche des Klosters St. Martin in Tours, der Klöster Prüm, St. Gallen und Feuchtwangen [2]). Im 13. und

---

[1]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns 2, 183 ff. Nr. 123 = Urkundenbuch von Steiermark 1, 185 ff. Nr. 178. Auch von Pichlern angeführt, a. a. O. S. 377 f. doch fälschlich umkehrend und auch sonst ungenau **Bricco cognomine Wecil.**

[2]) Libri confraternitatum der Monumenta Germaniae, pag. 13, Col. 13, Zeile 27; 77, 234, 27; 83, 77, 20; 168, 44, 31; 192, 138, 23.

Digitized by Google

14. Jahrhundert ungarische Bischöfe und Domprövste: Britius (und Briccius) Waciensis episcopus (Waitzen) 1233; Briccius episcopus Chenadiensis (Csanad) 1272; Briccius prepositus capituli Jaurinensis (Raab) 1347 [1]). Wichtiger für uns ist ein Domherr dieses Namens zu Brixen in Tirol, in Urkunden des Hochstiftes von c. 1270—1317 begegnend; er wird geschrieben dominus Briccius (siebenmal), Bricius (einmal), Brixcius (unter Einfluß von ecclesia Brixinensis, einmal), dominus Brictius canonicus sancte Marie in Brixina (dreimal), deutsch her Brihcei chorherre datz unser frawen (einmal) [2]). — Im Jahre 1493 zu Wien ein Propst Briccius von Cilli, Domherr und Cantor bei St. Stephan [3]) — also ein Innerösterreicher.

Mit Ausnahme vielleicht des Zuletztgenannten heißen alle nach dem im Jahre 443 gestorbenen Bischof Briccius von Tours, dem Nachfolger des h. Martinus auf dem bischöflichen Stuhle dieser Stadt. Seinen Gedenktag feierte die Kirche stets am 13. November [4]). Es fällt mir auf, daß von den mir bekannten Todtenbüchern österreichischer Klöster des Mittelalters einzig das des niederösterreichischen Stiftes Klosterneuburg aus dem 14. Jahrhundert seinen Namen bei diesem Tage einträgt: saneti Briccii episcopi [5]). Zumal in den Todtenbüchern von Admont (das, wie wir wissen, bei Heiligenblut begütert war), St. Lambrecht, Millstatt [6]) fehlt jede Spur vom heil. Briccius oder einem ihm nachbenannten Mönch. Der Wiener Domherr von 1493 könnte bereits nach dem Heiligenbluter Briccius heißen; vielleicht selbst schon der von Pichler (a. a. O., S. 377, Anmerkung 2) aus den „Mittheilungen der Centralcommission" 1881, S. 93 angeführte Briccius Pawngartinger, der zu Friesach 1422 begraben ward und als diesen Vornamen tragender Kärntner und Laie seinen besonderen Wert hat. — Ich trage noch nach Briccius purkhgraff ze Prespurg

[1]) Urkundenbuch von Heiligenkreuz 1, 84 Nr. 72 und 1, 296, Anhang Nr. 4; 1, 183 Nr. 198; 2, 202 Nr. 197.

[2]) Acta Tirolensia 1, Nr. 606. 612. 659. 670. 672. 684. 730; Nr. 644; Nr. 648 b; Nr. 651. 655. 689; Nr. 673 a.

[3]) Kink, Geschichte der Wiener Universität 1, II, 25 Nr. 20.

[4]) sand Briccii tag 1403 in einer Wiener Aufzeichnung bei H. Pez, Scriptores rerum austriacarum 2, 547.

[5]) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen 7, 298.

[6]) Sie sind veröffentlicht das erste im 66., das dritte im 77. Bande des „Archivs für österreichische Geschichte", das zweite im 29. Bande der zweiten Abtheilung des „Fondes rerum austriacarum".

Digitized by Google

puertig von Halbs(?), aus dem 15. Jahrhundert im Todtenbuche des niederösterreichischen Stiftes Lilienfeld (Fontes II. 41, 188): also ein zweiter Laie und vermuthlich ein Ungar.

Da dieser Bischof Briccius von Tours von den verschiedenen Heiligen desselben Namens (vgl. Pichler, S. 367) der einzige ist, den die Kirche in ihrem Festkalender recipiert hat; da er ferner der Nachfolger des aus Sabaria in Pannonien stammenden heil. Martinus war, woraus sich die Beliebtheit von Briccius als Vorname bei der ungarischen Geistlichkeit erklären könnte; da das Schweigen der Todtenbücher steirischer und kärntnischer Klöster der Annahme, im besten Mittelalter sei ein heil. Briccius in diesen Ländern besonders verehrt und gefeiert worden, jedesfalls ungünstig ist: empfiehlt es sich zunächst in der Legende des genannten fränkischen Bischofs Umschau zu halten, ob aus ihm etwa der oberkärntische Briccius könnte erwachsen sein. Schon Pichler hat sich die Frage vorgelegt, aber verneinen zu sollen geglaubt (a. a. O., S. 366), weil er an der Jahreszahl 914 für den kärntnischen Briccius festhält, der heil. Martin aber dem fünften Jahrhundert angehöre. Jene uncontrolierbare Jahreszahl wird aber nur dann Hindernis, wenn man ihr und den übrigen historisierenden Angaben der kärntnischen Legende gegenüber auf Kritik im Vorhinein verzichtet.

Zwar was Sulpitius Severus, den dann Venantius Fortunatus benützte, in seiner Lebensbeschreibung des heil. Martins von Brictius berichtet, fällt gewiß außer Betracht. Beide Schriftsteller nennen ihn Brictio.[1]). Sie berichten, dass, als er noch Diacon war, eines Tages zwei Dämonen ihm erschienen wären, ihn mit dem Rufe „Heia, Brictio, zeige Dich!“ (heia te, Brictio, monstres![2]) begrüßt und verleitet hätten, den heil. Martin zu schmähen. Dies thut er denn tüchtig (evomuit „spie Scheltworte aus“, lautet der Ausdruck); als die Dämonen vertrieben sind, faßt ihn Reue und er bittet den Heiligen um Vergebung. — Wie Briccius hier noch ungefestigt gegen Versuchungen

[1]) Varr. Briccio, Britio. Blos von daher ist bei Holder a. a. O., S. 532 b eine altkeltische Form Brictio als eigener Artikel angesetzt. A. Giry in seinem kürzlich erschienenen „Manuel de diplomatique“, p. 283 b stellt Brictio voran, Brictius Brixius als Nebenformen hinterdrein.

[2]) Monumenta Germaniae, Auctores antiquissimi 4, 364—366, wo zu des Venantius Fortunatus „Vita s. Martini“ die vorbildlichen Parallelstellen aus des Sulpitius Severus Werk beigefügt sind.

Digitized by Google

des Teufels erscheint, so zeigt ihn die von Gregor von Tours im Buch 2, Capitel 1 und Buch 10, Capitel 31 seiner „Geschichte der Franken" mitgetheilte Legende anfänglich zwar keusch aber hochmüthig und eitel. [1]) Als er noch junger Diacon ist, wird ihm vom heil. Martin geweissagt, er werde sein Nachfolger als Bischof werden, aber viel Widerwärtigkeiten zu erdulden haben. Das vernimmt er mit Worten des Hohnes. Im 33. Jahre wird er als Bischof sträflichen Umganges mit einer Kleiderwäscherin beschuldigt, mit Steinigung vom Volke bedroht. Das erst dreißig Tage alte Kind der Wäscherin leugnet zwar, von Briccius befragt, dass er sein Vater sei. Doch das Volk gibt sich nicht zufrieden, obwohl er sich durch ein Gottesurtheil am Grabe des heil. Martins reinigt. Er muss weichen und ein Justinian wird Bischof an seiner Statt. Briccius zieht über die Alpen zum Papste, dem er sein Geschick als gerechte Strafe Gottes für seinen Hochmuth darlegt. Die Einwohner von Tours senden ihm den Justinian als Verfolger nach; kaum in Italien angekommen, stirbt dieser in Vercelli. Darauf wird Armentius Bischof von Tours. Briccius bleibt sieben Jahre in Rom und kehrt dann mit päpstlicher Ermächtigung nach Tours zurück. In Laudiacum (Montlouis) verkündet ihm ein Gesicht des Armentius Tod; während er dann Tours wieder betritt, trägt man die Leiche seines Nachfolgers hinaus. Briccius bleibt dann Bischof noch sieben Jahre und erbaut die Basilica zu Ehren des heil. Martins.

Die in die Augen fallenden gemeinsamen Züge mit der kärntnischen Briccius-legende sind die Flucht vor den Verfolgern — denn auch dem kärntnischen Heiligen wird von Byzanz aus wegen des Fläschchens mit Christi Blut nachgesetzt, das er deshalb im Fleische seines Schenkels (!) verbirgt — und die Wanderung über die Alpen. Beachtung verdient auch der dem Briccius von Tours gegebene erste Nachfolger Justinian, der an den oströmischen Kaiser gleiches Namens (527 — 565) erinnern und so Anlass werden konnte, die ganze Geschichte nach Constantinopel zu verlegen. (Doch wird da noch anderes mitgewirkt haben, s. unten). Allerdings die Zeit 914 weicht ab: aber ihre Unvereinbarkeit mit den übrigen Voraussetzungen der kärntnischen

[1]) S. Monum. Germ., Script. rer. Merovingi., Band 1, p. 57. 59. 60. 444. 445. In der Ueberschrift p. 57 De episcopatu Briccii. Im Texte sonst durchaus Bricius, die Formen Briccius und Brictius sind in die Lesarten verwiesen. Die Legende steht auch in den Acta Sanctorum ed. Surius und in dem „Ausführlichen Heiligenlexicon" (Cöln und Leipzig 1749), Sp. 298 f.

Digitized by Google

Legende hat schon Pichler a. a. O., S. 364 dargethan und überhaupt kann niemand sagen, wie Pater Albert Reichart von St. Paul (oben S. 140) zu dieser Jahreszahl kam. Man thut am besten, sich mit ihr nicht weiter zu plagen. Für jeden Unbefangenen liegt die Sache einfach so: Die Legende will erklären, auf welche Weise die Kirche in Heiligenblut in den Besitz des Fläschchens mit dem Blute Christi kam: mit andern Worten, sie will dieser ganz dunkeln Thatsache die nöthige Authentik beschaffen. Hier wie anderswo thut sie es durch möglichste Bestimmtheit der historisierenden Einkleidung; sie ist eben ein gelehrtes Product. Nun weist — wie wieder Pichler vorweggenommen hat (a. a. O., S. 368, vgl. 358. 359. 363) - der Zug, dass das Blut Christi im Fläschchen aus einem von Judenhand durchstochenen Bilde des Heilands in Constantinopel herrühren soll, zwar nicht (wie er meint) auf die Zeit der byzantinischen Bilderstürmerei, wohl aber auf die mit dem vierzehnten Jahrhundert anhebenden Verfolgungen und Austreibungen der Juden zumal in den österreichischen Ländern, bei denen stets angebliche Verunehrungen des heiligen Blutes, Raub oder Verletzung der Hostie durch sie den ersten Beweggrund abgeben. Daher schon 1338 eine solche Geschichte in Wolfsberg, mit nachfolgender Heiligenblut-Capelle; daher die Stadtpfarrkirche in Graz „zum heiligen Blut" (seit wann?) daher die Kirche „zum heiligen Blut" in Pulkau in Niederösterreich, der Sage nach gleichfalls 1338 über einem Brunnen erbaut, in den ein Jude eine Hostie geworfen hatte; [1]) daher der ganz auf dieselbe Art motivierte Ursprung der Capelle zum heiligen Blut in Korneuburg 1301 oder 1306 [2]); daher ein Örtchen und Wallfahrtkirche Heiligenblut im Viertel ob dem Manhartsberge desselben Kronlandes, an der Stelle erbaut, wo angeblich 1411 ein mit einer geraubten Hostie reitender Jude zu Fall gekommen war. [3]) Alle diese Kirchen und Namen kommen zumeist im 14. und 15. Jahrhundert auf, die beide in Judenverfolgungen besonders stark waren; aus Wien und den Orten der Umgegend wurden die Juden 1420—1422 vertrieben. Was an den ihnen zur Last gelegten Verunehrungen des heil. Blutes etwa thatsächlich gewesen, ist unmöglich zu ermitteln und wahrscheinlich sind sie überhaupt nicht; aber der Zusammenhang des

[1]) Schmidl, Wiens Umgebungen 2, 316 f.

[2]) Schmidl a. a. O. 2, 230 f.

[3]) Schmidl a. a. O. 1, 382 f.; Mittheilungen der Centralcommission 1 (1856) 12 f.; Pichler, S. 367 Anm. 2.

Digitized by Google

verhängnisvollen Aberglauben mit der Stiftung oder Weihe von Kirchen zum heil. Blut ist vollkommen deutlich. Zu derselben Zeit werden die Augen des Abendlandes auf die Türken gelenkt, die das oströmische Reich bedrohen und 1453 mit der Eroberung Constantinopels vernichten: die Sophienkirche wird Moschee. Auch dies Moment hat Pichler (S. 376) schon herangezogen. So kam Constantinopel, aus dem Christus und sein Glaube damals vertrieben ward, in die kärntnische Briccinslegende, die schon in dem Bischof Justinian der fränkischen war auf Byzanz verwiesen worden (vorhin S. 144). Der Unterschied jedoch, daß die oberkärntnische Kirche zum heiligen Blut nicht wie ihre Namensschwestern anderer Gegenden ihren Ausgangspunkt in einer zeitgenössischen Verunehrung des heil. Blutes nimmt, sondern diese in einer weit zurückliegenden Vorzeit sucht, muss allerdings eine rein örtliche Ursache haben; wer findet sie aber auf? Irgend eine alte, an Ort und Stelle fortgepflanzte Überlieferung mag zu Grunde liegen; vielleicht war an der Pasterze wirklich in alter Zeit ein Priester verunglückt [1]) und die Erinnerung daran hatte sich im Thale erhalten: obwohl selbst dies schon zu viel vermuthet ist. Der Brixener Domherr Briccius aus dem Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts bezeugt die Kenntnis dieses Heiligennamens und seiner ins früheste Mittelalter zurückreichenden Legende in dem Tirol und Oberkärnten angehörigen Theile der Ostalpen. Vielleicht endlich hat bei der gelehrten Einkleidung, die Pichler S. 376 gewiß mit Recht ins erste Viertel des 15. Jahrhunderts setzt (genauer bis c. 1455), auch die Erinnerung an eben des Venantius Fortunatus (c. 570 verfaßtes) Gedicht vom heil. Martin, und zwar an die Stelle des Schlusses mitgewirkt, wo der Autor sein Buch aus Gallien nach Deutschland und von da über den Brenner und durch das spätere Pusterthal, an Aguontus (Innichen oder Lienz) vorüber nach Italien sendet. [2]) Sein Vorbild war auch hierin Sulpitius Severus; nur dass Venantius statt Africas und Griechenlands gallische und germanische Örtlichkeiten

[1]) Salzburgische Taidinge des 15./16 Jahrhunderts setzen dreierlei Unglücksfälle auf den hohen Tauern vor und verfügen die Fortübung des vor Alters geübten Brauches, durch Rufen oder Hornblasen verirrten Wanderern zu Hilfe zu kommen, damit das solch arms volk an dem Tawern nicht abgee oder verderb: Österreichische Weisthümer 1, 292.

[2]) Vgl. Pichler a. a. O., S. 361, der aber auch hier wieder den Sachverhalt umkehrt, die Richtung des Weges nämlich, und sogar von einer Reise des Venantius in diesen Gegenden spricht.

Digitized by Google

ſetzt. Die Stelle iſt für die Kenntnis dieſer Alpengegenden zu des Venantius Zeit, wenige Jahrzehnte vor den Kämpfen zwiſchen Baiern und Slovenen daſelbſt, charakteriſtiſch genug; von Augsburg kommend, wird das Buch angewieſen,

si vacat ire viam neque te Baioarius obstat,
qua vicina sedent Breonum loca, perge per Alpem,
ingrediens rapido qua gurgite volvitur Aenus.
inde Valentini benedicti templa require, [1])
Norica rura petens, ubi Byrrus [2]) **vertitur undis;**
per Dravum itur iter: qua se castella supinant,
hic montana sedens in colle superbit Aguontus.
hinc pete rapte vias ubi Iulia tenditur Alpes,
altius adsurgens et mons in nubila pergit. [3])

So wird Friaul erreicht, Oſſopo, der Tagliamento, Venedig. —

Reine poetiſche Ausſchmückung ſind endlich die aus dem Schnee hervorragenden drei Ähren, die des Briccius Leiche verrathen; die Parallelen anderer Legenden ſtellt Pichlers Aufſatz S. 367 zuſammen. Was aber urſprünglich der Volksſage, was der gelehrten Legende angehört, und wie ſich dann beide wechſelſeitig werden befruchtet haben, dies zu unterſuchen überläſst dieſer Aufſatz nothgedrungener Weiſe Andern.

Die Ergebniſſe, mit denen er ſich begnügen muſs, ſind:

1. Das Aufkommen des oberkärntniſchen Ortsnamens ze dem **heiligen bluot** fällt in das erſte Drittel des 15. Jahrhunderts, gleichzeitig mit dem Neubau der Pfarrkirche; er verdrängt allmählich die altmittelalterliche Bezeichnung des Dorfes als **Kirchheim**.

2. Hier wie in andern öſterreichiſchen Gegenden erfolgt die Neubenennung des Ortes, die Widmung ſeiner Kirche unter Einfluſs des in den Judenverfolgungen des 14. und angehenden 15. Jahrhunderts ausgebildeten Wahnes von Vermehrungen des heil. Blutes oder des in der Hoſtie dargeſtellten heil. Leibes durch Judenhand.

3. In die damit einſetzende Legende kommt für ihre weitere, auf gelehrtem Wege vollzogene Ausbildung im Gewande eines angeblich

[1]) Der zumal in Mais bei Meran verehrte räthiſche Landesheilige, fabelhaftet Biſchof von Paſſau (Heiligenlexicon 1749, Sp. 2237): ſ. Dümmler, Piligrim von Paſſau, S. 7 mit Anmerkungen 45 und 46 auf S. 152 f.

[2]) Die Rienz.

[3]) Vita s. Martini, lib. 4, v. 644—652 in Monum. Germ., Auct. antiquiss. 4, 368.

Digitized by Google

geschichtlichen Ereignisses Constantinopel als ihr Ausgangspunkt in erster Reihe durch die Eroberung dieser Stadt durch die Türken 1453, welche dem Christenthum dort ein Ende bereitet; ihren Helden aber holt sie sich

4. aus der altfränkischen Briccius-legende, [1]) die in der mittelalterlichen Kirche seit dem 5. Jahrhundert gepflegt war, deren Gerippe Anhaltspunkte zur Einfügung der neuen Sage vom heil. Blute bot und deren Kenntnis am Zusammenstoss von Osttirol und Oberkärnten durch urkundliche Zeugnisse wahrscheinlich wird — vielleicht unter wieder gelehrter Erinnerung an des Venantius Fortunatus „Leben des heil. Martin", das, wie es des heil. Briccius gedenkt, auf die Gegend, der Heiligenblut angehört, geradezu verweist.

5. Mit der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, der die von der neuen Briccius-legende hergeholten bildlichen Darstellungen der Heiligenbluterkirche entstammen (c. 1496—1520, S. 140), ist die Ausbildung dieser Legende im Wesen abgeschlossen. In die kärntnische kirchliche Literatur kommt sie durch den St. Pauler Benedictiner Albert Reichart 1675; beiläufig in derselben Zeit erfolgt ihre Aufnahme in das Heiligenbluter Pfarrbuch (Pichler, a. a. O., S. 360). Seitdem steht sie fest in der kärntnischen Heimatkunde wie in der Reiseliteratur.

Sie auf ihren wahren Wert und Kern zurückzuführen war der Zweck der vorliegenden Ausführungen.

Biographisches über Hanns Gasser.

Von Rudolf Waizer.

(Fortsetzung.)

6. Gasser im Zenith seines Ruhmes.

Bei dem Mozartdenkmal konnte Gasser, des geweihten Ortes wegen der Beschränkung unterworfen, das Porträt des berühmten Tondichters nur en medaillon als Relief am Granitsockel anbringen und auf das Piedestal einen trauernden Genius (die colossale Broncestatue der Muse Polyhymnia mit der Leyer) stellen, anstatt eine monumentale Statue des Maestro selbst zu geben, wofür der Aufstellungsort nicht geeignet erschien, und die jedenfalls auf den freien Platz vor dem

[1]) Dies wird hier nur um des Abschlusses willen vorläufig angenommen und bedarf noch eindringender Prüfung von Seite der Legenden-Forschung: vgl. S. 131.

Digitized by Google

Hofoperntheater gehört. Andererseits wollte der Wiener Magistrat durchaus nicht recht daran, für ein Denkmal des guten Mozart irgend ein namhaftes Opfer zu bringen, und wenn es Gasser nicht als Ehrensache betrieben hätte, den berühmten Meister durch ein Denkmal von seiner Hand zu verherrlichen, wenn Gasser nicht dem engherzigen Magistrat vorgeschlagen hätte, sich vorerst mit Aufbringung der einen Hälfte der karg zubemessenen Summe des Unkosten-Überschlages aus dem städtischen Ärar begnügen zu wollen, so wäre bis auf die heutige Stunde noch kein Grabmal für Mozart zustande gekommen, wie man denn auch faktisch nicht mit positiver Sicherheit anzugeben weiß, wo er nur begraben liegt. Zur Deckung der zweiten Hälfte der Kosten für das Mozart-Grabmal in Wien behielt sich Gasser vor, an die deutschen Theater die Bitte um Gestattung eines Benefice-Abends zu diesem Zwecke zu richten. Den ersten Versuch machte er in Wien bei der Direction des Hofoperntheaters am Kärntnerthore, dessen Casse durch Darstellung Mozart'scher Opern doch wohl von 1770 bis 1860 schon so viel gewonnen haben dürfte, um das geringe Opfer der Einnahme eines Opernabends dafür zu bringen, dass das Andenken des gefeierten Meisters der Nachwelt durch ein ehernes Monument überliefert würde. Allein anders dachte der damalige Dirigent, Herr Hofrath von Reymond beim k. k. Oberstkämmereramt, welcher ganz einfach sagte, „er könne durchaus keine Nothwendigkeit dafür einsehen, dass Mozart jetzt auf einmal ein Grabmal haben sollte, nachdem er schon anno 1791 ohne ein solches auf dem Friedhof gelegen habe, und warum das k. k. Hofoperntheater in Wien gerade Ursache hätte, für diesen Zweck einen Benefice-Abend zu geben."

„Freilich bei der damaligen Richtung der Wiener Hofoper und bei der leitenden Tendenz, dem verdorbenen französischen Modegeschmack zu folgen und die gute, alte deutsche Musik allmählich ganz vom Theater zu verbannen, bei dieser traurigen Kunstrichtung, wo Mozart durch Componisten wälscher Lärm-Opern-Musik mehr und mehr vom Repertoir verdrängt ward, hatte man in dem kunstsinnigen Wien schon längst wieder vergessen, was die Welt seinem Genius verdankt.

Entmuthigt durch diese unerwartete abschlägige Antwort, ließ Gasser die Angelegenheit einstweilen ruhen und bewarb sich auch bei anderen österreichischen und deutschen Theatern nicht weiter um Gestattung eines Benefice-Abends oder Übermittlung eines Kostenbeitrages, so dass der Künstler lange unentschädigt für seine Arbeiten und Auslagen, Zeitversäumnis, Kunstaufwand, Mühe und Anstrengung blieb.

Digitized by Google

Wahrlich an Mozarts herrlichem Genius haben sich seine Zeitgenossen (die schöne Constanze mit inbegriffen, welche den großen Mann so schnell vergessen konnte) schwer genug versündigt, dass die Zeitgenossen Gasser's wohl Ursache gehabt hätten, pater peccavi zu sprechen und die Schuld abzubüßen. Aber was ließs sich von einer Generation erwarten, welche den „Grafeltanz" und das „Ach Herr Jegerle" für den höchsten Ohrenschmaus hielt und, nur nach rohen Genuss und Sinnenkitzel jagend, seine abgöttische Verehrung für Strauß und Lanner so weitgetrieben hat, diese Walzervirtuosen und Carnevalshelden in den höchsten Olymp zu erheben!!

Mittlerweile hatte Gasser bei der Unzulänglichkeit seines seitherigen Atelier's sich öfters beengt und räumlich behindert gesehen und, um diesem Übelstande abzuhelfen, da es in Wien der zu Bildhauerwerkstätten geeigneten Localitäten wenige gab, sich nach einem eigenhändig entworfenen Plane ein neues Wohnhaus sammt Werkstätte gebaut, welches Bauwesen übrigens ihm sehr viel Zeit in Anspruch nahm und wesentliche Unterbrechungen in seinem künstlerischen Schaffen verursachte. Umso regsamer ging es dafür im neuen Atelier zu, in welchem auch die Arbeiten für das Mozartgrabmal bereits zu Stande kamen. Außerdem wurde auch noch an andere Arbeiten tüchtig die Hand angelegt, wovon die zahlreichen Schöpfungen der jüngsten Periode von 1858—1860 das schönste Zeugnis ablegen. Aus dieser Zeit rühren folgende Kunstwerke her: Das colossale Gypsmodell des Donauweibchens, Brunnenfigur mit Fischen im Schooße, eine herrliche Statue, zur Ausführung in Marmor für das Bassin im Fischhofe zu Wien bestimmt, jetzt im Stadtpark aufgestellt; die Statue eines geharnischten Ritters mit geschlossenem Visir, einen Wappenschild haltend, überlebensgroß in Erz ausgeführt, zu einem Grab-Monument für die Kaiserstein'sche Familiengruft in Kärnten, nebst einem ruhenden Löwen dazu in Sandstein, im Auftrag des Herrn v. Göschen (befindet sich im Vorraum des Schlosses Krastowitz); eine Statue der Kaiserin Elisabeth in Marmor, sechs Schuh hoch, für den Eisenbahnhof der Elisabeth-Westbahn; ein gothisches Grabkreuz in Sandstein für die Gruft der Familie v. Schultheim auf dem Friedhofe in Graz; endlich allegorische Balkonfiguren für das neue Palais der Creditanstalt, eine symbolische Darstellung von Ackerbau, Bergbau, Handel, Industrie, Eisenbahn, Dampfschifffahrt durch sechs überlebensgroße Statuen in Sandstein.

Ehe wir noch auf die weiteren, im Atelier stehenden Kunstwerke Gasser's und auf sein imposantes Maria Theresien-Monument über-

Digitized by Google

gehen, muss in Kurzem der Thätigkeit Gasser's im Portraitfach Erwähnung gethan werden. Da erblicken wir dann in seiner Werkstätte die Relief-Portraits en medaillon vom Feldmarschall Graf Radetzky (Bronceguss), von Mozart und Haydn, von Gasser selber, von der Comtesse Andrassy und von Baron Eduard Herbert, lebensgroß in Gyps, letzteres auch in Marmor ausgeführt. Noch zahlreicher ist die Sammlung Gasser'scher Portraitbüsten, welche zum Theil **en miniature**, meist aber lebensgroß in Gyps, Bronce, Marmor oder **terra cotta** von 1847 bis 1860 ausgeführt wurden. Unter den 22 Büsten befinden sich, außer einem weiblichen Studienkopfe und dem eines alten Mannes, Brustbilder interessanter Persönlichkeiten, wie z. B. Jenny Lind, Friedrich Kaiser, Maler Rahl, Madame Weß, Maler Schrotzberg, Gasser selbst, Comtesse Lodron, Mozart (zum 100jährigen Jubiläum seiner Geburt modelliert 1855 bis 1856), Dr. Redtenbacher, Professor Schröder, Professor Scholz, Professor Schuh (als Geschenk ihrer Zöglinge), Theater-Director Carl (für sein Grab nach Ischl), Heldenspieler Dawison, Mlle Viereck (für ihr Grabmal in Teplitz), Madame Wallner, Hofmaler Einsle's Tochter, der ungarische Maler Marko in Marmor und der ungarische Magnat Graf Stefan Szechenyi, letzterer in Gyps, Bronce und Marmor, lebensgroß, halblebensgroß und **en miniature**. Zur Façade des neuen Börsenpalastes auf der Freiung bearbeitete Gasser die allegorische Darstellung von Österreichs verschiedenen Nationalitäten in sechs Fuss hohen weiblichen Figuren aus Sandstein.

Außer den genannten Arbeiten kommt noch in Betracht eine vier Schuh hohe Sandsteinstatue der Madonna mit dem Kinde, eine Sandsteinstatue der heil. Elisabeth, ein Grabmal für Frau Professor Schuh (weibliche Figur in aufschwebender Stellung) und ein Grabmal für die Leithner'sche Familiengruft, gleichfalls in Sandstein.

Das großartigste Werk Gasser's ist das Theresien-Monument, bestehend aus einer kolossalen Statue der Kaiserin Maria Theresia, im Staatskleide mit dem Hermelin-Mantel, in Bronce ausgeführt. Dieselbe ist umgeben von vier am Piedestal sitzenden, allegorischen Figuren, überlebensgroße Statuen der vier Regententugenden: Gerechtigkeit, Stärke, Religion und Weisheit, gleichfalls in Bronce gegossen, welches Monument auf der öffentlichen Promenade im Schlosspark zu Wiener Neustadt aufgestellt ist, und welches von den früheren Eleven der dortigen k. k. Militär-Akademie für die Begründerin derselben gestiftet wurde.

Digitized by Google

Es ist dieses Monument der großen Kaiserin, wie gesagt, ein Meisterwerk Gasser's, und als solches um so schätzbarer, als bis zum Zeitpunkte seiner Errichtung, diese Österreich unvergessliche Fürstin noch durch keine Statue oder sonst ihrer würdiges öffentliches Denkmal im Kaiserstaate verewigt war. Die geschmacklose, von den kärnt. Ständen gestiftete Gedächtnissäule Maria Theresias mit deren monströser bleiernen Statue im steifen Reifrock, nebst der sie krönenden Fama, welche hinter ihr auf einem eisernen Pfahl steht, welche in der Entfernung gleichsam der guten Kaiserin durchs Rückgrat getrieben zu sein scheint, ist, wie Gasser betont, doch wahrlich kein Kunstwerk oder wenigstens kein wirkliches Monument zu nennen.[1])

Wie Gasser dazu kam, das Monument zu schaffen, war ganz einfach. Die dem Institut vorstehenden Officiere, die mit der Planung der Sache betraut worden sind, ließen sich von verschiedenen Seiten Zeichnungen, Entwürfe und Kostenüberschläge vorlegen, welche aber keine Befriedigung fanden. So kam man denn überein, sich in dieser Sache an Hanns Gasser zu wenden, welcher sich gerne bereit erklärte, sich dieser Vorarbeit zu unterziehen und in jeder Beziehung zur Verständigung gerne die Hand zu bieten, unter der Verwahrung jedoch, dass er sich, wenn ein Concurs in der Akademie beliebt würde, nicht daran betheilige, da er an die Infallibilität dieser Herren nicht glaube und sie nicht als Autorität anerkenne, demnach deren Geschmacksrichtung und Urtheil sich zu unterwerfen auch keine Lust habe.

Da übrigens die Gasser'sche Skizze zum Maria Theresien Monument vollkommen den Wünschen der Auftraggeber entsprochen hatte, so einigte man sich leicht hinsichtlich der Ausführung, der Aufstellung und des dazu geeigneten Platzes, welcher erst hiefür anzulegen war, sowie bezüglich der Herstellungskosten, welche durch Privat-Subskription gedeckt wurden, indem man hiebei von dem ganz richtigen Grundsatze ausging, dass Kaiser-Statuen und Fürsten-Denkmäler überhaupt erst dann ihren wahren richtigen Werth haben, auch wirklich von Herzen gehen und ihre historische Weihe erhalten, wenn sie nicht schon bei Lebzeiten oder sogleich nach den Tode, sondern erst hundert Jahre später von der Pietät der Nachwelt gesetzt werden,

[1]) Die sogenannte „Kaiserin von Blei" am neuen Platze ist nunmehr auch abgetragen und durch eine Broncestatue, ebenfalls die große Kaiserin darstellend, im Jahre 1873 ersetzt worden. (Gassers Urtheil über das abgetragene Denkmal ist keineswegs zu unterschreiben. D. R.)

Digitized by Google

und wenn sie nicht als Familien-Denkmale von den Thronfolgern oder Mitgliedern des Dynastengeschlechtes gesetzt, sondern als National-Denkmal vom Volke selbst, oder wie im gegebenen Falle von der Elite einer jüngeren Generation als Dankaltäre für die vor dem Richterstuhle der Geschichte allseitig anerkannten, durch tausende von glänzenden Zeugnissen unumstösslich bewiesenen Verdienste, Segnungen und Wohlthaten einer früheren, glorreichen Regierung aus eigenem Antriebe und auf eigene Kosten freiwillig aufgerichtet werden.

Unglückseligerweise misslang der erste Guß der Statue, und Fernkorn beförderte die Arbeit so wenig, dass der Rest des Jahres 1860 und des Jahres 1861 mit ungeschickten Versuchen sich hinzog, ja sogar dass das Erzmonument der großen Kaiserin nicht einmal bis zu ihrem Namensfeste den 15. October 1862 fertig aufgestellt sein und feierlich enthüllt werden konnte; in welchem Falle, da der Theresiatag in ganz Österreich allenthalben und namentlich in Wien festlich begangen wird, ungeachtet des rein militärischen Charakters dieser Feier, die Denkmal-Enthüllung zugleich ein allgemeines, öffentliches österreichisches National-Fest geworden wäre.

Im Jahre 1752 errichtete die große Kaiserin in Wien zur Heranbildung guter Officiere die Ingenieurs-Akademie für die technischen Waffen und für die übrigen Waffengattungen die Cadetten-Akademie, welche später nach Wiener Neustadt in die dortige Hofburg versetzt wurde. Diesen historischen Moment aus dem Leben der an interessanten Zügen so reichen Regierungsgeschichte Maria Theresias hat der Künstler in seinem Bilde festgehalten und stellt uns daher die 35jährige Monarchin in ihrem schönsten gereiften Alter, mit der Stiftungsurkunde zur Wiener-neustädter Militär-Akademie in der rechten Hand, vor Augen.

Diese dem militärischen Zweck des Denkmales angemessene künstlerische Auffassung und Darstellung differiert ganz natürlich sehr wesentlich von der allgemeinen volksthümlichen Idee eines National-Denkmales. Für ein solches in der Reichshauptstadt Wien zu errichtendes, österreichisch-nationales Maria Theresia-Monument hat der Künstler, Professor Hanns Gasser, gleichfalls ein Modell entworfen, welches die erhabene Kaiserin mitten unter den großen Männern ihrer Zeit darstellt.

Die Hauptfigur, Kaiserin Maria Theresia, ist dieselbe, wie zu Wiener Neustadt, jedoch steht sie auf einem höheren Piedestal und hält das Szepter in der Rechten. Die allegorischen Figuren am Fuße des Sockels sind ganz die nämlichen wie beim Neustädter Denkmal.

Digitized by Google

An den vier Seiten des Piedestals sind im oberen Theile in Basrelief die Medaillon-Porträts Habsburg-lothringischer Familienglieder angebracht, nämlich Kaiser Franz I., Josef II., Leopold II. und Marie Antoinette. Auf dem Säulenvorsprung inmitten der Plinthe stehen in vier Gruppen die berühmten Männer aus der Regierungszeit der Kaiserin als: Daun und Laudon, Kaunitz und Sonnenfels, van Switen und Donner, Gluk und Metastasio.

In dieser Weise hat der Künstler das National-Denkmal für die große Kaiserin vom volksthümlichen Standpunkt aufgefaßt und in populärer Weise künstlerisch dargestellt. Leider ist die schöne Idee, die Statue nach dem herrlichen Modell des großen, im Zenithe der Kunst stehenden Meisters zu bilden, nicht zur Ausführung gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Neue Beiträge zur Kunsttopographie von Kärnten. Von Prof. Dr. F. G. Hann.

5. Die Schlosruine Glanegg.[1]) Diese Schlosruine gehört nach Größe und Ausdehnung, noch mehr aber wegen des Alters des Donjons und der geschichtlichen Erinnerungen, welche sich schon im 12. und 13. Jahrhunderte an die Burg knüpften, zu den historisch denkwürdigsten Burgbauten in Kärnten. Man kann auch trotz der späteren Zu- und Umbauten die volle Anlage der Ritterburg und die Vertheilung aller ihrer Räume noch genau erkennen. Der merkwürdigste und älteste Bestandtheil dieser Burg mit Mauern von immenser Dicke und Mächtigkeit ist der Donjon, der aus der ältesten Zeit des kärntnerischen Burgbaues in Ruinen erhalten ist und den von Alt-Mannsberg an Wucht und Ausdehnung übertrifft, während er sonst ganz denselben Baucharakter zeigt. Merkwürdigerweise wurde auf diesen Thurm, der wahrscheinlich noch ins 11. Jahrhundert zurückgeht, mindestens aber in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts schon bestand, noch von niemand auch nicht von Moro in seiner verdienstvollen Abhandlung über den Bau der kärntnerischen Burgen hingewiesen. Der Thurm zeigt noch Fenster- und Lichtöffnungen hoch alterthümlicher Natur und zwar runde Öffnungen ähnlich wie in Alt-Mannsberg, ferner zwei gewölbte ungetheilte Maueröffnungen mit tonnengewölbeartiger Wölbung. Von besonderem Interesse sind die romanischen Fenster mit schlanker Theilungssäule und schönem abgeschrägten Würfelcapitäl. All' diese Öffnungen befinden sich in beträchtlicher Höhe über dem Boden und dienten dazu, um in die inneren Räume möglichst viel Licht einfallen zu lassen und zugleich Schutz zu gewähren, weshalb sie sich nach außen erweitern. Die größeren romanischen Fenster mündeten ohne Zweifel in's große Wohnzimmer, denn dieser Thurm war in ältester Zeit sicherlich der Sitz des Burgherrn und seiner Familie. An der oberen Begrenzung des Donjons

[1]) In der Kunsttopographie lesen wir Seite 69 lediglich: „Das Schloss daselbst (zu Glanegg) mit Thürmen und wertvoller Einrichtung." Letztere ganz unrichtige Bemerkung ist höchst befremdend.

Digitized by Google

sind noch theilweise Vorkragungen und Zinnen nach Art einer Mauerkrone sichtbar. Der Thurm erhebt sich im inneren Burghofe, dessen Anlage noch deutlich zu sehen ist. Es fehlt auch nicht der alte Brunnen und eine Linde in diesem Burghofe. Die ihn umgebenden Gemäuer sind theilweise aus dem Mittelalter. Hingegen der südwestliche Tract mit der Schlosscapelle jünger. Diese Schlosscapelle, dem heil. Peter geweiht, kommt schon 1400 vor. Dass der große Thurm in frühe romanische Zeit zurückreicht, dafür sprechen auch die geschichtlichen Nachrichten und nicht blos die den ältesten Burgbau charakterisierenden Lichtöffnungen. Nach der **Vita Conradi archiep.** (Mon. Germ. **SS. XI. p. 72**) zog Herzog Heinrich von Kärnten, als er im Jahre 1121 Krieg gegen Erzbischof Konrad von Salzburg führte, unter dem Schutze Glaneggs seine Truppen zusammen, und im Jahre 1136 erscheint schon ein Walter von Glanegg und sein Sohn Hartwich als Zeuge der Stiftung der Pfarre Tigring (Ankershofen Regesten Nr. 233, p. 35). Dieser Hartwich und sein Bruder Ludwig erscheinen als Zeugen in einer Urkunde vom Jahre 1156 (Ankershofen **ibidem** Nr. 351) und ebenso 1155 nach den Regesten des Geschichtsvereines. In der Mitte des 13. Jahrhundertes erscheinen hier die Herren von Ras. Reinbert de Glaneck kommt (nach den Regesten im kärntnerischen Geschichtsverein) 1255 vor, nach seinem Siegel ist er ein Herr von Ras. Zur Zeit, als Glanegg im Besitze der Herren von Ras war, waren im Thurme behauste Leute zum Schutze der Burg, so Engelschalk, genannt Rise, und Gottfried von Zweikirchen (1253)[1]. Der genannte Reinbert von Glanegg war wohl der Vater des bekannten Feldhauptmann, Reinprecht, der nach der Reimchronik (herausgegeben von Seemüller II., Vers 61.055 ff.) „eines tages, (da) er reit für Griven nach gewohnheit," auf dem Wege angerannt und von hinten durch einen Speer getroffen wurde, so dass er tod vom Pferde sank. Diese und andere ähnliche Erinnerungen ruft die alte Burganlage in uns wach. Wir treten östwärts in den zweiten äußeren Burghof, dort betreten wir den spätgothischen **palas**, einen großen Saal, wo Säulen ein reiches, schön geschwungenes gothisches Gewölbe tragen: Eine tüchtige Leistung der Baukunst und Steinmetztechnik des ausgehenden Mittelalters. Dieser baulich monumentale Raum ist leider dem Einsturze nahe. Als er gebaut und bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurde, war das alte Geschlecht der Herren von Glanegg schon erloschen. Dasselbe starb aus mit Wilhelm von Glanegg, welcher kinderlos vor 1385 verschied. Seine Lehenschaft fiel an Herzog Leopold von Österreich. 1438 finden wir Glanegg im Besitze der Herzoge. Wir treffen nun auf Glanegg Burggrafen, so vor Allem Konrad Ferber von Frauenstein 1483 und 1485[2] aus dem bekannten Geschlechte. 1500 erscheint Ulrich von

[1]) Regesten im kärnt. Geschichtsvereine, angelegt vom Archivar Ritter v. Jaksch.

[2]) Nach den Regesten des kärntnerischen Geschichtsvereines erscheinen als Burggrafen zuerst Hernau 1426, dann 1471 und 1472 Andre und Hanns Guttensteiner. 1478 wird dieses Amt abgetreten an Konrad Ferber. 1492 erscheint als Pfleger ein Christof Türner, 1494 Hanns Han, 1494 auch Wolfgang Helbling wie 1489. Man sieht, dass das Amt rasch wechselte, bis 1500 die Ernau daselbst für längere Zeit erscheinen. Es ist nicht meine Aufgabe, hier eine Geschichte des Schlosses zu schreiben, meine Notizen sollen nur das theilweise ergänzen, was Pfarrer Fr. Rader zur Geschichte des Schlosses Glanegg mit Fleiß zusammengestellt hat (man sehe Historische Notizen im Personalstande der Diöcese Gurk, Jahrgang 1881, p. 207 ff).

Digitized by Google

Ernau als Burggraf. Im Jahre 1534 wurde das Burggrafenamt sammt dem Landgericht an Ulrich Ernau und seine Söhne verpfändet. Dieses Geschlecht und später die Familie Seunß wohnten auf Glanegg und tafelten im Palas. Aus ihrer Zeit stammen auch schon die jüngeren Befestigungen, so vor Allem Thürme und Mauern, welche denselben Baucharakter wie die von Welzeneck, Silberegg, Bayer bei St. Veit zeigen. Die übrigen massiven, in Trümmern liegenden Außenmauern und Außenwerke gehen ins spätere Mittelalter zurück, in welcher Zeit Glanegg das vollständige Bild jenes erweiterten Burgbaues bot, der sich vom Ende des 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts in Kärnten ziemlich gleichmäßig erhielt. Noch vor 30 Jahren soll in Glanegg das Meiste unter Dach gewesen sein. Der Verfall dieser Burg, der sehr rasch vor sich geht, ist schwer zu beklagen.

6. Die Pfarrkirche zu Mörtschach.[1]) Diese im oberen Möllthale malerisch auf einer Höhe thronende Kirche mit hohem Thurme, mit schlankem Helme, ist eine goth. Anlage, die nach Inschrift über dem Portale im Jahre 1516 gebaut wurde. Leider wurde sie erbarmungslos restauriert und die gothischen Fenster zerstört. Die Kirche ist der Lage halber nicht orientiert, sondern von Norden nach Süden gerichtet. Der Thurm steigt an der Westseite auf, der obere Theil desselben ist neu. Der Kirche ist eine Laube vorgebaut, das Langhaus hat abgestufte Strebepfeiler, die Gesimse zeigen gute und solide Quadern. Der Chor schließt wie gewöhnlich mit 5 Seiten aus dem Achteck. Im Innern der Kirche an der Nordseite tragen zwei massive Steinsäulen den Sängerchor, dann folgen drei Traveen. Die Dienste gehen ohne Kapitäle in die gothischen Rippen über, welche in die Gewölbe eingespannt sind. Der Chor zeigt gleichfalls die Formen der spätesten Gothik: über dem gothischen Portal an der Nordseite lesen wir die Zahl 1516. Darüber befindet sich eine Tartsche. Außen eine ältere bemalte Holzstatue, eine Pietà darstellend. In der Sacristei ein Spätrenaissance-Kelch von 1723. Mörtschach wurde erst 1787 Pfarrkirche.

7. Die Filialkirche St. Margareth in Lainach. (Filiale von Rangersdorf.) Eine ursprünglich gothische Anlage mit flachem Schiffe und Chor mit dem normalen Schlusse. Zwei Chorfenster haben noch die gothische Form. Der Thurm mit gothischen Fenstern ist an der Nordseite angebaut, sonst ist alles barock modernisiert. Die Kirche ist orientiert, der Haupteingang an der Ostseite. Außen an der Südseite ein großer durch Übermalung verdorbener Christoforos. Dieses Kirchlein ist beachtenswert wegen der tüchtigen Barockmalereien, welche zeigen, daß im oberen Möllthale die Barockmalerei einen tüchtigen Meister in dem Maler Treher aus Stall aufzuweisen hat. Die Aufschrift über dem Triumpfbogen der Kirche sagt: „anno 1521 consecriert, anno 1758 renoviert". Die Kirche wurde also 1521 im gothischen Stile gebaut und 1758 barock umgestaltet. Aus eben dieser Zeit stammen die Deckenmalereien, deren Inschriften ebenfalls im Chronogramm die Zahl 1758 ergeben. Am Plasond des Schiffes ein perspectivisch von einem Augenpunkte abgestuftes Prachtthor als täuschendes Schaustück barocker Schönarchitektur gedacht. (Ähnliche Schaustücke in Kärnten z. B. im Saale des Schlosses Ebenthal bei Klagenfurt.) Man blickt durch dieses Thor ins Freie und gewahrt den Papst

[1]) Die hier beschriebenen zwei Kirchen sind in der Kunsttopogr. und in den Mittheilungen der Centralcommission nicht beschrieben und erwähnt. Es wird also hier zuerst auf dieselben aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Sylvester mit Gefolge und einen wilden Stier. Das Bild ist trefflich gemalt und hat frisches Incarnat. Die Inschrift, welche zugleich Chronogramm ist, sagt: St. Silvester. Nach Maria(?) der Staller Treher. Im Chore an der Decke ein zweites Gemälde von nicht so guter Ausführung, es scheint von einem Gehilfen Trehers herzurühren und stammt aus der gleichen Zeit. Der knieenden hl. Margaretha (durch den Drachen kenntlich) zeigt sich der Gekreuzigte in den Wolken. Die Inschrift sagt: Vor Schauers, Hungers, vieler Wassers Gefahr heilige Margaretha uns bewahr (Chronogramm 1758.) [1]) Die Kirche hat auch einen beachtenswerten Hauptaltar in seiner Ausführung im obern Theile des Aufbaues mit einem Bildnisse des hl. Georg. Das Hauptbild zeigt die hl. Margaretha, die Schutzpatronin der Kirche. Das Gesicht der Heiligen scheint durch Übermalung verdorben zu sein, hingegen sind die flatternden Engel nicht ohne Lieblichkeit und gut bewegt, der Faltenwurf und die Farbenzusammenstellung ist trefflich. In echt paroder Weise (nach der durch Bernini ins Leben gerufenen Manier) ist alles stürmisch bewegt, gebogen und verkürzt. Das Altarbild auf der rechten Seite ist ebenfalls keine schlechte Malerei. Es führt den heil. Florian vor, der schützend die Hand auf die Kirche legt. Darüber Maria mit dem Kinde in Wolken. Das linke Altarbild, welches Papst Sylvester vorführt, ist sehr übermalt. Besonders erwähnenswert ist ein großes Ölgemälde an der linken Seitenwand, das leider schon sehr schadhaft ist. Es zeigt in der Weise der Bassano die Anbetung der Hirten in freier Berglandschaft. Die reiche Thierwelt, Hunde und Ochsen fallen besonders auf. Die Kanzel, im Übergangsstile aus der Renaissance in die Barockzeit, ist mit Heiligenköpfen in guter Ausführung geschmückt. Wie in vielen Kirchen des Möllthales hängt auch hier von der Wand ein Rosenkranz herab, eine Erinnerung an die Rosenkranzbrüderschaften und deren Verehrung.

Zur Geschichte des Petersberges in Friesach. In jüngster Zeit ist — leider zu spät — die Restaurierung des Donjons am Petersberge glücklich durchgeführt worden. Die in demselben befindliche Ruperti-Capelle — nach Prof. Hann's Aufsatz im 44. Programm des Staatsgymnasiums zu Klagenfurt Seite 3—4 der älteste sicher bestimmbare romanische Kirchenbau in Kärnten — befand sich nun, wie ich im Klagenfurter Consistorialarchive (Friesach 18) gefunden habe, schon im 17. Jahrhunderte in üblem Bauzustande. Dies war dem Salzburger Consistorium zu Ohren gekommen und dasselbe verlangte darüber vom Friesacher Dechant Hartmann Oberegger Bericht, welchen derselbe unterm 15. September 1616 erstattete. Er schreibt: „Dass zwar die Ruperti-Capelle in sich selbst von Alters schön erbaut mit einem Altarstein oder Altartafel. Aus Ursach aber, dass sie selten besucht wird und sich Niemand darum annimmt, weil lange Zeit auch Niemand im Schloße gewohnt hat und zu dem, dass ein oder zweimal der Donnerstreich die Mauer inwendig gestreift und etwas verletzt, was augenscheinlich zu sehen, ist diese Capelle abschätzig geworden, kann aber mit geringen Kosten wieder hergestellt werden. Sie hat keinen bestimmten

[1]) Die Wandmalereien in Lainach rühren offenbar von Malern her, welche den Einfluß Fromillers erfahren haben. Mußten doch die Malereien im Schlosse zu Obervellach die gleichzeitigen Barockmaler beeinflussen. Es zeigt sich aber in Lainach in interessanter Weise, wie Fromillers Talent befruchtend auf andere künstlerisch begabte Leute eingewirkt hat.

Digitized by Google

Gottesdienst, außer was die **festa patroni und dedicationis** sein. Der Kirchenornat, **Antipendia, Caselen** sind gar veraltet. Da man aber oben celebriert, werden solche Requisiten vom Stift St. Bartlmä hinaufgetragen. Meines Erachtens, da man nur 300 oder 400 fl. wagen möchte, könnte alles wiederum schön gerichtet werden. Wollte gerne meinen schuldigen Fleiß und Mühe daran wenden, damit gedachte Capelle nach Gelegenheit des Orts wiederum könnte ihrer Zierde restituiert werden." Also restaurierungsbedürftig war der Donjon schon im 17. Jahrhundert. Der Verlust der einem Manne des 17. Jahrhundertes schon veraltet erscheinenden Casele und Meßgewänder ist, wenn wir uns an die St. Pauler liturgischen Gewänder erinnern, nicht genug zu beklagen. A. von Jaksch.

Ducaten-Funde in Kärnten. I. 1891 fand der Bauer Priserschnig in Schöllenberg (Gemeinde Fetteneupf) bei Guttenstein auf einer Wiese bei seinem Hause an 70 Stücke Dukaten. Über diesen Fund berichtete zuerst Se. Excellenz Herr Graf Douglas Thurn in Bleiburg an den Herrn Vereinsdirector Max R. v. Moro. Später erhielt ich auch durch Herrn Bergwerksinspector Tschebul in Klagenfurt darüber Nachricht. Im ganzen sah ich sechs Stück aus diesem Funde, bis auf einen lauter ungarische Ducaten. 1. König Sigismund 1387—1437. 2. Doge Francesco Foscari v. Venedig 1423—1457. 3. König Albrecht 1437—1439. 4. König Wladislaw 1440—1444. 5. Ladislaus Posthumus 1452—1457. 6. König Mathias 1458—1490. Der Fund soll sich im Besitze des genannten Herrn Grafen befinden.

II. In Töschling am Wörther See wurden 1894 beim Graben einer Sandgrube 14 Ducaten gefunden. 1. Herzog Albrecht II. von Österreich 1339—1358, der erste österreichische Goldgulden, 2 Stücke. 2. König Ludwig v. Ungarn 1342 bis 1382, 7 Stücke. 3. Doge Andreas Dandolo v. Venedig 1343—1354, 2 Stücke. 4. Doge Johann Gradonigo 1354—1356, 1 Stück. 5. Doge Johann Delphino 1356—1361, 2 Stücke. Von 1. und 5. gelang es je ein Stück für das Münzkabinet des Geschichtsvereines zu erwerben.

III. Jüngst fand der Meßner der Stadtpfarrkirche in Gmünd bei der Kirche einen Ducaten des Dogen Anton Venerius v. Venedig 1382—1400, welcher für den Geschichtsverein erworben wurde. A. von Jaksch.

Literatur Bericht.

Das ländliche Wohnhaus in Krain, Oberkärnten und Nordsteiermark. Eine volkskundliche Studie von Gustav Vancalari, Linz a. D. (Enthalten in der Zeitschrift „Globus" Band LXV. Nr. 22, Seite 349.)

Es ist dies eine für die Geschichte Kärntens wertlose Arbeit, ein neuer Beweis, wie Zeit und Mühe verloren sind, wenn dem Forscher Fachkenntnisse fehlen.

Schon im Jahre 1889 begann Vancalari seine Bauernhäuserforschungen, angeregt durch das treffliche Büchlein von August Meitzen (Berlin 1882) über das deutsche Haus. Er faßte damals zunächst Kärnten in's Auge und kam von Norden über Radstadt ins Land. An historischen Vorstudien scheint es ihm gänzlich gefehlt zu haben, er hatte nur den Aufsatz von Dr. F. v. Krones über die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer (Stuttgart 1889) gelesen, welchen er insoferne

Digitized by Google

missverstanden hat, als er die Hypothese, dass die slavische Einwanderung dem Erscheinen der Deutschen in Kärnten vorangegangen sei, für eine ausgemachte Thatsache hielt, aus welcher er seine Wahrnehmungen erklären könne. Da glaubte er nun in einer Dachconstruction, die er an einem Hause des Dorfes Radl südlich von Gmünd vorfand, und die er „Halbwalmdach" oder „Schopfdach" nannte, die für das kärntnerische Bauernhaus typische Hausform entdeckt zu haben, auch glaubte er, dass der Ortsname „Millstadt" von den dort vorgefundenen Fludermühlen, die er für slavischen Ursprunges hielt, herzuleiten sei. Baucalari veröffentlichte die Ergebnisse dieser seiner ersten Forschungsreise in einem sehr umfangreichen, mit selbstgezeichneten, schönen Illustrationen ausgestatteten Aufsatze in der Wochenschrift „Ausland" (Stuttgart 1890, Nr. 24, 25, 27). Derselbe schließt mit den sehr bemerkenswerten Worten: „Meine Argumente — ich bin mir dessen bewußt und betone es hier aus Gewissenhaftigkeit — haben eine Schwäche. Die Besiedler des heutigen „Innerösterreich" waren nämlich in Mehrheit Bajuwaren, von deren charakteristischen Bauweise zur Zeit ihrer Einwanderung vorerst denn doch nichts Verlässliches bekannt ist, und von welcher vielleicht etwas willkürlich angenommen wird, sie hätten schon damals fränkische Typen angenommen. Erst weitere Beobachtungen im ganzen Verbreitungsgebiete der Bajuwaren werden vielleicht in dieser Sache Licht schaffen. Ich hoffe bei den entlegenen Bajuwarenresten, in den deutschen Sprachinseln Südtirols, in den fälschlich „cimbrisch" genannten bajuwarischen, dreizehn und sieben Gemeinden, Aufklärung ehestens zu suchen — und vielleicht auch zu finden."

Nun was das alte bajuwarische Bauernhaus betrifft, so finden wir in der aus dem 7. bis 8. Jahrhundert stammenden **„lex Bajuvariorum"** ganz verlässliche Aufschlüsse. Nach derselben **(Tit: X de incendio domorum)** bestand ein bajuwarischer Bauernhof **(curtis)** aus mehreren Gebäuden und zwar zunächst aus einem Wohnhause **(domus)**, dessen Dach von hölzernen Firstsäulen getragen wurde. Im Inneren standen die Winkelsäulen, darauf ruhten, wie es scheint, die Balken, welche das obere Stockwerk bildeten, wozu eine Treppe führte. Das Äußere des Hauses hatte Eckſäulen und Gangſäulen, sowie Querbalken, welche die Reihe der Säulen zusammenhielten, also vermuthlich offene Gänge. Das Dach war mit Schindeln gedeckt. Ferner standen in den Bauernhöfen Stadeln mit Wänden, Schlössern und Riegeln, offene Stallungen, ein Schüttboden, große bedeckte Schober, kleinere Haufen **(scopar)**, dann Nebengebäude als: Badestube, Backhaus und Küche, alles umfasst von einem Zaun, der oben mit einer Binderuthe zusammengehalten war.

Das Alpenhaus aber ist gar nicht deutschen Ursprunges; schon der römische Schriftsteller Terentius Varro, welcher 100 Jahre vor Christo lebte, kannte dasselbe, sowie dessen Bewohnerinnen, die Sennerinnen, welche er sehr characteristisch beschreibt.

Aber auch Baucalaris typisches Kärntnerhaus mit dem „Halbwalm oder Schopfdach" war ein Irrthum, wie Dr. Virchow in einem am 15. November 1890 zu Berlin gehaltenen Vortrage nachgewiesen hat. Dass aber der Name „Millstadt" von den Fludermühlen nicht stamme, hat Dr. Richard Müller in der Zeitschrift Carinthia I, 82. Jahrgang dargethan.

Baucalari setzte seine Forschungen in den nächstfolgenden Jahren fort, und durchwanderte Südbaiern, Nordtirol, Vorarlberg, Liechtenstein, Graubünden und Tessin, dann Oberösterreich und Nordsteiermark, Salzburg, Reichenhall, Loser,

Digitized by Google

Kitzbühel, Wörgl, Innsbruck, Oberinnthal, Vintsgau, Valtelin, Val Camonica, Tonale-Paſs, Südtirol, Val Ampola, Ledrothal, Tiarno etc., ſeine Forſchungsergebniſſe mit zahlreichen Bildern in den Jahrgängen der Zeitſchrift „Ausland“ 1891, 1892 und 1893 eingehends ſchildernd.

Gleichzeitig ſchrieb er auch über die Hausforſchung mehrere Artikel in die Mittheilungen der Anthropologiſchen Geſellſchaft in Wien vom Jahre 1892 und 1893; in erſterem Bande zumal einen umfangreichen Aufſatz „über den Vorgang bei der Hausforſchung“ und endlich auch in der Zeitſchrift des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereines einen umfangreichen Aufſatz über „die Hausforſchung und ihre Ergebniſſe in den Oſtalpen.“

Der Artikel, den wir hier zu beſprechen haben, iſt eine Fortſetzung ſeiner, in der Zeitſchrift „Ausland“, (welche mittlerweile eingegangen iſt) veröffentlichten Reiſeberichte, denen es keineswegs an ſachgetreuen Schilderungen und ſchönen Illuſtrationen, wohl aber an zielbewuſſtem Zuſammenhang und an Klarheit gebricht. Er ſelbſt ſpricht ſich an einer Stelle ſeiner Schriften (Mitt. d. Anthrop. Geſ. XXII. Bd. p [57]) folgendermaßen darüber aus: „So unwiſſenſchaftlich es klingen mag, es iſt ein Gefühl und keine klare Erkenntnis, welche mich zum Zeichnen antreibt.“ An einer anderen Stelle (Zeitſchrift des D. u. Ö. Alpenvereines 1893 Sep.-Abd. p 17) ſagt er: „Ich bin als Anfänger von den Theſen Meitzens ausgegangen und ſchulde ihm ſehr viel Anregung — aber ich bin inductiv zu anderen Anſichten gelangt“; und wieder anderswo (Mitth. d. Anth. G., Wien 1893, Seite 232) heißt es: „Ich ſelbſt bin beim Anwachſen der unmittelbaren Eindrücke des beobachteten Rohmaterials theorienſcheu geworden.“ — Von ſeiner Vermuthung aber, daſs die Gehöfte Inneröſterreichs ihre Form von den früheren ſlaviſchen Bewohnern erhalten haben könnten (Mitth. d. Anth. G., Wien 1892, Seite [60]), iſt er abgekommen. In dem vorliegenden Aufſatze Seite 352 heißt es nämlich: „Ich glaube daher im inneröſterreichiſchen Geſammttypus einen importirten und dann ſtationär gebliebenen Typus anerkennen zu müſſen und glaube vorerſt nicht an deſſen ſloveniſche Herkunft.“

Es ſind dies allerdings ſehr anerkennenswerte, wenn auch nur negative Geſtändniſſe, doch glauben wir, daſs dieſe Reſultate langjähriger, anſtrengender Forſchungen kürzer und billiger zu erreichen geweſen wären, und wenn uns jemand zu Rathe ziehen würde, was er leſen ſolle, um ſich über die Bauernhäuſer Kärntens zu informiren, würden wir ihm gewiſs nicht rathen, Baucalaris Schriften über ſeine Irrwege zu ſtudiren, ſondern lieber das kleine Büchlein von K. Rham über Dorf und Bauernhof, welches im Jahre 1890 zu Leipzig bei Fr. W. Grunow erſchienen iſt, zu leſen. Es enthält nur zwei Vorträge, in denen der gelehrte Verfaſſer zwar nur einen kleinen Bruchtheil ſeines unermeßlichen Wiſſens und ſeiner auf Wanderungen durch ganz Europa geſammelten Kenntniſſe niedergelegt hat, aus denen man aber über die Bauernhäuſer Kärntens mehr Aufſchlüſſe finden wird, als in einer ſo ſchwierigen Sache nur immer zu finden gehofft werden kann.

K. V. Hauſer.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia

I.

Mittheilungen

des

Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Laschitzer.

84. Jahrgang.

Nr. 6.

Klagenfurt 1894.

Druck und Verlag von Joh. Leon sen.

An die Mitglieder des Geschichtsvereines für Kärnten gratis.

Inhalt.

Seite

Ueber einzelne romanische Baukünste in Friesach. Von Prof. Dr. F. G. Hann 161

Die älteste Urkunde des Stadtarchives in Friesach. Mitgetheilt von A. von Jaksch 169

Aus den Märztagen 1848 in Klagenfurt. Mitgetheilt von Dr. Alois Egger Ritter von Möllwald 170

Biographisches über Hanns Gasser. Von Rudolf Waizer (Fortsetzung und Schluss.) 178

Kleine Mittheilungen:

Neue Beiträge zur Kunsttopogr. Kärntens. Mitgetheilt von Prof. F. G. Hann

8. Die Filiale St. Ulrich zu Tresdorf 183
9. Die Pfarrkirche St. Georg in Stall 184
10. Ein altdeutsches Gemälde in der Filialkirche Reinthal bei Winklern 185
11. Die Apostelbilder in der Kirche zu Reinthal 185
12. Ein Grabstein aus der Reformationszeit an der Aussenseite der Pfarrkirche zu Althofen 187
13. Ein Steinrelief aus dem 13. Jahrhundert in der Dominikanerkirche zu Friesach 187
14. Ein inschriftloser Grabstein aus romanischer Zeit im Kreuzgange bei den Dominikanern in Friesach 187

Ein Denkmal von 1594 im Schlosse zu Bleiburg 187

Literatur-Bericht.

Die beiden biblischen Gemäldecyclen des Domes zu Gurk. Besprochen von Dr. F. G. Hann 188

Das Einhorn und seine Jagd in der mittelalterlichen Kunst. Besprochen von Simon Laschitzer 192

Carinthia

I.

Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten

redigiert von

Simon Taschitzer.

Nr. 6. Vierundachtzigster Jahrgang. 1894.

Über einzelne romanische Bauüberreste in Friesach.

Von Professor Dr. F. G. Hann.

Friesach weist außer dem berühmten Donjon am Petersberge, den Theilen des einstigen Palas ebendaselbst mit den schönen romanischen Säulen der Arcaden, die an ähnliche Gebilde in den historisch denkwürdigen Pfalzen Friedrich Rothbarts zu Wimpfen und Gelnhausen mahnen, und dem mächtigen Thurm am Geyersberge, der noch ein mit Quadern umrahmtes, großes, romanisches Fenster zeigt, an dem das mächtige Kämpfergesims erhalten ist, die Theilungssäule aber fehlt, noch verschiedene, andere, romanische Baureste an kirchlichen und Profangebäuden auf, von denen hier die Rede sein soll. Obwohl nun Essenwein in seinem für Friesachs Kunstgeschichte grundlegenden Aufsatze die kirchlichen Gebäude und Ruinen eingehend behandelt hat, obwohl A. Ilg in den Mittheilungen der Central-Commission N. F. 19, S. 12 bis 14 auch einige alte Privathäuser in verdienstvoller Weise beschrieben hat, so bleibt mir doch noch eine nicht uninteressante und archäologisch nicht unergiebige Nachlese übrig. Zuerst wollen wir die primitiven, romanischen Säulentrümmer von hohem Alter, die ältesten Säulen dieser Art in Kärnten, etwas näher betrachten, welche inmitten von Römersteinen und jüdischen Steininschriften neben dem romanischen Portale des alten Karners aufgestellt sind. Die Masverhältnisse dieser Basen, Capitäle und Säulen sind so sehr verschieden, dass sie unmöglich alle Träger eines und desselben Gewölbes gewesen sein können. Sie stammen jedenfalls aus dem 12. Jahrhunderte, d. h. aus jener Zeit, als nach Verlegung des Marktes von der linken Seite der Metnitz an die heutige Stelle um 1130 die alte romanische Pfarrkirche

Digitized by Google

und der romanische Karner gebaut wurden, der an verschiedenen Bautheilen mit diesen Gebilden geschmückt und ausgestattet war. Wir gewahren eine kurze, stämmige Säule mit einer Basis, welche aus einer Platte zu unterst, dann einem Wulst mit Eckklötzchen, die den Übergang vermitteln sollen, dann einer Hohlkehle, einer Abschrägung und wieder einer Hohlkehle besteht. Das Ganze ist eine roh gebildete Reminiscenz an die attische Basis. Das darauf liegende Capitäl, durch einen Ring unten begrenzt, hat die Form eines massiven Würfels und zeigt sehr alterthümliche, tauartige Verknotungen, die sich verschlingen. Ein anderes Capitäl von wuchtig massiver Form hat als Verzierung in erhabener Arbeit roh gemeißelte Voluten, welche von einem Knaufe ausgehen, eine barbarisch entstellte und sinnlos angebrachte Erinnerung an die jonischen Schnecken. Daneben sehen wir eine Halbsäule, deren Schaft gerippt ist, mit entwickelter, attischer Basis. Auf diese Halbsäule ist das massive Capitäl einer anderen Säule gestellt, mit sehr rohen Verzierungen, bei denen die aufwärts gebogenen Voluten besonders auffallen. Mit diesen primitiven Gebilden wuchtiger Art contrastiert eine wohlgefällige, hohe, schlanke Säule mit echtem, abgerundeten Würfelcapitäl, das mit Bandwerk verziert ist und attische Basis hat. Die ausführliche Beschreibung dieser Überreste aus romanischer Zeit ist wegen des hohen Alters derselben gerechtfertigt. Man kann sich jetzt nach Demolierung des Karners gar nicht mehr vorstellen, wie diese verschiedenartigen Gebilde an ein und demselben Gebäude verwendet gewesen sein sollen, und man möchte fast glauben, dass einzelne derselben aus der alten, romanischen Pfarrkirche stammen.

Haben wir hier nur Trümmer vor uns, so steht in der nunmehr nach längerer, behördlicher Absperrung wieder eröffneten Heiligenblutkirche ein intact erhaltenes Ganzes aus romanischer Zeit vor uns, nämlich die von vier romanischen Säulen und zwei massiven Pfeilern getragene Empore, welche fast die Hälfte dieses Gotteshauses einnimmt. Schon Essenwein (Mittheilungen der Central-Commission VIII, 194) sagt, dass diese Säulen und ihre Capitäle die Form der reinsten Romanik haben und dem 12. Jahrhunderte entsprechen. Er sagt, „solche charakteristische Formen, wie sie die Würfelcapitäle dieser Empore zeigen, können keiner anderen Zeit als dem 12. Jahrhunderte zugewiesen werden.“ Und doch wurde die Heiligenblutkirche als erste Dominicanerkirche auf deutschem Boden erst zwischen 1217—1246 erbaut und dann 1248 den Clarissinnen übergeben, denen diese Empore als Nonnenchor diente. Essenwein kann

Digitized by Google

sich diesen Widerspruch nicht erklären. Das Vorkommen romanischer Stilformen des 12. Jahrhunderts zu Friesach im 13. Säculum, der Gebrauch der Eckwarzen an den attischen Basen in derselben Zeit, verstoßt gegen die allgemein beobachtete Regel, welche lehrt, dass diese Gebilde, in den letzten Jahren des 11. Jahrhundertes vereinzelnd auftretend, im 12. Jahrhunderte sich so allgemein verbreiten und mit dem Ausgange desselben verschwinden, dass sie als charakteristisches Zeichen für die Altersbestimmung der romanischen Bauten dienen können (siehe Dohme: Geschichte der deutschen Baukunst 1885, p. 46). Wir werden aber diese Gebilde auch in einem alten Privathause in Friesach constatieren. Die Erklärung für diese Erscheinung gibt die berühmte, einzig dastehende Krypta des nahen Gurker Domes. Die Säulen und Pfeiler, welche die Empore tragen, sind nämlich genau denen der Gurker Krypta nachgebildet. Man beobachtet dieselbe Basis, genau dieselben gleichgestalteten Würfelcapitäle, die ganz gleich gegliederte, umgestürzte, attische Basis darüber, ja sogar eine Überhöhung der Rundbögen in etwas mauresker Weise wie in Gurk. Auch die zwei massiven Pfeiler haben ähnliche Form wie die in der Gurker Krypta. So ist es durch den Einfluss Gurks zu erklären, dass man in Friesach noch im 13. Jahrhunderte die Formen des 12. Jahrhundertes beibehielt, welche das berühmte Vorbild in Gurk zeigte.

Gehen wir nunmehr zu den Privathäusern über, welche allen Stürmen der Zeit und der Zerstörung durch Feinde sowie den vielen Bränden zutrotz noch Reste aus der romanischen Zeit aufweisen. Im Hause des Herrn David Bohrer ist ein thurmartiger Bau eingebaut. Die Ummauerung dieses Bautheiles auf zwei Seiten ist jüngeren Ursprunges und geschah nach einem Brande. Auf zwei Seiten aber sind sehr alte Mauern erhalten mit rundbogigen Arcaden, welche auf romanischen Säulen ruhen. Im oberen Stockwerk sind diese Säulen nicht mehr intact romanisch erhalten, aber im unteren Stockwerke zeigen sich noch die Signa der reinsten Romanik des 12. Jahrhundertes, nämlich romanische Säulen mit reinen Würfelcapitälen und Ecklötzchen an den attisch gebildeten Basen. Ähnliches gewahren wir im Hause des Herrn Ferdinand Bohrer, wo die Doppelreihe der Arcaden übereinander noch besonders gut erhalten ist. Ohne Zweifel haben wir es hier mit thurmartig aufsteigenden Wohnsitzen aus der romanischen Zeit zu thun. Die Arcaden öffneten sich gegen innere Hofräume. Im Hause David Bohrers zeigen sich noch Spuren von Gewölbeansätzen. Von den Ar-

Digitized by Google

caden gelangte man auch in die Wohnräume. Derartige Gebäude vereinten die Bedürfnisse der Vertheidigung mit denen des Domiciles. Die beiden genannten Häuser sind die ältesten Privathäuser in Friesach nicht blos, sondern in Kärnten. Denn wenn auch die übrigen Bestandtheile dieser Häuser aus der gothischen oder einer jüngeren Zeit stammen, so sind uns in diesen romanischen Resten noch Überreste des alten Friesach nach der Gründung des Marktes an der jetzigen Stelle um 1130 und vor der Zerstörung der Stadt durch Ottokar von Böhmen im Jahre 1275 erhalten. Zwar heißt es in den glaubwürdigen Berichten über diese Zerstörung, nämlich in der Continuatio prædicatorum (M. G. SS. IX, 729) und in dem Briefe Erzbischofs Friedrich II. von Salzburg an Rudolf von Habsburg (welchen Busson, Archiv für österreichische Geschichte 65, p. 295 wiedergibt), dass die Stadt vom Grunde aus von der Erde weggetilgt worden sei. Dies ist aber nicht buchstäblich zu nehmen, da es ja im gleichen Briefe heißt, dass die meisten Kirchen (also doch nicht alle!) vernichtet wurden.[1]) Sowie der Karner verschont blieb, sowie die Thürme der Bartholomäuskirche nicht dem Boden gleich gemacht wurden, was heute noch der Anblick des einen Thurmes darthut, so blieben ohne Zweifel auch Trümmer von Privathäusern übrig, die man dann sammt den Säulen beim Neubaue verwendete. Aber diese Fragmente haben auch die Kriegsstürme der folgenden Jahre 1289 und 1293 und die vielen folgenden Brände in allen Jahrhunderten überdauert. Sie gehören daher zu den größten, archäologischen Merkwürdigkeiten Kärntens und würden sorgfältige Erhaltung verdienen. In die romanische Zeit reicht außerdem auch der älteste Baubestandtheil des Schwarzhafnerhauses zurück, nämlich die romanische Kapelle in diesem Gebäude, das durch seine labyrinthartig über und neben einander befindlichen, gewölbten Räume aus verschiedenen Jahrhunderten sehenswerth und merkwürdig ist. Hier sieht man deutlich, wie nach den verschiedenen Bränden regellos zu- und umgebaut wurde. Selbst der Einfluss der italienischen Doppelarcadenfenster macht sich dann später, wie Ilg mit Recht betont hat, auch in diesem Gebäude wie sonst in Friesach geltend. Ilg hat in den Mittheilungen der Central-Commission in verdienstvoller Weise auf dieses Haus hingewiesen. Ich bemerke hier

[1]) „Civitatem nostram sic funditus extirpavit a terra, quod nec ipsis est parcitum fundamentis. Successae sunt ecclesiae plurimae et in ipsis homines plurimi, qui confugerant ad easdem, morte miserabili suffocati."

Digitized by Google

daher nur Folgendes: Die Apside der Kapelle des Schwarzhafnerhauses, getragen von einer plumpgegliederten, romanischen Console, kehrt am Karner in Althofen wieder, ebenso die schmalen, rundbogig geschlossenen Fensterschlitze. Es ist also kein Zweifel, dass der Karner in Althofen aus romanischer Zeit stammt und dann später gothisch eingewölbt und mit spitzbogigem Eingange versehen wurde, was in der Kunsttopographie p. 5 nicht bemerkt ist. Die Mauerüberreste aus romanischer Zeit mit einer Reihe von Rundfenstern im Garten bei der Heiligenblutkirche, jedenfalls ein Ueberrest des alten Klostergebäudes, hat schon Effenwein und nach ihm Ilg gebührend gewürdigt. Im alten Canonikatsgebäude ist noch ein Erker aus romanischer Zeit erhalten, der auch in der Kunsttopographie p. 47 erwähnt wird und als Apsis einer romanischen Kapelle zu erklären ist. Von hoher Alterthümlichkeit sind ferner die gewölbten Räume im Souterraine des Bergrichterhauses am Stadtplatze, wo alte, rundbogige Wölbungen der romanischen Zeit anzugehören scheinen. Damit sind die constatierbaren Überreste in Privathäusern aus romanischer Zeit in Friesach voll erschöpft. Gothische Häuser mit schönen Gewölben besitzt die Stadt mehrfach. Ich weise nur z. B. auf Haus Nr. 36 in der Herrengasse, dem Tischler Grager gehörig, hin, ferner auf Theile in Primmigs Gasthause.

Über andere interessante Privatgebäude, so vor allem über den sogenannten Fürstenhof (J. Widerwald) und über die imponierenden Arcaden mit toskanesischen Säulen im Herbst'schen Hause in der Bahnhofstraße, sowie über andere gothische und Renaissancewohnhäuser lese man den Aufsatz Ilgs. Meine Aufgabe bestand nur darin, Ergänzungen über die romanische Bauära der Stadt Friesach zu liefern. Ich kann aber diesen Aufsatz nicht schließen, ohne den Wunsch auszusprechen, dass dem großartigen Thurme am Geyersberge, der jedenfalls in das 12. Jahrhundert zurückblickt und zu den Befestigungen im Umkreise des Donjons am Petersberge gehört, die nach dem Berichte des Vita Conradi noch zur Zeit Conrads I. gebaut wurden, in Zukunft einige Aufmerksamkeit geschenkt werde. Ein Dach würde hinreichen, um den Bestand des mächtigen Mauerwerkes, das ein eclatanter Beweis für die solide Bautechnik der romanischen Zeit ist, zu schützen und zu wahren. Auch der Annakapelle daselbst, deren Dach schon faul ist, könnte und sollte wenigstens so viel Sorgfalt zutheil werden, dass die Bedachung erhalten und dadurch auch der Renaissanceplafond dieser Kapelle geschützt wird.

Digitized by Google

Möge das durch die Restaurierung der Kirche am Virgilienberg, dieses schönen Denkmales reinster Gothik, in Friesach neuerlich gesteigerte Interesse an der Conservierung der Baudenkmale auch für den Geyersberg wachgerufen werden.

Die älteste Urkunde des Stadtarchives in Friesach.

Mitgetheilt von A. von Jaksch.

Ein Unstern hat über dem Archive der historisch denkwürdigen Stadt Friesach, 861—1803 im Eigenbesitze der Salzburger Kirche und so nicht nur die Geschicke Kärntens theilend, sondern auch in die wechselvollen Schicksale des Erzstiftes mitverflochten, gewaltet. Was heute gemäß der von mir vor einigen Jahren durchgeführten Ordnung als Stadtarchiv zu bezeichnen ist, steht in keinem Verhältnis zu der so überaus reichen Geschichte der Stadt. Es finden sich 57 Manuscripte vor, beginnend mit dem Jahre 1629, mit welchem Jahre erst eine ziemlich vollständige Serie der Raths- und Gerichts-Protokolle anhebt, dann ebenso viele Actenfascikel, der älteste Act von 1675 und endlich 54 Urkunden, darunter die älteste datiert von 1211, ferner zwei Urkunden aus dem 14., 7 aus dem 15., 11 aus dem 16., 15 aus dem 17. und 19 aus dem 18. Jahrhunderte. Noch dazu sind die wenigen Urkunden vor 1500 meist nur in späten Copien erhalten. Nicht Kriege und Feindeseinfälle haben die historischen Schätze Friesachs so hart geschmälert — abgesehen von der Zerstörung der Stadt durch König Ottokars von Böhmen Truppen 1275 (Neue Carinthia 1890, S. 162) — sondern Feuersbrünste, denen meist die ganze Stadt zum Opfer fiel, so: 1309, 1461, 1493, 1582, 1652, 1673, 1752, 1804 und 1816.

Jene älteste Urkunde, welche das Datum 1211 trägt, ist es, mit welcher wir uns hier näher beschäftigen wollen. Dieselbe ist *nicht im* Original erhalten, sondern dieselbe überliefert uns in deutscher Übersetzung ein undatiertes Vidimus aus dem 16. Jahrhunderte des Notars Christof Magerl zusammen mit einer Urkunde von 1515. Der Aussteller der ältesten Urkunde ist kein geringerer als Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, 1200—1246, indem er durch sie die Satzungen der Schuster- und Lederer-Bruderschaft in Friesach confirmiert.

Bedenklich scheint an der Urkunde die Jahreszahl 1211 mit der Römerzinszahl oder Indiction 8. Dem Jahre 1211 kommt die Indic-

Digitized by Google

tion 14 zu, nicht 8. Letztere fällt während Eberhard's II. Regierungszeit nur auf die Jahre 1205, 1220, 1235. Vorausgesetzt nun, dass die Indiction 8 wirklich im Originale stand und richtig angewendet wurde, muss unsere Urkunde zu einem der drei angeführten Jahre gehören. Um uns da einigermaßen Gewissheit zu verschaffen, müssen wir die Namen der Zeugen herbeiziehen. Die ersten drei Salzburger Ministerialen die von Goldegg, Königsberg und Schönstein nützen da nichts, weil sie während der ganzen Regierungszeit Eberhards in dessen Urkunden als Zeugen auftreten. Anders ist es mit dem Friesacher Vicedom Gunther. Ich finde ihn sonst ein einziges Mal, nämlich 1220 urkundlich genannt (Steierm. Urkundenb. 2, 254). Sein Vorgänger scheint Amelricus gewesen zu sein, welcher 1203 Vicedom von Friesach war (Meiller Salzburg. Reg. 181 und 50). In derselben Urkunde wird auch sein Sohn Hermann genannt. Beide, der Vater aber nicht mehr als Vicedom, der Sohn mit dem Prädicate von Macell, kommen auch in unserer Urkunde vor. Sehr beachtenswert ist, dass 1237 März 1 (Orig. Vereinsarchiv) bereits Gunthers Nachfolger, Vicedom Rupert, genannt wird. Unsere Urkunde muss daher vor 1237 fallen. Sehr wahrscheinlich gehört dieselbe nun in das Jahr 1235 mit der Römerzinszahl 8, denn eine Anzahl der sonst selten genannten Friesacher Bürger, deren Namen unsere Urkunde anführt, erscheinen auch in der Urkunde Erzbischof Eberhard II. von 1236 Februar 26 (Steiermärk. Urkundb. 2, 442), so Heinrich Walchuns Sohn, Hermann Murr, Engelbert Maenel und sein Bruder Gotpold. Im August 1235 weilte Erzbischof Eberhard bei Kaiser Friedrich II. (Böhmer-Ficker Regesta imperii V, n. 2104) in Mainz und ebenso Ende October in Augsburg (Regesta V, n. 2115a). In der Zwischenzeit hatte sich aber Eberhard in seine Diöcese zurückbegeben, wie er denn am 18. October zu Salzburg urkundet (vergl. Meiller Reg. 266 u. 434 und Fickers Bemerkungen z. n. 2115a). Unsere Urkunde ist daher ein zweiter Beleg für den Aufenthalt des Erzbischofes innerhalb seines Kirchensprengels im Herbste 1235. Nur datierte man nicht, wie in der Übersetzung, nach der heutigen Art, daher auch nicht im Original gestanden haben kann, am dritten Tag des Monates September, sondern man bediente sich des römischen Kalenders. Es muss daher im Original entweder von dem dritten Tag vor den Kalenden, oder dem vor den Nonen oder endlich dem vor den Iden des September die Rede gewesen sein. Der erste Tag fiele dann auf den 30. August, der zweite auf den 3. September und der dritte

Digitized by Google

auf den 11. September. Mit Rücksicht auf den Aufenthalt Eberhards in Mainz während des August 1235 spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Erzbischof am 11. September dieses Jahres sich in Friesach aufgehalten und dort geurkundet hat.

Der Inhalt der Urkunde bietet das höchste Interesse. Wir entnehmen aus ihr die älteste bis jetzt bekannt gewordene Handwerksordnung Kärntens. Erzbischof Eberhard II. bestätigt den Lederern und Schustern zu Friesach ihre Bruderschaft, welche bereits die Vorvordern gestiftet. Also bereits vor 1235 bestand diese Zunft. Die Zunftsatzungen enthalten folgende Bestimmungen: 1. Ein ausländischer Meister darf sich nur mit Bewilligung des von der ganzen Zunft gewählten Zechmeisters in der Stadt Friesach und deren Vorstädten niederlassen und seine Werkstatt aufschlagen. Dafür hat der Ausländer dem Zechmeister namens der Bruderschaft ein halb Pfund Pfennige, ferner dem Vicedom 40, dem Stadtrichter 24 und dem Mauthner 12 Pfennige zu entrichten. 2. Ein inländischer Meister, also ein Stadtkind, ist verpflichtet, bei Eröffnung seiner Werkstatt die Hälfte der genannten Zahlungen zu leisten. 3. Jeder Hauswirt, der Mitglied der Bruderschaft ist, hat monatlich oder alle vier Wochen dem Zechmeister einen Heller zu zahlen. 4. Für das Begräbnis eines Hauswirtes oder einer Hauswirtin ist 80 Pfennige zu zahlen, für das eines Kindes 10 und für das eines Knechtes oder einer Magd 5 Pfennige. 5. Wer in diesen kleinen Zahlungen nachlässig und säumig ist, hat dem Zechmeister ohne Hoffnung auf Nachlaß 12 Pfennige als Strafe zu entrichten. 6. Wenn der Zechmeister irgend einen Nachlaß in den Zahlungen gewährt, so hat er der Bruderschaft 60 Pfennige zu zahlen.

Die Bruderschaft der Lederer und Schuster in Friesach wird im 15. bis 18. Jahrhundert auch einige Male in den Urkunden des Geschichtsvereins-Archives genannt. Wir erfahren, dass sie unter dem Schutze der heiligen Dreifaltigkeit stand, ferner dass speciell der heilige Kreuzaltar in der Bartholomäikirche ihr gehörte, für welchen 1515 ein Ablaß ertheilt wird. Die Bruderschaft war Besitzerin des Feilbades unter dem Frauenkloster und mehrerer Realitäten in Friesach. Der Friesacher Vicedom Bischof Polikarp von Lavant verlieh dann 1672 der Schuhmacherzunft eine Handwerksordnung, welche durch die Feuersbrunst 1673 vernichtet wurde, worauf Bischof Philipp Karl von Lavant

Digitized by Google

1709 dieſelbe erneuerte. Auf das alte Privileg Erzbiſchof Eberhard II. wird gar nicht Bezug genommen.

Ich laſſe dieſes nun im Wortlaute folgen:

Frieſach (1235) September (11.)

Erzbiſchof Eberhard II. von Salzburg beſtätigt die Satzungen der Schuſter- und Ledererbruderſchaft in Frieſach.

Im namen des vaters ſons u. des heiligen geiſtes amen. Alle handlung u. geſchäfft, weliche in ietzigen unſern zeitten gehandlt werden u. ſich letzlich in verrere zeiten erſtreckhn ſollen, werden ſchwerlich der häbigen gedechtnus der menſchen bevolhen, ſy werden dan mit ſchrifftn u. ſtimb der zeugen verewigt. Derhalben wir Eberhard von gottes gnaden ertzbiſchoff zu Saltzburg, legat des ſtuels zu Rom, anſehend die heilſam bitte der ledrer u. ſchueſtern zu Frieſach, haben wir ir prueder-ſchafft, weliche ſy aus gotlichen eingeben zu dem lobe u. ere unſers herrn Jeſu Chriſti u. zu ir ſelbs hailbertigkhait aus irer vorfordern angebornen andacht innen verlaſſen hergepracht haben, zu beſtatten furgenomen in der geſtalt, das khain außlender derſelben handwerchs arbaiter oder verwontter ſein hanttwerch dürffe noch muge arbeiten oder prauchen inerhalb der ſtatmauren auch nit in den vorſteten one verwilligung u. zugeben des obriſten zehmeiſters, (den) die gantz menig der gemelten ledrer und ſchueßter derſelben bruderſchafft furgeſetzt hat zu einem zehmaiſter, welichem zehmaiſter fur den Eingang u. ſein handtwerch zu arbeitten er zu offt gedachter brueder-ſchafft, damit dieſelb desſtatlicher erweitert u. auffgericht mag werden, ain halbphunt pheningen geben u. raichen ſol, haben auch inen diß recht furgenomen zu halten, das der her vitzdomb viertzig pheningen, der ſtatrichter vier u. zwantzig u. der mautner zwelff pheningen von demſelben außlender haben u. empfangen ſollen. Ain inwendiger aber, das iſt ain ſtatkhindt, der ſol den halben tail oder halb ſo vil des obgeordenten gelts under vorbeſchriben formb denſelben perſonen geben u. raichen. Darzue haben ſy auch geſetzt u. gemacht, das ain ieder wiert alle monat oder vier wochen dem zehmaiſter der prueder-ſchafft geben ſolle ainen haler, dan ſolle von aines ieden wierths oder wiertin begrebens zu geben ſchuldig ſein dreiſig pheningen, fur derſelben khindlen zehen pheningen, für ainen knecht oder diern gleicheſfals ſol er geben funff pheningen die zu begraben. Demnach haben wir beſchloſſen u. darüber gemacht, ſo ainer in bezalung ſolchen klainen gelts nachläſſig u. widerſpenig dem zehmaiſter ſein wurde, der ſoll ime geben zwelff pheningen on alle

Digitized by Google

hofnung der nachlassung u. so zehmaister etliche pheningen aus denen nach gelassen wurde furnemen, sol er den mitbruedern sechzig pheningen zu bezallen getzwungen werden. Damit aber ditz statutt u. satzung unzerrut u. unwiderruefflich beleib, haben wir den gegenbertigen brieff mit verwarung unnsers sigils bekrefftigt. Diese ding seind beschehen vor den edlen u. erbern manen, welicher namen allda unterschriben seind: Otho von Goldekh, Otho von Kunigsperg, Eberhard von Schönstain, Guntherus vitzdan, Hainrich ain son Walchain,[1]) Otto Zeller,[2]) Hermannus Murr, Marquardus, Gelenus, Leo Lang,[3]) Engelbert Menlin, Gopoldus,[4]) Herman von Macell, Amelricus sein vater,[5]) Woulprunus, Chunrad Finles,[6]) Erpho, Perchtoldus Zlang. Gegeben zu Friesach im iar von der menschwerdung des hern ain tausend zwayhundert aindlefftem, am dritten tag monats septembris u. der achtu der Römerzinßzal.

Aus den Märztagen 1848 in Klagenfurt.

Tagebuchskizzen eines Studierenden am Lyceum in Klagenfurt.

Mitgetheilt von Dr. Alois Egger Ritter von Möllwald.

I.

Vor mir liegt ein ebenso seltenes als seltsames Document: ein Tagebuch aus den Märztagen 1848 in Klagenfurt. Es wirft merkwürdige Streiflichter auf allgemeine und besonders Schulzustände. Wer, wie ich, den Freudentaumel dieser Zeit miterlebt, dem wird gar manches im Gedächtnis wieder aufgefrischt, was längst verblasst oder ausgelöscht war. Ob noch andere Tagebuchaufzeichnungen erhalten sind, ist mir nicht bekannt; doch zweifle ich daran. Das vorliegende Tagebuch ist jedenfalls eine Seltenheit.

Nachgeborenen, die gewohnt sind, politisches Leben in geordneten Bahnen sich bewegen zu sehen, wird manches unbegreiflich erscheinen.

---

[1]) Heinricus filius Walchuni erscheint 1236 Febr. 26 als Zeuge Steiermärk. Urkundb. 2, 442. [2]) Otto **celerarius** kommt 1220 Aug. 4 als Zeuge vor Steiermärk. Urkundb. 2, 254. [3]) Leo Longus ist 1224 Zeuge Steiermärk. Urkundb. 2, 316. [4]) Engelbert und sein Bruder Gotpold Maenel sind 1231 Dec. 3 und 1236 Febr. 26 Zeugen Steiermärk. Urkundb. 2, 387 und 442. [5]) Amilricus Vicedom von Friesach und sein Sohn Hermann erscheinen 1203 Sept. 1 bei Eberhard II. als Zeugen, Meiller Salzburg. Reg. 181 u. 50. [6]) Finles könnte durch eine Verlesung aus Fideles entstanden sein.

Digitized by Google

Sie können die Bewegung nicht ermessen, die sich damals der Gemüther wie mit einem Zauberschlage bemächtigte, Jung und Alt, Hoch und Niedrig mit sich fortriß, als Österreich wie von einem Alp befreit aufathmete und das Volk aus einem Zustande der Bevormundung sich plötzlich in den fast völliger Zügellosigkeit versetzt sah.

Vorliegendes Document erhält den Charakter der Seltsamkeit dadurch, daſs die Aufzeichnungen nicht von einem gereiften Manne, sondern von einem etwa 18jährigen Jüngling herrühren. Der Schüler vermochte natürlich nicht die volle Bedeutung der Ereignisse zu erfassen, konnte auch keine Ahnung haben von den Vorgängen in den leitenden Kreisen. Desto treuer spiegelt das Tagebuch den Eindruck wieder, den die Ereignisse auf die studierende Jugend hervorbrachten und den Einfluſs, den sie auf die Schulzucht übten. Ein Zeitbild, das für die Localgeschichte nicht ohne einiges Interesse ist.

Der Verfasser des Tagebuches ist Ferdinand Kohlmayr aus Greifenburg, damals Hörer der Logik (des ersten philosophischen Jahrganges) am Lyceum in Klagenfurt. Er bezog im Jänner 1849 die Universität in Graz, und vollendete seine juridischen Studien in Wien, wo er sich in den Sechziger-Jahren als Hof- und Gerichtsadvocat niederließ. 1873 gründete er mit Dr. Steinberger und dem Kaufmanne Vincenz Feldner den Kärntnerverein in Wien. 1882 raffte ihn ein frühzeitiger Tod hin. Er hatte vom Jänner 1848 bis über seine Studienzeit hinaus ein Tagebuch geführt, das man nach seinem Tode mir einhändigte, der ich seit frühester Studienzeit mit ihm befreundet war.

Die Aufzeichnungen erwähnen erst am 16. März der Bewegung in Klagenfurt infolge der Ereignisse, die sich am 13. März in Wien abgespielt haben. Wie weit fühlt man sich zurückversetzt hinter das Zeitalter des Telegraphen und des Telephons! Von den Professoren, die mit Namen genannt sind, weilt keiner mehr unter den Lebenden. Und auch von unsern tollen Jugendgenossen mag schon mancher dahingegangen sein. Wer von ihnen diese Skizzen noch liest, möge dieselben als einen Gruß aus ferner Zeit gelten lassen. Ist doch fast ein halbes Jahrhundert darüber hinweggegangen.

II. Aus Kohlmayr's Tagebuch.

Donnerstag, den 16. März 1848.

Als ich über den neuen Platz nach Hause zurückkehrte, sah ich eine Schaar ehrenhafter Männer (Doctoren und Geschäftsleute) in

Digitized by Google

eifrigem Gespräche begriffen. Ich ahnte, dass es nicht so bleiben könne, weil alle mit größter Aufregung redeten. Ich gieng instruieren, dann nach Hause. Nachmittag machte ich bis zwei Uhr Geometrie; gerade war ich zum Trutfuße gekommen, als Zapfl und Kalophil Theodor[1]) hereinstürmten und riefen: „Hinaus, hinaus! Am neuen Platz gehts herrlich zu; nur hinauf! Zeigt Euch als Patrioten!“ Erst glaubte ich nicht, dann folgte ich zweifeind. Als ich aber sie so lebhaft sah, fuhr ein neuer Geist in mich; mit schnellen Schritten eilten wir dem neuen Platze zu. Was sah ich hier! Eine Volksmenge, die schrie und jubelte. Vor Aufregung zitternd mischte ich mich in das Chaos. Da sah ich Appellationsräthe und Proletarier, Priester und Studenten in buntem Gemisch. Einer las einen Artikel vor, den man jedoch nicht verstehen konnte. Plötzlich erschienen die beiden Brüder J.[2]) mit weißen Cocarden an den Hüten. Da wurde es unter den Studenten lebendig und binnen einer Viertelstunde waren alle mit Cocarden versehen, bis auf einige hundsgemeine Kameele, die den Namen Studenten nicht verdienen. Die Philister folgten. Keine Polizei ließ sich blicken. Frei und ungezwungen giengen wir auf und nieder. Hier erschallte der Ruf: Es lebe die Freiheit! Dort: Nieder mit Metternich!

Dr. Taurer, mein Landsmann, zeichnete sich als Volksredner aus und stellte den Grundsatz auf: Der Jugend gehört die Welt!

Endlich bekam ich ein gedrucktes Blatt zu lesen, auf welchem folgende Zugeständnisse enthalten waren: 1. Die Studierenden in Wien, mit Ausschluss der Ausländer, werden bewaffnet. 2. Pressfreiheit wird eingeführt. 3. Die Stände werden zusammenberufen und Mitglieder aus dem Bürgerstande gewählt. Metternich musste abdanken. Abends besuchte ich zwei Wirtshäuser und hörte, dass der Director der philosophischen Studien[3]) es missbillige, dass die Studenten als Freudenabzeichen Cocarden tragen.

Freitag, den 17. März 1848.

Mitternacht ists, alles still in den Gassen; nur hie und da lärmt ein Haufe besoffener Philister. Ein Tag ist hinter mir, der bisher der schönste meines Lebens war; denn was erhebt das Herz eines Jünglings mehr, als der Gedanke an die Freiheit! O, wie soll ich dich nennen mit begeisternden Namen, die du einzig bist deutsches Eigenthum,

[1]) Spitznamen zweier Schulfreunde.
[2]) Zwei Studierende aus Klagenfurt.
[3]) Damals Appellationsrath Josch.

Digitized by Google

Liebling des Schöpfers und seiner Schöpfung, reinigender Blitzstrahl in dem schwülen Abend! Wer begrüßte dich inniger, als die Studenten?

Vormittag, anstatt in die dumpfen Hörsäle zu gehen, versammelten wir uns vor dem Tausend'schen Kaffeehause, brachten den bewilligten Freiheiten wiederholt ein donnerndes Hoch und giengen unter Absingung von Burschenliedern die Lend hinauf spazieren (sämmtliche Logiker mit Ausschluss der Physiker[1]). Jubelnde Vivatrufe tönten in die Stadt zurück, wir kamen uns vor, wie von einem höheren Geiste beseelt.

Als wir von dem Zuge zurückkamen und auf dem neuen Platze uns sammelten, kam Professor Rainer (P. Rainer Graf), begleitet von seinen Schülern; er, wie seine Begleiter waren mit Cocarden versehen. Gleich eilten wir dem Patrioten entgegen und ein Vivat empfieng den Edlen, der das schöne Beispiel gab.

Er war ganz seelig, das las man von seinem Gesichte, er redete uns freundlich an, ermunterte uns, beim Kreishauptmann anzusuchen, dass auch die Studenten bewaffnet werden. Das war ein Funke in dürres Laub.

Als ich um halb 11 Uhr wieder auf den neuen Platz kam, standen die Professoren: P. Rudolf Sormann, P. Rainer Graf und P. Meinrad Gallenstein[2]) mit Cocarden auf dem Platze, von Studenten umringt, die sich gegen sie sehr frei äußerten und mit Beifall angehört wurden.

Nachmittags 2 Uhr versammelte sich die Physik, Logik und Rhetorik[3]) wieder. Da wurde verkündigt, dass der Kreishauptmann die Deputation wegen Studentenbewaffnung sehr gütig aufgenommen habe. Als wir in bester Berathung waren, kam Schauspieler Remay[4]) auf uns zu, ein echter Jünger der Kunst, und sagte, dass auch er für uns gesprochen habe, ferner, dass er augenblicklich die Erlaubnis erhalten habe, alle verbotenen Stücke aufzuführen und am Mittwoch Laubes „Karlsschüler" gegeben werden. Ha, ein flottes Haus!

Dann zogen wir, wenigstens 80 an der Zahl, durch die Kramergasse an der Wohnung des Studiendirectors vorüber, wo es nicht ohne

[1]) Die beiden Jahrgänge des Lyceums nannte man Logik und Physik; heute bilden sie die siebente und achte Gymnasialclasse.

[2]) Die Professoren waren sämmtlich Benedictiner.

[3]) Rhetorik hieß die sechste (damals oberste) Gymnasialclasse.

[4]) Damals erster Held des Klagenfurter Theaters.

Digitized by Google

Pereat abgieng, zur Zigguln. Das war ein echter Commers, aber es trank jeder nur eine halbe Bier, weil wir nüchtern zur Stadt zurückkehren wollten. Ha, es war göttlich!

Abends wurde die Stadt beleuchtet. Da gieng es flott zu. Gegen 9 Uhr versammelten wir uns wieder und durchzogen die Straßen, unbekümmert um das klingende Spiel der neuen Nationalgarde. Der erste Bravoruf wurde beim Siegmund ausgebracht, weil er ein Transparent hatte: „Die Constitution, die Preßfreiheit, die Bürger Wiens und die Jugend sollen leben!"

Dann giengen wir zum Lyceum, wo den edlen Musen ein Vivat gebracht wurde und den Professoren und der Beleuchtung. Als wir auf den neuen Platz zurückgekehrt waren, wurde die Volkshymne gespielt. Ein philiströses Individuum der Rhetorik brachte den empörendsten Gemeinheiten Vivat und zeigte sich geneigt, Unruhen anzufangen, weil wir mit der hundsgemeinen Seele nichts mehr machen wollten und entrüstet waren über ein solches Betragen. Wir begaben uns hierauf ins Kaffeehaus zum Baumgartner, wo wir, dem Himmel sei's gedankt, gleichgesinnte Genossen fanden und uns in den löblichen Gesinnungen für deutsche Jugend bestärkten.

Samstag, den 18. März 1848.

Noch tobt es in den Gemüthern, noch ist der Sturm nicht beschwichtigt, obgleich wir Vormittag ins Collegium giengen und Prof. Otto's [1]) Vortrag mit der Stille von Lämmern anhörten, Prof. P. Engelbert (Pasler) wegen der Cocarde ein Lebehoch brachten und den Studiendirector erwarteten, der aber nicht erschien.

Nach dem Collegium zogen wir zum neuen Platz. Sörg's Stentorstimme rief die Vivat vor. Auch hieß es, die Theologen müssen Cocarden tragen, was von ihnen mit Beifall angenommen wurde. Als wir da versammelt waren, erschien Herr von R.,[2]) der sagte, dass derjenige ein Schuft sei, der nachmittags das Collegium besuche. Keiner wollte diesen Schimpf auf sich laden. Dr. Taurer schrie: „Herab mit den weißen Cocarden, die deutschen hinauf! Die Wiener sind Esel! Sie wissen nicht, warum sie sich freuen. Die Constitution ist sehr mangelhaft und nicht befriedigend." Er wurde mit halbem Beifall angehört.

Wir scharten uns um Herrn Director Prettner[3]) und

[1]) P. Otto Habermann, Religionsprofessor am Lyceum.

[2]) Ein angesehener Bürger von Klagenfurt.

[3]) Fabriksdirector Johann Prettner, ein allverehrter Mann.

Digitized by Google

E.,[1]) trug ihm unseren Wunsch vor, der Nationalgarde als Studentencompagnie eingereiht zu werden. Er lobte unser Vorhaben. Der wackere, doch wie mir scheint nur zu schlaue Herr Rothauer sprach, dass sich die Bürger sehr geehrt fühlen würden, dass wir braven jungen Leute ihnen beitreten; er wolle es dem Comité, dem Bürgermeister und dem Kreishauptmann vortragen. Nachmittags warteten wir auf Rothauers Ankunft. Er brachte vom Kreishauptmann die Nachricht, dass ihm die Vollmacht fehle, dies zu erlauben, um was wir baten. Der Studiendirector Josch ist dem Ganzen entgegen. Wir sollten eine Adresse verfassen, den Professoren zur Unterschrift vorlegen und dem Kreishauptmann übergeben. Er würde eine solche Einleitung machen, dass wir der Gewährung versichert sein könnten. Mir scheint es, dass alles nur Schein ist und aus dem Ganzen nichts werden wird. Die Adresse wird Kleinfercher[2]) verfassen. Wir zerstreuten uns; ich gieng mit Kleinfercher und Schönlieb[3]) zum Baumgartner, wo wir von den flotten Grazer Studenten lasen, die alle schon unter Waffen stehen. Abends wurde ein Fackelzug veranstaltet; die Studenten trugen Fackeln, Musik und ein Sängerchor in der Mitte. Es war ein imposanter Anblick. Weiße und rothweiße Fähnlein wurden den Gruppen vorangetragen — der brave Sörg gieng mit einer großen Fahne voraus. Vom Landhause wurde ausgezogen und auf dem neuen Platze gehalten, wo die Volkshymne und einzelne herrliche Lieder von der Liedertafel gesungen wurden. Dann bewegte sich der Zug zurück in der schönsten Ordnung.

Sonntag, den 19. März 1848.

Heute Früh kamen schon viele mit Cerevis zur Ottonischen Exhorte, die der jetzigen Ereignisse gar nicht erwähnte.

Vorher schon giengen ich, Kleinfercher und Schönlieb zu Professor P. Engelbert mit der Adresse. Derselbe hielt eine Anrede, dass wir uns gar nicht zur Nationalgarde einreihen lassen sollten. Nach seinem Rath giengen wir zu Herrn Rothauer, den wir um die Verpflichtungen des Dienstes befragen sollten. Wir ließen aber diese Frage und erwähnten nur, dass die Erlaubnis von Wien gekommen, dass die Studenten sich einreihen dürfen. Er wusste von allem nichts und konnte daher nur unbestimmt antworten. Vorläufig ließ ich mich mit anderen Studenten zur Nationalgarde einreihen, ohne vom Director oder Kreis-

[1]) Ein Studierender aus Klagenfurt.

[2]) Heute unter dem Namen Fercher von Steinwand als Dichter bekannt.

[3]) Zwei Schulfreunde des Schreibers.

Digitized by Google

hauptmann die Erlaubnis eingeholt zu haben. Doch wurde uns diese durch das energische Einschreiten der Professoren Rudolf Sormann, Meinrad Gallenstein und Konrad Altherr gewährt. (Hoch die Braven!) Ich bin also bereits Nationalgardist. Jetzt Waffen! Wir wollen uns der Wiener Studenten nicht unwürdig zeigen! Als wir später auch die Bewilligung durch Studiendirector Josch erfuhren, waren wir ganz in dulci jubilo. Ob mit Recht, wird die Folge zeigen. Abends wollten wir den ersten Commers der „Carantania“ [1]) halten, wurden aber unterbrochen.

O Tagebuch! wer hätte bei deinem Beginne gedacht, dass du die merkwürdigsten Tage meines Lebens aus Österreich enthalten wirst.

Montag, den 20. März 1848.

Heute Vormittag besuchten wir wieder das Collegium, belachten des Kunze [2]) nationalgardische Witze und brachten ihm ein Vivat. Prof. Gallenstein ließen wir in Ruh.

Nachmittags giengen wir zur Wahl der Chargen der Nationalgarde. Es waren nicht viele Studenten da und die da waren, ließen ihre Sache fallen; ja einige eilten vor Ärger davon und wollten von der Nationalgarde nichts wissen. Ich blieb bei den parlamentarischen Händeln und erwartete mein Schicksal. Schon wurden wir durch den ehernen Würfel geviertheilt (vier verschiedenen Rotten zugetheilt), da bemerkte ich, wie ein Häuflein im letzten Viertel sich sammelte, um wenigstens eine eigene Rotte zu bilden und ihren Anführer zu wählen. Sie brachten es zustande und Lackner (ein Hörer der Physik) wurde Anführer. Schnell sammelte ich meine Getreuen und sagte zum Hauptmann Schmid: Auch in unserem Viertel wollen die Studenten eine Rotte bilden und sich einen Anführer wählen. Es geschah; wir wählten Herrn Wolf. Nun fängt die militärische Subordination an.

Dienstag, den 21. März 1848.

Vormittag hatten wir einen Paradezug in die Domkirche zum Requiem für die gefallenen Bürger und Studenten Wiens. Der Zug nahm sich sehr gut aus. Schon sind über 700 Bürger bei der Nationalgarde.

Mittwoch, den 22. März 1848.

Allmählich legt sich der Sturm. Um sich zu sichern, ließ auch der Kreishauptmann sich in die Nationalgarde einreihen.

[1]) Eine damals begründete Studentenverbindung, nach Art der Burschenschaften in Deutschland.

[2]) Spitzname für Prof. Konrad Altherr.

Digitized by Google

Als wir nachmittag, um unsere Patrouillenführer zu wählen, auf dem neuen Platze zusammenkamen, erhielten wir vom Commandanten der Nationalgarde den Befehl, zu ihm zu kommen. Keine Viertelstunde dauerte, so waren zwei Drittel der Studenten beisammen. Wir giengen zu Baron Dickmann (Commandant der Nationalgarde) und wurden beauftragt, uns morgen um halb 6 Uhr bei den Mauthen zu versammeln, um die Bauern, die beschlossen haben sollen, keine Mauth zu zahlen, gütlich zu überreden, davon abzustehen.

Dann wurden die Patrouillenführer gewählt; der meinige ist Kleinfercher.

Von da giengen wir ins Theater, wo zum Benefice des Remay das verbotene Stück „Die Karlsschüler" von Laube aufgeführt wurde. Das Haus war gedrängt voll; die Vorstellung dauerte bis 11 Uhr. Das athmete Freiheit!

Donnerstag, den 23. März 1848.

Vormittag wollten wir uns auf unsere Posten begeben, erhielten aber Gegenbefehl. Die Bauern schienen auch gar nicht an die Verweigerung der Mauth zu denken.

Abends las ich den Aufruf Castellis an die Bauern. [1])

Freitag, den 24. März 1848.

Lackner verfaßte eine Petition an den Kreishauptmann um die Erlaubnis, daß die Studenten eine eigene Compagnie bilden dürfen (ein akademisches Corps). Sie wurde von 80 Studenten unterschrieben.

Abends wurde in der „Carantania" Kleinfercher zum Präses, Kandutsch zum Senior, Egger zum Cassier gewählt. Der Commers war famos, gesungen wurde flott.

Sonntag, den 26. März 1848.

Abends las ich in der Zeitung von der Berliner Revolution, und daß es in Mailand zum Ausbruche kommen werde. Wie mag sich dieses Jahr gestalten, da der Frühling sich so fürchterlich ankündigt! Vielleicht ist es mir vergönnt, dem Vaterlande mit meinem Blute zu dienen. Rufe mich, ich will nicht zögern. Wahrlich, ein schönes Los, die Zeiten eines allgemeinen Weltumschwunges zu erleben, ein schöneres, thätig einzugreifen, das schönste, dafür zu sterben.

Montag, den 27. März 1848.

Um ¼6 Uhr stand ich auf und oblag der Philologie und Geo-

[1]) Eine allgemein verständliche Flugschrift, die zur Belehrung des Landvolkes von Wien ausgegangen war.

Digitized by Google

metrie. Doch wusste ich von keinem viel, als ich schon in die Schule musste. Ich knirschte gegen diese für jetzt so unwürdigen Fesseln, andere waren auch dagegen aufgebracht und bald hörten wir den Ruf: „Schenken wir einmal dem Kunze, es schadet nicht.“ Ich war gleich dabei, einige Urkameele wollten nicht recht hören, sie wurden halb mitgeschleppt.

Dienstag, den 28. März 1848.

In der Zwischenstunde der Collegia geht es flott zu; es wird nichts als gesungen und gepaukt.

Mittwoch, den 29. März 1848.

Kunze ist ein ungeheuerer Witzbold und lakonisch trotz Agesilaus. Otto bringt mitten in seinem Vortrage Ausstellungen wegen zu großer Lebhaftigkeit in den Zwischenstunden.

Donnerstag, den 30. März 1848.

Im Kaffeehause durchstöberten wir die Zeitungen und erfuhren, dass Studienfreiheit bewilligt sei.

In der Beilage zu den „Fliegenden Blättern“ werden der Minister rollende Loose satirisch dargestellt. Metternich verlangt Urlaub aus Gesundheitsrücksichten.

Freitag, den 31. März 1848.

Seit $^3/_4$6 Uhr oblag ich der Geometrie. Da ich nicht mit den anderen für das Durchgehen stimmte, wurde ich von Prof. Engelbert examiniert.

Mit dem Ende der Märztage schließe ich die Auszüge aus Kohlmayr's Tagebuch. In den folgenden Monaten beschäftigt ihn vorzüglich die Bildung des academischen Corps der Klagenfurter Nationalgarde. Über diese heitere Episode des Klagenfurter Studentenlebens sei mir später einmal eine Mittheilung gestattet.

Biographisches über Hanns Gasser.

Von Rudolf Waizer.

(Fortsetzung und Schluss.)

7. Gasser's Heim und des Meisters letzte Lebenstage.

Wenn man nun absieht von den dem Menschen, als vernunftbegabten, geistigen Wesen, ausschließlich eigenthümlichen Fähigkeiten

Digitized by Google

der freien Bewegung, dem Selbstbestimmungsrechte, eigenem Urtheile, Verstand und Willensfreiheit, bezüglich welcher Eigenschaften kein anderes Geschöpf mit ihm in eine Paralelle zu stellen ist und irgend einen Vergleich aushielte; wenn man die Entwicklung des Talents als eine instinctive Thätigkeit, die mit einer durch Naturgesetze bedingten, organischen Naturnothwendigkeit eintritt, betrachten will, so ließen sich wohl allerdings Anhaltspunkte und Vergleichungsmomente (Ähnlichkeiten) zu einer Analogie zwischen dem menschlichen Dasein, Entwicklungsgang und Menschenschicksal einerseits und dem Pflanzenleben mit seiner vegetabilischen Entwicklung anderseits herausfinden. Ist ja doch das phlegmatisch-indolente Vegetieren der Massen, das prosaische Werkeltagstreiben und Alltagsleben des großen Haufens nur wenig verschieden von der Vegetation der Pflanzenwelt: daher z. B. die Lotuspflanze, die Heublume oder Lilie auf dem Felde eine ganz passende tropische Figur für das nur um Weniges bessere Menschenvolk, an dessen große Mehrheit kaum ein höherer Maßstab sich anlegen läßt.

Es ereignen sich doch auch in anderen Gebieten der Natur Fälle ähnlichen Durchkämpfens, sowie einer späteren, durch unermüdliche Ausdauer und Mühsal hartnäckig und muthvoll erstrittenen Selbstentwicklung: **si magna licet componere parvis.**

Wohl mochte Gasser in seiner Jugend vielfach auf seinen Beobachtungsausflügen oder beim Studium der wilden Gebirgsnatur häufig die Wahrnehmung erfahren haben, dass z. B. auch unter den Bäumen des Waldes nicht jeder in fettem Boden unbehindert üppig aufwächst und sogleich kräftig, schnurgerade in die Höhe schießt, sondern manches Saatkorn oder Samenknöspchen in äußerst ungünstiger Umgebung zur Erde fällt und Wurzel schlägt, dass daher so manches arme Reis nur spärliche Nahrung findet, weil ihm andere, oft nur Schmarozergewächse, die Säfte des Bodens entziehen, dass manches Stämmchen sich nur kümmerlich im dürftigen Erdreich ernähren kann, eine geraume Zeit hindurch, von anderen Eindringlingen der erwärmenden Strahlen der Sonne und der erfrischenden Regentropfen und des Himmelsthaues beraubt, ohne Luft und Licht, ärmlich am Boden fortranken muss, bis es am Ende durch das Dickicht der überwuchernden, seine schwache, jugendliche Triebkraft fast im Keime erstickenden, verworrenen Dorngebüsche und niederen Gesträuche sich bahnzubrechen doch noch imstande ist. Wie viele tausend schöne, hoffnungsvolle, vielversprechende, junge Pflänzchen gehen auf diese Weise elend zu Grunde!

Digitized by Google

Wie im Pflanzenleben nicht jedes Gewächs sogleich üppig gedeiht, so auch im Menschenleben ist es nicht allen Geschöpfen vergönnt, unter glücklichen Sternen, in günstigen, klimatischen und Temperaturverhältnissen zu Welt zu kommen und das Tageslicht zu erblicken unter Umständen, wo ihnen die Götter im Schlafe das Glück in den Schooß werfen und freundliche Gestirne es auf geebnetem Pfade lächelnd durchs Leben geleiten. Sogar manchen ist vielmehr ein rauher, schwieriger Lebenspfad und eine dornenvolle Laufbahn beschieden, wo sich ihnen fast unübersteigliche Hindernisse entgegenthürmen, die sie mit kühnem Heldenmuth und Unternehmungsgeist überwinden und besiegen müssen. Erst wenn diese glücklich beseitigt und aus dem Wege geräumt sind, beginnt ihnen ein froher Morgen zu tagen und eine ruhigere Periode ungetrübten Strebens, freier Selbstbestimmung, naturgerechter Entwicklung und Entfaltung ihrer Kräfte, poetischer Conception und künstlerischen Schaffens beginnt sich geltend zu machen.

So gieng es auch bei Hanns Gasser, und von ihm mag insbesondere gelten, was der unsterbliche Schiller von der deutschen Kunst im Allgemeinen singt:

„Rühmend darf's der Künstler sagen, höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Wert!"

Gasser hat sich seine Ritterspuren selbst redlich verdient unter Drangsal, Kummer und Mühsal, durch eisernen Fleiß, unverdrossenes Ausharren, Starkmuth und kühnes Vorwärtsstreben; er ist ein tüchtiger Meister geworden, obschon es ihm nicht an der Wiege gesungen ward.

Wohl läßt sich von Gasser mit dem Dichter sagen:

„Groß nenn' ich den Mann, der sein eigener Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt."

Wenn er dann auch „nicht zugleich das Glück erzwingt und der strebende Muth nimmer erringt, was ihm die Charis neidisch geweigert," so bleibt er doch immerhin groß und größer, als jener Glückspilz, „welcher die Charis erlangt, eh' er die Mühe bestand." Wohl gibt es auch unter den Künstlern „Sonntagskinder", von jenem unbegreiflichen genialen Geschlecht, dem Alles im Traume bescheert wird, während der Meister Jahre lang bildet und sich nimmer genug thun kann; aber jene „Herren mit dem kurzen Gedärm, die heute schon lehren wollen, was sie gestern gelernt", gehören eben auch nur zu dem gemeinen Troße der Mittelmäßigen, die sich durch Kameradie, Coterie, Nepotismus, patronage du cotillion, Cliquenwesen und Zunftgeist getragen,

Digitized by Google

auf den Schultern der andern emporkletternd, aufblähen und breitmachen, wie der Frosch in der Fabel, während sich Gasser in seiner Bildungslaufbahn an die Worte hielt:

„Wer etwas Treffliches leisten will, hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und er schafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft."

Wenn Gasser nicht in so glücklichen Familienverhältnissen lebte, wie mancher andere seiner Collegen, sondern als Garçon ohne traute Gefährtin allein in der Welt stand, so war dies nicht, als ob er sich dem Cölibat zugeschworen hätte und sich in der Einsiedelei in der Rolle eines Sonderlings und Hagestolzen gefallen hätte, als vielmehr in dem Umstand zu suchen gewesen, dass die wohlverwandten, weiblichen Seelen immer seltener werden, welche eine Künstlernatur zu begreifen, Sympathien zu erwecken, einen Ideenaustausch und die Mittheilung edler Gefühle zu ermöglichen, sich in den Mikrokosmus des Künstlerdaseins zu fügen und hinein zu leben imstande sind.

Gasser hatte sich mitten in der Kaiserstadt eine reizende Eremitage, nach der er sich längst schon gesehnt hatte, etabliert.

Dieselbe bestand aus einem kleinen Garten und dem darin vom Künstler für sich allein, zur Bewohnung und zum Atelier, erbauten Hause (dessen zwei Stockwerke im Stile der altdeutschen Schule hergestellt wurden), das nebst dem einen Seitentract Front macht gegen den Garten, und gegen die Straße zu nur die düstere Rückseite kehrte. Auf dem Portale der Werkstätte konnte man eingemeißelt den Wahlspruch des Künstlers lesen, der so bezeichnend lautete:

„Rast ich, so rost ich!"

Mit der Schilderung von der Schaffung des neuen, eigenen Heims endet die Autobiographie des Künstlers, welche von dem Maler Aug. W. Wagner aus Wien gezeichnet ist, und welcher auch ein Verzeichnis der Studien und plastischen Kunstwerke Hanns Gasser's aus der Periode von 1840 bis 1860 zugeheftet ist. Die Schaffung des Heim's war aber Gasser's Ruin. Mit der Lust des eigenen Besitzes überkam ihn auch der Hang zum Sammeln von Alterthümern. Seine Wohnung gestaltete er in ein Kunstcabinet um, auf alles andere, auf Äußerlichkeiten, Tafelgenüsse, Bequemlichkeiten ꝛc. gab er nichts, desto größer aber war, wie R. v. Eitelberger ganz richtig bemerkt, seine Neigung, Kunstobjecte neuerer und älterer Zeit zu besitzen. Er besaß auch das, was Amateurs Spürsinn nennen, und stöberte auf seinen Reisen durch Deutschland, Frankreich und Österreich mitunter ganz

Digitized by Google

eminente Werke auf. Es dauerte nicht lange, so waren die Räume seines Hauses so angefüllt mit Werken aller Art, daſs die zahlreichen Gemächer kaum genügten, sie aufzustellen. Man glaubte eher bei einem Antiquar, denn bei einem Maler oder Bildhauer zu sein. Aus allen Winkeln und Ecken, Kisten und Kasten krammte er Sachen hervor, um sie seinen Besuchern zu zeigen. Kaufen und wieder verhandeln war seine Sache, wie die aller Amateurs. Zum Kaufen war er jedoch leichter zu bestimmen als zum Verkaufen. Bei diesem Handeln kamen Gasser's Vermögensverhältnisse in eine colossale Unordnung, er fiel Wucherern in die Hände, wanderte in's Schuldgefängnis, das Haus kam unter den Hammer und mit demselben viele seiner Kunstgegenstände. Diese Verhältnisse drückten ihn tief nieder und beunruhigten gewaltsam seine Gemüthsstimmung.

Dazu kam noch ein körperliches Leiden. Beim Ausmeißeln einer Büste verletzte er sich seine rechte Hand. Der Wunde nicht achtend, verschlimmerte er das Leiden, ein Beinfraſs ergriff seine Knochen, die Farbe der Gesundheit verschwand von seinem Gesichte und Fieber nagte am Mark seines Lebens.

Nachdem er sich drei Jahre mühsam fortgeschleppt hatte, suchte er im Sommer des Jahres 1867 Heilung in den Ofner Bädern und vertraute sich der Leitung eines tüchtigen Arztes an. In Pest fand er seine alten Freunde, als den Bildhauer Kugler, den Advocaten Pfeffer, den Kaufmann Meday und vor Allem die Familie des Ingenieurs der Staatseisenbahn-Gesellschaft Hugo Frik, zu der er auch am 1. September 1867 ganz übersiedelte und sich bei derselben einquartierte.

Dort empfieng ihn die Pflege eines echten, deutschen Weibes, wie er ein solches niemals gekannt. Leidend und dahinsichend übertrug ihm das Comité des Künstlerhauses die Ausführung der Statuen von Rubens und Rafael, welche Bestellung ihm viel Freude bereitete. Über den Entwurf der Rafaelstatue nachsinnend, ereilte ihn der Tod am 24. April 1868. Anfangs Juni 1870 wurde Gasser's Leichnam exhumiert und nach Villach gebracht, allwo am 26. Juni 1870 derselbe im feierlichen Leichenbegängnisse unter allgemeiner Theilnahme in die heimatliche Erde versenkt wurde. Am 6. Mai 1871 fand die feierliche Enthüllung der von seinem Landsmann Josef Meßner gebildeten Hanns Gasserstatue am Gasserplatz in Villach statt. Hiedurch erscheint das Andenken des großen Heimatsohnes von seinen Landsleuten theilweise geehrt.

Digitized by Google

Zum Schlusse eine Anecdote von Meister Hanns, der in seinem Auftreten originell vom Scheitel bis zur Zehe war.

Während seines Wiener Aufenthaltes hatte der Kaiser Franz Josef I. das Standbild der Kaiserin, welches Gasser auszuführen hatte, besichtigt und die Obersthofmeisterin beauftragt, dem Meister zu sagen, dass das Gesicht allzuernst sei und der Krönungsmantel zu hoch über die Schultern heraufkomme. Die Obersthofmeisterin erledigte sich des hohen Auftrages in zartester Weise. Als sie die Bemerkung wegen des Mantels machte, sagte Gasser:

„Ausziehen kann ich leicht, anziehen wäre schwerer", und als die Dame des Kaisers Wunsch wegen des Ausdrucks in den Zügen des Gesichtes vorbrachte, meinte der Meister:

„Wenn die Frau Kaiserin mir ein freundliches Gesicht macht, kann ich ihr auch eines machen".

Gasser in die Burg geladen, um die Kaiserin zu sehen, kam dahin in Blouse und weitem Hut, ein rothes Halstuch um den Hals geschlungen und postierte sich im Corridor auf. Plötzlich kam der Hof heran. Die junge Kaiserin Elisabeth lachte über den originellen Kauz, als sie seiner ansichtig wurde, und gieng mit rosig angehauchtem Gesichte an ihm vorüber. Der Kaiser blieb vor Gasser stehen und frug ihn, „ob das genügend sei, ob er den Ausdruck des Gesichtes seiner Frau im Gedächtnis behalten werde?"

„So lang ich lebe!" war die Antwort des Künstlers.

Kleine Mittheilungen.

Neue Beiträge zur Kunsttopographie von Kärnten. Von Prof. Dr. Franz G. Hann.

8. Die Filiale St. Ulrich zu Treßdorf. Dieses auf der Höhe unweit Stall gelegene Kirchlein mit Holzthurm zeigt in interessanter Weise den Übergang von der Spätgothik zur Renaissance bei einem einfachen Baue und in abgeschiedener Berggegend. Das Schiff ist oblong, hat flache Decke. Der Chor, der nach außen mit fünf Seiten aus dem Achteck schließt, ist mit einer flachgewölbten Tonne bedeckt, in welche Stichkappen eingeschnitten sind. Nach innen ist der Chorschluss abgerundet. Consolenartige Gebilde, tartschenartig zugeschnitten, welche ebenfalls den Übergang zur Renaissance zeigen, bilden die Ansätze der Gewölberieder. Auch hier hängt ein Rosenkranz von der Wand, in dessen Mitte Maria mit dem Kinde, umgeben von Engeln, die Freude der Himmelskönigin verkündet. In der Sacristei zwei hübsche, gothische Kelche. Bei dem einen zeigt der Nodus Verzierung mit Rauten, bei dem anderen in reicherer, echt gothischer Weise Zapfenglieder. Be-

Digitized by Google

achtenswert ist eine bemalte Holztafel, welche die Kümmernis, am Kreuze hängend, mit ausgestreckten Armen darstellt. Die bärtige Jungfrau hat schwarzes, lockiges Haar, auf dem Haupte trägt sie die Krone. Bei dem Anblicke dieses Bildes begreift man völlig, wie die Kümmernislegende durch eine falsche Auslegung der bekleideten, männlichen Crucifixe entstehen konnte.[1]) Der eine Fuß der bärtigen Jungfrau ist mit dem Schuhe bekleidet, der zweite Schuh liegt auf dem Altare, auf dem zwei Kerzen brennen. Die Jungfrau trägt ein rothes, enges, langes Kleid, das an den Füßen fesselartig gegürtet ist. Die Ärmel sind lang. Am Altare kniet der Geiger und fidelt. Sein Hut liegt auf den Altarstufen. Es ist von hohem Interesse, dass dieses Bild klar beweist, wie im Möllthale jene anmuthige Sage, die Justinus Kerner in seinem Gedichte „Der Geiger von Gmünd" (in Schwaben) verherrlicht hat, ebenfalls im Volke lebendig war. Der Mesner berichtete mir, dass ein altes Mütterchen ihm noch die ganze Legende erzählt habe. Dieses Bild ist die zweite mir bekannte Darstellung der Kümmernis in Kärnten. Die andere fand ich in der Kirche St. Radegund bei Lorenzen im Lesachthale.

9. Die Pfarrkirche St. Georg in Stall. Über diese Kirche hat zwar Lind in seinen verdienstvollen Reiseberichten (Mittheilungen der Central-Commission N. F. VII. XC.) referiert und darauf basiert die Beschreibung in der Kunsttopographie p. 317. Ich gebe jedoch hier die Geschichte der Kirche, so wie sich dieselbe in den Baubestandtheilen ablesen lässt. Die Kirche stammt aus romanischer Zeit und ist in ihren romanischen Überresten das älteste Baudenkmal des Möllthales. In die romanische Zeit weist nämlich zurück der nunmehr sehr baufällige Thurm,[2]) der sich über der Vierung erhebt und diese selbst mit ihrem schadhaften Kreuzgewölbe. Der Thurm hat dicke Mauern und weite, romanische, rundbogige Fenster, deren Theilungssäulen bei einem Brande zugrunde giengen. Die Vierung unter dem Thurme öffnet sich noch jetzt im romanischen Rundbogen gegen das Schiff. Sie ist mit einfachen Kreuzgewölben (ohne Rippen) überwölbt. Die Stellung des Thurmes über der Vierung zwischen Chor und Schiff ist ein Charakteristikon dafür, dass man in gothischer Zeit einen romanischen Bau umgestaltet hat. Dies wird ferner, wie in Irschen bei Oberdrauburg, dadurch bewiesen, dass Chor und Schiff nicht in einer geraden Achse liegen, sondern einen merklichen Winkel bilden. In spätgothischer Zeit baute man das Schiff der Kirche und den Chor in der jetzt gegebenen Weise mit Netzgewölberippen, die auf Consolen aufsteigen und in Schlusssteinen zusammenstoßen, ferner die Sacristei an der Südseite. Die spätgothischen, zweitheiligen Fenster an der Südseite mit ihrer eigenthümlichen Maßwerkbildung der sich überkreuzenden Blätter sind in der Kunsttopographie gewürdigt. In der Sacristei befinden sich außer den zwei spätgothischen Kelchen, von welchen einer ein

[1]) Man sehe und vergleiche über die Kümmernis meinen Aufsatz Carinthia I., 82, p. 159—161.

[2]) Dieser Thurm wird demnächst wegen seiner Baufälligkeit abgetragen werden müssen. Das aus Bruchsteinen bestehende Baumaterial ist durch das Alter und die mehrfachen Brände, welche nachweisbar sind, so schadhaft geworden, dass man die Glocken vom Thurme herabgenommen hat und in einem Holzverschlage neben der Kirche anbrachte. Dies war der Thatbestand, als ich im Juli 1894 die Kirche besichtigte.

Digitized by Google

Wappen, eine Schnecke (Grimming), eingraviert hat, noch ein Rococokelch, mit welchem die getriebenen Leuchter an den Seitenaltären im Stile übereinstimmen.

10. Ein altdeutsches Gemälde in der Filialkirche Reinthal bei Winklern. Diese dem heil. Rupert geweihte Filiale von Winklern ist zwar in der Kunsttopographie S. 295 nach Lind's Reiseberichten (Mittheilungen der Central-Commission VII. N. F. XC.) beschrieben, enthält aber außer den herrlichen Apostelbildern noch ein altdeutsches Gemälde auf einer Holztafel, welches an der rechten Chorwand hängt, aus dem Anfange des 16. Jahrhundertes stammt und ikonographisch von Interesse ist. Ähnlich wie auf den Fresken in Gerlamoos und sonst öfters auf Flügelaltären in und außerhalb Kärntens ist Maria dargestellt als Schirmerin und Schützerin der ganzen Christenheit. Maria in Vollgestalt steht in der Mitte des Bildes. Die Himmelskönigin hat ein einnehmendes, volles Antlitz, das nicht ohne Anmuth gebildet ist und von blonden, wallenden Haaren umflossen wird. Auf dem Haupte trägt die Gottesmutter eine reiche Krone mit Doppelbügel, ihr Kleid ist durchscheinend von feinem Stoffe mit reichem Granatapfelmuster. Die seligste Jungfrau breitet ihren hellgrünen Mantel weit aus und unter dessen schirmendem Dache bergen sich Vertreter der ganzen Christenheit in reicher Anzahl, so ein Kaiser, Könige, Papst, Bischöfe, ein Herzog, Ritter, Geistliche, Bürger und Krieger. Auf der rechten Seite hält ein Mann eine weiße Standarte, auf der Christus am Kreuze auf einem doppelköpfigen, schwarzen Adler im goldgelben Felde dargestellt ist. Links gewahrt man einen Mann mit einer Kirchenfahne. Ein Geistlicher trägt ein Messgewand, auf dem der Gekreuzigte mit einem Todtenkopfe unter dem Kreuze gemalt ist. Alle diese Vertreter der Christenheit bergen sich, betend und Gnade flehend, unter Mariens Schutzmantel. Nach den Costümen und Schuhformen ist es kein Zweifel, dass das Bild aus dem Anfange des 16. Jahrhundertes stammt. Auf der linken Bildfläche oben ist ganz ähnlich wie in Gerlamoos [1]) Gott Vater dargestellt, der aus den Wolken Pfeile auf die sündhafte Menschheit abschickt. Aber ein Pfeil ist gebrochen und Mariens schirmender Mantel wehrt den Zorn Gottes. An der rechten Seite des Bildes aber außerhalb des Schutzmantels Mariens steht in Vollgestalt Christus der Erlöser im wallenden Mantel, der den nackten Leib theilweise deckt. Er trägt das Kreuz, das Zeichen des Sieges über die Sünde. Um das Kreuz windet sich ein Spruchband, auf welchem die Worte zu lesen sind: „umb der sunder willen wart ich geboren o vater mein lass deinen zoren." Ein Theil des Spruchbandes ist mit Arabesken ausgefüllt. Christus hält die eine Hand betheuernd an die Seitenwunde. Der Nimbus zeigt das Kreuz in Gold mit rothen Arabesken, ebenso wie bei Gott Vater. Der Sinn des Bildes ist klar. Der Zorn Gottes über die Sünden der Menschen wird von der Christenheit, die unter Marias Schutzmantel Hilfe und Schutz sucht, abgewendet durch den Erlöser, der durch sein Leiden und den Kreuzestod Sünde und ewigen Tod für die Menschheit überwunden hat.

11. Die Apostelbilder in der Kirche zu Reinthal.[2]) Einen wahren

[1]) Man sehe meinen Aufsatz über die Wandmalereien in Gerlamoos, Carinthia I., 81, p. 119.

[2]) Lind hat dieselben in den Mittheilungen der Central-Commission VII. N. F. XC. als wertvolle Bilder der niederländischen Schule erwähnt (die Bemerkung in der Kunsttopographie p. 295 beruht darauf). Sie sind jedenfalls aus der

Digitized by Google

Kunstschatz, der in und außerhalb Kärntens seinesgleichen sucht, besitzt die Kirche an den zwölf auf Holz in feinster Ölfarbentechnik gemalten Brustbildern der Apostel, welche 35 Centimeter in der Höhe und 25 Centimeter in der Breite messen und an den Seitenwänden aufgehängt sind. Leider sind diese in individuellster Lebenswahrheit und coloristischer Meisterschaft gemalten Idealporträts, denn so möchte ich sie nennen, theilweise sehr stark nachgedunkelt und manche derselben in Details störend übermalt. Der Grund ist durchaus schwarz gehalten. Der Künstler hat seine Modelle mit hohem Schönheitssinne unbeschadet der eingehendsten Naturwahrheit ausgewählt und durch geistvolle Behandlung zu würdigen Repräsentanten individueller, seelisch durchgebildeter Apostelcharaktere ausgeprägt. Bewundernswert sind die feinen, röthlichen Fleischtöne und die minutiöse Abstufung der graulichen Schatten im Antlitze. Haare und Bart sind von einer ins Einzelnste gehenden, naturalistischen Durchbildung, die doch nie in Denners anatomische Manier verfällt, sondern stets geistvoll dem gesammten eigenartigen Ausdruck der jeweiligen Persönlichkeit dient. Besonders das greise Haar des Apostels Mathias (mit dem Beile) ist von verblüffender Wahrheit. Ein herrlicher Kopf ist vor allem der des Apostel Petrus mit hoher, seelisch gebildeter Stirne und edlem Blicke. Bei Paulus zieht uns der gesenkte Blick, das tiefe in sich versunkene Nachdenken unwiderstehlich an, bei Petrus die tiefe Trauer, bei Bartholomäus der leidende Ausdruck. Jeder Apostelkopf ist nicht blos nach Ausdruck, sondern auch nach Haltung, Wendung und Stellung des Kopfes anders und eigenartig aufgefasst. Einer der Apostel ist ganz im Profil gehalten und das Licht fällt von seitwärts und beleuchtet nur Schulter, Ohr und Bartflaum, während alles übrige im echt malerischen Halbdunkel liegt; man wird unwillkührlich an Rembrandts Kunstweise gemahnt. Wieder bei einem anderen fast knabenhaft aussehenden Apostel, der freundlich dem Beschauer sich zuwendet, möchte man fast eine Reminiscenz an das früher Raffael zugeschriebene Knabenportrait, das sich jetzt in Louvre befindet, annehmen. Die kunstgeschichtliche Diagnose, welche nach der Schule, der der unbekannte Meister angehört oder gar nach dessen Namen fragt, wird noch dadurch erschwert, dass zwar alle Köpfe, von der späteren Restaurierung und der Nachdunklung abgesehen, als wahre Kunstwerke erscheinen, aber nicht durchaus die gleiche Malweise zu haben scheinen. Dies gilt vor allem von dem freilich sehr nachgedunkelten Bildnisse des heil. Johannes, bei dem ausnahmsweise kein schönes Modell gewählt wurde, wie bei den anderen Aposteln. Ich wage es nicht, Zeit und Richtung des Malers oder der Maler dieser Apostelköpfe zu bestimmen, aber es dünkt mir, als ob italienische Reminiscenzen und Einflüsse vielleicht, ich spreche es mit allem Vorbehalt aus, vom Cenaculo des Andrea del Sarto in St. Salvi bei Florenz, mit niederländischer Detailgründlichkeit sich paaren würden.[1]) Es wäre von kunstgeschicht-

Fremde in diese Kirche gekommen. Der Mesner sagte mir, dass er durch Überlieferung wisse, dass ein Präsident von Innsbruck sie hieher geschenkt habe.

[1]) Ich würde diese subjective Muthmaßung, denn lediglich als solche soll sie gelten, nicht aussprechen, wenn ich nicht einige Tage nach Besichtigung der Kirche und der Bilder zu Hause die Apostelköpfe des berühmten Cenaculo von Andrea del Sarto, das ich auch aus Autopsie kenne, in Photographien Alinaris betrachtet hätte. Doch die minutiöse Maltechnik verräth durchaus einen anderen, ich möchte sagen niederländischen Charakter.

Digitized by Google

lichem Werte, wenn diese Apostelköpfe, wenigstens die besterhaltenen, durch Photographie oder durch Heliogravure der Vergleichung zugänglich gemacht würden.

12. Ein Grabstein aus der Reformationszeit an der Außenseite der Pfarrkirche zu Althofen. Außen rechts neben dem Hauptportale dieser Kirche befindet sich auf einem mensaartigen, von 2 Pfeilern getragenen Unterbaue folgender Grabstein mit Inschrift in gothischer Minuskel: Allhir ligt begraben die Erbere und Ereutugendsame Fraw Walburg, geweste eheliche Hanwdsfraw des erwierdigen gelehrten magistri Eberle, welhe in Christo den Herrn seleeclich zu Althofen am 16. Februar im 1584 jar in Gott entschlafen ist. (Es folgt nun die Bitte, der Herr möge ihr gnädig sein und ihr eine fröhliche Auferstehung verleihen am jüngsten Gerichte.) Der Stein ist mit Valuten eingerahmt. Am unteren Rande steht in lateinischer Majuskel zu lesen: **Mag. Guilhelmus Eberle Maritus maestus H L P I P M Coningi Charisss.** Man sieht deutlich, dass Inschriften nach Römersteinen dem protestantischen Magister als Vorbild für diese Inschrift gedient haben. Das darüber in die Kirchenwand eingelassene Epitaphium, welches in gutem Relicfe vor dem Kreuze knieend einen Edelmann, seine Frau und 2 Kinder in spanischer Tracht mit Halskrausen zeigt, bezieht sich laut Inschrift auf Christof und Maria Frank.

13. Ein Steinrelief aus dem 13. Jahrhundert in der Dominikanerkirche zu Friesach. In die linke Kirchenwand daselbst ist ein rohgearbeitetes Steinrelief eingelassen. Es zeigt Maria mit dem Kinde. Vor ihr kniet ein Mann im Harnische mit seiner Frau. Die Form des nebenangebrachten Helmes, der kleine dreieckige Schild und die Bewaffnung, soweit sie in der rohen Bearbeitung erkennbar, weisen auf das 14. Jahrhundert hin. Rückwärts zeigt sich eine große Gestalt in wallendem Mantel, welche eine Lanze (?) hält, über Maria eine kleine fast puppenartige Figur.

14. Ein inschriftloser Grabstein aus romanischer Zeit im Kreuzgange bei den Dominikanern in Friesach. Derselbe zeigt uns ein einfaches lateinisches Kreuz auf einem kelchartigen Gebilde aufgesetzt. Die Jahreszahl 1288 ist renoviert und daher nicht verläßlich. Ein anderer romanischer Grabstein ist mit einem Kreuz und 2 Scheiben zu Seiten derselben sculpirt.

Ein Denkmal von 1594 im Schlosse zu Bleiburg. Es sind heuer gerade 300 Jahre, dass das Schloss zu Bleiburg durch Joh. Ambros Grafen Thurn, der diese Herrschaft zum Familien-Fideicommisse stiftete, von Grund aus renoviert und der Hauptsache nach in seiner jetzigen Gestalt umgebaut wurde, worüber die im dortigen Archive noch vorhandenen Baurechnungen genauen Aufschluss geben. Der erwähnte Stifter und seine Gemalin, eine geborne Gräfin Schlick, liegen in der Gruft unter der Schlosskapelle begraben. Einem Bruder desselben, Wolf Grafen Thurn, der durch zehn Jahre das Amt eines Verwalters der Landhauptmannschaft Krain innegehabt, sich sodann an einer Kriegs-Expedition in Croatien gegen die Türken 1594 betheiligt, daselbst erkrankt und nach der Rückkehr in Laibach gestorben ist, wurde daselbst in der Spitalskirche von seiner Witwe, einer gebornen Freiin von Inderse, und seinen drei Töchtern, den verehelichten Ursula Frauen von Herberstein, Anna Maria Gräfin von Hardegkh und Elisabeth Frauen von Lamberg, ein prachtvolles Denkmal gesetzt, welches das merkwürdige Schicksal hatte, von dort entführt zu werden, offenbar durch die Franzosen zur Zeit der napoleonischen Invasion, in Frankreich seither vermuthlich oft Besitzer gewechselt zu haben, um endlich

Digitized by Google

jetzt durch die gegenwärtigen Bleiburger Fideicommißbesitzer in Paris wiedergefunden und den Händen der Antiquare entrissen zu werden. Dieses Monument, ein Werk von hervorragend künstlerischem Werthe aus der Spät-Renaissancezeit, jedenfalls deutscher, wahrscheinlich Augsburger Arbeit, aus Bronze gegossen, ciselliert, graviert und ganz vergoldet gewesen, 3 Meter hoch, 2 Meter breit, an 7 Metercentner schwer, wurde nun aus Frankreich zurücktransportiert und in der Schloßkapelle zu Bleiburg aufgestellt, eine wertvolle Familien-Erinnerung und zugleich ein interessanter Beleg für die auf hoher Stufe stehende Kunstblüthe der damaligen Zeit.

Literatur-Bericht.

Die beiden biblischen Gemäldecyclen des Domes zu Gurk. Von A. Schnerich. Wien, 1894. (129 S.) Der verdienstvolle Forscher über den Gurker Dom, Dr. Alfred Schnerich, hat uns in dieser Schrift eine archäologische Gabe geboten, welche die mittelalterliche Kunstgeschichte nicht unwesentlich bereichert und von jedem Forscher auf dem Gebiete derselben mit Freuden begrüßt zu werden verdient. Der Dom zu Gurk besitzt nicht blos durch seine berühmten, symbolischen Darstellungen im sogenannten Nonnenchore, sondern auch durch den großartigen Gemäldecyclus in der Vorhalle, der für das gesammte, kirchenbesuchende Volk eine an die Wand gemalte **biblia pauperum** sein sollte, einen in der Salzburger Diöcese einzig dastehenden, ja in der mittelalterlichen Malerei ein Werk ersten Ranges repräsentierenden Wandschmuck. Über diesen Cyclus handelt Schnerich in wissenschaftlich eingehender Weise im ersten Theile seiner Schrift. Es gebührt ihm das Verdienst, zum erstenmale in erschöpfender Weise eine wissenschaftliche Beschreibung dieser reichhaltigen Bilderreihe gegeben zu haben, welche das alte und neue Testament getrennt in einer Auswahl von Darstellungen gibt, die nach Gruppen, dabei aber auch großentheils chronologisch geordnet ist. Die klare Behandlung der einzelnen Gemälde und ihrer Reihenfolge, ferner die beigegebenen Abbildungen machen für jeden Leser eine Vorstellung des Dargelegten möglich. Bei Beschreibung der einzelnen Bilder schlägt Schnerich die archäologisch richtige Methode ein, indem er alle ihm nach Abbildungsmaterial zu Gebote stehenden oder ihm aus Autopsie bekannten, früheren und nahezu gleichzeitigen Wandmalereien und die Miniaturen in Codices vergleichend zu Rathe zieht. Auf diese Weise, welche auch auf die berühmten Malereien in der Gurker Empore und auf die gleichzeitigen im nahen Karner zu Pieswег angewendet werden sollte, wird die Eigenart jeder bildlichen Darstellung, falls eine solche vorhanden ist, klar erkannt, und die wichtige Frage, was an den einzelnen Bildern nach altem hergebrachten Typus gegeben, und was eine neue Variante ist, festgestellt, sowie die Verwandtschaft mit anderen Darstellungen entsprechend betont. Wir sehen auf solche Art, daß gewisse Motive, wie z. B. das der Todesangst Christi am Ölberge, wo auch dargestellt wird, wie Christus, die Hand erhebend, vorwurfsvoll sich den schlafenden Jüngern naht, gegen die Gepflogenheit des späteren Mittelalters sich directe an die ältesten Vorbilder anschließen, während z. B. in der Himmelfahrt Christi der jüngere Typus gegeben ist. Der Maler oder besser gesagt die Maler (denn es haben verschiedene Hände öfters, sogar

Digitized by Google

bei einem und demselben Bilde mitgewirkt) verhalten sich mitunter in Form und Composition frei gegenüber der Tradition, so z. B. in der Darstellung der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, wo an Stelle der Mandorla „eine naturalistisch behandelte Wolke getreten ist, Moses und Elias ihre Nimben verloren haben und die Apostel frei gruppiert sind, was sich weder vor- noch nachher eingebürgert hat.“ Die Darstellung des gleichen Gegenstandes im sogenannten Nonnenchore bewegt sich hingegen ganz in der feierlich starren Form der Überlieferung. Manchmal führt der Cyclus in der Vorhalle ganz aparte Motive vor, die sich sonst nirgends finden, so im alten Testamente in der überhaupt nur durch die Worte am Spruchbande erkennbaren Darstellung, welche Gideon und seine Schaar, die von der Madianiterschlacht zurückkommt, als Söldner und zwar als Fußvolk der Mitte des 14. Jahrhundertes uns vor Augen führt. So steht es, um ein anderes Beispiel anzuführen, auch ganz einzig da, dass bei der Kreuzschleppung die Kreuze der Schächer von Schergen getragen wurden, während der Erlöser sein viel schwereres Kreuz selbst mühsam auf den Schultern fortschleppt. An selten vorkommenden und daher ikonographisch besonders schwer zu deutenden Darstellungen fehlt es überhaupt nicht. So nähert sich der Herr (im Bilde, das dem Brudermorde folgt) einem mit einer Kuppel bedeckten Baue mit eisenbeschlagener Thüre und legt Hand an das Schloss. Dies ist ein sinniges Symbol der Wiedereröffnung des durch die Sünde verschlossenen Paradieses durch Christi Erlösungswerk. Sehr schwierig ist vor Allem die Deutung des Bildes 17a nach Schnerichs Nummerierung. Hier wird vorgeführt, wie Moses die Königskrone, welche ihm durch Thaanutti's, der Königstochter, Bitte vom Pharao angetragen wurde, auf den Boden wirft und zertritt. Das **speculum humanae salvationis** zu Kremsmünster erweitert diese Darstellung noch in eigenartiger Weise. Die Schwierigkeit der richtigen Deutung mancher Bilder dieses Cyclus wird noch durch die theilweise nur fragmentarische Erhaltung derselben und außerdem namentlich dann sehr gesteigert, wenn erklärende Spruchbandinschriften fehlen. Dies gilt gleich beim ersten Bilde des alttestamentlichen Cyclus, das jedenfalls eine Doppeldarstellung vorführt und die Erschaffung des Lichtes durch Gott bedeutet. Hier waltet zwischen Schnerich und mir [1]) eine nicht unerhebliche Differenz in der Erklärung, indem Schnerich nämlich sagt, dass im oberen Theile Gott Vater dargestellt sei, der die vor ihm schwebende Mandorla, deren Inneres von betenden Engeln erfüllt ist, segnet. Ich hingegen kann die schöne, jugendliche, in der Mandorla thronende Gestalt nur als den Schöpfer selbst auffassen, der die Strahlenhülle, in der er waltet, dieses Symbol des Lichtes, schafft. Außerhalb dieser Darstellung links geht nach meiner Erklärung ein zweiter Schöpfungsact vor. Gott Vater nämlich, der auf einem Berggipfel steht, trennt Wasser und Land. Der Theilungsstreifen ist nach meiner Meinung deutlich gegeben. Ich halte meine Deutung gegenüber der Schnerichs aufrecht. Hingegen hat Schnerich Recht, wenn er in den aufzuckenden Flammen unter diesem Bilde Löwen erblickt, welche in die Flammen stürzen. Diese Löwen sind Symbole der gefallenen Engel; es ist also sehr sinnvoll die Schöpfung des Lichtes mit dem Sturze Lucifers und seiner Genossen verbunden dargestellt.

Schnerich hat in unwiderleglicher Weise p. 62—71 gezeigt, dass der Cyclus in der Vorhalle, über dessen Entstehung uns urkundliche Nachrichten fehlen, in der

[1]) Carinthia I., 82, Nr 5.

Digitized by Google

Mitte oder zu Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes gemalt wurde. Diese ganze Untersuchung ist ein Muster zuverlässiger und kritischer Altersbestimmung. Mit Recht betont ferner Schnerich, dass sich in einzelnen italienische Einflüsse geltend machen, so vor allem in der Deckenbemalung, den blauen Grund mit goldenen Sternen, „den noch der Antike entlehnten Kränzen an der Decke", den Theilungsstreifen und Ornamenten. Aber auch die Gestalt der Figuren weist hie und da auf italienische Einwirkung hin, so vor allem das Bild der Verkündigung, das mir giottesk zu sein scheint, wie ja auch die gekreuzten Arme der Jungfrau sich am frühesten bei Giotto finden dürften Ich stimme Schnerich auch vollkommen in der exact begründeten Annahme bei, dass ein gelehrter Geistlicher des Domstiftes Gurk unter Beihilfe eines Dominicaners aus Friesach das Programm zu den Bildern entworfen habe, da ja für die Bilder nachweisbar außer der Bibel die historisch exegetischen Schriften der Dominicaner namentlich Vincentius Bellovacensis zu Rathe gezogen wurden.

Man begnügte sich in Gurk jedoch nicht auf die Dauer mit dieser bildlichen Darstellung der Heilsgeschichte, sondern schuf um ein Jahrhundert später in dem großen Fastentuche, das nach inschriftlicher Beglaubung am unteren Rande desselben durch den Domprobst Johann Hinterkircher am 8. April 1458 erworben und durch Meister Konrad von Friesach auf Leinwand gemalt wurde, einen noch ausführlicheren christlichen Cyclus von Darstellungen. Dieses Fastentuch, welches Schnerich zum erstenmale wissenschaftlich beschreibt und dadurch in der Kunstgeschichte bekannt macht, ist das größte in Kärnten, denn es hat 8·87 Meter Seitenlänge, wird jedoch von dem Fastentuche in Millstatt, das Oswald Kreuzel 1593 bemalt hat, nahezu erreicht, da letzteres, von dem ich in Carinthia I., 83, p. 73—81 zuerst eine wissenschaftliche Beschreibung gegeben habe, 7 Meter 20 Centimeter Breite und 8 Meter 40 Centimeter Höhe hat. An Zahl der Bilder aber mit den 42 Bildfeldern steht das Millstätter Fastentuch gegen das in Gurk mit seinen hundert Feldern ebenso zurück wie an Tüchtigkeit der Ausführung. Das Gurker Fastentuch zerfällt in hundert Quadrate; jedes dieser Quadrate weist eine, bisweilen auch zwei oder mehrere Darstellungen der Geschichte des alten und neuen Bundes auf, welche derart geordnet sind, dass das alte Testament die linke, das neue die rechte Hälfte einnimmt. Die mit zahlreichen Inschriften in gothischer Minuskel erläuterten Darstellungen sind chronologisch gereiht und laufen von links nach rechts.

Schnerich wendet bei der durchaus kurzen, trefflichen und bündigen Beschreibung der Einzelbilder, bei der er zuerst das alte, dann das neue Testament, das mit der jüngsten Gerichtsdarstellung schließt, bespricht, die erprobte, comparative Methode an. Er weist auf verwandte Darstellungen im Holzschnitte hin, betont mit Recht, dass der große Gemäldecyclus außen an der Kirche zu Hohen-Feistritz (Kunst-Topographie S. 121), der wie eine an die Wand geheftete Tapete erscheint, inhaltliche Ähnlichkeit mit Partien des Gurker Fastentuches zeigt, was besonders von der jüngsten Gerichtsdarstellung gilt, welche überdies auch mit der in der Kirche zu Guttaring auffallende, inhaltliche Verwandtschaft hat. Überhaupt fehlt es in Schnerichs Aufsatz über das Gurker Fastentuch nicht an interessanten Vergleichen und Bemerkungen, so wird z. B. (siehe Figur 8, S. 76) bei Besprechung von Noahs Trunkenheit auf eine auffallende Analogie mit dem bekannten Bilde Gozzolis im Campo Santo zu Pisa hingewiesen, indem auf dem Gurker Fastentuche das eigenartige

Digitized by Google

Vorhalten der Hände vor das Antlitz wiederkehrt. Von wahrhaft nordischer Phantastik ist die scheußliche Gestalt des Teufels (S. 100, Figur 12), von der Schnerich sagt, dass sie zu den Prachtexemplaren mittelalterlicher Phantastik gehöre. Besonders ikonographisch auffällig ist es, dass die Gurker Darstellung 37 mit Jesaias Martyrium ganz auffällig mit der eines Goldglases sowie mit anderen griechischen Miniaturen übereinstimmt. Meister Konrad von Friesach, der Maler des Fastentuches, hat außer der Bibel besonders Martinus Polonus und Jacobus de Voragine benutzt, er verfährt aber auch einigemale vollkommen frei gestaltend, so z. B. in dem Bilde vom Martyrium des Propheten Ezechiel, wo die Überlieferung die Art des Märtyrertodes nicht angibt, der Maler aber den Feuertod wählte, und vor allem in der ganz eigenartigen Weise, wie er uns in echt mittelalterlicher Art die Salbung Sauls durch Samuel erzählt. Von besonderer Naivität ist die Auffassung Davids und Goliaths (S 86, Figur 16), wo gegen den biblischen Bericht Saul und zwei Frauen wie bei einem Turniere zusehen. Andere Darstellungen hinwieder, so besonders die Erzählung von dem Weibe, das des Herrn Füße salbt (S. 104), zeigen, wie eingehend und genau der Meister die Bibel gelesen hat. Auf dem Fastentuche fehlt auch nicht die Darstellung, welche besonders in der byzantinischen Kunst beliebt ist, nämlich die Huldigung Alexanders des Großen vor dem Priester. Alexander ist vom Siegeswagen gestiegen und vor dem Priester niedergekniet, der ihn segnet. Den römischen Kaiser kann sich der Maler des Fastentuches nur als Papst mit der Tiara vorstellen. Dies zeigt das Bild „Tod des Julius Cäsar" und die Gestalt des Kaisers Augustus, der als Papst nebst der Sybille vor Maria mit dem Kinde kniet. Hätte letzteres Bild nicht am Spruchbande die Aufschrift „Octavianus nach Maria und Jesum", so könnte man dabei fast an das Bild außen an der Kirche zu Lieding denken und die knieenden Gestalten für die Donatoren halten. Jedenfalls wird die Vorstellung des Liedinger Bildes ins Gedächtnis gerufen. Die Ausführung der Bilder des Fastentuches ist eine gründliche und gewissenhafte, einige derselben, so vor allem die Erscheinung des Herrn nach der Auferstehung, sind nicht ohne Poesie, hingegen ist das Heiligendreikönigsbild das schwächste der ganzen neutestamentlichen Reihe. Wenn derselbe Gegenstand auch in der Vorhalle dargestellt ist, so mag der Meister des Fastentuches die ältere Darstellung in einigen Fällen benützt haben, jedoch scheint mir Schnerich diesbezüglich zu weit zu gehen, indem er die Darstellung der Schöpfung am Fastentuche „augenscheinlich" der in der Vorhalle nachgebildet sein lässt Sagt er doch selbst, dass hier, d. h. am Fastentuche, alles eigenthümlich vermengt sei. Der Unterschied zwischen diesen beiden Schöpfungsdarstellungen scheint mir viel wesentlicher zu sein als die Ähnlichkeit. Am Schlusse seines Buches erwähnt Schnerich auch in Kürze des Fastentuches von Haimburg vom Jahre 1504, von dem ich in der Carinthia I., 82 S. 79—82, eine ausführliche Beschreibung gegeben und daselbst auch die interessante Darstellung von Kains Tod durch Lameck, die auch Schnerich anführt, erläutert habe.

In Kärnten haben sich mehrfach Fastentücher erhalten, doch haben erst Schnerich, Lebinger und ich diesen archäologischen Objecten die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt. Auffallend erscheint es, dass Schnerich, der doch die Kunsttopographie und die Neue Carinthia kennt und liest, in seinem Buche, das die Jahreszahl 1894 trägt, am Schluße weder die Kunsttopographie noch meine Aufsätze in der Carinthia über Fastentücher erwähnt. Er muss durch diese Quellen doch die Fastentücher

Digitized by Google

in Sternberg, Baldramsdorf, Millstatt und das in den Sammlungen des Geschichtsvereines kennen. Auch in Maria Bichl bei Spital fand ich ein solches größeres Fastentuch, sowie Fragmente eines solchen, das freilich aus dem 17. Jahrhunderte stammt, in Grafendorf im Gailthale. Schnerich sagt hingegen von kärntnerischen Fastentüchern S. 128 nur, dass die auf Leinwand gemalten Apostelbilder zu Maria-Wörth von einem Fastentuche herzurühren scheinen. Doch wir wollen deshalb durchaus kein Wort des Tadels gegen Schnerich aussprechen, im Gegentheile sprechen wir ihm dafür, dass er das Gurker Fastentuch, welches selbst das in Zittau an Bedeutung des Bilderschmuckes zu übertreffen scheint, in wissenschaftlicher Weise besprochen hat, den vollsten Dank aus, den wir ihm auch für die mit peinlichster Genauigkeit selbst veranstalteten Zeichnungen der Gurker Cyclen, von denen das Buch erfreuliche Nachbildungen gibt, zollen. Mögen, so schließen wir übereinstimmend mit des Autors Wunsche, die Gurker Schätze vor der verschlimmbessernden Hand der Restauratoren verschont bleiben, die Gemälde aber im Innern des Domes, die noch unter der weißen Tünche ruhen, ihre Auferstehung baldmöglichst feiern. Es gebe diesbezüglich in Kärnten noch so viel Interessantes, ich weise nur beispielsweise auf die Kirche zu Heiligenblut hin, wo im Chore große Cyclen unter der Decke schlummern, ans Tageslicht zu fördern. Enthüllen, aber nicht oder so wenig als möglich restaurieren, soll diesbezüglich die Devise sein. Dr. F. G. Hann.

Das Einhorn und seine Jagd in der mittelalterlichen Kunst. (Der Kirchenschmuck 1894. 25. Jahrgang, Nr. 7, S. 73—81). In diesem lehrreichen und interessanten Aufsatze werden zwei in Kärnten befindliche und wohl auch hier entstandene kirchliche Kunstdenkmäler, in welchen das in der Überschrift angeführte mystische Thema dargestellt erscheint, ausführlich und sachgemäß besprochen. Das eine Kunstwerk ist ein Holzrelief und bildete einstmals wohl den Schrein eines Flügelaltars. Es kam aus Maria Saal in das Museum des Geschichtsvereines in Klagenfurt. Das andere ist ein Gemälde und bildet die Außenseite der linken Flügelthüre des spätgothischen Flügelaltares in der Deutsch-Ordenskirche zu Friesach, wohin derselbe aus der aufgelassenen Kirche Heiligenstadt am Ossiachersee gelangt war. Die beiden Darstellungen stimmen in der Composition so sehr miteinander überein, dass ein Copienverhältnis und die Herstellung in der gleichen Werkstatt höchst wahrscheinlich erscheint. Sollte dies aber nicht zutreffen, dann gehen beide Darstellungen doch sicher auf eine gemeinsame Vorlage zurück.

In der Einleitung fasst der Verfasser (Conservator Graus) alles, was die antike, altchristliche und mittelalterliche Literatur in Bezug auf den Einhornglauben und die Einhornlegende enthält, kurz zusammen, er bespricht dann die gerade nicht häufig vorkommenden Darstellungen dieses Gegenstandes in der bildenden Kunst, welche zeitlich unseren Denkmälern vorangehen, und gibt schließlich eine genaue ikonographische Beschreibung derselben zugleich mit einer erschöpfenden Erklärung ihres mystischen Inhaltes. Schließlich sei noch hervorgehoben, dass die beiden Kunstwerke durch Zinkographien, die nach Photographien hergestellt wurden, für den Zweck einer Vergleichung mit anderen ähnlichen Darstellungen leidlich gut wiedergegeben sind.

Simon Laschitzer.

Buchdruckerei Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incur by retaining it beyond the speci time.

Please return promptly.

Univ of Illinois
8/1946

Widener Library
3 2044 100 894 112

Digitized by Google